

NAZIONALE

B. Prov.

XXIII

323

NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadillo XXXIII



Palchetto

Num. d'ordine

129

149

B. Prov.
XXIII
323

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

643711

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. G. E. Meier und L. F. Kämp.

Achter Theil.



OUABASH — OZZY. Nachträge: OBAJJ — OZODICERA. P — PACHNAMUNIS.

Leipzig:

J. A. Brodhaus.

1836.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
Dritte Section
O — Z.

Ächter Theil.

OUABASH — OZZY. Nachträge: OBAJJ — OZODICERA. P — PACHNAMUNIS

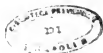
Verzeichniss der Tafeln,

**welche mit dem Achten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyclopädie, zu
den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:**

Ockenheim, Odington, Oltrovius, Ornithoparcus. Musik.

O U.

(Was sich unter OU nicht findet, ist unter U zu suchen.)



Ouabash, f. Wabash.

OUANNE, ein französischer Marktflecken an der Quelle des gleichnamigen Flusses, welcher, nach Nordwest strömend, sich in den Loing ergießt. Der Flecken Duanne liegt im Departement der Yonne, Bezirk Auxerre, zwei Meilen südwestlich von Auxerre und hat 176 Häuser mit 1020 Einwohnern. (*A. Sprengel.*)

Ouari, f. Uari, Wara, Waree.

OUARVILLE, französischer Marktflecken, Departement Eure und Loire, Bezirk Chartres, mit 190 Häusern und 769 Einwohnern, welche vorzüglich Rüben- und Handschwebel treiben. (*A. Sprengel.*)

OUCHI und OUCHY, auch Rive, Ripa Lausannensis, ein Dorf am Genfersee im District Lausanne des eidgenössischen Cantons Waadt. Es liegt 20 Minuten von der Stadt Lausanne und ist der Hafen dieser Stadt. Ein harter Damm bildet einen sichern Ankerplatz. Der Verkehr ist hier sehr bedeutend. Täglich geben Dampfsboote zwischen diesem Ort und der neun Stunden entfernten Stadt Genf hin und her. (*Escher.*)

ODALEN, OUDAL, norwegischer kleiner Marktflecken im Stifte Aggerhus, im Amte Hedemarken, in der Voigtei Solør, acht Meilen nördlich von Christiania. In der Nähe sind Eisenwerke. (*A. Sprengel.*)

ODALRICH, Verwandte Karl's des Großen. 1) Bruder der Kaiserin Hildegard, aus vorzüglich edelm, schwäbischen Geschlechte¹⁾, Schwager Karl's des Großen, erhielt von diesem viele Würden und Lehen, ward aber nach seiner Schwester Tode, weil er etwas verbrochen, derselben beraubt. Da rief ein Postenreißer dem Kaiser in die Ohren: „Nun hat Dudoalrich seine Würden und Lehen verloren im Osten und Westen, da seine Schwester todt ist.“ Auf diese Worte ließ Karl der Große Dudoalrich die alten Würden und Lehen zurückgeben²⁾. Dieser Dudoalrich ist vielleicht derselbe, der als Graf in den Sauren Argengowe und Limgowe, und als Dudoalrich's und Rodbert's Vater in sangallier Urkunden vom J. 802 und den folgenden Jahren vorkommt³⁾. — 2) Dudoalrich,

aus Karl's des Großen Geschlecht⁴⁾, ein Graf, hatte seinen Sitz zu Buchhorn, heirathete Wendilgarth, die Enkelin des Königs Heinrich I., zeugte mit ihr den Grafen Adalhard, der nachmals Abtstatten dem Kloster St. Gallen gab, hörte, daß die Ungern in Baiern, wo er Eigen (Älpe) hatte, einbrächen, griff mit den übrigen die Feinde an, ward festgesetzt und gefangen und nach Ungarn gebracht. Aber die Sage war, daß er in der Schlacht erschlagen worden. Seine Frau Wendilgarth galt daher als Witwe, und man bewarh sich um ihre Hand. Sie aber wollte nicht heirathen, sondern begab sich nach St. Gallen, ließ sich neben der Kapelle der heiligen Wiborod eine Kammer bauen, und lebte von ihrem Vermögen, und gab den Brüdern (Mönchen) und Armen viel zum Seelenheil ihres, wie sie glaubte, verstorbenen Mannes. Sie genoß noch mancherlei angenehme Speise, ward aber darüber von der Klausnerin Wiborod bestraft, und entwandte sich derselben. Ja! sie ließ sich von der Lehrerin Wiborod so weit bringen, daß sie den Schleier nahm, und erhielt ihn aus des Bischofs Salomo von Constanz Hand. Sie gewohnte sich nun ganz an die Tugenden der Klausnerinnen, und so, daß sie nach dem Tode Hildegard's, welche ihm nahe schien, in die Klausen geschloffen zu werden wünschte. Es kam indessen im vierten Jahre der bittere Jahrestag des vermeintlichen Todes ihres Mannes, und sie ging nach Buchhorn, und spendete, wie sie pflegte, den Armen. Dudoalrich war durch einen glücklichen Zufall der Gefangenschaft bei den Ungern entronnen, verkehrte sich unter den übrigen Zerlumpten, und rief Wendilgarthen an, daß sie ihm ein Kleid geben sollte. Sie schalt ihn, daß er so ungeschlüm und verwegem bettelt, gab ihm aber wie im Unwillen ein Kleid. Er aber umarmte die Gönnerin, und küßte sie, warf die Haare zurück, und rief denen zu, die ihm mit Dürftigen drohten: „Verschont mich mit Dürftigen, deren ich genug ertragen habe, und erkennt euren Dudoalrich wieder!“ Wendilgarth aber glaubte, sie hätte Schmach erlitten, und setzte sich verflüßt nieder und sagte: „Nun erst fühle ich, daß Dudoalrich todt ist, da ich solche Gewaltthatigkeit erlitten habe.“ Er aber wies ihr seine Hand, die an einer Narbe kennlich war. So erwarhte sie aus dem Traume und erkannte ihn: Die versammelte Geistlichkeit hielt nun statt Meßen für den Todten Meßen für den Lebenden.

1) Eginhard. Vita Caroli Magni. c. 18. 2) Monachus Sangalli. Gesta Caroli. Lib. I. c. 14. ap. Pertz. Mon. Germ. Hist. T. II. p. 786 ist bekanntlich an Karoliten über Karl den Großen reich, die bloß als Sauren gelten können. 3) Cod. Diplom. Alam. I. no. 55, p. 144 etc.

X. Geogr. v. M. a. S. Dritte Section. VIII.

4) Die Caroli prosapia, nämlich von westlicher Seite.

den, und ein großes Freudenfest beschloß den Tag. Zunächst ward eine Synode gehalten, und Dubatich forderte seine Gemahlin vom Bischofe zurück. Dieser nahm Wendigkeiten dem Schreier, und schloß ihn in die Schranken der Kirche, daß sie ihn wieder nähme, wenn sie Witwe würde. Eine Trauung und Hochzeit ward so gefeiert, gleich als wenn die Ehe jetzt erst geschlossen würde. Sie ward schwanger, und die Ältern gelobten das Kind, wenn es ein Knabe sei, dem heiligen Gallus. Ein Knabe ward geboren, Burkhard geheißt, im Klosterezoget, und von den Mönchen Eingebornen juhrmannet. Es ist dieses jener Burkhard, der von seinem Mutterbruder, dem Kaiser Otto den Großen, zum Abte von St. Gallen beständig ward, als er hierzu einmütlich gewählt worden war¹⁾.

OUKANULLA, Audanulla, Udaya-Nulla, Stadt im Hindustan, Provinz Bengalen, District Calcutta, Bezirk Rajmahall, auf dem Ganges-Delta unter 24° 55' nördl. Breite und 105° 24' östl. Länge gelegen.

(A. Sprengel.)

OUDE-BEYERLAND, Aud-Beyerland, ein großes südasiatisches Dorf mit 2340 Einwohnern, auf der Insel Beyerland im District Dordrecht der Provinz Südholland, an einem Arme der Waas, der Insel Boorne gegenüber gelegen. Eine Stunde südwestlich von Dub-Beyerland, an demselben Arme der Waas liegt das Dorf Rieuw-Beyerland (Nid-Beyerland).

(A. Sprengel.)

OUDE, Auld, eine Provinz oder Subab des nördlichen Hindustan, welche zwischen 26 und 29° nördl. Br. und 95½ bis 101½ östl. L. an beiden Ufern des Ganges gelegen, fast eine halbmondsförmige Gestalt hat, so daß die westliche Spitze nach Norden gerichtet, die östliche abgestumpft, die nördliche Seite concav und die südliche convex erscheint. Sie begreift alles flache Land (mit Ausschluß des nordwestlich gelegenen Districts von Rampoor) zwischen dem Ganges und den nördlichen Gebirgen, welche Nepal abschneiden, sowie den größten Theil des fruchtbaren Landstriches Duab zwischen den Flüssen Ganges und Dschumnah bis acht Meilen von Delhi. Nach Osten und Südosten wird Duab begrenzt durch Bahar, im Süden durch Allahabad und im Westen durch Agra; der Flächeninhalt wird auf 1400 □ Meilen angegeben. Das Land eben, fruchtbar und wohlbevölkert durch die großen Stämme Ganges, Gogra und Dschumnah mit vielen Nebenflüssen, bringt sowohl Weizen und Dhl der gemäßigten Zone, als Reis, Indigo, Tabak, Zuckerrohr und etle Früchte im Überflusse hervor. Das Klima ist zwar heiß, aber ebenso gesund, wie in Bahar. Die Einwohner, fast vier Millionen, dem größten Theile nach Hindus, treiben Ackerbau, Viehzucht, Indigobereitung, Baumwollenweberei und einen lebhaften Handel sowohl mit Nepal, als mit den angrenzenden Provinzen Hindustan's. Als das Reich des Großmoguls blühte, bildete Duab einen Theil desselben. Aurengzeb's Sohn und Nachfolger, Schah Alem (Muhammad Rauzen) gab es

im Anfange des 18. Jahrh. einem seiner Günstlinge, Suf der Dschung, einem Schiiten von persischer Abkunft, mit dem Titel eines Nabob-Beyrers als Lehen. Der älteste Sohn und Nachfolger Suf der Dschung's, Schahschah-ud-Daulah, benutzte den gänzlichen Verfall des mongolischen Reichs in Indien, um sich, durch ein Bündniß mit der englisch-österreichischen Compagnie verstärkt, vom Pabischah von Delhi unabhängig zu machen. So gewann er im J. 1774 zu seinem Reich Duab noch die östlichen Theile von Delhi und Agra, welche bis dahin die Kohilash und Dschats inne gehabt hatten, ferner die Semindary (Provinz) Benares, mit Einschluß der Gircars (Unterthalbatterien) Gajypur und Idsunar. Aber schon er selbst mußte bald die immer wachsende Macht der Briten in Indien empfinden und sich zu bedeutenden Ländereabtretungen bequemen. Nach seinem Tode bemächtigte sich der jetzt noch lebende Nabob, Saadet Ali, der Bruder des Vorigen, mit Übergang seines Neffen Ali, der Regierung (21. Jan. 1798). Doch mußte er den Engländern für die Hilfe, welche sie ihm dabei geleistet, nach dem Tode von Lucknow (10. Nov. 1801), einen großen Theil seiner Ländereien abtreten. Außerdem stationirt seit jener Zeit eine Brigade der bengalischen Armee im Lande des Nabob, an den westlichen Grenzen, für deren Unterhalt er durch eine jährliche sogenannte Subsidie von 420,000 Pfund Sterling zu sorgen hat. Ungeachtet dieser Abhängigkeit nennt er sich König von Duab und mit seinem ganzen Titel: Abdulmussaffir Muhiuddin Schah: Ertman Schafieidin-Hyder Pabischah, d. h. der Vater des Siegreichen, der Erbe des Glaubens, der Schah der Zeit, der Siege des Glaubens, der Erbe, der Pabischah. Seine Einkünfte sollen sich auf 2½ Millionen Pfund Sterling, seine Armee mit Einschluß von 5—6000 Mann regulärer Truppen, auf 50—60,000 Mann belaufen. Seine Residenz ist Lucknow (Luckau), eine große Stadt am Gangesflusse, welche 300,000 Einwohner zählen soll. — Saadet Ali ist ein prachtliebender Fürst, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, welcher viele Europäer in seine Dienste genommen hat, als Gelehrter berühmt durch die Herausgabe eines großen persischen Wörterbuchs (unter dem Titel: The seven seas, a Dictionary and Grammar of the Persian language, by his Majesty the King of Oude, in sieben Theilen und zwei großen Folianten, 1822 in der königlichen Druckerei zu Lucknow erschienen), welches er auch mehreren europäischen Bibliotheken geschenkt hat.

Die Provinz Duab zerfällt in sieben Gircars oder Districte: Bahereisch, Ganoge, Guraupur, Aitrahob, Lucknow, Maniupur und Duab.

Der Gircar Duab in der Provinz Duab wird im Norden durch Bahereisch, im Osten durch Guraupur, im Süden durch Dschompur und Maniupur und im Westen durch Lucknow begrenzt. Er ist etwa neun Meilen lang und über drei Meilen breit. Seine Hauptstadt ist Fuzabad (Fisabad) am Gograflusse, früher Residenz des Nabob, nahe bei der alten, von dem Hindus für heilig gehaltenen Stadt Auld oder Duab, welche dem Gircar und der Provinz den Namen gegeben haben soll. (A. Sprengel.)

5) Ekkehardi IV. Caroli S. Gall ap. Perla., T. II. p. 119, 120.

OUDEAU oder **ODEAU** (Françoise), gest. 1644, als Nonne in dem in der Nähe von Paris gelegenen Dominikanerkloster Poissy, stammte von einer adeligen Familie ab und zeichnete sich nicht nur durch seltene Bescheidenheit, wahre Demuth und echte Frömmigkeit, sondern auch durch Bildung und Kenntnisse aus, die weit das Maß überschritten, was gewöhnlich Frauen gesagt ist. Namentlich verstand sie sehr gut Lateinisch und übersehte aus dieser Sprache ins Französische: *Sermons méditatifs du dévot Père saint Bernard, abbé du Clairvaux, sur les cantiques, traduits du latin en françois par S. F. O., religieuse du royal monastère de Saint-Louys de Poissy.* (Paris 1621. 4.) (H.)

Oudeau (Joseph), geb. zu Grai 1607, gest. zu Besançon den 25. Oct. 1668, einer der ersten Begründer eines bessern Geschmacks in der französischen Kanzelberedsamkeit. Aus Dankbarkeit gegen die Jesuiten, bei denen er unterrichtet worden war, trat er im J. 1626 in ihre Gesellschaft, ohne sich jedoch durch unaussprechliche Gelübde an sie zu fesseln. Er wurde zuerst Lehrer in den alten Sprachen, den bei den Franzosen sogenannten humanités, und in der Rhetorik; nachdem er das sieben Jahre geblieben, widmete er sich ganz ausschließlich dem Predigamt, indem er mit dem größten Beifalle, den wir uns aus seinen erhaltenen sermons kaum ganz erfinden können, auf den bedeutendsten Kanzeln von Paris und Lyon auftrat. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich nach Besançon zurück. Man hat von ihm 1) *Les Panegyriques des fondateurs des ordres religieux.* (Paris 1664.) 2) *L'illustre criminel* (Lyon 1665), eine Sammlung von Advokatspredigten, an welcher der Verfasser zehn Jahre gearbeitet hat. 3) *Panegyriques pour toutes les fêtes de la Sainte-Vierge.* (Ibid. 1665.) 4) *Le Prédicateur évangélique* (Ibid. 1667), eine Sammlung von Predigten für jeden Tag der Fastenzeit. 5) *Le Banquet d'Elie ou les merveilles de la table de Jésus.* (Ibid. 1668.) (H.)

OUDEGHERST (Pierre d'), geb. zu Lütt, lebte einige Zeit am Hofe Maximilian's II., dann als Advocat in Brüssel. Im J. 1571 gab er zu Antwerpen bei Plantin in einem Quartabande *Les Chroniques et Annales de Flandres par Pierre d'Oudegherst* heraus, welche vom J. 620—1476 reichen. Leider ist die von ihm beabsichtigte Fortsetzung nicht erschienen, welche die Geschichte von der Erwerbung Flandrens durch das Haus Österreich bis auf seine Zeit fortzuführen sollte. (H.)

OUDENAARDE, Oudenarde, Audenaerde, Stadt in der Prov. Flandern des Königreichs Belgien, die Hauptstadt des gleichnamigen Districtes, liegt in einem angenehmen Thale an der hindurchfließenden Schelde, und soll im J. 411 von den Goten erbaut worden sein. Sie hat zwei Pfarrkirchen, fünf Thore, ein anscheinliches Rathhaus und viele gute Gebäude mit beinahe 6000 Einwohnern, die sich viel mit Webereien beschäftigen. — Im J. 1708 wurden hier die Franzosen von den Allirten geschlagen und 1794 am 3. Zul. ergab es sich den Franzosen. (Kämte.)

Treffen bei D. Am 11. Zul. 1708 griff der Herzog von Bourgogne, als Oberfeldherr der Franzosen, den

stärkere und besser aufgestellte Armee der Allirten unter dem Herzoge von Marlborough an. Der Kampf, nur von einzelnen Theilen beider Armeen geführt, blieb den Tag über unentschieden; da aber der Herzog von Bourgogne, gegen den Rath des ihm zur Seite gestellten Marischall, Herzogs von Vendôme, während der Nacht das Schlachtfeld verließ, ohne sogar den Truppen die Rückzugslinien und Diercte anzuzeigen zu haben, so schied Marlborough sich nicht nur den Sieg zu, sondern gewann im Verfolgen bedruckene Vortheile über den gestürzten Feind.

Belagerung und Einnahme von D. Am 16. Zul. 1745 ward Dubenaarde von den Franzosen unter dem Grafen Löwenbal durch 22 Bataillons und 3 Escadrons, die von der Hauptarmee detachirt waren, vollständig eingeschlossen. Am 17. Zul. traf die nöthige Artillerie ein, und in der Nacht vom 18. zum 19. wurden die Laufgräben eröffnet, auch sieben Batterien (30 Geschütze) etablirt. Ungeachtet des lebhaftesten Widerstandes gelang es den Belagerern, in den beiden nächsten Nächten die zweite Parallele zu Stande zu bringen und die detachirten Werke der Festung anzugreifen. Am 22. Zul. Abends capitulirte der Commandant, General von Mafus. Die Sieger fanden in der Festung 24 Geschütze und bedeutende Vorräthe; die aus 1070 Mann bestehende Garnison ward kriegsgefangen.

Gesichte bei D. Am 24. Jun 1794 warf die Avantgarde der französischen Maas-Schelde-Armee unter Pichegru die vor Dubenaarde stehenden Vorposten der Armee des Herzogs von York nach einem heftigen Gefecht in die Stadt zurück, ließ auf dieselbe ein Geschützfeuer eröffnen und den Commandanten ausserdem, den Platz (nur gegen den ersten Anlauf besetzt) zu übergeben. Die Aufseherung blieb ohne Erfolg; der Herzog verstärkte die Truppen in der Stadt, ließ die Avantgarde bis Ruffrighen vordrücken und die Ufer der Schelde besetzen. Aus dieser Lagezeit entspannen sich bis zum 30. Jun. fortwährende Irzauerege, welche der Commandant durch Entloosung unterlegte. Am 30. Jun. zogen die Franzosen ab; die Avantgarde verfolgte sie vier Stunden weit. Mit der bald darauf erfolgten Einnahme von Gent (3. Zul.) fiel jedoch auch Dubenaarde in die Hände der Franzosen. (Benicken.)

Oudenaarde (Robert van), Maler, f. in den Nachrichten zum Buchstaben O.

OUDENBORG, Audenborg, belgischer Marktflecken mit 818 Einwohnern, in der Provinz Westflandern, nahe am Kanal von Rierpoort, vier Meilen von Oudenb.

(A. Sprengel.)

OUDENDORP (Franz von), geb. den 3. Zul. 1696 zu Leiden, verdankte seine wissenschaftliche Bildung den Schulen seiner Vaterstadt und der dortigen Universität. Den entscheidenden Einfluß auf seine Studien gewannen Perizonius, Gronov und Burmann. Unter ihrer Leitung bildete er sich zu einem gründlichen und geschmackvollen Philologen. Nachdem er eine Zeit lang Lehrer an dem Gymnasium seiner Vaterstadt gewesen war, erhielt er (1724) das Rectorat in Nimwegen. Des Lehramts eröffnete er mit einer lateinischen Rede von dem Nutzen

und der Nothwendigkeit öffentlicher Schulen. Im J. 1726 verwechselte er die bisher bekleidete Rectorstelle zu Nimwegen mit einem gleichen Amte zu Harlem. Er sprach bei dieser Gelegenheit de ingenue educationis et ad eam scholarum necessitate. Für sein häusliches Glück eröffneten sich frohe Aussichten durch die Verbindung mit einer gleichgesinnten Gattin, Sara Torren. Aber auch die Freundschaft erweiterte sein Leben, seit ihre Bande ihn an den bekannten Richtergelehrten und Dichter Peter v'Drville setzten.

Aus seinen bisherigen Amtsverhältnissen schied Dudenbop im J. 1740. Er folgte um diese Zeit, zugleich mit Hemsterhuis, einem Rufe in seine Vaterstadt Leyden. An der dortigen Universität erhielt er das Lehramt der Geschichte und Vorsehenszeit, welches er im October des genannten Jahres mit seiner Rede: De literariis Julii Caesaris studiis eröffnete. Im J. 1744 bekleidete er das akademische Secretariat und 1751 das Rectorat, welches er im nächsten Jahre wieder niederlegte. Um diese Zeit ernannte ihn die Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem zu ihrem Mitgliede. Er starb im J. 1761, den Ruhm eines sehr vorzüglichsten classischen Philologen hinterlassend. Mit sorgfältiger Vergleichung seltener Handschriften, die ihm, außer den Werksammlungen seiner Vaterstadt, besonders die Bibliotheken zu Wien und Florenz, darüber, veranstaltete er reichhaltige, mit kritischen Anmerkungen versehene Ausgaben des Lucan (Leiden 1728. 4.), des Sertius Julius Frontinus (Ebd. 1731. 2. Aufl. Ebd. 1779), des Julius Caesar (Ebd. 1737. 4.)¹⁾, des Sueton (Ebd. 1751) und des Apulejus. Die Ausgabe des zuletzt genannten Schriftstellers ward zu Leyden im J. 1786 aus einem Nachlasse gedruckt.²⁾ (Heinrich Daering.)

OUDENDYCK 1) Adrian, war der Sohn von Eberhard Dudenbop und sowie sein Vater aus Harlem gebürtig, malte meist Landschaften und Thiere, die sich durch einen sehr kräftigen Ton und ein gutes Colorit auszeichnen. Er lebte gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

2) Eberhard, Vater von Adrian, als Künstler in das Kunstbuch derselben zu Harlem eingetragen; sonst fehlt es an Nachrichten über ihn und sein Leben. Seine Gemälde stellen meist Gegenstände aus den untersten Classen des Volkes, Bettler, Krüppel und dergleichen, dar, wurden aber sehr geschätzt, wie die Verkaufscataloge von öffentlichen Kunstausstellungen beweisen.³⁾ (Frenz.)

OUUDERGE, ein holländischer Maler, dessen Name mehrmals in dem holländischen Gemäldecatalog von van Hoet und Zeeuwen vorkommt, beschäftigte sich besonders mit Figurendarstellungen aus dem täglichen Leben. In der Sammlung der Witwe de la Court zu Leyden gab man von ihm zwei Bilder, einen Einweiber am Werk-

stuhl und seine Hausfrau, und einen Schuster mit seinem Burschen, beide mit ihren Arbeiten beschäftigt. Die Gemälde wurden sehr hoch geachtet, obgleich man von seinen übrigen Lebensverhältnissen wenig weiß.⁴⁾ (Frenz.)

OUDEWATER, selte Stadt in der Provinz Holland, im Bezirke von Rotterdam an der Ossel, mit etwa 2000 Einwohnern. Sie erhielt im J. 1254 von dem Bischofe von Utrecht das Stadtrecht. Hier wurde im J. 1560 Jakob Arminius, der Stifter der Remonstranten, geboren. Im J. 1573 wurde die Stadt von den Spaniern erobert und zerstört. (Kämt.)

OUUDIN. 1) César O., aus Bassigny, Sohn eines Grand-Preodt, wurde am Hofe Heinrichs IV. erzogen, als dieser nur noch König von Navarra war, kam durch seine Kenntnisse der vorzüglichsten Sprachen Europa's in die nähere Umgebung dieses Fürsten, der ihn bei verschiedenen protestantischen Fürsten Deutschlands beglaubigte und auch zu andern diplomatischen Missionen während der Bürgerkriege benutzte; im J. 1596 ertheilte er ihm die Stelle eines Secrétaire-interpréte für die fremden Sprachen. Er starb den 1. Oct. 1625. Man hat von ihm außer einem spanischen und einem italienischen Wörterbuch, einer italienischen und einer spanischen Grammatik auch eine Uebersetzung des Don-Quixotte, welche erst nach seinem Tode (Paris 1639. 2 Bde.) erschienen ist, und Recueil de sentences et de proverbes traduits du castillan 1614.

2) Antoine O., ältester Sohn des César Oudin und sein Nachfolger in der Stelle eines Secrétaire-interpréte der ausländischen Sprachen, wurde von Ludwig XIII. an den Hof von Savoyen und Rom geschickt, wo er sich das Wohlwollen Urban's VIII. erwarb. Im J. 1651 hatte er die Ehre, Ludwig XIV. einige Stunden im Italienischen zu geben. Er starb den 11. Febr. 1653. Man hat von ihm ein italienisch-französisches und ein französisch-italienisches (2 Bde. 4. Paris 1640), ein spanisch-französisches und ein französisch-spanisches Wörterbuch (ebend. 1645. 4.), eine französische Uebersetzung von des Cardinals Bentivoglio italienisch geschriebener Geschichte der spanischen Kriege (die aber nur den ersten Theil des Originals begreift und mit dem Siege des Don Juan d'Austria vom J. 1578 schließt), außerdem noch Curiosités françaises pour servir de supplément aux Dictionnaires, ou Recueil de plusieurs belles propriétés avec une infinité de proverbes et de quolibets pour l'explication de route sorte de livres (Rouen 1649, 1656) und Grammaire française rapportée au langage du temps. (Paris 1633 et Rouen 1645. 12.)

3) Casimir O., geb. d. 11. Febr. 1638 zu Metz, res in der Naach; sein Vater war ein Weber, der auch den Sohn die Gewerbe lehren wollte, der Sohn aber, der große Neigung zum Studiren hatte, legte sich wider Willen seiner Ältern auf die Studien, begab sich im J. 1656 zu den Præmonstratensern, legte zwei Jahre später in der Abtei St. Paul zu Verdun Profess ab und nahm bei dieser Gelegenheit den Namen Kasimir statt seines

1) Gesner in einer Anmerkung zu Heinrici Fundamenta eccl. cultoris p. 317 nennt viele Ausgabe mit Recht plenissimam, sowie Burmann (Traject. Kruitt. p. 161) den von Dudenbop herausgegebenen Lucan mit didissimam editionem genannt hatte. 2) E. Strodtmann und C. Graf's Neues geograph. Europa. 9. Th. S. 300 ff. Saziz Onomat. T. VI. p. 356 sq. Dour's Neues biber. biograph. literar. Handwörterbuch. 4. Bd. S. 180. 3) v. Eijnden und Willigins, Holländische Maler. I. Bd.

*) v. Eijnden.

Zufamens *Kemi* an. Er studierte nun Philosophie und Theologie und trieb mit besonderm Eifer die Kirchengeschichte. Im J. 1678 wurde er in die Abtei Bouilly in der Picardie geschickt; hier traf es sich, daß er in Abwesenheit seiner Obern Ludwig XIV., der daselbst einsprach, zu empfangen hatte und den König durch ein auf der Stelle verfertigtcs lateinisches Folgedicht in Ehren räumte. Im J. 1681 erhielt er den Auftrag, alle Abteien seines Ordens in Frankreich und den Niederlanden zu visitiren, und was sich für die Geschichtlichen Wichtigkeiten in den Archiven derselben fand, zu excerptiren. Er ließ sich darauf in Paris nieder, wo er mit den gelehrten Benedictinern von der Congregation St. Mauri in freundschaftlicher Verbindung lebte. Als Resultat seiner kirchengeschichtlichen Studien gab er hier im J. 1686 heraus: *Supplementum de scriptoribus vel scriptis ecclesiasticis a Bellarmino omissis*. Dieses Buch wurde von Gae sehr stark getadelt, der den Verfasser der Unwissenheit und des Plagiums beschuldigte. Er selbst erkannte die Fehler seines Werkes, verbesserte es soweit, daß es völlig umgearbeitet nach seinem Tode unter dem Titel: *Commentarius de scriptoribus ecclesiae antiquis illorumque scriptis adhuc extantibus in celeberrimis Europae bibliothecis* (Lips. 1722. 3 Vol. Fol.) erschien. Seine Verbindungen mit Jurieu und einigen reformirten Gelehrten brachten in ihm den Entschluß aus der katholischen Kirche zu treten zur Reize; er zog sich im J. 1690 nach Holland zurück und trat förmlich zur reformirten Kirche über, worauf er durch Spanheim's und einiger andern Vermittelung von den Generalkonnten anfänglich einen Jahrgehalt, 1694 aber die Stelle eines Unterbibliothekars in Leyden erhielt, die er bis an seinen Tod (Sept. 1717) bekleidete. In Leyden gab er im J. 1692 eine *Epistola de ratione studiorum suorum* heraus, die an den hamburgischen Hauptpastor Mayer gerichtet ist, der ihn auch, sich in Hamburg niederzulassen, eingeladen und ihm Anstellung daselbst versprochen hatte. Er besaß sich in dieser Schrift bitter über die wenigen Hilfsmittel zum Studiren, die er bei seinem Orden gefunden. Dann *Vetorum aliquot Galliae et Belgii scriptorum opuscula sacra nunquam edita* 1692. Endlich *Trias dissertationum criticarum*, wovon die erste sich auf das alexandrinische Manuscript der Septuaginta, die zweite auf die Abhandlung des Athanasius *Quaestiones ad Antiochum principem* bezog, in der er zu erweisen sucht, daß diese Schrift im 14. Jahrh. von einem Patriarchen in Alexandria verfaßt sei; die dritte ist gegen das Imperium orientale von Vanburi gerichtet. Katholische Schriftsteller haben ihn meistens sehr streng beurtheilt, und für einen wilden, rohen Menschen erklärt, dem es an aller Feinheit und Erleuchtung fehle; aber selbst sie haben seinem Uebertritte keine unwürdigen Motiven unterlegen können, während er in allgemeiner Achtung bei seinen neuen Glaubensgenossen stand.

4) François O., geb. zu Vignori in der Champagne den 1. Nov. 1673, gest. den 28. April 1752, einer der literarisch-fruchtbarsten Jesuiten Frankreichs. Er studirte in Vengres unter Leitung eines Oheims, der Ka-

nonikus daselbst war, und trat dann in den Jesuitenorden, von welchem er in verschiedene Jesuitenschulen geschickt wurde, um die Humaniora und Theologie zu lehren. Von seinem Onkel zu seinem Legatar auf die Bedingung ernannt, sich entweder in Dijon oder in Paris zu fixiren, zog er Dijon vor, wo er 15 Jahre lang den Unterricht im lateinischen und darauf ebenso lange den in der Theologie besorgte. Er besaß eine ungemeine Leichtigkeit im Verfertigen von lateinischen Versen, und war überhaupt sehr vertraut mit der Sprache Roms, des Griechischen war er nicht unkundig, und ebenso wenig vernachlässigte er die neuern Sprachen. Auf der andern Seite trieb er seine theologischen Studien mit Eifer, seine Lieblingsgeschäftssteller unter den Kirchenvätern waren Augustin, Chrysostomus und Thomas; dabei war seine theologische Gesinnung ernst und entschieden aller Freigeisterei und Trivialität entgegen, welche sich damals in Frankreich vieler Köpfe, selbst unter den Ordensgeistlichen, bemächtigt hatte. Mit diesen Eigenschaften vereinigte er einerseits den größten Eifer für sein Vebamt, die lebendigste Theilnahme für das geistige und leibliche Wohl seiner Schüler, was ihm die Achtung und die dankbare Anhänglichkeit der Jugend sicherte, andererseits sowohl gesellschaftliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, die er namentlich im Hause des Präbidenten Boubier zeigte, daß sein beschänter Umgang von Vielen gesucht ward, nicht Wenige ihn ihrer Freundschaft würdigten. Kein Wunder also, wenn sein Orden seiner Thätigkeit gern einen größern Schauplatz angewiesen hätte, aber der Vater Dubin zog es vor, in Dijon zu bleiben. Die Früchte seiner literarischen Beschäftigungen bestehen in einer grammatischen Erläuterung des Römerbriefes: *Epistola beati Pauli ad Romanos explicata* (Paris 1743. 12.), in lateinischen Gedichten, die er in seine Sammlung: *Poëmata didascalica* aufnahm, welche er unter dem Namen von Dicoet herausgab, wobei wir noch speciell auf seine liturgischen Verdienste hinweisen, wie er *Sancto Francisco Xaverio hymni novem et officium* (Dijon 1705. 12.) und 15 Jahre früher Hymnen für den Gebrauch der Kirche von Autun (Dijon 1720. 12.) herausgab, sogar lateinische Tragödien und Komödien verfaßte er zur Aufführung für seine Schüler. Von seiner Behandlung der lateinischen Autoren geben seine Abhandlung über den Culex (in *Mémoires du P. Desmolets. T. VII.*), seine Notizen zu Cicero (in der Ausgabe von Dicoet als Arbeit eines Anonymus bezeichnet), P. Syri et aliorum veterum sententiae (Dijon 1734) u. einen Beweis ab. Ebenso hat er sich mit Numismatik und mit der keltischen Sprache beschäftigt; man hat von ihm *Eymologies celtiques* und ein *Glossaire celtique*. Vom J. 1733 an beschäftigte er sich mit Ausarbeitung einer ihm von seinen geistlichen Obern aufgetragenen Bibliotheca scriptorum societatis Jesu, wovon er an 1928 Artikel aufgearbeitet hat. (Biogr. univers. T. XXXII. p. 256—262.) (H.)

OU DIN ET (Marc-Antoine), geb. zu Rheims 1. 43, gest. zu Paris den 22. Jan. 1712. Sein Geschlecht stammte von Cambray, seine Vorfahren waren alle Militärs gewesen, sein Vater der erste Nicht-Militär. Nachdem er

in seiner Vaterstadt bei den Jesuiten seine Schulstudien mit ungemeinem Erfolge beendigt hatte (von seinem außerordentlichen Gedächtnisse führt man als Beispiel an, daß er ein Buch der Aeneide in einer Woche auswendig lernen sollte, am Schlusse der Woche die ganze Aeneide auswendig wußte) und studierte in Paris Philosophie und Jurisprudenz, wurde darauf als Advocat beim pariser Parlament immatriculirt. Bei seiner Rückkehr nach Rheims fungirte er einige Zeit als Anwalt, ohne jedoch seinen Rechtsstudien zu entsagen, sehr bald vergiftete er auf die Advocatur und nahm, als eine Professur des Rechts an der Universität zu Rheims erledigt wurde, diese Ehre an, die er mit Auszeichnung verwaltete, bis sein Vetter Rainsfant, welcher die Aufsicht über das königl. Medaillencabinet in Paris führte, ihm den Antrag machte, ihn bei der Anordnung des Cabinets und bei der Ausarbeitung des Catalogs zu unterstützen. Dubinet, der seit seiner Jugend sich mit Numismatik beschäftigt hatte, ging auf diesen Antrag ein und wurde, als einige Jahre darauf Rainsfant starb, sein Nachfolger. Er verstand es, das Cabinet in Ordnung zu bringen und ihm nicht wenige Seltenheiten zu verschaffen. Ludwig XIV. gab ihm zu verschiedenen Malen besondere Beweise seines Wohlwollens. Im J. 1701 wurde er Mitglied der Academie der Inschriften; in dem ersten Bande der gesammelten Denkschriften dieser Academie stehen verschiedene numismatische und antiquarische Abhandlungen von ihm. (H.)

Oudney, f. Oudneya.

ODUDNEYA, eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung (Siliquaceae) der 15. einnährigen Classe und aus der natürlichen Familie der Cruciferae. Den Namen hat ihr R. Brown gegeben, nach dem Engländer Walter Oudney, welcher, früher Schiffszugl, den Capitain Clapperton und Major Denham auf ihrer Reise in das Innere von Afrika als Arzt und Naturforscher begleitete, aber den Beschwerden der Reise und dem ungesunden Klima unterlag; er starb bei Murrur, einer Stadt in Sudan, am 12. Jan. 1824, 32 Jahre alt. — Der Gattungscharakter von Oudneya ist folgender: Der Kelch abgebückt, an der Basis sackförmig; die Staubfäden zahnlos; die Narben unten verwachsen, an der Spitze getrennt; die Schote linienförmig, geschwänkt, mit inneren Klappen und ungedrucker, nervenloser Schidenwand; die Samen in einer Reihe; das Würzelchen an der Spalte der Samenklappen liegend (dagegen liegt es bei Hesperis aus dem Rücken des einen Samenklappens auf). Die einzige bekannte Art, O. africana R. Br. (Clapperton, Denham und Oudney Voy., append. p. 219., Hesperis nitens Viviani Fl. lib. p. 33. t. 5. f. 3. S. den Art. Hesperis n. 12.) ist im nördlichen Afrika (auf Hesseu am Meere in der alten Pentapolis cyrenica nach della Cella, in den Wäldern zwischen Murzuk und Tripolis nach Dubney) einheimisch, als ein glattes, sehr däßiges Staubengewächs mit ungestielten, spaltförmigen, ganzrandigen, stumpfen Blättern, purpurrothen Blütenstrahlen und kurzgestielten, fast vierzähligen, mit den Narben gekrönter Schote. Dubney bemerkt, daß Kamel und Maulthiere das Kraut fressen. (A. Sprengel.)

ODUDON, französischer Marktflecken mit 1490 Einwohnern, im Departement Niederloire, Bezirk Ancenis, am nördlichen Ufer der Loire. Ebenso, ober Ddon (nicht zu verwechseln mit dem flüßigen Ddon im Departement Calvados) heißt ein Nebenfluß der Mayenne, welcher westlich von Laval entspringt, dann in fast südlicher Richtung durch das Departement der Mayenne strömt, bei Segré die Berle aufnimmt und nahe bei Angers in die Mayenne fällt. (A. Sprengel.)

ODUDRY (Johann Baptist), geb. zu Paris im J. 1686, gest. den 30. April 1755, einer der größten Zeichner der französischen Schule, der mit einem großen Talent für Perspective, für Architektur und Figuren alle mit der Malerei im Allgemeinen verbundenen Kenntnisse vereinigte, bis zum höhern Alter, wo ihm seine zunehmende Leibesstärke ungemein unbequem wurde, unermüdet thätig und fleißig war, dabei von liebtwürdigem Charakter und zum Wohlthun geneigt. Zweimal erhielt er einen Ruf außerhalb Frankreichs, was er beide Male ablehnte und wogegen er im J. 1717 die Stelle eines Mitglieds der königl. Academie in Paris mit Gehalt und steter Wohnung im Louvre annahm.

Die erste Einladung war von Peter dem Großen, der ihn in Paris kennen gelernt hatte, ausgegangen; er hatte sie halb und halb angenommen, da es ihm indessen seine Freunde abriethen, schlug er sie aus, mußte sich aber deshalb in Paris, um dem Jorne des Jaren auszuweichen, so lange verweilt halten, bis jener Monarch Frankreich verlassen hatte. Die zweite Einladung war an den königl. dänischen Hof.

Wenn er auch früher als ein Schüler des Nikol. Pargultre sich meist mit Figurenmalerei beschäftigte und in diesem Fach Gemälde selbst für einige Kirchen in Paris *) fertigte, so sah man doch, daß er weniger für das Fach der Historienmalerei geschaffen war, indem seine Figuren und selbst im Allgemeinen seine Compositionen keinen erhabenen Charakter aussprachen, sondern sich vielmehr zu komischen Darstellungen, sowie Hogarth's Figuren, hinneigten und sogar zu Gemälden, welche Szenen des täglichen Lebens enthalten, mehr eigneten.

Die Thiermalerei war das Fach, worin er glänzte. (Man erzählt, daß er eines Tages das Portrait eines Jägers malte und dabei den Jagdhund desselben mit solchem Talent darstellte, daß sein Lehrer Pargultre ihm lachend zurief: Du wirst in deinem Leben nur ein Hundmaler werden! Das entschied für seinen Lebensberuf.) Besonders lieferte er eine Darstellung der jagdbaren Thiere, Arbeiten, die kaum seit Rubens, Snyder und Ruythard's Periode so geschaffen wurden; in großartiger Composition und Malerei im Charakter jener großen Meister übertraf er noch den großen Zeuxhen Job. Elias Bieringer, wiewol diesem das größte Lob der wahren, getreuen Darstellung jagdbarer Thiere hinsichtlich ihres Ausdrucks unbenommen bleibt. Lebendigkeit, hohe bewegte Formen der Natur mit Geist aufgefaßt, eine schöne Composition ver-

*) In der Ggldiuskirche von St. Euv war eine Geburt Christi und eine Inbetrieb der Weilen im Capitelstale von St. Martin Denham von ihm gemalt worden.

einen sich bei ihm mit kräftigem, markigem, breitem Pinsel und lebhaftem Colorit, womit er auch die Landschaft meisterhaft darstellte, was ihn als den früheren Historienmaler gleichsam verkündete. Die Zeichnung und der Ausdruck seiner Thiere, besonders seiner Hunde, ist ungewöhnlich und vielseitig. Zu Marly befand sich sonst eines seiner vorzüglichsten und größten Gemälde, welches den König Ludwig XV. mit zwölf Herren seines Hofes und den Jagdbesoldeten zu Pferde bei einer Jagdpartie darstellte, wobei sehr viele Hunde, die mit der möglichsten Lebendigkeit gemalt sind *). Auch als Maler von Fischen zeichnete er sich aus und malte dieserhalb viel zu Dreye. Er hat nicht allein an Gemälden, sondern auch an Zeichnungen, zu den durch Kupferstiche zu verzierenden literarischen Werken sehr Vieles geliefert. Auch als Radierer und Kupferstecher machte er sich bekannt, indem er mehrere Blätter mit geistlicher Hand radirte und ätzte; z. B. vier Blätter Jagden verschiedener Thiere, Aitel: ein aufgebangenes Reh mit todtm Geflügel umgeben, und Zugung an Monsi. Montemps 1725. gr. Fol. Eine Marine mit einer Fischergruppe von vier Figuren, gr. 4. sehr schön; ferner zu Scarron's Roman 14 Bl. Die königl. Kupferstichgalerie zu Dresden besitzt von den nach ihm in Kupfer gestochenen oder radirten Blättern zwei große Royalsolios: Hände mit 151 Blättern. Ausgegeben sind darunter ein Cabinet mit zwölf Blatt Studien einzelner Thiere höchst geistreich von Aitel radirt *) gräbt und durch den Grabstichel von J. P. le Bas vollendet; ferner eine Hirschjagd, vorzüglich von R. C. Silberst. gestochen; eine Sau- und Wolfsjagd von Huquier; ein Aitelbuch mit zwölf Blatt Aiteln, als Hauptblatt drei Hunde, einer als Bassa mit der Pfeife. Le Serrail du Doguin von Daulé, sehr großes Blatt. Die Fährten der Fische und Rehe, sechs Blatt und verglichen andere.

Sehr interessant und ganz zur komischen Stimmung des Originals geeignet sind die 30 Blatt (Aitel nennt 38) zu Scarron's komischem Roman, wovon, wie oben gesagt, 14 Blatt von Oudry selbst radirt, die andern aber zum Theil von Godin und Dupuis nach Oudry gestochen sind, drei Blatt in gr. Quersolio, die übrigen in Folio. Die meisten der ersten seltenen Drucke sind blos mit dem Aitel untergezeichnet, auf den spätern Drucken sind die Beschreibungen des Gegenstandes unter dem Aitel befindlich.

Ferner sind höchst merkwürdig die 72 Blatt Fabeln des Aop mit den hinzugefügten des Lafontaine zusammen 248 Blatt in zwei Bänden; Art und die guten Absdrücke davon selten *). Schon dieses Werk möchte hinreichen, dem Künstler einen großen Namen zu machen. (Frenzel.)

2) Aitel sind Bildnisse nach der Natur, des Künstlers Bildnis ist selbst unter den zwölf Herren angebracht und die Pferde und Hunde aus den königlichen Ställen wurden alle treu portraetirt. 3) Recueil de divers animaux de Chasse, tirés du Cabinet du Comte de Troin, diss. par Oudry etc., grav. par J. E. Rhoen et terminé par le Bas etc. 4) Fables choisies de la Fontaine mises en vers (Spätere Ausgabe Paris 1788) avec 248 planches, diss. par Oudry etc., grav. par Sorbique, Cochin, Tardieu, Ouvrier, Filpaut etc. 2 Vol. en fol.

OUDSCHA, ein Dorf im nördlichen Theile des Staates Maroff, östlich von Mulvia, mit 500 niedrigen, schmutzigen Erdbütten, nahe dabei ein altes Schloss, Alcazaba. Eine reichhaltige Quelle bräuselt die Gärten des Dorfes, welche schöne Obstbäume haben, besonders Obstbäume, Feigen, Datteln, Wein. Schafe werden in Menge gezogen, ihr Fleisch soll sehr wohlnehmend sein. In der Umgegend leben mehrere Araberstämme als Nomaden, so die Madaia, Benisnuu etc. (L. F. Kämtz.)

OUEN (St.), lateinisch Andoenus, auch unter dem Namen von Dodoen bekannt, Bischof von Rouen, geboren etwa im J. 609 zu Sanci bei Soissons, stammte von einer der berühmtesten Familien Frankreichs. Er kam sehr jung an den Hof Clothar's II., dessen Sohn und Nachfolger ihn zu seinem Aisenbar und Siegelbewahrer ernannte, und machte sich durch Milde, Frömmigkeit und Gelfamkeit dieses Vertrauens würdig. Im J. 639 wurde er zum Bischof von Rouen erwählt, in demselben Jahre, in welchem auch sein Freund, der heilige Eligius (Eloi), das Bisthum Noyon erhielt. Im J. 644 war er beim Concil von Chalon, dessen Aitel er als dritter unterschrieben hat. Er starb zu Eligny im J. 683 den 24. Aug., und die katholische Kirche, die ihn unter die Heiligen versteht hat, begeht an diesem Tage sein Andenken; seine Reiche wurde nach Rouen gebracht und in der außerhalb der Stadt gelegenen Petruskirche beigesetzt, die nun den Namen St. Ouen's Kirche annahm, und mit der Zeit eine berühmte Abtei wurde. Man hat von ihm eine lateinisch geschriebene Lebensbeschreibung seines oben erwähnten Freundes, des heiligen Eligius, welche auch für die Zeitgeschichte manche interessante Daten enthält und sich in den Vitae Sanctorum, am vollständigsten aber im 5. B. von Dacher's Specileg. findet. Man kann über ihn außer den Biographen, der Gall. Christ., der hist. liter. de France (III, 623 sqq.) noch vergleichen Pommercy histoire de l'abbaye de Saint-Ouen. (Rouen 1662. Fol.) (H.)

Ouen (St.), f. Rouen.

OUESSANT, Insel an der französischen Küste, zum Departement Finistère gehörend, drei Meilen von Gouquet entfernt und vier Meilen im Umfange haltend. Die Küsten sind durchgängig steil und unzugänglich und die Insel ist daher ein wichtiger militärischer Posten an der Küste der Bretagne in der Nähe von Brest. Sie hat eine Befestigung und gegen 2000 Einwohner, die einen Canton bilden und sich vorzüglich mit Ackerbau, Viehzucht und Fischerrei beschäftigen. Die Matrosen dieser Insel werden sehr gerühmt. Das Volk ist im Ganzen sehr uneinig und die Kette sehr blutig. Auf der Insel befindet sich ein Leuchthurm. (L. F. Kämtz.)

Schlacht bei Ouessant. Am 1. Jul. 1794 gelang es dem britischen Befehlshaber der Kanalschiffe, Admiral Lord Howe, die von Brest aufgekaufene französische Flotte unter dem Admiral Villaret de Joyeuse zum Gesichte zu bringen und zwar mit 25 Linien Schiffen gegen 30. Vermuthlich verflucht die Franzosen die Schlacht zu dem Namen; die Briten gewannen ihnen den Wind ab, griffen Schiff für Schiff an und zwangen nach kurzem, aber blut-

tigem Gefechte das feindliche Admiralsschiff zur Flucht; die noch segeiserige Hälfte der Flotte folgte, scharf gejagt von einem Theile der britischen Schiffe; während der andere sich der auf dem Kampfsplage gebildeten meist entmasteten Schiffe des Feindes bemächtigte, deren Besatzung sich jedoch heldenmüthig vertheidigte. Sieden französische Linienschiffe fielen den Briten in die Hände: le Juste und le Sanspareil von 80, l'Amérique, l'Achille, le Northumberland, l'Impétueux und le Vengeur von 74 Kanonen. Letzterer sank wenige Minuten nach dem Streichen der Flagge, die übrigen wurden nach Portsmouth aufgebracht. Die Sieger verloren kein Schiff, hatten aber an Kosten und Belagere viel gelitten. Ihr Verlust bestand aus 934 Mann an Todten und Verwundeten, der feindliche an 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen (vergl. den Art. Howe).

(Bencken.)

OUGHTHRED (William), ein englischer Mathematiker, geboren im J. 1573, gestorben im J. 1660, wie es heißt, vor Freude, als er die Nachricht empfing, das Parlament habe den Beschluß gefaßt, Karl II. zurückzurufen, ist durch seine Clavis Geometrica sehr bekannt. Dieses Lehrbuch, in welchem er die von Descartes, Vieta und Andern erfundene Anwendung der Analysis auf die Geometrie, die geometrische Construction der Gleichungen, die Formeln für die Dretheilung des Winkels und ähnliche geometrische Probleme auf eine geschickte Art erläuterte, ist lange Zeit auf den englischen Universitäten dem Unterricht in der geometrischen Analysis zu Grunde gelegt und für classisch angesehen worden. Neues hat er zu den von seinen Vorgängern erfundenen Sätzen fast Nichts hinzugefügt. Seine sämmtlichen Opuscula sind im J. 1667 zum ersten Male gesammelt erschienen.

(Scherk.)

Ouhab, s. Wechabiten.

OUHID, OUDE, ist nach des Majors James Rennell Vermuthung derjenige Theil Ostindiens, in welchem man das Atrienagarum des Ptolemäus zu verstehen hat. Siehe dessen Map of Indostan (s. den Art. Oude).

(Fischer.)

OUILLY, 1) Gemeindeort im französischen Rhône-departement (Beaujolais), Canton und Bezirk Ville franche, liegt 4 Lieue von dieser Stadt entfernt und hat 422 Einwohner. **2)** O. la Bassee, Gemeindeort im Calvadosdepartement, Canton und Bezirk Falaise, liegt 3½ Meilen von dieser Stadt und hat eine Succursalkirche und 766 Einwohner. **3)** O. la Tesson, Gemeindeort in demselben Departement und Bezirk, Canton Preteville für Rasse, hat eine Succursalkirche und 993 Einwohner. (Nach Barbichon.)

(Fischer.)

OUISCANSIN oder **Wiscansan**, 1) großer Fluß im nordamerikanischen Indianerlande, welcher beim Fort Crawford dem Mississippi zufließt. 2) Niederlassung einiger canadisch-französischen Familien zwischen dem genannten Fluß und dem Outagami, in deren Nähe die Winnebagoer ein Dorf aufgeschlagen haben. (Fischer.)

OULCHY LE CHATEAU, Marktsiedel im französischen Aisne-departement (Picardie), Hauptstadt des

gleichnamigen Cantons im Bezirke Soissons, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregierungs- und Stapenamtes, sowie einer Gendarmenbrigade, und hat ein kleines Seminar, eine Postbriefsammlung und einen Postpferdewechsel, eine Pfarrkirche und 515 Einwohner, welche 3 Jahrmärkte unterhalten. Der Canton Oulchy le Château enthält in 30 Gemeinden 7087 Einwohner. (Nach Barbichon.)

(Fischer.)

OULLINS, Gemeindeort im französischen Rhône-departement (Lyonnaise), Canton St. Genis-Royal, Bezirk Lyon, liegt 1½ Lieue von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1852 Einwohner, welche drei Jahrmärkte, eine bedeutende Glashütte, Messing- und Drahtschereien unterhalten. (Nach Barbichon.)

(Fischer.)

Oulney, s. Olney.

Oultremann, s. Outremann.

OULTREMONT, altbistümliches, doch bedeutendes Schloß in Hasbanen, unweit dem Ufern der Meuse, bildete mit den Dörfern Wamant, Dre, Piciet, Fencourt, Binamont und Banfoute eine der ansehnlichsten Herrschaften des Hochstiftes Lüttich, und ist das Stammbaum eines uralten, gräflichen, früher freiherrlichen, Geschlechtes, welches, obgleich in mehrer Linien getheilt, zu den reich- und einflußreichsten des Landes gehört. Unter seinen Besitzungen können wir, außer Oultremont selbst, auch noch die uralte Prachtburg Warfusée nennen, so berühmte als der erste und Hauptstich der mächtigen Rösen von Dammartin, und als die Grafschaft des unglücklichen Remot von Renesse, dessen tragisches Ende (18. April 1637) wie vielleicht noch in diesem Werke beschrieben werden. Ferner, la Malaise, sammt der Herrschaft Baret-l'Évêque, Schloß und Herrschaft l'Andenne, in der Grafschaft Namur, Ham-sur-Vesle, in den Ardennen, Chevretoin, Lamine, Malais, Ouffour, Schagen, in Westfland, dieses, sowie Drunen und Warfuser, mit der Erbtöchter von Theodor von Barier in Schagen, Baron von Goudrian, eheirathet. Karl Nikolaus Alexander, Graf von D., geboren den 26. Jun. 1710 hatte sich den geistlichen Stand erwählt, und war zur Zeit des Absterbens des Cardinals von Barier, des Fürstbischöfs Johann Theodor, Domherr zu Lüttich und Propst zu Tongern. Während eine Partei in dem Domcapitel sich den von dem kaiserlichen Hofe mächtig, von Frankreich nachlässiger unterstützten Prinzen Clemens Wenzelslaus von Sachsen zum Bischöfe wünschte, hatte die andere Partei; im Einverständnisse mit den Generalstaaten, die Inful dem Grafen von D. zugebach. Alle Bemühungen, die Parteien zu vereinigen, waren fruchtlos, und von dem ständlichen Wahltag, den 20. April 1703, erfolgte eine förmliche Trennung in dem Capitel und eine doppelte Wahl. Clemens Wenzelslaus sowohl, als der Graf von D., wurden genöthigt, ihr Recht der Entscheidung des Papstes vorzulegen. Inzwischen war der größere Theil des Domcapitels für den Grafen, und er galt in der Provinz als der rechtmäßige Bischof, obgleich der Reichshof, rath ihm jede Ausübung weltlicher Gewalt untersagte, und das Domcapitel sein Provisorium fortsetzen ließ, bis der Papst in der streitigen Wahl einen Ausdruck ge-

than haben würde. Dieser Ausspruch erfolgte in einer außerordentlichen Congregation von Cardinälen, den 20. Dec. 1763, und Karl Nikolaus Alexander wurde durch Stimmenmehrheit als der rechtmäßige Bischof anerkannt. Am 2. April 1764 trat er die Regierung wirklich an, und empfing zugleich von den Landständen, von dem Klerus und von der Stadt Lüttich ein Don gratuit von 160,000 Thalern, damit die Kosten des römischen Processus zu bestreiten. Seine Regierung war mild und still, so still, daß man außer einer goldenen und zwei silbernen Medaillen nur eine einzige Kupfermünze von ihm kennt. Er starb den 22. Oct. 1771 auf dem Schlosse Barfuser, sehr plötzlich, an einem Schlagflusse, nachdem er sich noch an demselben Tage mit dem Hirschenfang ergötzt hatte. Am 26. Oct. wurde die Leiche in der Domkirche mit gewohnter Feierlichkeit beigesetzt. (v. Stramberg.)

OULX, piemontesisches Städtchen nahe an der französischen Grenze, in der Provinz Susa, zwei Meilen von der Stadt Susa, am Einflusse der Bardonechia in die Doria, mit einem alten Stift und 1140 Einwohnern. (A. Sprengel.)

OUNCHA (Uoneha), eine Stadt in Hinbustan, in der Provinz Aushabad (22° 23' nörd. Br. 96° 31' östl. L.), steht unter einem einheimischen Raja, welcher aber ganz von dem britischen Gouvernement abhängt. (A. Sprengel.)

OUNDE (Undelo), ein Marktflecken in der Grafschaft Northampton in England, auf einer Anhöhe an dem sich um den Ort ziehenden Fluß Nen mit 2150 Einwohnern. Die Stadt hat eine gute Freischule und wird ein Doomsday-book unter dem Namen Undelo erwähnt. In der Nähe ging die Via Droona der Römer vorbei, neben welcher das Dorf Aldwinthly Ad. Sainis, der Geburtsort des Dichters Dryden, liegt. (L. F. Kämtz.)

OUQUES, französischer Marktflecken mit 1200 Einwohnern, im Departement Loir und Cher, Bezirk Blois, zwei Meilen ost-nord-östlich von Vendome. (A. Sprengel.)

OUR, ein kleiner Fluß im Großherzogthum Luxemburg, entspringt in der Gegend von St. Veit, läuft vor Neuland, Duren &c. vorbei, zwischen hohen Gebirgen, und mündet durch enge Thäler, und ergießt sich bei Wallendorf in die Saar. (Wyttenbach.)

OURAPTERIX Leach. (Insecta.) Eine aus Geometra gebildete Spannergattung, der Gattung Aenona Treitschke entsprechend. Die Kennzeichen sind folgende: Die Raupen ist sehrfüßig, die Füßler sind etwas gekrängt, der Leib ist schwachfüßig, die Palpen sind nur wenig behaart, die Flügel horizontal ausgebreitet, die hintern verlängert gefaltet, schwanzförmig auslaufend. Typus ist Geometra sambucaria Linné. (D. Thon.)

OURAX Cuvier (Aves). Eine aus der Linné'schen Gattung Crax, oder der Strömmer'schen Alektor getrennte Gattung der hühnerartigen Vögel, welche Cuvier auf folgende Weise charakterisirt: Der Schnabel ist kürzer und härter und die Haut an seiner Basis, sowie der größte Theil des Kopfes mit kurzen sammetartigen Federn bedeckt. Cuvier zieht hierher Crax pauxi Linné und Ourax mita Temminck, sowie Crax tuberosa und Urumu-

tum Spix. Lesson macht in seinem Traité d'ornithologie zwei Gattungen daraus, nämlich Ourax Cuvier mit folgenden Kennzeichen: Der Schnabel hoch, stark, die Ränder mittelmäßig zusammengekrümmt, gebogen, auf der Wurzel eine starke knochige, röhrenförmige Erhabenheit, die Nasenlöcher schräg in der Mitte einer Haut durchbohrt, welche eine breite Nasengrube bedeckt, die Wangen befeuert, die Flügel sehr breit und sehr hohl, der Schwanz von mittler Länge, zugrundet, die Tarzen stark geschult. Er zieht hierher Crax pauxi. Die zweite Gattung hat er Mita genannt, und führt als Synonymen eine Gattung Temminck's unter dem Namen Pauxi auf, welche derselbe in der zweiten Ausgabe seines Manuel aufstellte und auch noch in seiner Monographie der Gallinaceen so benannte, später aber den Namen von Cuvier annahm, in derselben aber die vorgenannte und die nachfolgenden Arten vereinigte. Als Kennzeichen dieser Gattung Pauxi gibt Lesson folgende an: Der Schnabel sehr hoch, sehr zusammengekrümmt, deutlich, mit scharfer, fast blattförmig vordiehender, sehr gewölbter, wie gekrümmter Spitze*), der Unterflügel kurz, niedrig, stumpf, die Nasenlöcher ründlich, vor einer behaarten Haut durchbohrt, welche die wenig vorspringenden Nasengruben bedeckt, die Wangen befeuert, die Tarzen hoch, stark, mit großen Schildern, die Flügel breit, hohl, der Schwanz von mittelmäßiger Länge, zugrundet. Typus Ourax mita. — Temminck gibt folgende Kennzeichen seiner Gattung an: Der Schnabel kurz, stark, zusammengekrümmt, dachig gewölbt, die Wurzel des obern Kiebers erweitert sich in eine hornartige harte erhabene Substanz. Die Nasenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels, seitlich, nahe an der Stirn durchbohrt, hinter jenem Auswuchs verborgen, nach unten geöffnet, die Tarzen sind lang, glatt, die drei Vorborsten durch eine Haut verbunden, die Hinterstehende am Tarzus entspringend, aber um Theil die Erde berührend, die Flügel kurz, mit vier sammetigen Schwungfedern, die sechste die längste.

Diese Vögel bewohnen die ungeheuren Wälder des mittägigen Amerika's, in denen sie von den Eingebornen als ein vorzügliches Wildpret angesehen werden, dem man auf alle Weise nachstellt, so daß diese Vögel immer seltener werden und die Zeit vielleicht nicht weit ist, wo sie ganz verlitst sein dürften, wenn man nicht darauf denkt, sie zu Hausvögeln zu machen, wozu sie sich jedoch nicht recht zu eignen scheinen, obwohl die erste Art sich leicht an den Menschen anschließen soll, was indessen vielleicht als Ausnahme gilt. Es sollen diese Vögel auf Blumen nisten, die Jungen Anfangs mit braunen Flecken bedeckt sein und der Stierhühner erst nach der ersten Mauser wachsen.

1) O. galanta Temminck. (Crax galanta Latham. Crax pauxi Latham. Lian, Gmel. Hocco du Mexique Buffon. Pierre du Cayenne Enl. 78. Pauxi à casque ou à pierre Temminck Pigeons et Gallinacés. Cusbeu Curassow Edward. Vieillot, Galerie des Oiseaux pl. 200.) Die obere Hälfte schwarz mit grünlichem Schiller, der Rand jeder Feder rein

*) A arête vive, en lame,illante et trèsconvexe, comme dentée.

schwarz, Kopf und Hals mit kleinen sammetartigen, mattschwarzen Federchen; die schwarzen Schwanzfedern haben weiße Spitzen, die untern Theile sind schwarz, bunt schillernd, Bauch und die untern Schwanzfedern rein weiß, der Schnabel und die Füße tiefschwarz, der Stirnhöcker birnsförmig, blau. Das Weibchen soll nach Temminck unbefruchtet von dem Männchen abweichen, und auf die Erde weiße Eier von der Größe der Truthühner legen. Die Länge ist 2 Fuß 10 Zoll. Das Vaterland ist nach Temminck Mexiko und Curassao. Nach Cuvier kriecht die Kröte ohne außen längs der rechten Seite bis hinter das Brustbein herab, biegt sich dann nach links und nimmt ihre Richtung nach vorn, um durch den Gabelknochen in die Brust zu steigen. Alle ihre Ringe sind zusammengedrückt.

2) O. mitu Linné (*Crax Alector*. Var. b. *Latham*. Index. *Temminck Pigeons et Gallinacés*. III. t. 4. f. 2. *Crested Curassows Latham*. var. A. *Crax mitu Temminck*. col. 153. *Crax tomentosa Spix Aves*. Bras. t. 63). Die obere Theile schwarz mit violettem und purpurnem Schiller, der Rand jeder Feder mattschwarz, der Oberhals mit kleinen sammetartigen, mattschwarzen Federchen besetzt, auf dem Hinterkopf und im Nacken eine Haube von kurzen, gekräuselten, rein schwarzen Federchen, die Schwanzfedern schwarz, mit weißen Spitzen, die untern Theile glänzend schwarz, mit Ausnahme des Bauches und der untern Schwanzfedern, welche kastanienbraun sind, der Schnabel und der fugeleige Auswuchs roth, die Iris schwarz, die Füße ponceauroth. Länge 2 Fuß 5 Zoll. Nach Temminck weicht das Weibchen wenig von dem Männchen ab. Die Jungen sind weniger rein schwarz, der Schnabelhöcker weniger hoch; auch ist das Roth an Schnabel und Füßen weniger rein. Das Vaterland ist Brasilien.

Cuvier zieht hierher noch *Crax tuberosa*, *Spix*. 67 A. Violett schwarz glänzend, der Hinterbauch und Steiß rothbraun. Schwanzspitze weiß, der Schnabel an der Wurzel höckerig, roth, auf dem Kopfe ein Federbüsch aus ungeträufelten Federn. Diese Art dürfte noch nicht sicher bestehen, wie so viele andere aus diesem Werke. Ferner *Crax urumatum Spix*. t. 62. Kastanienbraun, um die Augen bläulich und gelblich, Rücken und Mantel schwarz gewölbt, Federbüsch und Schwanz schwarz, letzterer am Ende weiß, der Schnabel roth. Von der Größe eines Fuhnes. Überhaupt bedürfen sämtliche Arten noch einer Revision in Beziehung auf Geschlechts- und Altersabweichungen um so mehr, als die Färbung bei den hübsnerartigen Vögeln so vielfach abändert.

Die aus Hernandez Angaben von Buffon gegründete Art *Crax vociferans* muß nach Cuvier als zu wenig begründet weggelassen, um so mehr, als sie vielleicht ein ganz anderer Vogel ist. (D. Thon.)

OURCE, Fluß, welcher im Bezirke Langres, Département Ober-Marne bei Poinsett entpringt, bei Rezen und Esfroy vorübergeht, und sich im Ardennesdepartement bei Bar zur Seine nach einem Laufe von ungefähr 16 Meilen, wobei er von seiner Quelle bis zu seiner Mündung schiffbar für Flöße ist, bei Bar zur Seine in die Seine ergießt. (Nach Barbichon.)

OURCQ, 1) Fluß, welcher im französischen Aisnedepartement, Bezirk Château-Thierry, oberhalb Fère en Ardennes entspringt, bei Fère und La Fère-Milon vorbeieht und sich, vermittels mehrer Schleusen von dem letztern Ort an schiffbar, nach einem Laufe von ungefähr 12 Meilen bei Eijs im Département der Seine und Marne mit der Marne verbindet. Mit diesem Fluße steht ein seit dem 15. Jan. 1825 erdöffneter Kanal in Verbindung, welcher das Wasser desselben nach Paris leitet. Er beginnt bei Marcuil im Aisnedepartement, geht bei Eijs, Congis, Meaux, Trilbardon, Claye, Seran vorbei, dann durch den Wald von Bondy, berührt Pantin und endigt bei la Villette in einer Entfernung von 93,922 Metres bei Marcuil. Während seines Laufes nimmt er die Ornette (Colinances), die Gergonne und die Thétouenne, sowie mehr Quellen auf. Sein Fall beträgt auf seiner ganzen Länge 10 Metres und 14 Cent.

Dieser Kanal an der Seine das zum Nothbedarf und zur Verschönerung für die Stadt Paris nöthige Wasser zuführen. Ein anderer Zweck war, dieser Stadt das Holz des Waldes von Villers-Gotterets, sowie das Getreide und das Genußholz der Umgebungen mitzutheilen. Es werden auf diesem Kanal nur Schiffe von 2 Metres und 50 Cent. zugelassen. (Nach Barbichon.)

OURDAL, Stadt in der schwedisch-normwegischen Noigtri Balder, hat 6169 Einwohner. (Fischer.)

OUREM, 1) Villa und Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes in der Provinz Estremadura in Portugal, auf einem hohen Berge liegend. Sie hat ein altes Castell, eine Stiftskirche, ein Kloster, ein Hospital, ein Armenhaus, 930 Häuser und 4500 Einwohner.

2) O., kleine Villa in Brasilien in der Provinz Para, 16½ Leguas östlich von der Hauptstadt Para, an der rechten Seite des Guama mit der Pfarrkirche des heiligen Geistes. In der Umgegend viel Landbau.

(L. F. Kämtz.)
OURIQUE, Villa und Hauptort des gleichnamigen Districts in der Provinz Alentejo in Portugal, auf der Anhöhe auf dem Campo de Ourique, auf welchem die Araber im J. 1139 von Alfons I. geschlagen wurden. Die Villa hat eine Kirche, ein Hospital, ein Armenhaus und 2000 Einwohner. Der Bezirk, welcher seinen Namen von der Stadt hat, nimmt den südlichen Theil der Provinz Alentejo ein, enthält 15 Villas, 49 Kirchspiele, 10,880 Häuser und 52,000 Einwohner. (L. F. Kämtz.)

OURISIA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Scrofularinen, hat Commerson so genannt, und Zuccari (Gen. pl. p. 100) charakteristisch. Person vereinigt damit die Gattung *Dichroma Cavanilles*, welche sich nur durch tiefere Einschnitte des Kelches und zweifelhafte Corolle unterscheidet. Char. Der Kelch fünfspaltig, fast zweifelhafte, mit eisernen, zugespitzten Fäden; die Corolle trichterförmig mit fünfspaltigem, fast gleichem oder zweifelhafte Saume; der Griffel fast fadenförmig mit zweifelhafte Narbe; die Kapsel fast vierkantig, zweifelhafte, mit zweifelhafte; die Scheidewand längs

der Mitte der Klappen aufgewachsen, auf jeder Seite einen Mutterfaden tragend; die Samen ablang, in eine schloße, negartige Haut gehüllt (*Gärtner*, fil. carpol. suppl. t. 185). Die drei bekanntesten Arten sind premierende (?) Kräuter. 1) *Our. magellanica Pers.* (Syn. II. p. 169., *Chalone ruellioides Forster*, Linn. fil. suppl.), glatt, mit ablangen, gekügten, langgestielten Wurzelblättern, stengelsumfassenden obern Blättern, nieders gedragtem Stengel, welcher den Wurzelblättern an Länge gleicht, einblumigen, langen, in den Blattachsen stehenden Blütenstielen, ungleichen, gewimperten Kelchsephen und purpurrother Corolle mit fast gleichen Saumsephen. In der Regelhaendstraße und in Chile. 2) *Our. coccinea Pers.* (L. c., *Dichroma coccinea Cav.* Anal. de cione, nat. III. t. 32. Icon. rar. VI. p. 69. t. 582), zottig, mit langgestielten, herzformigen, gekerbten, unten violetten Wurzelblättern, aufstehenden, purpurnen, undeutlich vieredigen, eine gablige Rispe tragenden Stengel, welcher nur an jeder Abtheilung mit zwei ungestielten, gegenueberstehenden, eingeschnitten-gezähnten Blättern besetzt ist, einblumigen Blütenstielen und schwarzrother Corolle mit kollanger Röhre und zweisperrigem Saume. An feuchten, schattigen Stellen der Insel Chiloe. 3) *Our. integrifolia R. Brown.* (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 439). Glatt, mit kriechendem Stengel, fast eiförmigen, ganzrandigen Blättern, meist einzeln am Ende des Stengels stehenden Blütenstielen und gleichen Kelchsephen. In Van-Diemens Land. (*A. Sprengel*.)

Ourletmachen, ein Ausdruck der Strumpfwirer, f. Strumpfwirkerstuhl.

Ouroparia Aubl., f. Nauclea L.

OUROUX, 1) Gemeindefort im französischen Niverdepartement (Nivernaie), Canton Montsauche, Bezirk Château-Chinon, hat eine Succursalfirche und 2101 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. 2) O. oder St. Antoine d'Ouroux, Gemeindefort im französischen Rhodnedepartement (Beaujolais), Canton Monfol, Bezirk Villefranche, ist 7½ Meilen von dieser Stadt entfernt und hat 1118 Einwohner, welche sieben Jahrmärkte unterhalten. 3) O., Gemeindefort im Departement der Saône und Loire (Bourgoigne), Canton St. Germain du Plain, Bezirk Chalons, hat eine Succursalfirche und 2101 Einwohner. 4) O. sur le Bois St. Marie, Gemeindefort in demselben Departement, Canton la Chapelle, Bezirk Charolais, hat 413 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer*.)

OURS (St.), Gemeindefort im französischen Departement des Puy de Dôme (Auvergne), Canton Pontgibaud, Bezirk Riom, ist 3 Meilen von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalfirche und 2214 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer*.)

OURVILLE, 1) Gemeindefort im französischen Mandepartement (Normandie), Canton Barneville, Bezirk Bologne, ist 5½ Meilen von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalfirche und 972 Einwohner. 2) O., Gemeindefort im Departement Nieder-Saône (Normandie), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirk Vercor, ist der Sitz eines Friedensgerichts und hat

eine Pfarrkirche und 1339 Einwohner, welche einen Jahrmärkte unterhalten und Leinwand und gewöhnliches Tuch verfertigen. Der Canton Ourville enthält in 18 Gemeinden 10,185 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer*.)

OUSCHOWA, ein mächtiger, kahler Felsenrücken, der sich nordöstlich von dem Dorfe Sulzbach im sächsischen Kreise der untern Steiermark an der tschechischen Grenze erhebt. Alpenfalk ist sein Hauptgipfel und sein Gehänge reich an Pflanzen der südlichen Kalkalpen. Sein Gipfel hat nach den trigonometrischen Messungen des Gattacherpersonals eine Höhe von 1015,6 Wiener Kl. über dem Meeresspiegel. (*G. F. Schreiner*.)

OUSE, 1) Fluß in England, in Yorkshire, welcher durch die Vereinigung des Aire und Swale gebildet wird, welche beide in den Mooren im nördlichen Theile der Grafschaft entspringen. Von Run Monkton, wo er den Rib aufnimmt, bis zur Stadt York ist sein Lauf mehr südöstlich, von dort bis Gamod südlich. Nachdem er hier den Whorfe aufgenommen, fließt er aufs Neue südöstlich bei der Stadt Selby vorbei; unterhalb derselben vereinigt er sich mit dem Derwent, später mit dem Aire, und wird nun so breit wie die Themse bei London; bei Ewinstock wendet er sich nach Norden und vereinigt sich mit dem Trent, worauf beide den Namen Humber annehmen. 2) Ein kleinerer Fluß desselben Namens entspringt in zwei Armen in der Nähe von Badley und Towcester, an der Grenze von Northamptonshire und Dorsetshire, von wo er östlich durch Buckinghamshire bei Dinor vorbei nach Bedfordshire fließt. Hier wendet er sich nach Süden, fließt nach Bedford, wendet sich hier nach Nordosten und nimmt den Cam, Lark etc. Er geht sodann durch den westlichen Theil der Grafschaft Norfolk, bis er sich in den Wash, den Meerbusen ergießt, welcher durch die vortretenden Klüften von Norfolk und Lincolnshire gebildet wird. 3) Fluß in Ebercanaba, welcher sich in den Griefee ergießt. (*L. F. Kämtz*.)

Ousel, f. Ouzelius.

OUST, 1) kleine Stadt im französischen Arrondissement (Cominges), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke St. Girons, ist der Sitz eines Friedensgerichts und eines Eingetragungsamtes, und hat eine Pfarrkirche und 1690 Einwohner, welche drei Jahrmärkte und Eisenhämmer unterhalten. Der Canton Oust enthält in zehn Gemeinden 16,699 Einwohner. 2) Oust, der, ein kleiner Fluß, welcher der Trois Fontaines im Walde von Vorge zwischen Gersay und Luentin im Bezirke Loudesac und im Departement der Nordküsten (Blaubern) entspringt, bei Mojan, Josselin, Malesroit und Olenac vorbeigeht und sich oberhalb Redon (Departement Ille-Vilaine) nach einem Laufe von ungefähr 25 Meilen in die Vilaine ergießt. (Nach Barbichon.) (*Fischer*.)

OUTAKAZEN, eine in Brasilien weit verbreitete Bülkerschaft, welche, wie die meisten andern, dem Ugu stande treu blieb. (*Fischer*.)

*) Auch bei ihr findet sich, wie bei den alten Corfen (*Diod. Sic. V, 18, 14*) und bei den Karabinen nach v. Humboldt und An-
2*

OUTAWAS, Strom in Canaba, welcher dem Zinniskamiesee entspringend und eine östliche Richtung verfolgend sich mit dem St. Lorenzstrome verbindet.

(Fischer.)

Outer Aubl., f. Macrolobium Schreb.

Outeniqualand, f. Vorgebirge der guten Hoffnung.

OUTHIER (Reginald), wurde im J. 1694 zu Lamart: Soufflard im Sprengel von Poligni geboren; er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde Vicar in Montain, in der Nähe von Sens-le-Caumont. In Stunden der Muße beschäftigte er sich mit Astronomie und theilte seine Beobachtungen der Akademie der Wissenschaften mit. Diese ernannte ihn im J. 1731 zu ihrem Correspondenten. Im folgenden Jahre ging er nach Paris, wo man ihn juräzuphalten suchte, um ihn bei Berechnung der Dreiecke Schuß der Karte von Frankreich zu beschäftigen. Der Cardinal Luvens, Bischof von Bayeux, ernannte ihn zu seinem Secretär. Im J. 1736 ging er mit Maupeituis nach Pöppland, um einen Breitengrad in der Nähe des Polarkreises zu messen. Nachdem diese Arbeit in kurzer Zeit beendet war, kehrte er nach Bayeux zu dem Cardinal zurück und dieser gab ihm im J. 1748 ein Kanonikat bei seiner Kathedrale. Im J. 1767 legte er dieses nieder und starb 1774 am 12. April in Bayeux. Sein wichtigstes Werk ist *Journal d'un Voyage fait au Nord en 1736 et 1737* (Paris 1744. 4.), welche mehrmals nachgedruckt worden ist, so im J. 1746 in Amsterdam in Klein Octav. Außerdem hat er in den *Mémoires* présentés einige astronomische und meteorologische Beobachtungen herausgegeben (Weiß in der Biogr. univ.).

(L. F. Kämtz.)

OUTREAU, Marktsteden im französischen Departement Pas de Calais (Boulonnais), Canton Camer, Bezirk Boulogne, ist 1/2 Meile von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2608 Einwohner. (Nach Barbichon.)

(Fischer.)

OUTRE-FURENS, Gemeindefort im französischen Poiseedepartement (Jura), Canton und Bezirk St. Etienne, liegt 1/2 Meile von dieser Dte und hat 5863 Einwohner. (Nach Barbichon.)

(Fischer.)

OUTREMAN (d'), Woutermann, d'Oultremann, Name einer adeligen flämischen Familie. Henri d'Oultremann, geb. im J. 1546 zu Valenciennes, gestorben 1605 als Präböt seiner Vaterstadt, war unter andern Verfasser einer *Histoire de la ville et comté de Valenciennes* von ihrem Ursprunge bis auf das Ende des 16. Jahrh., welche sein Sohn Pierre d'Oultremann verbessert und vervollständigt im J. 1639 zu Douai in Folio herausgegeben hat; im J. 1687 scheint dieselbe von neuem aufgelegt worden zu sein; kann man das Exemplar von diesem Jahre. Seine vier Söhne widmeten sich indessen sammt dem geistlichen Stande; der zweite derselben, Philippe d'Oultremann, geboren zu Valenciennes 1585, gest. starben ebenfalls, trat den 16. Mai 1652 in seinem 22.

Jahre in den Jesuitenorden, war ein beliebter Prediger und Verfasser von zweien zu seiner Zeit viel gelesten alttestamentlichen Schriften: *Le vrai chrétien catholique* (St. Omer 1622) (auch ins Englische überf.) und *Le pédagogue chrétien* (Mons 1641. 1645. 3 Bb. öfters wieder aufgelegt und auch ins Lateinische überf.). Der jüngste Pierre d'Oultremann, geboren im J. 1591, trat mit seinem 20. Jahre in denselben Orden und war lange Zeit ebenfalls ein beliebter Kanzelredner, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, auf diese Laufbahn Verzicht zu lassen und er mit Genehmigung seiner Aeltern sich dem Studium der Geschichte widmete. Er starb, allgemein betrauert, zu Valenciennes den 23. April 1656. Er ist Verfasser außer mehrern alttestamentlichen Schriften, eigener und Uebersetzungen aus dem Lateinischen, auch von Vie de Pierre l'Hermite (Valenc. 1632. 12. verm. Ausg. Par. 1645) und von Constantinopolis Belgica, sive de rebus gestis a Balduino et Henrico imperatoribus Constantinopolinensis, orta Valentinianensis: Belgis libri V, quibus accessit de exordio Graecorum liber singularis (Tournay 1643. 4.).

(H.)

OUVERTURE, Eröffnung, Einleitung, ein französisches Wort, das von Lully's Zeiten an in Frankreich als Einleitungssatz einer Oper oder irgend einer feierlichen Aufführung eines großen Musikstückes, zur Eröffnung eines Concerts, eines Schauspiels und dergleichen gebraucht wurde. Lully machte bekanntlich mit seiner Musik überhaupt in Frankreich unter Ludwig XIV. großes Aufsehen, am meisten mit seinen Ouverturen, worüber ausführlicher unter seinem Namen gegeben werden soll. Man schreibt ihm daher gewöhnlich geradehin die Erfindung der Ouverture zu, namentlich Rousseau in seinem Diet. de Mus. Art. Ouverture, welcher auch behauptet, daß es vor Alessandro Scarlatti in Italien gebräuchlich gewesen sein soll, vor der Oper eine Ouverture von dem damals in Paris sehr berühmten Lully aufzuführen zu lassen. Allerdings war die Instrumentalmusik in Frankreich schon unter Ludwig XIII., wo bereits vierzigquatre Violons du Roy (Violen von mancherlei Größe) unterhalten wurden, ausgebildeter als in Italien, noch mehr zu Lully's Zeiten, dessen Ouverturen auch zuverlässig gewichtiger sind, als seine Gesänge, obgleich von contrapunktischer Kunst wenig darin vorkommt. In Deutschland, wo Nachahmungen und Erhebungen des Auslandes nichts Seltenes sind, wurde Lully's Art der Ouverture nicht nur bald bewundert, sondern auch von mehreren Componisten nachgeahmt; auch der Name wurde bald darauf angenommen, was die Italiener keinesweges thaten. Besonders wird ein gewisser Telesbach gerühmt, welcher die besten Ouverturen in der Art Lully's verfaßt haben soll, die jenen französischen am nächsten kamen. Daß diese französischen Art von Einleitungssätzen noch zu J. Mattheson's Zeiten in gutem Ansehen standen, ergibt sich aus Mattheson's neu eröffnetem Drucker (Hamburg 1713), wo uns zu gleich S. 170 und 171 eine nähere Beschreibung derselben geliefert wird, die wörtlich hier beibehalten werden mag: „Unter allen Piéces, die instrumentaler circuiret werden, behält ja wol per majornaliter die so genannte

bern, die sonderbare Sitte, daß die Männer statt der Weiber das Hochgezette pläen.

Ouverture das **Franz.** Ihr eigentlicher Platz ist zu Anfang einer Oper oder eines Schauspiels, wiewol man sie auch vor Saiten und übrige Kammerfachen setzt. Wir haben ihre Invention den Franzosen zu danken, die sie auch am allerbesten zu machen wissen. Eine Ouverture hat den Namen vom Eröffnen, weil sie gleichsam die Thür zu den Saiten oder folgenden Sachen aufschließt. Sie leidet hauptsächlich zwei Eintheilungen, deren erste einen gleichen Tact und ordentlicher Weise den zwei halben haben wird, dabei ein etwas frisches, ermunterndes und auch zugleich elevirtes Wesen mit sich führt, sein kurz und wohlgefaßt sein, auch mehrertheils nicht über zwei Tacten auf's Höchste admittert muß. Der andere Theil besteht in einem nach der freien Invention des Componisten eingerichteten, brillirenden Admeto, welches entweder eine reguläre oder irreguläre Fuge, bisweilen und mehrertheils auch nur eine bloße, aber lebhaft Imitation sein kann. Die meisten französischen Ouverturen schließen nach dem Allegro, oder andern Theile der Ouverture, wiederum mit einem kurzen Lentoement, oder ernsthaftem Satz; allein es scheint, daß diese Façon nicht viel Adhäsionen finden will.“ Diese Einrichtung ist auch wirklich bald abgekommen. — Selbst Sulzer in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste schreibt noch dasselbe, ja er vertritt die Sache bedeutet: „daß diese Art Eingangsstück in Frankreich aufkam, zeigt der Name der Sache hinlänglich an.“ Der Schluß gehört nicht eben zu den besten, und seine Zufälle sind nicht geschickter: „Lully verfertigte solche Stücke, um vor seinen Opern gespielt zu werden, und nachher wurde dieses Schauspiel meistens mit einer Ouverture eröffnet, bis die Symphonien aufkamen, die sie aus der Mode brachten.“ Als ob die Symphonien ober in diesem Sinne Eröffnungsstücken nach einem andern Zuschnitte nicht gegeben wären, als die nach französischer Sprache sogenannten Duverturen! Die Sache selbst war schon früher da, allein die Benennung derselben war eine andere. Immerhin war es aber eine Einleitungsstück, deren Einrichtung im Ganzen genommen an kein notwendiges Gesetz gebunden war; im Gegentheil nahm sich Jeder nach seiner Einsicht und nach dem Standpunkte der Instrumentalmusik seiner Zeit und seines Landes die Freiheit, seine Einleitungen mehr oder weniger in selbständiger Weise einzurichten. So lange man auch in Frankreich Lully's Musik ehrte und liebte, so kann man doch nicht sagen, daß seine Duverturen-Einrichtung lange grade so, wie er sie gab, bestanden hätte. Sulzer fährt daher selbst fort: „Doch nennt man in Frankreich noch jetzt jedes Vorspiel vor der Oper eine Duverture, wenn es gleich gar nichts mehr von der ehemaligen Art dieser Stücke hat.“ Lully machte sich also eine eigene, brillantere und für seine Zeit bessere Einleitungsstück zu seinen Opern und nannte sie zugleich mit dem französischen Worte Duverturen; allein daraus folgt noch keineswegs, daß er die Sache selbst, nämlich die Einleitungsstück, erfunden haben sollte; er gab ihr nur eine andere Gestalt, was Viele vor und nach ihm gethan haben. Wir können ihn daher durchaus nicht als den Erfinder der Einleitungsstücken gelten lassen, sondern nur

als den Schöpfer einer von der bisherigen verschiedenen Art, welche Erre sehr Viele mit ihm theilen. Denn daß der französische Name von seiner Zeit an gebraucht wurde, macht die Sache selbst, die mit einem andern Worte das schon Dagewesene ausdrückt, keineswegs neu. So wird z. B. schon von Monteverde lange vor Lully berichtet, daß sein Orchester aus folgenden zahlreichen Instrumenten bestand: 2 Gravicembali; 2 Contrabassi da Viola, 10 Violoncelli da braccio, 1 Chita doppia, 2 Violini piccioli alla Francesa, 2 Clarinari, 2 Organi di legno, 3 Bassi da gamba, 4 Tromboni, 1 Regal, 2 Cornetti, 1 Flauto alla vigesima seconda, 1 Clarino mit 3 Trompeten sordine. Seine Duverture aber wurde Toccatina genannt und sollte vor dem Aufziehen des Vorhangs drei Male von allen Instrumenten vorgetragen werden. War sie auch nichts mehr, als eine Art Intrada, eine geringere Einleitungsstück, welche nach Kirschwasser nicht vom Tone G weicht, so war sie doch mindestens ohne Widerspruch eine Eröffnungsstück der Oper, die also bereits lange vor Lully gebräuchlich war, und folglich nicht erst von ihm erfunden werden konnte. Nur durch seine eigene, etwas höher gedobene Weise und durch das neu gebrauchte, aus der Sprache der Franzosen genommene Wort hat sich dieser glückliche Pariser hervor. Lesen wir doch in Arteng's Geschichte der italienischen Oper, daß schon in den Zeiten vor der sogenannten florentinischen Oper-Erfindung ähnliche Instrumentallücke zu dramatischen Aufzügen gebraucht wurden. So heißt es im ersten Theile der deutschen Uebersetzung dieses Buches von Fritzel, S. 212: „In der Mitte eines prächtigen Saales, mit einer herrlichen Gallerie umgeben, auf welcher eine große Menge verschiedener Instrumentalisten vertheilt waren, sah man eine große Tafel ohne irgend eine Zubereitung. Sobald der Herzog und die Herzogin (von Mailand) erschienen, nahm das Fest seinen Anfang, und Jaron eröffnete die Scene mit den Argonauten, welche mit einer drohenden Miene unter dem Geräusch einer kriegerischen Symphonie einerschritten, das göttliche Bild bei sich führten, welches sie auf der Tafel als ein Geschenk zurückließen, nachdem sie ein Ballet gelangt hatten.“ Lully's Duverture war folglich eine verbesserte Art der schon früher gebrauchten Einleitungsstück und keine wirkliche Erfindung. Die Italiener blieben auch seit Scarlatti bei ihrem Ausdruck Sinfonia (s. d. Art.), wie sie ihre Eröffnungsstücke der Opern nannten, bis auf die neuesten Zeiten, wo zuweilen der gewöhnlicher gewordene Ausdruck Ouverture italienisch in Ouverture umgewandelt und gebraucht worden ist. Da aber die Italiener in der Instrumentalmusik von den Ausländern, namentlich von den Deutschen, welche den Ausdruck Duverture zuerst aufgenommen hatten, weit übertrouen wurden, also auch die fremden Einleitungsstücke fleißiger und besser ausgearbeitet wurden, als die italienischen, welche Symphonien hießen, kam die Meinung auf, die Symphonie sei der Duverture untergeordnet; es gehörte zur letztern weit mehr Kenntniß und Erfindungskraft als zur erstern. Das hätte genauer und unabweisbarer so ausgedrückt werden sollen; die deutschen und französischen Einleitungsstücke haben größeren Werth, mehr Erfindung

und kunstvollere Bearbeitung, als die leichtern und flüchtigen Einleitungssätze der Italiener. Wirklich wurden auch in Frankreich und Teutschland die Ouverturen so bedeutend vervollkommen, daß Lully überflüssig worden war. Der Zuschnitt hatte sich verändert, so daß man kaum die Möglichkeit begreift, wie in Sulzer's Theorie der schönen Künste in der Ausgabe von 1793 noch die dort befindliche Beschreibung derselben stehen konnte. Ein Zugesatz in derselben wurde auch von den besten Tonkünstlern nicht grade für nothwendig erachtet, und das französische Lenteamento zum Schlusse war auch selbst in Frankreich bald aus der Mode gekommen, ohne daß diese Einleitungsmusik dadurch an Werth verloren hätte. Die Instrumentation blieb noch lange, gegen unsere neuere Art gehalten, im höchsten Grade einfach. Im J. 1719 erschienen von Francesco Gotti, dem berühmten Theorbisten und Componisten in Wien, die italienische Tragicommedia per Musica: *Don Chisciotte* (*Don Quijote*) in Sierra Morena, worin die Eröffnungsmusik mit einem Spiritoso e Sinecanto nur mit dem Quartett der Streichinstrumente beginnt; auch heißt sie weder Ouverture noch Sinfonia, sondern Entrée. Bald waren aber, wenn auch nicht immer, doch meist von teutschen und französischen Componisten drei Sätze zu einer Ouverture gehörig angesehen worden, die mehr und minder, je nachdem der Componist es für gut hielt, von der frühern Art sich entfernten. So gab Händel in seiner dreiactigen Oper *Siroe* (1728) den ersten Satz aus G moll 3, für drei Violinen, deren erste von einer Oboe unisono begleitet wurde, für Viola und Bass, also einstimmig in 16 Tacten, welche wiederholt werden und dann aus dem hinzugefügten D dur Accorde schließen. Dann tritt ein Allegro 2, G moll ein, das ohne Keyserin in 104 Tacten ausgeführt wird. Zu dem Streichquartett spielt den mit Signaluren bezeichneten Bass das Cambralo, wozu noch zwei Oboen und ein Fagott kommen. Dieser zweite Satz enthält keine Fuge, behält aber wol das Imitatorische guter Bearbeitung in des Meisters Weise bei. Dagegen ist der dritte Satz nur dreistimmig so, daß die Violine 5 Tact, die Viola und der Bass 4 Tact haben. Der erste Theil dieses letzten Satzes von zehn Tacten wird wiederholt, der zweite von 17 Tacten nicht. Das Abwicheude von der frühern Art wie das Ähnliche ergibt sich von selbst. Noch in Montsign's und seiner Zeitgenossen's Opern läßt wol manche mit einem Presto an, das von einem Zwischensatze unterbrochen wird; allein die Instrumentation derselben hatte sich kaum verstärkt. In der Regel findet man zum Streichquartett noch Oboen und Hörner, oder Oboen und eine Flöte. — Dachte sich auch manche dieser spätern Ouverturen nach 1750 bis etwa 1780 in musikalisch tüchtiger Bearbeitung nicht allein, sondern auch in ästhetischer Hinsicht ausgezeichnet, so kann man doch nicht sagen, daß man über das Wesen dieser Musikstücke sich besonders verständigt hätte. Andeutungen einzelner Männer wurden auch damals überhört. Da trat der Ritter Gluck auf und förderte auch das innere Wesen der Ouverture höchst bedeutend. Die dierher gebörigen Worte aus seiner Zeugnungschrift seiner Oper *Alceste* an den Großherzog von

Toscana, Peter Leopold, werden es am Klarsten beweisen: „Ich stelle mir vor, die Ouverture solle den Zuhörer auf die Handlung vorbereiten, und so zu sagen den Inhalt derselben verkündigen; das Instrumentenspiel sollte sich nach dem Maße der Wichtigkeit oder der Leidenschaft richten.“ Er wollte also das Wesen der Einleitung nur von der Beschaffenheit des Inhalts der Oper abhängig wissen — eine Idee, die er auf die ganze Musik anzuwenden sich mit Glück befreite; Wahrheit, Natürlichkeit und Einfachheit erklärte Gluck ausdrücklich für den wahren Grund des Schönen in allen Werken der Kunst. Um seinen Charakteren die bestmögliche Färbung zu geben, die mancherlei Situationen in ihr rechtes Licht oder in den wirksamsten Schatten zu stellen, gebrauchte er den verschiedensten Klang der Instrumente nicht in ganzen Massen, sondern mehr einzeln und in allerlei Zusammenstellungen, wozu er im Laufe der Zeit Manches vorgearbeitet fand. Nach und nach waren doch die Blasinstrumente verbessert und für den Orchestergebrauch hin und wieder benutzt worden, geschah dies auch, wie gesagt, nur vereinzelt, so war doch das Orchester bereits dadurch bereichert; wenigstens waren die Hindernisse gehoben worden, die sich vor dem 18. Jahrh. der Anwendung in der Oper an den meisten Orten entgegengesetzt hatten. Wir haben gesehen, daß man Oboen mit Hörnern, Oboen mit Flöten, Oboen mit Fagotten zu dem Streichquartett angewendet hatte. Auch Trompeten waren zuweilen eingeemischt worden; ja manunter, wenn auch selten und fast nur zu Sinfoniestritten, waren einzelne Posaunenrufe erklingen. Einige hatten auch schon in massenhafter Zusammenstellung mehrere Blasinstrumente eine größere oder vielmehr stärkere Wirkung zu erzielen sich befreit. Namentlich hatte sich Rameau schon durch stärkere Instrumentation, als sie Lully angewendet hatte, Eingang zu verschaffen gesucht, und nicht ohne Glück, mindestens in Frankreich. Im Allgemeinen wurde aber doch die Besetzung der Ouverturen jener Zeiten, gegen die unsere gehalten, äußerst mäßig behandelt. Am augenscheinlichsten ergibt sich die nach und nach veränderte Beschaffenheit sowohl der Einrichtung als der Instrumentalbesetzung in Beispielen, die in ihrer Art an sich von Bedeutung sind. Wir führen zuerst die Ouverture zu Gluck's dreiactiger Oper *Orphée* et *Euridice* an, die im J. 1776 in Paris gedruckt, und der Königin gewidmet wurde. Hier beginnt die Ouverture sogleich mit Allegro molto 2 C dur und hat zum Quartett der Streichinstrumente zwei Oboen, zwei Trompeten, zwei Hörner und ein Fagott. Der Satz geht auf acht eingedruckten Seiten ohne Unterbrechung, ohne Fuge, ohne von einem andern Satz im Tempo oder im Takt abgelöst zu werden, in einem Gusse bis zum Ende der Ouverture fort. An die alte französische Ouverturenform war also hier nicht mehr zu denken; auch an keine andere conventionelle Form; Gluck setzte sich selbst keine fest, sondern meinte mit Recht, es müsse das jedesmalige Wesen der Einleitung aus der Beschaffenheit der Oper oder des folgenden im Ganzen hervorgehen. Offenbar hatte er den Gebrauch der Blasinstrumente verallgemeinert, gehoben; allein nicht sowohl massenhaft, wie schon gesagt, als

vielmehr im Einzelnen nach der verschiedenen Klangstärke, die er zum Ausdruck irgend einer Situations-Schilderung brauchte. Daß schon zu Mozart's Zeit etwas mehr Masse und ein größerer Prachtausdruck zum einfachen Gedanken- gange gekommen war, ergibt sich klar daraus, daß Mozart es für nöthig fand, Einiges von Gluck stärker zu instrumentiren und auch wol früher eingreifende Ausgänge dazu zu setzen. Wahrheit der Situation und Freiheit in der Anlage der Ouvertüre, waren die Hauptstücke, die von jener Zeit an nach allen Seiten hin gewonnen worden waren. Das ist aber zunächst von der Paris zu verstehen, nicht von der Theorie, denn theoretisch war dieser Gedanke lange vorher von Mattheson in seinem vollkommenen Kapellmeister ausgesprochen worden, wo es S. 234 von der Ouvertüre und sogar von der geringern, von ihm Symphonie genannt, so heißt: „Ihre Haupteigenschaft besteht darin, daß sie einen kurzen Begriff und Vorfpiel, eine kleine Abbildung desjenigen mache, so nachfolgen soll. Und da kann man leicht schließen, daß die Ausdrückung der Affecten in einer solchen Symphonie (Ouvertüre) sich nach denjenigen Eigenschaften richten müsse, die im Werke selbst hervorragen. Am meisten soll sich in ihr Edelmuth (Würde) offenbaren.“ Kürzer und bestimmter, haltbarer und treffender konnte das Wesen derselben kaum geschildert werden; Besseres hatte auch Gluck nicht gefunden, noch seine höchsten Nachfolger. Es ist also nicht wahr, daß die Theorie ihre Gesetze immer erst aus praktisch gegebenen Beispielen entwickelte, so sie nur aus ihnen entwickeln könne. Eins hilft dem Andern. Mozart schrieb seinen Don Juan im J. 1787. Seine nach der Vervollendung der unüber- troffenen Oper geschriebene Ouvertüre heißt bekanntlich höchst großartig mit einem Andante ♩ D moll an, wozu außer dem Streichquartett zwei Flöten, zwei Oboen, zwei B-Clarinetten, zwei Hörner, zwei Trompeten und Pauken kommen. Dieses führt dann in ein Allegro molto ♩ D dur, prachtvoll und wunderbar ausgeführt und in C dur schliefend, um auf der Dominante den natürlichen Übergang in das erste Gefasstück der Oper zu gewinnen. Hier haben wir also zwei verschiedene Sätze, aus dem Wesen der ganzen folgenden Oper, nicht den Melodien, sondern dem innersten Geiste nach, herausgegriffen. — Später gab derselbe Mozart mit denselben Instrumenten in seiner Oper Clemenza di Tito, geschrieben im J. 1791, in einer ganz andern innern Beziehung eine ebenso meisterhafte Ouvertüre, die nur aus einem einzigen Satze, einem Allegro ♩ C dur besteht, in einem Guss fortgehend, nur von mehreren Hermeten angehalten, und etwas früher hatte Naumann im J. 1786 in seiner Oper: Tasso per Amore, seine Ouvertüre, nach Art der Italiäner Einfache genannt, so eingerichtet: Zu einem Allegro ♩ braucht er zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Hörner, zwei Trompeten und Pauken; geht dann zu einem Andantino ♩ A dur, nach gehöriger Durchführung des ersten Satzes aus D dur über, das er gleichfalls mit allen angegebenen Instrumenten gebührend ausführt bis zur Hermete des ♩ Accords von A, um wieder im ersten Tempo ♩ das Ganze in D dur zum einheitsvollen Schluß zu bringen. Von französischen Componisten wollen wir die Ouvertüre von Be-

huf aus seinem Joseph nehmen, um den Fortschreitungs- gang daran zu erkennen. Beihülfe leitet sie mit einem Andantino ♩ C dur ein, das nur vom Streichquartett zu Gehör gebracht wird. Diesem folgt ein Allegro moderato ♩, wozu zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Clarinetten in C, zwei Hörner, zwei Trompeten, zwei Fagotte und Pauken kommen, alles noch ziemlich einfach gehalten bis zum Allegro, das frischer und bewegter auch in den Figuren die angegebenen Instrumente ertönen läßt. Die Ouvertüre besteht also aus drei Sätzen, allein durchaus nicht in der Folge und Art der früheren französischen Ouverturen, wie sie beschrieben worden sind, und wie sie, um musterhaft zu heißen, sein sollten. Man hatte sich demnach auch in Frankreich zu einer größern Freiheit und Verschiedenheit in der Auffassung anregen lassen, zum Vortheil der Sache. In Italien hatte Amarafo in seiner berühmten Oper: Matrimonio segreto in drei Acten drei Mal den vollen Hauptaccord mit drei Hermeten im Largo von allen zur Einleitung gebrauchten Instrumenten ertönen lassen, worauf sogleich das schön gehaltene Allegro molto ♩ D dur in einem Guss frisch vorwärts treibt, ohne den Satz durch eine andere Taktart zu unterbrechen. Nur mehr Hermeten bilden erfreuliche Abschnitte des einheitsvollen Ganges. Die angewendeten Instrumente sind: Trompeten und Hörner, von jedem zwei, die aber zusammen gehen, so lange nicht eins von beiden schweigt; Flöten und Oboen, ebenfalls mit einander gehend; zwei A-Clarinetten und zwei Fagotte. — Zingarelli brauchte zu seiner Symphonie (Ouvertüre) für die im J. 1795 geschriebene Oper il Conte di Saldagna zwei Hörner, zwei Trompeten, zwei Oboen und zwei Fagotte zum Streichquartett. Das Ganze besteht nur aus einem einzigen Satze Allegro ♩ B dur, der weder debrütend stark instrumentirt, noch im innern Ideengange verwickelt ist; Alles wird ganz einfach zu Ende gebracht. — Auf Zahl und Folge der Sätze einer Einleitungsmusik kam also nichts mehr an; die Ouvertüre konnte ebenso wol aus einem einzigen Satze, als aus zwei, drei und wol auch aus drei Sätzen bestehen, die sämtlich von verschiedener Zusammenfassung und Ausarbeitung sein konnten, immer aber, sollte die Einleitung gut sein, aus dem Wesen des folgenden ganzen Werkes der Oper nach hervorgegangen sein müssen. Ihre Einrichtung war mit Recht so mannichfaltig geworden, als die Grundverhältnisse und vorherrschenden Gefühlslustände der Werke selbst es waren. In dieser reichthümlichen Ungewandtheit in der Anordnung einer Ouvertüre, die noch größer sich gezeigt haben würde, wenn es nicht zu allen Zeiten auch bloße Nachahmer gegeben hätte, war man zuweilen auch auf den an sich gar nicht zu verwertenden Gedanken gekommen, eine oder die andere Hauptmelodie aus dem folgenden Gange des Werkes (der Oper oder des Dramas) gleich in der Ouvertüre hören zu lassen, oder doch deutlich genug darauf anzudeuten. Namentlich in Opern war das geschehen und zuweilen mit dem besten Erfolge. So hatte z. B. Himmel, ohne daß er der Erste genannt werden kann, der sich dieses Mittels bediente, seine Ouvertüre zu dem überaus beliebten Liebespiele „Rançon“ mit einem Andantino ♩ eröffnet, das aus dem folgenden der Oper

entlehnt war, worauf er ein sehr gut gearbeitet ausgeführtes Allegro molto: folgen ließ mit Flöten, auch der kleinen Flöte, Oboen, Hörnern und Fagotten. — Auf diese Art hatte also die Overtüre an Mannichfaltigkeit alles Mögliche gewonnen, was sie mit Zug und Recht gewinnen konnte. Ihr Inhalt und Gehalt war ebenso ästhetisch geordnet, als ihm auf der andern Seite die in Künsten so nöthige Freiheit gelassen worden war. Die Instrumentalmittel waren so höchst bedeutend vervollkommen, so ins Große getrieben worden, namentlich in Deutschland, daß der Compensirte sich von keiner Seite her mehr beengt und gehindert fühlen konnte. Nur Eins war es, was die Welt ebenso außerordentlich begeisterte, als es die Schöpfer neuer musikalischer Instrumentalwerke verlegen machte. Dieses Eine war der ungemein großartige Gedanke und empfindungsvolle Geist unsers J. Haydn's und Mozart's. Sie hatten in den Hauptzeilen ihres Weltklanges vom J. 1780 an im aufgearbeiteten Quartetten, großen, in neuer Form behandelten Symphonien (s. d. Art.) und hochpoetischen Overturen der erstaunten Menge Musikerbilder hingestellt, denen das Siegel des Genies alles Erhabenen und Schönen unverkennbar aufgedrückt worden war. Auf leuchtenden Flügeln bereitete sich ihr Ruhm in alle Länder unsers Erdtheiles, ja über die Meere. In Reichthum und einheitsvoller Herrlichkeit diese Helden zu überbieten, mußte, wo nicht völlig unmöglich, doch bedeutend erscheinen. Im Lieblichen, im gebiegen Großartigen standen sie gleich prangend, noch vom Glanze der Morgenröthe eines großen Kunsttages, dem sie selbst hätten anbrechen lassen, verschönt. Wie hätten nicht Viele verzweifeln sollen, es in solcher Gebiegenheit völlig abgerundeter Kraft und steter Haltung eines werthhaft schönen Lebens mit ihnen aufzunehmen? Und doch waren durch den Geist dieser Männer andere Geister lebendig aufgeregter und höher mitten in die Welt des Schönen und Großen gehoben worden! Und unter diesen waren auch Künstler von innerer Kraft und andere von mindestens rüstiger sterblichem Muth. Da sie in den Werken jener Vorgänger Form und Gehalt so echt und vollkommen verschmolzen sahen und kühlten, mußten sie um ihres eigenen Seltens und Namens willen theils durch verstärkte Massen der Instrumente, theils durch buntere Farbbegehung zu wirken suchen. Und warum nicht? Stets hat die Masse das Recht des Stärkern im Auserlichen für sich. Das Auffallende wird ihr Niemand absprechen. Hat der Mann, der sie zu lenken unternimmt, Kraft und Umsicht genug; weiß er sie auf einen Hauptpunkt zu richten, darauf hinzuwirken, so daß die Föhrung wie freier Entschluß ausbleibt, so wird auffallend Eingreifendes zu Stande und Wesen kommen. So trat vor Allen Beethoven ein und brachte Gewaltiges. Auch Cherubini sang an, mit vergrößerten Massen zu arbeiten, und erreichte, wenn nicht immer in Frankreich, doch in Deutschland, was er wollte. Ist der innere Gedankenstrom reich und tief, ist die Masse an ihrer Stelle; man läßt sie sich nicht bloß gefallen, sondern sie setzt in Erstarren und hebt. Beethoven vor Allen wußte in seinen Overturen, Symphonien und andern Hauptinstrumentalwerken die stärkste Masse zu er-

ner solchen Einheit und Haltung seines Herrscherwillens zu verwenden, daß er ebendarum als dritter Held das steht. — Aber nur etwas weniger Geistesstärke und entschlossen feste Umsicht, und die Masse hat etwas Gefährliches. Anstatt Schönes, Dauerndes zu wirken, wirkt sie ohne gewollte Leitung, was sie hat, bloßen Ehem, Ueberdabung, kindlich gerauschesvolles Getändel letzten Zeitvertrabes. So finden wir es schon bei einem Manne, der doch in sich selbst manche erfinderische Kraft, manchen Aufschwung trägt, wenn auch in der Regel nur einen süßlich sinnlichen. Es ist Rossini, der seines mannichfach anziehenden Reizenden, zuweilen sogar seiner Anwandlungen des Großen wegen, mit vollem Rechte an der Spitze der neuen italienischen Schule oder Richtschule steht, so vorragend unter den Kleinen, daß ihm keiner der neuen Italiener seine Stellung streitig machen wird. Da wird nun in den Overturen und in den Sängern gestrichen, gepfeifen, posaut, trompetet und gepaukt und getrommelt, daß die Wände wackeln möchten und oft — um einer faden Kinderei willen. Die Banden im Orchester, auf dem Theater und hinter den Gouffins arbeiten dem Menschen die Ohren und den Unterleib zusammen, daß er wol süßeln muß, er mag wollen oder nicht. Bei dem Allen mögen wir ihn, der die Richtung seiner Zeit zu erfassen verstand, nicht tadeln; in ihm ist doch eine Richtung sichtbar und fühlbar, wenn auch eine, die nicht höher, sondern viel tiefer steht, als die vor ihm dagewesene. Dem Vergnügen der Masse hat er große Dienste geleistet. In ähnlicher Art mag man das auch wol von Manchem seiner Nachfolger sagen können: nur muß das zu lange Aufhalten in solchen Uebertreibungen immer mehr abspannen und vernichtend werden, also auch selbst das Vergnügen flöhen und zu einem leeren Betreibenden schwachköpfiger Kanaille herabdrücken. — Dennoch ist nun die Masse durch die Masse einmal verbohrt. Man hat die Effecte im übermäßigen Gebrauche der Instrumental-Kunstmittel dergestalt widerholt, daß sie, wurden sie nicht noch mehr überboten, nichts mehr wirken wollten. Und so ist es denn soweit gekommen, daß Zeller, als er aus dem Theater kam und den Zapfenreich hörte, ausrief: Gott Lob, da hört man doch einmal wieder sanfte Musik! — Beispiele dieser Art sind überflüssig und die Uebertreiber mögen es treiben, so lange es geht; besser werden sie nicht, als bis sie müssen, bis der Ueberdruß der Menge selbst sie dazu zwingt. — Aber auch tüchtige Männer haben sich um des Gesallens willen in Uebertreibungen vielfacher Art geworfen. Unter diese gehört auch, was die Art seiner meisten Overturen betrifft, K. M. v. Weber. Als er etwa im J. 1812 seine Oper, der Heferscher der Geister, schrieb, gebrauchte er außer dem Streichquartett zwei Oboen, zwei Clarinetten, zwei Flöten, die kleine Flöte, zwei Fagotte und Anfangs nur sechs, in der Folge sogar neun Blechinstrumente, nämlich drei Posaunen, drei Hörner und zwei Trompeten. Daß dabei die Pauken nicht fehlen können, ist in der Ordnung. Da reicht denn freilich das größte Format liniirten Notenpapiers nicht mehr aus; mehrere Blechinstrumente müssen als Anhang beigelegt werden. Mit diesem Uebermaße der Instrumentation haben aber noch die meisten Overtu-

turen neuerer Zeit an Einheit und Würde verloren; es ist etwas Gefuchtes und Zerstücktes in sie gekommen, was die Stelle des Originellen ersetzen soll und nicht ersetzt. Etwas Ähnliches davon zeigt auch diese Ouverture, ob sie gleich von Manchem sehr gerühmt worden ist. So sehr wir A. M. v. Weber zu schätzen wissen, so gerath wir ihn unter die denkenden Componisten zu zählen haben, so hat er dennoch auch des Ueberschwenglichen nicht wenig, namentlich in seinen Ouverturen. Wer Allen war er es, der aus dem Einheitsvollen eine guten Ouverture ein Potpourri dadurch machte, daß er recht geistlichlich darauf ausging, allerlei Melodien aus der Oper zu nehmen und sie mit schönen Verbindungsgefäßen in der Ouverture neben einander zu reihen. Das haben nun mehr Componisten bequem gefunden und sind ihm nachgewandelt, namentlich Haydn, Moschner, der auch darum in seinen Ouverturen selten glücklich ist. Sie sind bei allen Effectschlägen gewaltigen Instrumentation in sich selbst viel zu sehr zerstückt. Um diese Neuerungen willen hat man nun verschiedentlich es versucht, das Recht der Ouverture gegen die alten von Würthen und Glück auszusprechen und von den besten Componisten praktisch befolgten Grundsätze zu erweisen, und hat sich deshalb so vernehmen lassen: „Nur sind die Musiker nicht einzig über den eigentlichen Zweck der Ouverture — über die Frage, ob sie eine Schöpfung, gleichsam einen Censur oder Argumentum des ganzen Stückes enthaltend und dessen Gang, wie in einem Hauptgespräch, voraussagen lassen, oder ob sie gleichsam bloßes Introduction, nur auf die erste Scene des Stückes vorbereiten, oder ob sie den Zuhörer im Allgemeinen in diejenige Stimmung versetzen soll, in welcher er für den Totalabdruck der ganzen Oper am empfänglichsten sein wird.“ Der Streik läßt sich aber schlichten, als unauflöslich, denn nach Umständen kann jede der obigen dreierlei Tendenzen zweckmäßig sein, und leicht mag wieder ein anderer Zuschauer noch einen vierten! von allen obigen weder ganz verschiedenen Zweck erkennen und bei seiner Ouverture sich vorsetzen, und davon ebenfalls Recht haben. Keiner unter ihnen verschleudert Ansichten gebührt ein Monopol; keiner ist der einzig wahre Weg zum Ziele, so wenig als irgend einer der unfehlbar! Allein die Musiker waren über den eigentlichen Zweck der Ouverture, wie wir dreins gesehen haben, so uneinig als sie. Sie soll die Hörer auf den rechten Weg führen, die Thier öffnen, sie empfänglich machen für das, was folgen werde. Sie soll also in die Stimmung versetzen, die für das aufsteigende Tongemälde die beste ist, die dem Hörer die Auffassung und den Genuß des Ganzen vorbereitend erleichtert. Sie muß sich nach dem hervorzuhebenden Charakter des Ganzen richten, muß und anzeigen, ob wir ein erhebendes, oder wildes, oder sentimentaltiefes, oder lebensfrohes unglückliches, oder trübseliges, oder heitere, launiges, oder landsüßes Stück zu erwarten haben etc. Je mehr die Ton der Ouverture bald das Vorherrschende des Schaulichen, bald das Distincte des Dramatischen, bald das leis Schwebende und zur Lustige des Elysen und Paradieses trifft, die im Stücke das herrschende sind; je mehr sie das grade in den Schattungen thut, die

dem Ganzen den eigenthümlichen Reiz geben, desto besser ist die Ouverture. Sie muß dabei eine Einleitungsarbeit sein, etwas für sich, was mit dem Hauptwerk in der genauesten Verbindung steht, was möglich darauf begierig macht, wie die Einleitung zu einer Schrift. Sie kann also wol auf irgend etwas Vorherrschendes im folgenden Werk anspielen, darauf hinweisen; aber diese Anspielung oder Hindeutung muß zum Ganzen, zur einheitlichen Idee der Ouverture, die zugleich in dem folgenden im Resultat der Hauptstimmung ähnliches Bild der Reinen für sich sein muß, wie notwendig gehören, aus dem wohl verbundenen Tongedankengange sich ergeben, nicht hinein gesteckt und gezwängt worden sein. War nun vollends die Ouverture einer Kunstform gleich, die ein Kaufmann zum Ausdruck seiner Waaren gibt, so ist sie einem Betterleste vergleichbar und unschön; höchstens kann sie erstens wie ein Parterreschild, ferner nur notwendig eine Hauptfigur dem ganzen Einleitungsgebilde zum Grunde liegen, auf welche sich alle Nebenfiguren beziehen, so daß sie nicht nur Dominanzfähigkeit geben; sondern auch durch Stellung und Bezug die Hauptfigur leben und anzuheben der machen. Ohne diese Hauptfigur, ohne diesen Mittelpunkt, wozu sie alles Andere zu seiner Vertheilung drängt, erleiht das Ganze der Haltung; das keine Folge, keine Verbindung, sondern ist eine Art Lascarion, wie ein Babywinth, das mehr bedrängert als erheitert, so man gleich weiß, daß man zu seiner Zeit wieder herauskommt. Wie viel oder Nebenfiguren sein sollen, ist Niemandem vorzuschreiben; ebensov wenig, wie vielerlei Sätze und in welcher Ordnung er sie anwenden soll. Das muß sich aus dem Wesen der Oper und aus dem Eigenthümlichen des Textes und seines kraschichtigen Wunders ergeben; Freiheit genug. Nur die Freiheit hat keine, sich hängen lassen und eine einseitige Ansicht von Gedanklichkeiten vorgelegen, wie in der Regel Jeder es thut, kommt den neuesten Italienern. Zum Hauptgeanken, zum Bezüge aller Noten und Aufstellungsgeanken auf eine, zu wichtigen Zeichnung derselben muß freilich auch nach jener schöpferischen Geisteskraft kommen, die dem Ganzen das Angenehme gibt, die etwas Innerliches durch das Gehörte ausdrückt. Es versteht sich, daß dichterische Schöpfen freilich erst den Dichter macht, er dichtet mit Worten, mit Worten oder Tönen. Wo dies fehlt, ist alles nicht. Wo wo der Genius sich nicht verhält, im Reinen geistlich, da ist es auch nicht süßig. Wird er freigegeben und gebildet; sich wie ein Kalandere, rennt er sich und die Unken nieder und schäft Anstalt, bis man ihn bindet. Ein guter Ouverturenschreiber muß wissen, was er will und was er soll. Das Komische kann nicht tragisch und das Melancholische soll nicht süßlich sein; es wäre dann komisch. Wer die Hauptarten unterachtet, tut etwas, aber nicht viel; wer aber die Schattungen bis ins Feinste hält und dabei doch, was hochwürdig ist, frisch und lebendig aus dem Innern ins Äußerliche erregend eintrifft, der thut das Rechte. Mag er es nun mit einem, zwei oder drei Sätzen thun, das muß ihm sein eigener Geist sagen; dem Hörer ist es Eins, wenn aus dem Ganzen innerlich Leben ansieht und dem äußern weithut. Nur ist dabei

festhalten, daß die Duvettur mit Einleitungsmuß, nur Abbild eines ausgeführten größern Bildes ist. Sie muß also Maß halten, wie es z. B. Mozart's Duvettur thun, so sehr sie auch ein vollständiges, schon geordnetes Ganze für sich geben, das für sich allein stehend in sich gerundet ist und herrliche Wirkung hervorbringt, und dem noch vor der Duvr nichts andres, als ein geistreiches Einführungsgebilde gibt, das Hauptwerk hebet, wie dies wiederum die Duvettur verdient. (G. W. Fink.)

OUVREZE (P.), Fluß, welcher im französischen Département und im Bezirk Rhodé, nicht fern von dem Dorfe Montauban, entspringt, bei Buis und Balson vorübergeht und sich nach einem Laufe von ungefähr 12 Meilen bei Montbrissat im Vaucluse-Departement mit der Sorgue vereinigt. (Nach Barbicou.) (Fischer.)

OUVILLE, 1) Gemeindefort im französischen Département (Normandie), Canton Grisy-la-Celle, Bezirk Coutances, ist 11 Meilen von dieser Stadt entfernt, und hat eine Succursalfirche und 959 Einwohner. 2) O. l'Abbaye, Gemeindefort im Département der Nieder-Grise (Normandie), Canton Deville, Bezirk Mortot, liegt 2 Meilen von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalfirche und 648 Einwohner, welche wie die Bewohner der Umgegend die unter dem Namen toiles d'Ouvillo bekannte Leinwand verfertigen. 3) O. la bien-tournée, Gemeindefort im Département Calvados (Normandie), Canton St. Pierre sur Dives, Bezirk Evreux, von welcher Stadt es 51 Meilen entfernt ist, hat eine Succursalfirche und 307 Einwohner. 4) O. la Rivière, Gemeindefort im Département der Nieder-Grise, Canton Esfranville, Bezirk Dieppe, liegt 2 Meilen von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalfirche und 484 Einwohner. (Nach Barbicou.) (Fischer.)

OUVILLE (Antoine Le Metel D') geb. zu Caen, griff im J. 1656 oder 1657, Verfasser theils von zehn Libretti, die zwischen 1638 und 1650 fallen und insgesammt seinen Namen nicht vor dem Vergessenwerden geschützt hätten, nämlich 1) Les Trahissons d'Arbrian, tragi-comédie (1638. 4.) 2) L'Esprit follet ou la Dame invainable (1642. 4.) 1643. 1662. 1665. 42, hat Hauteroche als Duellist zu seinem Stütze gleichen Namens gebiert. 3) L'Absent de chez soi, comédie (1643. 4.) 4) Les Fausses Vérités ou croire ce qu'on ne voit pas et ne pas croire ce qu'on voit, comédie. (1643. 4.) 5) La Dame suivante, comédie. (1645. 4.) 6) Le Mort vivant, tragi-comédie. (1646. 4.) 7) Aller sans savoir qui, comédie. (1646. 4.) 8) Jodelier autologue, comédie. (1646. 4.) 9) La Coiffeuse à la mode, comédie. (1646.) 10) Les Soupçons sur les apparences, hierat-comédie en cinq actes (1650. 4.), theils von Erählungen, die heute mehr nicht als gelesen werden. Die Sammlung seiner nicht immer gelungenen, übrigens preßisch abgefassten Erählungen, deren beste noch aus dem Moxen da porvenir des Verspalte von Deville geschöpft sind, ist unter dem Titel: L'Elite des Contes du sieur d'Ouvillo (1669. 2 Bde. 12.) erschienen. Einige legen diese Erählungen dem Bruder von Duville, Bolshobert, bei. Endlich hat er auch aus dem

Spanischen des Castillo. Solano la Tourne de Solville ou l'Hameçon des bourses übersezt, welches erst im J. 1664 erschienen ist und unter dem Titel: Histoire et aveniours de Dona Basile, courtisane de Solville. (1731. 2 Voll. 12.) von Reum gedruckt wurde. (Hager. Univers. T. XXXII. 272 sq.) (H.)

Ouvrier (Ludwig Benjamin), geboren den 7. Mai 1735 zu Vrenxien in der Ulstermark, verdiente den ersten Unterricht der Schule seiner Vaterstadt. Von seiger Bischof wurde und unermüdetem Fleiße besetzt, erwarb er sich unter der Leitung geschickter Lehrer, zu denen besonders Procop, Benetz und Steinboeck gehörten, gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen. Aber auch in seiner übrigen wissenschaftlichen Bildung war er nicht zurückgeblieben, als er (1753) zu Halle seine alademische Laufbahn eröffnete. Lange, Meier, Weber und Eberhard waren seine Hauptlehrer im Gebiete des philosophischen Wissens. Den wesentlichsten Einfluß auf seine theologische Bildung gewannen Baumgarten, Semler, Knapp, Michaelis, Calenberg, Struensee und Freylinghausen. Früher, als sein Streben nach einer vollständigen Bildung ihn wünschen ließ, mußte er, bei der mäßigen Unternehmung, die ihm seine Ältern gewähren konnten, seine alademische Laufbahn beendigen. Seit er Halle verlassen hatte, besuchte er zu Jellberg im Mecklenburg: Städtchen eine Hausherrliche, die er späterhin mit einer andern in seiner Vaterstadt vertauschte. Im Sommer 1767 nährte ihn seine schwebliche Gesundheit zu einer Reise nach Kaffskia in Schlefien. Dort unterstellte er seinen Dheim im Predigen und unterrichtete zugleich dessen Kinder. Gedächtnis in der Hoffnung, nach dem Tode seines Dheims (1758) dessen Stelle zu erhalten, übernahm er in ihm angestammtes Leben an der Realschule zu Berlin. Unermüdet erhielt indessen sein Schicksal eine andere Wendung: Ohne sein Wissen von dem Oberconsistorialrath Burg im Berlin empfohlen, kam er an den damalskatholischen Hof nach Virmos, um den Unterricht der Kinder des damaligen Erbprinzen, nachherigen regierenden Landgrafen, Ludwig IX. zu übernehmen. Im J. 1763 ward er zum Cabinetsprediger, vier Jahre später zum Hofprediger in Darmstadt und im J. 1770 zum Consistorialprofessor ernannt. Zugleich mit der dritten Superintendentenstelle, die er 1772 erhielt, ward ihm der Charakter eines Consistorialraths, Burgs und Garnisonpredigers ertheilt. In diesen äußern Auszeichnungen gefellen sich die Freuden des häuslichen Glücks, als Duvier um diese Zeit (1772) in Maria Friederike Willenberg, der Tochter eines Geheimenraths in Darmstadt, eine in jedem Betrachte seiner würdige Gattin fand. Noch in dem genannten Jahre war er zu Gießen ordentlicher Professor der Theologie geworden. Durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: De necessitate satisfactionis a Paulo Rom. 8, 3 asserta, erlangte er im J. 1777 die theologische Doctorwürde. Das Jahr 1786 erob ihm zum zweiten Superintendenten; auch rückte er um diese Zeit in die zweite Professur der Theologie hinauf.

Als Duvier den 2. Oct. 1792 an den Folgen einer

innern Entzündung starb, die er sich durch eine Erhaltung zugezogen hatte, ward er mit Recht allgemein betrauert wegen seiner ungeheuerlichen Religiosität und seines rastlosen Eifers, zur moralischen Beseelung des Volkes zu wirken. Diesen Zweck hatte er schon in der im J. 1767 zu Frankfurt am Main herausgegebene Sammlung einiger Predigten verfolgt. Seine gründlichen Kenntnisse in den ältern Sprachen und in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens zeigte er in mehreren lateinischen Programmen und Dissertationen. Ihren Inhalt bildeten Gegenstände der Dogmatik oder der Erregung und Kritik des neuen Testaments¹⁾. Mehrere theologische Streitigkeiten führten ihn im J. 1773 zu der Idee, die christlichen Dogmen einer gründlichen und unparteiischen Prüfung zu unterwerfen²⁾. Zum Predigen und Katechisieren gab er (1777) eine zweckmäßige Anleitung. Scharfbar, besonders in historischer Hinsicht, war seine Geschichte der Religionen³⁾. Eine feine Stütze gab er dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode in seinen Ansichten auf die Ewigkeit. Die beiden Theile dieses Werks, im J. 1791 zu Leipzig herausgegeben, wurden 1793 neu aufgelegt⁴⁾.

(Heinrich Döring.)

Ouw, f. Hartmann von der Aue.

OUWATER (Isaak), geboren zu Amsterdam im J. 1747, gestorben ebenfalls 1793, ein vorzüglicher Zeichner und Maler von Statuenfiguren und Landschaften; viele seiner Arbeiten findet man in verschiedenen Galerien und Sammlungen Hollands. In dem J. E. van Halesen's Gemäldes-Gabinet zu Amsterdam, welches daselbst den 21. Febr. 1814 versteigert wurde, befanden sich von Ouwater sechs vorzügliche Gemälde, welche einige Ansichten von Utrecht und Harlem vorstellten und mit Figuren und Figuren sehr artig staffirt waren. Besonders schön malte er an den Gebäuden das Mauer- und Steinwerk, welches er mit Fleiß und Vollendung ausführte, wobei er zugleich ein Festhalten an den Werken seiner vorläufigen geistvollen Vorgänger bekräftigte, was überhaupt den neuern holländischen Künstlern zum großen Ruhme gereicht. Noch ist zu erwähnen, daß er in den Darstellungen von Schiffen, Pferden und andern Thieren auch meisterhafte Hände lieferte⁵⁾.

(Frenzel.)

OUWERKERK, richtiger OUDERKERK, mit dem Beinamen aau den Vassel, wodurch dasselbe von

D. aan den Amsel, und von D. in Serland unterschieden wird, ist ein unarist. Kirchhof an dem linken Ufer der holländischen Pfel, 1 1/2 Stunde von Gouda, in dem kimpener Waard gelegen. Die Kirche enthält, neben andern Monumenten, auch das Grabmal des berühmten holländischen Feldmarschalls Ouwerrerk (starb 1708), der als Befehlshaber der Herrlichkeit von derselben seinen Namen entlehnte, nicht aber, wie Gouda und dessen Gewerksmänner fälschlich berichten, von dem irrländischen D., das ebenso wenig ein Zugow in seiner Wäbe hat. Statt Zugow wird wol Tholen zu lesen sein. — Der berühmte Prinz Moriz von Dranien hatte sich niemals verheiratet wissen, jedoch von einer Geliebten, die in der Welt unter dem Namen Madame de Beverwaard oder de Reichen bekannt; zwei Söhne, Wilhelm Adrian und Ludwig; Wilhelm Adrian, Herr von der Lee, Viceadmiral von Holland, wurde in der Belagerung von Ost, im J. 1627, durch eine Kanonenkugel tödtet. Ludwig, Herr von der Lee, von Beverwaard und Dyl (beide in dem nördlichen Überquartier gelegen), General von der Infanterie und Gouverneur von Herzogenbusch, früher von Berg op Zoom, starb den 28. Febr. 1665, aus seiner Ehe mit Elisabeth, Gräfin von Hoorn, Kessil, vier Töchter und drei Söhne hinterlassend. Eine Tochter, Amalia, heirathete den Grafen von Dffry, den ältern Sohn des ersten Herzogs von Demond, die andere den Grafen von Arington, Heinrich Bennet, die dritte den Grafen von Rutgrave, Johann Schifffil, die vierte den Grafen von Roston, Karl Risthoven. Den drei Söhnen, Moriz Ludwig, Wilhelm Adrian und Heinrich, verließ Kaiser Leopold I. im J. 1679 die Grafenwürde, auch Titel und Wappen von Nassau, wogegen aber das nassauische Haus eine Summe erhielt. Moriz Ludwig, Herr von der Lee, im J. 1683. Sein Sohn, gleiches Namens war Capitain in der englischen Leibgarde König Wilhelm's III., mit Elisabeth Wilhelmine, Gräfin von Nassau-Dyck, verheiratet, und Vater der Söhne Wilhelm Heinrich, Moriz Ludwig und Heinrich Karl. Der älteste derselben, Wilhelm Heinrich, Graf von Nassau zu der Lee, wurde den 30. Nov. 1742 commandirender Obrister des Cavallerieregiments von Hov, den 1. Jan. 1748 Generalmajor, den 2. Nov. 1748 Generalleutnant von der Cavallerie, und im Julius 1749 Gouverneur von Heiden. Er starb den 12. Dec. 1762. Moriz Ludwig, geboren 1670, Generalmajor seit 1709, wurde Generalleutnant im J. 1727, und starb den 29. Jan. 1741, als Gouverneur von Arden, nachdem er viele Jahre Commandant von Eluis gewesen. Sein einziger Sohn, Volontair bei der kaiserlichen Armee, war den 24. Dec. 1736, an den in dem Schloß bei Clausen empfangenen Mordmord gestorben. Das ist Alles, was uns von dem Hause Lee bekannt. Wilhelm Adrian, Ludwig's und der Gräfin von Hoorn anderer Sohn, Herr auf Dyl, Dririchgen, Widenburg, Heil, Kortgen n., auch nach König Wilhelm's III. Abtlen erster Edler von Serland, das sich als einer der gewandtesten Staatsmänner und Diplomaten des 17. Jahrh., besonders durch die vielen und

1) De theologia populari (Gissae 1775. 4). Annotationes quaedam ad 2 Petr. 2. 2. Jodae 6 (Ibid. 1776. 4). De theologia moralis, an dici possit, cumque, centrum totius religionis christianae (Ibid. 1779. 4). An Actor. 8. 24. Spiritus S. dicatur Universi creator. (Ibid. 1780. 4) etc. 2) Nachsuchung über die Befähigung des Christenthums (Berlin 1778). 3) Rüst ihren Gründen und Gegenständen (Leipzig 1781—1783, 2. Aufl.). 4) E. Ouwerrerk's Leben von R. A. v. Senckenberg vor der zweiten Auflage der Ansichten auf die Ewigkeit (Leipzig 1793). J. H. Berneri Progr. de notionis satisfactionis etc. (Gissae 1777). p. 17. 5) Striebers Grundlage zu einer heiligen Geistesgeschichte. 10. Bd. S. 209 ff. Heinrich Döring: Die geistlichen Theologen Aufschwung n. 2. Bd. S. 125 ff. Heuser's Leben der von J. 1750—1800 verstorbenen teilschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 251 ff.

*) v. Rijndam. Vol. II. p. 260.

nichtigen von ihm verrichteten Gesandtschaften, bekannt gemacht. Im J. 1670 erhielt er von dem Prinzen von Oranien die Herrlichkeit Kortgene; auf Nordbroeland, zum Geschenk. Er starb den 22. Sept. 1705. Seine Gemahlin, eine Enländerin, des Geschlechtes van der Riffe, hatte ihm neun Kinder geboren, worunter doch nur Cornelius, Ludwig Adrian, Wilhelm Heinrich und Moriz Ludwig Erbschaft vererbten. Cornelius, Herr von Kortgene, und Mitglied des Staatsrates, starb im J. 1708 ohne Erben. Ludwig Adrian; auf Briel, war noch im J. 1738 von Seiten der Provinz Utrecht ein Mitglied der Generalstaaten. Wilhelm Heinrich wird im J. 1699 als holländischer Rittmeister genannt. Moriz Ludwig besaß Widenburg. Der dritte von Ludwig's und der Gräfin von Hoon Söhne, Heinrich, ist jener Marschall von Duverfert, dessen Bräutheut und veranlaßt hat, des Prinzen Moriz gesammte Nachkommenschaft unter diesem Artikel zu vereinigen. Heinrich nahm frühzeitig Kriegsdienste und hatte lange sein Standquartier in Wallfahrt, wo es ihm besonders an Liebchaften nicht gefehlt haben soll. Die jüngste Geliebte fuhr eines Tages über die Brücke nach Briel, und als ein aufmerksamer Ritter gab er ihr das Geleite, sein Ross dicht an dem Schlage haltend, und der Schönen die süßesten Worte zuflüsternd. Ungebuldig wie es scheint, ob des vielen Gepolters, entgegnete diese endlich: „das werde ich glauben, wenn Ihr jetzt mit Eurem Kummer in die Raas setzt.“ Dies Wort ist kaum gesprochen, da wendet der Reiter sein Pferd, und Sporn und Knie gebrauchend, zwingt er von ihm einen Satz, der beide über die hohe Brüstung hinunterträgt in die grausige Tiefe. Das Pferd war trefflich, der Reiter gewandt und glücklich, und ohne Unfall erreichten sie das Ufer, aber für immer hatte sich des kühnen Springers Leidenschaft für die Verführung abgetheilt. Der Krieg vom J. 1672 forderte ihn ab zu erstem Male, und vielsätig und sehr mit Ruhm, wird von 1672 bis 1678 Duverfert's Name genannt. In der Schlacht bei St. Dennis, den 14. Aug. 1678, hatte ein französischer Officier den Erbstatthalter gefaßt, durch Gefangenschaft oder Tod sollte er der Franzosen Siez verwilligen; da wurde er durch D. befreit, der den Feind todt zu des Prinzen Füßen niederstreckte, und sich hiemit dessen unwiderstehliche Bewogenheit, von den Generalstaaten aber einen kostbaren Degen vererbte. Als Gardedauptmann hatte er Wilhelm III. nach England begleitet; hier wurde er auch zu dessen Oberstallmeister und zum Hauptmann der vierten Abtheilung der englischen Garde ernannt. Naturalisirt durch Parlamentsacte vom 11. Mai 1689 erließ er einen Militärgrad nach dem andern, daß er in den letzten Jahren Wilhelm's III. die gesammte englische Reiterei befehligte. In dem Feldzuge von 1703 hatte er ein abgesonderetes Corps in dem Ruffischen, und während Othman sich bei Geleren schlagen ließ, wußte D. den überlegenen Feind in Ohrwurd zu halten. Holländischer Generalfeldmarschall seit April 1704 führte er in dem darauf folgenden Feldzuge, während Marlborough den Rhein des Rheins nach Baiern gezogen hatte, den Oberbefehl über eine sogenannte Raasarmee, und es gelang ihm,

so geistiglich auch die ihm zu Gebote stehende Macht, den ganzen Sommer hindurch die Franzosen zu beschließen, Ramur zu bombardiren, und die in das Sambrothal einzubringen. In der Einnahme von Huy, im J. 1705, hatte er den wesentlichsten Antheil. In dem Feldzuge von 1706 und 1708 Marlborough's ungetrennlicher und nützlicher Gefährte, und noch trotz seiner Gebrüchlichkeiten in der Schlacht von Dudenarde wirksam, starb er im Lager bei Koffelaar, den 18. Oct. 1708, seine Wittve, Isabella von Aartsen van Sommedoyl, zu London, im Januar 1720. Sie hatte ihm sechs Kinder geboren: 1) Ludwig, gestorben den 2. Aug. 1697; 2) Heinrich, von dem unten; 3) Cornelius, gemeinlich der Graf von Nassau-Mouderburg (in dem utrechtischen Geland) genannt, holländischer Generalmajor, fand den Tod in dem Gefechte bei Denain, den 23. Jun. 1712; 4) Franz, Oberster eines englischen Dragonerregiments, fiel in dem siegreichen Treffen bei Almaraz, in dem Königreiche Valencia, den 27. Jul. 1710; 5) Wilhelm Moriz, Graf von Nassau-Duverfert und Mouderburg, nachdem er allen niederländischen Feldzügen beigewohnt, wurde im J. 1709 Generalmajor von der Cavalerie, nach dem utrichter Frieden Gouverneur von Eluis, 1727 Generalleutnant, und den 19. Sept. 1742 General der Cavalerie. Im J. 1743 befehligte er das Hülfscorps, das sich unmittelbar nach der Schlacht bei Dettingen mit der pragmatischen Armee vereinigte, und 1745 die gegen die Rebellen in Schottland ausgesendeten Hülfstruppen. Generalfeldmarschall seit dem 18. Nov. 1747, mit 20,000 Mann jährlich Friedensstracament, mußte er noch in dem letzten Feldzuge des Erbfolgekriegs Seeland vertheilgen. Im Jul. 1749 wurde er Generalgouverneur des holländischen Flanderns. Er starb unverheirathet in dem 87. Lebensjahre, den 28. Mai 1753. Drei Millionen Gulden, die er, Meister in der Sparsucht, zusammengebracht, erbt sein Bruder, der Graf von Grantham; 6) Isabella, vermählt an Karl Beauville, Lord Londondown; 7) Franziska, vermählt 1705 an Ranfan Gault, Grafen von Belkanton, in Irland, starb als Witwe im J. 1738. — Heinrich II., des Marschalls von D. anderer und Erbsohn, wurde am 24. Dec. 1698 vom Könige Wilhelm III. zum Pair von England, als Graf von Grantham, in Lincolnshire, Biscount Boston und Baron Alford ernannt, und starb zu London, den 5. Dec. 1754, in einem Alter von 91 Jahren. Ein großer Freund der Armen hatte er, in dem größten Geheimeißle jährlich 2000 Pfund Sterling an sie ausgebeut. Seine Gemahlin, Henriette Butler, des Grafen Thomas von Dorset Tochter, vermählt im J. 1697, gestorben 1724, hatte ihm drei Kinder hinterlassen. Der Sohn, Thomas d'Auverquerque (nach englischer Rechtschreibung) war jedoch dem Vater vorausgegangen, gleichwie die jüngere, an den zweiten Grafen von Comper verheirathete Tochter Henriette. Ihr Sohn, Georg Nassau, dritter Graf von Comper, auch durch Diplom vom 3. Jan. 1778, des heil. röm. Reichs Graf, erbt indessen durch das großväterliche Testament noch 100,000 Pfund Sterling und 4000 Pfund an jährlichen Einkünften. Des Grafen von

Oranthen alten Lohes, Franziska, vermählte Eliot, erhielt ebenfalls 100,000 Pfund Sterling baars Geld, dann die Güter, welche jedoch nach ihrem Tode dem Hause Gwyer anheimfallen sollten. (v. Stramberg.)

OUZELIUS, Ousel, Oisel, Loisel. 1) Jakob O., aus einer ursprünglich französische Familie, die um der Religion willen sich zuerst in Holland und dann in Danzig niederließ, wurde hier im J. 1631 den 21. Mai geboren. Seine Eltern bestimmten ihn für den Kaufmannstand und schickten ihn in dieser Absicht nach Holland; doch zog ihn seine Neigung zu den Studien hin, namentlich den philologischen, denen er sich im Leben mit solchem Erfolge widmete, daß er schon im 21. Jahre seines Alters eine Ausgabe von dem Octavius des M. Minucius Felix besorgte und der Königin Christine dedicirte: *M. Minucii Felicis Octavius cum integris omnium notis ac commentariis novaque recensione Jacobi Ouzellii, cujus et aecedunt omnimadversiones etc.* (Lugd. Batav. 1652. 4. Nov. ed. ibid. 1672. 8). Darauf studirte er in Utrecht römisches Recht, ward daselbst Doctor beider Rechte, und reiste dann in England, Frankreich, der Schweiz. Von 1659 an beschäftigte er sich im Haag mit Staats- und Völkerrecht, wurde im J. 1669 Professor der Rechte in Oranien, welche Stelle er 19 Jahre bekleidete. Er starb den 20. Jun. 1686. Man hat von ihm außer der bereits angeführten Ausgabe des Minucius Felix noch eine Ausgabe von den Institutionen des Gaius (Lugd. Batav. 1658.); seine Anmerkungen, welche übrigens etwas weitläufig, zum Theil weit ausholen, Entlegenes mit hineinziehen, bei trivialen Sachen verweilen, auch nicht ganz auf eigenem Boden gewachsen sind, hat Schulting in seine Ausgabe der Jurisprudentia Antequiniana aufgenommen. Ferner hat er die Ausgabe des Gellius von Abyssius vom 13. Buche an vollendet: *Aul. Gell. Noctes Atticae cum selectis novisque commentariis et accurata recensione Antouii Thysii J. C. et Jacobi Ouzellii J. C.* (Lugd. Bat. 1666). Endlich hat man von ihm Thesaurus selectorum numismatum a Jul. Caesare ad Constantianum M. — 2) Philipp O., geboren zu Danzig den 7. Oct. 1671, verlor in früher Jugend seine Eltern; doch wurde darum seine Erziehung nicht verläßt; er besuchte die Schule in Bremen, studirte vom J. 1691 an besonders orientalische Literatur und biblische Philologie auf den Universitäten in Oranien, Francker und Leyden, wo er den Unterricht eines Perizonius, Gronov, Braun und Hensford genoß. Darauf reiste er im J. 1697 in England; benutzte die Bibliotheken von London, Oxford, Cambridge; nach Beendigung dieser Reise kehrte er im J. 1698 nach Danzig zurück, nach einigen Jahren ging er von Neuem nach Holland und verband nun das Studium der Medicin dergestalt mit dem der Theologie, daß er sich zu Francker durch Veröffentlichung seiner Inauguralchrift *De lepra vocis Hebraeorum*, diss. inaug. (Frankf. 1709. 4), die medicinische Doctorwürde verdiente (ausgenommen in Schilling's *Commentationes de lepra*. Leyd. 1778). Im J. 1711 wurde er zum Prediger an der teutschen Gemeinde in Leyden ernannt, eine Stelle, die er bis

1717 bekleidete, wo er als Professor der Theologie nach Frankfurt an der Oder berufen wurde. Hier starb er im J. 1724 den 12. April, den Ruhm eines großen Orientalisten mit den Vortorfs und Coccejus theilend. Man hat von ihm noch 2) *Introductio in accentuationem Hebraeorum metricam* (Leyd. 1714. 4). 3) *De accentuatione Hebraeorum prosaica* (Leyd. 1715. 4). In diesen beiden Abhandlungen behauptet der Verfasser, daß die Accentuationszeichen ebenso alt seien, als die heilige Schrift selbst. 4) *De auctore decalogi dissertationes duae* (Frankf. 1717, 1718. 4). 5) *De nominibus decalogi* (1717. 4). 6) *De decalogo soli Israel dato dissertatio*, tres (1719. 4). 7) *De natura decalogi dias*, duae (1733. 4). 8) *De denario regni caelorum sen parabol.* Matth. XX, 1—16. dissertatio, duae (1720 et 1723. 4). (H.)

OVAETTR (nordische Mythologie), Einzahl Övaetter (Urmwesen), vom finnabranden ö, und vaetter, vaetr, welches bedeutet 1) Wesen, 2) Geist, Schutzgeist, Macht, 3) schützende Walfyre, Schützin, 4) waffengende Zauberin, Hexe. Da es nämlich sowohl eine wohlthätige Zauberin gab, welche die Schutzgeister und Walfyren die Schützerin derelden übten, als auch eine unheilvolle Zauberin, welche feindliche Zauberkraften trieben, so bedeutete vaetter sowohl schützende Zaubermacht, als auch verberbliches Zauberkraften. So J. B. wird in der Helga-Quida Hoddgingia-Skatta (Str. 27) die Walfyre Swawa, welche Selgin beschützt, vaetter genannt; Selgi fragt:

var så ein vaetter,
er darg ætthlings skipom?
Var die vaetter (das Wesen) allein,
Eft des Odtings Skiffet darg?!

vaetter ist eigentlich männlichen Geschlechts. Hier aber, da von einer Walfyre geredet wird, wird nicht så (der) vaetter, sondern så (die) vaetter gebraucht, wiewol die Nordmannen lieben, auch Ausdrücke in männlicher Form für ausgeglichene Frauenzimmer zu brauchen¹⁾. Brynildur war auch Walfyre, ward aber von Gudrun vertheidigt, deshalb nennt sie arm vaetter, unglückliches Wesen, verurtheiltes Wesen, suchenswerthe Hexe. Sie sagt in der Gudrunar-Quida I. Str. 21: Eft var þu þu umzænnung (Hefe) græfere þæðligheit, da, æt mein Sigurd Gramn fættelte, und sie zu erbiten (werden) zogen Brynildur, die arme Vaetter? (d. h. die unglückselige oder verfluchte Hexe) zu ihrer Vorbedeutung (illo heillt) Str. 22: Da sang das Brynildur, Wuth's k's Tochter: Ermænnung sei die Vaetter (die Hexe) des Mannes und der Kinder, die dia, Gudrun, um Weinen bat, und die am Morgen Bergischgespräche (mål ær-

1) S. den Zusammenhang des Liedes der B. Wächter, Roman der Kritik. I. Bd. 2. Abth. S. 102, 103, und welche Walfyren die Walfyre weiter den Menschen erweisen. 1) S. B. Wächter, General Einleitung's Einleitung. I. Bd. S. 62. Not. 12. *) Armar vaetter ist Heiligtum, nicht vom Walfyre hier kann vaetter auch von der Form vaett (L) sein, welches auch gæmna, daemnen bedeutet.

nar) gab. Da sang das Gultind, Gult's Tochter, schwelgend, da vollstrebte, mit diesen Worten, Urd' der Edelklinge bist du immer gewesen: Urd' bedeutet Schwermere, d. h. geworbenes Schicksal, und ist die Benennung einer Haupttorte. Brynildur wird also hier sowohl Urd' als Vaettur genannt. Beides wird in feindseliger Beziehung gebraucht, da man ihr Schuld gab, daß sie sieben Könige ins Verderben gestürzt. Wird vaettur ohne Beiwort in über Bedeutung gebraucht, so muß diese aus dem Zusammenhang erhellen. Selbst ist die Benennung vita vaettur d. h. der Verbrechen, der Strafen-Besen, d. h. das strafbare, schuldbeladene Besen, für Herr, wie z. B. Thiodolf von Hvin die Eitkona (das Zauberweib), Huldur oder Grimildur nennt¹⁾. Für Ovaettir (Unwesen, feindselige Zauberwesen) war die andere Benennung Mein-Vaettir (Schadenwesen, schadenstiftender Geist). Mein-Vaettir wurden sowohl die Unheil stiftenden Zaubergeister, als auch die Schaden stiftenden Herren genannt, und ganz natürlich, da man die Zaubergeister für Wesen, welche Zaubergeistern entsprossen, hielt. So nennt Thiodolf von Hvin das Zauberweib Grimild oder Huldur, trölkund, die Trölkensprossin, d. h. aus dem Geiste der Zaubergeister, der durch Zauberei mächtigen Wesen²⁾. So wird die Zauberein Geistbild im Rinde in der Islands Landnámabók. 3. Th. Cap. XIV³⁾ Tröll, Zaubergeist, durch Zauberei, mächtiger Riese genannt. Wie die Zaubergeister zu den Ovaettir oder Mein-Vaettir gerechnet wurden, wollen wir durch die Sage von der Geistbild veranschaulichen. Steinrautur himn Kani (der Starke), that machen Menschen (meinvættir) (bót), dem, dem andere Schaden-Wesen (meinvættir) thaten Schaden (mein). Geistbildur hieß ein vielkönniges (zauberkräftiges) und schädliches Weib (stökkunnug kona ok meinsöm). Das saßen überlagte⁴⁾ (d. h. Geister sehende) Menschen,

(ófræskir menn), daß Steinrautur kam zu ihr unterseßens⁵⁾, als sie sich wandelte in die Gestalt einer wasser-vollen Rindshaut (Wasserschlauch aus Rindshaut). Steinrautur war ein Eismann. Er hatte einen großen Eismann in der Hand. Darüber, wie sie sich trafen, ist ein Gesang gemacht, welcher auf uns gekommen ist. In ihm wird besungen, wie der Steinautur auf Geistbild schlägt. In ihm kommt die Zeile vor:

ero solla rít tröll,

Geschwollen hab die Rippen dem Tröll.

Tröll bedeutet Riese, schädlicher Geist, Derr. Die Herren wurden zu den Ovaettir gezählt. Zu den Ovaettir gehörten die Jötnar (Riesen, d. h. zaubermächtige Wesen), die Thussar (Riesen), die Gigor, Gifor (Riesinnen), die Tröllkónar (Riesenweiber, zaubermächtige weibliche Wesen). Den Gegenzug zu den Ovaettir machen in allgemeiner Benennung die Biargvaettir (Bergwesen, bringende Geister, Schutzgeister) und hollar Vaettir (holde Wesen, holde Rächter, holde Geister). So heißt es im Oddrinnar Grátr Str. 7: So helfen die hollar vaettir (holden Mächte) Frigg und Freya und mehrer Götter. Zu den hollar vaettir gehörten außer den Göttern auch die Landvaettir (Landeschutzgeister), die Liósálfar (Lichtessen) u. s. w. Bei Einführung des Christenthums wurden auch die heidnischen hollar vaettir zu Ovaettir umgewandelt, und man zog gegen alle hís bísse Geister zu Felde. So heißt es in der Saga Olafs kónungs Tryggvasonar c. 213: König Alfr und der Bischof suchten mit allem ihrem besten Kriegsvolk durch alle nahe gelegenen bewohnten Orte mit Kreuzen und Heilighütern, und sprengten geweihtes Wasser auf Felsen und Klippen, Thäler und Bügel, und reinigten mit heiligen Gebeten und Gottes Beistande alles dort, wo sie zogen, von bösen Mächten (illum vaettum) und unreinen Geistern (úhreinu öndum) und befreiten so alles Volk von der Unfreunde Knechtschaft und Unterdrückung⁶⁾.

(Ferdinand Wachtler.)

4) G. F. Wachtler, Samr. Etimolog. Wörterb. 1. Bd. S. 42 u. 57. 5) G. dasenst. c. 42. Row. 15. 6) G. 237, 238 der feyngezeichnete Ausgabe von 1774. 7) überlegt Joch. Jansson ófræskir menn durch viri genios obsecrati faculata praesidi, und sagt im Index Vocum Poeticarum et quarundam aliarum, quae rarioris viciae p. 497: Ófræskir menn homines genios et spectra, ubiqueque haec oberrant, videntes, 237, 317, quae ultimo loco nominatur ófræsk kona, mulier ejusmodi lyceio visu gaudens. Convenit certa in ore et imaginatione vulgi non infrequens, ófræskia, apparitio terribilis, monstrum. Wagn. Dictionar. (Lexicon Islandico-Latino-Danicum p. 127) sagt dagegen: ófræskir, genios et spectra non videntes et vulgari et naturalit tantum visu gaudens sive falsos oculos non habentes viri, ófræskir menn vocantur, fœderis per Randes og Gylgellu o. s. w. Was für man für ein Mann ist der Kattbjör (d. h. die nicht sehen Geister oder Geister), so ist dies schon mit ihrem natürlichen Geiste, nicht-Kognitionen haben. Thad. sus fœstir menn og ófræskir, id videbant ames, non tantum fœstus, sed etiam simplici humano visu praecidi; non semit Dæmón, welches wir überlegen: Das sehen alle, sonst die, die böse hatten natürlichen Geiste, wie gleichfalls die, die konnten sehen Geister (hatten Kognitionen), und nun wird auf fœst og fœskere verwiesen, welches erster 1) Rater, 2) Wär, und welches letzter 1) grandulig, 2) der im Führen wie ein Kater steht, 3) der bestial in der Nacht Gespenster sieht, bedeutet. Nachfolgend ist bezeugt fœst fœterig, fœstg. Aus dem Zusammenhang in Islands Landnámabók geht aber hervor, daß die Männer, die ófræskir menn genannt werden, die Ovaettir sehen konnten. Das o

in diesem ófræskir ist also entweder 6) (A), welches aber hier, wie auch 4, den Sinn nicht raubt, sondern verstärkt, oder es ist ein gentlich ó-fræskir (überlagte) zu schreiben, bedeutet: hingegen ófræskir unselige, nicht überlagte, so ist das o in seiner gewöhnlichen sinnverwandten Bedeutung zu nehmen. Doch heißt es in der Islands Landnámabók (4. Thl. Cap. 12): Das saßen ófræskir menn, daß alle Landvaettir (Landeschutzgeister) folgten dafür-Wesen, da, als er lud zur Gerichtsvorrichtung. Für ófræskir menn ist die andere Lesart ófræsk kona (Weiber lebende Frau). Hier hat also das o, welches mit 6 ähnlich ist, offenbar nicht die gewöhnliche Sinn raubende, sondern Sinn vermehrende Kraft, und es läßt sich nicht durch unselige überlegen, sondern muß durch überlagte gesehen werden. Wagn. Dictionar. dagegen hat in ófræskir das o in seiner gewöhnlichen Sinn bekräftigenden Bedeutung genommen.

8) Orviri, der unverschämten, nicht vorzuschieben, nach anderer Lesart óviri, der unempfindlichen, andachtslos. 9) Forn. Sögur. T. II. p. 188, 189. über die Ovaettir f. außerdem Húngorvaka, fœpandagnur. Ans. G. 32. Finni Johannson Hist. Rec. Isl. p. 89. 2. Hefte, Danske Følgeslag III, 98. Noch zu Corraet's Zeit konnten im Dänischen Meinvaettir oder Meinvaettir vor. Finn. Wagnar. zur groß. Ans. der Edda Einm. 2. Thl. G. 43. 3. Thl. G. 338. Jansson in der Isl. Landnámabók G. 495.

OVALE, ist eine geschlossene krummlinichte Figur, deren zwei Hauptdurchmesser ungleich sind, und die daher eine längliche Gestalt hat. So ist z. B. eine Ellipse eine Ovale, aber nicht umgekehrt jede Ovale eine Ellipse. Die Ovalen, die man zu Einfassungen, als Gewölbebogen bei gedrückten Gewölben u. s. w. gebrauchen pflegt, sind nicht eigentliche geometrische Linien, in welchen alle Punkte nach einem und demselben Gesetze bestimmt, oder, was dasselbe ist, in welchen die Coordinaten aller Punkte durch dieselbe Gleichung von einander abhängig sind; sie werden nämlich aus zwei Kreisbögen auf folgende Weise zusammengesetzt: Man nehme ein beliebiges gleichschenkeliges Dreieck, verlängere die Grundlinie desselben nach beiden Seiten hin um eine beliebige Länge, nehme jede derselben als Halbmesser und die Endpunkte der nicht verlängerten Grundlinie als Mittelpunkte von Kreisen, die man zeichne. Darauf verlängere man die Schenkel des gegebenen Dreiecks, bis sie jene Kreise treffen, den Scheitel als Mittelpunkt und den ganzen verlängerten Schenkel als Halbmesser, und schlage einen neuen Kreisbogen, welcher mit den vorigen Kreisen in den Punkten, wo die verlängerten Schenkel des Dreiecks sie treffen, dieselbe geradlinichte Tangente haben wird, so bildet der von der verlängerten Grundlinie begrenzte Abschnitt der zusammengeführten Bogen jener Kreise die eine Hälfte der Ovale, der dann eine congruente Hälfte auf der andern Seite der Grundlinie auf gleiche Weise gezeichnet wird. — Durch Versuche wird man leicht das für einen gegebenen Fall schicklichste Verhältnis der Halbmesser jener Kreise finden, von welchen die Form der Ovale abhängt.

Nach ist hier zwei besonderer Gattungen von Ovalen zu erwähnen, die mehr ihrer Gestalt als des Nutzens wegen, den sie in der Astronomie oder der Optik haben, bekannt geworden sind. Die ersten sind die sogenannten Ovalen des Cassini, die andern die Ovalen des Descartes. Dominicus Cassini nämlich, welcher Kepler's Hypothese von der Bewegung der Planeten in einer Ellipse um die in dem einen Brennpunkte derselben feststehende Sonne nicht recht aufgefasset hatte, glaubte, daß die Ellipse alle Erscheinungen der Bewegung der Planeten nicht völlig darstelle und erdachte zu dem Ende eine Linie, deren Grundeigenschaft die sein sollte, daß das Rechte von zwei Linien, die aus zwei gegebenen Punkten an einen Punkt der krummen Linie gezogen wurden, unveränderlich wäre, statt daß in der Ellipse die Summe jener beiden Linien immer dieselbe Größe behält. Aber diese krumme Linie kann die verschiedensten Gestalten haben; entweder eine längliche nach Art einer Ellipse, oder eine längliche, mit einer gegen die Axen convergen Einbuchtung oben und unterhalb des Mittelpunktes, oder sie kann eine der Ziffer 8 ähnliche Form haben, oder aus zwei abgeordneten Ovalen bestehen, die sich sogar in zwei einzelne Punkte zusammenziehen können u. s. w. Aus diesem Umstande allein würde schon folgen, daß sie durch eine gleichförmig und regelmäßig wirkende Kraft nicht beschrieben werden kann. Sie ist auch von den Astronomen nicht beachtet worden. S. *Elera, d'Astronomie par Cassini*, p. 149. *Mon-tucla, Histoire des Mathem.* p. 563. nouv. ed., wo

mit Recht bemerkt ist, wie ungleichförmig die Linie von einigen „Cassinoide“ genannt worden ist, was eine dem Cassini ähnliche Linie bedeuten würde. — Von den Ovalen des Descartes ist schon im Art. *Descartes* erinnert, daß es eine Gattung krummer, in sich selbst zurücklaufender Linien seien, welche die Eigenschaften haben, die daran aus einem Punkte, aus einem gegebenen Punkte gezogenen geraden Linien nach dem Gesetze der Lichtstrahlen so zu brechen, daß sie nach der Brechung in einem und demselben Punkte sich vereinigen. Descartes wollte sie zu Fingerringen ohne Verführung der Strahlen gebrauchen. Allein es ist weder möglich, die Farbenverfälschung durch irgend eine Art der Krümmung zu heben, noch den Gläsern beim Schleifen die gehörige Krümmung zu geben. — Vergl. über denselben noch Huygens's Schrift: *De lumine*, c. VI. Wie diese Ovalen durch eine stetige Bewegung zu beschreiben sind, zeigt d'Arcy in dem *Mém. de l'Acad. des Sciences*. 1758. (Scherk.)

OVALIA Latreille (Crustacea). Ein Abtheilung der *Laomopoda*, diejmigen Krustaceen umfassen, bei welchen der Körper eiförmig ist und Querschnitte hat, der Stamm der Fühler scheint bei ihnen ungleichig zu sein; die Füße sind kurz, oder doch nicht sehr lang, die des zweiten und dritten Segment sind unvollkommen und endigen in ein langes, spindelförmiges, klauenloses Glied; sie haben an ihrer Basis einen länglichen, fleisigen Körper. Es gehört hierher die einzige Gattung *Cymas*. (D. Thon.)

OYANDO (Nicolas), Commandeur des *Alcantaras* Ordens, wurde im J. 1504 zum Gouverneur der Insel Hispaniola ernannt, um der Nachfolger von *Barbovilla* zu werden, dessen unkluges Betragen dieser Colonie einen schnellen Untergang drohte. Er reiste am 13. Febr. 1502 ab und kam am 15. April im Hafen von St. Domingo an. Seine Expedition war sehr gut ausgerüstet; er hatte 32 Schiffe und auf diesen 2500 Gesoldaten. Er leitete eine Untersuchung gegen *Barbovilla*, und seine Gesellen ein, und ließ sie nach Spanien transportieren, jedoch kamen sie bei einem Sturze auf der Rückreise um. Seine ersten Anordnungen waren darauf berechnet, das Schicksal der Indier zu verbessern, indem er diese für freie Unterthanen Spaniens erklärte und Ordnung und Ruhe lehren ließ. Gegen Columbus begre er einen bittern Haß, und als dieser auf seiner vierten Reise auf Hispaniola landen wollte, um seine Schiffe auszubessern, wurde er zurückgewiesen. Dieser begab sich nach Jamaica, wo er fast ein Jahr in einem sehr ständigen Zustande blieb und von einigen Abgeordneten Oyando's genau beobachtet wurde. Als Columbus darauf nach St. Domingo kam, wurde er mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen; zugleich aber gab Oyando einen Beweis seines Absetzes gegen Columbus, indem er die Urtheile der Reutereien gegen Columbus in Freiheit setzte, und alle diejenigen mit einer strengen Untersuchung bedrohte, welche ihre Pflicht gethan hätten*). So gut das Vernehmen

*) Mehrere über das abentheuerliche und niederträchtige Betragen von Oyando s. bei *Robertson, Hist. of America*, Book II. p. 87 (Frankfurter Ausgabe).

Doando's gegen die Bewohner der Insel anfänglich auch gewesen war, änderte sich dieses doch bald. Er diente, daß Anacoana, Fürstin des Gebietes Karagua (in der Nähe von Ptolema), Unruhen beginnen wollte. Diese Fürstin, welche stets ihre guten Gefinnungen gegen die Spanier an den Tag gelegt hatte, war von diesen immer mit Unkraut behandelt worden. In der Epighe von 300 Mann zu Fuß und 60 Reitern drang sich Doando zu der Fürstin, indem er ihr sagen ließ, er wolle selbst den Tribut in Empfang nehmen. Die Fürstin, hoch erfreut über diese Ehre, zog den Spaniern an der Epighe aller ihrer Vasallen entgegen; und mehrere Tage hinter einander folgten Festen. Doando zeigte ihr an, er wolle ebenfalls ein Fest geben und forderte sie auf, ihren ganzen Hof dazu einzuladen. Auf ein gegebenes Zeichen stiegen die Spanier über die Indianer her, die Gajiten wurden an die Pfosten des Saales gebunden und dieser angezündet. Anacoana wurde nach St. Domingo geführt und zum Galgen verurtheilt. Spanische Geschichtschreiber behaupten, alle diese Unglücksfälle hätten ihre Ursprungung gefunden; indessen Herrera behauptet, daß diese Auslagen nur von Elenden ausgegangen wären; welche sich ehemals gegen Columbus empört hatten, in das Gebiet der Fürstin Anacoana geschickt waren und ihr die gute Aufnahme auf diese Art vergalt. Nach dieser Erzählung, bei welcher eine große Zahl von Indianern blieb, schickte Doando Truppen gegen diejenigen, welche in die Gebirge oder auf die benachbarten Inseln geflohen waren; die Häupter wurden getödtet. Nach sechs Monaten gehorchten alle Insulaner dem Spaniern. Im J. 1507 betrug die Zahl der Indianer auf Hispaniola nur noch 60,000, und da diese nicht hinreichend war, um die von ihnen geforderten Dienste zu leisten, ließ Doando die Bewohner der Lucayen herüber transportiren und in wenigen Jahren war dieser Archipel menschenleer. So grausam er gegen die Indianer auch war, ebenso gerecht war er gegen die Spanier, und der Wohlstand der Colonie hob sich unter ihm sehr bedeutend. Neue Städte wurden gegründet und er machte besonders auf die Wichtigkeit des Ackerbaues aufmerksam, welches von nun an häufiger gebaut wurde. Inzwischen konnte ihm die Königin Isabella das Blutbad von Karagua nicht vergeben; sie hatte den König Ferdinand beordert, ihn zurückzurufen und Diego Columbus als Gouverneur nach der Insel zu schicken. Lange Zeit weigerte sich der König, das Gesuch von Diego zu erfüllen; da verflachte ihn dieser beim indischen Gerichtshof und erhielt Recht. Doando wurde zurückgerufen, indessen dem Könige gut aufgenommen und erwiderte seine Tage in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit. (Nach Cyprian in der Biogr. univ.)

(L. F. Künze.)

Ovar, f. Altenburg.

OVARII, ein aus linken Ufer des Spamosflusses an der von Cseger nach Szatmar führenden Landstraße, in flacher Gegend, im katalanischen Bezirke der hiesigen Gesandtschaft, im Kreise jenseit der Heiß Eberungen liegendes, an die Dörfer Dink und Cseger-Ufalu angrenzendes großes Dorf, mit einer griechisch-katholischen und

einer reformirten Pfarre, einer griechisch-katholischen Kirche, einem reformirten Bethause, 113 Häusern und 782 magyarischen Einwohnern, unter welchen sich 262 Katholiken, 455 Reformirte und 12 Juden befinden. Das Dorf des findet sich gegenüber von Daru. (G. F. Schreiner.)

OVARII Woodward sind fessile Oidarien.

(H. G. Brown.)

OVARIIUM, Eierstock. Mit diesem Namen bezeichnet man nach einer vom Pflanzenreiche hergenommene Analogie zwei im weiblichen Körper zu beiden Seiten des Fruchthalters liegende, zur Fortpflanzung bestimmte Organe. Sie haben im Embryo und in kleinen Kindern eine sehr längliche, fast prismatische Gestalt, jedoch nach ihrer Breite und Dicke bei weitem von der Länge hertrifft wird. Derselbe Gestalt, obwohl in geringern Verhältnissen, zeigen die Eierstöcke auch im erwachsenen weiblichen Körper, in welchem sie ein plattgedrücktes Oval von ungefähr sechs bis acht Linien Länge, drei Linien Breite und zwei Linien Dicke darstellen und ansehnlich bis zwei Quenteln wiegen. An jedem Eierstocke unterscheidet man zwei Flächen, zwei Ränder und zwei stumpfe Enden, von denen einem bis zum andern der längste Durchmesser des Eierstockes reicht. Von den genannten beiden Flächen liegt die eine mehr nach Vorn, die andere mehr nach Hinten, und an den Rändern des Eierstockes ragt der eine nach Hinten und Oben hervor und ist frei, der andere (basalis) liegt nach Vorn und Unten; er ist mit dem breiten Mutterbande verbunden. Das eine Ende des Eierstockes ist einwärts dem Fruchthalter zugewandt, von welchem es das Ligamentum ovarii erhält, das andere ist nach Außen gerichtet und gerät in die Hänge der Trompete. Eine Fortsetzung der hintern Platte des breiten Mutterbandes überzieht vom Rande des an diesem Bande liegenden Eierstockes beide Flächen desselben vollständig als äußere Haut des Eierstockes. Die Substanz desselben besteht aus einem sehr dichten und festen, dabei aber doch zähen, vom zehnteiligen fetten Gefäßen durchzogenen Zellgewebe, welches nur bei alten Frauen unelastisch und härter erscheint. In demselben befindet sich bald in geringerer, bald in größerer Anzahl eiförmige Bläschen (ovula Graafiana genannt, obwohl sie schon von Bsal u. a. bekannt waren) von verschiedener Größe, die eine klare schwachliche, in siedendem Wasser wie Eiweiß gerinnende Flüssigkeit enthalten. Jedes dieser Bläschen — ihre, nicht beständige, Zahl beläuft sich im jugendlichen Körper etwa auf 12 bis 15 — ragt, bald mehr, bald weniger, aus dem Zellgewebe hervor und ist von der äußeren Haut des Eierstockes umgeben, die Haut aber, durch welche die Bläschen selbst gebildet werden, ist dünn und mit sehr feinen Gefäßen versehen. Auch diese Bläschen verlieren allmählig im Alter ihre Flüssigkeit, werden hart und schrumpfen zusammen. Die den Eierstock mit Blut versorgende Schlagader ist die Art. spermatica interna, die, wie beim Manne, aus der Aorta oder der Art. renalis entspringt und hinter dem Bauchfelle abwärts liegend zum vordern Rande des Eierstockes gelangt, in welchen sie sich größtentheils vertheilt. Die Vena spermatica interna bildet durch viele Äste, die über dem

Eierstöcke zusammenhielten, ein Blutadernetz (plexus pampiniformis), welches jene Schlagader umfaßt, und endlich, nachdem sie einfach aufwärts geflossen, in die Vena cava oder venalis. Die Arterien des Eierstockes bilden den Plexus spermaticus, der seinen Ursprung aus dem Plexus renalis oder Mesentericus superior nimmt und dessen Fäden sich vorzüglich im Eierstocke verbreiten. Die einsaugenden Gefäße des Eierstockes endlich begleiten die genannte Vene und gehen in den Plexus renalis oder lumbalis über. In fast allen diesen Verhältnissen verhalten sich insofern die Eierstöcke keineswegs, auch im gesunden Zustande, immer auf gleiche Weise. Es sind Fälle vorgekommen, in welchen die Eierstöcke gänzlich mangelten, in andern, in welchen nur der Eierstock einer Seite vorhanden war, noch andere, in welchen beide ungleich groß waren. Aber diese eben genannten und ähnliche Abweichungen stehen an Wichtigkeit jenen bei weitem nach, welche die Eierstöcke in den verschiedenen Lebensaltern und nach Regels des Verhältnisses der Geschlechtsverrichtungen erleiden. Sie liegen nämlich im ungeborenen Kinde und in dem ersten Lebensjahre in Gestalt kleiner, rötlicher, platter, sehr schmaler, beinahe wurmförmiger Körperchen auf dem Mesosomum, ihr eigenthümliches Leben erwacht erst beim Eintritte der Menstruation, alsdann erreichen sie aber auch in sehr kurzer Zeit den ihnen bestimmten Grad der Entwicklung. Sie liegen jetzt auf den Seitenhöhlen des Beckens, ihre Gestalt wird eiförmig, ihre Farbe weiß, ihre Oberfläche ungleich als früher, auch hervorragende Bläschen zeigen sich, und sie bieten vorzüglich bei Annäherung der Katamenien alle Zeichen einer fast bis zur Phlogose gesteigerten Lebensfähigkeit dar, indem sie um diese Zeit dicke, umfangs- und gefäßreicher erscheinen. Noch höher steigt diese Lebensfähigkeit zur Zeit der Schwangerschaft, ihr Umfang verdoppelt sich alsdann bisweilen, ihre Bläschen treten stärker hervor und werden dicker, so wie ihr ganzes Gewebe ungleich blutreicher wird. Wenige Tage nach der Empfängnis — wie vielfache an Thieren angestellte Beobachtungen gezeigt haben — bildet sich überbies auf dem Eierstocke; der zur Befruchtung geeignet hat, ein Körper von rötlich gelber Farbe (Corpus luteum), der als Ueberrest eines gebohrnen und entlarvten Bläschen erscheint und erst mehrere Monate nach der Empfängnis — nachdem die gelbe Farbe verschwunden ist — allmählig an Umfang verliert und späterhin nur eine kleine Narbe zurückläßt. Er scheint nach den vorhandenen besten Beobachtungen notwendige und beständige Folge der Befruchtung zu sein; was aber die Behauptung Haller's betrifft, daß der gelbe Fleck niemals bei Unge schwängerten angetroffen werde, so stehen ihr nicht bloß die Erfahrungen Buffon's, Blumenbach's und mehrerer italienischen Zieglerer entgegen, nach welchen auch bei Frauen, welche, ohne geschwängert zu werden, den Wechsel gemessen und selbst bei Jungfrauen von sehr regem Geschlechtstriebe, zumal nach onanistischen oder lesbischen Ausschweifungen, der gelbe Körper sich bilden kann, sondern es wird diese letztere Ansicht — obwohl sie noch keineswegs die allgemeine geworden ist, auch durch manche andere analoge Erscheinungen, wie namentlich die falschen

Rollen, zu einer nur um so wahrscheinlicher. Der Veränderung, welche die Eierstöcke nach dem Austritte des Weibes aus den geschlechtlichen Jahren erlangen, ist schon oben mit einigen Worten gedacht worden. Die Ovarien werden in dieser Lebensperiode bisweilen fast inoperabel, tief Narben durchfurchen ihre Oberfläche und sie verlieren so bedeutend an Umfang und Gewichte, daß sie bisweilen kaum den dritten Theil des frühern Umfangs behalten und bei alten Frauen, nach Laver, kaum ein halbes Quentchen wiegen.

Die Alten nannten die Ovarien die weiblichen Hoden (Testes muliebres), weil sie glaubten, daß die erstgenannten Organe, wie die letztern, beim Zeugungsact eine befruchtende Flüssigkeit ergießen (Salen), und auch die Keimern haben oft genug die Eierstöcke des Weibes dem Hoden des Mannes gleichgestellt (v. Walther). Aber das Irrige der ersten Meinung ist längst erwiesen und die offenbar zwischen beiden genannten Organen stattfindende Analogie kann daher immer nur eben als solche anerkannt werden. In jedem Falle unterliegt es keinem Zweifel, daß von Seiten des Weibes beim Zeugungsact das Vorhandensein wenigstens eines gesunden Eierstockes ebenso unerlässliche Bedingung der Zeugung selbst ist, als von Seiten des Mannes das Vorhandensein wenigstens eines in seinem Gewebe nicht zerstörten Hodens. Schon Galen und Aristoteles wußten, daß Thiere, denen man, um sie fett zu machen, die Eierstöcke genommen, unfruchtbar wurden, und daß ihr Fleisch in ähnlicher Art an Zartheit gewinnt, als das Fleisch männlicher frühzeitig castrirter Thiere und daß beim Mangel der Eierstöcke, sowie bei einer durchaus krankhaften Beschaffenheit derselben, keine Schwängerung des Weibes erfolgt, haben die Beobachtungen Emmertodam's, Morgagni's, Portal's u. A. hinlänglich nachgewiesen. Zwar ist von Einigen behauptet worden, daß öfter auch Frauen, deren Eierstöcke bedeutend vergrößert waren, schwanger geworden sind; doch ist diese Thatsache, wenn sie auch nicht selten in Abrede gestellt werden könnte, kein unumstößlicher Beweis gegen die Nothwendigkeit der Eierstöcke zur Zeugung, und schon Morgagni hat in dieser Beziehung ganz richtig bemerkt, daß die Integrität eines Eierstockes oder auch nur eines oder mehrerer Eier desselben zur Fruchtbarkeit des Weibes immer unerlässlich erscheint, wonach möglicherweise auch bei kranken Eierstöcken, so lange nur die eben genannte Bedingung noch vorhanden, noch ebenso viel Befruchtung stattfinden kann, als sie von Seiten jener Männer, der sogenannten Thalasios oder Thalasios der Alten, möglich ist, welche in der Kindheit durch Berührung der Hoden — welche nicht vollständige Zerstörung mit sich führte — castrirt worden sind. Unbestreitbare Thatsachen lehren aber ferner auch, daß die Befruchtung im Eierstocke selbst vor sich geht und die zuweilen in Ovarien vorgefundenen Fragmente einer Frucht, die Eierstockschwangerschaft, die vielfach beobachtete Erscheinung, daß bei schwangern Frauen, bei denen das Ovarium einen Riß erlitt, die Frucht in der Unterleibshöhle gefunden wurde, und Ähnliches lassen auch hieran keinen Zweifel übrig. Ebenso gibt es gegenwärtig endlich auch über die Art

und Weife, auf welche die Schwängerung durch die Eierstöcke vermittelt wird, unter den Ärzten beinahe nur eine Meinung. Es ist gewiß, daß dies nicht durch Absonderung einer fruchtbaren Flüssigkeit und durch Vermischung derselben mit dem Samen geschieht, und es ist — insbesondere nach den Ergebnissen der vergleichenden Anatomie — mindestens höchst wahrscheinlich, daß jedes Bläschen eines Eierstockes den Keim eines künftigen Menschen enthält, da bei jedem fruchtbaren Weibsfalle wenigstens ein solches Bläschen befruchtet, der in ihm enthaltene Tropfen einer lymphatischen Fruchtigkeit ergossen wird und durch die Trompete in den Fruchthälter gelangt, um in denselben weiter entwickelt zu werden. Das gleichzeitige Bestehen mehrerer Bläschen bei einer Begattung ist ebenso höchstwahrscheinlich die Bedingung einer nachfolgenden mehrfachen Schwangerschaft, wie sie indessen bekanntlich beim Menschen und einigen Quadrupeden nur ausnahmsweise vorkommt. Mächtig der oben erörterten wichtigsten Bestimmung der Ovarien über alle diese Organe auch auf den ganzen thierischen Haushalt einen ununterbrechbaren Einfluß aus, der daher nicht unterbrochen bleiben kann. Wird durch eine Operation oder durch eine Krankheit die Lebensfähigkeit der Ovarien bestraft oder ganz aufgehoben, so eilt nicht bloß die Zeugungsfähigkeit und der Geschlechtstrieb, sondern die Lebenskraft des gesammten Organismus erscheint geschwächt; wie die Geschlechtsorgane, so weilt das Muskelsystem, es sinkt die Thätigkeit der lymphatischen Gefäße, die Epithelien der Knochen schwellen an, die Empfindlichkeit und Empfanglichkeit werden geringer. Dst ist auch Abmagerung die Folge jenes Verlustes eines für den weiblichen Körper so wichtigen Organs, der durch denselben mehr oder weniger vom Charakter der Weiblichkeit verliert. Es beruht auf dem Kinn und besonders auf der Oberlippe mehr oder weniger zahlreiche Haare hervor, die Stimme wird tiefer und das ganze Wesen des Weibes gewinnt in geistiger und körperlicher Hinsicht etwas so Manakhaftes, daß man bei solchen weiblichen Individuen selbst eine auffallende Zuneigung zu Personen ihres Geschlechtes beobachtet haben will, mithin in der That vorzugsweise vom Vorhandensein und von der Integrität der Ovarien der Charakter der Weiblichkeit im Organismus abhängt.

Die im Vorstehenden angedeutete große Bedeutung der Ovarien für den weiblichen Organismus läßt schon mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die in Rede stehenden Organe auch häufigen und großen Krankheiten ausgelegt sind; die Erfahrung bestätigt dies. Eine oder die andere dieser Krankheiten entwickelt sich bei einzelnen Individuen zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit, weit häufiger aber treten diese Krankheiten in Folge von Wechseln ein, und kein Zeitpunkt des Lebens ist geringer für den Ausbruch derselben, als jener, den das Aufhören der Geschlechtsreife bei dem Weibe so scharf bezeichneter, und wieder im Allgemeinen die Anlage zu diesen Krankheiten ungemein durch die Ausübung der Geschlechtsverrichtungen erhöht. Indessen sind nicht alle Krankheiten der Eierstöcke während des Lebens der Kranken erkennbar, sondern es haben viele für den praktischen Arzt nur insso-

fern Interesse, als sie auf einen vorangegangenen Krankheitsproceß hinweisen, der vielleicht ein Gegenstand der Kunst hätte werden können. Zu den im Leben — und doch zum Tode oft erst bei einem bösen Ende der Entwicklung — erkennbaren Krankheiten der Eierstöcke zählen wir die Entzündung, Vereiterung, Verblutung, und Wasserfucht derselben. — Die Entzündung der Ovarien, die häufig mit Entzündungen benachbarter Theile, der Trompeten, der breiten Mutterbänder und am häufigsten des Fruchthalters verbunden ist, gehört zu den bei jungen, zumal vollblütigen Frauen, gewöhnlich innerhalb des ersten Monats nach einer Entbindung häufig vorkommenden Krankheiten, und das Vorhandensein derselben wird an heftigen, fixen, stechenden Schmerzen in einer oder der andern Seite der untern Bauchgegend, oder auch in beiden, je nachdem nur ein Ovarium oder beide entzündet sind, ferner an der meist vorhandenen schmerzhaften Anschwellung der Weichengegend der leidenden Seite, endlich an den allgemeinen Zufällen der Entzündung erkannt, zu welchen, wenn die Krankheit mit Entzündung des Fruchthalters verbunden ist, auch die Symptome der Metritis sich gesellen. Sehr bald pflegt aber diese Affektion den ganzen Unterleib in Mitleidenschaft zu ziehen, er wird dabei beim Druck sehr schmerzhaft, und es ist dies in den Gesichtszügen der Kranken lebhaft ausgedrückt; oft werden auch die Leibengengen und die Darsendel von ähnlichen Schmerzen ergriffen. Der Verlauf dieser Krankheit kommt mit jenem der Metritis ziemlich überein. Bei großer Heftigkeit der Entzündung kann schon gegen den vierten, fünften Tag der Krankheit der Tod erfolgen, während die Zerreißung in der Regel zwischen den achten bis elften Tag fällt. Ebenso hat diese Entzündung auch ihre Ursachen mit der Metritis gemein, unbefriedigter Geschlechtstrieb, zumal bei sehr vollblütigen Subjecten von arterieller Constitution, Unterdrückung der Katamenien oder Lochien, Milcheinstößen, zurückgehaltener Rheumatismus oder Arthritis, Ektasien, Mißbrauch drastischer als Purgier oder Abtörmittel angewandter Arzeneien u. dgl. Um diese Entzündung baldmöglichst zu zertheilen, muß die antiphlogistische Methode um so energischer in Anwendung gebracht werden, je deutlicher in der ganzen Krankheit der Charakter der Synocha ausgeprägt ist; daher sind vor Allem Aderlässe und die Application von Blutegeln in die Weichengegend angezeigt. Aber auch erweichende Fomentationen und Kataplasmen, sowie blüthe Einreibungen, bald auf die Weichengegend allein, bald auf den ganzen Unterleib zu appliciren, nebst erweichenden Klystieren leisten wesentliche Dienste und dürfen daher nicht versäumt werden; ebenso versteht es sich von selbst, daß nach Wassergabe der jedesmaligen besondern Ursachen auch noch andere Heilmethoden angezeigt sein können, wie es am häufigsten mit der antagonisirenden der Fall ist. Läßt nach einem strengen antiphlogistischen Verfahren der entzündliche Schmerz nicht bald und vollständig nach, so sind kleine Dosen verflühten Quecksilbers, Einreibungen der grauen Quecksilberfalte in die schmerzhafteste Stelle, und lauwarme Bäder mit Seife und Kleie die besten Mittel einer vollkommenen Zertheilung. Nur selten greift die Entzündung

der Ovarien in Eiterung über, wo es indessen geschieht, erkennt man diesen Übergang daran, daß die Schmerzen und vornehmlich die Geschwulst sehr auffallend zunehmen, die Bewegung des Schenkels der leidenden Seite gebindert ist, die Kranke über öftern Wechsel der Temperatur klagt, der Urin trübe wird und einen häufigen Bodensatz absetzt, mit welchen Erscheinungen sich alle Zeichen eines leuchtendsten Fiebers verbinden, welches in der Mehrzahl der Fälle auch den Tod herbeiführt, der nur in der Voraussetzung ausbleiben kann, daß die Geschwulst noch Aufsen entweder von selbst sich öffnet, oder künstlich geöffnet werden kann. Zu diesem Zwecke sind zuweilen erweichende Einreibungen, Kataplasmen und Klystiere in Gebrauch zu ziehen, mit welchen man gleichzeitig den Gebrauch kleiner Gaben Morphium zur Linderung der meist sehr heftigen Schmerzen eintreten läßt. Man öffnet die Geschwulst, wenn sie nicht von selbst sich öffnet, und läßt die Kranke, damit die Geschwulst um so leichter und vollständiger entleert werde, eine Seitenlage beobachten, verhindert möglichst den Zutritt der Luft zu der geöffneten Geschwulst, und unterstützt durch leicht verdauliche und zugleich nahrhafte Speisen durch Salep, Gallerte von isländischem Moose, Chinorinde u. d. Ernährung und die Kräfte, während gleichzeitig dem Fieber und den Collapsationszufällen am zweckmäßigsten die mineralischen Säuren entgegengesetzt werden. Bildet sich, wie es häufig geschieht, zum zweiten Male eine fluctuirende Geschwulst, so muß auch diese, wenn sie nicht selbst sich öffnet, künstlich geöffnet werden. Doch sind in diesem Falle die Kranken selten zu retten, weil sich gemeinlich schon fistulöse Geschwüre im Unterleibe gebildet haben, welche theils an sich, theils durch Verfall der Beckenknochen den Tod durch Abzehrung zur unermesslichen Folge haben. — Verhärtung und Wasserfucht der Ovarien sind sehr häufig. Die letztere als Folge der ersten mit einander verbunden, aber die Diagnose der ersten ist, so lange das Ubel neu und vornehmlich der Stirnhaut noch nicht sehr bedeutend ist, so schwierig, daß das Ubel nicht selten erst nach dem Tode sich zu erkennen gibt. Die Leichenöffnungen liefern überhaupt nach diesen Krankheiten manche höchst merkwürdige und interessante Ergebnisse. Der kranke Eierstock ist in der Regel sehr aufgetrieben, sodaß er die nahe gelegenen Organe aus ihrer Lage verdrängt hat; sein Gewicht ist um Vieles größer als im normalen Zustande. Wenn aber gleichzeitig ein hypoplastischer Zustand des Ovariums vorhanden ist, so ist entweder dieses Organ in mehrere Fellen oder auch in einen einzigen Sack ausgedehnt, welcher dann oft unglaublich große Mengen von Wasser enthält, oder es besteht der kranke Eierstock aus verschiedenen in sich abgeschlossenen Bläschen, welche höchst wahrscheinlich ursprünglich nichts anderes, als erweichte Bläschen des Eierstockes sind. Sowohl die Anzahl, als die Größe dieser Blasen ist verschieden und oft dient dieselbe Bläschen eine eigene feste knorpelartige Haut, zuweilen mit eigenen Blutgefäßen versehen, zur Umgebung, sowie the inneren bisweilen eine feste, öfter noch eine dicke lymphatische Feuchtigkeit enthält. Noch interessanter als diese pathologische Umwandlung, welcher übrigens der linke Eier-

stock öfter als der rechte unterliegt, ist die erwiefermaßen zuweilen in hypoplastischen Ovarien vorgefundene Gegenwart von Haaren und Zähnen (J. B. Med. et. Deutsch. Archiv f. d. Physiologie. 1. Bd. 4. Heft. S. 519 g.), welche mit Wahrscheinlichkeit einer im Eierstocke abgegangenen Frucht zugeschrieben werden. Die für den praktischen Arzt noch wichtigere Diagnose der Verhärtung und der Wasserfucht der Eierstöcke unterliegt großen Schwierigkeiten, und kann meistens erst dann festgestellt werden, wenn das Ubel schon einen hohen Grad erreicht hat. Um es nicht mit einer Schwangerschaft zu verwechseln, ist zuvörderst die unveränderte, oder doch nicht in gleicher Art, wie in der Schwangerschaft, veränderte Beschaffenheit der vaginalen Portion des Fruchthalters zu berücksichtigen, wie denn auch bei jener Krankheit die Brüste sich nicht, wie die einer Schwangeren, verhalten, sondern vielmehr immer schlaffer werden. Es wird ferner die Diagnose durch die mangelnde Bewegung der Frucht unterstützt und die Zuverlässigkeit dieses Merkmales auch nicht einmal durch die etwa stattfindende Fluctuation getrübt, insofern diese letztere von Kindesbewegungen sehr wohl unterschieden werden kann. Entlich ist bei jener Krankheit die Geschwulst des Unterleibes ungleich, als in der Schwangerschaft, mehr aus eine oder die andere Seite beschränkt, und wächst auch langsamer als in der Schwangerschaft. Im ersten Zeitraum der Krankheit beschränkt sich überhaupt die Symptomatologie auf das Gefühl von Schwere und einen stumpfen, drückenden Schmerz in der leidenden Seite, auf einige Störungen der Functionen benachbarter Organe und auf gehinderte Bewegung und ödematöse Anschwellung des Fußes der leidenden Seite. Nur sehr langsam wächst die Geschwulst, die sich immer bei der Untersuchung als eine ungleiche, zuweilen als eine bewegliche und selbst fluctuirende fäulen, oft auch bei der Untersuchung durch sehr schmerzende wahrennehmen läßt. Das äußere Ansehen der Kranken erhält sich indessen dabei oft lange ziemlich gut, aber schon früh werden die Katamenien unregelmäßig, oder es tritt, nachdem sie ganz ausgeblieben sind, Menorrhagie des Fruchthalters an ihre Stelle. Die Störungen der Functionen der Unterleibsgewinde nehmen späterhin immer mehr zu, die Kranken klagen auch viel über Athmungsbeschwerden und Beklemmung, zumal im Liegen, leiden oft an Abdominal-Krämpfen, Schmerzen im Kreuze u. dgl., bekommen ein blaßes, leukoplegmatisches Ansehen und oft gehen nach dem Tode die unverkennbaren Anzeichen einer Brust- oder Bauchwasserfucht voran. — Bedingt wird diese traurige Krankheit gewiß zunächst durch congestive und phlogistische Zustände der innern Geschlechtstheile; sie kann jedoch, aus dieser Quelle entspringend, auf zweifache Weise ausgebildet werden; indem nämlich entweder in Folge vermehrter Exhalation die erweichten Hyaliden entstehen, oder Chlorophytiden des Eierstockes die normale Resorption der exhalirten Feuchtigkeit beschränken und aufheben. In beiden Fällen sind als Belegenheitsursachen am häufigsten Ectasismus, Congestionen und Entzündung der innern Geschlechtstheile, besonders der Eierstöcke selbst, miasm und Ailes, was nach dem obenangeführten Zustände zu erregen vermag, kann daher auch zu den in

Rebe stehenden Krankheiten Veranlassung geben. Übrigens kann ein Ectirpus des Ovariums sehr lange bestehen, ohne anderweitig als durch seine Schwere zu belästigen; oft hindert er nicht einmal die Empfängnis. So lange überhaupt der Ectirpus des Ectirpodes noch als ein in sich abgeschlossenes organisches Leiden besteht, ist keine Gefahr vorhanden, oder vielmehr die vorhandene liegt nur eben darin, daß das Uebel in diesem Zeitraum leicht und oft verläßt wird. Sobald dagegen bei wachsender Geschwulst hydropische Symptome sich einstellen, ist die Gefahr jedesmal sehr groß zu nennen, und soll jede Hoffnung der Rettung schwinden, wenn ein allgemeiner kachectischer, und namentlich wasserfüchtiger Zustand, Fieberbewegungen mit Erstickungszufällen und Erbrechen, Intermittionen des Pulses u. sich einstellen. Rückichtlich der Therapie müssen wir allerdings gestehen, daß in der großen Mehrzahl der Fälle Alles, was die Kunst gegen dieses Uebel leistet, in einer palliativen Hilfe, in Milderung der dringendsten Zustände besteht. Aber von dieser Geringfügigkeit unserer Leistungen ist der Grund nicht in der Natur der Krankheit an sich selbst, sondern darin zu suchen, daß diese Krankheiten der Eierstöcke fast immer erst dann zur ärztlichen Kenntniß gelangen, wenn sie bereits bis zu einem bedeutenden Grade entwickelt sind; wäre dies der Fall nicht, so würde die erste Heilanstrengung darin bestehen, den obengenannten entzündlichen Zuständen entgegenzuwirken, von denen Verödung und Wasserflucht der Ovarien abhängen. Die Application von Blutegeln und der innere wie der äußere Gebrauch der Mercurialmittel, würden dieselbe Anzeige am besten entsprechen. Je weiter aber die Entwicklung der Ectirpoidität bereits vorgeschritten ist, desto notwendiger wird es, mit dem Mercur noch andere auflösende und selbst diuretische Mittel: die Seife, das Ammoniak, die Digitalis, den Schierling, die Belladonna, die Blausäure in ihren verschiedenen Formen, den Goldschwefel, Mineralwasser u. zu verbinden. Die mit Lebensgefahr verbundene Paracentese verschafft meistens nur eine sehr geringe Erleichterung der Kranken, und wenn in einem Falle Hunter (Philosophical Transactions. V. 74) durch 80malige Wiederholung derselben der Kranken das Leben noch 25 Jahre strickte, so darf nicht übersehen werden, daß die Kranke höchst wahrscheinlich zugleich an Unterleibswasserflucht litt, und daß überdies der angeführte Fall ganz einzig dastand. Das sicherste Rettungsmittel unter allen würde wol die wirklich mehr Male mit glücklichem Erfolge vollzogene Exstirpation des kranken Eierstockes dar bieten; allein sie setzt nicht bloß ebenfalls die — so seltene — frühzeitige Erkenntniß des Übels voraus, sondern ist auch ebenfalls mit Gefahr für das Leben der Kranken verbunden. Grund genug, weshalb sie von großen Mundärzten, z. B. Sabatier, gänzlich verworfen worden ist, und die obwaltenden Umstände ihre Anwendung überhaupt nur selten denkbar machen.

Wir übergehen die Steinbildung und einige ähnliche organische Ummantelungen der Ovarien, die Eierstockschwangerschaft, die Eierstockbrüche und die Ectirpation derselben als Gegenstände, welche zu speciell der pathologischen Anatomie, der Geburtshilfe und der Bandzergrei-

funk angehören, und auch in diesen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst als mehr oder weniger seltene Erscheinungen von zu geringer Bedeutung sind, um hier auf eine nähere Erörterung Anspruch zu haben. (C. L. Kloe.)

OVARIUM CARBONARIUM (Paläopathologie). Ein Name, welchen veraltete Kündentheile einer Epidemienbrunnen mit dichter, eisenigen, unten abgerundeten; oben spitz zugehenden Erhöhungen oder Blattnarben erhalten hat. Im Steinkohlengebirge.

(H. G. Bronn.)
OVAS oder **Hovas**, ein Volkstamm auf der Insel Madagaskar, in der Provinz Ancove in der Mitte der Insel wohnend. E. den Art. Madagaskar.

(L. F. Kämtz.)
OVATA (Paläozoologie), heißen die Klein gewisse Schindeln, Lamard's Geschlecht *Clypeosar* entsprechend.

(H. G. Bronn.)
OVATAE Latreille (Mollusca). Eine der vielen von Latreille aufgestellten und unbrauchbaren Familien, welche die beiden Gattungen *Cyprina* und *Ovula* umfaßt.

(D. Thon.)
OVATION. Der wunderbare Verstand, mit welchem das römische Staatswesen geordnet war, zeigt sich unter andern auch in der geregelten Einrichtung öffentlicher Belohnungen, welche den Egoismus der Ruhmsucht, den persönlichen Ehrgeiz dem allgemeinen Besten dienstbar machten. Der Gipfel aller Belohnungen war der Triumph, unter welchem Namen außer dem eigentlichen großen Triumph auch der kleine oder die Ovation verstanden wird. Die letztere hat ihren Namen von dem Freundesgeschrei der Sieger, wie schon Dionysius von Halikarnass (Antiq. Rom. V. c. 47) und der Grammatiker Festus angeben, nur daß dieser annimmt, das Geschrei habe in der Wiederholung des Vocales O bestanden, woraus sich denn das Wort *ovare* gebildet habe, während jener es von dem griechischen *ὦναι* ableitet. Offenbar liegt dabei ein Naturlaut zum Grunde, welcher sich sowohl in dem griechischen als in dem lateinischen Worte erkennen läßt, und welcher zunächst an die halbschönen Brustrose *ovos* und *io Baccho*, erinnert; so triumpho mag mein Triumph und bei der Ovation gleich gewöhnlich gewesen sein, und daher ist es vergänglich, aus etymologisch keine Wege einen Unterschied beider Begriffe zu suchen. Weit weniger Wahrscheinlichkeit hat die andere Ableitung, obgleich sie schon alte Gewährsmänner hat, Plutarch., vit. Marcell. c. 22. Servius ad Virg. Aen. IV. v. 543, und von mehreren Neuern gebilligt ist, welche mit Rücksicht auf das bei der Ovation übliche Schafopfer den Namen von *ovis* ableiten.

Die Citte, nach errungenen großen Siegen und nach Herstellung des Friedens durch einen feierlichen Aufzug den Göttern zu danken und zugleich den Sieger zu ehren, war bei den Römern uralt, und flammte, wie so vieles andere, von den Etruskern. Diese Annahme, an sich schon höchst glaubhaft, wird durch die ausdrücklichen Zeugnisse des Appian (hist. Rom. VIII. c. 66), Strabon. (V. p. 220), und Florus (l. c. 5) und besonders durch die eigenen Denkmäler der Etrusker zur Gewissheit erhoben; die

Triumphzüge, welche sich auf diesen Denkmälern finden, z. B. bei Demphier (de Etruria regali. t. 48. vergl. D. Müller, *Etrusker*. I. Bd. S. 371. 2. Bd. S. 197) sind den römischen auch im Einzelnen durchaus ähnlich, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß auch die besondere Form der Ovation bei den Etruskern üblich war, wie schon Demphier (a. a. D. lib. III. c. 37) behauptet, sollte auch Gori vielleicht nicht Recht haben, wenn er im *Museo Etrusco*. p. 373 auf tab. 179 neben dem Triumphe zugleich auch die Ovation dargestellt findet. Demnach kann es nur zufällig sein, wenn bei den Römern die Ovation später vorkommt, als der Triumph; auch sind die Triumphe der Könige, die Livius übrigens nicht erwähnt, nur um so verdächtiger, je genauer ihre Jahre, ja selbst ihre Tage angegeben werden, und ausserdem mögen sie nach dem, was davon überliefert wird, weit mehr den spätem Ovationen als den spätem Triumpfen gleichen haben. In Übereinstimmung mit dem Triumphfeste geben der ältere Plinius (N. H. XV. c. 29) und Dionysius von Halikarnas (a. a. E.) an, daß zuerst von allen Römern P. Postumius Albinus in seinem zweiten Consulat, d. h. im J. 503 v. Chr. Geb., im siebenten Jahre nach Vertreibung der Könige, eine Ovation gehalten habe; Dionysius beruft sich dabei auf einen sehr geschickten Gewandknecht, den Plinius Macer; jedoch stimmt er in der Erzählung der Thaten, durch welche jene Ovation verdient wurde, durchaus nicht mit Plinius überein; Livius (II, 16) erzählt die Ereignisse desselben Jahres auf eine dritte, wiederum verschiedene Art, und erwähnt die Ovation gar nicht; vielmehr sagt er bloß, es sei in diesem Jahre zu Rom triumphirt worden, ohne anzugeben, ob nur von einem Consul oder von beiden.

Wie es sich nun aber auch mit den ersten Spuren der Ovation bei den Römern verhalten möge, auf jeden Fall muß auch schon nach dem Angeführten die geschichtliche Annahme als bedenklich erscheinen, daß die Ovation nur eine niedrigere Stufe des Triumphs gewesen sei; sie reicht in eine Zeit hinaus, wo dieser schwerlich viel glänzender war, und grade darin würde doch bei einer Abstufung gleichartiger Ehren der Hauptunterschied liegen müssen. Betrachten wir aber die Fälle genauer, in welchen die Ovation statt gefunden hat, und erwidern wir die eigenthümlichen Bedenken, welche sie vom Triumph unterscheiden und welche in der obigen Annahme keine genügende Erklärung finden, so werden wir zu der Überzeugung geführt, daß die Ovation ursprünglich eine wesentlich andere Bedeutung haben mußte, als der Triumph, und daß der höhere oder niedrigere Grad der Ehre, die man dem siegreichen Feldherrn erwies, um so weniger dem Hauptunterschied auszuweichen konnte, da ja ursprünglich Ehre und Dank gegen die Götter die Hauptfache dabei war, wie das der fromme Sinn der Römer öfter ausgesprochen hat; so namentlich in der Formel, mit welcher der Triumph verlangt wird (*Liv.* XXVIII, 9, 7, 8; XXXVIII, 44, 10; XXXIX, 4, 2. etc.; vergl. XXXVIII, 48, 14—16; XLV, 39, 10—14. Sehr zweckmäßig hat schon Plutarch (*vit. Marc.* c. 22) die Götze der Spartaner verglichen, welche nach der verschiedenen Art, wie der Sieg errungen war,

auch ein verschiedenes Opfer brachten; sie, „die verschiedenen Götze“, unterschieden dabei, ihrem Charakter gemäß, List und Gewalt; die Römer dagegen setzten der Gewalt, dem Kampfe in offener Feldschlacht (*collatis signis*, was öfter bei Ansprüchen auf den Triumph hervorgehoben wird) die friedliche Einigung, die Befriedigung des Friedens entgegen, und für ein solches Verdienst war ohne Zweifel ursprünglich die Ovation als Belohnung festgesetzt; sie war ein Friedestrumpf; dies deutet der Rostentanz, die Nymphen, das Füllenspiet, das Schafopfer an, und dies wird auch durch Beispiele bekräftigt. Schon im J. 474 wurde dem A. Manlius Vulso eine Ovation bewilligt, die dritte, welche überhaupt erwähnt wird, weil er ohne eine bedeutende Schlacht zu liefern, die Reiter durch eine Belagerung hart bedrängt hatte, sodas auf ihre Bitte ein 40jähriger Wassersülland erschlossen wurde; (*Dionys.* *Halic.* lib. IX. c. 36. Diese Bedeutung der Ovation spricht sich noch in späterer Zeit sehr deutlich aus; da es nämlich während der Bürgerkriege allgemein gewöhnlich wurde, die Siege durch Triumphe zu feiern, fand man doch als Lohn für die Wiederherstellung des Friedens die Ovation passend; als solche wird in den Triumphfestsätzen der spanische Triumph Cäsar's im J. 45 bezeichnet (*ovans ex monte Albano*); ebenso wird selbst bei den Triumpfen Octavian und M. Antonius ausdrücklich als Grund ihrer Ovationen angegeben, daß sie Frieden mit einander geschlossen haben. Ein solcher Grund wird in denselben Fällen zwar nicht bei der Ovation angegeben, welche Augustus nach dem sicilischen Kriege im J. 36 hielt; aber wie sehr er sich damals als Friedensbringer ansah und ehren ließ, geht deutlich hervor aus *Appian.* B. civ. V. c. 33.

Erhebter haben zu allen Zeiten mehr Glanz um sich verbreitet, und die Bewunderung und Verehrung der Menschen im höhern Grade erregt, als wohlthätige Friedensstifter; am wenigsten ist es bei den Römern zu vermuten, wenn sie diese Erfahrung bekräftigen, und wenn sie demnach den Triumph bedeutend höher achteten, als die Ovation, die somit, wo man das Bedürfnis empfand, eine Abstufung zu bilden, am natürlichsten dazu gebraucht werden konnte, die zweite Stufe zu bilden. Zunächst trat dies ein in dem nicht seltenen Falle, wo beide Consuln sich in einem Kriege ausgezeichnet hatten, und zwar so, daß das Verdienst des Einen dem des Andern nicht ganz gewachsen und untergeordnet war; aber der reue, ungenügende Beistand, der, fern von feinsinnigem Ehrgeiz und Zwist ein einiges Aufzueinanderwirken möglich gemacht hatte, verdiente ohne Zweifel den nächsten Lohn nach dem höchsten, und so wird denn hier die Ovation besonders häufig angewendet. Schon die oben als die älteste angeführte ist ein Beleg dafür, wenn man der Erzählung des Dionysius Glauben schenken will; ähnliche Fälle finden sich im J. 487 bei *Dion. Halic.* VIII. c. 67.; im J. 462 *ibid.* I. IX., *fin.* und *Liv.* III, 10, 4.; im J. 392 bei *Liv.* V, 31.; im J. 360 bei *Liv.* VII, 11. etc. Allmählig trat nun die Ovation überall da ein, wo entweder die Thaten eines Feldherrn nicht glänzend genug waren, oder der fast göttlichen Ehre des Triumphs zu ent-

sprechen, oder wo, auch wenn die Ansprüche auf den Triumph als gegründet anerkannt wurden, andere Gründe vorhanden waren, um denselben zu verweigern. Solche Gründe führt Gellius an (Noct. Att. V. c. 6), nämlich wenn der Krieg nicht feierlich angekündigt, noch mit einem ordentlichen Feinde geführt war, oder wenn die Feinde zu niedrig waren, um durch ihren Namen den Sieg zu veredeln, wie in den Kriegen mit Skaven und Etruskern. Ein anderes Hinderniß fand M. Marcellus im J. 211; durch die Eroberung von Syrakus und die Besiegung der Karthager hatte er sich gerechte Ansprüche auf den Triumph erworben, welche auch durch die in seiner Abwesenheit gehaltenen Supplicationen gewissermaßen öffentlich anerkannt waren; aber der Senat hatte verordnet, daß sein Heer in Sicilien bleiben und seinem Nachfolger übergeben werden sollte, und damit hatte er die Meinung ausgesprochen, daß die Provinz noch nicht ruhig, der Krieg noch nicht beendet sei, was notwendig war, um den Triumph zu erlangen. In dieser Verlegenheit wählte man einen Mittelweg; man gewährte dem Marcellus die Donation, die sich durch reiche Beute und Kostbarkeiten aller Art auszeichnete, wogegen das siegreiche Heer abwesend war; ein Triumph auf dem albaner Berge ging ihr vorher (s. *Liv.* XXVI, 21). Auf gleiche Weise wurde dem L. Manlius, welcher Praefectus in Spanien gewesen war, im J. 185 nicht der Triumph, sondern nur die Donation gestattet, weil er ebenfalls sein Heer nicht mit abgeführt und die Provinz nicht in vollkommener Ruhe seinem Nachfolger übergeben hatte (*Liv.* XXXIX, 29). Ihm hätte übrigens auch ein anderer Grund entgegenge stellt werden können, nämlich derselbe, den man im J. 200 gegen den L. Cornelius Lentulus geltend machte; dieser war gleichfalls in Spanien Praefectus gewesen; der Senat erkannte seine Verdienste vollkommen an, aber er hatte das Bedenken, daß nur ein Dictator, Consul oder Praetor dergleichen Weise triumphiren könne; daher wurde dem Lentulus nur die Donation zugesandt, und auch diese nicht ohne Einspruch eines Volkstribunen (s. *Liv.* XXXI, 20). So erlangten auch M. Fulvius Nobilior im J. 191 und T. Claudius Cento im J. 174, beide Praefecti in Spanien, nur Donationen, vielleicht ohne Ansprüche auf den Triumph zu machen (s. *Liv.* XXXVI, 21 u. 39. XL, 28). Späterhin jedoch hat man diese Regel aufgegeben. Eine andere notwendige Forderung bei dem Triumph war die, daß der Sieger mit eigenen Ausrüstungen und in seiner eigenen Provinz gekämpft haben mußte; dies war bei dem Praetor C. Sulpicius nicht der Fall, und deshalb wurde ihm der Triumph verweigert, aber die Donation zuerkannt (s. *Liv.* XXXIV, 10).

Über die der Donation vorhergehenden Verhandlungen mit Senat und Volk, über die amtliche Gewalt, welche den Siegern für die Tage des Aufzugs besonders verliehen werden mußte, wenn sie nicht mehr im Amte waren, endlich über den Aufzug selbst und seine Anordnung verweisen wir auf den Artikel Triumph, weil das Meiste, was wir hier zu sagen hätten, mit dem, was dort genauer zu behandeln ist, übereinstimmt. Das Wo

wehende besteht etwa in Folgendem: Der siegreiche Feldherr fuhr nicht, sondern mit Schuppen angethan, ging er zu Fuß, oder er ritt; das Letztere wurde erst später Sitte, und kommt namentlich beim Augustus und Octavian seiner Familie vor. Eine interessante Darstellung einer solchen Donation zu Pferde findet man auf einem Cameo in Lippert's Darfstich II. Nr. 889. vergl. Millin, I. S. 2. Nr. 458. Der Sieger, mit Myrtus gekrönt, ist neben noch einem andern zu Pferde, der einen Speiß in der rechten Hand und einen Helm auf dem Haupte hat; vor ihm treibt man einen Gefangenen mit auf dem Rücken gebundenen Händen; dabei gehen noch drei andere nebenher, von denen der eine eine Siegelkrone, der zweite einen Lorbeerzweig, der dritte aber die Spolia trägt. Diesen allen geht ein Knabe vor mit einer Patena und einer Fadel in Händen. Dagegen hat später der Kaiser Marc Aurel wieder zu Fuß eine Donation gehalten, als er aus Teutoburg siegreich zurückkehrte; dies zeigt eine große und schöne Münze bei *Vallant*, *Sel. Num. Camp.* p. 31. Ferner trug der Feldherr bei der Donation nicht die gewöhnlichen Triumphkleider, das *Strepser* u., und statt des Lorbeerkranzes schmückte ein Myrtentkranz sein Haupt, welcher der Venus heilig nach der Aussage aller Alten an den blutlosen Sieg oder an den Frieden erinnern sollte. Nur Cassius, als er im J. 71 den Spartacus besiegt hatte, wollte sich damit nicht begnügen, sondern er setzte es durch, daß der Senat ihm einen Lorbeerkranz bei der Donation zu tragen erlaube (s. *Cic. or. in Pis.* c. 24. *Plin. Nat. Hist.* XV. c. 29. *Gell.* V, 6. *Claudian.* in *Eutrop.* I. v. 504). Bei den Kaisern und in ihren Familien mag dies noch öfter vorgekommen sein. Daß ein Kranz aus Eibyrnen bei der Donation angewendet sei, bezeugt allein Plinius (H. N. XV. c. 4), vielleicht trugen die Soldaten während des Zuges diese Zweige; auf jeden Fall druten sie auf die Herstellung des Friedens hin. Damit stimmt überein, daß nicht der kriegerische Schall der Tuba den Zug begleitete, sondern das sanfte Spiel der Flöten, und daß auf dem Capitolium nicht Stiere, sondern Schafe geopfert wurden, wie schon oben erwähnt ist.

Die Donationen waren viel seltener als die Triumphzüge; in den Triumphhalften, welche in Augustus' Zeit verfiel mit dem Jahre Roms 764 zusammen, zählt man deren nur 26, aber 267 Triumphzüge. Nachher sind sie noch seltener geworden, die Triumphzüge blieben allein den Kaisern und ihren Verwandten vorbehalten; dasselbe mag auch von der Donation gegolten haben, wenn auch nicht so bestimmt; die einzige Ausnahme, welche sich findet, ist die des A. Plautius Sulpicius, welchem der gutmüthige Kaiser Claudius wegen seiner Siege in Britannien eine Donation gewährte, die er selbst dadurch verdichtete, daß er dem Sieger entgegengegangen und ihn zu Fuß auf dem Wege nach dem Capitolium und wieder zurück begleitet. (*S. Dio Cass.* lib. LX. c. 30. *Sueton.* *Claud.* c. 24. *Eutrop.* VII, 13, welche sämtlich vermehren einer nicht seltenen Ungenauigkeit diese Donation einen Triumph nennen; die genauere Bezeichnung hat *Tacit.*, *Annal.* XIII. c. 32. (F. Haase)

OVELGÖNNE, Kreis im Herzogthume Oldenburg, welcher das ehemalige Wustjägerland einschließt und zwischen den Rindungen der Weser und Jathe liegt. Er ist neun Meilen groß und enthält 25,500 Einwohner. Es war ehemals ein kleiner friesischer Staat, der lange Zeit seine Unabhängigkeit gegen die Grafen von Oldenburg und Friesland und die Erzbischöfe von Bremen behauptete. Im J. 1513 und 1514 eroberten die Herzoge von Braunschweig mit Hilfe der Grafen von Oldenburg das Land und theilten es durchs Loos in vier Theile, wovon die Braunschweiger $\frac{1}{4}$, der Graf von Oldenburg $\frac{1}{4}$ erhielt. In der Folge erwarb Letzterer auch die braunschweiger Theile als Lehen. Das Land besteht größtentheils aus Marschen und muß durch kostbare Deiche geschützt werden. Es zerfällt in die fünf Ämter Brake, Rodenkirchen mit dem Fiedem Dörlgönne, Abbehausen, Furhabe und Wäbden.

(*L. F. Kämtz.*)

OYENS (Jurian Jörg oder Georg van), einer der weniger bekannten, aber darum doch beachtenswerthen Schüler Rembrandt's, dessen geistreicher Pinsel, kräftiges warmes Colorit, verlässiger Hellschmelz dem seines Lehrers so gleich kam, doch in mancher Sammlung seine Arbeiten unter dem Namen seines Meisters vorkommen.

Van Oyens war lange im Herzogthume Holstein-Schleswig und im Mecklenburgischen, wo er vieles gearbeitet hat und noch jetzt mehr von seinen Gemälden vorkommen; besonders sieht man von seinen Arbeiten im Dome zu Schleswig. Ein historisch-allegorisches Portrait eines Herzogs Christian von Mecklenburg in ganzer Figur aus Theodor Warham in Kupfer gestochen. Eins seiner merkwürdigsten Bilder war auf dem Rathhause von Amsterdam, es stellte die Verschönerung des Claudius Civilis bei einer Abendmahlzeit in dem Walde Schloßbroich genannt, vor. Längere Zeit hielt sich van Oyens an dem königl. polnischen, besonders aber an dem königl. schwedischen Hofe des Karl Gustav zu Stockholm auf, wo er viele Bildnisse und historische Gegenstände malte. Eins seiner größten Hauptgemälde ist die Krönung der jungen Königin Hedwig Eleonore von Schweden, mit außerordentlich viel Figuren bei Nachtbeleuchtung und von großem Effect. Der Künstler, welcher Zeuge dieser Feierlichkeit war, hat sich selbst dabei mit angebracht. Das Blatt ist von dem berühmten Cornel. Bisscher gestochen in groß Duquelso, und gebet zu dem seltensten des Meisters, in Duquet's Katalog Nr. 45.

Nach van Oyens hat Peter van Schuppen im J. 1676 in einem vortheilhaften Blatte das Bildniß des berühmten, auf der Hagelburg zu Rom gesungen gewesenen Alchymisten Borri (s. d. Art.) in Kupfer gestochen.

Von van Oyens selbst ist ein einziges radirtes Blatt in 4. von höchst geistreicher Nadel vorhanden, welches eine Festlichkeit oder Inauguration bei Ertheilung einer Würde vorstellt, eine Scene mit vielen Figuren. Wahrscheinlich diente dieses Blatt zu der Beschreibung jener Feierlichkeit; übrigens getribt es zu dem Entschreiten. (*Frenzel.*)

OVERBECK (Bonaventura van), genannt Romulus, welchen Namen er bei seiner Anwesenheit in Rom von der holländischen Künstlergesellschaft (Schilderboeset)

dieselbst erhalten hat, Maler und Kupferstecher oder Radierer, war geboren zu Amsterdam im J. 1670, gest. 1706. Man hat ihn immer für einen Schüler des bekannten Gerhard Kamisse gehalten, mit dem er auch verschiedentlich in inniger Verbindung gelebt, dem er in vielen Bestrebungen wie in schlimmen Leidenschaften, in Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, im Egoismus und Charakter seiner Arbeiten nahe verwandt war. Drei Male besuchte er Rom, das eine Mal blieb er vier Jahre dieselbst, studierte die Antike, machte selbst viele Abbildungen, ließ noch mehr durch andere besorgen, aber Holland, der Haag und Edinburgh übten immer einen magischen Reiz auf ihn und riefen ihn nach Hause, wo er mit dem größten Fleiße sich auf die Redaction des Werkes legte, was seinen Ruf begründet hat und im J. 1709 nach seinem Tode durch seinen Vessen und Erben in drei Folioebänden mit lateinischem und französischem Text herausgegeben wurde; der lateinische unter dem Titel: *Reliquiae antiquae urbis Romae, quarum singulas perscrutatus est, ad vivum delineavit, demensus est, descripsit atque incidit Bonaventura de Overbeck*, der französische mit dem Titel: *Les restes de l'ancienne Rome, recherches, mesurés, dessinés et gravés par Bonaventura Overbeck* imprim. aux depens de M. Overbeck (Amsterdam 1709. gr. fol.). An der Spitze des Werkes ist das Bildniß des Künstlers von C. Vermeulen gestochen (*). (*Frenzel.*)

OVERBECK (Leonard oder Leonhard), geb. zu Harlem im J. 1752, gest. den 23. März 1815; ein Schüler von Hendr. J. Meyer. Er malte Decorationen, Kaminstücken (†) mit Landschaften, Figuren und andern Dingen. Er arbeitete vorzüglich Landschaften mit großen Gebäuden, Bauernwohnungen, Hütten, welche Bilder er mit sehr artigen Gruppen gut gezeichneter Figuren in dem eigenthümlichen Charakter der Holländer malte. Nachdem er sich besonders darauf, viele Zeichnungen zu liefern, wovon mehr zu den Werken von A. Loosjes dienten.

Später beschäftigte er sich viel mit Radiren und Ägen, wovon er im J. 1791 sechs Stück Landschaften als die Entfaltung seiner Kunst für dieses Fach hervorbrachte. Seine Blätter überhaupt, deren es ungefähr 16 gibt, sind mit geistreicher und sehr zarter Nadel radirt, und die Behandlung der Gegenstände zeigt vielen Kunstgeschmack, wie seine Zeichnungen; daher vielerlei Arbeiten sowohl in Zeichnungen als radirten Blättern in jede bedeutende Kunstsammlung aufgenommen zu werden verdienen.

Als im J. 1807 beim Ausfüllen eines Pulverschiffes in der Stadt Leiden viele Gebäude zerstört wurden, so entwarf Overbeck einige schöne Zeichnungen jenes traurigen Ereignisses sowohl des Gegenstandes selbst, als auch der Überbleibsel der vernichteten Gebäude und gab die Blätter in guten Radirungen in groß Folioformat heraus.

*) Die Beinamen, welche die holländischen Künstler in ihrer Gesellschaft zu Rom gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. unter sich, vermöge ihrer Statuten, ertheilten, hatten jedesmal Bezug auf eine Eigenthümlichkeit des Künstlers, so wurde Overbeck, weil er die alten Bauten Roms zeichnete, Romulus genannt.

†) Wie er lange in Holland üblich war, die Kamien oben mit Gmelinen und Porcellan zu schmücken.

Von seinen im J. 1775 und folgenden Jahre als Rector director der hiesigen Akademie gehaltenen Reden sind mehr gedruckt worden *).

(Frenzel.)

OVERBECK (Kaspar Nicolaus), war den 17. März 1670 zu Lüneburg im Bremischen geboren, und der Sohn eines dortigen Predigers, der späterhin eine Pastoratsstelle an der Nikolaikirche zu Bardowick bekleidete. Den ersten Unterricht verdankte Dorothee seinem Vater, der neben der wissenschaftlichen Bildung früh in ihm das Gefühl für Religiosität und Tugend zu wecken suchte. Diese Zuneigungen waren bleibend, und begleiteten ihn durch sein ganzes Leben. Dorothee war kaum zwölf Jahre alt, als ihm sein Vater durch den Tod entziffen und er in das großmütterliche Haus nach Lüneburg geschickt ward. Dort, unter der Leitung seines Onkels, des Schullehrers Zimmermann, zeichnete ihn sein Fleiß und gestiftetes Betragen so vortheilhaft aus, daß er bald in die erste Classe hinaufgerücken konnte. Das rühmliche Streben, in seiner wissenschaftlichen Bildung nicht zurückbleiben zu wollen, erwarb ihm manche Ehrentitel, besonders den Rector Lauterbach und den Conrector Meyhori. Durch den letztern, dessen Kinder er unterrichtete, machte er die Bekanntschaft der berühmten Theologen August Hermann Franke und Hermann von der Hardt, welche damals nach Lüneburg gekommen waren, um den dortigen Superintendenten Sandbagen kennen zu lernen, der sich um die biblische Exegese und Hermeneutik durch mehr Schriften sehr verdient gemacht hatte. Nach dem Tode der beiden oben genannten Gelehrten, deren Umgang und Belehrung für seine höhere Geistbildung von wesentlichem Einflusse war, widmete sich Dorothee mit neuem Eifer dem Bibelstudium, das seitdem seine Lieblingsbeschäftigung blieb.

In Leipzig, wohin er sich in seinem neunzehnten Jahre (1689) begeben hatte, fand er A. P. Franke als Privatdocenten wieder. Außer den Vorlesungen dieses berühmten Mannes wirkten für die Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse besonders die Collegien vortheilhaft, welche von Diericus, Rivinus, Anton und Lange gelesen wurden. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn erhielt Dorothee in mehren Familien zu Lüneburg Unterricht, bis zum Jahre 1692. Er ward um diese Zeit Conrector in Gelle. Dort, wie späterhin in Lüneburg, zeigten sich ihm Ausichten, Prediger zu werden. Doch wies er die deshalb ihm gemachten Anträge von sich. Nur die ihm angetragene Pastoratsstelle zu Rethem an der Aller glaubte er im J. 1710 annehmen zu müssen. Drei Jahre später ward er Pastor zu Pattenen und 1738 Superintendent und Inspector der bardowickischen Dörfer.

Dorothee hinterließ, als er den 17. Sept. 1752 starb, den Ruf eines vielseitig gebildeten Gelehrten. Vorzüglich befähigt er in den ältern Sprachen schätzbare Kenntnisse, die er besonders zur Erläuterung schwerer Stellen der neutestamentlichen Urkunden benutzte. So erläuterte er mehrere Gleichnisse Jesu, unter andern die Parabel vom Weinberge, erwies den Zusammenhang in den verschiedenen Berichten der Evangelisten über das Leben Jesu, von

welchem er auch eine Genealogie zu entwerfen suchte, und schrieb mehr andere Abhandlungen erregenden Inhalts, die man größtentheils in dem zweiten, dritten und vierten Bande der Zeitschrift, die freiwilligen Hebeopfer betitelt, gedruckt findet. Außer einem einzigen selbständigen Werke, in welchem er eine theologische Ansicht des Professore Schubert in Hinsicht einer nähern Prüfung unterwarf *), hinterließ er handschriftlich: Rettung einiger Christen, so heutiges Tages von einigen wider die in unserer evangelischen Kirche aus dem göttlichen Worte recipirte Lehre vom Glauben, von der Rechtfertigung, von guten Werken gemischtbraucht werden †).

(Heinrich Döring.)

OVERBECK (Johann Daniel), war den 23. Jun. 1715 zu Rethem, einem lüneburgischen Städtchen, geboren, wo sein Vater, Kaspar Nicolaus Dorothee, damals Prediger war †). Den ersten Unterricht verdankte er seinen Eltern, die zugleich früh sein moralisches Gefühl weckten und nährten. Späterhin besuchte er die öffentliche Schule zu Rethem, wo er neben dem Schreiben und Rechnen, unter der Leitung des Rector Wilkes im Lateinischen rasche Fortschritte machte. In der Folge ward er noch durch Hauslehrer unterrichtet. Einer darunter war Büsch, der Vater des berühmten hamburgischen Professors. Nur kurze Zeit besuchte er die Michaelisschule zu Lüneburg, deren erste Classe er im J. 1726 betreten hatte. Sein Vater, ein tüchtiger Schulmann und gelehrter Theologe, sorgte selbst für seine Bildung und erweiterte besonders seine Sprachkenntnisse. Im J. 1732 eröffnete sich ihm durch einen seiner Verwandten in Lüneburg, der ihm für den Privatunterricht seiner Kinder freie Kost und Wohnung gab, die erste Aussicht, Bögling des Gymnasiums zu Lüneburg zu werden. Der Rector jener Lehranstalt, von Seelen, gewann den entscheidenden Einflusse auf seine wissenschaftliche Bildung. Durch Ausarbeitung in teutscher, lateinischer und griechischer Sprache, in gebundener und ungebundener Rede, sowie durch die Lectüre der Classiker, bildete er seinen Geschmack. Durch von

*) Dies Werk führt den Titel: Untersuchung derjenigen Gründe, mit welchen C. Schwaner von der Dr. D. Johann Schubert, hochverordneter Lehrer der bibl. Theologie zu Helmstedt, in seinen vornehmsten und schriftsmäßigen Gedanken vom jüngsten Gerichte: sich zu erweisen hat angesehn sein lassen, daß im Evangelio am zweiten Sonntage des Abends nicht von dem zukünftigen allgemeinen Weltgerichte, sondern von einem besondern über die Sünden zur Zeit der Zerstörung Jerusalems ergangenen Strafurtheile die Rede sey, und nicht gescheit ist. (Hamburg 1749. 4.) †) M. Mommentanus honoris Sedi venerabilis, C. N. Overbeck. Memoria civilis ac fautoris conuocandi ergo statum a Jo. Henr. a Seelen. (Loboe. 1752. Fol.) Schwaner'sche Neue Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten. 1. Bd. S. 150 ff. Acta historico-ecclesiastica Vol. III. p. 629 sq. Heinrich Döring, die gelehrten Theologen Zeitschrift. 3. Bd. S. 187 ff. Meusel's Erbk. der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 253 ff.

1) Er starb den 17. Sept. 1752. C. J. H. v. Seelen, Memoria C. N. Overbeck, Superint. et Pastoris Patienensium. (Lubeca 1752. Fol.) Heinrich Döring, die gelehrten Theologen Zeitschrift. 3. Bd. S. 187 ff. Meusel's Erbk. der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 253 ff.

*) v. Eijnden Vol. II. p. 597.

Seelen gelangte Overbeck vorzüglich zu einer gründlichen Kenntniß der Litteratürgeschichte. Aber auch der Corrector Schönbellus und der Subrektor Lange gehörten zu den Lehrern, deren vortheilhafter Einwirkung auf seinen Geist er nie genug rühmen konnte. Die günstig lautenden Zeugnisse seines Fleißes verschafften ihm Zutritt in mehreren Familien, die ihm ihre Kinder zum Unterricht übergaben. Dadurch erleichterte er die Mittel seiner Subsistenz, da ihn sein Vater nur mäßig unterstützen konnte.

Eine Schilderung seines dreißigjährigen Aufenthalts in Lübeck gibt nachfolgende Stelle in einem unvollendeten Aufsatze Overbeck's, der sich unter seinen nachgelassenen Papieren fand. „Ich habe,“ sagt er, „dort allerlei gesehen, gelernt, erfahren, das mir zur Warnung, zur Prüfung und zu einer beutifulamen Aufführung, nachher auch zur Beförderung, dienlich gewesen ist. Ich habe überhaupt frohliche und betrübte Tage, heitere und dunkle Stunden, angenehme und zum Theil auch sehr beschwerliche Umstände abwechselnd hinnehmen müssen. — Doch muß ich gestehen, in Lübeck weit mehr Freude als Leid, meiner eingeschränkten Verhältnisse ungeachtet, gehabt zu haben.“

Die genannte Stadt verließ Overbeck, um eine in Lauenburg ihm angetragene Hauslehrerstelle zu übernehmen, im J. 1734 mit einer im Gymnasium öffentlich gehaltenen Rede¹⁾. Auch in Lauenburg, wo er außer den Sprachen noch Religion, Logik, Geschichtskunde und Musik lehrte, brachte er, belohnt durch die Liebe und das Vertrauen der Ältern seiner Zöglinge, rastlos thätig und genügsam, fast ein Jahr sehr vergnügt zu. Um Michaelis 1735 bezog er die Universität Helmstedt. Den entscheidenden Einfluß auf seine Bildung gewann dort Mosheim, dem er empfohlen worden war. Dieser berühmte Theologe hatte damals bereits den ausgezeichneten Ruhm erlangt, den er durch seine Sittenlehre, seine Kirchengeschichte und seine Kanzelberedsamkeit begründet hatte. Bereits im ersten Semester hörte Overbeck Mosheim's Erklärung des Briefes Pauli an die Römer, Lactantius's Vorrede über den Heftas, Logik und Metaphysik des Frobese und mehrere andere Collegien, größtentheils in der Voraussetzung, daß seine akademische Laufbahn sich nicht über zwei Jahre hinaus erstrecken dürfte. Günstigere Ausblicke, seinen Aufenthalt in Helmstedt zu verlängern, zeigten sich ihm im J. 1736. Er ward um diese Zeit von Mosheim zum Hauslehrer seiner Kinder gewählt, erhielt freien Tisch, und kam mit jenem vielseitig gebildeten Gelehrten in eine für seinen Geist höchst wohlthätige Verbindung. Mosheim, der ihm besonders als Kanzeldichter zum Vorbilde diente, nahm sich seiner auf mehrfache Weise wahrhaft väterlich an. Er verschaffte ihm Stipendien, übertrug ihm die Correctur und Revision mancher seiner Schriften, die Uebersetzung des vierten

und fünften Theils von Calmer's biblischen Untersuchungen²⁾, und die Verrichtung mancher lateinischen und deutschen Gedichte bei öffentlichen Veranlassungen, nachdem Overbeck bei Mosheim's erstem Prorektorat in einigen poetischen Versuchen sein Talent genugsam bewrunden hatte. Die übertragungen Arabien sicherten ihm zugleich einen mäßigen Erwerb, und erlaubten ihm, ohne Belästigung seines Vaters, den Aufenthalt in Helmstedt auf sieben Jahre auszudehnen.

Overbeck selbst hat in dem bereits erwähnten Aufsatze ein anschauliches Bild von seinen damaligen Studien entworfen. „Daß ich,“ schreibt er, „fortfuhr, Alles, was Mosheim in öffentlichen und Privatstunden las, aufs Fleißigste zu hören, versteht sich von selbst. Kirchengeschichte, Hermeneutik, Gregetis, Dogmatik, Moral, Pastoraltheologie, Polemik — kurz, was er nur vortrug, ward aus seinem so bereiten Munde mit begieriger Seele von mir aufgenommen, und zum Theil mehr Male wiederholt. Ein Gleiches geschah mit Frobese's philosophischen und mathematischen Stunden; ein Gleiches mit Keuffel's Naturrecht, Eitengesetz und Staatskunst. Ferner besuchte ich Dyemeyer's Experimentalkunst³⁾, wobei dieser Mann zugleich sein Kabinet und seine kostbare Naturaliensammlung vorzeigte. Ich hörte Kreibitzau's natürliche Gottesgelehrtheit, auch von der Hart's hebräische Sprachlehre und seine Erklärung jüdischer Alterthümer. Ferner: Schlager über die Apokalypse und die Paulinischen Briefe; denselben über die griechischen Alterthümer des Lambert Bos und über die hebräischen des Retand. Abt Seibel brachte damals nichts zu Ende; doch hörte ich, was er zu lesen anfang. Zu den Gesellschaften, in welchen Wagner die merkwürdigsten Himmelserscheinungen bei Tage oder zur Nachtzeit beobachtete, unternahm ich nicht, mich allemal einzufinden. Als der nachmalige Professor in Stuttgart, W. Rues, von Jena nach Helmstedt kam, erlaubte er mir nebst der übrigen Mosheim'schen Hausgesellschaft, zu welcher er selbst gehörte, zu seiner Übung die von ihm kurz vorher unter Hamberger getriebene Naturlehre. Nachdem ich bei dem Rector der französischen Sprache d'Elroval, der sich einen Marquis nannte, und bei einem andern Sprachmeister, Roi, im Französischen zu einer ziemlichen Fertigkeit gekommen war, ließ ich den Umstand nicht unbenutzt, daß der jetzige schwedische Bischof in Verden, König, in Mosheim's Hause eine Stube nahm, in welche aus der meiningen unmittelbar eine Thüre ging. Dieser Mann hatte wirklich die Stelle eines Predigers an der französischen Lutherschen Kirche in Stockholm, von welcher er die Einkünfte zog, allein mit Erlaubniß der Vorsteher seiner Gemeinde war er über ein Jahr in Paris gewesen, bloß um das Französische nach der neuesten und allerseitsigen Aussprache zu treiben. Jetzt kam er nach Helmstedt, um sich vom Abt Mosheim den Doctorhut aufsetzen zu lassen, wie auch geschähen ist. Alle Abende, in welchen wir konnten, war er entweder bei mir, oder ich bei ihm, um uns mit einander theils

1) Sie führt, wahrscheinlich mit Bezug auf die damalige Kriegerperiode, den Titel: *De bello a litterarum studiis adversus ignorantiam gerendo*. Durch seine gelehrte Abhandlung: *De Deo bellatore*, ad Exod. 15, §. hatte v. Gerten (s. diesen Mediat. Kreges. P. III. p. 332 sq.) die Zuhörer dazu eingeladen.

2) K. Geyff. v. B. u. R. Dritte Section. VIII.

3) Diese beiden Theile erschienen zu Bremen im J. 1748 u.

über andere Dinge zu unterhalten, theils auch die Feinheit der französischen Mundart, besonders in Absicht auf die Aussprache, weiter auszubüben. Auf diese Art behielt er desto besser, und ich gewann zu gleicher Zeit mit ziemlichem Glücke, was er in Paris gelernt hatte. Mir ward nachher von Leuten, die auch vor Kurzem aus Paris gekommen waren, gemeinlich das Zeugniß ertheilt, daß ich es in der guten Aussprache weit gebracht hätte. Im Englischen und in einigen andern der heutigen Sprachen übte ich mich für mich selbst. Auf das Hebräische pflegte man sich dozumal noch nicht so sehr, als jetzt, zu legen. Das Rabbinische verleierte mich Mosheim. Dem Griechischen und Chaldäischen mit mir eine Lehrkunde zu widmen, hatte Niemand Lust. In der Singkunst und auf dem Clavier, so viel ich konnte, zuzulernen, bestrebte ich mich nebenher bei aller Gelegenheit. Unter andern half hierzu auch der Unterricht, den ich dem Mosheimischen Kindern in diesen Dingen gab. Ich war nämlich auch ihr Musikmeister, gleichwie ihr Sprach-, Schreib- und Rechenmeister. Auch die Geige und die Fiddle spielte ich damals. Allein wie viel von alledem diesem habe ich nach der Hand eingebüßt, an die Seite gelegt, vergessen!

Doch ließ ihn seine Neigung zum akademischen Doctoraten bestimmen, verlor Dörbbed doch während seiner Unionsitätsjahre das Studium der Pädagogik nie ganz aus dem Auge. „Hast wider meinen Willen,“ sagt er selbst, „war mir die Schule, so zu reden, ein Herz gewachsen. Wenn zum Exempel Mosheim ein biblisches Buch erklärte, so regte sich fast immer der Wunsch bei mir, daß auf eine solche Art mir irgend einmal in meinen Schuljahren ein Cicero möchte erläutert worden sein. Wenn er Latein redete, so billigte, lobte und bewunderte oder tadelte ich in der Stille das, was er zu hören gab, mehr oder weniger, nachdem er entweder Ciceronisch oder schlechter sich ausdrückte, sich selbst ähnlich oder unähnlich blick, richtig oder unrecht aussprach. Wenn er das Griechische anders, als nach den Accenten las, so war es mir gar nicht gelegen, und ich empfand einen heimlichen Verdacht, wenn er, wiewol überaus selten, einmal die akademische Weise mitmachte, und von den niederen Schulen mit einiger Geringschätzung sprach. Über dem Lesen des Cicero und anderer lateinischer alter Schriftsteller, in welchen bei allerhand Übungen der Feder, die dadurch erweckt und befördert wurden, überraschten mich meine jungen Freunde ziemlich oft, und zum Theil nicht ohne innern Tadel, welchen ihrer einige mir auch zuweilen zu erkennen gaben. Nichts bewirkte jedoch hierin bei mir eine Veränderung.“

Selbst ergriffen von der Idee, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, übte sich Dörbbed fleißig im Disputieren, bald als Respondent, bald als Opponent. Aber das Mißgelingen, das er in seine Fädhigkeiten setzte, vermehrte sich, als die Leiden der Opponenten seine bisher feste Gesundheit erschütterten und ihn einer gänzlichen Hoffnungslosigkeit hingaben. In diesem traurigen Zustande qualte er sich mit mancherlei Entwürfen über seine künftige Bestimmung. Bald wollte er Landmann werden, bald sich dem Militärsstande widmen. Er war nahe daran,

in ein braunschweigisches Fusarement zu treten, das sich damals zum Heilzuge nach Ungarn rüstete. Mosheim heilte ihn wieder von dieser Geile. Auf den Rath jenes Freundes gab er sich (1740) über Braunschweig, Gelle und Lüneburg in seine Heimath, und lebte, durch eine Babecur und Lustreisen nach Harburg und Hamburg geküßt, mit neuer Munterkeit nach Heimschick zurück.

Durch Mosheim empfohlen, ward Dörbbed im J. 1743 Conector in Lüneburg, woselbst er aber diese, seinen Erwartungen wenig entsprechende, Stelle bereits im J. 1744 mit dem Subrector in Lüneburg. Seine Gewandtheit im lateinischen Styl zeigten die bei dieser zweifachen Gelegenheit gehaltenen Antritts- und Abschiedsreden. Sie bezeichnen zugleich die Methode seines Unterrichts, in welchem er seine Schüler von Zeit zu Zeit beiläufig über die Fortschritte der Wissenschaften belehren wollte, damit sie ihren künftigen Studienplan darnach entwerfen und verfolgen könnten. Wenigstens beabsichtigte er dies in seiner quchindburgischen Antrittsrede⁴⁾, obgleich er eigentlich dem Zeitgeiste nicht hold war, durch dessen larer Grundbilde er nicht bloß die Schulbildung, sondern auch den Sinn für Moral und Religiosität gefährdet glaubte.

Ungeachtet man aus damaligen Briefen Mosheim's an Dörbbed auf eine düstere Stimmung des Lehramts und auf Unzufriedenheit mit dem ihm gewordenen Loos schließen könnte, spricht sein eigenes Geständniß dafür, daß Dörbbed nie in seinem Leben fröhlicher und mit größerem Euse gelebt, als in den ersten zwanzig Jahren, wo er zu Lüneburg als Subrector und Aufseher der dortigen öffentlichen Bibliothek, sowie späterhin als Conector der Schule, vorlank. Wer von ihm unterrichtet in das unter von Seelen's Leitung damals blühende Lübecker Gymnasium trat, den mußte die Natur fleißigstetlich behandelt oder eigener Unfleiß geschadet haben, wenn er sich späterhin während seines Unversitätslebens nicht auszeichnete. Eigene Werthschätzung humanistischer Kenntnisse, rastloser Fleiß, eine zweckmäßige Lehrmethode und strenge Disciplin waren die wesentlichen Mittel, durch welche Dörbbed auf die Bildung der Jugend in mehrfacher Hinsicht, vortheils einwirkte. Sorgfältig bereitete er sich, auch noch in höherm Alter, auf seinen Unterricht vor, obgleich er in frühern Jahren oft acht Stunden täglich, theils öffentlichen, theils Privatunterricht ertheilte. Aber er legte auch mit seiner Zeit. Der Sommer fand ihn um vier, der Winter noch vor sechs Uhr an seinem Schreibtisch.

Unter den Gläfflern blieb Cicero sein Lieblings. Aber auch Quintilian schätzte er sehr. Den Styl und Ausdruck jener beiden großen römischen Redner suchte er seinen Schülern anzugleichen, nicht bloß im Überfließen und Erklären, auch durch Nachbildungen. Er wußte diese

4) Sie wurden, auf Mosheim's Wunsch, im J. 1745 zu Lüneburg zusammengebracht unter dem Titel: *Orationes tres, pro ingrediendo ratiōe munerum, unus deponendi, habitus.*
5) *De conformandis in schola ad genium seculi juvenum ingenuis.*

6) Hierher gehören die zwei Proben seiner übertragener Paraphrase des Cicero, in den Jahren 1760—1761 zu Lüneburg in Folio gedruckt; Cicero's Abhandlung von der Großmuth und

an das Original so anzuschließen, daß die Arbeit dem Schüler sehr leicht ward, und er selbst gelangte auf diesem Wege zu einer seltenen Gewandtheit, was er teuflich gedacht, geschmackvoll in römische Form und Farbe zu kleiden. Keinen unwesentlichen Einfluß auf seine Lehrmethode gewann eine eigenthümliche Idee Overbeck's, die aus einer Vergleichung von Cicero's und Rosheim's Schreibart hervorging. Hinsichtlich der äußeren Beredfamkeit sahen ihm zwischen beiden die größte Verschiedenheit zu bestehen. „Welche Dinge“, sagt Overbeck in dem bereits erwähnten Fragment, „das sich unter seinem Namen lasse gefunden, „haben mit einander weniger Verwandtschaft als die langen Perioden, die der Cicerone, und die kurzen, welche der Andere liebt. Sollt' ich mich irren? Nein! ich fühle zu sehr, daß die Beredfamkeit des Einen nicht anders mit meinem Verstande und Herzen verfährt, als die Beredfamkeit des Andern. Und in eine solche Vergleichung mit dem Muster aller lateinischen Redner bin ich bisher noch keinem Teutschen außer Rosheim zu stellen gewiesen.“ Woran liegt dies, und was ist die Ursache?“

„Ich war schon eine Zeit lang in Heimsucht gewesen, als die Beantwortung dieser Fragen mir noch immer schwierig schien. Die bisher gemachten Anweisungen zur guten Schreibart und Beredfamkeit hatten mir kein Vermögen mitgetheilt, die Sache aufzufing zu machen. Seitdem der Mund Rosheim's mich noch ungleich mehr als seine Feder rührte, empfand ich Regungen, die nicht nur meine Aufmerksamkeit schärfen, um immer weiter nachzuforschen, sondern die mich auch endlich auf die rechte Spur zu bringen schienen. Nicht die äußerlichen Handhabungen und Verbindungen unserer Worte und Ausdrücke können zu der Stärke unsrer Vorträge viel beitragen. Die Gedanken an sich, ihre Klarheit, ihre Gründlichkeit, ihr Gewicht, ihre Stellung, Reize und Ordnung, ihre Richtung, ihr Schwung, ihre Wendung, sind die vornehmsten Wirkungsmittel unsrer Beredfamkeit. Behauptet ein jedes Stück unserer wahren nachdrücklichen und rührenden Vorstellungen in unserm Ausdrücke nur den ihm von der Natur angewiesenen Platz, steht es da, wo es stehen soll, nur in seinem gehörigen Licht oder Schatten, großen oder geringen Nachdruck, stärken oder schwächen Feuer; so ist es sehr gleichgültig, ob das äußere Wortband so oder anders geflochten wird, sich wenig oder gar nicht windet, sich so oder anders anlegt, sich endlich einfindet oder nicht einfindet, sondern völlig zurückbleibt. Perioden mögen angewandt oder nicht angewandt werden; wir müssen das, was wir sagen wollen, frei und vollem

Herzen und in der mehr oder weniger begreifenden Empfindung, welche die Sache selbst haben will, von uns sagen. Leidet, ohne das Geringste zu verschoben, oder zu schwächen oder umzuformen, die Sprache, das Wortband, desto besser! Leidet sie es nicht, so bleibt ein wohlgebauter Körper allemal um desto schöner, je weniger ihm eine unnatürliche Schönheit einfließt. Im erstern Falle befindet sich gemeinlich die lateinische Sprache, in dem letztern die teutsche.“

„Urtheile dieser Art entstanden bei mir nach und nach. Sie ergöteten mich, sie häuften und verstärkten sich weniger oder mehr; allein ohne die vorher berührten Übungen würden sie kaum oder wol gar nicht zu einiger Reife gekommen sein. Es waren dieses gemeinlich Versuche, wodurch ich gern erfahren wollte, ob die Regeln, die ich mir von Zeit zu Zeit abzog, noch gültig wären. Zu vielen Malen blieb es bei Übersetzungen Rosheim'scher teutscher Reden oder Vortrags des Latein. Ich trieb meine Bemühung, so oft ich Muße hatte, um so zu sehen, ob nicht wirklich ein lateinischer Ciceronischer Vortrag herauskäme, wenn meine Übersetzung allein einzelnen Gedanken und Sätzen des teutschen Redners ihre Stellen, ihre Richtung gegen einander, ihren Schwung und ihre Beziehung auf einander ließe, ohne das Geringste zu verrücken oder herumzuwerfen, und wenn schließlich eingeschobene lateinische Partikeln, in lateinische Mittelwörter verwandelte teutsche Zeitwörter und andere das lateinische Wortband knüpfende Handgriffe nur auf Fleißigste gebraucht würden, um ohne Unterlaß aus einer Anzahl kürzerer teutscher Perioden, die nie verdrängt oder gezerzt werden müßten, einzelne lateinische und längere Perioden zu bilden.“

„Nachdem diese Handgriffe mit ein wenig geläufiger geworden waren, nahm ich zuweilen, um meiner Sache noch gewisser zu werden, auch eine Rede des Cicero, und betrachtete die längern Perioden darin als solche, die aus verschiedenen kürzern teutschen, welche man auf die vorherbeschriebene Weise lateinisch zusammengesetzt hätte, entstanden wären. Alsdann versuchte ich die dieselben nach dieser Maßgabe, trennte das lateinische Wortband, zerlegte die ganzen Gedanken in ihre Theile, und gewann dadurch immer eine Anzahl einzelner Sätze, die ich ohne weitere Zerrung oder Verrückung in lauter kleinere teutsche Perioden verwandelte. Ich kann nicht leugnen, daß Anfangs diese Sache ziemlich langsam von statten ging. Sie hat und behält immer ihre Schwierigkeit. Sie will durch eifernen Fleiß errungen sein, und sie ist es werth. Unsere Übersetzer lassen es hierin gemeinlich zu sehr fehlen. Fast immer ist dies die einzige wahre Ursache, weswegen es so oft beist, daß man an ihrer Arbeit gar zu deutlich die Übersetzung merkt.“

Durch solche Studien und die genaue Kenntniß der besten Muster des lateinischen und teutschen Stils hatte Overbeck seinen Geschmack sorgsam ausgebildet, aber demselben zugleich eine gewisse Reizbarkeit gegeben. Hart rügte er oft das barbarische Latein in neuern Schriften und Compendien. Ernesti und Heyne schienen ihm fast die einzigen zu sein, welche die immerer mehr verschwin-

Erhabenheit der Seele. (Pöbck 1763. 4.) Dessen Gedanken von der Kunst, der Menschheit Gemüth zu gewinnen. (Gönd. 1764. 8ol.) Dessen Rede zur Vertheidigung des Julius Celsus Archiv. (Gönd. 1766. 8ol.) Dessen erste Rede gegen den Lucius Sergius Catellina (Gönd. 1769. 8ol.) 1c.

7) In einer andern Stelle seines Aufsatze heist es: „Unter allen Schriften, die Rosheim teutsch herausgab, haben drei mir, was die Kraft, Anmut und Schönheit der Schreibart betrifft, allemal die ersten und besondern die ersten seiner herrlichen Reden den Vorzug gehabt.“

denke Correctheit und Eleganz des lateinischen Styls zu erhalten suchten. Fast zu streng äußerte sich Overbeck in spätem Jahren gegen die wissenschaftliche Bearbeitung der Muttersprache. Ein lateinischer Vers, den ihm einer seiner Schüler brachte, erntete gewöhnlich mehr Lob, als er einem ebenfalls guten deutschen Verse zugesand. Er sprach meistens Latein, besonders in den öffentlichen Lehrstunden, und stets mit vieler Gewandtheit und Präcision. Seine accentuirte Sprache, verbunden mit der Würde seines Äußern und einem durch stille Heiterkeit gemilderten Ernst, erhöhte die Wirkung seines Vortrags.

Jene Heiterkeit begleitete ihn, seit er (1754) in Anna Charlotte Chüden, der Tochter eines Arztes in Salzwedel, eine in jeder Hinsicht würdige Gattin gefunden hatte, auch in dem Kreise seines Familienlebens, obgleich dasselbe durch den Tod mehrerer Kinder, besonders eines hoffnungsvollen Sohnes, getrübt ward. Schmerzlich hatte ihn auch der Verlust seines Freundes von Ercelen berührt. Die Rectorstelle, welche dieser vielseitig gebildete Mann bleibend bekleidet hatte, ging (1763) auf Overbeck über. Auch unter den angestrengtesten Arbeiten schien ihm eine dauerhafte Gesundheit geblieben zu sein. Einige rheumatische Beschwerden abgerechnet, war er selten krank. Sehr erstreute ihn die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste bei der Feier seines Amtsjubiläum im J. 1793. Die Universität Kiel ernannte ihn, der bereits Mitglied mehrerer auswärtigen Gesellschaften geworden war, damals zum Doctor der Philosophie und Theologie. Durch eine Druckschiff bezugte die lübecker Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit ihrer Theilnahme an jenem frohen Ereignisse, während mehrerer seiner Freunde dasselbe durch eine Denkmünze verherrlichten. Noch zwei Jahre nach jener Feierlichkeit verwaltete er sein Schulamt mit der gewohnten Berufstreue, doch mit fast erschöpften Kräften. Sein Wunsch nach Ruhe ging in Erfüllung, als ihn der Senat zu Lübeck (1795) auf sein Ansuchen, mit Beibehaltung aller Emolumente, ehrenvoll entließ. Selbsten bereitete er sich auf seinen Tod vor in klümem Nachdenken über die Wahrheiten christlicher Religion, deren eifriger Beförderer er war. Nicht lange sollte er seine 76jährige Gattin betrauern, die ihm der Tod den 7. Jan. 1802 geraubt hatte. Befallen von einer leichten Unpäßlichkeit, folgte er ihr als 88jähriger Greis, bereits den 3. Aug. des genannten Jahres nach. Seine Augen und sein Verstand um Staat und Wissenschaften begleiteten ihn in jene Welt. Unter seinen Schriften, von denen Meusel ein vollständiges Verzeichniß liefert⁸⁾, verdienen mehr philologische und das Schulwesen betreffende Abhandlungen⁹⁾ besondere Erwähnung. Von Virgil's vier Büchern vom Landbau lieferte er eine metrische Uebersetzung (Lübeck 1749. 4.) und von den Elogen (Leimstedt 1750); außerdem, wie bereits erwähnt worden, mehrere lateinische

Bearbeitungen Ciceronischer Schriften. Auch als Mitarbeiter an mehreren Journalen war er thätig. Beiträge von ihm erhielten die Belustigungen des Verstandes und des Witzes, die pommerischen Nachrichten und andere Zeitschriften. Nicht ohne Interesse sind auch die biographischen Denkmäler, die er Verportien, von Ercelen, Carpzow und andern lübeckischen Gelehrten und Magistratspersonen setzte¹⁰⁾.

(Heinrich Döring.)
OVERBURY (Thomas), geb. im J. 1581 in Compton-Scorfen in der Grafschaft Warwick, studierte in Oxford im Königin-Collegium, reiste darauf einige Zeit in Frankreich und erwarb sich hier jene äußere Ammut und Reinheit des Betragens, die ihm nicht weniger als seine glücklichen geistigen Anlagen zur Hiebe und zur Empfehlung gereichten. Er schloß sich frühzeitig an den unwürdigen Favoriten Jakob's I., Robert Carr, nachmaligen Biscount von Rochester und zuletzt Earl von Sommerset, an, der sich Anfangs ganz seiner Leitung überließ und seine eigene Unwissenheit und Unerfahrenheit in Geschäften durch die Geschäftigkeit und Erfahrung eines solchen Führers vorzag; so lange der Günstling den klugen Rathschlägen Overbury's folgte, genoß er, wie Hume sagt, das selten vereinigte Glück, in der Gunst seines Fürsten zu stehen, ohne den Haß des Volkes auf sich zu laden. Der Günstling verschaffte Overbury die Ritterwürde und seinem Vater die Stelle eines Richters in Wallis. Das innige Verhältniß zwischen beiden erhielt sich, bis der Günstling aus den Gedanken kam, die berühmte Lady Essex zu heirathen. König Jakob hatte nämlich kurz nach seiner Thronbesteigung, um die großen Opfer zu vergetten, welche die beiden Familien Howard und Devereux seiner und seiner Mutter Sade gebracht hatten, seine Gnadenbezeugungen den letzten Erbsöhnen beider unglücklichen Familien zu Gute kommen lassen und unter andern eine Heirat zwischen dem 14jährigen Grafen Essex und der 13jährigen Franziska Howard, Tochter des Lord Kammerners Suffol, zu Stande gebracht. Nach der Trauung begab sich der junge Graf auf die Universität und reiste von da auf den Continent, während die junge, schöne, witzige Gräfin unter Aufsicht ihrer Mutter zurückblieb. Als Graf Essex nach einer vierjährigen Abwesenheit zurückkehrte, fand er seine Frau in vollem Glanze der Schönheit, aber ihm entschieden abgeneigt. Der Favorit hatte nämlich seine Abwesenheit dazu benutzt, um seine Frau zu verführen, wobei die geistreichen und jätlichen Briefe, die Overbury für seinen Principal schrieb, das Zünglein beigetragen haben sollen, um die junge Schöne zu gewinnen. Da Essex die unwiderstehlichen Beweise von ihrer Abneigung erhielt und es ihm in seiner Art gelingen wollte, ihren Haß zu verschönnen, überließ er seine Frau ihren Reizungen, die aber nicht aufhielten mit der Fortsetzung ihres gemeinen ehebrecherischen Umgangs eine förmliche Verheirathung mit dem Günstlinge erstrebte, der natürlich die Ehe-

8) S. dessen geordnetes Aufzeichn. 5. Aug. 1797. 7. Bd. S. 538 fg. 10. Bd. S. 502. 11. Bd. S. 596. 9) Die scholia more Graecorum habuit. (Lubecae 1753. 4.) De opinoe vulgar. (ibid. in scholia multa in 'p'm satirae obliuiois. (ibid. 1764. 4.) De derivania a D. Lutheri necessitudine, quae curiae intercedit cum scholia (ibid. 1768. Fol.) etc.

10) S. Overbeck's Leben von einem nahen Verwandten und normalen Schütze des Herrnhuts (Lübeck 1803). S. 114 d. grell's Rectorat der Trautwein für das 19. Jahrh. 4. Bd. S. 225—276. Faur's neues fikt. biograph. literat. Handwörterb. buch. 7. Bd. S. 180 fg.

Schidung vorangehen mußte. Auf welche Stanbalds Weise die letztere erreicht wurde, ist in dieser Encyclopädie 1. Sect. 24. Ab. S. 316 erzählt worden. Garr, der Dorebury über Alles zu Rathe zu ziehen gewohnt war, sagte ihm auch um seine Meinung wegen des Heiraths mit Lady Esfer, und Dorebury widerrieth sie auf jede Weise, indem er ihn auf die Schwierigkeit, die Schidung zu erlangen, und auf das Schimpfliche einer solchen Verbindung aufmerksam machte. Garr theilte diese Bedenken seiner Geliebten mit, die sich deshalb an dem Rathgeber zu rächen beschloß, und Garr war unbathbar und niederträchtig genug, ihr als Werkzeug ihrer Rache zu dienen. Zu dem Ende wurde Dorebury veranlaßt, eine ihm vom Könige angetragene auswärtige Mission abzulehnen, dem Könige dies als ein Beweis seines Ungehorsams darzustellen, und er deshalb den 21. April 1613 im Tower eingesperrt, dessen Gouverneur ganz dem Günstling ergeben war. Nachdem er hier fast sechs Monate im engen Verwahrungsam gezwungen hatte, ohne daß auch nur seinen nächsten Anverwandten der Zutritt zu ihm erlaubt worden wäre, und als die Vermählung seines Vaters bei dem unterdessen zum Erb-Sommersetz erbobenen und mit Lady Esfer verheiratheten Günstlinge die Freiheit seines Sohnes auszuwirken mißglückte, da erst entrieth er den Urheber seines Unglücks, und schrieb nun einen drohenden Brief an den Günstling. Dieser Brief wurde sein Todesurtheil, der Günstling, der von der Freilassung Dorebury's Alles glaubte fürchten zu müssen, wurde durch Furcht grausam, und brach dem Gouverneur des Towers, ihn auf jede Weise vom Gefängnisse seiner Furcht zu befreien. Verschiedene Vergiftungsversuche mißlangten; ein vergiftetes Locoment machte seinem Leben unter den schrecklichsten Qualen ein Ende den 15. Sept. 1613. Dorebury war bei seinem Tode erst 33 Jahre alt, nicht frei von Stolz und Ehrgeiz, aber nach dem Zeugnisse der besten Schriftsteller blieb seine Rechtschaffenheit nicht hinter seinen Talenten zurück. Seine Schriften zeugen von Weltkenntnis und von Talent für Darstellung des Edderlichen, verdanken jedoch weitreichend den meckwürdigsten Schicksalen ihres Verfassers einen Theil des großen Beifalls, den sie bei den Zeitgenossen gefunden haben. Es sind 1. in englischer Sprache: 1) Ein Gedicht, die Frau, eine bittere Satyre auf Lady Esfer. 2) Charaktere oder Schilderungen von den Eigenschäften verschiedener Personen. (London 1614.) 3) Procris und Verurtheilung des Ritters Balthes Raleigh wegen Hochverraths. (London 1648.) II. In lateinischer Sprache: 1) Tentamina quaedam. (Lond. 1614.) 2) De remedio amoris. (Zwei Theile. Ebdm. 1620.) 3) Observationes circa XVII provincias Germaniae inferioris. (Die 15. Ausgabe von seinen gesammelten Werken ist von 1632. 12, eine neue erschien 1753.) — Ubrigens kam zwei Jahre nach seiner Ermordung das Verbrechen völlig an den Tag, die Theilnehmer wurden vor Gericht gestellt, verurtheilt, die untergeordneten hingerichtet, die schändlichen Urheber aber durch Begünstigung Jakob's I. mit der letzten Strafe verschont, lebten, ein Vergehens allgemeinen Mißbrauchs, nicht minder sich einander scheidend, als von der Welt gemieden.

Dorebury's Neffe, Thomas D., gest. im J. 1680 ben 28. Febr. ist Verfasser einiger kleinen Schriften. (H.)

OVERFLACQUE, OFER-, OVER-, OVER-FLAKKEE, eine sieben Meilen lange zu dem Bezirke Beiel in der niederländischen Provinz Südholland gehörige Insel, welche im Westen von der Nordsee, im Norden, Osten und Süden von den Raabarmen Flakte, Haring Bliet und Kammer begrenzt wird. Sie besteht eigentlich aus zwei Inseln, der Insel Goere, Goede Reede, d. h. gute Riede — sie wird auch West (West)-Boorn genannt — und der Insel Flaque oder Zuyd (Süd)-Boorn. Diese Inseln wurden im J. 1751, wo die zwischen ihnen befindliche Sandbank sich über das Wasser erhob, der gleichen Bedrückung wegen durch einen Damm vereinigt und bilden nun gemeinschaftlich die Insel Doreflaque; in vielen geographischen Handbüchern werden sie daher auch noch als für sich bestehend aufgeführt. Die Insel ist ein fruchtbares Tiefland und mit vielen vortretenden Dörfern besetzt. Ihre Hauptorte sind die Stadt Goere mit einem Hafen und 694 Einwohnern und der Flecken Sommeledt mit 1600 Einwohnern. Das Wasser Flaque trennt die Insel von der Insel Dorek-Boorn. (Fischer.)

OVERKAMP (Georg Wilhelm), geb. den 9. Jan. 1707 zu Seiswald, verdiente den ersten Unterricht den Leheanstalten seiner Vaterstadt. Im frühem Alter entwickelten sich seine Geistesanlagen, und von unermüdetem Fleiße besetzt, machte er besonders schnelle Fortschritte in der griechischen und lateinischen Sprache. Seine akademische Laufbahn eröffnete Overkamp in Jena, wo er durch Vertheidigung seiner Dissertation: *De vestitu praecipue pallio veterum Philosophorum* (1733) die Magisterswürde erlangte und als Docent austrat. Im J. 1736 ward er Adjunct der philosophischen Facultät in Jena. Bei dieser Gelegenheit vertheidigte er seine Abhandlung: *De Judaeis primariis Christiani nominis hostibus*. Einige Jahre später folgte er einem Rufe nach Seiswald. Die ordentliche Professur des morgenländischen Sprachen, welche er dort erbalten, bekleidete er eine Reihe von Jahren mit unermüdetem Fleiße. Als Seniore der Universität zu Seiswald starb er ben 27. Juli 1790.

Schon während seines Aufenthaltes in Jena hatte Overkamp mehrere Werke seiner gründlichen Gelehrsamkeit gegeben, zuerst in einer historisch-theologischen Abhandlung, in welcher er den Ursprung der in der römisch-katholischen Kirche üblichen Sitte, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu halten, und zugleich die Wegweiger nachwies, weshalb diese Sitte noch fortzuleben.

In späteren Dissertationen und Programmen, zu Seiswald geschrieben, beschäftigte er sich mit der Erregung und Kritik des neuen Testaments, schrieb unter andern über die den ersten Verkündern des Evangeliums verleihe Gaben der Sprachen, über die Magie aus dem Orient, über Gottes Lamm, das die Welt Sünde trägt, nach

1) Commentatio historico-theologica de ratione status Caris Romane circa usum latinae linguae in sacris cultus publico (Jenae 1732).

Joß. 1, 29, und andere Abhandlungen verwandten Inhalts, von denen Meusel ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat³⁾. Das Studium der ältern Sprachen, besonders der orientalischen, empfahl er dringend, und suchte unter andern in einer eigenen Abhandlung⁴⁾ darzuthun, daß die Kenntniß des Arabischen zu einer leichtern Erlernung der hebräischen Sprache führe⁵⁾.

OVERKERKE, eine Art weisser, holländischer Seize.

(Karmarsch.)

OVERLAET (A.), aus Antwerpen gebürtig, war früher ein Bäder, legte sich aber mit entschiedenem Talent auf die Zeichnungskunst, worin er sich ungemein hervorthat und besonders in Zeichnungen mit der Feder so große Fertigkeit besaß, daß er dadurch die Kupferstiche der größten Meister nachahmte. Im pariser Museum befand sich eine Zeichnung mit der Jahreszahl 1758, welche eine heilige Familie vorstellte und ganz vorzüglich zu nennen war. Er folgte auch in Kupfer geätzt haben, wüßte sich aber nirgends eine genaue Nachricht vorfindet; wahrscheinlich hat eine solche täuschend nachgeahmte Federzeichnung irgend einen Liebhaber bedürft⁶⁾.

(Frenzel.)

OVERLANDERS, OVRELANDRES, sind kleine Fahrzeuge, welche in Belgien auf dem Rheine und der Waas gebraucht werden.

(v. Carisien.)

OVERMEERE, Marktflecken in der niederländischen Provinz Friesland, Bezirk Irmombe (Dendermonde), hat 2622 Einwohner, welche Stamoisenmanufacturen unterhalten.

(Fischer.)

OVERSCHIE, (n. Br. 51° 56' 24", E. 22° 4' 53") großes und schöngebautes Dorf in der niederländischen Provinz Südholland, Bezirk Rotterdam, Canton Blaardingen, liegt an der Schie und hat 2400 Einwohner, welche Eisenwaaren verfertigen. Nahe dabei liegt das ehemals berühmte, jetzt verfallene Schloß Spange, sowie das Haus (Schloß) Starrenberg, nach welchem sich ein Zweig des Wassenaarschen Geschlechts benennt.

(Fischer.)

OVERTON, eine Grafschaft im Staate Tennessee in Nordamerika, im Norden an Kentucky, im Osten an Morgan, im Süden an Pickens, im Westen an White und Jackson grenzend. Sie hatte im J. 1820 7128 Einwohner, worunter 665 Sklaven und 32 freie Farbige. Hauptstadt ist Monroe.

(L. F. Kämtz.)

OVERYSCHIE, OVERISCHE, franz. Notre-Dame au Bois, großes Dorf in der belgischen Provinz Brabant, Bezirk Brüssel, liegt an der Schie und hat 3500 Einwohner. Im J. 1677 bekam der Ort unter dem Na-

men Hornes den Titel eines Fürstenthums und 1765 wurde von hier nach Waerre eine neue Landstraße geführt, durch welche der Weg von Brüssel nach Namur um zwei Meilen verkürzt wurde.

(Fischer.)

OVERYSSEL, diese Provinz des Königreichs der Niederlande, welche zwischen 23° 21' bis 24° 44' östl. Länge und 52° 6' bis 53° 52' nördl. Breite liegt, wird nördlich und nordwestlich von Drenthe und Friesland, östlich von der hannoverschen Provinz Bentheim, südwestlich vom preussischen Westfalen, südlich und südwestlich von Geldern und westlich von dem Jurysseer begrenzt. Ihr Flächenraum beträgt 61 □ Meilen, deren jede von ungefähre 2800 Menschen bewohnt wird. Die Zahl ihrer Einwohner, welche im J. 1817 nur 148,000 betrug, belief sich am 1. Jan. 1832 auf 167,892 Köpfe. Die reformirte Religion ist die verbreitetste. Ihre Bekenner haben drei Classen mit 62 Pastoren und 82 Predigern. Die Katholiken haben 27 Kirchen mit 36 Predigern; die Widerständler bilden 16 und die Lutheraner zwei Gemeinden. Die Provinz ist in drei Bezirke, Zwolle, Deventer und Almelo, getheilt, welche in 5 Cantonen 16 Städte, 3 Flecken, 198 Dörfer und Weiler mit 96 Gemeinden enthalten. Der Boden der Provinz ist größtentheils eben, nur in ihren mittlern Theilen findet man eine Reihe unbedeutender Sandhügel — und vorzüglich in der Hügeln, wo man Kunststraßen nach anlegen müssen, um die eckten und hartenberger Beenen passiren zu können, voller Sümpfe und Moräste. Das Klima ist feucht und ungesund und dem Ackerbau wenig günstig, der überhaupt nur an der Westseite der Insel flacker betrieben wird. Dieser Fluß bildet die Grenze gegen Geldern, ist gegen 500 Fuß breit, nimmt bei Deventer die Schiepbred auf und ergießt sich in den Jurysseer. Der größte Fluß nach ihr ist das sogenannte Zwarte Water (schwarze Wasser). Es entsteht oberhalb Zwoll aus vier Bächen, ist unterhalb dieses Orts 200 Fuß breit, bildet das Zwoll'sche Diep und fällt ebenfalls in den Jurysseer. Mit ihm vereinigt sich die aus der Grafschaft Bentheim einströmende Wecht (Vedrus), nachdem sie die Regge unterhalb Dammern aufgenommen hat. Andere Flüsse sind die homalter und Renwyker Aa, sowie die Limbe. Der General Willemsdaert dient zur Verbindung der Yssel mit dem Zwarten Water. Die Viehzucht wird stark getrieben. Die Däsen sind wegen ihrer Größe und Schwere, die Pferde wegen ihrer Stärke gesucht; auch hat sich die kleine und grobwollige Schaafzucht durch Kreuzung mit Merinos sehr verbessert. Außer den genannten Thieren hat die Provinz viel kleines Wild, wilde Gänse und Enten, sowie zahmes Geflügel. Das Pflanzengiech liefert Hafer, Buchweizen, Rübsamen, Erdmandeln, Kartoffeln, aber nur wenig Obst und Heilz. Dem Mineralreiche wird Pflasterthon und etwas Sumpfsieflin abgewonnen. Die Torfkohle ist bedeutend, vorzüglich in den Beeren. Die Industrie ist gering; sie beschränkt sich auf das Verfertigen und Bleichen der Leinwand, Mattenflechten aus den im Lande wachsenden Rinsen und Papierfabrication. Daber ist auch die Ausfuhr nicht bedeutend. Butter, Käse, Salz, Wolle, Papier, Leinwand,

3) G. dessen Verzeichn. der vom J. 1750 — 1800 verstorbenen treflichen Schriftsteller. 10. Bd. C. 256 fg. 4) Diss. an et quatuor lingua Arabica ad Hebraicum facillius perdiscedendum conducit et proinde in Academia tractanda sit. (Gryphius. 1756. 4.) 5) Regal. D. B. Wernerkos' kurze Nachricht von der Overtom'schen Armen- und Freiwille zu Graveland; nebst dem Nystieren Leben des Stilleers (Graveland 1795). 6) Hirsch'sche's histor.-literar. Handbuch. 6. Bd. 1. Abth. S. 329 fg. Heinrich Döring: Die griechischen Apocryphen des 1. J. 189 fg.

7) v. Eijnden Vol. II. p. 176.

Ratten, Lox, Vieh und Hüte sind die Hauptgegenstände derselben. — Im 10. Jahrh. kam die Provinz an die Bischöfe von Utrecht und erhielt den Namen des obern Stiftes. Bischof Heinrich von Baiern trat sie im J. 1528 an Kaiser Karl V. ab, und nun bildete sie von 1536 an unter dem Titel einer Herrlichkeit eine besondere Provinz, welche von dem kaiserl. Gouverneur in Friedland oblag. Im J. 1580 trat sie dem utrechter Bündnisse bei und machte nun eine der sieben Provinzen der vereinigten Niederlande aus. Ihr Wappen war ein rother Löwe im goldenen Felde, über welchen ein schmaler blauer Querballen wellenförmig hinwegläuft. — Über die Veränderungen, welche mit ihr seit der Revolution vorgegangen sind, s. das Königreich der Niederlande. (Fischer.)

OVETUM, alter Name einer Stadt in Hispania Tarraconensis, im Gebiete der Asturien, welche manche für das heutige Oviedo halten; doch ist das Dasein einer solchen Stadt für das Alterthum unsicher, indem in Plinius H. N. XXXIV, 49, worauf man sich allein berufen kann, statt Plumbum Ovetanum in den Handschriften Jovetanum findet. (H.)

OVIBOS Blainville (Mammalia); unter diesem Namen hat Blainville den Bos moschatus zu einer eignen Gattung erhoben, welche, da sie sich kaum durch etwas anders als die behaarte Schnauze unterscheidet, eine Aufnahme nicht verdient. (D. Thon.)

OVICAMELUS (Mammalia), eine Benennung, welche die frühern Schriftsteller den Thieren der Gattung Auchenia gaben, da dieselben einige Ähnlichkeit mit dem Schaf und auch mit den Kameelen haben, auch wie diese zum Kosttragen gebraucht werden. (D. Thon.)

OVID, Township in der Grafschaft Seneca im Staate New-York, zwischen dem Cayuga- und Senecasee, mit vier Kirchen, einem Postamt und 5000 Einwohnern. In der Gegend wird schöner Weizen gebaut. (L. F. Kämtz.)

OVIDIUS (Publius Ovidius Naso), ist nach seiner eignen Aussage den 20. März, am zweiten Tage des der Minerva heiligen, altitalischen Festes Quinquagesimae in Sulmo im Pelignerlande im J. 711 a. u. e. geboren¹⁾; der Tag war seinen Eltern dadurch merkwürdig, daß gerade an ihm vor einem Jahre ihr Ältester ihnen geboren war. Die Ältern waren damals schon bejahrt; daher auch diese beiden Söhne ihre einzigen Kinder blieben. Die Familie dieser Ovide war in Sulmo angesehen, da sie seit langer Zeit zu den römischen Rittern gehörten²⁾: hatte sich gleich seiner der Vorfahren in der Geschichte des römischen Staates einen Namen erworben, so waren sie doch darauf wenigstens bedacht gewesen, durch ein gutes Vermögen sich und ihre Nachkommen vor Mangel zu schützen. Denn es überfließ das Vermögen des Vaters unser Ovidius nicht nur den Genuß der Ritter, sondern wahrscheinlich auch den der Senatoren, daher seine Söhne später die Rechte von Senatorensohnen in Anspruch nah-

men³⁾. Es bestand das Vermögen auch aus liegenden Gründen, wie es scheint die Besitzungen in Sulmo selbst aus schönen Obst- und Weingärten, aus bedeutenden Ländereien. Ferner besaß Ovid Gärten an der via Claudia, ein Haus in der Nähe des Capitolis⁴⁾. Bei dieser Wohlhabenheit wird denn auch nicht vernachlässigt sein, die durch die Geburt eines Sohnes herbeigeführten Frelichkeiten dem Wohlstande des Hauses gemäß zu begeben, so der neunte Tag, dies lustricus, besonders, an dem unser Ovid den Namen Publius erhielt. Dieser Name wird freilich durch keinen Alten ausdrücklich bezeugt, allein da mehrere der besten Handschriften ihn haben, auch die Vase — cf. insr. — ihn zu schätzen scheinen, so ist er ohne Weiteres nicht zu verwerten. Publius nun ward mit seinem ältern Bruder in den ersten Lebensjahren der Mutter, einer anspruchlosen Frau, andertraut, sobald aber die Knaben anfangen, die Elemente zu lernen, richtete der Vater ein aufmerksames Auge auf sie. Er, der alte Naso, war nach den wenigen Nachrichten, die uns über ihn sein Sohn hat zukommen lassen, zu urtheilen, ein strenger, fast pedantischer Mann; da ihm das Schicksal verlag hatte, in hohen Ehrenstellen zu glängen, so wollte er dafür, so viel an ihm lag, doch seine Söhne zu diesem Ziele gelangen lassen⁵⁾. Für den ersten Unterricht genötigte ihn Anhalten in Sulmo, doch sehr bald zog der Söhne halber der Vater nach Rom und übergab diese den damals ausgezeichneten Lehrern. Lectur der Dichter und ihre Erklärung, Lesen von Etymologien, Ausarbeiten von Grien und Ähnliches wurde nun die Beschäftigung der Brüder; als sie hierin weit genug waren, kamen sie zu Rhetoren. Auch bei dieser Wahl sehen wir die Sorgsamkeit des Vaters; nicht die ersten besten, sondern die ausgezeichnetsten Rhetoren waren es, zu denen er ohne Rücksicht auf die Kosten seine Söhne führte: Aelius Tullius und Porcius Latro hatten damals großen Ruf; sie wählte er⁶⁾. Beide hatten verschiedene Methoden im Unterrichten, Latro, den Seneca dem Aelius de weitem vorzieht, ließ nicht die Schüler selbst declamiren, sondern nur dem zubören, was er sprach; Aelius that dies zwar auch, schloß jedoch das Andere nicht aus. Wie überhaupt der Erziehung des Alterthums das Lob einer naturgemäßen nicht abgesprochen werden kann, so war auch die Erziehung, welche in der Wahl der Unterrichtsgegenstände die Rhetoren damals im Ganzen schielten, dem Geiste der Jünglinge sehr angemessen; den Anfang nämlich machten sie mit den suavia, leichtern Reden aus dem genus deliberativum, die aber in sich so viele Mannichfaltigkeit und Nuancen hatten, daß in allen ihren Arten tüchtig zu sein schon viele Übung erforderte. Während sie aber ihres Stoffes wegen weniger Schwierigkeit darboten, so thaten dies die controversiae, zu denen man von jenen fortschritt. Sie gehörten zum ge-

1) Ovid. Trist. IV, 10, 18. Scelig. Anm. ad Ruseb. Chron. p. 159 irrte hier, weil überall, wo er sich l. c. auf Ovid bezieht. 2) Ovid. Amor. III, 15, 5. Trist. II, 111, IV, 10, 7. Ep. ex Pont. IV, 8, 17.

3) Ovid. Trist. IV, 10, 29. Walch. ad Tac. Agric. p. 135. 4) Ovid. Amor. II, 16, 53. Trist. I, 5, 29. Ep. ex Pont. I, 8, 41. 5) Ovid. Trist. IV, 10, 17. 6) Ovid. I. c. Senec. Contr. II. proem., cf. Suonar. IV. fin. und borous Vit. Ovid.

nus judiciales, handelten von Processen und setzten daher Kenntniß des Rechts voraus; ferner war man bei ihnen gezwungen, sich streng an den gegebenen Gegenstand zu halten, denn wie einmal die Geschichtsbekämpfung vorlag, darnach war die Sache zu behandeln und somit der Phantasie ein freieres Spiel abgeschnitten, denn Alles mußte darauf berechnet sein, die Richter zu überzeugen. Sonach sieht man, wie zu ihrer Behandlung allerdings schon größere Festigkeit und Gewandtheit des Geistes erforderlich war, wie ein Geist zu ihnen gehörte, der sich schon ganz aus sich heraus in einen vorliegenden Fall zu versetzen verstand und auch trockene Gegenstände mit Fleiß und unterhaltend zu bearbeiten vermochte. Diese Übungen also beschäftigten jetzt die beiden Brüder; der Ältere gewann ihnen viel Geschmack ab, trieb sie mit Lust⁷⁾ und war deswegen ohne Zweifel der Liebhaber des Vaters, da dem Publius die rhetorische Treiben gar nicht befallen wollte und er also keine Fortschritte machte. Ihn nämlich hatte die Lectüre der Dichter völlig der Poesie gewonnen und so mächtig auf seinen für alles Schöne so leicht entzündbaren Geist gewirkt, daß er die Dichter nachahmen liebte und selbst Verse anfang zu schreiben. ~~Da~~ Man sich nun, wie die nach rhetorischen Grundbegriffen zu verfertigten Ausarbeitungen des Publius poetische Ausdrücke und Gedanken enthielten, wie ihn dann die Lehrer getadelt und ihm dies als vitium foedissimum vorgehalten, wie der Vater schalt, als er davon benachrichtigt ward oder auf sonstige Weise erfuhr, wie sein Sohn statt nur an das Consulat zu denken, sich auf den Parnas trüme, so sieht man, wie die Hirube an seinen Lieblingen, den Dichtern, dem Jünglinge gar sehr vergällt werden mußte. Denn grade der Vater sprach sich streng gegen die Beschäftigung mit solchen Altoris aus, er deutete dem Sohne an, wie das Dichten eine ganz unnütze Arbeit sei, wie man damit nicht einmal Brod, geschweige Reichthum und Ehrenstellen erlange⁸⁾, er konnte dies ja mit den Beispielen des Nodius, Ennius, Plautus, Valerius Gato und Anderer belegen, wie ja eines jeden Volkes Geschichte jedem, wenn er auch Israel's Werk nicht gelesen, Beispiele für diesen Satz liefert. Es mag auf den reichlichen, bequemen Jüngling die Aussicht auf Mangel nicht ohne Wirkung geblieben sein, auf jeden Fall mußte er als gekorrumpter Sohn geboren und wenn auch mit Widerwillen, Rhetorik treiben. Es war nun auch die Zeit gekommen, wo Publius die toga virilis anlegte, das Ende des 15. Jahres⁹⁾; sicher ist es zwar nicht, da Unregelmäßigkeiten schon in der letzten Zeit der Republik vorkommen, doch wird schwerlich die alte Aaso vom Herkommen sich weit entfernt haben. So erhielt denn Publius den 17. März 727 a. u., an dem die Liberalia, ein Fest des Bacchus, gefeiert wurden, als Sohn eines Eques illustris die toga der Senatoren; er mag sich nach diesem Tage gesehnt haben, weil er hoffte, daß, wie gewöhnlich, so auch für ihn jetzt ein freieres Leben

stattfinden würde; allein des Vaters Strenge machte diese Hoffnung zu Wasser, dieselben Studien wurden, wie vorher, mit Eifer fortgesetzt. Daher ist es kein Wunder, daß es Dvid trotz alles Mißbehagens doch zu einer gewissen Fertigkeit im Reden, also doch weiter als Virgil brachte; er schloß sich, wenn gleich Latro ihn anjog, vorzugsweise an Atrilius an, da dessen reichliche, hier und da glänzende, aber sich weder ganz gleich, noch streng logische Composition ihm bequemer war; daher denn auch eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Lehrer und Schüler sich wahrnehmen läßt. So behandelte Dvid umgrenz Controversen; wenn er einmal eine behandelte, so war es eine ethische, Sutorien dagegen sagten ihm zu. An Gedanken fehlte es ihm nicht, auch waren sie geistreich, aber es gelang ihm nicht, sie in eine feste Ordnung zu bringen, wie es ihm überhaupt Mühe kostete, streng bei einer Sache zu bleiben, sein unruhiger, beweglicher Geist jog ihn von Einem zum Andern häufig hin, mit einem Worte, an dem, was wir von diesen rhetorischen Studien noch übrig haben, sehen wir deutlich, wie richtig und wahr Seneca¹⁰⁾ urtheilt, wenn er Dvid's Reden als carmina soluta bezeichnet. Es waren nämlich in ihnen fast nichts als poetische Gedanken, nichts als kurze abgebrochene Sätze; ferner Fragen, Exclamationen in Masse, also überhaupt keine eigentlich prosaischen Perioden; man vermisse ferner in ihnen eine genaue Verbindung der Sätze, da diese ja einer aus dem andern gewissermaßen entstehen müssen und hervorgerufen, es schlie endlich dem Ganzen die gehörige Form, da es nur die subjectiven Gedanken des Redners enthielt, mit einem Worte, wir sehen, wie wenig dies rhetorische Wesen dem Geiste des jungen Mannes zusagte, mit wie wenig Eifer er es betrieb. Es blieb dies auch nicht ohne Folgen, denn es erklärt sich hieraus, warum Dvid in den eigentlich positiven Kenntnissen keinen festen Grund gelegt; er hat Alles mehr desultorisch betrieben, was die ersten Jahre seines poetischen Lebens auch bekräftigen werden. Dieser Zustand Dvid's konnte aber seinem Vater nicht verborgen bleiben, daher war es auch nicht ganz möglich, daß dieser besonderes Wohlgefallen an ihm hätte finden sollen, zumal da der ältere Sohn, wie schon bemerkt, durch Fleiß und Emsigkeit in den angegebenen Studien sich auszeichnete¹¹⁾. Doch als dieser unvermuthet im J. 731 a. u. e. starb, war der Vater gezwungen, alle seine Hoffnungen auf den jüngeren zu setzen; dieser mußte nun, um alles Schwamm abzuschneiden, sogleich beginnen, die Ämter zu bekleiden, welche damals als die nöthige Vorstufe zu höhern Würden für die Söhne vornehmere Familien betrachtet wurden. Wie Dvid von einem Amte zum andern fortgeschritten, läßt sich wegen mangelnder Nachrichten nicht mit Bestimmtheit ermitteln; es mag sein, daß er im judex zuerst gewesen, sicher war er aber, und zwar vielleicht schon im J. 732 a. u. e., triumvir capitalis¹²⁾, als welcher er die Gefängnisse zu

7) Ovid. Trist. IV, 10, 16. 8) Ovid. l. e. 50. 9) Ovid. Fast. III, 714. Norris ad Cenot. Pisan. p. 112. Beier. ad Cic. Lael. c. X. p. 56.

10) Senec. Contr. II, 10. Ovid. Trist. IV, 10, 25: Sponte sua numeros carmen veniebat ad aptes, Et quod testabant dicere versus erat. 11) Ovid. l. e. c. 17, 51. 12) Ovid. l. e. 33. Cf. Schott. ad Senec. Controv. III, 16. An. Lat. ad Tac. Agric. 2.

aspiciere hätte, und durch Unterbedienten die Strafen an gemeinen Verbrechern vollziehen lassen mußte: wahrlich für einen poetisch gesinnten, mit dem Amte schon beim Antritte desselben unzufriedenen Jüngling geeignete Beschäfte! Trotz dem Mißmuth des Sohnes ließ aber der Vater nicht nach; wahrscheinlich schon im folgenden Jahre hat Publius als *decurio altibus judicandis agit* ¹³⁾, ein Amt, das ihm später noch den Vortheil verschaffte, bei Spielen im Theater und sonstigen feierlichen Gelegenheiten auf den Senatorenplätzen zu sitzen ¹⁴⁾. Zur Erlangung von größerer Selbständigkeit aber und überhaupt zur Erlangung der dem Richter so notwendigen Würde hatte der Vater für gut erachtet, dem Sohne eine Frau ¹⁵⁾ zu geben, ohne Zweifel auch meinent, diesem einen Gesallen dadurch zu thun; aber es war nun einmal Schicksal, daß der rechtschaffene Vater auch bei den besten Absichten es dem Sohne nie recht machen konnte. Doid, der ein freieres Leben wünschte, dem nichts mehr zuwider war, als irgend eine Fessel, schloß sich durch diese Veranstellung nur noch unglücklicher. Im Hause also einmal eine Gemahlin, die ihm Widerwille einflößte; dann der Vater, der ihm stets die so verhasste Senatswürde als (höchstes und nächst) Ziel vorhielt, also nichts, was gegenwärtig zu seinen Neigungen stimmte hätte. Was war also natürlicher, als daß er sich außerhalb des Hauses für diese Leiden zu entschädigen suchte? Er suchte und fand in der Corinna ein Wesen, welches alle Ansprüche, die man an das weltliche Geschick machen könne, ihm zu überbieten schien: mit der Liebe zu ihr erwachte die nie ganz zurückgegangene Liebe zur Poesie mit neuer Kraft und größerer Heftigkeit, denn je; dazu kam, daß Doid Grunde gefunden, die, selbst schon Dichter, mit ihm doch an glühender Liebe für die Dichtkunst weiterstrebten. Dies Alles drängte den Jüngling zu dem Entschlusse, trotz des Vaters, der Geschäftskarriere zu entsagen und noch so langen Jahren den Mufen sich zu widmen mit allem Eusse. Es wird erzählt ¹⁶⁾, Horaz habe den alten Raso zum Nachgeben bewegen; aber die Art, wie Publius von Horaz spricht ¹⁷⁾, macht dieß weniger als wahrscheinlich. Viel eher könnte man an N. Valerius Messala Corvinus denken ¹⁸⁾, der, die Anlagen seines jungen Freundes erkennend, ihm in dieser vielleicht schwierigen Lage mit Rath und That beistand. Denn wie Pollio hatte auch dieser ausgezeichnete Mann es vorgezogen, das Schwert mit der Feder zu vertauschen ¹⁹⁾ und so viel er vermochte, auf Poesie und Wissenschaft günstig einzuwirken; es gelang dieß, durch römische Sitte unterstützt. Denn schon zu Catulls Zeiten war in Rom unter den damals in Masse erlebenden Dichtern ein beiderer Verkehr gebräuchlich und hatte dieser Männer mehr ein gleiches poetisches Streben als gleiche politische oder sonstige Bestimmungen zusammengeführt ²⁰⁾.

Die Zeit der Bürgerkriege mag Manches zerstört, Manches aber auch begünstigt haben, daher denn, sobald Ruhe eingetreten, man sich schnell zusammenfand. Zu einem solchen Kreise gestellte sich auch Doid; der älteste Dichter darin mag Amilius Macer gewesen sein, ein anerkannt tüchtiger Poet, der außer einer Ornithogonia auch Thezinacon geschrieben ²¹⁾; dann ist zu erwähnen der jüngere Doid so gestirnenverwandte Propertius, mit dem er auch eng vertraut gewesen zu sein scheint ²²⁾; ferner die Epistler Ponticus ²³⁾ und Macer ²⁴⁾ der Jüngere, der Iambograph Bassus ²⁵⁾; doch um auf diesem Kreise Theil zu nehmen, war nicht unumgänglich nöthig, grade Dichter zu sein, sondern auch Männer, die ohne selbst zu produciren, sein und geschmackvoll über Poesien zu urtheilen verstanden, waren willkommen, so Tullianus ²⁶⁾, mit Doid in gleichem Alter, Fabius Marcius ²⁷⁾, der zum Dichten Doid stets ermunterte; Atticus ²⁸⁾ ferner und Gracianus ²⁹⁾. Hier prüfte man gemeinschaftlich die Gedichte, welche man nach Pollio's Einrichtung vor großen Versammlungen zu recitiren vorbatte; hier also zeigte sich Doid zuerst als Dichter, den Stoff lieferte ihm Corinna. Die ersten Versuche des jungen Dichters giefien so, daß Corinna zum Gesprache der Stadt ward ³⁰⁾; daß nur unter diesem fingierten Namen man die Gesefirte kannte, hatten theils persönliche Gründe veranlaßt, theils die damals herrschende echt römische Ansicht, durch einen schönen, idealen Namen des geliebten Mädchens die Idealität des Gebiets zu erhöhen. Wer die Corinna eigentlich gewesen, daß Doid noch in späteren Jahren als ein Geheimniß erschwiegen ³¹⁾. Wir halten sie weder mit Apollinaris Sidonius ³²⁾ für eine *Caecenas puella*, noch nach Reiff ³³⁾ für eine rein fingierte Person, sondern überlassen es der Phantasie unserer Leser, sich mit Hilfe Doid's von diesem sicherlich ebenso schönen, gebildeten und leichtfertigen als Doid's Beizergossen und uns unbekannten Mädchen und Weibe ein Bild zu entwerfen. Genug, daß sie auf Doid's erste poetische Versuche den größten Einfluß hatte, ja ihm die Richtung anwies, der er in der ersten Hälfte seiner poetischen Laufbahn fast ausschließlich anhing. Daß wir aber diese Ereignisse mit Recht um das 22. Lebensjahr unferes Dichters legen, beweist der Umstand, daß er zuerst recitirte, als er noch nicht lange den Bart abgelegt ³⁴⁾; dieß geschah aber um die angegebene Zeit.

13) Ovid. Trist. II. 98. Ibiq. *Burm.* Fast. IV. 384. 14) Ovid. Fast. III. 358. *M. H. E. Meyer*, *lud. lict.* 1851—1852. p. 6. 15) Ovid. Trist. IV. 10, 68. 16) Vit. Horat. in *Koch's* *Quaest. Horat.* in. 1, 77. Ovid. Trist. IV. 10, 49. 18) Ovid. Ep. ex Pont. I. 1, 25. 19) *Wiese*, *de M. V. Men. Corr. Vit. et stud. doct.* p. 63. 20) *Zeitschr. für Alterthumskunde* 1834. Nr. 19. S. 258. 21) *Quayl. h. ed. a. R. Dritte Section. VIII.*

21) Ovid. Trist. IV. 10, 45. *Quint. Inst. or. X. I. 87.* *Jahn.* de Ovid. et Sab. Epit. p. 8. 22) Ovid. I. e. 23) Ovid. I. e. *Propert.* I. 7. 24) Ovid. *Amor.* II. 18. *Jahn.* I. e. 25) Ovid. Trist. IV. 10, 47. Ibiq. *Burm.* *Catanz.* ad *Pers.* V. 1. *Brouckh.* ad *Propert.* I. 4, 1. Ovid. Ep. ex Pont. IV. 12, 20. 27) Ovid. Ibiq. I. 8, 75. 28) Ovid. *Amor.* I. 9, 1. Ibiq. *Burm.* Ovid. Ep. ex Pont. II. 4, 4, man hat ihn bald mit Julius Atticus, der da vinct geschrieben, bald mit Lucius Atticus, dem Freunde Lurii's, identificirt, eine mit so wenig Grund, wie das Habert. 29) Ovid. *Amor.* II. 10. *Genfai* 769 a. u. c. *Masson.* Vit. Ovid. ad ann. DCCCLXIX. 30) Ovid. Trist. IV. 10, 29. 31) Ovid. Art. Am. III. 538. 32) *Apoll. Sid. Carm.* XXIII. 157. 33) *Walderm.* *Wilm.* *Stat.* c. 62. 34) Ovid. Trist. IV. 10, 57. *Cfr. Burm.* ad *Petron.* c. 29. *Mass.* I. e. ad ann. DCCXXII, III., *int.* ad *Juv.* III. 136.

So war denn das Schicksal des jungen Ovidius ent-
schieden: wohin ihn früh ein unbekanntes Etwas gezo-
gen, das behandelte er jetzt mit Bewußtsein und Frei-
digkeit, die Poesie: was ihn früher so gedrückt, die Aus-
sicht auf den großen Staatsmann und die Frau, das
hatte er glücklich abgeschüttelt. Denn da er mit dieser nach
seiner eigenen Aussage nur kurze Zeit verheiratet war³⁵⁾,
so können wir die Scheidung um das Jahr 733 a. u. e.
setzen; da sie keine Hoffnung zur Nachkommenschaft bot,
so mag sich auch hierin der Vater gefunden haben. Ein
angenehmer Aufenthalt im väterlichen Hause hat ihm
dies aber wohl schwierig bereitet, zumal da unser Pub-
lius dem sparsamen Vater häufig zu Ermahnungen An-
laß gab; der Umgang des jungen Liebhabers und Dicht-
ers führte Ausgaben herbei, die der strengdenkende Vater
schwerlich billigen konnte³⁶⁾, eine Trennung auf einige
Zeit mochte daher beiden Theilen erwünscht scheinen. An
diese hat Publius vielleicht auch noch aus einem andern
Grunde gedacht: nämlich trotz des Beifalls im Publi-
cum mag er selbst wie seine Freunde eingesehen haben,
wie viel ihm doch bei allen seinen Talenten noch fehle.
Daher entsand auch bei ihm der Wunsch zu reisen; die
Umstände erlaubten eine baldige Ausführung. Es mag
also um das J. 735 a. u. e. Doid nach Athen³⁷⁾ ge-
gangen sein; von da aus hat er dann in Begleitung sei-
nes Freundes Wacer³⁸⁾ Kleinasien durchstreift und ist mit
diesem über Sicilien, wo Doid einen Winter durch blieb,
nach Rom um das J. 736 zurückgekehrt. Später, als
hier geschehen, dürfen wir diese Reise aber schwierig
setzen, da Doid selbst sagt, er habe Troja in sehr jungen
Jahren, puerilibus annis, gesehen³⁹⁾, aber auch nicht
viel früher, da vor den ersten 20 Jahren sich im Leben
des Dichters nichts Außerordentliches, das Tod des Br-
uders abgerechnet, zugetragen zu haben scheint. Noch zwei
Gründe können wir kürzlich für unsere Annahme anfüh-
ren: einmal, daß Doid weder Virgil noch Tibull kennen
gelernt⁴⁰⁾; wären sie bei seiner Rückkehr, wo er ganz
entschieden als Poet auftrat, noch am Leben gewesen, er
hätte gewiß nicht gezögert, mit ihnen in einen nahen Ver-
kehr zu treten. Dann könnte sein, daß der alte Nalo bei
dieser Reise auch beabsichtigt habe, seinen Sohn die
nach dem Herkommen nöthigen Kriegsdienste thun zu las-
sen; es war jetzt dazu die beste Gelegenheit, da im J.
733 a. u. August selbst nach dem Orient abgegangen
war, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und
Ales erwartete Krieg. Eben deshalb war auch der jün-
gere Wacer, den wir für den bei Tibull Erwähnten hal-
ten⁴¹⁾, nach dem Orient gegangen; da aber aus dem
Kriege nichts ward, so schwelften dafür die jungen Dicht-
er in dem ihnen so theuern Asten umher. Noch später

gedenkt Doid dieser Zeit mit Freunden⁴²⁾ und mag sein,
daß sein Aufenthalt in Sicilien z. B. auf spätere Pro-
ductionen, wie die Metamorphosen, noch eingewirkt hat,
ebenso ist sehr annehmlich, daß gerade hier Wacer den
Entschluß zu dem trojanischen Sagenkreise entliehenen
Jahren gefaßt hat. Doch genug der Vermuthungen, im J.
736 war Doid sicher in Rom. Er hatte sich auf dieser
Reise nur noch mehr für die Poesie entschieden und wird
daher der Vater ihm keine Hindernisse mehr in den Weg
gelegt haben; dagegen mag durch des Vaters Wunsch
Doid's zweite Verheirathung⁴³⁾ herbeigeführt sein, da bei
eigener und selbständiger Wahl dies Bündniß doch wol
länger gedauert hätte. Ebenso mag der junge Ritter, um
seinen Vater zufrieden zu stellen, seinen Pflichten als Rit-
ter mit Eifer nachgekommen sein⁴⁴⁾; auch hat er vielleicht
jetzt ab und an als Richter deshalb fungirt, keineswegs
aber als Advocat, da Doid weder Kenntnisse dazu hatte,
noch auf dem Forum ebnen wollte⁴⁵⁾. Das Verhältniß
zu seinem Vater hat sich demnach auch wol besser ge-
stellt, zumal da dieser schwerlich gegen den steigenden Ruhm
des Sohnes unempfindlich war. Denn wie früher, so
war auch jetzt wieder unser Dichter bei dem Publicum
in großer Gunst; so konnte z. B. die Elegie auf den
Tod Tibull's nicht ohne Einbruch geblieben sein⁴⁶⁾, dann
waren ferner die folgenden Gedichte der Liebe gewinnend
und ganz und gar Ausdruck des bequemen, heitern, sorg-
losen Lebens in Rom, in der leichtern Form des Doid
mußten sie gefallen. Es kann sein, daß auch jetzt noch
Genuß die Geliebte Doid's war: doch ertrauten sich auch
andere Mädchen seiner Gunst, wenn anders — es darf
— man dies aus den Liebeselegien folgern darf. Durch
diesen Eifer in der Poesie, durch seine eigene Reizung
bewogen, erneuerte der Dichter sogleich den Verkehr mit
seinen Freunden wieder, die denn mit ihrem Rath, ihrem
Meinungen über ihn nicht zurückhielten und ihn daher viel-
fach aufmunterten, sich auf andern Gebieten der Dicht-
kunst zu versuchen. Das Nüchternste dieses Rathes sah Doid
ein, denn hierdurch und durch die damals in Rom öfter
vorherrschenden Epen angeregt, unternahm er ein Epos zu
schreiben, dessen Stoff, Kriege der Hetaioniden, Giganten,
den, gegen die Götter⁴⁷⁾, schon zeigt, wie der Dichter
zur Beherrschung gewaltige Gegenstände Kraft zu befragen
glaubte. Es ward aber dies Epos ebenso wenig vollendet,
als das, was er zu Ehren August's zu schreiben beabsich-
tigte⁴⁸⁾. Obgleich dieser letzte Stoff sicherlich zeitgemäß
war, da jetzt gerade, um das Jahr 737, so vielfach Ge-
legenheit geboten war, Octavian's große Verdienste zu
erkennen, so blieb er doch sicher zu Doid's Glücke liegen.
So viel sehen wir aber daraus, wie höchst mannichfach das
Gemüth des Dichters affectirt ward; auf der einen Seite
wollte er weiter, und experimentirte deshalb mit sich, auf
der andern aber konnte er es theils durch Gelegenheits-

35) Ovid. Trist. IV, 10, 70. 36) Ovid. Amor. I, 3, 9.
R. 57, 10, 57. Art. Am. II, 165. 37) Ovid. Trist. I, 2,
77. Jahn, De Ovid. et Sub. Rp. p. 9. not. 3 beweist dies
factum, doch ist die angeführte Stelle zu bestimmt. 38) Ovid.
Rp. ex Pont. III, 10. 39) Ovid. Fast. VI, 417 sq. 40)
Ovid. Trist. IV, 10, 51. 41) Tibull. II, 6. Die Erklärung,
auch Dissen, denken an den oben erwähnten Amulius.

42) Ovid. Rp. ex Pont. II, 10. 43) Ovid. Trist. IV,
10, 71. 44) Ovid. Trist. II, 89. 45) Ovid. Trist. II, 93.
Rp. ex Pont. III, 5, 28. Amor. I, 15, 5. 46) Ovid. Amor.
III, 9. 47) Ovid. Amor. I, 1, 11, 11. Trist. I^o, 338.
48) Ovid. Trist. II, 335. Amor. II, 18, 11. Epist. ex Pont.
III, 3, 51.

gedichte, wie er die Hochzeit des Fabius Maximus besang⁴⁹⁾, theils durch die andern Beifriedungen, mit denen sein Leben verbunden war, veranlaßt, sich nicht so gleich entschließen, von dem geliebten und ihm bequemen Wege zu einem schwierigeren überzugehen. Endlich, um das J. 738 a. u., entschloß er sich zur Tragödie überzugehen, einer Gattung, in der noch Vorkörner zu finden waren. Es bemerkte aber der Dichter gar bald, wo es ihm, um hier tüchtig zu werden, fehle; in seinen bisherigen Gedichten hatte er, namentlich im Psychologischen, mit Recht lebhaft das Urtheil seines eigenen Jurens befolgt, da er dessen Angelegenheiten vorzugsweise schilderte; das ging aber bei der Tragödie nicht mehr, sondern da mußte der Dichter aus sich herausgehen, sich ganz in Anderer Denkungsweise hinein versetzen und vertiefen. Es wurde dies dem Dichter schwer, sehr schwer, daher ist er zur Erholung zur Elegie auf kurze Zeit wieder zurückgekehrt⁵⁰⁾. Dies hat ihn aber wohl zu dem Gedanken gebracht, seine Arbeit zu unternehmen, die den Elegien ähnlich, ihn zugleich in dem, was ihm die Tragödie erschweren, nicht weiter fördere; als Analogie dienten ihm die *prologoi* der Redatoren, die auch in Brissfort⁵¹⁾ gemacht wurden. Diese, die Reissform, wählte er, und kam so, nicht allein auch durch ähnliche Unternehmungen anderer Dichter angeregt, zu den Heroiden. An sie mag er im J. 739, 740 gegangen sein, womit auch andere Umstände stimmen; vor der Herausgabe und dem Abflusse der Amores aber brauchen sie nicht notwendig abgeschlossen zu sein⁵²⁾, sondern es ist vielmehr charakteristisch am Doid, daß, wie auch Zahn⁵³⁾ annimmt, Liebeselegien, Heroiden, Tragödien, andere kleinere Gedichte neben einander hieflaufen. Mit diesen allgemeinen Bestimmungen müssen wir uns aber begnügen; wir sehen aus ihnen, wie viel der Dichter in dieser Zeit unternommen, liegen gelassen, ausgebreitet hat; wir müssen aber, um seinen Fleiß richtig zu schätzen, noch erwähnen, daß wir nicht alle Elegien haben, die er damals dem Publicum in die Hände gegeben, daß er auch manches Gedicht, ohne es Jemandem mitzutheilen, verworfen hat⁵⁴⁾. Ubrigens wurden, wie die früheren Gedichte, so auch die Heroiden mit Beifall aufgenommen, wie man aus der so gleich erfolgten Nachschonung des Sabinus wohl schließen darf⁵⁵⁾; sie haben aber trotz dem auf einer niedrigen Stufe, als die übrigen Epigramme Doid's aus dieser Zeit, da sie sich in ihm als Übungen zeigen. Nachdem er an ihnen sich ausgetübt, kehrte er zu der Tragödie zurück, und daß er sich in diese Gattung hineinfinden, auch Treffliches in ihr leistet, zeigt das einstimmige Lob der Alten über die Medea⁵⁶⁾. Sie war im Ganzen in der Art des *Procurius* und *Terentius* geschrieben und ist daher auch ohne Zweifel ausgeführt, Lieder spielte in ihr gewiß auch eine Rolle,

doch war gerade diese daran Schuld, daß er außer der Medea nichts Tragisches mehr vollendete, sondern Andern dieses Feld überließ. Einige Heroiden mögen auf sie noch gefolgt sein, ehe er sich zu einer vollständigen Sammlung und Herausgabe seiner Gedichte nach dem damaligen Brauche wandte; zu dieser hat er die besten und gefälligsten ausgesucht, sie die und da verbessert und in drei Bücher Amorum zusammengefaßt, diese Ausgabe war die einzig gültige. Es heißt nun in einem Epigramm, welches in den Ausgaben vor den Amores zu stehen pflegt, es habe der Dichter die früheren fünf libelli auf drei reducirt, wodurch zwar die voluptas verschwunden, aber die Gefahr auch geringer geworden. Es ist dies nicht auf eine doppelte Herausgabe oder Recension, wie man früher gemollt, zu beziehen, sondern die Gedichte waren zerstreut in einzelnen Heften ins Publicum gekommen, dieser waren fünf⁵⁷⁾. Die Hauptausgabe fällt nicht vor 744 a. u. und nicht nach 752; zu spät möchte ich sie nicht setzen, denn bald darauf sind wol die Heroiden gesammelt und edirt. Diese beiden Werke umfassen aber nicht alle Poesien des Dichters, zu denen vielmehr außer dem *Enchiridion* noch ein Epigramme gerechnet werden dürften. Kaspar Barth⁵⁸⁾ glaubte von diesen mehrere Bücher annehmen zu müssen, aber seine Gründe beruhen, wo nicht auf einem Betrüge, doch sicher auf Irrthümern. Das Wahre ist, daß Doid allerdings Epigramme gemacht hat, von Büchern aber ist nirgends die Rede. Epigramme citirt Priscian⁵⁹⁾, auch Quintilian führt einen Vers an⁶⁰⁾, der wahrscheinlich zu ihnen gehört, schwerlich gehört aber ein der Marcial⁶¹⁾ erhaltener Hendeapallabus hierher, da er aus den Prapais zu sein scheint. Daß also auch in dieser Gattung Doid sich versucht habe, ist außer Zweifel⁶²⁾, und sagt man sie gewiss am besten in diese Zeit, wo der Dichter zu ihnen wegen ihres Stoffes am ausgelegtesten war: viele Gedichte dieser Art hat er aber wol nicht gemacht, da wir im entgegengesetzten Falle wol mehr von ihnen wüßten. Ueberhaupt sind sie von ihrem Werthe nur nebenbei und zu verschiedenen Zeiten gefertigt, auch wahrscheinlich nie als etwas Bedeutendes angesehen.

Daß diese Menge Gedichte, welche alle zu den besten Epigrammen der damaligen Zeit gehörten, bedeutendes Aufsehen erregten und den Ruhm des Verfassers festsetzten und fester begründeten, ist natürlich. Doid mußte dies auch sehr gut, und gesteht daher selbst ohne Rückhalt ein, daß er der Liebhaber der Elegie sei⁶³⁾. Zu diesem Erstklode hatte er aber auch noch eine bestimmte Veranlassung, wie es scheint: durch solche Äußerungen nämlich wollte er seinen Weibern und Kindern zeigen, wie ihre Lektionen ihm gleichgültig seien. Es waren zwar auch unter Doid's Freunden Einzelne, die, wie Maecr, Sabinus Maximus,

49) Ovid. Ep. ex Pont. I, 2, 135. 50) Ovid. Amor. III, 1. 51) Theon. Program. c. 10. p. 255. T. I. Rhetor. Gr. p. 13. 52) So wollte Loers ad Ovid. Heroid. T. I. praef. p. LXXIX. 53) Zahn ad Ovid. T. I. p. 235. 54) Ovid. Trist. IV, 10, 61. 55) Ovid. Am. II, 18, 27. 56) Senec. Senec. III, p. 25. Bp. Tacit. Dial. de caus. corr. el. c. 12. Quint. Inst. or. X, 1, 98.

57) Zahn. de Ovid. et Robin. Ep. 18. 58) Advers. X, 27, 510. 59) Prisc. V. p. 645. Putsch. Cl. Politian. Obs. et Remedia. Syll. I. c. 59 in Grut. Lamp. Crit. T. I. p. 76. 60) Inst. Or. IX, 3, 70. ib. IX, 3, 71. 61) Epigr. II, 41, 1. 62) Senec. Cont. I, 2, 91. Bp. Burm. Anth. Lat. VI, 8. Meier. Anth. Lat. T. II. nr. 1618. 63) Ovid. Amor III, 1.

Aticus, den Dichter warnten⁶⁴⁾, sich seiner Laune nicht zu sehr zu überlassen; aber ihr Rath oder Tadel war gewiß anderer Art, als der jener Feindseligen, da diese durch hämische Anspielungen auf seinen Charakter und Lebenswandel ihm herabzusetzen sich abmühten: Doid ist weidlich, sagten sie, er thut weder Kriegsdienste, noch nützt er sonst dem Staate, vielmehr schadet er ihm durch seine üppigen Gelüste⁶⁵⁾. Doid sagt deshalb, daß dies sein Sujet nicht neu sei⁶⁶⁾, und werden auch manche sonstige Bemerkungen deshalb eingeschaltet, doch im Ganzen besagt er sich mit der Widerlegung dieser Dinge im Ernst wenig, sondern wohl wissend, daß in solchen Dingen der Siege, welcher die Lächer auf seiner Seite habe, dreht er gern die Sache ins Scherzhafte. Warum soll ich in der Fremde Kriegsdienste thun, fragt er, da doch die Liebe Kriegsdienste mit sich bringt? Auch in ihrer Ausübung muß man hartes Lager tragen und Nachtwachen und mancherlei Leid anderer Art⁶⁷⁾. Solche Ausführungen und ähnliche konnten nur Härtekeit hervorbringen und eine für den Dichter günstige Stimmung; der Schatz mußte ja freis Ausflüchte und sinnreiche Vertheidigung; und so ließ man ihn denn gewöhnen und seiner Neigung folgen. Wie er nach dieser seiner erotischen Richtung Alles anfaß, mag das Urtheil zeigen, welches er bei Soter genöthigt über einige Verse des Barro Atacius aus sprach⁶⁸⁾, nämlich in folgender Beschreibung der Nacht:

dominant latrare canes urbesque alibant,
omnia poetis erant placida composita quiete.

meinte er, hätte Barro die drei letzten Worte weglassen müssen, dann wären die Verse gut; gut, sagt Seneca, Ovidius in illius versu aum aenum invenit; es kommt dadurch der Gedanke an Liebe hinein, den aber sicher Barro gar nicht darin haben wollte. Bei aller Vorliebe aber für die erotische Poesie sah Doid doch ein, daß, wollte er größern Ruhm erwerben, er auch zu größern Productiven fortstreben müsse, deshalb sagte er nach Vollendung der Amores und Epistolas den Entschluß, eine Kunst zu lernen zu schreiben. Marius⁶⁹⁾ und neuerdings Jahn⁷⁰⁾ haben behauptet, Doid habe an ihr schon vor Vollendung der Amores gearbeitet, allein die dafür angeführten Stellen beweisen dies nicht, sondern geben auf die Elegien selbst, in denen auch Lehren gegeben waren. Überhaupt kann man sagen, hatte der Dichter sehr eine Erholung nöthig, um sich fester und bestimmter auszubilden, er mag durch genauere Studien bei Gelegenheit der Perseiden gemerkt haben, wie ohne Studium auch das beste poetische Talent zu keiner wahren Höhe gelangen könne, es ist ihm also klar geworden, weshalb ein Virgil so fleißig gemessen. Hat er daher den Plan zur Ars amandi auch früh gefaßt, gleich nach dem Jahre 744 a. u. v., so hat er sich doch wohl gehütet, schnell mit ihr hervorzutreten. Denn der Stoff wie die Behandlung

waren schwierig und eigentümlich. Der Stoff war aus dem römischen Leben genommen und es konnte überhaupt schwerlich damals der Gedanke zu einem solchen Gedichte an einem andern Orte entstehen, als in Rom. Denn gerade da, wo wegen der großen Menge vornehmer und reicher Büß- und Lustlinge eine wenigstens ebenso große Masse von Libertinen verbreitet war, wo der Zusammenfluß aller nur möglichen Mittel zum Luxus und zur Verweichlichung diese auch möglich machte, wo Reichtum nicht allein in höhern Ständen, sondern auch grade bei Libertinen sich vorfind, da gab es Gelegenheiten, das Wesen einer zwar sinnlichen, aber doch bis zu einem gewissen Grade vergeistigten Liebe bis ins kleinste Detail kennen zu lernen; Doid hat, das muß man zu seinem Lobe gestehen, seinen Fleiß und seine Mühe geschenkt, diesen seinen Stoff durch und durch zu erfassen. Dieser Fleiß bestand aber nicht allein in Verfeinern mit Nachdenken, sondern auch in dem Studium der dierher gehörigen Literatur; so mußten die erotischen Mythen von Neuem genau durchforscht werden, vor Allem aber richtig, die Haltung und den Ton des Lehrgedichts mit Sicherheit zu treffen; es war ferner hier mehr als früher auf strenge Disposition zu achten, auf gehörige Verknüpfung und solche Stellung der Gedanken, daß jene Spannung trotz des gar zu leicht kindisch, abgesondert erscheinenden Stoffes blieb; Abwechselung im Stoffe war also nöthig; ungemeine Varsichtsaligkeit in der Sprache und Fülle derselben, Dinge, die dem Doid um so schwerer werden mußten, da dies Wert sein erstes umfassenderes war. Darin und in dem Umstande, daß ein Meisterwerk aus meisterhaften Fleiß verlangt, ist der Grund zu suchen, weshalb der Dichter sich mit diesem Werke so lange beschäftigte, wenigstens andere Gebilde er nicht viel gemacht zu haben scheint, vorzüglich kennen wir nur ein Trauergedicht⁷¹⁾, was in diese Zeit fällt, nämlich das auf den Tod seines Vonnern Messala, der wahrscheinlich 750 a. u. v. starb⁷²⁾. Denn das äufere Leben hatte für ihn keine Hindernisse, wenn wir nur die zwischen 740–750 a. u. v. erfolgte Scheidung von seiner zweiten Frau abrechnen, diese nämlich setzte ihm nicht zu, und da dies damals in Rom ein hinterzunder Grund zur Scheidung war, so ging sie ohne Zweifel ungehindert vor sich⁷³⁾. Dieser Factum aber in diese Zeit zu setzen, veranlaßt mich einmal der Umstand, daß Doid nicht lange mit ihr verheiratet war, dann die heitere, frohliche Stimmung, in der durchweg die Ars geschrieben, er war der Würde ledig. Nur ab und an scheint ein Nachklang von dem unangenehmen Leben mit ihr in seiner Brust noch geröhrt zu haben, wie, wenn er sagt, Streiterinnen wären die Mithit der Ehefrauen; die Geliebte dagegen wisse von vergleichen nichts⁷⁴⁾. So hätte er nicht gesprochen, hätte er eine Frau, die seinen

64) Ovid. Amor. II, 18, 56. Epist. ex Pont. I, 2, 136.
65) Ovid. Amor. III, 1, 17. Rem. Amor. 391. Trist. II, 360.
66) ex Pont. I, 5, 27. 66) Ovid. Amor. II, 12, 17. 67)
Ovid. Amor. I, 9. 68) Senec. Const. III, 16. 69) Mar.
ad Virg. Am. II, 18, 19. 70) Jahn. de Ovid. et Sabin. Ep.

71) Ovid. Ep. ex Pont. I, 7, 27. 72) Man segt, den
Tod des Messala nach Hieronymus gemächlich 764 a. u. v. doch
cf. Soanig. Ann. ad Ezech. p. 180. Virg. de Mess. etc. p.
49. 74) Cluv. Fast. Hell. T. III. p. 271 rettet den Hierony-
mus nicht. 73) Ovid. Trist. IV, 10, 71. Klein. Röm. Pre-
bericht u. S. 208. 74) Ovid. Art. Am. II, 155.

Wünschen entsprochen, gehabt! Er lebte also bei Abschließung der Ars lebzig. Es ist die Zeit der Herausgabe und Vollendung dieses Gedichts nicht überliefert, allein aus den einzelnen Angaben im Gedichte selbst, die Mafsen und Jahn mit Fleiß und Genauigkeit zusammengeführt haben⁷⁵⁾, geht so viel mit Sicherheit hervor, daß sie entweder am Ende des Jahres 752 oder im Anfange von 753 a. u. geschrieben worden; denn einmal ist in ihr die Raunacht erwähnt⁷⁶⁾, die Augustus an den Kalenden des Monats August 752 dem Mars Ultor zu Ehren veranstaltete, also bald nach ihr kann das Gedicht erschienen sein, da Doid dies leicht einschleiben konnte; daß aber einige Monate noch vergangen sind bis zur Erscheinung, zeigt der Wunsch, daß der gegen die Parther zu frib ziehende Gaius Cäsar bei seiner Unternehmung alles mögliche Glück haben möge, der Ausdruck ist so, daß man annehmen muß, Gaius sei schon abgegangen von Rom⁷⁷⁾. Es scheint hiernach daß nur vier beitere, gemüthliche Zeiten betroffene Gedicht in einer Zeit erschienen zu sein, die nicht im Geringsten für dieses passend war; denn 752 a. u. gegen Ende war der berüchtigte Proceß der Julia, der Tochter August's, die wegen zu überflüssigen Lebenswandels — offenbar auf heimlichen Anstiften der schrecklichen Livia — von Rom verbannt und ins Elend nach Pandateria geschickt ward. Dies hat auch mehre Gelehrte, wie Kepler, Noris, Maffon⁷⁸⁾ bewogen, gegen Andere, wie Galoisius, zu behaupten, daß die Ars vor diesem Proceß erschienen sei; allein die Geschichte des Gaius Cäsar zwingt zu unserer Annahme; sohan muß man überhaupt sagen, daß jener Gelehrten Einwand eigentlich gar keiner ist. Denn das in Rom sicherlich schon längst theilweise bekannte Gedicht hat seiner Tendenz nach nichts mit dem Gebrauche der Julia zu thun; Doid singt nur von erlaubter Liebe⁷⁹⁾, das Hervorheben dieser Tendenz aber im Gedichte selbst, das mag allerdings durch die Zeitumstände veranlaßt sein, wenngleich man einsehen muß, daß so ängstliche Rücksichten auf August die Römer damals noch nicht nahmen. Doch hat diese Tendenz nicht verhindern können, daß mannichfacher Anstoß an dem Gedichte genommen wurde: die Stimmen, welche sich schon gegen die Amores erhoben hatten, wurden wieder laut, und unter ihnen war selbst die des Augustus⁸⁰⁾, die einzelner Freunde des Dichters, wie des Fabius Maximus⁸¹⁾, Anlaß genug, später die guten Criten, das Unverstandene des Gedichts hervorzuheben⁸²⁾. Großen Eindruck hat aber auf Doid dies nicht gemacht, er ruhte, daß seine Ars ein treffliches poetisches Erzeugniß sei, und glaubte, daß dies hinreichend sein würde, seinen Namen zur Berühmtheit zu verhelfen; er fuhr daher auf der neuen Bahn, dem didaktisch-erotischen Epö, ununterbrochen fort zu arbeiten. Denn es war natürlich, daß während

der Vorbereitung zur Ars und ihrer Ausarbeitung gar mancher Stoff vorkam, der der Phantasie des Dichters zusagte, aber in das Gedicht selbst nicht aufgenommen werden konnte; dann gefiel sich der Dichter überhaupt in diesem Genre der Poesie. Um seine Gemüthlichkeit zu zeigen, begann er sogleich nach Herausgabe der Ars die Komödie Amoris zu arbeiten, die denn auch noch während der Zeit, wo Gaius Cäsar gegen die Parther kriegte, von ihm herausgegeben wurden⁸³⁾, im J. 754 a. u. nämlich, in welchem Jahre Gaius in Asien das Consulat antrat⁸⁴⁾. Zu derselben Zeit hatte er auch die Medicamina faciei angefangen⁸⁵⁾, von denen wir aber nur noch Fragmente haben; ob es wirklich vollendet wurde? Denn brachten wir die beiden eben genannten Gedichte genauer, so finden wir in ihnen den Stoff nicht mehr mit solchem Fleiße, solcher Hede und Begeisterung wie früher behandelt; wir finden, daß eine Veränderung mit dem Verfasser vorgegangen sein müßte, welcher Art sie gewesen, ist wol schwierig mit Sicherheit zu bestimmen. Bewirkte diese Veränderung aber vielleicht Doid's Alter? Schwierig; denn die Ars zeigt noch nirgends den Vierziger; die Stimmen der Reider? Auch schwierig; denn erst eben hat er ihnen zum Leuge mehre erotische Gedichte verheißten⁸⁶⁾. Eher dürfen wir daher vermuten, daß in der dritten Verheirathung, verbunden mit andern, unten zu erwähnenden, äußern Umständen, die Umwandlung ihren Grund gehabt. Zwar ist nirgends überliefert, wann Doid die dritte Frau genommen; was wir daher hier darüber sagen, sind schon wieder Vermuthungen und noch dazu solche, die wir gern bereit sind, mit andern bessern umzutauschen. Der Name dieser dritten Gemahlin ist uns unbekannt und Crinitus und Andere irren, wenn sie sie Perilia nennen, dagegen ist sicher, daß sie von August's Tante, der Gemahlin des Marcus Philippus — der gänzlich zu trennen von dem Stiefvater August's⁸⁷⁾ — in ihrer Kindheit erzogen⁸⁸⁾ und später in vertrautem Umgange mit Marcia⁸⁹⁾, der Enkelin jenes Philippus und der Gemahlin des schon früher erwähnten Fabius Maximus⁹⁰⁾, gelebt hat. Sie mag um J. 729 geboren sein, wie man daraus schließen muß, daß sie zur Zeit von Doid's Verbannung juvenis genannt wird⁹¹⁾, das malz auch noch nicht über die Jahre hinaus war, in denen sich bei Frauen Verehrer einstellen⁹²⁾. Man darf ferner auch nicht voraussetzen, daß Doid eine alte Witwe geschlicht, sondern ihm hat die junge, hübsche Witwe gefallen, und er hat sie daher um 754 geheirathet. Zu demselben Resultat kann man auch auf einem andern Wege gelangen; nämlich diese dritte Gemahlin Doid's hatte von ihrem ersten Manne, den wir nicht kennen, eine Tochter,

75) Mazz. Vit. Ovid. ad ann. DCCLII. Jahn. de Ovid. ad Seb. Epist. p. 4. 76) Ovid. Vit. Ovid. I. 171. Fell. Pot. II. 100. 77) Ovid. Vit. Ovid. I. 177. Maffon. de templ. Jahn reser. p. 540. 78) Vit. Ovid. ad ann. DCCLII. II. 79) Ovid. Vit. Ovid. I. 81. III. 651. 80) Ovid. Trist. II. 11. Cf. Hand. Turrell. T. II. p. 511. 81) Ovid. Ep. ex Pont. I. 2, 156. 82) Ovid. Rem. Am. 59 sq.

83) Ovid. Rem. Am. 389. 84) Noris. ad Conot. Pis. p. 248. Jahn. de Ovid. ad Seb. Ep. p. 4. Cfint. F. H. III. p. 262. 85) Jahn. de Ovid. T. I. p. 477. Jahn. de Ovid. p. 477. 86) Ovid. Rem. Am. 391. 87) Mazz. Vit. Ovid. ad ann. DCCLXVII. Jahn. et Ernest. ad Suet. Octav. 29. 88) Ovid. Ep. ex Pont. I. 2, 141. 89) Ovid. Ep. ex Pont. I. 2, 139. 90) Ovid. Ep. ex Pont. I. 2, 141. 91) Ovid. Ep. ex Pont. I. 2, 141. 92) Ovid. Vit. Ovid. I. 15.

welche den Sullius zum Manne erhielt⁹³⁾, dieser war 767 a. u. Zerstörer des Cäsar Germanicus⁹⁴⁾, also doch wol noch in den 20. Jahren; da seine Frau doch wahrscheintlich jünger war als er, so kann sie um 746 a. u. geboren sein, um 764 geheiratet haben, letzteres also während Droids Verbanung, womit das wenigstens stimmt, daß Droid den Sullius nicht näher gekannt zu haben scheint. Doch genug der Vermuthungen, die Heirat, sie mag vor sich gegangen sein, wann sie wollte, war auf jeden Fall eine sehr vernünftige, denn betrachtet man die äußern Verhältnisse, so kamme die Frau ja von vornehmem Geschlechte ab, stand ferner mit dem Hause Augustus in Verbindung, war auch mit der unsern Dichter so befreundeten Familie der Fabier in Verbindung und endlich noch mit andern Freunden, wie dem Epiker Naevius⁹⁵⁾, dem Rufus⁹⁶⁾ verwandt, sodas durch diese Verbindung viele schon bestehende Verhältnisse enger gezogen, vielleicht auch neue geknüpft wurden. Mit dieser günstigen äußern Lage harmonierte aber auch das Innere der Frau, wenigstens schreibt Droid aus Lomis — und wie haben keinen Grund, diesen Äußerungen zu misstrauen — wie sie höchst rechtschaffen, sanft und überhaupt ohne Ladel gewesen⁹⁷⁾, wie sie ihn sehr geliebt und noch liebe, wie er stets ihr Stolz gewesen⁹⁸⁾; er spricht ferner stets von ihr mit Auszeichnung, verkündet sie seiner Liebe und zeigt diese in der Verbanung dadurch⁹⁹⁾, daß ihr Geburtstag der einzige Tag im Jahre war, wo er ein weißes Kleid anzog; es ist daher zu glauben, daß Droid bei ihr das, was er bei zwei Frauen vergeblich gesucht, endlich gefunden habe. Daß dies dann auf ihn von Einfluß gewesen, ist natürlich, daher das, was von Leichtfertigkeit noch in ihm war, ganz zurücktrat, der Vater hat also bei seinem Tode den Sohn auf dem besten Wege wandelnd verlassen. Der alte Naevius nämlich mag um 755 a. u. gestorben sein; denn nur, daß er die dritte Verheirathung seines Sohnes erlebt, nicht aber die Niederkunft von dessen Tochter, scheint aus Droid selbst zu folgen. Er war 90 Jahre alt geworden¹⁾, nicht viel jünger scheint seine Frau gewesen zu sein, die ihm bald nachgefolgt ist²⁾. So hatte Droid denn auch das Glück, seine ihm theuren Aitern lange zu behalten und sich an ihrer Freude über seinen Ruhm und sein Ansehen als Dichter auch freuen zu können. Da ihn ihr Verlust erst im vollen Mannsalter traf, so hat er in seiner Lebensweise natürlich nicht viel ändern können, sein Hauptaugenmerk blieb nach wie vor die Poesie, seine Ansichten über sie mußten sich aber jezt, wo er auf eine Reihe verschiedener Productionen zurückblickte, wo er in jeder Hinsicht eine Masse Erfahrungen gesammelt, sich bedeutend geändert haben, es war ja an die Stelle der frühern ungestümen Begeisterung Mäßigkeit, Besonnenheit, Überlegung in jeder Hinsicht getreten. Das

her wird es ihm auch möglich, über seine Fehler ganz im Klaren zu sein, es mag dies folgende Geschichte bestätigen³⁾. Droid ward von mehreren Freunden, unter denen sich auch der Dichter Albinovanus befand, einst gebeten, drei Verse, die man ihm noch nicht bezeichne, zu schreiben, da sie nicht weniger als schön seien; er ging darauf unter der Bedingung ein, daß man ihm erlaube, ebenfalls drei Verse aufzuschreiben, gegen die Albinovanus etwas sagen dürfe. Als nun die Zettel beider Parteien geöffnet wurden, hatte Albinovanus mit seinen Freunden ebenso wol wie Droid die Verse Amor. II, 11, 10. Art. Am. II, 24:

et gelidum Boream, egelidumque Notum
semibovemque virum semivirumque bovem

und noch einen dritten, und nicht genannten, aufgeschrieben, sodas also nichts geändert werden durfte. Man sieht, Droid kannte die schlechten Verse in seinen Gedichten recht gut, hatte also über sie sich ein freies, ungetrübtes Urtheil erhalten; daß er aber so mit ihnen verfuhr, wie wir eben gesehen, ist grade nicht Eigensinn, sondern er meinte, wie Seneca sagt, wie einem schönen Gesicht eine Unregelmäßigkeit, ein Fehler, gar stehe, so auch einem Gedichte. Das heißt freilich die Nachahmung der Natur sehr weit treiben.

Je älter Droid nach und nach gegen seine Leistung war, desto unbefangener, unparteiischer mußte er über sie und über seinen ganzen Standpunkt zur lateinischen Poesie überhaupt urtheilen; bei aller Liebe zu seinen frühern Gedichten mußte ihm dennoch klar werden, daß die Liebe und deren Beschreibung weder der alleinige Stoff, in dem er sich jezt, bleiben dürfte, noch daß dieser einer von denen sei, die zu den ersten in der Dichtkunst zu gehören Anspruch machen dürfen. Wenn er nun überlegte, was für einen er wählen sollte, so erkannte er sicher, daß es nur ein solcher sein könne, in dem sein eigenes Gefühl ohne Rückhalt hervortreten und sich Lust machen könne; er war ferner bei der Wahl wol deshalb so vorsichtig, weil er sich bewußt war, noch nicht am Ziele seiner Laufbahn zu stehen, sondern daß er vielmehr bei seiner Fertigkeit in der Technik der Poesie, bei der Hülfe der ihm zu Gebote stehenden Phantasie, bei seiner Produktivität und poetischen Kraft noch zu viel größern Werken befähigt sei. Ein Motiv zu diesen größern Werken war auch der Ehrgeiz⁴⁾; war gleich Droid auf Ansehen als Staatsmann gar nicht gekennet gewesen, so war ihm sein Ruf bei der Nachwelt als Dichter keineswegs gleichgültig, ja selbst die Gegenwart forderte ihn zu bedeutenden Anstrengungen auf. Droid hatte jezt eine ganz andere Stellung zur Außenwelt eingenommen: der Dichter der Amores ward als ein viel versprechender Jüngling angesehen, der der Ara amandi als vollendeter Dichter gebrüt und bewundert; hatte dies (seinen Grund auch vorzugsweise in der Trefflichkeit seiner Werke, so kam es doch auch mit daher, daß die Concurrerung um den Preis in der Poesie jezt zu Rom zusehends schwächer

93) Heins. ad Ovid. Ep. ex Pont. IV, 8, 1. 94) Tacit. Ann. IV, 31 ibiq. int. 95) Ovid. Ep. ex Pont. II, 10, 10. 96) Ovid. l. c. II, 18. 97) Ovid. Trist. IV, 8, 35. V, 14, 21. Ep. ex Pont. I, 2, 52. II, 13, 11, 13, 11, 14. 98) Ovid. Trist. I, 3, 17. Ep. ex Pont. I, 4, 45. III, 1, 98. 99) Ovid. Trist. V, 8.

1) Ovid. Trist. IV, 10, 73. 2) Ovid. l. c.

3) Senec. Contrav. II, 10 fin. 4) Es geht aus Droid (Art. Am. III, 339) hervor, daß damals der Dichter schon einsah, er müsse noch weiter.

ward, da die Männer, welche die lateinische Poesie auf den Gipfel erhoben hatten, und somit auch Doid es möglich gemacht, so weit zu gelangen, jetzt schon meistens aus dem Kreise der Lebenden geschieden waren. Aber bei jedem Todesfalle eines bedeutenden Dichters entstand natürlich immer von Neuem die Frage: Wer wird uns den Besitz ersetzen? Wer die Blüthe der Dichtkunst erhalten, sie weiter fördern, wo möglich? Gerade die Zeit, wo Doid's Ruhm begann, ist diejenige, wo diese Fragen am häufigsten aufgeworfen und wiederholt wurden; natürlich, daß auf den viel versprechenden Doid Viele Augen gerichtet waren, daß in ihm Viele den gefunden zu haben glaubten, der sie für so viele und große Verluste entschädigen sollte. Doid, dies Alles sehend, sagte den Entschlus, so schmeichelhafte Erwartungen zu entsprechen; die immer noch stehenden Reider sollten verkommen. Was Großes, Umfangreiches mußte entstehen, es war daher das Epos die einzige poetische Gattung, auf die seine Wahl fallen konnte, jedoch schloß es Doid keineswegs an Schicksal, um zu sehen, wie theils Virgil's Aeneis, theils, und zwar vorzüglich, die jetzige Zeit, theils seine eigene Stimmung es nicht rathsam machten, sich im besondern Epos zu versuchen; er strebte daher nach einem Stoffe, der eine die Mitte zwischen epischer und lyrischer Darstellung haltende Behandlung erlaube. Das didaktische Epos diente schon einem solchen Stoffe, Doid wollte aber weiter und mag so auf die Form gekommen sein, welche wir in den Fassen finden und welche ganz eigenhümlich ist. Meiner Meinung nach ist also der Plan zu diesem Werke nach Vollendung der eröfften Gedichte zuerst gefaßt; es war auf jede Weise ein sehr zeitgemäßes Unternehmen. Denn, abgesehen von der Vorliebe Doid's und seiner Zeitgenossen für Rom, mag auch auf Doid Virgil's Aeneis, die damals die Wahl für epische Gedichte, wie Scaevola, Valerius Argens, Carus, Camerius und Andere zeigten, so sehr bestimmte, in Hinsicht auf die Wahl gestellt, dann aber auch das Streben der größten damaligen Dichter, den August zu verherrlichen, auch bei unserm Dichter seinen Einfluß geküßert haben. Es reizte den Doid bei den Fassen die Schwierigkeit des Stoffes, denn nicht allein daß er mannichfaltige historische Studien machen mußte, sondern namentlich machte die poetische Auffassung und Schilderung Mühe, und also auch in dieser Hinsicht weitestere Doid jetzt mit den Zeitgenossen, die grade solche Stoffe gern gewählt hatten. Es befriedigte jedoch den Dichter nicht, an einem Stoffe mühsam sich zu quälen; um für ihn Ausbauer zu werden, mußte er eine andere, leichtere Arbeit gewissermaßen zur Erquickung nebenher gehen lassen; deshalb fing er Metamorphosen an¹⁾, doch scheint er keins so weit geführt zu haben, als die Metamorphosen. Zum Beweise, daß die Fassen, Metamorphosen, Ähnliches Doid nach Vollendung seiner eröfften Gedichte fast zu gleicher Zeit begann, mag dienen, daß er selbst sagt²⁾, er

sei von jenen grade zu carminibus publicis übergegangen, d. h. zu solchen, in denen er als echter Römer sein Vaterland habe verherrlichen wollen. Kühn waren sicher und großartig alle diese Unternehmungen, und waren die Fassen und Metamorphosen vollendet, so wäre gewiß schwer zu entscheiden, welchem von beiden der Preis zuerkannt; auf das Deutlichste zeigen sie aber, wie das oben Gesagte wahr ist, daß Doid, seiner poetischen Kraft und Ausbauer sich bewußt, nach dem Höchsten strebte, und wohl wissend, wie er dies noch nicht erlangt habe, auf immer neuen, schweren Wegen den Preis zu erringen mit Eifer suchte. Ausdauer aber mit Liebe und Lust auf dem bezeichneten Wege, dazu half nicht wenig die günstige äußere Lage, in welcher der Dichter sich befand; er hatte Mittel genug, um sich diese sowohl zu erhalten, als auch, wenn es nöthig, noch angenehmer zu machen. Im Hause herrschte jetzt endlich Liebe und Frieden, in Rom selbst ward Doid als Dichter geschätzt und seine Poesien nicht allein gelesen, sondern auch studirt³⁾ und in Rhetorenschulen angeführt⁴⁾. Schon dies erklärt das quid dulcius Roma⁵⁾. Es wird das noch deutlicher, wenn man auf die Männer einen Blick wirft, mit denen Doid vertrauten Umgang pflog. Zu mancher ausgezeichneten Bekanntschaft hatte ihm sowohl sein Geburt, als auch die Art seines Lebens in der Jugend verholfen; an diese knüpften sich dann ähnliche neue. So war jetzt Doid mit Messala's Söhnen befreundet, wie dem M. Valerius Messalinus, Consul 751 a. u. c. und durch Kriegsthaten wie durch Brecheitsamkeit ausgezeichnet; als angesehener Mann ist hier auch zu nennen der Consulare Cernus Pompeius, ferner der Erzieher von August's Enkeln, Carus, von den früher Erobranten war mancher auch bedeutend geworden, wie Fabius Maximus, jetzt Consul und dem August eng verbunden, mit ihm und dessen Söhnen, mit Tullianus, Suetonius, Atticus, Rufinus, die alle zu den Vornehmen Roms gehörten, war Doid in Verkehr. Jedoch waren sie nicht sein einziger Umgang, noch scheint er grade nach vornehmen Freunden mit Eifer gestrebt zu haben, vielmehr sehen wir an den mit ihm befreundeten Dichtern, wie Sabinus — der aber früh starb — Albinovanus, Nacer, Rufus, wie er auf äußerlichen Glanz nicht allein sah; es befestigt sich dies auch noch dadurch, daß Doid, wie früher Horaz, gern jüngern Dichtern, die ihn vielfach um Rath fragten⁶⁾, sich in Rath und That gefällig erzeigte; wie freundlich, liebenswürdig er sich da benahm, können wir ungefähr aus seinem Betragen gegen Prilla⁷⁾ abnehmen, eine uns sonst unbekannte Dichterin, die, wie es scheint, gegen die sonstige Sitte der Frauenzimmer ihre Gedichte selbst recitirte. Es zeigt dies auch, wie sehr sich unser Dichter für die Dichtkunst interessirte, daher er denn auch für Alles, was irgend mit ihr verbandt, für sie von Nutzen war, leicht eingenommen werden konnte. Es mag die Freundschaft⁸⁾ mit Sginius grade durch Werke, wie die Fassen,

¹⁾ Ovid. Trist. I, 7, 15. IV, 10, 63. ⁶⁾ Ovid. Trist. V, 1, 25, wo Werth (Quest. Ovid. p. 15) zwar richtig animes und mei beßelt, den Sinu aber verßelt.

⁷⁾ Ovid. Trist. I, 1, 64. III, 1, 80. Ep. ex Pont. I, 1, 2.

⁸⁾ Sueton. Conturb. V, 35. ⁹⁾ Ovid. Ep. ex Pont. I, 3, 37.

¹⁰⁾ Ovid. Ep. ex Pont. IV, 16, 82. Trist. IV, 10, 56. ¹¹⁾

Ovid. Trist. III, 7. ¹²⁾ Sueton. De illust. gramm. c. 20.

Metamorphosen recht eng geworden sein, der so sehr gelehrte Bibliothekar konnte ihm durch Nachweisungen von Quellen bei diesen Werken sehr nützlich sein. Noch müssen wir den Gallio hienur rechnen, den Celsus und vielleicht Rande der in Ep. ex Pont. IV, 16 Genannten. Allen diesen stand Doid's *domus* stets offen¹⁵⁾; es herrschte in ihren Kreisen weder ein jüggeloser und aufgeregter Ton, noch starrer Pedantismus, sondern, wie es solchen Männern zu stand, eine mit römischer Würde gepaarte Heiterkeit. Doid waren es Hefte und andere Ergebnisse ständlicher Art, welche die Freunde in ihren Dausen zusammenführte, oder, wenn es die Jahreszeit erlaubte, sie ihre Gärten und Villen zu besuchen noch echt römischer Weise antrieb; bald waren es wissenschaftliche Zwirde, die sie in Rhetorenschulen brachte, die Recitationen, welche namentlich Doid fast zum Bedürfnis geworden waren, veranstaltete, sonstige Gelegenheiten, wo den Stoff der Unterhaltung wissenschaftliche Gegenstände der mannichfaltigsten Art vergaben; daher hat Doid wol einen großen Theil seiner Kenntnisse. Abwechslung aber brachten die politischen Kruigkeiten in dies heitere Arben, für die noch immer, wenn auch ganz anders als früher, die Römer sich sehr interessirten. So ward im J. 755 a. u. e. der Krieg mit den Partbern brandet, eine Begebenheit, welche sicherlich in Rom Erschütterung erregte, 757 ging Liborius gegen die Germanen, 759 gegen die Dalmatier und Almyrier zu Felde und ward ihm 760 noch Germanicus nachgeschickt; da Augustus selbst diesen Krieg als einen der fürstbarsten ansah, so war natürlich in Rom Alles auf den Ausgang gespannt. Man schloste aber auch grade in solchen Zeiten zu Rom, für welches die Gefahr doch immer entfernter, recht lebhaft, wohl angenehmes, sorgloses Leben in dieser Stadt sei, zumal da man alle jene nöthigen und unbekannteren Gegendern fast leblich durch Gerüchte und solche Beschreibungen kannte, wie die von Albinovanus eine ist. Nun war aber grade unser Doid Einer von denen, welche für diese Ruhe, dieses Gefühl der Sicherheit ungemein empfänglich waren; er war nie in besserer Laune, schloste sich nie glücklich, als wenn er in einem seiner ihm so theuern¹⁶⁾ Gärten sich ausruhte und bequem auf seinem Rubekette liegend¹⁷⁾ so recht im Vollgenuße der Sicherheit¹⁸⁾ und ohne sonstige Sorgen oder Geschäfte¹⁹⁾ allein²⁰⁾ seinen poetischen Gedanken nachhängen und sie auf zartes, elegantes Papier²¹⁾ hinwerfen konnte. Es mußte überhaupt bei ihm in der ganzen Lebensweise die größte Behaglichkeit herrschen, eine Behaglichkeit, welche, wie er selbst eingestoh, an Reichlichkeit sehr nahe grenzte²²⁾. Aber plötzlich, im J. 761. a. u., bedeckte sich der so heitere Himmel mit einem Gewitter, welches dieses Glück von Grund aus zerstörte, Doid ward nach Romis relegirt. Wir sind hiermit zu dem, wie ja allgemein angenommen, schwierigsten und am meisten bestrittenen Punkte

in Doid's Leben gelangt; es scheint auch wirklich unmöglich, nur ein Wahrscheinliches herauszufinden. Ich hege daher auch nicht die eitle Hoffnung, ohne Rest bei der Masse der hier befindlichen Klüppen und Unsicher vorzudringen, sondern ich bin zufrieden, wenn das, was hier nur angedeutet wird, wenigstens nicht als den Gesetzen der wahren, historischen Kritik gradezu widersprechend befunden werden sollte. Es ist schon bemerkt, daß Doid im J. 761 a. u. sein Urtheil erhalten habe²³⁾, John²⁴⁾ dagegen ist wieder Rassin²⁵⁾ gefolgt, der 762 annimmt. Es braucht aber dieser Irrthum auf der Vermuthung von Doid's Abreise von Rom mit seiner Ankunft und dem Anlange des Aufenthaltes in Romis: Doid hatte das 50. Jahr vollendet²⁶⁾, als es zu Ende war mit seinem Exil²⁷⁾; dies fällt also etwas nach dem 20. März 761. Wenn die Untersuchung gegen ihn eingeleitet worden, wissen wir nicht, lange hat sie scheinlich gedauert, denn schon im December²⁸⁾ desselben Jahres, 761, finden wir Doid auf dem abriatischen Meer. Die Reise ward aber durch widrigen Wind und Stürme aufgehalten, auch verweilte Doid in einem oder andern Orte, und so ist nicht allein der noch übrige Theil des Winters, sondern auch der Frühling und die erste Hälfte des Sommers 762 hingegegangen, da er am Orte seiner Bestimmung eintraf. Daher schreibt denn Doid im J. 765 ganz richtig²⁹⁾, es sei der 4. Herbst und Winter, den er in Romis verlebte, obgleich es das 5. Jahr seiner Verbannung war. Die Zeit der Relegation wäre also bestimm, was war aber die Ursache dieser harten Strafe? Die Ursache, welche im Urtheile angegeben war, nennt Doid oft genug, es war die *ars amandi*, für welche man so lange nach ihrer Vertheilung ihm bestrafte. Aber auch, wenn es Doid nicht selbst sagte, würden wir annehmen müssen, daß sie nur zum Vorwande gedient, allein wehlich vertheidigt der Dichter denn dies Gebot? Einmal schon deshalb, weil es als Grund im Urtheile stand, wenn er diesen widerlegte, so erschien er doch wenigstens in den Augen derer, die ihn für den wahren hielten, gerechtfertigt; zweitens aber, weil er den eigentlichen Grund vor dem Publicum nicht nennen, sondern auch nicht widerlegen darf. Zwar sagt er auch, er selbst³⁰⁾ möge diesen nicht nennen, allein daß ihm zu verstehen gegeben worden, soll er nicht schweigen, würde man Mittel wissen, ihn zum Schweigen zu bringen, dürften Äußerungen beweisen, wie, daß es nicht sicher sei, die Schuld zu nennen³¹⁾, ferner die Furcht, auf der Reise nach Lemis in Folge von Defekten Augus's ermordet zu werden³²⁾. Was ist dies nun für eine Schuld? Die Alten schrieben sich eben nicht damit gequält zu haben, nur Apollinaris Sidonius³³⁾ und der sogenannte

15) Ovid. Trist. I, 9, 17. 14) Ovid. Trist. I, 11, 57. IV, 8, 27. 15) Ovid. Trist. I, 11, 36. 16) Ovid. Trist. I, 1, 43. 17) Ovid. Trist. I, 1, 39. IV, 8, 6. 18) Ovid. Trist. I, 1, 41. 19) Ovid. Trist. I, 1, 5. 20) Ovid. Trist. IV, 8, 8.

21) Notiz. ad Cenot. Pisan. p. 201. Boyesen, Trad. des Fast. T. IV. Dissert. s. Peril d'Ovid. p. XCIII. Cluv. Fast. Helv. T. III. p. 269. 22) John ad Ovid. T. II. p. 1. p. 8. 23) Marsson. Vit. Ovid. ad ann. DCCCLXII. 24) Ovid. Trist. IV, 8, 33. 10, 95. 25) Ovid. Trist. I, 11, 3. 26) Ovid. ex Pont. I, 2, 28. 27) Ovid. Trist. II, 208. Ep. ex Pont. I, 2, 146. 28) Ovid. Trist. III, 6, 27. 29) Ovid. Trist. I, 1, 74 aq. 30) Apoll. Sid. Carm. XIII, 157 sq. Vergl. Mass. Vit. Ovid. ap. Eurm. T. IV. Ovid.

Aber Doid kamen aber in Rom jetzt höchst nachtheilige Gerüchte in Umlauf⁴⁵⁾, sodas August durch die ertheilte Strafe in den Augen der Römer eher nicht als tyrannisch ersahen; über die eigentliche Verurtheilung blieb man aber im Dunkel. So wollte es auch August, denn, wie schon bemerkt, er wollte und durchschaute das Ganze und sah deshalb auf der einen Seite sehr gut, wie außer dem Keger und der Beforgnis, die er gehabt, diese Sache ihn nicht weiter beunruhigen könne, auf der andern aber, wie er doch Einen strafen müsse, ohne jedoch weitere zu untersuchen, da vielleicht dadurch die Sache in ein gefährliches Licht kommen könne. Dabei brach er politisch klug die Sache ab, und hielt sich an den, den er einmal hatte, dadurch den übrigen Betheiligten irgend, was ihnen verständlich, wenn sie von dem listig Erfahrenen irgend Bedacht machten, oder sonst ihn gegen sie zu verfahren zwängen. Doid mußte für Alle leiden; daher seine Klagen über vornehmte Freunde⁴⁶⁾, die nur zu Schaden wüßten.

Doch man mag sich die Schuld des Dichters denken, wie man will, Doid ward nach Iomio edigert, ein Urtheil, welches ihn ganz zu Boden drückte. Denn vom Augenblick an, wo er in Anklagestand versetzt war, hatte er durch dies und andere Ereignisse gänzlich die Hoffnung verloren; das was, das Feinde und Reider über sein Unglück sich freuten⁴⁷⁾, ihn nöthigte, kammerte ihn nicht; aber darüber empfand er tiefen Schmerz, das ihn, der sich zuerst in Anklage befand, sich also nicht zu rathen wußte, die Nothzahl seiner Freunde verließ⁴⁸⁾, naemlich aber die Einfußreichen, auf deren Hülfsprache und Schutz er ohne Zweifel gerechnet hatte; allein sie vertheilten, dem August zu mißfallen, und so mußte der Arme das, was er bis jetzt nur aus Büchern kannte, recht bitter an sich selbst erfahren, nämlich das nur im Stücke die Zahl der Freunde recht groß sei⁴⁹⁾. Denn es blieben von den seinigen nur zwei oder drei ihm treu⁵⁰⁾. War also schon während der Untersuchung die Stimmung des Mannes fast eine verweisselte, so mußte sie durch das Urtheil noch um das Doppelte steigen, da außer der Relegation im Urtheil als Grund der Strafe sein Nichts angegeben war. Doid dachte aus inneren Kriegen, an Behärtniß, er hatte seine besten Jahre und Kräfte an die Vollendung der Poesie gesetzt und was sich mit Recht drohete, etwas Aufgezeichnetes geleistet zu haben, und jetzt ward er wegen der Poesie aus dem Vaterlande gejagt, die Poesien selbst aus den Bibliotheken verbannt⁵¹⁾ und dadurch öffentlich gebrandmarkt! Versteht man sich hiernach in die Lage des so schon exaltirten Mannes, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn er in einem Augenblicke, wo ihn der Schmerz fast übermannt hatte, die noch nicht vollendeten Metamorphosen mit manchem Andern⁵²⁾ verbannte, ja sich selbst entleibt hätte,

hätte ihn Celsus⁵³⁾ nicht zurückgehalten. Das die Metamorphosen aber doch erhalten sind, ist dem Umstande zu danken, daß von dem noch unvollendeten Gedichte schon einzelne Abschriften genommen waren⁵⁴⁾; es war dies später dem Doid lieb. Immer mehr stieg aber das Leid des Armen, je näher der zur Abreise bestimmte Tag kam, die Verwirrung in allen seinen Angelegenheiten wuchs und wurde von seinen Eltern und andern niedrig denkenden Menschen so benutzt, daß spätere Doid bittere Klagen über Vermögensverluste⁵⁵⁾ führt. Jetzt bemerkte er dies kaum, da die täglich näher rückende Abreise ihn lebhaft beschäftigte, der Aufbruch der treuen Freunde, selbst die tröstliche und erquickende Theilnahme von Rändern⁵⁶⁾, von denen er sie gar nicht erwartete, ja sogar Roms allgemeine Trauer⁵⁷⁾ über sein Geschick konnte die gänzliche Abspannung und Auflösung aller Kräfte nicht verhindern; ganz vernichtet lag er endlich aus den Armen der verzweifelnden Gattin sich los, aus denen der treuen Freunde und verließ in Begleitung des Marcius⁵⁸⁾ sein ältliches Haus. Er gelangte am Meer, wo er sich auch von Marcius trennen mußte und bestieg in kurzer Jahreszeit das für ihn bestimmte Schiff. Auch auf ihm hatte er mit Ungemach zu kämpfen, denn es erhob sich jetzt, im December, aus dem den Stürmen so sehr ausgeföhnten adriatischen Meer, ein Sturm, der zwar dem Dichter, indem er das Schiff an Italics Küsten trieb⁵⁹⁾, das Land seiner Jugend und seines Stüdes noch länger zu beschauen erlaubte, aber ihn doch nur mit der Aussicht, in den tosenden Wellen begraben zu werden⁶⁰⁾, erfüllte. War aber das Meer ruhig, so sahle er sich in der Gesellschaft, welche das Schiff ihm bot, unglücklich, er suchte ferner die geheimen Befehle Augusts und endlich die Tormiten, die er als wilde Barbaren sich dachte. Endlich landete er bei Kenchra⁶¹⁾ und schiffte sich unter bessern Auspicien bei Kenchra⁶²⁾ wieder ein. Er gelangte glücklich nach Samothrace, wo er etwas verweilte und ein Schiff mit seiner Bagage nach Iomio sandte⁶³⁾; er selbst setzte nach der gegenüberliegenden theakischen Küste über, und gelangte zu Ende durch das Gebiet der Bithonier und anderer Völker reichend nach dem Orte seiner Bestimmung. Viel klagt er über die Beschwernisse dieser Reise⁶⁴⁾, und in der That, bei Doid's jetziger Stimmung wäre die schönste Gegend kein Genuss gewesen, allein man muß bedenken, wie er einen Theil des Weges im Winter zurücklegte, und vor Allem, wie er doch schon in höherm Alter und des Reisens ganz ungewohnt war. Wie oft mußte er da sich an Rom und das dortige Leben erinnern! wie oft mochte er nicht in Gedanken in Rom sein, und auf einmal an die bittere Gegenwart rauh erinnern

45) Ovid. Trist. I, 1, 28.

46) Ovid. l. c. III, 4, 7, 5.

47) Ovid. l. c. III, 11, 37. Ep. ex

Pont. III, 2, 15. 48) Ovid. Trist. I, 5, 53, 9, 5, 60.

Ovid. l. c. I, 8, 15. 49) Ovid. l. c. I, 4, 36. Ep. ex Pont. II,

8, 20. 51) Ovid. Trist. III, 1, 65. Ep. ex Pont. I, 1, 5.

52) Ovid. Trist. I, 7, 12, IV, 10, 63.

53) Ovid. Ep. ex Pont. I, 9, 21. *hanc* lett. *capta* Cal-

ao. p. 131. 54) Ovid. Trist. I, 7, 23. 55) Ovid. Ep. ex

Pont. IV, 8, 32. 56) Ovid. Trist. III, 3, 57. Ovid. l.

c. I, 1, 23. 58) Ovid. Ep. ex Pont. II, 3, 83. 59) Ovid.

Trist. I, 4, 20. II, 3, 11, 12, 15. 60) Ovid. Trist. I, 3,

58. 61) *Maritima*. VI. Ovid. ad *nan*. DCLXIII, 1. 62)Ovid. Trist. I, 10, 2. 63) *Intt* ad *Trist*. Trist. I, 10, *Mar-*

cion. l. c. 64) Ovid. Trist. I, 11, 25. IV, 1, 21. Ep. ex

Pont. II, 7, 30.

werden! Nur eine Begleiterin und Lehrerin verließ ihn in diesem Arbeitsale nicht, die Muse. Ohne Poesie konnte er nicht leben, und Alles, was ihn ergriß, gestaltete sich soß von selbst leicht poetisch, daher denn schon während der Reise von Rom bis Samothrake, im Winter 761—762 also, das erste Buch der *Tristien* entstand; auf der letzten Segelreise, von Samothrake nach Tempyra schloß er es ab und übergab es den Schiffern zur Befolgung nach Rom⁶⁵). Wie Alles, was Doid geschrieben, den Stempel seiner augenblicklichen Stimmung trägt, so auch diese *Tristien*, welche deutlich zeigen, wie die Stimmungen im Dichter wechselten; als sie in Rom angekommen und man dort die Leiden des Dichters der jarten Liebe ersah, so ward jedem das Schicksal des Arznen erst recht klar vor die Seele gestellt, jeder, der früher Doid's Schmerzen gekannt, schätzte sie von Neuem; mancher, der sich von ihm gewandt in der Noth, ward ergriffen und sah sein Unrecht lobst und reutig ein; mancher endlich, der geglaubt, dem Dichter zürnen zu müssen, ward geneigt, den Barmhertigen zu lassen; mit einem Worte, Rom war, wenn je dem Doid eingenommen, jetzt ganz für ihn gewonnen⁶⁶). Während so das Andenken an den Dichter in Rom erneuert ward, war er selbst in Iomias angelangt; er sah den Ort, in dem er vielleicht sein Leben beschließen sollte, vor sich: was für Gedanken mühen ihn beim Eintritten bestrahlt haben! Derjenige, der Gefahr befiel und Weisheit gehabt zu erfahren, wie selbst dessen, der noch nichts verloren, und auf der Wanderung zu seinem Bestimmungsorte diesen zuerst erblickt, sich eine Erschütterung bemächtigen kann, die er nicht zu bewältigen vermag, der auch weiß, wie man in solcher Lage vor Allem geneigt ist, aus dem Aussehen der Straßen und Häuser, aus den Mienen, dem Grusse der Begegnenden seine Zukunft zu lesen und mit einem gewissen Schauer einzutreten in ein Obdach: der wird sich Doid bei seiner Ankunft in Iomias auch denken können! Der an Rom zu August's Zeit geborene und dadurch verwandte Römer, wie war es möglich, daß der heiter oder nur gleichgültig auf den unbedeutenden Ort, auf die kleinen, so ungewöhnlich aussehenden Häuser, auf die behofen, ohne alle Ueberschuld einziehenden und in ihrem Kauderwelsch grüßenden Halbgeten bliden konnte? Alles, was er erblickte, mußte ihm dieinnste Faust zuweisen, hier erstiebt die kleine Freude! Und als er in das für ihn bestimmte Haus, das er mit einem Andern⁶⁷) noch theilen mußte, eingetogen, seine jetzige Wohnung und Umgebung also mit der schon verglichen mußte; als er sich nun hier seit seiner Abreise von Rom zuerst eigentlich allein sah, von Weib und Kind, von Freunden und Aemern so recht getrennt fühlte und verlassen, wenn da Abdränen über Abdränen ihm einströmte, wenn er da zerschmettert niederfiel, wer mag ihn tadeln! Wer ein Phantom von Selbststade als Hauptstab für diese Gefühle angesehen! Doid war leidenschaftlich und leicht erregbar, daher mag lange Zeit

hingegangen sein, ehe er sich sammeln und fassen konnte. Er mag gekostet haben, die Leiden der Reise, wenigstens seien mit der Ankunft in Iomias beendet; allein trotz dem mußte er noch einmal auf eine empfindliche Weise die Tude des Schicksals erfahren: das Schiff nämlich mit der Bagage war zwar angekommen, aber da von der Schiffsmannschaft viel geflohen war⁶⁸), für ihn mit großen Verlusten. Also auch das noch! Das, womit er sich manche dreitere Stunde zu verhasstet gekostet, mande ihm vielleicht unerwartliche Sachen, waren so entwandt! Aber trotz dieses traurigen Zustandes findet Doid doch Zeit zum Dichten; denn kaum hatte er sich etwas gefunden, so war sein Gefesse, den Gedanken auszuföhren, den er wahrscheinlich schon unterwegs gehabt, nämlich August durch ein Gedicht zu mildern Gefinnungen zu bewegen. Denn das erste Buch der *Tristien* war weniger für ihn berechnet; da als Begleiterin dem Doid aber erlaubt war, sich brieflich an August zu wenden, so arbeitete er, da dieser ja sonst gar kein Briefsalen an seinen Gedichten gehabt, das zweite Buch besonders zu dem Zwecke aus, dadurch aus dem mit einer gewissen Kassierie ausgeföhrenen Iomias wegzukommen und einen bessern Aufenthaltsort sich zu erwählen. Dies Gedicht wird also 762 a. u. ausgearbeitet und auch noch abgehanet; der Dichter wartete aber nicht erst den Erfolg ab, sondern begann gleich darauf das dritte Buch der *Tristien* zu schreiben, um durch diese Episteln sich theils die treuen Freunde in Rom zu erhalten, und sie anzutreiben, in ihren Bemühungen um ihn nicht nachzulassen, theils solche einflussreiche Männer, die früher mit ihm vertraut, sich jetzt von ihm gewandt, wieder zu gewinnen; Doid that also Alles, was in seinen Kräfte stand. Man muß dabei auch wohl beachten, daß ihm das Componiren gar nicht mehr leicht ward⁶⁹); trotz dem brachte er aber dies dritte Buch doch noch im ersten Jahre seines Aufenthalts in Iomias zu Stande, so daß es im Frühjahre 763 a. u. nach Rom abgegangen sein mag⁷⁰). Es beginnen nun die im zweiten Buch schon angekündigten Klagen über Iomias weiter ausgeföhrt zu werden; je länger er da hies, je näher er es kennen lernte, desto unerträglich kam es ihm auch vor. Es war allerdings ein elender Ort, wahrschijnlijk das heutige Ranzia⁷¹); hier an der Grenze des römischen Reichs⁷²) mußte Doid gegen seine Hoffnung noch 764 a. u. das vierte Buch⁷³), 765 noch das fünfte⁷⁴) der *Tristien* schreiben. Zwischen die Abfassung dieser beiden letzten Bücher kann auch die Abfassung des Gedichtes Ibis fallen, später ist es auf seinen Fall geschrieben⁷⁵); nimmt man noch hinzu, daß der Dichter auch ab und an die Fasten bearbeitete, so sollte man meinen, er habe sich in einer ganz erträglichen Stimmung befunden. Das war aber doch nicht der Fall; er hatte

68) *Ovid. Trist.* IV, 40, 101. *Quarant.*, Noet. Hag. p. 203. 69) *Ovid. Trist.* IV, 25, 11. IV, 3, 101. 70) *Masson. Via. Ovid.* ad ann. DCCCLXII, 14. 71) *Geogr. Anst.* in mien. Jahrb. f. lit. XLVI, 49. 72) *Gori. Rym. Liter.* T. VII, p. 45. 73) *Masson. l. c.* ad ann. DCCCLXIV. 74)

Quarant. F. H. III. p. 273. 75) *Ovid. l. ibi.*

65) *Ovid. Trist.* I, 11, 25. 66) *Ovid. Trist.* II, 581. 67) *Geogr. Anst.* in mien. Jahrb. f. lit. XLVI, 49. 68) *Quarant.* Noet. Hag. p. 203. 69) *Ovid. Trist.* IV, 25, 11. IV, 3, 101. 70) *Masson. Via. Ovid.* ad ann. DCCCLXII, 14. 71) *Geogr. Anst.* in mien. Jahrb. f. lit. XLVI, 49. 72) *Gori. Rym. Liter.* T. VII, p. 45. 73) *Masson. l. c.* ad ann. DCCCLXIV. 74)

Quarant. F. H. III. p. 273. 75) *Ovid. l. ibi.*

nur Leid und Trauer, da das Klima ihm gar nicht zusagte; der Frost und die Kälte hört nach seiner Beschreibung dort fast gar nicht auf, stets liegt Schnee⁷⁶⁾, die Kälte im Winter ist so stark, daß nicht allein die Donau und andere Flüsse, sondern auch Seen, sogar der Pontus, zufrieren⁷⁷⁾ und mit so harten Eise bedeckt sind, daß selbst Flösse darüber fahren⁷⁸⁾. Nichts seiner Vantasse auch manches gefäßige Pflanz sich darbieten, wie die im Eise festgefrorenen⁷⁹⁾. Höre, so war doch die Kälte, vor der er sich gar nicht zu schützen vermochte⁸⁰⁾, zu unermüdlich: es verdrängen ferner die vielen Flüsse und Seen, die stets herrschenden, starken Winde ganz die Luft⁸¹⁾ und, was das Schlimmste war, das Trinkwasser, eine Hauptsache für Doid, war durch die Nähe des Meeres⁸²⁾ kaum genießbar. Zu allen diesen Leiden kam noch die Unfruchtbarkeit der ganzen Gegend: die benachbarten Barbaren, als Geten, Sarmaten machten oft Einfälle und schleppten Menschen und Vieh als Beute⁸³⁾ mit sich fort; welche Aussicht also, von ihnen gelangen zu werden! Übertrieben sind diese Klagen im Ganzen nicht; auf den an Italien, an seine Gärten und Äder gewohnten Römer konnte Tomis schwerlich anders wirken. Wie das Land aber war, so waren im Ganzen auch seine Bewohner, die Tomiten: sie waren ein Gemisch von Griechen und Geten⁸⁴⁾, doch so, daß in Sprache, Kleidung, Sitten die letzten das Übergewicht hatten; daher waren sie mild und freisinnig, gingen immer bewaffnet⁸⁵⁾, und hatten von seiner Lebensart nichts an sich. Und wie mußte alles dies sich nicht vermehren, als er krank ward⁸⁶⁾ und ihm jetzt der einzige Trost, die einzige Zerstreuung, die er hatte, das Dichten, versagt war, als er sich so schwach fühlte⁸⁷⁾, daß er sich der Hilfe eines Knaben bedienen mußte, um einen Brief nach Rom zu schreiben! Da hatte das Elend seine Spitze erreicht; ohne zäthliche Pflege, ohne Unterhaltung, ohne Arzt, ja selbst ohne geübte Speisen, lag er überhaupt in Tomis schlecht geforgt war⁸⁸⁾, lag er auf seinem Krankenlager, körperlichen wie geistigen Schmerzen hingegeben! Doch seine gute Natur half sich zur großen Freude des guten Tomiten, denn diese trösten Alles, was in ihren Kräften stand, um dem Dichter sein Unglück zu erleichtern. Um ihm ihre Achtung zu bezeugen, hatten sie ihm Freiheit von Abgaben gegeben⁸⁹⁾, und das andere benachbarte Städte ihrem Beispiele folgten, veranlaßten sie vielleicht. Doid hätte kein Herz haben müssen, wenn er von solchem guten Willen nicht wohl haben gerührt worden, aber konnte er denn ihm Rom erlegen? Daß er es nicht konnte, zeigen die Epistolas ex Ponto; sie behandeln denselben Stoff

wie die Tristien und unterhalten sich daher außer dem Namen von diesen nur darin, daß jeder Brief den Namen dessen an der Spitze trägt, an den er gerichtet ist. Dies hatte er in den Tristien aus Rücksichten gegen seine Freunde nicht gethan, die aus Furcht vor August mit einem Belagerten nicht zu verkehren wagten; da Doid aber aus Rom Nachrichten erhalten, wie in der That August's Horn nachjulianen scheint, so tadelt er selbst jene Vorsicht als eine unnöthig. Es kann übrigens der Jörn des Versichters nachgelassen haben, da vielleicht einmal eine Verstellung gemacht war, aber die in Rom dem Dichter günstige Stimmung, die von August selbst geleitet war, Tristien, die Zeit, Anders den Stoll vermindert hatte; kurz der Dichter hoffte doch noch, und deshalb schrieb er auch gleich nach Herausgabe des fünften Buches der Tristien das erste Buch der Briefe aus dem Pontus, sodas zwischen ihnen gar keine Pause anzunehmen ist. Aber bedurfte es auch nicht im Geringsten, Vorbereitung, Studium für den Stoff war auch nicht nöthig; da seine eigenen Leiden der Dichter beschrieb; das er eben, sobald etwas abgeschlossen war, folglich etwas Neues unternahm, sagt, wie die Muse seine feste Begleiterin war, die Schwermuth jedoch, die bei Tag wie bei Nacht Doid verfolgte⁹⁰⁾, konnte sie nicht verhindern; sie zeigt sich in den Tristien schon; ebenso auch in den Briefen. Das erste Buch der letztgenannten fällt in die zweite Hälfte des Jahres 765, wie es scheint; wöhl füglich kann man nämlich weder hier, noch bei einem der folgenden Bücher diese Briefe das Datum der Herausgabe bestimmen, weil Doid nicht mehr so ängstlich, wie früher, dasse sorgte, daß so schnell als möglich ein Buch nach Rom käme⁹¹⁾; er war vielmehr zufrieden, wenn er wußte, daß der, an welchen ein Brief gerichtet war, denselben erhalten, und eilte daher erst später eine Masse solcher Briefe ohne bestimmte Ordnung. Denn der Zweck dieser Briefe war erreicht, sobald sie auf die Männer wirkten, an die sie geschrieben waren; um Verdrüßtheit und um die große Masse bekümmerte der Dichter sich nicht mehr. Dabei ist Doid aber immer aufmerksam auf Gelegenheiten, wo er dem August etwas Angenehmes sagen könne; dies zeigt sich recht im zweiten Buche der Briefe, wenn er von dem Triumph des Tiberius redet. Dieser fällt aber in den Spätsommer von 765; da nun in besagtem Buche dieser sowohl als einer, der gehalten werden sollte, auch als einer, der schon gehalten sei, erwähnt wird, so können die Briefe dieses Buches um das Frühjahr 766 herausgegeben sein⁹²⁾. Aber nicht dies allein sandte im J. 766 Doid nach Rom, sondern er verfertigte noch ein besonderes Gedicht zur Beherclichung besagten Triumphes⁹³⁾, welches gegen die Mitte von 766 abgefaßt ward. Der Dichter hebl dies nicht als eine gelungene Arbeit an, da die Bezeichnung einer freudigen Sache mit seinem Innern zu sehr contrastirte, da ferner von alle dem, was dabei zu besingen

76) Ovid. Trist. III, 1590. 77) Ovid. l. c. III, 10, 57 sq. Ep. ex Pont. III, 1, 15. Strab. VII, 5, 18. 78) Ovid. Trist. III, 10, 49. 79) Ovid. l. c. 80) Ovid. l. c. V, 7, 49. 81) Ovid. Trist. III, 5, 7. Ep. ex Pont. IV, 10, 45. 82) Ovid. Ep. ex Pont. II, 7, 78. Gofan. ad Ovid. Trist. IV, 8, 86. 83) Ovid. Ep. ex Pont. III, 8, 7. Bickel ad Corp. Inscr. T. II, p. 84. 84) Ovid. Trist. V, 7, 52. 85) Ovid. Trist. V, 7, 15 sq. 86) Ovid. Ep. ex Pont. IV, 10, 65. 87) Ovid. Trist. III, 9, 1. 88) Ovid. Ep. ex Pont. I, 8, 51. 89) Ovid. Ep. ex Pont. IV, 9, 97 sq.

90) Ovid. Trist. IV, 1, 54. Ep. ex Pont. IV, 7, 75. 91) Ovid. Ep. ex Pont. III, 9, 51. 92) Ovid. Ep. ex Pont. II, 1, 21. 2, 77. 8, 59. 93) Ovid. Ep. ex Pont. II, 8, 27. III, 4.

war, er nichts gesehen, sondern nur auf das Gerücht sich verlassen mußte. Er feiert daher auch bald zu der ihm mehr zugehörigen Arbeit des Briefschreibens zurück; denn im dritten Buche der Briefe finden sich einige im Winter des J. 766—767 geschriebene. Er beklagt sich darin darüber, daß Augustus's Zorn so sehr schwer zu befechtigen sei; die Hoffnung, von Lomis durch Augustus wegzukommen, hat ihn aber noch nicht verlassen. Denn hätte er diese nicht gehabt, wozu hätte er Statum des Augustus, Tibertus, der Viola kommen lassen und ihnen göttliche Epen⁹⁴⁾ erwiesen? Ja, wozu dann die Mäthe, die Abaten und den Rubin des Augustus durch ein Gedicht in geistlicher Sprache⁹⁵⁾ zu veredeln? Wir haben ja auch gesehen, wie jedes Jahr bis jetzt Doid durch Gedichte Kom an sich rinnert hat, außerdem muß man noch hinzunehmen, wie manchen Brief in Prosa er abgefaßt; dies verliert sich aber jetzt, da das dritte Buch der Briefe in die Zeit von 766—769 fällt. Was ist die Ursache dieser Verzögerung? Doid hätte, wie es scheint, vom Fabius Marcius die Aussicht auf eine glänzliche Werbung seines Schwiegers erhalten, er schrieb deshalb wohl mit an den designierten Consul⁹⁶⁾ Sertius Pompejus im J. 766; er dachte Fabius und der wohlwollende Consul müßten verhandeln etwas erwirken. Allein diese Hoffnung scheint der unerwartete Tod des Fabius im J. 766, der bald darauf 767 erfolgte Tod des Augustus vernichtet zu haben, da von Albert der Dichter sich nicht viel versprochen zu haben scheint. Zwar hat er ihn zu bereuen nicht vermocht, indem er in einem 767 oder 768 fertiggestellten Gedicht auf den Tod Augustus's⁹⁷⁾ sich wahrcheinlich über die Fortschicktheit Tibertus weislaßig ausgelassen hat, wenigstens verheißt Doid selbst seine Absicht⁹⁸⁾; bei diesem unvollkommenen Gedichte müßte es seine Nachfolger für ihn annehmen. Doch sah er, da das Gedicht nicht gedruckt, nämlich ein, daß er einen Fürsprecher haben müßte. Die Freunde, welche er bisher angegangen, schienen ihm zu träge und zu schwach, er hatte daher schon bei Lebeim im Augustus, wie es scheint, daran gedacht, sich den als Fürsprecher zu gewinnen, der sowohl eine der gewichtigsten Stimmen, wo nicht die gewichtigste, von Allen hatte, als auch sich ohne eigene Gefahr der Sache unterziehen konnte: Germanicus. Gaius nämlich. In diesen höchst edeln Mann, der auch Dichter war, hatte Doid schon im J. 766 bei Gelegenheit des Triumphs des Tibertus, an dem Germanicus auch Theil hatte, geschrieben. Die im J. 766 und 767 an Sertius Pompejus, an Sullius und Carus geschickten Briefe mag vorzugsweise der Umstand hervorgerufen haben, daß sie mit Germanicus befreundet waren. Hieraus erklärt sich aber die eben aufgeworfene Frage, weshalb der Dichter jetzt so wenig schreibt. Denn daß er dies gethan, braucht nicht bewiesen zu werden, selbst wenn man bestimmt das Gedicht⁹⁹⁾ Hallesion in diese Zeit setzen müßte, denn dieses ist schwerlich umfangreich

gewesen, viellecht auch nie vollendet worden. Dagegen hat er jetzt lediglich an den Fassen gearbeitet; sie wollte er dem Germanicus widmen und dadurch dessen Günst und Fürsprache sich erwerben. Sie, die Fassen, hatte also bei seiner Relegation Doid mit nach Lomis genommen und zwar deshalb, weil er dies auf zwölf Bücher¹⁰⁰⁾ anlegte und mit dem größten Studium ausgearbeitete. Weil dort zu vollenden gedachte; die Zeit, die er ihm schon geloset, sollte doch nicht ganz verloren sein. Wie schon oben erwähnt, hat er bedeutende historische Forschungen unternommen; es kann aber auch sein, daß er poetische Vorarbeiten dazu gemacht und die Aratea, welche ihm zugeschrieben werden¹⁰¹⁾, deshalb unkenommen habe, um sich im episch-didaktischem Tone zu üben. Freilich kann er das letzte Gedicht auch zu anderer Zeit gemacht haben. Wahrscheinlich hat in Lomis Doid an den Fassen zu verfertigen Zeiten gearbeitet; gewiß aber nie stärker, als in den letzten Jahren seines Lebens, wo er wol auch erfahren, daß Germanicus in den Orient geschickt werden wollte. Doch er starb, ehe er diesem das Gedicht geben konnte; deshalb sind nach seinem Tode die ersten sechs Bücher der Fassen als die vollendeten von seinen Freunden wahrscheinlich herausgegeben und haben daher von ihnen die Römer und das größte Publicum nie mehr gehabt als wir. Eine Remiss zeigt sich aus dies Augustus, der so sehr nach Verherrlichung seiner Thaten durch Dichter strebte, mußte den Virgil vor Vollendung der Aeneis sterben sehen, den Dichter, der allein dies Unglück hätte ersehen können, selbst verhindern, diesen seinen Wunsch auszuführen! —

Doidius starb nach Hieronymus¹⁰²⁾ im J. 770 a. u., womit Marcius¹⁰³⁾, die Vitae, Marcius Velonus¹⁰⁴⁾, ein unechtes Stck von Apulejus¹⁰⁵⁾, stimmen; daher sind diesen Quellen die Reuena mit Ausnahme von Scaliger gefolgt; die Vitae fügen den Monat Mai als genauere Bestimmung hinzu. Hieronymus, Marcius und die Vitae erwarpen auch noch, daß Doid in Lomis begraben worden, eine Erzählung, die auch im Mittelalter noch gekannt war, obgleich nach der Vita dei Rucio! man auch zweifelt, ob er in Lomis oder auf der Rückfahrt gestorben. Man zweifelt an der Wahrheit der Nachricht des Hieronymus nicht eher, als bis man durch verschiedene Gerüchte von Gräbern Doid's, die, wo nicht auf Verzug, doch auf Irrthümern beruhen, veranlaßt ward, eine Grabchrift untersuchen, die bald in der Gegend des Sers Biberos, bald bei Kilia, bald in Staim am Anger gefunden worden sein sollte. Sie ist eben so sicher unecht¹⁰⁶⁾, als die angebliche Schreibfeder Doid's¹⁰⁷⁾, welche im 16. Jahrh. Isabella, Königin von Ungern, besaß.

Doidus hinterließ eine Tochter, welche ihm seine zweite Gemahlin geboren hatte und zwar um 738 a. u.,

94) Ovid. l. 1. 9. 105. 95) Ovid. l. c. III. 2. 40. IV. 13. 12. 96) Liv. ab. Trist. Ann. III. 11. 97) Ovid. Ep. ex Pont. IV. 7. 17. 13. 27. 98) Ovid. Ep. ex Pont. IV. 8. 12. 99) Plin. H. N. XXXII. 11. 54.

1) Ovid. Trist. II. 549. coll. Ovid. Fast. VI. 725. 2) Procl. ad Virg. Georg. I. 133 sp. Lian. in T. II. Addend. 3) Hier. in Zus. Chron. Ol. 159. 1. 4) Hier. Scot. Chron. p. 215. 5) Mart. Pol. Chron. p. 47. 6) Rhodig. Lectt. Ant. XII. c. 10. 7) Böttgerich verol. Schenkenwisen, Anth. et hist. Babar. p. 86. 8) Fulcr. Biol. Lat. T. I. p. 439. Schönm. l. c. p. 89.

denn sie war nach Ede's⁹⁾ seiner Bemerkung¹⁰⁾ zur Zeit von Doid's Verbannung, im J. 762, schon über die Jahre der ersten Jugend hinaus. Was ihr Leben anlangt, so wach sie nach dercheidung ihrer Mutter wol bei dieser erzogen, sie hat sich dann jung verheirathet¹¹⁾, aber ihrem Gemahl bald verloren: Bald darauf hat sie aber sich von Neuem vermählt und zwar mit Cornelius Patrus¹²⁾, mit dem sie zur Zeit der Verbannung ihres Vaters verheirathet war zum großen Schmerze¹³⁾ desselben. Daraus sehen wir, daß Doid an ihr hing, kein Wunder, da sie sein einziges Kind¹⁴⁾ war. Der Zwang der gens Ovidia, zu welchem der Dichter gehörte, starb also mit ihm aus.

Literatur. Aus der classischen Zeit haben wir außer gelegentlichen Notizen und dem, was der Dichter selbst von sich in seinen Poesien erwähnt, nichts von Biographischem; dagegen sind aus einem cod. Vat. und einem cod. Farnes. zwei Biographien aus dem Mittelalter auf uns gekommen, die aber für uns gar keinen Werth haben, weshalb zu bedauern ist, daß sich *Clint*, Fast. Hell. T. III. manchmal auf sie verlassen hat. Ähnliches kann auch noch aus andern Handschriften zum Vorschein kommen; vergl. *Endlicher*, Catal. codic. philol. Lat. Bibl. Vindobon. P. I. cod. CLIX. p. 78; wo ein cod. angegeben, welcher die von *Mucroli* in Catalog. codd. nusc. Biblioth. Malines. T. II. p. 229 edirte Vita Ovid. zu enthalten scheint. Aus ihr will ich hier anführen, daß sie den Vater Doid's, Publius, den Bruder Lucius, die Mutter Agilina nennt; sie ist etwas besser als die erwähnten Vitae. Die ältere Philologie hat viele Biographien Doid's hervorgebracht; so die von Paulus Marfus, Raphael Regius, P. Grutius, Aldus Plus Manutius, Ed. Gerg. Grevolus, Christ. Joretus, Herc. Giofannus, welche alle bei *Burm.* Append. Ovid. in *Burm.* Ovid. Op. T. IV. stehen, von ihnen ist nur die von Manutius zu beachten, der aber nicht alle zu einer Biographie gehörigen Stellen aus Doid gesammelt hat, wie schon ein Vergleich mit unserm Versuche, in dem wir aber lange nicht alle Stellen aufgeführt, lehren kann. Unzulänglich ist die Biographie von *Marolles* in *la livre contre Ibia*. (Paris 1661); geistreich, wenn man will, aber oberflächlich und unvollständig *Bayle*, Diet. hist. et crit. T. III. ed. IV.; diese Leistungen übertraf und übersteigt ein wirklich vortreffliches Hülfsmittel: *J. Masson*, P. Ovidii Nasonia Vita ordine chronologico sc. delineata, ut poeana fata et opera verse assignentur anal. notique philologiae et historicae Illustratione atque Augustei aevi ritus moreaque varii elucidatione (Amstel. 1708); was denn auch, mit einigen Notizen von *Masson* selbst vermehrt, *Burm.* in Append. Ovid. I. a. hat abdrucken lassen. Dieses Werk ist bis jetzt noch unübertroffen; denn dem, was Müller (Hist. krit. Anleit. zur nöthigen Kenntnis und nützlichen Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller [1749]. 3. Bd.), Hamberger (Nachrichten über die vornehmsten Schriftsteller.

1. Bd. S. 544. [1756.]), Tiraboschi (Stor. della Letterat. Italian. T. I. P. 3. L. 3. §. XXIX. p. 154. [1772.]), Grutius (Lebensbeschreibung der römischen Dichter. 1. Bd. S. 307. Teutische Uebersetzung [1777.]) geschrieben haben, ist eigene Forschung ganz abzusprechen. Weitläufig, aber doch nach gutem Plane und mit Geschmac¹⁵⁾ ist gearbeitet: *C. Romani*, Vita di Ovidio Nasone. 2. Th. (Ferrara 1789); eine zweite von *Pollidori* 1821 besorgte Ausgabe kenne ich eben so wenig aus eigener Ansicht, als die Biographie von *Villanove*, die sich in der Uebersetzung der *Metamorphosen* von *Villanove* findet. Jauch will im vierten Bande seines Doid eine Vita folgen lassen. Kleinere Uebersätze geben *Gaddi* *descripti*, non eccles. T. III. p. 117. *Gland.*, Onom. Hist. Rom. p. 650. *Oberlin*, praef. ad P. Ovid. Nas. Trist. ed. ex. Pont. et Ib. p. V., am besten *Weber* in Corp. Poet. Lat. praef. p. XXXVII. Dann die Literaturgeschichten: *Fabric.*, B. Latin. T. I. p. 437. *Bähr*, Geschichte der römischen Literatur. S. 166. *Bernhardi*, Grundriß der römischen Literatur. S. 219. *Häder*, Geschichte der griechischen und römischen Literatur. S. 257 u. Am geschmackvollsten, obgleich nicht fehlerfrei, ist *Dunlop*, Hist. of Roman Literature, during the Augustan Age. T. III. p. 349.

Publius Ovidius Naso war an einem Tage geboren, der eigentlich das neue Rom herbeiführte, an ihm ward nämlich der Krieg gegen Antonius unwiderstehlich vom Senat beschlossen. Es entstand aus der Schlacht bei *Actium* das dritte Triumvirat, um aus den Schreden, welche es in seinem Gefolge hatte, ging allmählig das monarchische Rom hervor; als zu ihm also der Grund gelegt wird, wird der Dichter geboren, welcher vorzugsweise dazu bestimmt war, dies Rom in den Poesie zu repräsentiren. Von allen den Gelehrten, welche von 711 — 723 a. u. a. Italien verheerten, sah Doid kaum Etwas. Sulpicio scheint auch von den Vertriebenen verschont worden zu sein. Als er aber drangewachsen und anfang, seine Umgebungen mit Nachdenken zu betrachten, war man eifrig bemüht, die Buben, welche Italien geschlagen, nothwendig zu heilen; man war ferner zufrieden, daß *Octavian* allein die römischen Angelegenheiten besorgte und sie der Masse genommen; es begann daher ein lange vermisstes Gefühl von Ruhe und Sicherheit, sich in den früher so bewegten Herzen der Römer einzufinden. Man vermißte daher die Republik, welche Doid gar nicht gesehen, in seiner Hinsicht; daß *Octavian* in dieser Stimmung um jeden Preis die Römer zu erhalten suchte, daß er daher seine Herrschaft den Römern so angenehm als möglich zu machen sich bestrebt, war natürlich, und ihm, der nichts, was seinen Zwecken irgend förderlich sein konnte, bei seiner schlau berechnenden Politik überließ, war sehr wohl bekannt, wie Künste und Wissenschaften einem Hofe namentlich in den Augen des Volkes und der Nachwelt großen Glanz verliehen. Daher schon während der Unebenheiten *Octavian* sowohl selbst als auch seine Freunde, wie *Mäcenas*, *Messala*, *Gallus*, *Varus* u. A., um Theil selbst Dichter, sich bei jeder Gelegenheit des Dichters namentlich annahmen. *Octavian* mußte später nach dem

9) *Wider* und *Käte*, *Abel*. Mus. I. B. S. 126. 10) *Ovid. Trist. IV. 10. 75.* 11) *Donce.* de Constant. Sapient. c. 17. 12) *Ovid. Trist. I. 3. 19.* 13) *Const. Farnes.* in Append. *Ovid* ap. *Burm.* *Ovid. T. IV. p. 6.*

Beispiele anderer Usurpatoren Vortheil davon zu ziehen; denn indem er den Dichtern sich gefällig erwies, und sie sich verband, konnte er später nicht für jüdringlich gehalten werden, wenn er von ihnen Gegenleistungen verlangte. Virgil, Horaz und Andere wurden durch dies Verhältniß oft in ihren Vorlesungen bestimmt, keiner so mehr als Virgil, der zu dem Werke, dem er die meiste Kraft und Mühe zugewandt, zu seinem Unglücke nicht durch eigene Reizung, sondern durch August's Wunsch veranlaßt war; bei den meisten Dichtern gleichalterigen Dichtern war das nicht mehr der Fall. Ovid, ein wohlhabender Ritter, folgte unabhängig seinem eigenen Genius. Ihm also war ein glänzender Loos zu Theil geworden, doch kann ihn dies nicht über jene Ältern setzen. Freilich ist man von diesen wie vom Ovid gewohnt zu hören, wie sie und die Römer des Augusteischen Zeitalters überhaupt nur aus äußern Rücksichten gedichtet, wie sie nie den wahren Werth, das eigentliche Wesen der Poesie erkannt und nur aus Euzus und Eucht nach Glanze getrieben, der Poesie ein Vließgen gegönnt hätten; aber es ist dies sicher ebenso ungerecht als falsch. Während der Dauer der Republik waren die Römer so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß es ihnen unmöglich ward, zu der für Kunst und Wissenschaften notwendigen Stimmung zu gelangen: als von Außen für die politische Sicherheit des Staates kaum mehr Etwas zu fürchten schien, entstanden durch innere Unruhen vorzugeweiße Zeiten, in denen das, was für Wissenschaft geschah, fast mit Gewalt erkämpft werden mußte. Jetzt kam unter Octavian die Zeit, wo das Ertämpfte mit Ruhe der Vollendung nahe gebracht werden konnte; denn, da die Sprache und ihre Behandlung in der letzten Zeit der Republik einen großen Fortschritt gemacht, war zur Vollenbung nur noch größere Glätte und Eleganz nebst Abschaffung des größten Werken notwendig. Und um diesen Preis zu ringen, trieb die jetzigen Dichter ihr Ansehen; ihre Leistungen zu schätzen vor das Publicum sähig. So ist Virgil, wie die Georgiken zeigen, geborner Dichter und ward als solcher auch sogleich anerkannt. Propertius ward Nimmer, als durch seinen Genius zum Dichten getrieben, und wie er aus Liebe zur Poesie aus innerm Drange dichtete, so die Meisten damals, deren Namen aus und gekommen. Wie aber Jeder von seiner Zeit abhängt, so auch diese Männer; alle die von ihnen, welche die Schrecksensenen der letzten Zeit der Republik durchlebt und von ihnen geitten hatten, erhielten daher, wie Virgil, Horaz, besonders Tibull und Propertius, eine eigenthümliche Stimmung. Im Ovid hingegen ist diese Reizung zu düstern Gedanken nicht zu entdecken; er lebt in der Zeit, die man nicht tiefer als mit Tacitus' *videtur, quousquisque reliquit, qui rem publicam videmus*, aber dem Zone der Zeit selbst nicht entsprechend, als mit Ovid's Verse ¹⁾ schildern kann:

*Non hilarem populum laeta laeta caput,
Uas, an tristere Belli, fristat das frohliche Weib!*

Ovid sieht sich daher in seiner Umgebung höchst zufrieden, er kann sich sorglos dem, was er liebt, überlassen

und wäre ohne das auch unglücklich; denn durch die reichliche Erziehung entsteht jene Reizbarkeit, jene Macht der Leidenschaft, welche allmählig Roms Kraft untergrub. Zugleich ist aber an Ovid recht sichtbar, zu welcher Höhe zur Zeit seines Auftretens als Dichter die lateinische Sprache gekommen und wie es dem nur oberhin Gebildeten nicht sehr schwer ward, sie seinem Geiste gemäße schon zu behandeln. Es war dies zwar durch Annäherung an das Griechische hervorgerufen, allein es war das griechische Element jetzt so mit dem Lateinischen verschmolzen, daß ein in allen seinen Theilen sich entsprechendes Ganze hervorgerufen, das Ganze wie aus einem Gusse hervorgegangen war; ebenso zeigt sich das Dichtgen der Sprache als angemessen und muß also das Eine nicht mehr mit dem Andern kämpfen; es kam also überhaupt keine Spur von Zwang zum Vorschein, sobald das Lateinern gelungen war, in jeder Hinsicht aus Hellenismen, Lateinismen und Römismen ein eng zusammenhängendes Gebilde zu schaffen. Denn auch in der Form waren die Hellenen Muster; ihre Formen waren ins römische Leben übergegangen, da selbst der gemeine Soldat sein Griechisch verstand; wo aber die Poesie schaffte, was mit dem Volke, in dem sie entsteht, im Einklange, wer will ihr deshalb einen Vorwurf machen? Und doch werden die lateinischen Dichter dieser Zeit, der Augusteischen, als Nachahmer dargestellt, behandelt als Menschen, die allenfalls erträglich übersehen, aber weder originell erscheinen, noch als sonst den Hellenen vergleichbar. Allerdings haben die Römer in Ausbildung der Kunst und Wissenschaft das Glück nicht gehabt, was den Hellenen und zwar bis jetzt allein diesen vor Allen zu Theil geworden; woe in der letzten Zeit Octavian's noch ein Krieg möglich gewesen, der die Interessen der Römer so allseitig in Anspruch genommen, wie der peloponnesische die der Athener, so hätte die römische Kraft in der Wissenschaft es noch weiter gebracht, als wir jetzt sehen. Aber dies war nicht der Fall: das Schicksal, was sie erreichte, entstand in August's Zeit. Und auch dieser Zeit Dichter thaten, als sie an den Hellenen sich bildeten, das, was sie mußten, ihre Pflicht: die Menschheit kommt nur dadurch weiter, daß ein Geschlecht auf dem, was ein früheres gefunden, fortbaut mit Erfolg; und einen Fortschritt in der Geschichte der Poesie bezeichnen die lateinische Poesie der Augusteischen Zeit. Obgleich also die Römer die Hellenen beachten mußten, so waren sie doch weit entfernt, sich deshalb ihrer Rationalität und Originalität zu entäußern, vielmehr hielten sie an diesen so fest als möglich. Denn nicht einzelne Formen und Worte, nicht ein unerhörtes, nie vorgekommener Stoff, nicht die Erfindung von seltsamen Situationen macht, um mit Wieland ²⁾ zu reden, den wahren Dichter, sondern der lebendige Odem, der das Ganze durchdringt, die Aufsprägung der eigenen Eigentümlichkeit auf jedes Einzelne, die völlig freie Handhabung des Stoffes; daher ist dem Virgil in seinem Landbaue so originell römisch, daß man

¹⁾ Wieland's *Samml. Werke*. 52. Bd. S. 570. Aug. 2. B. 1798.

²⁾ Tacit. *Ann.* I, 2. *Ovid. Art. Am.* III, 518.

mit der völligen Sicherheit behaupten muß, nie konnte ein Hellene ein solches Gedicht fertigen; nur die, welche dem Verstande und unklaren Begreifen von Poesie folgen, können dies verkennen. Die Wahrheit unserer Ansicht bestätigt auch der Umstand, daß diesen Gräcomanen Tibull und Doid stets im Wege gewesen; sie haben denn neuerdings zu der Behauptung geführt, Tibull habe sich an Griechen nicht gebildet. Ist es denn dem Dichter unmöglich, sich bei allen Studien die Originalität zu bewahren? Ich dachte, gerade wir Aufseher hätten vor Allen Ursache, diese Verwirrung zu erkennen. Wie alle Römer hat auch Tibull Griechen studirt, trotz dem muß man aber auch hier fragen, wo ist der Hellene, welcher eine Tibullische Elegie hätte dichten können? Die Phantasie — freilich hat man ihm diese auch abgesprochen! — erfasset der Tibull Alles auf ihre Weise und grade weil er in der trefflichsten, elegischen Form diese seine eigenthümlichen Gedanken darstellt, ist er originell. Grade durch dieses Individuelle unterscheidet sich aber Doid von ihm, auch er hat Hellenen studirt, doch auch Latiner und ist trotz dem kein Nachahmer; er sucht an die Stelle des Speisens, Individuelles, Allgemeinen zu setzen und wird dadurch flacher; wie er denn auch in Wahrheit keiner so tiefen Gedanken fähig ist als jener. Tibull ferner wird in seinem Amorsleben von einem Affekt ganz erfüllt und ergriffen, so daß ihm sich Alles unterordnet; er kann nur ein Mädchen lieben und mit tiefgefühltm Schmerz trennt er sich von ihm, wenn das Mädchen ihn dazu zwingt; Doid spielt in seinen Elegien mit den Affekten, und wie es mir scheint, ist es von ihm mit Absicht geschehen, daß neben Gedichten, welche Corinna Aras versichern, einige stehen, welche des Dichters Verhältnis zu Popassia, der Sklavin der Corinna, beschreiben. Hiernach ist klar, wie Tibull recht eigentlich aus seinem Stoff auch seine Gedanken herleitet, ähnlich hierin dem Sophokles; dagegen behandelt Doid seinen Stoff mehr als Mittel, poetische Darstellungen, Karikaturen, an ihn anzuknüpfen, steht also wie Euripides mit Jemem in seinem engerm Verhältnisse; daher bei ihm denn auch die Kälte, welche sich trotz der schönen Sprache oft dem Leser aufdringt, die ihm aber auch möglich machte, eine Ars amandi zu vollenden. Wie Tibull ohne Zweifel auf der Höhe der Elegie steht, so bezeichnet Doid schon den Verfall. Daß wie hier aber zu einigen allgemeinen, vorbereitenden Bemerkungen die Elegie angewandt, ist ebenfalls geschehen, weil in ihr die Richtung Doid's sich eigentlich am deutlichsten zeigt; er hat sich von ihr aber auch nie losmachen können. Denn es sind ja, wie wir oben bereits gesehen, die

1) *Amorum libri III.*, zum Theil die ersten Gedichte, welche Doid gefertigt, sie gebören gänzlich der Elegie an. Aus den Zwischen- und Mittelstücken, in denen unter den Händen des Catull, Calvus, Varro Asiaticus, Cat' Domitius Marcellus die Elegie sich befunden, hob sie mit g. vältiger Hand Tibullus hervor, indem er in Sprache und Composition ihr ein echt römisches Gewand gab. Sein Stoff war wie bei den Frühern der immer neue und ewig blühende, die Liebe, worauf die

Elegie schon von den Alexandrinern angewiesen war; es folgte ihnen darin das ganze Augusteische Zeitalter. Sie ward als die der Liebe und ihrer Beschreibung vorzugsweise passende Form angesehen und konnte demnach Doid in der Stimmung, in welcher er sich, als er seine Laufbahn als Dichter begann, befand, nicht lange zweifeln, für welche Gattung der Poesie er sich zu entscheiden habe; es ist dabei auch noch der Umstand zu beachten, daß er im Anfange traurige, schmerzliche Gefühle, die damals besonders in Elegien erblühen, zu beschreiben hatte; denn nicht gleich ward Corinna die seine *). Bald ging aber das Ungemach vorüber und nun in Freude schüßert der Dichter mit üppiger Phantasie die mannichfachen Geheimnisse eines Liebesabers im Bild. Er nimmt also zu seiner Elegie heilern Stoff, was dem Charakter der Elegie nicht entgegen steht; Tibull trauert nicht, weil er dies passender für Elegien hielt, sondern weil dazu sein Geist ihn zwang *). Die Elegie nämlich umfaßt ihrem Wesen nach nicht traurige Empfindungen allein, ist überhaupt kein Theil der Epik, sondern die ganze Epik, umfaßt alle Gefühle der Epik in einer besondern Auffassung und bestimmtem Gestalt. Es legt also Doid in der Amores die Gefühle rein familiär liegender Art dar, ein Umstand, der ihn zwar schon bei seinen Zeitgenossen Tadel zog, aber besonders von Neuern, von Keinem stärker als von Bayle **), hervorgehoben worden; dieser macht eigentlich nach diesen Elegien den Dichter zu einem der lächerlichsten Menschen, welche je die Sonne beschienen hat. Ich habe ebenwegs die Absicht, hier für Doid eine Apologie zu schreiben, da schon oben — aber ohne bestimmte Zeugnisse aus dem Alterthume — zugegeben, daß in diesen Amoren der Dichter als ein ganz von seiner Zeit beherrschter, in Freude und Genuß lebender, vornehmer römischer Jüngling der Augusteischen Zeit erscheint; er mag daher wirklich mit der Corinna und andern Frauen und Mädchen sich eingelassen haben, also Manches von dem, was er beschreibt, aus praktischer Übung kennen; aber daß alle Gedichte der Amores, in denen von einem Fortium die Rede, nur vom Dichter, Eriebes enthalten, man also aus ihnen seinen Lebenswandel entwerfen müsse, dagegen trete ich trotz der entgegenstehenden Ansicht aller Früheren entschieden auf. Denn abgesehen davon, daß J. B. das trotz allen Rosenkranzempfinden doch vorreffliche Gedicht, *Amor. I. 5* elcfast wird, wenn man denken soll, um den Genuß noch einmal zu haben, habe er — das hierher gehörige epitheton ornans findet der gereizte Leser wol. selbst — Dichter dies Gedicht gefertigt; abgesehen ferner davon, daß Gedichte, wie *Amor. I. 14. II. 10, 18* zeigen, wie ein bingerwerfener Gedanke zur Erregung der poetischen Thätigkeit hinreichte, so liegt der ganzen Ansicht auch eine der poetischen Conception ganz unwürdige und falsche Idee zum Grunde, welche consequent durchgeführt, alle tyrischen Erzeugnisse zu gewöhnlichen Gelegenheitsgedichten machen, ja auch deren Recht geden würde, welche meinen, der

16) Ovid. Am. II, 12. 17) Dissert. ad Tibull. T. I. p. LV. 18) Diet. hist. et crit. T. III. a. Ovide.

Philolog, welcher Aristophanes und Petronius fleißig las und richtig erlärte, „nißte das, was er erlärte, auch erkläre haben. Dichter gebären auch die erdichteten Namen der Mächten. Es ist demnach bei Ovid ebenso falsch, aus den Elegien auf speziell den Dichter angehende Jacia zu schließen, wie bei Horaz, wo man den von Aufmann gezeigten Weg nicht hätte verlassen sollen“), und da bei dieser Kürze die Ansicht von der Wahrheit des aus der Geschlossenheit vielleicht nicht Leben abgezugt, soll noch bemerkt werden, daß auch historisch begründet werden könne, wie Ovid selbst nur eigene Abenteuer zu Elegien verwende. Daß Quintilian, Apollinaris“), wenn sie von Ovid's lascivität sprechen, nicht an seinen Charakter als Mensch denken, daß die Vita Mucialis, ihn modestum moribus nenn, soll ich nicht uehren, wohl aber, daß Ovid selbst sagt“), aus den Liebeselegien und der Kunst zu lieben sei nicht zu sein Leben zu schließen. Zwar schreibt Epigramm Mäcer“). „Ich weiß daher nicht, wie er (Ovid) sich diesen einzuweisen lassen, die Nachkommenschaft so gutheißend zu machen, daß sie glauben solle, er sei nur ein spaßhafter Baccareus der Lächerlichkeit, oder kein ernsthafter Proletus derselben gewesen“ und man würde vielleicht, wenn man in den Anstipen und Briefen aus dem Pontus dergleichen vorläme, sich beunehmen, diesem Ausspruch zu widersprechen, wenn gleich dunkel bliebe, wie Ovid dem August, seinen Freunden, ganz Rom dergleichen weiß zu machen, habe wagen können; allein Ovid sagt schon viel früher, Art. am. II, 639, wie er sehr selten von seinen Liebesbänden etwas bekannt habe werden lassen. Wenn also aus den Amores nichts auf den Charakter des Dichters geschlossen werden soll, so könnte man das vielleicht aus der Kunst zu lieben gerade thun, da Ovid ja da sagt, wie er außer der eigentlichen Geliebten auch mit der Kupplerin in Verhältnis gewesen, wie er nur verleihe liebe und dergleichen mehr, aber — cf. Inse. — das brachte die Form mit sich. Hätte Ovid wirklich seine Liebesgeschichten befangen, in würde er an der angeführten Stelle gesagt haben, er habe von seiner Schwachgeistesgar gar manchen Schaden erlitten. Durch diese Ansicht aber steigt Ovid's Werth als Dichter bedeutend; wie sehen, wie trugbar, wiegenig gestaltet Ovid's Phantasie schon in diesem seinen ersten Werke erscheint. Daß er in ihm sich noch nicht ganz vollständig bewahrt, sondern an sich Rastet, Tibullus, sich entsagte, ist natürlich: praecceptor aber, wie Vit. Muec. sagt, ist Tibull nie dem Ovid gewesen; man sieht aber doch hierin, wie man einen Einfluß dieses Dichters auf den ungeringen sich selbst angenommen. Reuere kungs ist auch bezeugt worden“), daß Ovid dem sogenannten Evgamius nachgeahmt, allein ich glaube das Unge-

heute annehmen zu müssen, da 736 a. u., wo Evgamius erstehen sein soll, Ovid schon ein fertiger Dichter war, als daß er den hätte studiren sollen; Evgamius Gedichte können ebenso gut nach der Ars amandi abirt sein. Uebrigens trat in den ersten Gedichten Ovid's, welche wir wahrscheinlich nicht haben, dies Ansehen wol schon hervor; denn in der Elegie auf den Tod des Tibullus“), die doch sicher 736 a. u. geschrieben ist, bemerkt man selbst in diesem traurigen, dem Ovid nicht zugewandten Stoffe weniger ein Aufschließen an Tibull; dagegen aber doch den noch nicht für solche Stoffe gebildeten Geschmack. So ist z. B. das Verweilen bei der Klage, daß auch Trocime und Dichter sterben müßten, daß man, man möge leben, wie man wolle, dem Tode doch nicht entgegen könne, keine besondere Erfindung, zumal da Ovid dadurch zu dem von ihm selbst fast gemisbilligten Ausspruch getrieben wird, es schade zuweilen, als seien gar keine Götter da; ferner ist mancher Ausdruck spierend“), die Übergänge auch nicht immer ohne Schwere; ferner, die das tiefe Gefühl über den Verlust, die innige Verehrung des Todten, manche einzelne Schönheit vermischen, so daß der junge Dichter durch dies Gedicht in den Augen der Zeitgenossen nur gewinnen konnte. Alle sehen demnach klarlich, wie eine Vergleichen zwischen Tibull und Ovid nur zu des Letztern Nachtheil ausfallen kann, da sie doch nur zwischen Gedichten ähnlichen oder gleichen Stoffes angestellt werden muß; denn Tibull's Stärke ist in der Trauer, also da, wo Ovid am schwächsten. Nichtsdestoweniger wird doch eine Vergleichen die Eigentümlichkeiten Ovid's stärker und deutlicher hervorheben, daher ich Tibull. II, 4 mit Ovid. Am. III, 8 zusammenhalten will. In beiden Elegien beklagen sich die Dichter darüber, daß sie sich einem reichem Lebensbühler nachgefolgt seien; Ovid, nachdem er kurz angegeben, wie jetzt Genie nichts mehr gelte, sagt gleich, daß das Mäthen ihn nicht zulasse, obgleich er die Bücher von ihm lese; stellt darauf seinen Lebensbühler, der Soldat gewesen, von seiner unglücklichen Seite da. Nach dieser längeren Beschreibung 9—22, wiederholt er, daß einem solchen Menschen ein Dichter vorgezogen werden könne, und geht sogleich, 29, weiter zur Ausführung des Gedankens; das durch Jupiter ist eingeleitet worden, die Mäthen durch Geiz und Gerechtigkeit genügt zu machen; seit der Zeit sei das Streben nach Reichtum stärker geworden, und jetzt so stark, daß, B. 60, Arme, wie er, nicht einmal mehr leben könnten. So ist denn in dem ganzen Gedichte, welches Ovid's Liebeschmerz bezeichnen soll, vom Ovid selbst eigentümlich gar nicht die Rede; man sieht daher auch gar nicht, daß ihm wirklich weh und Darg ist, und kann man daher zu dem Andern, mit Ausnahme der Paar Stellen, wo von ihm die Rede“), diese Beschreibung beilegen. Es hat also bei ihm der Leser nicht nötig, sich in das Innere des Dichters hineinzuwenden, es ist dem Dichter auch leichter, allgemeine Ausdrücke poetisch darzustellen, zumal

19) Quint. Mythol. T. I. p. 197, besonders p. 314 sq. 20) Ovid. Am. p. 28, spricht zwar in sehr bedingtem mit Lebensarten gegen das, findet aber etwas von Förderung. 21) Ovid. Am. II, 1, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

24) Ovid. Am. III, 9. 25) Ovid. L. C. 45, 46. 26) Ovid. Am. III, 8, 5, 23, 24.

wenn andere Dichter sie schon bearbeitet¹⁾, als seine eigenen Gefühle so auszuführen, daß sie jedem Andern ergreifen. Alles, was wir hiernach der Doid vermessen, finden wir trefflich bei Tibullus; gleich der Anfang: 1—12, zeigt uns des Dichters zerrissenes Herz, im Haupttheile, 13—50 ist der Geiz der Nemesis das Thema, und durch den Gedanken, daß seine Muse ihm die Liebe der Geliebten nicht zu erwerben vermöge, wird sein Affekt so gesteigert, daß er der Nemesis flucht. Doch so wie dies geschieht, ruft er sich zurück und bekennt im Schlusse, 51—60, daß er von dem Mädchen doch nicht lassen könne, und daher Alles thun wolle, um ihrer Liebe und Treue sich zu erwerben²⁾. Hier ist nun stets der Dichter selbst mit seinen Schmerzen versorgend, Alles auf ihn allein bezogen und dadurch das Gedicht so individuell gemordet, als nur möglich; wir sehen, wie Tibull specialisirt, dagegen Doid generalisirt, wo es angeht, worin denn die Gründe der Verschiedenheit in der Composition dieser Dichter liegen. Denn da Tibull dem Leser seine eigene Stimmung klar machen muß zum Verstandnisse der folgenden Scenen, so hat er ein ausführlicheres Proömium nöthig; da der Haupttheil auch nur ihn selbstbet, so ist er, je nachdem das Gefühl schwächer oder heftiger, bald einfacher, bald complicirter, aber stets künstlich geformt; da endlich in diesen poetischen Affecten ein Abschluß für das Ganze nicht ist, so wird dadurch ein ausführlicher, schätts inquirirter Schluß veranlaßt, wonach denn Tibull, wie Tibull ein wahrhafter Künstler ist. Wie aber Doid's Gedanken und Ausführung leichter sind, so auch die Composition; er hat als Anfang und Schluß kurze Sentenzen allgemeinerer Art, die, da sie oft sich ähneln, einen allgemeinen Eindruck beim Leser zurücklassen³⁾; eine künstliche Composition im Haupttheile hat Doid ebenfalls nicht, sondern es reißt sich mit leichten Übergängen eine Beschreibung an die andere, ähnliche Erzählungen⁴⁾; ein Punkt, in dem er dem Propertius verwandt. Mit diesem, dem Propertius, könnten wir Doid in Behandlung dieses Gegenstandes, der Lage über den Geiz der Mädchen, vergleichen, allein da ein ähnliches Resultat, wie das eben durch Tibull erhalten, sich ergeben würde, ginge ich vor, beide Dichter in der Behandlung einer andern Situation zu vergleichen. Propertius steht dem Doid auch darin näher, daß er mit diesem nicht wie Tibull die Beschreibung des Aussehens in der Liebe verbindet; Tibull's Muse ist die kühnste, jenseits unter den Göttern, daher solche Schilderungen, wie Prop. II, 16 (III, 7, Jac.). Ovid. Am. I, 5, ihm unmöglich waren. Beachten wir hier zuerst den Propertius, so zeigt sich seine Heftigkeit schon beim Beginne, da er mitten in das Factum hineinführt, welches in Fragen und Auskünften lebhaft ausgeführt wird, 1—10; da Nothwendigkeit war, mußte der Dichter notwendig, 11—24, so muß man sie im Leben auch gewahren, da der Tod das schöne Band der Liebe trennt; ginge es nach ihm, dem Dichter, so

wäre diese Rede ewig, da er durch sie sich fast wie ein Gott fühlte, bis 43. Dachten Alle so, so wäre Rom in Glorien, keine Bürgerkriege hätten großgeth; eben weil dies Leben so schön, so mußte man schnell es erschöpfen, da der morgende Tag uns schon todt erbliden könne. Ein herrliches Gedicht! Wie sehr im Anfang nur mit Umfassen die Scene, geschildert, aus der der Dichter einen seiner Heftigkeit entsprechenden Satz hervorgeht, ihn als das Höchste hinstellt, mit Worten bedeckt und seine Heftigkeit, B. 17, an ihm zeigt, es steht dies mit dem Anfang also in genauem Verhältnisse. Da aber das Schönste auch vergreift, so erinnert er daran, und findet die Seligkeit, seine glühende Liebe und unwandelbare Treue zu schätzen, welche uns ebenso wie der dann ersagende höchst ernste Schluß zu ganz andern Gedanken führt, als man im Anfang gehabt. Es ist eine völlige Umdrehung des Gedankens durch ganz natürliche Übergänge hervorgebracht und somit ganz in der Weise des Propertius der reinen Sinnlichkeit ein Gegengewicht gegeben. Schwer trenne ich mich von einer weitem Ausführung dieses Stoffes, aber wir müssen fragen, wie es bei Doid sei. Bei dem ist nun wiederum die leichteste Materie von der Welt: einmal ist nichts leichter, als die Sinnlichkeit der Menschen, namentlich jene die eines Jüngers, in Bewegung zu setzen; denn geschieht dies nur schon, so ist nichts so vortheilhaft, da die alte Jung, Mann wie Weib, sich dies gern gefallen läßt; Doid nun mit seiner gewählten und schönen Form der Erzählung beschreibt erst die Tageszeit, nicht die Nacht ist gewählt, wie bei Propertius, sondern die ungewöhnlichere und ängstliche⁵⁾, die des Mittags; die eigenthümlich häßliche Bedeutung, fernes der Schein Kampf zwischen Doid und der Corinna, die höchst specielle, im Tone der Begierde gehalten Schilderung der Entleertheit, Alles dies ist nur geschrieben für die gemeine Sinnlichkeit; eine künstliche Anordnung war nicht nöthig, sie war von selbst gegeben, es ist daher Alles leicht, jeder höhere Gedanke, jedes Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit entfernt gehalten. Zu ähnlichen Betrachtungen bietet Prop. II, 22 (III, 16, Jac.) mit Ovid. Am. II, 4 verglichen Stoff. Der Weg, den Doid eingeschlagen, war für den jungen Dichter gefährlich, da er durch ihn sich ganz ins Flache verlieren konnte; der Befall jedoch, den seine Gedichte hatten, mußte ihn für sie nur gewinnen; Warner und Reider wurden nicht erschreckt, und wegen zu großer Freiheit der später auch ausgedrückter Grundsat ausgeführt:

Kann nur unsere Lust entschlief dem lustigen Stoffe,
Weg ist und angelegt werde die Muse nie stillst.
Wel string schönen Lasten brachte es in diesem Zweige der Poesie. Doid auch zur Virtuosität; seine schöne, warm auch sinnliche, Sprache, der leicht dahin rollende, fast vollendete Vers, die sachliche und mannichfaltige Periode, die der Natur entsprechenden, wahren Schilderungen aller Art, die überraschende Deutung von manchen Mythen, welche ohne alles Suchen ganz von selbst zur größern Klarheit dem Dichter sich darboten; zu diesem auch der

17) Tibull. II, 2. 20) Dissen, ad Tibull. T. II, p. 256. 21) Ovid. Am. II, 4. 1—10, ad sq. II, 1, 2, 23. 22) Dissen, ad Tibull. T. I, p. LXXXII.

31) Catull. Carm. XXXII.

alter, nie zu störende Ton, die nur auf Freude und Glück berechnete Lebensphilosophie, Alles dies erstreckte manchen üppigen Ausbruch, und nahm trotz des Mangels aller tieferer, höherer Gedanken den Leser so ein, daß in kalter Verlesung und selbst zu Kritik zu greifen er verhindert ward⁵²⁾. Der Zauber, in den diese Gedichte so vollständig versetzen, ihre leichte Verständlichkeit haben ihnen auch stets Leser erhalten und wie Ovid's Zeitgenossen in diese freie Zeit entsprechende Poesie mit Freude aufnahmen, wie im 4. Jahrh. n. Chr. die Frauen namentlich so fröhlich trieben, so sind sie auch im Mittelalter, wie manche Ritzig und die vielen Handschriften zeugen, nie verschmäht.

Litteratur über die eod. cf. infr.: besonders neu ausgegeben sind die Amores nicht, dagegen sind sie oft abgedr., früh von den Franzosen, die sie auch erläuterten und Ovid's Studien ergötzen, wie Bellefleur Perizon (1821); von den Italienern Gavariani (1804); von den Engländern Peier (1722), von Keutchen, wie Schiller (1786); nur einige der Sammlung überließ (1815). Die Reuen haben verstanden über Ovid gewürtheilt, und bald nach England's Beispiel, wo um Jahr 1896 Macleod's Uebersetzung erschienen ward, ihn als einen höchst unerschöpflichen Dichter dieser Amores wegen dargestellt, bald ihn sehr gerühmt cf. infr. als Dichtungen unter Elegen vergl. Souvray, in Hist. de la l'ed. franç. T. VII. p. 359. Nachr. zu Sulzer's Aethor. der schönen Kunst. u. Wissensch. 3. Bd. S. 336; furs, aber nicht John, ad Ovid. Op. T. I. p. 226.; außerdem haben noch sehr viele aus diesen Dichtern gesprochen.

2) Gedicht auf des Fabius Maximus Hochzeit⁵³⁾. Vergleichlich kann Ovid noch Mehreres gedichtet haben, ob er es versucht hat herauszugeben, oder ob es für uns und anderen ist, kann man nicht bestimmen.

3) Heroidum liber, dies dürfte der letzte Titel sein, der außer der Ueberschrift im eod. Helmut: Heroidum über Ovidii, außer einigen ähnlichen Dingen⁵⁴⁾, für ihn Bestand, auch Pöschner citirt⁵⁵⁾: in Heroidibus; das kommt noch die Analogie der übrigen Gedichte hinzu. Esst haben die eod. gewöhnlich: Epistolae Heroidum; Heroides sive Epistolae, auch unlateinisch Epistolae Heroides: Ovid nennt sie einmal⁵⁶⁾ selbst Epistolae, woraus John⁵⁷⁾ geschlossen, daß sie so von ihm betitelt worden; allein abgesehen davon, daß eine neue poetische Gestaltung der Dichter nicht so unbestimmt bezeichnet haben würde, ist die Stelle selbst nicht beweissend genug; für sie war die Bezeichnung Epistolae zu und für sich schon genug, der Pentameter bestimmt sie aber doch noch mehr und auf diese Art wird die poetische Bezeichnung Heroides poetisch unkenntlich. Was Ovid in diesen Gedichten veranlaßt, ist oben angegeben.

es sind Übungsstücke, die eben deshalb nach Grundsätzen der Rhetorik ausgeführt sind, daher denn auch die Regeln, welche für ihre *gymnasia* die Rhetoren geben, auf sie passen. Diese Ansicht ist der von Benier⁵⁸⁾ ähnlich, wenigstens aus der herorgegangen; daß ich dieses Kritik ferns Ansicht nicht in ihrem ganzen Umfange billige, kommt von der Art, wie ich die Jugendgeschichte des Dichters anordnen zu müssen geglaubt habe. Ovid sagt selbst⁵⁹⁾, er sei der erste, welcher diese Gattung der Poesie geliebt. Es ist an der Wahrheit dieses Ausspruchs nicht zu zweifeln, obgleich es immer sein kann, daß durch die eben erschienenen Briefe des Horaz, des Tibull, durch Gespräche mit Propertius — dessen süßstes Buch erst nach seinem Tode herauskam, — Ovid mit zu diesem Gedanken gekommen. Ebenso wenig wie hiernach Lateiner unsern Dichter bestimmt haben, ebenso wenig haben das auch Griechen gethan. Zwar hat Benier letzteres zu erweisen gesucht, allein schon die Art, wie er eine Hauptstelle, Aet. am. III, 345, zu erklären gezwungen wird, nöthigt sie abzuweisen. Benier ward aber zu dieser Ansicht durch die Mangel eines eod. Victor, gebracht, wo es heißt Ovidius Epistola iulias ad Exodius poeta Graeco conscripsit in latium novavit; unde in libro de arte loquendo (leg. amandi) de an. dicit, vel tibi citi, dazu hat Benier⁶⁰⁾ aus einem eod. Trevisani's eine ähnliche gefügt: In quo opere imitatus est Vidiorum et aetreae poetriae ad memoriam epistolae reducendo, quas iam oblivioni (ad)erant fere datas, unde in Ovidio de arte amatoria continetur; ignotum hoc illis ille novavit opus. Um von dem letzten anzufangen, so bezieht sich die aetrea poetria gewiß auf dem Aetna, was die Ueberschrift des 15. Briefes in einem eod. Ratisb. enthält⁶¹⁾: Sappho rates graeca leasib ex mitylene civitate ad placonem amatorem suum per Ovidium. ut arbitrantur nonnulli, traducere incipit; sodas also in der aetrea poetria nichts ist als graeca poetria, oder *laetia mitylene*, mit einem Worte, die Sappho. Ebenso kann der Vidiorus eine und dieselbe Person mit Exodius sein, obgleich ich nichts dagegen habe, wenn Jemand ihn nur als Vorbild für einen antern Brief ansehen will: die ist letzteres wahrscheinlicher und ich denke, in diesem Exodius steht S. Clodius; ich nehme dann, weiter an, daß mit diesem Aetor, der freilich schon bejaht war⁶²⁾, Ovid in einem ähnlichen Verhältnisse gestanden habe, hinsichtlich seiner Heroiden, wie Pontanius mit Gallus⁶³⁾. Clodius hatte, ihm passende Rhythmen vielleicht in Versen und zwar prosaisch zusammengestellt. — Doch wir haben bei diesen argwöhnigen Randbemerkungen schon zu lange verweilt, gehen daher zu den Heroiden selbst über. Sie sind Briefe, welche Mädchen, Frauen der doricchen oder alten Zeit ihren abwesenden Gemahlen oder ihren Geliebten

52) Ovid. Rem. amof. 337. 53) Ovid. Epist. ex Post. 1. 2. 153. Amores VII. Or. ad am. DCLXVII. 5 (trist.) interpp. ad Ovid. Her. 1. 1. *Amor. ad Ovid. Heroid. T. I. p. LXXV.* 54) Prince. X. p. 503. *Amor.* 55) Bredl. *Amor. 1. 1. John. ad Ovid. Op. T. I. p. 2. Endlich. Ovid. Heroid. T. I. p. 161. 56) John. ad Ovid. Op. T. I. p. 226. 57) Ovid. Am. 1. 1. 115. 58) John. L. c.*

59) Benier. Dissert. upon Phalar. p. 7. 60) Ovid. Art. am. I. c. 41) Ovid. Her. T. I. prol. p. XXXV. 62) Herf. Am. Pollist. Mon. 1. 4. p. 502. John. ad Ovid. T. I. p. 112. 63) Sueton. Char. Rhet. c. 5. Orelli. Onomast. T. I. p. 161. 41) Pontani. Eng. lat. *Amorem* d. *Heroidum* 4. *Heroidum* 4. *Heroidum* 4. 175.

geschrieben zu haben auslegt, so sind schon von Dominius Calderinus, von Scaliger, Vesfius und Andern⁶¹⁾, die sich lesen, als wärel die Briefe der Liebhaber und die Antworten der Mädchen darauf enthalten, dem Catinus zugesprochen worden, welcher, wie an derselben Stelle Doid erzählt, auf Doid's Briefe Antworten verfaßt hat. Diese Ansicht hat nun allerdings einen Halt, wenn wir Od. Palatinus bemerkt der Epist. XVII: „Sabinus poetas epistolam“; es folgt aber daraus nicht, daß alle sechs von diesem seien. Valerius und Andern haben noch schlauber sein wollen und deshalb nur XVII. XIX. XXI. dem Catinus gegeben, da wie Albius⁶²⁾ sagt: „cumque constat Ovidium in Heroidibus respondentem scripsisse epistolam.“ Andere entscheiden anders: die neuern Herausgeber hätten sie für echt und Jahn⁶³⁾ stellt nach Wesfius⁶⁴⁾ Anleitung wegen des Umstandes, daß in Ovid. Amor. l. a. nur welche von den ersten 15 Heroiden citirt seien, die Hypothese auf, daß Catinus' Tode habe diese Briefe Doid geschrieben und zugleich brandverurtheilt; daher läme auch, daß diese letzten sechs schlechter seien, sie sind, heißt es: „longe detrioribus, atque nimis loquacitate, omnino omnibus se vilius laborant, quibus Ovidius, virili aetate rhetoricam cavellia ac contumaciter parvus est.“ Es ist nicht, wie von Andern schon bemerkt⁶⁵⁾, eine reine Unmöglichkeit, es müßten die Briefe besser sein, außerdem ist es unrichtig, daß in spätern Jahren die Rhetoren einen solchen Einfluß auf Doid, der von Jahr zu Jahr schlauber ward, ausgeübt hätten. Die lateinische Literaturgeschichte ist deshalb sehr vorsichtig in Punkten der Jahn'schen I zu behandeln, weil schon früh wegen Mangel einer Anstalt wie das Meronbrinische Museum, auch wegen Mangel an Theilnahme, man über Wesfius vieler Werke schwankend war; man denke an Plautus, an Cicero, an Horaz ferner, dem schon zu Ennius's Zeiten Prosa und Poesie untergeschoben ward; nicht daß dabei noch Blumenlesen dazu beigetragen, Mangel an einen andern Verfasser zu bringen; endlich scheint früh Eilte geworden zu sein, Poesien vermannter Art in einen cod. zu schreiben. Es mag letzteres in den folgenden Briefen überdauert grünnen haben, daher die meisten Poesien. Und es hat sich haben. Dies hat dann nur Eintheilungen, von denen das Alterthum nichts wußte, veranlaßt; so sind denn auch die Heroides in zwei Bücher⁶⁶⁾ getheilt worden, wovon die cod. noch Spuren tragen, es kam aber noch andere Eintheilungen⁶⁷⁾ derselben vor. Dies beweist, daß in späterer Zeit Jemand sie gesammelt und revidirt hat; in diese Sammlung ward nach der Weise jener Zeit Alles, was man von Heroiden austreten konnte, aufgenommen; anfänglich wußte man viel

leicht die Verfasser, die aber dann durch Nachlässigkeit der Abschreiber weggelassen wurden. Nun kam aber das 14., 15. Jahrh., wo in Italien wegen des Wiederbraufs während der Poesie und der classischen Literatur eben so der Vortrag mit alten Büchern gemacht wurde, wie jetzt mit scheinbar alten Statuen. Um nun bei unserm 21. Heroiden hiernach das Alter vom Reum zu schreiben, bedarf es vor Allem einer genauen Kenntnis der cod. dies ist aber, was uns fehlt, und daher sind die folgenden den Andeutungen auch noch immer als schwankend anzusehen. Eicher rühren von Doid nicht der Epist. XIV. und Ep. XIX., der kürzeste Grund für diese Behauptung ist, daß in cistense B. 62, in der andern B. 204 am Ende des Pentameters ein dreißigbiges Wort steht; Doid aber hat sich das in seinen vor-her Verbanung geschriebenen Gedichten nicht erlaubt, die Strenge in dieser Sache ist grade eine Eigenthümlichkeit des Doid'schen Pentameters. Da demnach sicher, daß fremdartige Sachen hier sich finden, so ist auch kein Grund vorhanden, warum wir dem cod. Palat., von dem wir freilich Nichts wissen, nicht folgen sollen, und Ep. XVII. also dem Catinus zuschreiben; die XVI. XVIII. XX. XXI. sind innerer Gründe wegen dem Doid abzuverleihen. Wesfius⁶⁸⁾ und Jahn⁶⁹⁾ beweisen für die Echtheit können höchstens beweisen, daß die Verfasser, die wie nicht kennen, stetig ihren Doid tractirt haben. Aber wann ist diese Sammlung denn gemacht? Das Eutalius⁷⁰⁾, daß ein Scholiast zu dem Metamorphosen⁷¹⁾ Ep. XVII. und Ep. XVIII. als Doidisch anführen, beweist nur, daß im Mittelalter unsere Sammlung vorhanden war, vor ihm ist also die Sammlung gemacht. Daß nicht auf bloße Sammlung und Eintheilung in Bücher, sondern auch auf Überarbeitung oder Interpolation sich die Arbeit des Sammlers bezog, zeigt die Überarbeitung einzelner Stellen, namentlich aber die der Anfänge, so: VI. 1. VII. 1. VIII. 1. IX. 1. X. 1. XI. 1. XII. 1. XIII. 1. XVII. 1. XVIII. 1. XX. 1. XXI. 1. und daselbst editt., wor nach wahrscheinlich auch XIII. 1. interpolirt ist; ferner das Einschreiben von Versen an corrupten⁷²⁾ Stellen, wie IV. 132. VIII. 104. IX. 81. XIII. 76. XX. 107., was besonders XIV. 47. auffallend ist; wir sehen hier also einen mit dem Petrus Agrius Bassilius, Marcius, mit Calliopius, mit Julius Celsus, Rhetorachus Dexter, Victorianus vergleichbaren Mann. Wahrscheinlich ist, daß diese Sammlung in zwei Bücher getheilt; dann nämlich wäre der Zustand der 15. Heroiden erklärlich, sie schloß das erste Buch, und so kam es, daß als beide getrennt wurden, sie als am Ende stehend, wie Juvenal's letzte Satyre, verstimmt, zergerissen, allein abgeschrieben, und mit andern Gedichten⁷³⁾, wie den Tibull'schen verbunden ward; ebenso ist es mit dem 16. Charakter des Theas

61) Jahn. l. c. 62) App. Ovid. p. 129. Or. Barn. T. IV. 63) Jahn. l. c. 64) Wesfius. l. c. p. 497 sq. add. Loers. ad Or. Her. T. II. p. 344. id. in Gebhardt's Rhet. Hildesf. 1828. S. 572. 65) Edl. Hitt. Zeit. a. d. D. Loers. ad Ovid. Her. proem. p. LXV. 66) Vit. Or. ad Varro. ap. Barn. T. IV. 67) Loers. l. c. proem. p. 411 sq. add. Rüdich. Catal. Libb. Phil. Lat. Vind. ur. 68) Wesf. l. c. p. 502. 69) Jahn. l. c. p. XLV sq. 70) Zui. ad Hor. Theb. VI. 545. 71) Schol. ad Ovid. Metam. I. 615. 72) Wesf. l. c. p. 513. 73) Jahn. l. c. p. 18. in Edl. Cat. etc. in. CXLVIII. 7, add. Heyn. ad Tibull. T. I. p. XXX. XXXI. XXXIV. für Jahn'sche Vertheilung auch Wesfius, Suppl. von cin. Beruch. d. d. 118.

vielleicht gegangen, der war der erste in einer Sammlung und ist deshalb so corrupt. Doch ich sehe, man könnte noch fragen, wie es zugegangen, daß Eches und Unachtes so durch einander steht? Da, wie die verschiedene Eintheilung in Bücher zeigt, verschiedene Recensionen gemacht wurden, da ferner, wie die argumenta metricalia⁷⁶⁾ von den Heroiden zeigen, im Mittelalter man sich mit diesen Briefen beschäftigte, so kam Jemand auch diese Anordnung nach irgend einem Princip gemacht haben, da er noch dazu vielleicht aus verschiedenen codd.⁷⁷⁾ die Heroiden nehmen mußte. Die Anordnung, in der sie Doid selbst steht, haben wir in den codd. wol nicht mehr, da diese doch die sein dürfte, welche Auvor. l. o. der Dichter befolgte. So sind ja Seneca's Tragödien auch auf irgend eine Weise zusammengelassen, so ist auch erst später Vergil's zwölften Aeneid's Gedichte gekommen; denn daß auch Tibull⁷⁸⁾ späteren Einflusse in dieses Hinficht ausgeübt war, zeigt l. 10, welches dem zweiten Buche zugerechnet ward von Cingis; ferner Vincentius Bellorocensis, die mehrte Stellen aus dem zweiten Buch, nicht, die im dritten stehen. So sehen wir denn, wie die Heroiden viel später mußten, es ist aber noch nicht klar, denn die Italiener bekamen die Sammlung nicht im besten Zustande, ja einzelne Briefe fehlten, andere waren verstimmt. Einer aus dem Geschlechte der Seneca Cantieri, Antiepa, Guarini und Andere haben, um diese schöne Gelegenheit nicht ungenuß vorübergehen zu lassen, nun die Stelle XI. 1. 39—142 unter; diese Briefe stehen nämlich nur in einem sehr jungen Palatinus und dem fragmentum Paulinianum. Echos Albus und Wierulius⁷⁹⁾ vermuteten daher, Betrug. Ist dieser Männer Urtheil in solchen Dingen gerade so deshalb viel, weil sie nicht Sallust, Cicero und Andere, leicht historische Nachrichten von dem Betrage haben konnten; sie sagen es aber oft nicht gerade heraus, sondern umgeben es mit einer gewissen Balanterie⁸⁰⁾. Die Römer aber haben sich angewöhnt, bei solchen Dingen zu sagen, die Briefe seien doch gut, bedeuten dabei aber nicht, daß, wie Plautus, Gompell, Ferraro und Andere zeigen⁸¹⁾, damals habe gute lateinische Gedichte gemacht wurden und man tabel namentlich Doid benutzte. Demnach beweist schon die äußere Geschichte der Heroiden, wie es mit unserer Sammlung aussieht; die inneren Gründe sind auch von der Art, daß es wol einer genauen Untersuchung für die Unschtheit an Beweisen nicht fehlt; wie Jeder aber einsehen, kann ich diese hier nicht entwickeln. Es ist nur noch zu erwähnen, daß Wierulius⁸²⁾, dem Rosenkranz gefolgt ist⁸³⁾, annimmt, nur die Hälfte unserer Briefe in Doid'sch und habe zu ihnen der nächsten Sabinus beigetragen. In wie weit dies Recht wahr sei, wird sich

mit unsern Quellen wol schwerlich sicher bestimmen lassen.

Literatur. Es mag Doid mit seinen Heroiden seinen Zeitgenossen gefallen und mögen deshalb noch Andere sich mit diesem Zweige der Poesie beschäftigt haben, wir kennen außer Sabinus noch aus späterer Zeit, dem zweiten Jahrhundert, den Julius Titianus; von einem undelantenen Verfasser späterer Zeit ist ein Brief der Dido an Aeneas da (cf. Harnad, Poet. Lat. Min. T. IV. p. 2. p. 440. Jahn. ad Ovid. T. I. p. 8), daher man denn auch die Heroiden glossirt hat (Königlich. Cat. Libb. ph. Vind. T. I. nr. CLI, 1) und häufig abgeschrieben; wir kennen nach Jahn. ad Ovid. T. II. p. 1. praef. p. XII. 78. Handschriften (cf. Loebe ad Ovid. Her. T. II. fin.), die beste von ihnen ist cod. Puteanus, der aber Interpolationen hat, lidenhoff ist (Heins. ad Ovid. Her. I. 1. XVII, 1.) von neuer Hand XVIII. 1. geschrieben; am nächsten steht ihm ein Guelphens. aus dem 11. Jahrhund. zu sehen. Auch mag der Umstand, wie das Gesehen des Mittelalters; an den Heroiden zeigen, daß man sie corrupt, was man hätte, mit angeführt werden können. Endlich. Cat. bib. nr. XI. 7. 2. Die Poesie der Reizten begang, sagen sie an; sie nahmen, wie haben neulandst, alteländische Nachahmungen dieser Briefe; ebenso französische, englische. Cf. Fabric. B. L. T. I. p. 441. 442. Dausch. Briefe v. Doid, des Geschmacks. 3. Bd. S. 255. Blankenburg. Lit. Aufz. v. Aufs. Theor. d. schb. Künste. 2. Bd. S. 84. 89. Dunlop. Hist. of Rom. Liter. T. III. p. 389. Da die Zeit sich so für sie interessirte, so ist es kein Wunder, daß sie auch öfter besonders viel herausgegeben worden sind, jedoch ist weder Kritz, noch Gellert zu einem befriedigenden Resultat gekommen; schon vor 1450 erschienen besondere Abdrücke von ihnen; Cf. Hans. Repert. Bibliogr. T. III. p. 549. Die ersten Commentatoren waren Ant. Belsius und Underlinus, der von erste Ausgabe zu Gesele im J. 1481 fol. erschien und öfter abgedruckt wurde; vergl. Ebert, Bibliogr. Ber. 2. Ed. S. 264; es folgen dann Job. Rabius, Ammonius, fuc. Ep. XV. Dem. Guterius, Mercurius; auf alle Briefe vertheilen sich die Noten von Gualius, Alb. Manutius, Porrosius, Rosettus, Rugerius, die alle in die Zeit vom J. 1481—1593 fallen und meist die Heroiden allein herausgeben; Cf. Fabr. B. L. T. III. p. 442. Es kam die Zeit, wo die Holländer den Doid bearbeiteten; cf. Infz. für die Heroiden macht die Ausgabe von Huisman (Bruxar, 1766) in kritischer Hinsicht Epoche; in Erklärung namentlich mytologischer Sachen that die für die acht ersten Briefe Bader de Werginoc (Bourg an Meuse, 1626. 1631). In neuerer Zeit hat Lemp das Meiste gethan (ed. 2. Amstel. 1842. II. 8.), er wollte noch eine größere Ausgabe folgen lassen; ebenso wollte Bessier sie geben und ein Fortsetzung war Spec. lect. in Ov. Heroid. in Act. Phil. Mon. T. I. fasc. 4. Die neueste Ausgabe ist die von Börs (2 Voll. Edon. 1829). Vergl. Hall. Lit. Zeit. a. a. D. — In Übersetzungen hat es nicht gefehlt; vergl. Göttinger, Handb. d. Keltist. 2. Bd. S. 667 fg.; cf. Meinh.

76) Aeneid. Catal. cat. nr. CLIII, 1. 75) So findet sich Ep. 1. Aeneid. in Endl. Cat. bib. nr. CVIII, 1. 76) Schon oben habe ich die Annahme von Diderot, ad Bull. T. I. p. XXXI. widersprochen, das ein Rom. 77) Aeneid. ad Ovid. Ep. XVI, 20; daß der Brief Aeneas war ein Fragment, ist Her. 78) J. V. Guald. Op. 1. lib. 25. 79) Arabosch. Ber. d. Litt. Inst. T. V. 80) Handb. d. Rom. Lit. S. 667. 81) Rosenkranz. Hist. d. Poet. L. S. 303.

den gelangen zu geben; ebenso gibt es auch viele Er-
krankungs- und Selbsterkrankungsarten über die Herolden
vergl. *Jahrb. d. Ovid. T. I. p. 7*. Sehr gut ist ein-
gen die letzte Periode von Bucher (Götting 1790)
eintr. Beschreibung; vergl. Dusch, Briefe a. d. D.
S. 250 ff. Manfo in Nachr. zu Guiz. Abh. 3.
Bd. S. 313 f. *Rossm. i. e. T. II. p. 67*. La
Harpe, Melang. Liter. T. II. — Über Plauden
v. d. Witten.

4) Tragödien. Es ist wahrscheinlich, daß Diodor eine *) Tragödie, die Medea, vollendet; andere mag er angefangen haben, ist aber demnach von diesem Bruch der Werke abgekommen. Die äufere Form anlangend, so waren nach dem Beispiele der Ältern (sonst, als auch nach dem des Apulejus **) von Varro, der, nach 734 a. c. einlebte ***), auch Diod. begreift haben kann, verschiedene Metra in der argumentativen das Jancere wird damit in Einklange gewesen sein. Die Sprache war gewiß hoch, wenn auch nicht ohne einige Auswüchse, worauf der Zeit des Maximilian's *) zu sehen scheint. Das Talent, ein vortheilhaft, für Diod. gut gewählt, daß er aber dem Empiristen *) davon gefehlet ist, ist bloße Conjectur. Die Tragödie ward aufgeführt in, mit dieser *) und Brissal **) aufgemermt; auch Sydrus, der Lucius **), kennen wir noch nicht zuweilen. Schade, daß sie für uns so gut wie ganz verloren ist! Man hat zwar einmal geglaubt, daß Salustius und Virginius sie hätten; allein das ist ein Mißverständnis, welches längst widerlegt worden ***); reinfals daß weder Hofstius Geta **), der schon von G. Barth *) wird verworfen ward, noch die Medea, die wir haben und die man fälschlich *) besagtem Hofstius beileget, mit Diod. irgend etwas gemein.

5) Epigrammaten. Gelegenliche poetische Kleinigkeiten, welche zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Menschen können gefertigt sein. Zu ihnen gehört auch, was hier in males poetica; welches ein breiteres Wort als Neuern anführen⁶⁾. Bei Quintilian⁷⁾ ist aber Alles (das Gebiet⁸⁾) zu nehmen, wie die ganze Art, in der Quintilian davon spricht, zeigt. Man kann aus derselben Stelle vermuthen, daß es zu Erzeugen des leeren Maärs,

also vor 736 a. u., entstanden ist. Erst wissen wir
außer einigen Fragmenten²⁹⁾, die eben erwähnt sind, von
diesen Gedichten Ovid's Nichts.

6) *Prinsepia*. Können auch in frühere Zeiten fallen. Von ihnen haben wir noch ein Gedicht übrig, welches durch Seneca²⁰⁾ ihm gesichert ist. Lachmann¹⁾ hat gemeinelt, ob diese Autorität dafür hinreiche.

7) Gedicht auf den Tod des Messala Corvinus¹⁾. Wenn dieser vor 750 n. u. gestorben, wie sehr wahrscheinlich, so ist das Gedicht vor die Ars zu setzen. Wir wissen Nichts von ihm.

8) Aratea. Es kann sein, daß diese Paraphrase des Arat in dieser Zeit entstanden ist; nach den wenigen Ueberbleibseln*) können wir über sie kein Urtheil fällen.

9) *De Arte amandi*. Libell. tres. Dies dürfte der wichtige Titel sein, doch ist jetzt *De Arte amatoria* das gewöhnliche, den, wie Zahn *) sagt. Seneca (Seine angeführt zu haben. Seneca, von Brins *) schon angeführt, sagt: *Is te sensus aut ejus, qui hoc aeculum amatoriois non artibus tantum, sed sententiis implevit. Ovidius enim etc.* Ich glaube, es ist ohne mein Andringen klar, daß für den Titel der *Ars* diese Stelle von keinem Gewicht ist. Aurelius Victor oder, *Strenuus* und andere von Brins *) angeführt, zeigen ebenso, wie die *eccl.* nur, daß im Mittelalter *Ars amatoria* üblich war, diese *Lamm* und aber nicht bestimmen, aus dem Titel, den, wie der erste Vers schon zeigt, Ovid seinem Werk selbst gegeben, der *seneca* viel schärfer ist, abzuweichen. *De Arte amandi* aber ist das Hauptwort *Dei*’s zu geben. Es lag zwar in den Plänen *Dei*’s, es der *wisst* man zu überlassen, allein dies auszuführen war ihm nicht vergönnt. Daber ist es das einzige, aus dem man den Dichter *Ovid* beurtheilen muß, in dem man ihn mit Aufzeichnung aller seiner Kräfte auftreten sieht. Und grade dies *Dei* hat dem Dichter die meisten Vorwürfe, je man muß sagen, Verachtung ausgegossen. Also nicht allein, daß es zur Befestigung seiner Beurtheilung dienen mußte, auch der *Ruf* in der *Madell.*, auf den *Ovid* namentlich in seiner *Eindringl.* so sehr pochte, hat ihm die sein *Verhängnis* verurtheilt. Denn wenn auch einzelne vorurtheilsfreie Männer, wie *Melanchthon* *), den ganzen *Ovid* hochschätzten, so war doch *verthe* *Dei* als ein Lehrer der *Ehrlichkeit* ansehnd, eine viel größere Zahl, und erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts traueten *hier* und *da* unparteiische Urtheile auf. *Ephegus* *Wädel*, ein *Excent.* den man längt hätte vergehen sollen, kann sich leicht nicht von dem *Wädeln* an die *Schönheit* und *Rei-*

[illegible]

93) *Agroch. Lat. V. 2. S. Surm. Anthol. Lat. T. H. n.*
 1618. *Meyb.* 99) *Viola. Controv. I. s. p. 91. Bip.*
 1) *Loellmann, ad Propert.* p. 174. ed. maj. 2) *Grind.*
Ep. ex Pans. Pl. 7. 27. 3) *Leubric. H. L. T. I. p. 468. 4)*
Grind. T. I. s. 256. 5) *Muina. ad Art. v. f. 1.* 6)
Genus. Controv. Kas. III. 7. p. 403 Bip. 7) *Merck. 1. c.*
Deinde Vit. Grind. up. Marcell. 1. c. p. 231. 8) *Barbier* and
Quintus. H. L. T. I. p. 468. 9) Grind. 1. c. p. 231. 10)
Grind. 1. c. p. 231. 11) *Grind. 1. c. p. 231.* 12) *Grind.*
Agroch. Lat. V. 2. S. Surm. Anthol. Lat. T. H. n.
Quint. Inst. Or. 1. s. 1. 35.

loben wilder Begierde; wie überhaupt in die Zeit des Aufstiegs der Überlegen vom Alterthum zu neuem Zeit fällt, so finden wir auch in diesem Verhältniß einen Ausfluß von Reiz, nämlich von Romantischem. Gerade unsere Ars zeigt dies in seiner Babelzeit, sie wäre ohne solche Ansichten rein unmöglich gewesen. Es erklärt sich daraus, wie diese Liebe mit Zartheit behandelt werden konnte, daher teneri amorem, Ovid selbst der laetor tenerorum amorum²¹⁾ ganz im Geiste der Zeit. War der Stoff der Ars demnach ein zarter, so war es den Römern auch wol ein schöner, er war natürlich originell, ganz Rom angebend, dabei war er poetisch, überhaupt für den Poeten ein höchst dankbarer Stoff, sobald diese Wahl Verständige nur loben konnten. Damit ist auch eine andere Frage größtentheils zugleich beantwortet, wobei nämlich der Dichter geschöpft habe. Aus dem Leben hat er geschöpft, dies flücht und aus ihm ein poetisches Werk geschaffen, daher ist und bleibt die Erfindung höchst genial und zeigt den Dichter als denkenden, productiven Kopf; die Gegenstände nämlich zu wahren Kunstwerken werden, wie Göthe sagt²²⁾, seltener gefunden, als man denkt. Göthe bemerkt noch weiter, daß gerade deshalb im deutschen Epos die Alten sich stets in einem grossen Reize bewegen, weil aber die Altern für das dithyrische Epos keine für alle Zeiten genügende Wahl getroffen und deshalb kein allgemein gültiger Stoff da war, so möglichen die meisten belustigten Epen dieser Gattung schon in der Wahl des Stoffes; unter den Alexandrinern, ja seit Dionys. 40, hatte keiner außer Krat einen glücklichen Stoff gewählt, Krat's Verdienst ist aber nicht einmal diese Wahl. Die Römer dagegen hatten Talent zu dieser Gattung: das Camillus, Cicerio, Eucry, Barro Atacius, selbst Amilius Macer nicht mehr Eingang gefunden, lag in der Wahl des Stoffes, bei Virgil, bei Ovid war das etwas Andres. Nur Ovid hatte seiner die Liebe wie er behandelt; das that weniger zur Empfehlung des Gedichts, als dem Römern, das war ihm die Hauptfache, daß er überall sein Rom erkannte. Zwar hat man Ovid den Ruhm der Erfindung nehmen wollen, Heins²³⁾ hat Mehreres erwähnt, noch man als Vorbild dann später angesehen hat²⁴⁾, allein mir Unrecht. Denn Xenon's *εργον ιππορικον* handelte nur im Anfang²⁵⁾ von *ιππορικον*, des Kynikos Epheobides, nicht Epheobides, wie man nach einem Druckfehler bei Burmann noch immer schreibt²⁶⁾, *εργον ιππορικον*²⁷⁾, bei Plutarch's Zeit lebenden Protagoras²⁸⁾ *εποποιον ιππορικον*, wozu, wie es scheint²⁹⁾, anderer Art, und geboren also ebenso wenig hierbei als Theophrast's u. A. *ιππορικον*, aus denen allerdings Ovid wohl hätte Nutzen nehmen können, aber mit für Ovid zu leicht ausfinden.

Daß er aber mit der obgedachten Literatur bekannt war, ist keine Frage³⁰⁾, jamaal da damals dieserartige Schreie in Rom gewiß viel kirschten. Hierher gehört der Sophist Polystratus *ναυσι ναυσιναυ οχηματων* Agonothetor, der Euphronis *αι ες τη ευφρονης ναυσιναυ*, Schriften unter dem Namen der Laib und äpnliche, ferner die *κινωδισμοι*³¹⁾, die *αποκαταστασις*, wie Votrup, eine Literatur, die zwar für uns noch sehr dunkel, hier aber nicht weiter verfolgt werden kann; von ihnen konnte aber Ovid nur für das Ende der Ars Gebrauch machen. Dagegen gab es für die Kenntnis einer Menge anderer Dinge, welche Ovid beschreiben mußte, wie Toilette der Mädchen, Art ihres Umgangs mit ihren Liebhabern, sonstige Kunstgriffe u. keine bessere Quelle, als die neue Komödie³²⁾. Manander also und Andere. Sie hat Ovid flücht, ebenso wie diejenigen, welche erotische Mythen gesammelt, also die Elegiker, ferner solche, wie Parthenius in den Überschriften nennt, auch Werke, wie die *Αινειας* des Kallimachos u. Daber denn die Gelehrsamkeit. Was die Mythen anlangt, so behandelt er sie ganz frei, wie gleich der Anfang der Ars zeigt. In Facilius aus der Gegenwart darf man ihm nicht unbedingt historischer Treue zutrauen, er wählte und schreibt, wie es der Zeit am angemessensten³³⁾ ist, das gegen die Sittenheiligung selbst ist vortheilhaft und wahr. Dies also die Quellen für einzelne die Art der Liebe betreffende Umstände, für Mythen und sonstigen Schmuck; daß er auch ausgedehnt Dichter namentlich viel gelesen, wird, obgleich es sich von selbst versteht, unten noch deutlicher gezeigt werden, die eigentlichen Lehren aber bleiben immer Ovid's Eigentum und sind vom Leben selbst abstrahirt. Dem Stoff, die Erfindung im Gedichte kennen wir also jetzt, eignet sich aber dieser Stoff zur poetischen Darstellung? ja, eignet er sich überhaupt zu einer ernstlichen Darstellung und Behandlung, zu einem Lebegeheiß? Es ist das Lebegeheiß und sie sich eine Zweitvergehung, indem es seinen innern Bestandtheilen nach der Epik näher steht, episch aber der Form nach ist, daher man ihn denn auch abstrahirt, zu den eigentlichen Formen der Kunst zu gehören³⁴⁾. Es nimmt ohne Zweifel eine untergeordnete Stellung in der Poesie ein, wie das die meisten zu ihm gehörenden Gedichte auch zeigen; daher könnte man meinen, es seien jene Fragen ganz überflüssig, da der Dichter möge wählen, was er wolle, etwas Ernteliches doch nicht derauslame. Ovid mag das gefühlt haben oder nicht, genug, er schloß sich den bisherigen Lebegeheißten nicht an, er schuf eine ganz neue Gattung. Dies mag Roultrier³⁵⁾ gefühlt haben, als er meinte, die Ars sei ein komisches Lebegeheiß, eine Parodie des ernsthaften; nur

21) Ovid. Am. II. 18. & III. 1, 69. 15. 1. Art. am. I. 7. Trist. IV. 10. 1. Part. IV. 196 etc. 22) Schmitt. Met. 43. Ed. C. & R. Zugl., falsch nicht Manie (Nacht) zu Cuius's Theater. III. C. 588) den Stoff an. 23) Ad Art. am. I. 1. 24) Ephe. R. Alter a. d. C. 102. 25) Diog. Laert. VII. 1. 26) Jahn. ad Ovid. T. 1. p. 151. 27) Athen. I. c. 28) Athen. I. c. 29) Es geht das aus dem Sim. bei Athen. I. c. hervor.

30) Ovid. Trist. II. 413. 31) Interp. ad Ovid. Trist. I. c. Forberg. ad Anton. Panor. Hermaphrod. p. 207 sq. 32) Ovid. Trist. II. 569. Athen. I. 15. 17. Art. am. II. 1, 279 sq. coll. Alex. ap. Athen. XIII. p. 568. A. Deum. ad Ovid. Rem. am. 648. 33) Ovid. Art. am. I. 179, wo die historisch Schmeis richtig, welche Heins nicht. Prop. IV. 6, 88 nicht diti, ad Ovid. Am. III. 12. 61. 34) D. H. 35) Roultrier, Bericht über Ästhet. I. c. 569, mer. Gleichwohl daran finkter, weil Ovid, seine zur Bildung des Gleichm. 2. Ed. Bril. I—IV. 4. 29. Meis. I—IV. 29. Ästhet. II. C. 145.

so kann man wol diese Unmöglichkeit entschuldigen, doch ernsthaft, hält man das Bestreben des Stoffes im gewöhnlichen Lehrgedichte fest, der nämlich schon von dem Anfange der poetischen Thätigkeit profaisch für das Bewußtsein ausgeprägt ist³⁶⁾, so sieht man den Unterschied zwischen Ovid und den Andern. Er nahm die Liebe, diesen unersetzlichen Stoff, der an seine feste Form gebunden war, mit dem er frei schalten und walten konnte. Virgil hat vorzüglich die Dürrenzeit geschildert, aber er mußte darin einmühen und zwar nur einem fest Vorhandenen folgen; die Birne ist stets dieselbe, aber Liebe wird auf tausendfachen Wegen erworben, bietet tausend und abermal tausend verschiedene Situationen, sodas der Dichter hier nur das wählen kann, was seiner poetischen Tendenz zusagt. Da Ovid einmal weiter gegangen, so scheute er sich auch nicht vor einem zweiten Schritte, und wählte zur Form das Distichon; es zeigt dies einen lyrischen Charakter, den schon die häufige Einmischung des Dichters selbst in das Gedicht weiter bezeugt, sodas, um einmal mit Jean Paul³⁷⁾ zu reden, die Ars ein schwefelndes Grenzgebiet zwischen dem Lehrgedicht und der Dichterschen Elegie ist. Paßt aber das für den Stoff? War dies notwendig? Eine rigore Form war ohne Zweifel des Stoffes sowohl als auch des Publicums wegen nöthig. Denn der Stoff war von einer Seite gesagt, in der er leicht lächerlich und abgemacht erscheinen konnte; wer in aller Welt glaubt denn eines Lehrers im Lieben zu bedürfen? Wo namentlich findet man die Mädchen, welche die Kunst nicht mit auf die Welt³⁸⁾ bringen? Und für die Mädchen war doch das ganze dritte Buch geschrieben. Betrachten wir nun das Publicum in Rom überhaupt, der größte Theil derselben konnte ja die Sachen, welche er hier lernen sollte, so praxi viel besser als der Dichter selbst! Es war hiernach schwer, den richtigen Ton zu treffen, es durfte trotz der leichtfertigen Sache ein gewisser Ernst nicht fehlen, allein dieser nur im Mäßen zu weit getrieben war schon ein großer Fehler. Daher denn das Ganze so behandelt wird, das das Lehren eigentlich Nebenache, die Hauptsache hingegen Ergoßung des Lesers ist; darnach ist Alles behandelt³⁹⁾. Dies muß im Einzelnen jetzt gesagt werden, daher: von der Sprache und ihrer Behandlung, von dem Stoffe, in Hinsicht auf diese und von der Composition im Ganzen zu handeln.

Ovid handelt im ersten Buche der Ars die Fragen ab, wie man ein Mädchen suchen und wie man sie, wenn man sie gefunden, sich geneigt machen; im zweiten, wie man die erworbene Geliebte dauernd an sich fesseln solle; dagegen im dritten unterrichtet er die Mädchen, wie sie sich gegen die Männer in den Punkten der Liebe zu verhalten hätten. Er sah ein, das der diesem Stoffe er der gewöhnlichen elegischen Sprache sich nicht bedienen dürfe, da die Sprache im Einklange mit dem Stoffe sein müsse; er sah ferner, das zu dem guten Dichter außer natürlichen Anlagen auch Studium⁴⁰⁾ gehöre, das eine umfassende

Kenntnis der Sprache, Bekanntheit mit griechischen Mythen und der griechischen Literatur, namentlich aber bei einem größten Werke neben festen Grundbissen über poetische Composition, überhaupt beharrlicher Fleiß und Ausdauer erforderlich sei; Alles dies zu erwerben war sein Sterben und getrost ging er an das größte Werk, was er bisher unternommen. Der Sprache war er durch seine Übung, durch guten Umgang und viele Lectüre mächtig geworden; es war ihm genug, in ihr ein Mittel zu gewandter, schöner Fortpflanzung seiner Ideen zu haben, sie bilden wollte er nicht. Die poetische Sprache, um die gehörige Höhe und Würde zu erreichen, muß alte, seltene Formen gebrauchen, von denen hier Einiges angemerkt worden soll. Es ist dies bei Ovid von Anfang an, doch gilt für sie, das sie im Ganzen nur solche sind, welchen anderer Dichter Vorgang schon eine Stelle in der jetzigen Dichtersprache angewiesen, sodas man also aus ihnen allein auf Gelehrsamkeit, auf tieferes Studium alter Literaturen mit Sicherheit eben nicht schließen dürfte. Wie diese alten Formen aber oft einem Gedanken ein ganz eigenenthümliches Ansehen zu geben vermögen, so können auch neue der Sprache und Sache einen neuen Reiz verschaffen; Ovid vermahnt sie daher nicht, ja strebt nicht an, wenn es ihm Noth zu thun scheint, selbst welche zu schmieden. So sagt er alterthümlich steritissos⁴¹⁾, dimulsaesant⁴²⁾, nach Lucrez und Andern faco⁴³⁾; die Form dixit ist durch Propert⁴⁴⁾ zu vertheidigen, ist sonst aber ebenso klug, vielleicht sehrschast wie vulvut⁴⁵⁾, was später Ovid auch nicht mehr anwendet, sodas man sieht, wie er auf diese Dinge achtet; zweifelsfrei ist noch, ob er igni als ablat⁴⁶⁾ vorgezogen, ob er genit. wie Aechilli⁴⁷⁾ gebraucht, denn über solche Dinge müssen eodd. entscheiden. Das aber Ovid in diesen Formen Neuerungen nicht unzugänglich war, zeigen Dative, wie Lemniasio, Troasino⁴⁸⁾, rein griechische Formen, die sich auch bei Propert finden, sponer Cecropidae vates⁴⁹⁾, das bei manchem Substantiv variable Geschlecht, wie bei finis⁵⁰⁾. Zeigt sich hierin Freiheit, so ist es doch im Ganzen stets eine, wie sie sich bei allen Dichtern dieser Zeit findet, dagegen ist es eine sehr hervorzuhebende Eigenenthümlichkeit unser Dichters, die man vielleicht nach seinem verschönten L.-sinne von ihm nicht erwartet, das er die Worte so scharf als möglich in ihrem Bedeutungen faßt und daher jedes zu beschreibende Ding mit den Worten zu bezeichnen strebt, die ihm recht eigentlich zukommen. Bedenkt man, er gebraucht einen Vergleich vom Kriegsdritte, so gebraucht er die in ihm stehenden feindlichen Worte; so vom Distichen trans-

1. 1. 105. 11. 12. In einzelnen Theilen des Folgenden erlaube ich mir, die früheren Schritte zu zu verdrängen.

41) Heroid. VIII. 21. 42) Amor. II. 7. 2. 18. 28. 43) Amor. II. 2. 40. Art. am. II. 210. Endlich. ad Claud. Baccard. I. p. 8. Anal. Gr. T. I. 44) Heroid. XI. 59. int. ad Prop. I. 5. 77. 45) Int. ad Ovid. Heroid. VI. 114. 46) Idem. IV. 58. 47) John. ad Ovid. Metam. XIII. 804. ed. Gier. ad Virg. Aen. X. 581. 48) Art. am. III. 672. Heine. ad Ovid. Heroid. XIII. 137. 49) Heine. ad Ovid. Art. am. I. 178. 50) Id. I. 252. Rudin. Int. L. L. T. p. 25. Forlag. ad Lucr. I. 108.

36) Hegel a. a. O. 37) Wolff. der Kith. II. S. 597. 38) Jacobs' vernünftige Schriften. IV. 3. S. 512. 39) Heyn. ad Virg. Georg. I. l. p. 266. ed. Hagn. 40) Ovid. Trist.

tra, ebenso steht von Stipulationen *spondere* ⁵¹⁾, von Weibern *equi de carcere miseri* ⁵²⁾, vom Dyrern *duces juvenes* ⁵³⁾; er untersteht *humo* und *humis*, und wird daher auch wol nicht versa eat in cineres, sondern in cinerem gelagt haben ⁵⁴⁾; ebenso zeigt seine Genauigkeit der Gebrauch von *crassus* ⁵⁵⁾, von *pandere* ⁵⁶⁾, welches an und für sich unbestimmte Wort er stets so stellt, daß man aus der Umgebung über den Sinn ganz klar wird. Dadurch wird Doid deutlich, ferner gewinnt er klar, anschauliche Tropen, welche die Rede kunstvoll, poetisch machen; sie hat er z. B. für die Eieken des Kriegsdienstes ⁵⁷⁾, vom Fischfange ⁵⁸⁾, von Gefangnissen, Sklavendienste ⁵⁹⁾, von Pferden ⁶⁰⁾, Wälen und Felsen des Meeres ⁶¹⁾, vom Kriest ⁶²⁾, also von den verschiedenartigen Gegenständen hergenommen und doch sind stets die Gedanken klar mit ihnen ausgedrückt. Wir fügen noch hinzu, daß er die *Loge* ⁶³⁾ ebenso benutzt, ferner Prädicate der Kleider auf Menschen ⁶⁴⁾ überträgt. Auch kennt er, was ebenso wenig etwas Neues ist, wie oft passend *simplex* für die *composita* und umgekehrt die letztern für die ersten gesetzt werden, so *tenere* für reitner, *motus* für *permotus*, *servare* für *observare*, *ducere* für *adducere*, *pressus* für *impressus* ⁶⁵⁾, dagegen *ediscere* für *discere* ⁶⁶⁾; es kommt nur darauf an, daß die passenden Dais geschieht. Daher man denn mit der Worterklärung im Doid vorzüglich sein muß; wenn er Art. am. I, 761 sagt:

Uique levi Proteus modo se tenuabit in undas:

Nunc leo, nunc arbor, nunc erit hirtus aper.

so ist da nicht schlichtweg mit Burmann *Ovid. Fast. V, 661* zu vergleichen,

Hicenas ut vivo subit coramta saxa

Antea, levis cursum sustinentis aquae.

denn in der Art ist wegen *tenuabit* gesagt *levis undas*, in seine Wälen, die überall durch können und zugleich, aus diesen Wälen dem folgenden, der Stärke bezeichnet, klar entgegenzustellen; hingegen in den *Fasten* bezeichnet *levis* nur die Schnelligkeit. Da dies alles Streben nach Deutlichkeit zeigt, so sieht man auch, weshalb der Dichter entweder alte Worte, wie *alumen* ⁶⁷⁾ — wenn man dies nicht zu den neuen lieber zählen will — oder geschuldische in alten Bedeutungen, wie *celeberrima* für *schül* ⁶⁸⁾ — eine Bedeutung, die, wie sie bei Doid steht, nicht sich aus der Grundbedeutung des Worts erklärt — nicht ist dat; viel weniger Schwierigkeit entstand aber aus Worten, die, so viel wir wissen, er selbst gebildet, da

sie alle deutlich und einfach sind; so sagt er zuerst *ioniacus* ⁶⁹⁾, *aquileus* ⁷⁰⁾, *puellaris* ⁷¹⁾; ebenso leicht schafft er durch Zusammensetzung adjectiva, wie *septemplex* ⁷²⁾; ferner ist das Epitheton *ruricola* ⁷³⁾ zuerst bei ihm und brnach öfter; neu sind die *verba recandescere* ⁷⁴⁾, *resuscitare* ⁷⁵⁾. Noch weiter geht er hinein aus guten Gründen später. Dies zeigt sich in den Gedichten, welche wir betrachten, Deutlichkeit, eine gewisse Nachsichtigkeit an manchen Stellen, ferner die Fülle von Worten, eine Fülle, welche dem Dichter zu Gebote steht: da von allen Worten die hier gemachten Bemerkungen gelten, so sieht man, wie die *proprietas sermonis* mit großer Sorgfalt beachtet worden. Worte, die seinem Sinne nicht entsprechen, wie *basia*, hat er daher ganz vermieden. Sehen wir nun in diesen Dingen den Dichter mit Urtheil handeln, so wird sich dasselbe auch in der Verbindung der Worte, in den Constructionen, zeigen. Nun kommen auch hier meistens solche Dinge vor, welche damals in der Dichtersprache schon eingeführt waren, die also weder als Neuerungen angesehen werden können, noch den Schluss erlauben, Doid hinge lediglich von andern, lateinischen sowohl als griechischen, Dichtern ab; er gebraucht die damals bestehende Dichtersprache. Dies sehen wir sogleich an den Gracismen, von denen in diesen Werken eben keine so sehr auffallende vorkommen: es kommen vor Genitive ⁷⁶⁾, wie in *durior oris equus*, Umschreibungen des Adjectivs ⁷⁷⁾, wie *ales ab Indis*, der Accusativ bei Passiven ⁷⁸⁾, der der Richtung nach einem Orte hin ⁷⁹⁾, *doctus ab Athenis*, wo man ad, der die Richtung durch etwas durch ⁸⁰⁾, *currere aqua*, wo man per erwartet hätte; ferner den der nähern Bestimmung der Adjection ⁸¹⁾; dann geht Doid den *nomin. cum infin.* ⁸²⁾, um das Subiect deutlicher hinzustellen, *gaudent tamem esse rogatae*, wenn die Construction von *licet* ⁸³⁾ auf *venit*, dabirur und dergleichen an. Alles Dinge, bei denen der Leser kaum an ein ausländisches Idiom erinnert wurde. Zeigt dies, daß Doid seine Sprache kennt und in der Gewalt hat; so wird dies die Betrachtung einiger Constructionen noch mehr bestätigen; zwar kann hier nur von Andeutungen, nicht von Erschöpfen die Rede sein; aber ganz umgeben möchte ich dies doch nicht. Beachten wir die hypothetischen Sätze, so hat Doid in der Art vorzugeweise nur einfache Formen, was in ihnen durch den Inhalt mit veranlaßt war; da für ihre vorliegenden, bestimmten Fall eine Regel gegeben werden soll und gegeben werden muß, so ist natürlich, daß im Nachsage so bestimmt als möglich gesprochen wird und *lat. indic., imperat.* ⁸⁴⁾ stehen:

51) Für *stipites* cf. *Amor.* I, 9, 27, für *spondere* ib. I, 13, 21. 52) *Amor.* III, 2, 3. 53) *ib.* III, 15, 13. *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. sel. p. 253. 54) *Heroid.* I, 24. *Jahn.* ad *Virg. Georg.* IV, 141. *Gamb.* *Erh.* des *latin. Stipis.* S. 188. 55) *Amor.* III, 6, 8. *Dübrel.* *Est.* Syn. I. S. 20. 56) *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. sel. p. 268. 57) *Amor.* I, 11, 21. 58) *Art.* am. III, 425. 59) *ib.* II, 124. *J. H. For.* ad *Tibull.* I, 4. *Sm.* 60) *Art.* am. I, 44. 61) *Ovid.* *Heroid.* XV, 129. 62) *Amor.* II, 9, 27. 63) *Heroid.* I, 76. *Art.* am. II, 2. 64) *Ibid.* I, 214. *Huach.* ad *Tibull.* I, 2, 71. 65) *Heroid.* V, 49. II, 24. *Metam.* II, 735. *II.* 104. *Guenther.* et *Wachsm.* *Atth.* II, 2, p. 266. 66) *Metam.* II, 639. *ibiq.* *Bach.* 67) *Art.* am. III, 629. *Jacob* ad *Lucil.* 486. 68) *Art.* am. II, 705. *Doederl.* *Lat. Syn.* I. p. 22.

69) *Heroid.* IX, 73. 70) *Heroid.* XV, 129. *Bach.* ad *Metam.* II, 853. 71) *Heroid.* XV, 129. 72) *Amor.* I, 7. *Schirner.* *Clav. Ovid.* a. v. 73) *Amor.* II, 2, 58. 74) *Rimed.* am. 734. 75) *Amor.* I, 10, 9. 76) *Ovid.* *Amor.* II, 9, 80. *Jahn.* ad *Ovid.* *Met.* V, 267. *Gier.* ad *Virg.* *Amor.* I, 441. 77) *Amor.* II, 6, 1. *Schrad.* ad *Mos.* 135. *Jahn.* ad *Ovid.* *Met.* IX, 136. 78) *Art.* am. III, 545. 79) *Her.* II, 183. *Rem.* am. 778. *vielleicht* *Art.* am. II, 37. 80) *Heins.* ad *Ovid.* *Trist.* V, 7, 36. 81) *Her.* VI, 3. *Art.* am. I, 580. III, 892. 82) *Amor.* II, 4, 14. *Art.* am. I, 345. *Schmidt.* ad *Hor.* *Epist.* I, 7, 22. 83) *Schmidt.* I. e. I, 16, 61. 84) *Art.* am. I, 132, 581.

haec mihi si dederis comeda, miles ero
hunc; si forte bibes, sortem concedo priorem
es werden aber auch die Conjunction nicht verstanden, sondern dienen dazu, dem Falle ein anderes Colorit zu geben und dadurch Verschiedenheit herbeizubringen, Abwechselung¹⁾):

paucosque si queras, crimina frangis habent,
si spatium quoraras, brevis est, quos laeta quoratur.
Mit diesen einfachen Formen weiß aber der Dichter durch die Stelle, welche er ihnen gibt, schöne Effekte hervorzu-
bringen; so wird in²⁾):

sed semel est cunctos longum redolens in agnum,
saepe dabit, deditur quas semel ille manus
schon das bedeutende Gesicht, was der Dichter dabei macht, geschildert und durch die Weglassung des si noch gehoben; dies, das si, läßt Ovid auch bei dem conjunct. weg in hypothetischen Sätzen, wodurch dieser modus eine dem Imperativo ähnliche Kraft bekommt³⁾):

convenit moribus, ne quam tuos ante rogemus:
femine iam partes vieta rugis ante egat.

Doch es kommen auch griechische und feinerer Formen vor, z. B. wo er praes. perfect. indic. für imperf. conj. setzt⁴⁾, wie:

nunc quoque concirent; sed me Cytherea docere
jussit ut ante oculos contulit ipsa meos.

ferner imperf. conj. für plusquampl., praes. conj. für imperf., praes. conj. für plusq., wo stils das Gewöhnliche lebhafter und poetischer ist, weil des Dichters Phantasie sich ein Factum in die Gegenwart, vor die Augen rückt, also ganz von ihm ergriffen erschint⁵⁾):

Prinides Helenam ovide si spectet adentem,
Oderit et dicat „Stuka rapina mea est.

Wie also in diesem Punkte der Dichter zeigt, wie er seine Formen mit Rücksicht auf das dichterische Gesicht passend auswähle, so zeigt dasselbe auch die Behandlung der modi in andern Fällen; so setzt er an passenden Stellen in der orat. obliq. den indic., ist aber sparsam damit und schließt sich daher nicht an Propert., wo er an Tibull an⁶⁾: adaptis, signatum angustius poctus habet; nimmt ferner die Begriffe sehr scharf, wenn er sagt⁷⁾:
vidi ego, cum foribus lassus prodiret amator;
nunc quum prodiret steht nicht für quoties prodiret, sondern es fordert das imperf. hier auf, die Sache sich klar vor Augen zu stellen; um Gewissheit auszusprechen, setzt er quamvis mit dem Indicis⁸⁾. Bei dieser Veranlassung mußte schon von vorn herein⁹⁾: vos quoque non caris aureis onerate lapillis, das non mit dem Imper-

ratio auffallen; daher ist es mit ihm auch nicht, sondern mit caris zu verbinden, aber es bleibt doch eine kleine Ungenauigkeit von Seiten des Dichters. Denn die Gründe von Sprachabweichungen machen ihm keine Lust; daher er auch die Abweichungen ausnimmt, welche die Zeit brachte; so läßt er auf praesent den Indicis folgen¹⁰⁾, verbindet quum gegen den dichterischen Sprachgebrauch mit conjunct. plusq¹¹⁾. — Im Gebrauche der tempora zeigt Ovid ebenfalls Gewandtheit und weiß daher, mit ihnen seine Sprache zu beleben; so steht selbst praesens für futur¹²⁾; das perfect. um einen Beschluß dort auszuzeichnen¹³⁾, für Aorist u. Vorchtig ist Ovid ferner beim Gebrauche des plural. bei Collectionen¹⁴⁾; ebenso wenig er, bald durch ein Zeugma, bald durch eine leichte Euphie, wie Weglassung von aliquis¹⁵⁾, vom pronom. relat. der Rede eine gewisse Einfachheit zu geben; weiß Kraft durch den pluralis emphaticus, wie animi domo einem¹⁶⁾, und umgekehrt durch den sing. für plur., hervorzubringen; er braucht ferner aus denselben Gründen ein Adjectio¹⁷⁾ für Substantio, für Aorismus. — Werken wie nun noch einen Blick auf die Wortstellung, so werden wir auch bei dieser sehen, wie er durch sie auf leichte Weise sucht seinen Gedanken die notwendige Kraft zu geben, also nicht nach ungewöhnlichen, schwierigen Stellungungen greift. Er kennt sehr gut die Stellen im Verse, welche, wie z. B. die erste im Pentameter, an und für sich schon Kraft haben¹⁸⁾, und stellt dahin die passenden Worte; durch eine aufsteigende Stellung des vor hebt er ferner den Schwur hervor¹⁹⁾, wie er auch sonst Präpositionen und ähnliche kleine Worte, die sonst gewöhnlich vorübergehen, fester stellt, so ut, cum, usque, quoque²⁰⁾. Nicht ohne Grund tritt in die oratio directa das dixi²¹⁾ erst am Ende ein, und wie sie dadurch einen neuen Ausdruck erhält, so sucht auch im entgegengekehrten Falle, nämlich wo eine Aufzählung oder Ähnliches, was leicht prosaisch wird, zu heben ist, Ovid durch überraschende Wortstellung zu helfen; daher versetzt er das die einzelnen Glieder einführende Wort²²⁾:

Gargara quae vegetas, quae habet Meliolum caecum,
Acquiere quos placent, fronde tegitur avens.

Ja, er läßt auch die Synchysis²³⁾ zu, womit er grade auch in Aufzählungen Effekte hervorbringt. Durch solche freiere Stellungen werden auch mißmutige Construktionen verbeigeführt²⁴⁾, die aber sehr gut in den Sinn passen:

94) Heroid. V. 6m. Horch, ad Tibull. II, 5. 3. 95)
Heroid. XV, 161. Jacob. de Mamil. poet. part. I. iuit. 96)
Heroid. III, 58, 68. VII, 107. 97) Ovid. Art. am. I. 318.
II, 598. 98) Art. III, 554, welcher Fall von Lygdam. III,
4. 9 verschoben ist. 99) Art. Am. II, 659. Dissen. ad Tibull.
I, 6. 53.

1) Art. am. I. 58. Metam. XIV, 196. 2) Art. am. I,
191. Her. IV, 130. Trint. V, 1, 23. 3) Art. am. I, 97.
II, 590. 4) Amor. III, 7. 50. Schmidt, ad Juven. Sat. 4,
p. 171. 5) Heroid. I, 8. II, 32. Art. am. III, 746. 6)
Her. Art. Poil. Mon. I. p. 559. 7) Heroid. X, 73. iuit.
ad Ovid. Amor. III, 2. 61. Ruhnke. Diet. ad Ovid. Her. I. c.
8) Art. am. I, 219. III, 155. Her. I. c. p. 566. 9) Art.
am. I, 140. 10) Art. am. I, 57. Amor. II, 13. 7. 11)
Art. am. I, 1. II, 11, 206. 12) Amor. II, 19, 10. Art.
am. I, 50, 553.

85) Art. am. II, 455. III, 32. cf. Her. Act. Phil. Mon.
I. p. 531. 86) Art. am. III, 657. 87) Art. am. I, 477.
Am. III, 2. 9. cf. Dissen. ad Tibull. I, 6. 52. 88) Art. am.
III, 45. Her. XV, 86. 89) Art. am. III, 759. Met. I, 695.
XIV, 193. Dissen. ad Tibull. Proleg. p. CLXXX. T. I.
90) Ovid. Art. am. II, 584. III, 115. Inckmann, ad Prop.
I, 2. 9. Wagner, ad Virg. Kelog. IV, 32. ed. Heyn. 91)
Amor. II, 11, 13. Dissen. ad Tibull. I, 2. 14. 92) Amor. II,
1, 28. Art. am. III, 325. Spohn, ep. Wagn. ad Virgil.
Kelog. III, 84. ed. Heyn. 93) Art. am. I, 1, 139. Wagn.
Fand, Epichon des latin. Etyls. C. 232.

„ante frequens quo sit clare puella loca.“ Nach-
ind ist hiernach, daß ihm der den Lateinern eigentüm-
liche und von ihnen geliebte Parallelismus *) in der
Stellung der Enklitische und Affective nicht entgangen
ist, so lautet:

Ut pendens liquidis visis adhuc aqua
Fertur nam posita impugnat arena volu-
Nec tua nocturna frangitur iuncta riva
Convulsus tenuis scopulis analectricis altis etc.

Als also, die Formen, die Worte selbst, die Construc-
tionen und die Wortstellung zeigen, wie Ovid darauf aus-
geht, seine Gedanken in möglichst duntlicher, leichter und
echt lateinischer Dichtersprache darzulegen, sodaß von dies-
er Seite dem Leser keine Schwierigkeit gemacht wird.
Wäre der Dichter aber dies wirklich erreichen, so war
es hierzu passender Periodenbau notwendig. Wie der
Dichter, als für die Phantastie vorzugsweise Schreibend,
überhaupt seine Periode anders formirt als der Prosaiker,
so muß der Dichter, welcher das elegische Distichon als
Form anwendet, auf dieses bei der Periode noch beson-
ders Rücksicht nehmen. Denn in dem Pentameter liegt,
wie Ovid selbst **) so mancherlei hervor, ein Abschlus-
sen, ein Heraufhaken, wodurch gerade das Weiche des
Distichons bewirkt wird. Dies daß der Sinn nicht ver-
schwindet, vielmehr muß die Periode hiernach sich bilden
und daher muß das im Hexameter Enklitische im Penta-
meter nicht steigen, sondern herabsinken, nur vollendet
werden. Dies hält Ovid mit den andern Elegikern kei-
ner Zeit so fest, daß er in der vorletzten Aen anwandelt stür-
im Einrückende am Ende des Distichons eintreten läßt;
sind aber mehr Distichen zu einer größeren Periode ver-
bunden, so ist am Ende der Pentameter stets ein tiefer-
er Abschnitt; beginnt dagegen was scheinbar *) mit dem
Pentameter ein neuer Satz, so schließt sich mit dem Verse
auch der Sinn. Es ist dies offenbar eine starke Fessel,
Ovid will aber für die leichte, hüter ergögende Aen das
Weiche der Elegie nicht verlassen. Von dem Weichen
ist das Distichon schwer zu trennen; es kann dies natürlich
auf verschiedene Weite herzugebracht werden. Ovid bringt
hier ebenso wie die große Leichtigkeit und Mannichfaltig-
keit durch die Art der Perioden im Distichon vorzugs-
weise hervor; er hat daher sehr einfache, aber auch sehr
verwickelte Formen, darin aber schon am Abfall einen
tiefen Vorzug gehabt **). Breite, Weichheit, Man-
nichfaltigkeit werden in der Elegie dadurch bewirkt, daß
die das Distichon stützende Sentenz entweder in mehrere
dem Sinne nach verschiedene Kola getheilt, oder dadurch
in Theile zerlegt wird, daß der Dichter nur in anderer
Form den Gedanken wiederholt. Um mit dem ersten,

dem bei Ovid häufigsten, zu beginnen, so ist hier die ein-
fache Form, wo ein Distichon in zwei Theile so getheilt
ist, daß der Hexameter einen ungetheilten Vordersatz, der
Pentameter einen ungetheilten Nachsatz macht *):

Hoc tibi non tenues vemet delapsa per urnas
Quintana est oculis apta puella tuis
Causale, adversative, copulative und andere Sätze werden
häufig in dieser Form bei Ovid gefunden. Es läßt man
ferner den Hauptsatz so aus zwei Theilen bestehen, den
Nachsatz aus einem, daß nur der Hexameter, nicht aber
der Pentameter, getheilt ist **):

Qui toties nocuit, toties exterruit hostes,
Credidit autem praesentibus senem.

Ebenso sieht er auch den umgekehrten Fall, wo der Hexa-
meter ein, der Pentameter aber getheilt ist **). Doch brau-
den Pentameter und Hexameter nicht stets so streng ge-
schieden zu sein, sondern, wo es paßt, geht der im
Hexameter angefangene Satz so in den Pentameter über,
daß mit dessen erstem Worte er schließt, das folgende aber
den Nachsatz enthält ***):

Quid tibi senilem cunctis venabiles aptos
Lugentes? Numeri cedet arca meo

oder umgekehrt beginnt der Nachsatz schon im Hexa-
meter, *) und nimmt noch den folgenden Pentameter ein;
doch kann dieser auch getheilt sein **):

Aurea quae vasa sunt saecula; plurimum auro
Vult homo, auro conciliatur amor.

Es ist also, wie der Vordersatz selbst **):

Hic aliquis, trimalche dum caput amplexus placeo,
Vixit et laetipsum dextra reliquit opus.

Hier sieht man, wie ein Gedanke durch eine Zwei-
theilung, *diptycha*, entweder so zerlegt wird, daß ein
gleicher Vor- und Nachsatz, wie in der Kürze wegen sa-
gen will, oder ein einfacher Vor- und getheilter Nachsatz
und umgekehrt, entsteht; Ovid geht aber noch weiter, in-
dem er sowohl Vordersatz als Nachsatz aus je zwei Thei-
len bestehen läßt, was in Gegensätzen besonders einen
schönen Eindruck macht ***):

Aeneides Chiron, ego sum praecipuus Amoris;
Saepe uterque pueri natus uterque Dea;

hier bestehen Pentameter und Hexameter für sich; es kann
aber auch der Sinn des Pentameters im Hexameter begin-
nen **); was jedoch, wie alle ähnliche, die selteneren Form
ist, weil sie eine Hefigkeit, je Zersplittertheit in den Vers
bringt, welche dem Distichon, wie es in der Aen sein soll,
nicht zusagt. Es ist dies aber noch nicht die größte Thei-
lung, sondern Ovid läßt den Hexameter auch aus drei,
vier Theilen bestehen, den Pentameter dann aus zwei
getrennt ***):

Quod rogat illa, timet; quod non rogat, optat; ut latus
Imparet, et voti postmodum composit aris

13) Art. am. I. 620, 702. III, 71. 275. Vergl. Hader-
nagel, Gesch. des trauisch. Ozean. und Pent. G. X. Ich habe
diesen Punkt hier nur berührt, wie es kommt, daß er die Disti-
chen, cf. latr. not. 76 p. 72. 14) Amor. III, 1, 8. 15)
Art. am. I. 178, 254, 268, 652, 646. II, 522. 16) Dissem-
ad Tibull. Praef. p. CXVIII. T. I, daß viele nicht unterforschen-
gen ferat Untersuchungen mit Disti- als auch den oberen Theile
wehren ihren Ursprung verdanken, ist zu erwähnen für mich
Wißige der Dankbarkeit.

17) Art. am. I. 43, 246, 257, 319, 351. II, 358, 169
Ibid. I, 14, 201, 205, 277. 18) Ibid. I, 165, 213, 229, 341.
20) Ibid. I, 259, 383, 391, 543, 635, 647, 658. II, 78, 211.
II, 429, 492. III, 167, 175, 222. Ibid. II, 277, 313, 323.
Ibid. II, 77, 181, 173, 385, 387, 519. 24) Ibid. I, 17, 275,
313, 445, 477. II, 281, 291. 25) Ibid. II, 171. 26) Ibid.
I, 485.

Alle diese Formen entstehen, wie gesagt, nur dadurch, daß der Gedanke in zwei Theile zerlegt wird. Doid zerlegt ihn aber auch in drei, sodaß entweder Aufzählungen oder ein Vorberuf mit zwei Nachsätzen, zwei Vorberuf mit einem Nachsatze sich bilden; es kann hier der Hexameter auch streng vom Pentameter getrennt sein; doch ist das Gewöhnlichere, daß der zweite Theil in den Pentameter übergeht²⁷⁾, so:

Byblida quid referam, vetulo quae frateris amore
Arcti, et est inaeque fortiter nixa nefas?

Es erlaubt aber diese Form auch Modificationen, indem einzelne Theile wieder getheilt werden können²⁸⁾, wie:

Com surgit, surgens: donec sedet illa, sedebis;
Arbitrio dominas tempora perdo tuas,

wo darin auch die Schönheit besteht, daß, wie bei Doid öfter²⁹⁾, der Pentameter eine allgemeine Sentenz enthält. Tibull hat übrigens von diesen zuletzt erwähnten Fällen nur sehr selten Beispiele; Doid hat sogar in vier Theile das Distichon getheilt und dann gern die dem Ende des Hexameters einen Halt³⁰⁾:

Illam respicias, illam mirare licebit;
Multa supercilio, multa loquere notis.

Doch geht der Sinn öfter auch in den Pentameter über³¹⁾. Schon daraus dürfte erhellen, worin die Eigenthümlichkeit des Doidischen Stils besteht, nämlich in diesen zerhackten und zerhackten Perioden, wie schon von Dissen bemerkt worden³²⁾; dadurch unterscheidet sich unser Dichter am schärfsten und eigenthümlichsten nicht allein von Tibull und Propert, sondern auch von den Römern, die in dieser Art nichts haben. Er giebt aber weitere Folgerungen heraus, welche ich auf die obige Bemerkung zurück, daß Distichen nicht allein durch solche Theilung gebaut werden, sondern auch, die elegische Breite herauszubringen, durch Wiederholung des Gedankens des Hexameters im Pentameter³³⁾, so:

Nec Venereum tutam concessaque furta canamus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Es ist dies jedoch bei Doid seltener, als bei Tibull, da er dazu zu unruhig ist; daher auch die von Propert so geliebte Form³⁴⁾, wozu auch im zum Hexameter gehöriges Substantiv in die erste Stelle des Pentameters tritt, dessen übrigen Theil dann ein Epitheton dieses Substantivs einnimmt, bei Doid sich selten findet³⁵⁾:

Sed quia cultus adest, nec nostras manit in annos
Ruscinilla, perlechi illa superstiti avia.

Ähnlich ist, wenn dies Epitheton im Pentameter durch das Relativ angeteilt wird³⁶⁾. Doid aber will Leben, will den Leser vorwärts reisen; doch hat er zuweilen zugelassen, was Propert so liebt, eine Sentenz durch Wiederholung mehrer Distichen durchzuführen³⁷⁾. Es zeigt dies

meiner in anderer Hinsicht, wie Doid gut inne hat, was für eine Form zu seinen Darstellungen paßt; wenn diese Formen für ihn aber schon etwas zu Gemeines haben, so ist natürlich, daß er sie ruhiger und erhabenste³⁸⁾ sehr selten gebraucht, die nämlich, wo ein einziger Satz das Distichon ausmacht und im Pentameter das Verbum am Ende steht³⁹⁾, so:

Quadrupedes inter rapida certamina cursum
Depressaque jobas lapsaeque colla juvent.

Er sucht daher diese Form durch kleine Kunstgriffe lebhafter zu machen, wie durch eine Frage⁴⁰⁾, durch Einlegung eines Vocativs am Ende des Pentameters⁴¹⁾, oder in den Anfang des Hexameters⁴²⁾, doch im Ganzen bleibt, wie gesagt, diese Form bei Doid in der Ara eine seltene. In allen diesen höchst mannichfaltigen Formen gab nur die Periode Anlaß, welche aus einem ganzen Distichon besteht; sie ist aber nicht die einzige, sondern außer ihr existiren noch zwei Arten, die eine, wo ein Hexameter oder ein Pentameter die Periode ausmacht, wodurch in kürzester und prägnantester Form dem Leser der Gedanke vorgeführt wird, die andere, grade entgegengesetzte, wo mehrere Distichen zu einem größeren Ganzen verbunden werden. An der ersten kann man sehen, wie genau der Dichter seine Periode dem Charakter des Rapses anpaßt; denn es ist Regel: besteht der Hexameter für sich, muß der Pentameter auch für sich bestehen. Nur einmal weicht in der Ara Doid hiervon ab⁴³⁾ und ist dies einer von jenen anavis, von welchen, wie oben bemerkt, Doid meinte, sie ständen dem Gedichte so übel nicht an. Natürlich gehören nicht hierher die Stellen, wo der Hexameter eine Frage, der Pentameter die Antwort darauf enthält, sie sind ja verbunden. Es paßt diese kurze Form zur Schnelligkeit, Lebhaftigkeit, ist daher hier passend gewiß. Was die andere Form anlangt, so richtet sie sich ganz nach den bisher entwickelten Gesetzen der einfachen Periode; sie ist bald lebhafter, bald ruhiger, dann bald länger, bald kürzer gebildet, je nachdem es der jedesmalige Sinn verlangt. Weicht sie besonders die Form, wo zwei Distichen entweder zu einer Vergleichung oder zu einem Gegensatz aufeinandergepaßt werden⁴⁴⁾, so:

Ut fugiunt equulas, timidissima turba, columbae,
Utque fugit viros agna novella lupos:
Sic illas timuere viros, sine lege reuantes,
Constitit in nulla, qui fuit ante color.

Für diese, ebenso wie für die Perioden, welche aus drei und vier Distichen bestehen, gibt es noch besondere Modificationen; darauf werde ich weiter unten wieder zurückkommen. Wir sehen hiernach, daß Doid die Periode so behandelt hat, daß er mit leichter Mühe für jeden Gedanken eine ganz eigenthümliche Gestalt bilden, jedem also seine eigene, Doid's Eigenthümlichkeit recht aufprägen konnte; die Mannichfaltigkeit aber hinein

²⁷⁾ Art. am. I. 785. ²⁸⁾ Ibid. I. 863, 301, 871. II. 307, 369, 666. III. 121. ²⁹⁾ Ibid. I. 503. ³⁰⁾ Warfer. Art. Phil. Mon. I. p. 588. ³¹⁾ Art. am. I. 227, 499. ³²⁾ Ibid. II. 896. ³³⁾ Dissen. ad Tibull. Prall. p. CXXIV. T. I. ³⁴⁾ Art. am. I. 33, 849. II. 219, 347. ³⁵⁾ Dissen. I. e. p. CXXXVIII. ³⁶⁾ Art. am. III. 127, vergl. Ibid. 307. ³⁷⁾ Ibid. I. 209. ³⁸⁾ Ibid. I. 25 sq. 275 sq.

³⁹⁾ Dissen. I. e. p. CXXII. ⁴⁰⁾ Art. am. I. 281, 293, 299, 629. II. 5, 56, 265, 571. ⁴¹⁾ Ibid. I. 625. ⁴²⁾ Ibid. I. 27. ⁴³⁾ Ibid. I. 43. ⁴⁴⁾ Ibid. II. 41, denn Art. am. II. 477 ist zu unterscheiden, verwandt sind Art. am. I. 652, 553. ⁴⁵⁾ Ibid. I. 117, 759. II. 198, 245, 261.

versteht zugleich, daß das reichere Maß den Leser nicht ermüdet. Zugleich ist, wie das Charakteristische im Doid besonders in dieser Art der Periode beruht, klarer geworden; es erhöht die Lebendigkeit, die Spannung, denn ein *factum*, ein Punkt selbständig, scheinbar abgerissen hingestellt, tritt scharf hervor. Um dieses durchzuführen, mag man Doid jeden Gedanken zerlegen und zerpalten, wozu sicher eine ungemeine Phantasie und bedeutende Kraft gehört; hat er diese nun auch im hohen Grade, so hat er doch zu oft gerade dieses Zielungen wegen auf sehr kleine Nebenstände Rücksicht nehmen, auch ohne Noth die Sache erst positiv und dann negativ erwehren müßte, woraus denn und aus Ähnlichem eine Geschwindigkeit hervorgeht, die ohne Tadel nicht erwähnt werden kann und von der wir bei den Metamorphosen auch Beispiele finden werden. So ist in:

Quid referam Bajas praetextaque litore vellos,
Et, quae de calido iussure fumat, aquam?

Der Fufach im Pentameter zu gewöhnlich *) und daher geschwäbig; aus demselben Gange ist auch die so oft geübte Stelle **), wo *Procris* auftritt:

Hae mihi, coelestas, Aristi patris amicum
Hic locus a Cephale vulnere semper habet!

hervorgegangen. Diesen hier beschreibenden Kunststil hat sich aber der Dichter speciell für die *Ars* gebildet, man vergleiche nur die *Heroiden*, und man wird da einen ganz andern Bau der Distichen finden; es ist da Alles weit ruhiger und einfacher; ebenso haben die *Amores* nicht diesen Kunst, es wäre bei ihnen, kleiner, individuelleren Gang, auch aus dieser Schreibweise Schluß zu ziehen; die *Ars* aber ist ein großes Ganze. Es hat also Doid als Uebersetzer Dichter mit großer Ueberlegung gearbeitet und keineswegs sein Werk irgend leichtsinnig, noch unorbereitet gearbeitet; es ist seine Frage, daß trotz der kleinen Fehler die Form in der *Ars* meisterricht ist. Aber die Periode hinsichtlich ihrer Form kann dies noch nicht allein beweisen; es fragt sich hier noch, wie der Gedanke in ihr künstlich aufgeführt sei. Es läßt sich erwarten, daß Doid, der schon in den *Rhetorikschulen* mit der Technik des Ausdrucks bekannt geworden, der ferner die *Ars* vorzugsweise auf Erregung der Leserschaft berechnet, den dem die höchsten Stadien je nothwendigen Schmuck seinem Werke zu verschonen nicht verabsäumt habe; er hat dies auch gewiß, wenn wir die Anwendung der *oxyptota*; eigentlich freilich *Procris* man sagen, nur durch ein einziges. Da von Kunstfertigkeit bisher schon öfter die Rede gewesen, so erwartet man vielleicht, daß die *Procris* hier eine Rolle spiele, allein man täuscht sich und sieht vielmehr, wie Doid hier Alles vernimmt, was dem eigentlich elegischen Styl oder dem *Epode* angeht. Denn ähnlich er sie auf verweisen dem Leser, nämlich, indem sie bald auf einem Worte, wie gold, bald aus einem halben, einem ganzen *Perimeter*, ja auch aus einem ganzen *Distichon* besteht; so ist sie doch nicht häufig; damit kommt, daß ferner mehrere Fragen auf einander folgen, während zwei, welche dann

in einem Verse stehen **), oder jede einen Vers enthalten **), auch in einem Distichon ungleich vertheilt stehen **), oder aus dem ersten sich in das zweite Distichon ziehen **), endlich auch zwei Disticha ausfüllen **); lieber aber als dies hat Doid zwei Fragen so gestellt, daß ein Satz, der nicht fragt, sie trennt, womit er manche schöne Form bewirkt **), in diesem Falle läßt er auch nach der Antwort auf eine Frage zwei neue folgen **); es wäre, wie gesagt, bei einer andern Behandlung der *Ars* zu erwarten gewesen; wie denn auch in den *Amores* Doid dem *Libull*, *Propert*, die drei und mehr Fragen auf einander folgen lassen, nicht sehr häufig sich anschließt **), in dieser Hinsicht. Ebenso sind auch Interjectionen seltener und ab und an schon mit Fragen gepaart **). Es hängt von der Dichter hiedurch, wenn auch nicht immer *ad hoc*, doch Spannung hervor und irgend eine stärkere Bewegung beim Leser, die ihn anregt, zum Folgenden zu gelangen. Zu ähnlichem Eintrude wird ferner die *Apoptrophe* angewandt, *amorphos*; in ihr liegt jedoch *caput*; und daher wird sie besonders bei wirklich ruhenden Stellen, bei *Anteced* der *Silber* und dergleichen, angewandt **). Doch kein *oxyptota* hat Doid häufiger und eigentümlicher gebraucht, als das der Wiederholung eines Wortes; kein Dichter hat sie in so mannichfaltiger Gestalt, keiner hat sie aber auch so häufig gebildet als er. Dem nach der Ausenabersetzung über den Bau der Disticha bedarf es wol keines weiteren Belegs, daß Doid Pronominalverbindungen, Einschüben der *Sätze* in einander, nicht zu sagen könnten, sollte anders nicht aus der Theilung langweilig, schleppende Rede hervorgehen; dazu kann, daß die lateinischen Dichter manche Pronomina so nicht lieben, daß Doid ferner das *Undertun* liebt; daher Rücksicht auf ein Wort, Hindrücken auf das Folgende nicht leicht möglich war. Dies also und das der Wiederholung leicht zu gebende Epigraphe, Witzige, Ueberschende veranlaßte unsern Dichter, für die *Ars* mit besonderer Sorgfalt diese Figur auszubilden. Daher man denn die *oxyptota* oft in Anwendung gebracht sieht; sie kann in jedem Distichon, es mag durch Theilung oder Wiederholung entstehen, eingeschrieben. Sie hat viel Kraft und kann sogar, wie bei *Libull*, *Virgil*, zu sehr, freierliche Erhebung bewirken **), dazu braucht sie Doid in der *Ars* einmal **), sonst nimmt er ihr das Gehobene und gibt ihr den Charakter der Schnelle und des Lebend. Wie bewirkt er dies? Einmal durch das *nocturnus* **): quae loca, qui montes, quaevis ferantur aquae; geht die *oxyptota* drei Disticha hindurch, so stellt er im dritten das zu wiederholende Wort nicht im Anfang, sondern stellt es nach **); wie es auch dann meistens thut, wenn er die Figur in drei Versen hat **):

48) *Art.* am. I, 211. 49) *Ibid.* III, 457. 50) *Ibid.* III, 667. 51) *Art.* amob. III, 709. 52) *Ibid.* I, 479. 53) *Ibid.* I, 255, 300, 691. III, 227. 54) *Ibid.* III, 561. 55) *Amor.* I, 3, 5—16. II, 30, 11—14. III, 5, 87—99. 56) *Art.* am. I, 175. III, 227. 57) *Ibid.* I, 189. III, 409. 183, 410. *Disser.* ad *Tibull.* I, 2, 35. 58) *Disser.* ad *Tibull.* *Proh.* p. *Cluv.* T. I. 59) *Art.* am. III, 558. 60) *Ibid.* I, 280. II, 501. 61) *Ibid.* II, 401. 62) *Ibid.* I, 541, II, 117, 517. III, 329.

46) *Art.* am. I, 195, 307, 561. 47) *Ibid.* III, 737. *Memor.* so in *Reich.* zu *Caesar* a. a. O. 871.

*Ere Mimallones munit in terga a milla,
Ere levis Satyri, praevia turba dei.
Klirius ecce senex pando Silem aequo
Vix sedet*

Es kommt auch vor, daß das wiederholte Wort 1. d. mal im Anfang steht; aber es ist dann ausgenommen in einem Falle⁶⁵⁾ in dem ersten oder im letzten Verse das Wort *er diuagoga* zwei Mal gesetzt⁶⁶⁾; durch diese Abweichung nämlich verliert die Figur ebenso wie durch die Wiederholung im Pentameter ihre Erhabenheit und wird passend zur Leichtigkeit. Es ist daher das Erhabenste bei Ovid, wenn in zwei auf einander folgenden Distichen die Hexameter mit demselben Worte beginnen⁶⁷⁾:

*Illo saepe loca capitur consultat Ameri,
Quique alius cavit, non caret ipse sibi
Illo saepe loco desunt aut verba disertio
Resque novae veniunt eoque agenda non est.*

Doran tritt sich die Form; wo in zwei Distichen jeder Vers mit demselben Worte beginnt, in einem aber Theilung ist⁶⁸⁾; ferner die, wo zwei Verse, die unmittelbar auf einander folgen, sie machen⁶⁹⁾; wo sie im Hexameter mit einem andern Worte wie im Pentameter gemacht wird⁷⁰⁾:

*Illos respicias, Illos mirare sibi
Falsa supercilio, multa loquere mole.*

Diese letzte führt zu der einfachsten, wo ein Vers sie macht⁷¹⁾: *Vim passus est Phoebe; vis est altius auroz.* Auch hier zeigt sich wieder die Verschiedenheit zwischen dem Amores und der Ars, da in den ersten weder eine solche Mannichfaltigkeit herrscht, noch passend wäre. Unter den angeführten Stellen sind auch solche, wo diese Figur der Vermeidung von *his*, *illo* wegen zugelassen worden und tritt dadurch das Wort und der Begriff stark hervor⁷²⁾. — Ferner gehört hierher die *inavdivergens*, auch *anav*, *implicatio* genannt, wo ein Anfang wiederholt wird⁷³⁾:

*Redde mihi, clamant apollinae saepe posses,
Redde mihi, totis vix bonis fore.*

Ovid hat sich dabei aber noch geführt, mehr als zwei Worte zu ihr zu gebrauchen⁷⁴⁾; hiermit kann man verbinden die *resumptio*, auch *inavdivergens* genannt, wo ein oder mehrere im Anfang stehende Worte zum Schlusse wiederholt werden; bei Ovid ist es in der Ars selten und er wiederholt auch nicht die Worte in derselben Stellung⁷⁵⁾:

*Aspicis animique patris, puer, arma movebis
Et vinces animas amplexusque paries.*

Schöne Effekte und heitern Witze bemerkt der Dichter ferner durch die *Metastrophē*⁷⁶⁾: *aperit iussu ventum, veniunt spectantur ut ipsum*; weniger wichtig, aber doch dienlich zur Hervorhebung eines Begriffes ist das *anag-*

*pleon*⁷⁷⁾: *et qui spectavit videtur, vultus habet*; namentlich in Gegenständen ist es gut⁷⁸⁾. Seltener ist die erhabenere Form, wo ein gegen das Ende des Hauptverses oder Hexameters stehendes Wort statt des *relat.* im Ausfange des Pentameters — *cf. supr. n. 6. p. 68.* — wiederholt ist⁷⁹⁾:

*Nec data profuerat pallentia phylla posses
Phylla nocent animis vinctus furoris habet.*

Es thut dies Ovid auch in einem und demselben Verse, was er wegen seiner kleinen Größe vermag; er ersetzt das durch, daß er den oben berührten⁸⁰⁾ Parallelismus in der Wortstellung nicht so blüßig grade der Periode wegen zu lassen kann, so⁸¹⁾: *dum aequitur Bacchus, Bacchus fugiuntque potantque*; namentlich in Appositionen hat er dies gern⁸²⁾: *Ille levi virga — virgam nam fortis tenebat* — die dadurch auch lebhafter hervortreten; setzen ist auch die eigentliche *Palliotie*, wo das letzte Wort des Hexameters das erste im Pentameter ist⁸³⁾: *perfidus illa abiit: quid mihi fiet aut? Quid mihi fiet aut?* — obgleich streng genommen dies diese Figur nicht ist, welche nur von einem Worte gilt; das wäre zu stark gewesen. — Hieran tritt sich die *hauvdivergens*, *inclusio*, wo dieselben Worte den Vers anfangen und schließen, aber ganz derselben im zweiten in umgekehrter Ordnung folgen, wovon schon ein öfterer Fall angeführt; es ist dies eigentlich eine *Epitaphie*, wie *Einander*, der solche Dinge schon gemacht hat, wohl wußte, es paßt daher in bester, fahrgeme Stellen⁸⁴⁾:

*Militat omnia amans, et habet sua castra cupido;
Atque, crede mihi, militat omnia amans;*

eine Stelle, die mal einer schöner machen soll! Gernunt muß auch die *diuagoga* werden⁸⁵⁾; ferner die *avdivergens*⁸⁶⁾, welche, wie die mit verwandte *diuagoga*, selten⁸⁷⁾ erscheint; dann findet sich auch die *diuagoga*⁸⁸⁾, so daß wie sehen, wie notwendig die *repositio* die Figur ist, welche Dreie's Styl bestimmt; ja um nur etwas vollständig zu sein, muß noch erwähnt werden, wie Ovid gern in bald gar nicht, bald etwas veränderter Gestalt dasselbe Verbum sowohl in der ersten Stelle des Verses und Nachsatzes⁸⁹⁾: *vincuntur castra Parthi; vincuntur et armis*; als auch in der letzten hat⁹⁰⁾: *at postremo, roga; tantum cupit illa rogari*; ferner tritt dasselbe Verbum bald in der Mitte des ersten und am Ende des zweiten⁹¹⁾, bald in der Mitte des ersten und im Anfang des zweiten Verses⁹²⁾: *quas voluit legibus, voluit rueribus legibus*; endlich in beiden in der Mitte⁹³⁾. Es ist einzuwenden, welche Masse von Klümpchen hi. durch mit Leichtigkeit dar-

65) Art. am. I. 541. 64) Ibid. I. 239, 409. 65) Ibid. I. 83, II. 5. 66) Ibid. III. 443, 467. 67) Ibid. I. 457, 450. II. 451. 68) Ibid. I. 499, 551. 69) Ibid. I. 679, 709, 762, 771. II. 204, 335. III. 150, 181. auch Stellen, wie Art. II. 12, 35. III. 219 gehören hierher. 70) Ibid. III. 1, 102, 105. *Jahn*, ad *Virg.* Am. I. 552. 71) Art. am. I. 254, 751. III. 215, 449. 72) Ibid. II. 297. III. 63 sind keine Ausnahmen, *cf. Dissert. ad Tibull.* I. 5, 4. 73) Art. am. I. 191. 74) Ibid. I. 99.

75) Art. I. 165, 270, 310, 303, 596, 680, II. 50, 57, 509, III. 435, 473. 76) Art. am. I. 195. *Dissen.* ad *Tibull.* IV. 2, 9. 77) Art. am. II. 105, III. 200. 78) Not. 18. p. 69. 79) Art. am. I. 545, 659. II. 288, III. 42. 80) Ibid. I. 113, II. 181, 135. III. 53. 81) Ibid. I. 556, II. 98. 82) Amor. I. 9, I. am. I. 609, III. 107. *Burm.* ad *Anth. Lat.* T. I. p. 558. 83) Art. am. I. 478, II. 521. 84) Ibid. II. 33. 85) Ibid. I. 227, 345. II. 91. 86) Ibid. II. 98. 87) Ibid. I. 301, 478. II. 728, III. 191. 88) Ibid. I. 711. II. 459. 89) Ibid. II. 165. 90) Ibid. I. 451, 476. 91) Ibid. II. 611.

gestellt werden kann, wie zum Sarkasmus, zur Ironie, zur Schalkheit dies paßt: der Reiz dieser Wiederholungen kann noch durch den Ton, der auf ihnen ruht, verstärkt werden⁹²). Daß demnach Dvid genal zu seinem Zwecke die Sprache behandelt, so ist nichts Auffallendes, wenn manche kurze Wendung, wie die ablat. absol., wie manche Ellipse⁹³), als quid tibi cum calathis, dadurch hervorgerufen worden; zugleich hat Dvid durch diese seine Weise manche sehr einfache, fast prosaische Wendung, wie inde sit, addo, addo quod, einfleischen lassen können⁹⁴); man läßt darüber weg. Diente also die Periode wie die Wiederholung zum Schmucke, so hat sie Einfachheit doch nicht verdrängt. Dagegen hat aber allerdings Dvid auch epiphora, welche lediglich zum Schmücken dienen; so der *epiphora*: er zeigt sich in einzelnen Versen, und wenn man Stellen⁹⁵) wie *hispana novus tarito clam pede fortis inlit* zu ihm rechnen will, so ist er hier, dann aber besonders in Sätzen, wo viele Facta zusammengebrängt werden, also in Vergleichen, Aufzählungen und Schilderungen⁹⁶). Er spannt und gebt mit zu den Figuren, welche Pothos hervorbringen; sie bringen Kraft, oder Kraft macht allein noch keine kunstvolle Rede, da auch Lieblichkeit von dieser verlangt wird; zu dieser dient nun besonders die *variatio*; es muß nämlich in den Constructionen, wie in den einzelnen Ausdrücken Abwechslung stattfinden; dahin gehört der Übergang von der *oratio indirecta* zur *directa*; *juradictus duo tot dignitates* etc. etc. *juradictus* *tyros*, der sehr schön⁹⁷)

Sit gracilis, maele quae nate vira sonat
Die habilem, quaeque novis brevis; quae turgida, plenam;
ähnlich⁹⁸): *Conveniat naribus, ne quam nos ante rogemus*; so werden auch andere angefangene Constructionen verlassen und es wird in andere übergegangen, der gewöhnliche und nach dem Vorhergegangenen erwartete Ausdruck vertauscht mit einem andern⁹⁹): *anepithum* *noti fratres*, *qui austinet hamos* *novi* —; ebenso wechseln auf leichte, nette Weise die modi¹⁰⁰), der Plural mit dem Singular¹⁰¹), natürlich auch immer in Übereinstimmung mit dem Sinne. Wie dies nun in den Distichen und kleinen Sätzen geschieht, so herrscht diese *variatio* auch in den größeren Perioden, auf die wir jetzt zurückkommen. Daß Dvid große Perioden wenig haben konnte, ist bereits oben bemerkt. Dvid sagte die Worte scharf, weil er sie anders, sie näher bestimmende, keinen Platz hatte; so ist ihm daher das Ganze wegen darum zu thun, jedes Einzelne in der bezeichnendsten Form darzustellen, zu

gleich aber auch poetisch, wozu ihm die Theilungen auch halfen. Seine kleinen Sätze stellt er, wenn nicht gerade ein besonderer Zweck dagegen, *avandit* neben einander, sodas der Leser den Zusammenhang selbst finden muß; daher denn das häufige *Underton*, dessen Kraft der Dichter genau kennt und daher auch vermehrt, wo es nicht paßt¹⁰²): *i nunc et dubia sero, quod ille ruit*. Vers einzigt Dvid diese Sätze in eine Periode, welche mehrere Distichen umfaßt, so tritt in ihnen die *variatio* stark hervor; die gewöhnlichsten der größern Perioden umfassen zwei Distichen und sind im ersten Buche der *Art* z. B. 39 von ihnen; sie sind, wie die kleinern, in sich selbst lose verbunden und meistens so componirt, daß mit dem Ende des ersten Distichen ein Satz entsteht; daher denn das erste Distichen sich zum Vorderen, das zweite zum Nachhinein gestaltet¹⁰³):

Dum loquatur, tangitque manum poscitque libellum
Et quocumque posito pignore, vincat uter;
Sancius ingenium telamque volabile senat,
Et pars spectati numeris ipsa fuit.

Es bringt dies Leben hervor, da das zweite Distichen leicht etwas Lebendes, Auffpringendes bekommt. Natürlich hat der Dichter noch andere Formen für diese Sätze, so wird dem ersten Distichen ein zweites nur zur weiteren Ausführung beigegeben¹⁰⁴) und dabei die Art der Verbindung bezeichnenden Partikeln weggelassen; ferner, und das ist das Gewöhnlichste, wird in ihnen aufgeführt und zwar entweder so, daß jedes Distichen einen Punkt, ein *Factum*, oder jeder Vers ein oder mehrere *Data* enthält¹⁰⁵), *Rhancien* davon nicht vorhanden¹⁰⁶). Die ersten Formen gibt es für das Ganze keinen besondern Schluß und sie erscheinen daher alle so leiser; dieser kam aber auch beigegeben werden, sodas alsdann durch drei Verse aufgeführt, und im vierten geschlossen wird¹⁰⁷), oder es steht ein Satz voran, zu dessen Beendigung eine Aufzählung in drei Versen folgt¹⁰⁸); wie lang dieser Satz aber sei, ist unerleut¹⁰⁹). Man sieht also auch hier wieder die Mannichfaltigkeit der Formen, zugleich ferner, wie sie mit dem Ganzen stimmen; daher denn kein Wunder, wenn die seltenern, noch größern Perioden nach denselben Principien angeordnet sind. In der That aber ebenfalls nur wenige, im ersten Buche z. B. sind nur zwei von vier, eine von sechs Distichen, einige von dreien¹¹⁰); sie bieten, genau betrachtet, sehr schöne Formen dar und zeigen, wie Dvid, es mag die Periode aus einem, sie mag aus zwölf Versen bestehen, seinen Grundrissen treu bleibt. Diese Bemerkungen sind hier aber eingeschaltet, um die *variatio* an ihnen zu zeigen, denn da Aufzählungen an und für sich einfach sind, so ist schwer, sie, wenn sie in Masse auftreten, so zu behandeln, daß sie der poetischen Dar-

92) Lachmann. ad Propert. II, 3, 43. Schmidt. ad Juv. Sat. sel. p. 309. 93) Art. am. I, 693. Schmidt. ad Hor. Ep. I, 6, 12. 94) Art. am. I, 769, für anbert Schestfeller zum Vergleich cf. Wagner. ad Eleg. ad Mosal. praef. p. XII. Jahn. ad Virg. p. 307. ad Hor. p. 206. Schmidt. ad Juv. Sat. I, 129. 95) Art. am. III, 712. 96) Ibid. I, 123, II, 159. 97) Ibid. II, 660. III, 589. Mischehl. ad Hor. Carm. II, 19, 17. Dissen. ad Tibull. I, 6, 21. 98) Art. am. I, 672. 99) Ibid. I, 47, 197. Jahn. ad Virg. Eclog. VI, 71. ad Hor. Serm. I, 3, 26. Dissen. Prohl. ad Tibull. p. CXLII. T. I.

5) Art. am. II, 222. Wunderl. ad Tibull. I, 1, 76. 4) Art. am. I, 31, 117, 167, 197, 219, 383, 387, 529, 565, 608, 647. 5) Art. am. I, 51, 290, 295. 6) Ibid. I, 67, 71, 75, 317, 418, 559, 575, 641, 683, 750. 7) Ibid. I, 239, 471, 545, 551, 723. 8) Ibid. I, 421, 499. 9) Ibid. I, 391, 10) Ibid. I, 121, 449. 11) Ibid. I, 509. 12) Ibid. I, 23, 21, 93, 109, 187, sind Perioden von drei Distichen. Ibid. I, 403, 487, was vier und sechs umfaßt Ibid. I, 513.

stellung keinen Eintrag thun. Warum sie hier nicht schon sein — wir betrachten hier nur die Form — läßt sich aus dem Obeligen schon entwickeln; es kommt nun noch hinzu der Wechsel in den die einzelnen Glieder, Kolo, einschließen Worten¹⁵⁾:

*Paras laetitia crines, para alio manto sedet,
Altera maesta uilei; frustra vocat altera matrem,
Huc queritur, stupet haec, huc manet, illa fugit.*

Ferner wechseln ab ut-aut, modo-aut, nec-que-nec-neu, et-aut¹⁶⁾ etc.; wo also stets gegen die Erwartung das Folgende eingeleitet wird. Es läßt sich hier noch auf eine Eigentümlichkeit Doid's, die auch aus der Art seiner Periode hervorgegangen ist, aufmerksam machen; nämlich wegen der kurzen, lose neben einander gereihten Sätze macht er von den Perioden einen aus den ersten Bild oft sehr auffallenden Gebrauch; man beachte z. B. et, welches — man entschuldige mit unserer Kürze die unvollständigen Sprache — für id est, nam, et anne, et tamen, et item, adeo, ut, semel in der Indignation steht; es ist aber dabei der Perioden mit Gewalt geschehen und es erklärt sich ihre Bedeutung, wie von andern öfter auch Hand¹⁷⁾ bemerkt hat, aus ihrer Grundbedeutung und Natur; damit erstere Doid das Fehlen mancher Mittel zur Füllung und Verschönerung der Periode, wie daß bei ihm als zu erhaben sehr selten der Pentameter das das Dichters bestimmende Hauptwort enthält¹⁸⁾. — Wie die vorerwähnte Vorzugswort zum Schmucke dient, natürlich aber auch dem Sinne sehr angemessen ist, so auch die Epitheta, von denen für die Gefälligkeit, das Einschmelzende der Rede viel genommen werden kann. Daß Doid dies versteht, kann man schon aus dem oben gegebenen Beispiele abnehmen; wie er aber auch hier mit Überlegung handelt, möge noch ein Beispiel beweisen; nämlich er sagt¹⁹⁾: „sed tu praecipuus iurvis venare theatra“; bald darauf aber²⁰⁾: „tunc nequa marmoreo pendebant vela theatro“; wozum das Epitheton verändert? Will in der ersten Stelle der Dichter der Phantasie nur Stoff zu einem Bilde geben will, setzt er ein Epitheton, welches das Theater als Ort bezeichnet; oder in dem andern Falle soll die jetzt Procht der Einfachheit der alten Zeit entgegengezeigt werden; es sind also die Epitheta bene persequa, sondern sie geben aus dem jedesmaligen Zusammenhange hervor und es lassen sich stets die Gründe nachweisen, die, wie z. B. in *lentum aurum*²¹⁾, den Dichter²²⁾ bestimmt haben. Daher hat Doid auch seinen Schmuck, der nur gar zu oft aus unartem Denken, wie bei Euripides öfter, hervorgeht; dies hat er auch dadurch gezeigt, daß er wenig Umschreibungen in der Ars hat; es sind noch dazu meistens circumlocutiones für Götter, Göttinnen, Helden, auch Dichter²³⁾, mit einem Worte, für Personen, die stark hervortreten muß-

ten; er läßt sie dann auch bei Dingen zu²⁴⁾, die poetisch bei ihrem wahren Namen nicht gut benannt werden konnten. Da Doid diese also für diese Dichtung als nicht des sonderer poesis erwählter, so ist begreiflich, warum er sich der Personifikationen enthält²⁵⁾; dagegen schone Tropen hat er viel; ebenso ist er Meister in Vergleichen; in ihnen zeigt er besonders glänzend seine Phantasie und Kühnheit, und seine Periode war auch für sie wie gemacht, da sich in die kleinen Sätze und an diese ein Dichters, ein Vers mit einem Vergleich gar zu leicht bringen ließ. Hierdurch wie durch eigene Gedankenfülle ist Doid aber unweilen verleidet worden, das gehörige Maß zu überschreiten²⁶⁾ und für Sachen eine Menge Vergleiche beizubringen, bei denen vielleicht gar keiner nötig war, so wenn er zeigt²⁷⁾: daß die Zeit auch das sprödeste Mädchen besiege, daß zur Beschreibung zweier erzühter Liebenden eine gewöhnliche Nacht das beste Mittel sei. Es wurde dem guten Doid schwer, einen hübschen Vers wegzustreichen. Man so hat ihm das sehr bedacht; bringt es übrigens auch eine unnötige Hemmung in die Entwicklung. Gesandmäßigkeit ist es eben nicht; auch will Doid den Gedanken, den er gehabt, nicht zu Tode jagen, er hatte ja schon den genug!

Als einen ganz bestimmten Kunststil hat sich für seine Ars amandi mit genauer Überlegung und seiner Individualität gemäß Doid glücklich gebildet, diesen bei allen Wendungen in allen Theilen des Gedichtes festgehalten und dadurch seinem Werke überall seine Eigentümlichkeit aufgedrückt, es zu einem wahrhaft originellen gemacht. Ist er bloßer Nachahmer? In jedem Satz erkennt man die unumhüllliche Klarheit und Leichtigkeit der Rede, an dem dem Gangen wie dem Einzelnen angemessenen, mit Geschmack und Takt gewählten und vertheilten Schmucke den Doid; jeder im Satze enthaltene Gedanke ist schön und passend und hält die Mitte, wie er muß, zwischen denen des Ueberrührten und der Elegie; selbst da, wo er — es ist nur einmal der Fall²⁸⁾ — zu tief in die Geheimnisse des sinnlichen Liebesgenusses eindringt, kann man eine schöne Darstellung nicht verkennen; die Schönheit liegt hier in der deutlich hervortretenden Mäßigkeit. Doid erwacht, so viel anging, aber Schmuck der Sache, läßt sie selbst reden und erleuchtet dadurch, id will es auf die Gefahr hin mißverstehen zu werden, nur sagen, in Behandlung der unentschiedensten Sache als leicht. Die Gedanken werden ferner durch ihre Mannichfaltigkeit an Reizen wechseln mit Vergleichen, und es sind letztere deshalb so nötig, weil sie wie die Mythen zum Beweise für die Wahrheit der Lehre dienen; wir finden Betrachtungen über die Reden, Ermahnungen, Warnungen und Aufmunterungen, welche, wie schon angedeutet, oft die Person des Dichters mit in die Sache selbst hineinziehen, es gehörte zur Form, daß der Dichter, als aus eigener Erfahrung sprechend, Dinge beschreibe und erhalten sie oft dadurch

15) Art. am. 1, 67, 71, 98, 112, 917. III, 136. 14) Dissen. Profl. ad Tibull. p. CLXVI. T. I. 15) Hand. Torallia. T. I. p. 47. II, p. 217. 16) Art. am. III, 85, 89, 70. 17) Ibid. I, 89. 18) Ibid. I, 103. 19) Ibid. III, 123. 20) Dissen. ad Tibull. Profl. p. CLXIX. T. I. 21) Art. am. 1, 60, 77, 11, 217, 419, 624. III, 106, 265, 330.

22) Art. am. II, 422. 23) Ibid. III, 23, 332. 24) Schaff. locut. die Dichter. Profl. p. 217. 25) Art. am. I, 471, 481. 26) Ibid. III, 84.

erh recht ihren Reiz, indem dieser Kunstgriff Heiterkeit, Gemüthslichkeit hervorbringt. Wir haben ferner oben bemerkt, wie der Dichter das Leben selbst schiedert ist nicht sehr natürlich, daß gelegentlich dabei der Dichter auch auf bestimmte Facta anspielte. Der Römer wußte außerdem freilich aus seinem eigenen Leben schon Beläge für einzelne, auch wol viele im Gedächtnis angelegene Sätze. Uebersetzung erragen mußte aber eine Anspielung auf ein allgemeines Factum; beides erbotte das Interesse, was man an der Ars nahm, ungern. Damit ist eine andere Art von Anspielungen, gewöhnlich Nachahmungen, Plagiate genannt, nahe verwandt. In jedem Dete, wo ein mit der Literatur bekanntes und ihr ergebendes Publicum sich findet, müßte die Eins entstehen, auf bekannte Stellen von Dichtern in Gedichten anzuweisen, nicht grade immer, um mit diesen bekannten Stellen zu wetteifern, sondern wol eben durch die Bekanntsein mit solchen Stellen leicht wüßte, deitete, wenigstens ganz bestimmte Gedanken verbunden wurden, gegen man sich auf sie und erwiderte dadurch für künftige Leser — und nur für solche schreibt der Dichter — einen neuen Reiz. So die Komiker Aelides; Aristophanes nahm Verse aus Eupolis, Keanimus, die aus ihm²⁷⁾, aber nicht, weil sie nichts Besseres wußten, sondern wol mit diesen Versen irgend ein bestimmtes, zu ihren Zwecken passender Sinn verbunden war, den sie auf keine andere Weise so wenig auszudrücken vermochten. Wir wissen aus, Seneca²⁸⁾, daß Doid dergleichen liebte; er that dies auf mancherlei Weise. Eine Art ist, wo er auf die ganze Behandlung eines Gegenstandes bei einem Andern durch Anspielung auf einen der schönsten Vers oder Punkt daraus Rücksicht nimmt, so auf Virgil's Amargillis²⁹⁾; ähnlich ist, wenn der Stoff einer Erzählung als aus einer bestimmten, bekannten Stelle genommen bezeichnet und zur Vergleichung mit dieser dadurch aufgefodert wird, so im Doid die Erzählung von dem Entsetzen des Mars und der Venus durch Vulkan³⁰⁾; der Reiz entsteht grade durch das Vergleichen Doid's mit Homer, und erstere zeigt da recht deutlich seine Gewandtheit; ferner kommen von Anspielungen auf Entzungen und kleinere Züge, im Doid soll man z. B. bei Versen über die Vergänglichkeits der Schönheit an Virgil'sche denken³¹⁾. Daß er Plautian's so erndet, wie er ferner erwähnt, ist nur geschehen, um an Propertius zu erinnern; schon das heißt er sich auch auf Lucius³²⁾. Einzelne Verse endlich erwähnen dies auch, es ist eben Erwähnung des von Doid über Verse des Varro Atacius geäußerten Urtheils geübt

hen; diese Verse waren ohne Zweifel sehr bekannt und daher spielt noch später Doid auf sie an³³⁾. Noch drei Beispiele, welche die Sache in ein recht klares Licht setzen, will ich anführen; bekannt war Ennius' Beschreibung vom Laufe des Pferdes, sie trägt Doid auf den ihm so merkwürdigen Gang des Pferdes auf dem Eise über³⁴⁾; grade durch diese Nachahmung und Anspielung wird die Stelle erst recht schön. Bekannt waren ferner in Rom die Verse Virgil's, die er, wie wir wahrscheinlich, bei einer Recitation der Aeneis vorgelesen³⁵⁾; der von Doid so häufig gebrauchte Anfang ille ego besommt in vielen Stellen dadurch erst seine gehörige Färbung und wahre Bedeutung³⁶⁾. Endlich zeigt den Eindruck, den eine solche Anspielung machen soll, und recht deutlich, das schöne Distichen im Klagefange auf Tibull's Tod³⁷⁾:

Cui Nemesia, Quid sit, sibi sunt tunc damna dolores?

Ne rempat moriens desolata manu.

wo der Pentameter aus Tibull genommen; einen ähnlichen vortrefflichen Effect müssen alle diese Anspielungen gemacht haben. Als andere sogenannte Nachahmungen sind keine, da sie als solche nie bewiesen werden können und überhaupt der ihnen zu Grunde liegende Gedanke ein völlig unklarer ist; mit für und nöthigen Parallelen können sie nicht belegt werden. Haben aber sonst die guten Dichter Anspielungen, so liegt es im gleichen Stoffe, im Aufzähligen, der gute Dichter drückt jedoch jedem Worte sein Gepräge auf, und nachzuweisen, worin sich dies zeigt, ist die Aufgabe des guten Interpreten. Wenn wir nach der gewöhnlichen Weise³⁸⁾ verfahren wollten, so könnten wir mit leichter Mühe zeigen, wie Doid seinen einzigen eigenen Gedanken in seinem Leben gehabt, es gebete aber auch nur eine Paß vorbemerker Epen dazu, um den ehrlichen Astroter Homer zu dem schamlosesten Spitzbuben zu machen, es bliebe aber trotz dem wie Doid ein geborenes Meißer der Poesie. Doch genug hiervon, wie sehen, auch Anspielungen fesseln in der Ars auf schöne Verse; die Aufmerksamkeit des Lesers, und werden vom Dichter bald zur Erregung von ernstem, bald zu der von heiteren Gefühlen gebraucht; diese letzten stimmen am besten zu der im Ganzen so heiter behandelten Ars. Sie stimmt daher mit den Amores hinsichtlich der Gedanken in vieler Beziehung, nur daß in vielen Punkten eine Parthei hervortritt, die früher, wo der Dichter speciellere Züge zu beschreiben hatte, nicht erscheinen konnte. Diese Parthei hat eine Behandlung in Manchem berechtigt, welche von Neuem wieder zeigt, wie Doid ganz der neuen Zeit angehört und von den alten vorübergegangenen Dichtern sich

27) Metast. loc. laet. Un. Halens. 1652; auf Alles in dieser Abhandlung Anzuerkennung findet man Anstalt natürlich nicht Anzuerkennung.

28) Seneca, Musonius. III. an. p. 25. Bip. hoc — bei Anspielungen — antea dicebat Gallo, Nasoni suo valde placuisse, itaque fecisse, quod lo melle alio veribus Virgilium fecisse, non turpissimum causa, sed patet imitandi, heroniam, ut vellet agnosce.

29) Art. am. II, 267. Virg. Eclog. II, 52, man darf hierbei auch bedenken, wieviel die Aeneis aus Virgil wußte.

30) Art. am. II, 266. Hom. Odys. VIII 466. 31) Art. am. II, 116. Virg. Eclog. II, 17. 32) Art. am. II, 197. Propertius, I, 1, 11. 33) Ovid. Fast. IV, 39. Lucr. I, 12. Diderlein, lat. Syn. III. C. 162.

34) Quod. Trist. I, 5, 27.

35) Ibid. III, 10, 52. Enn.

Ann. VI, 12. XVII, 12. Spanz. add. Ovid. Art. am. I, 546.

Virg. Aen. VIII, 396. 36) Ille ego, qui quondam etc. 37) Art. am. II, 456. Trist. IV, 10, 1. Ep. ex Pont. I, 3, 55.

181 sq. IV, 3, 11 sq. Dies scheint für die Geschichte der Virgil'schen Verse zu entscheiden, sie gebeten also nicht zur Aeneis, sondern eher positiv davor gewarnt werden; dies vermag ich nicht finden zu bestätigen, vgl. Graef in d. holl. Lit. Zeit. 1835. Nr. 186 ff. 38) Ovid. Art. am. III, 6, 58. Trist. I, 1, 60. 39) S. Valer. ad Eur. Phoen. 798, 1663. Prop. ad Eur. Phoen. 512, 100. ad Eur. Med. 574 etc.

unterscheidet; ein denkender Römer hätte an ihm in dieser Zeit schon dieselbe Beobachtung machen können, welche *Valerius* *) an den neuen Historikern gemacht haben muß. Denn da er die Liebe zart behandelt, so spricht er von Manchem verblümt, mit Zurückhaltung, wodurch die Sinnlichkeit des Lesers erregt und seine Phantasie angewiesen wird, viel Uppigeres, als der Dichter sagt, zu denken, mit einem Worte, *Doid* ist ab und an in der *Ars* schlüpfzig**), was von keinem Alten vor ihm gesagt werden kann. Es machte das auch die Sorge für die Ergözung, es ist dies aber eine Schwäche. Eine solche nehmen wir auch noch wahr, wenn wir die Composition im Ganzen betrachten; denn wenn auch ein Stoff im Einzelnen in jeder Hinsicht gut dargestellt ist, so hängt von ihr doch noch bedeutend viel ab und sie entscheidet die Frage, ob das Werk ein Meisterwerk sei oder nicht. Für sie wird auch das Einlegen von Epiloden mit Recht verlangt, eine Sache, an der gar mancher Dichter scheitert ist. *Doid* hat sie nicht übersehen, vielmehr mehrer sehr schöne eingeleitet; so ist vorzüglich die von *Caius* Feldzug gegen die *Parther****); die von *Didaalus*****) hat *Man- so* **) als zweites getadelt, allein der Dichter hat seinen guten Zweck gehabt: er will zeigen, wie einen mit Fähigkeiten versehenen Menschen ein *Heros* und König nicht unter seine Befehle habe zwingen können, er bürgegen, *Doid*, wolle den gesüglichten *Stoß Amor* fesseln, es ist dabei im Anfang wie am Ende bestimmt die Schwierigkeit des Unternehmens hervorgehoben. Dabei will ich nicht leugnen, daß diese Epilode hätte kürzer gefaßt werden können, es fragt sich aber, ob sie viel tiefer in den Charakter des Gedichts gepaßt hätte. Denn diesen bestimmt eine gewisse vom *Epos* stammende Breite, welche daher kommt, weil es dem Dichter in allem Ernste darum zu thun ist, seine Lehren gebüßig zu unterstützen und den Leser von ihrer Wahrheit zu überzeugen; indem dies nun, dem Tone des *Lehrgedichts* angemessen, hier bei Lehren geschieht, von deren Wahrheit meistens Jeder schon a priori überzeugt war, so bringt es Freude, Heiterkeit und Lachen hervor und paßt also hier trefflich. Zugleich aber gestalten sich diese Behandlungen einzelner Lehren zu einzelnen Massen des Gedichts; sie als solche einzelne Massen betrachtet, können meistens nur gelobt werden. Sie hängen nun durch leichte Übergänge an einander, sind ferner durch einfache, von *Lucius* schon gebrauchte Formeln, wie *addo*, *addo quod etc.* von einander geschieden, aber hängen sie gleich alle an einander, so geht darum auch nicht jeder Theil, wie es doch sein sollte, aus dem andern hervor, sondern ihre Verbindung ist nur eine äußerliche. *Doid* konnte nicht, wie wir bei den *Metamorphosen* noch deutlicher sehen werden, eine umfassendere Idee in ihrem innern Zusammenhange auffassen und aus ihr die einzelnen Szenen und Theile entwickeln, sondern er betrachtet den zu beschreibenden Stoff, zerlegt ihn sich in Theile, die er dann lose wieder an einander reiht; daher gelingt ihm denn auch

nicht der *Schlus*, der nicht motiviert eintritt und als ganz willkürlich herbeigeführt besteht, ein Fehler, den auch *Schiller* freilich in andern Stellen sich hat zu Schulden kommen lassen***); andres ist es in der *Ars* mit den Aufhängen, sie erleichterte die epische *Regel*; mitten in die Sache einzuführen, sie hat *Doid* in ihnen vor Augen gehabt. Was folgt aber hieraus? Daß das Zerpalten und lose Aneinanderreihen der *Begriffe*, was sich in *Doid's* *Periodenbau* zeigt, sich ebenso in der Composition des Ganzen darthut, dies also ganz aus dem Geiste des Dichters hervorgegangen ist und das Gedicht wie das Kleinste durchdringt; es zeigt, wie die ganze *Ars* aus einem Gusse hervorgegangen, zeigt endlich, wie in dem Kleinsten und in dem Größten des Dichters Geist herrscht und walten, und Jedem sich aufprägt. War aber auch dies Zerpalten für die Periode vortheils, so war es nachtheilig für das Ganze, und wenn ich auch mit *Man- so* **) den zweiten *Gesang* als eine Wiederholung des ersten und für ganz schlecht geordnet halte (da in ihm die Situation, für welche *Regeln* gegeben werden, eine ganz andere ist, der *Didahtik* ferner nicht streng logisch, sondern poetisch disponiert**), so muß doch zugegeben werden, daß die Eintheilung**) nicht leicht äußerlich sein konnte. Die *Mut* also, welche dem *Doid* sonst so hoch, hat sich hier für die in der Einleitung**) erfahrene und auch später nicht wieder gut gemachte**) Zurückdrängung gerächt und dem Ganzen trotz der Trefflichkeit im Einzelnen doch die Schwäche der Zeit aufgedrückt, denn gerade hierin, in dem Mangel tiefen Eindringens, zeigt sich die Schwäche des Dichters, zeigt sich, daß er der findenden Zeit angehört, sie ist hervorgegangen aus dem Mangel an tief eingehenden Studien und aus dem Streben nach Ergözung. *Doid* schwächelt, reißt, erlöst so mit sich fort, daß man ihn kaum langsam lesen kann, läßt aber immer beim Leser eine Leere des Geistes zurück. —

Literatur. Daß diese *Ars amandi* von den Zeitgenossen mit Beifall aufgenommen ward, versteht sich von selbst, der Dichter sagt es und auch noch ausdrückliche *Remed. amor.* 389; das Urtheil des *Valerius*, *Pell. Pat.* II, 36 fin., die Zusammenstellung mit *Virgil* bei *Martian.* Ep. III, 38, 10 bezeugt sich mit auf die *Ars*. Später stand bei *Albus Varus* *Doid* sehr in Ansehen, *Spartian.* *Ael.* Var. Vit. a. d. ibiq. *Cassius*, kein Wunder. Es fand den *Vit* in der folgenden sonst so trübseligen Zeiten immer sehr ihn Liebhaber; so war an *Kori* des *Wespen* Hofe die *Ars* gut bekannt (*Heeren*, *Gesch.* der classischen Literatur im Mittelalter. I. S. 125), und als später die *Liebe* anfang eine größere Rolle zu spielen, so ward *Doid* von den Schriftstellern, wie J. D. von *Abdall* (*Ram- dohr*, *Varus* *Uran.* III, 2. S. 145) gut benutz. Daher denn die *Ars* auch viel abgeschrieben ward, wie *Seneca* (nach *Jahn*. ad *Ovid.* T. II. praef. p. XVI) 63 *Codd.*, unter denen ungefähr ein Duzend gut ist. Add.

40) *Pell. Pat.* I, 17. 2. 41) *Art. am.* II, 695. 42) *Ibid.* I, 177. 43) *Ibid.* II, 21 sq. 44) *Man- so* in *Gala- bee's* *Epodon*, der schönen *Künstl.* *Woch.* III, 2. 376.

45) X. B. v. *Schlegel*, *Grammatische* *Schriften*. 46) *Man- so* a. a. O. S. 574. 47) *Heeren*, ad *Vig.* *Georg.* T. II. p. 264 ed. *Hagen*. 48) *Art. am.* I, 85. 49) *Ibid.* I, 25. 50) *Ibid.* II, 16.

Endlich, Catal. Bibl. Vind. T. I. nr. CXLVII sq. Die Recensenten haben offensichtlich die Ars nachgeahmt, d. Fabric. Bibl. Lat. T. I. p. 445; Ramboche a. d. D. III, 1 u. 2, aber eine ordentliche Bearbeitung derselben ist noch nicht erschienen; allein ist sie zuerst herausgegeben von Abiegus (Lips. 1498. 4.), dann selten und auch schlecht. Übersetzt ist sie von Strombeck (Göttingen 1785), vergl. Schweigger, Handb. der Bibl. II, 2. S. 667 sq. John, ad Ovid. T. I. p. 354. — Beurtheilungen: Rambo, Nachr. u. Sulzer 3. Bd. S. 372. Rambocher, Venus II. III, 1. S. 310. Pöschel, Rom. Crit. S. 73. Dunlop, Hist. of rom. Liter. T. III. p. 391.

10) Remediorum amoris liber unus; ist in einigen cod. in zwei Bücher getheilt und daher auch in einigen alten Ausgaben; da aber Ovid selbst vs. 1 das Werk einen libellus nennt und die besten cod. von dieser Theilung nicht wissen, so haben auch Heins¹⁾ die Recensenten zu verlassen. Den Ovid die Liebe von Reum behandeln zu sehen, nimmt Niemanden Wunder, allein ihn mit der Liebe im Kampfe zu erblicken, das man nach der Ars wohl nicht erwartet. Aber Ovid's halber der Stoff schon aufstellt, dann ist er auch ganz neu. Um dies Staunen aufzulösen, erfindet der Dichter sehr schön, wie Amor selbst sich über den Titel des Buches geäußert habe, und indem der Dichter diesen nun auflöst und ihm seine Artigkeit aus einander setzt, hat er den Leser zugleich mit über die Tendenz des Gedichtes unterrichtet. Nicht gegen die Liebe überhaupt will Ovid kämpfen, sondern nur denen, die ein unwürdiges Joch der Liebe²⁾ tragen, will er helfen. Man möchte gern wissen, was für ein Joch der Dichter sich unter einem unwürdigen denke, aber das erfordert man nicht, sondern gleich nach der Anrufung des Phöbus, als des Beschützers der Dichter und Krieger, geht es ans Lehren. Der Dichter bemerkt zuerst, daß man besten gleich beim Beginne der Leidenschaft diese Abkühlungen sei; es wird dies an verschiedenartigen Beispielen und Vergleichen durchgeführt, sodas, da bei solcher Kleinigkeit — denn das diese Lehre sehr schwer auszuführen sei, erwähnt die der Dichter nicht — solche Kaufmann gemacht worden, man ein sehr großes Gedicht erwartet. Hier ist nun weiter kein Mittel von Röhren, daher wendet sich der Dichter zu demjenigen, der eine alte bei eingewurzelte Liebe abgeben soll: zwei Fälle werden unterschieden, einmal, wo der Liebende sich von seiner Geliebten entfernen kann, da geht die Heilung schnell; zweitens, wo der Liebende sich aus der Nähe der Geliebten nicht entfernen kann, in Rom also bleiben muß, dieser verlangt mehr Gesellsch. und mit ihm allein beschäftigt sich daher von vs. 291 an der Dichter. Er gibt hier viele Lehren, als da ist, man solle die schiedenen Worte des Liebchens in Erinnerung behalten, Alles von ihr ins Schwärze zu drehen suchen; sie auf eine kalte Art behandeln, um die Eine loszuwerden, noch mit einer an-

dem sich einlassen, Einsamkeit vermeiden u. Alles dies ist in derselben trefflichen Sprache, demselben Maße, Perlenbau, überhaupt in derselben Technik geschrieben, welche wie bei der Ars betrachtet haben. Es treten freilich auch dieselben Schwächen hervor, wie manchmal spielender, sehr sader *Wig sich findet* ³⁾, doch geht das so mit durch. Es ist ferner auch dieselbe Auffassung im Ganzen, es ist kein reines Lehrgedicht, sondern, wie der Dichter auch selbst andeutet ⁴⁾, mehr elegisch gehalten; natürlich findet sich, wenn auch seltsam, Gelehrsamkeit ⁵⁾, ferner däßliche Wiße, wie der Anruf an den Phöbus ⁶⁾, die Benennung des Mars ⁷⁾; ferner veranlaßt auch hier die Art, wie der Dichter sich selbst in das Gedicht mit hineinzieht, Herzerkeit ⁸⁾, vor Allen sind aber treffliche Schilderungen hervorzuheben, namentlich die des Landlebens ⁹⁾, welche dem Dichter so recht von Herzen ging; also schöne Stellen finden wir hier genug. Aber die Eindrücke sind gar sehr verborben durch die schlechte Composition des Ganzen. Es zerfällt natürlich aus dies Gedichte in mehrer Massen. Betrachten wir sie zuoberst, so nehmen wir in mehreren eine große Gedächtniß wahr, es scheint dem Dichter förmlich darum zu thun, die einzelnen Lehren so auszuheben, als nur angeht, er hat nämlich eigentlich nur wenige, namentlich im Anfange wird durch Beispiele und Vergleiche der Gedanke stets von Reum umgewandelt, und wenn es auch oft geistreich geschieht, so ist doch eine zu große Weitläufigkeit ¹⁰⁾ dadurch hervorgerufen; ferner ist Schmach, da, der nicht paßt; daß es z. B. Circe lebend einführt ¹¹⁾, später Amor ¹²⁾, ohne daß man darauf vorbereitet würde, endlich die lange Invector gegen seine Feinde und Feinde ¹³⁾ gehört gar nicht hierher. Daß man auf Reminiscenzen aus der Ars löst ¹⁴⁾, kann man, da die Gedichte der Zeit noch nicht weit aus einander lagen und der Stoff doch verwandt war, wol ohne Tadel hingehen lassen, aber nicht, daß so gar ein allgemeiner Standpunkt genommen, daß man die Mädchen, die Männer, von denen die Rede ist, gar nicht genauer kennen lernt, in ihr Leben und Tugenden gar nicht eingeführt wird, woraus eine gewisse Leere entsteht. Dabei sind nun die einzelnen Lehren selbst von 291 an bunt durch einander gemischt, innerer Zusammenhang fehlt, und auch der äußerliche ist dies so, daß man manchmal sich zur Frage veranlaßt fühlt, wie das hierher komme. Alles dies, sowie ein bei aller Fülle als und aufstauende Durstigkeit, — z. B. der wiederholte Vergleich mit *Physis* ¹⁵⁾ — zwingt, gegen das fast einstimmige Urtheil der Recensenten diesem Gedichte eine bei weitem geringere Stelle als der Ars anzuweisen. Es führt mich das zu der Meinung, daß Ovid dies Werk nicht

¹⁾ 53) Rem. am. 476, von der *Prosis* und *Oxyris*: *Kat. alt. Attrides, illi quam proxima formam, Ke si prima sicut syllaba, no-*

monem idem. 54) Rem. am. 395. 55) Ibid. 47 sq. *ibiq. inq. illi.* 778 coll. *Leutsch. Theob. cycl. Reli. p. 16.* 56) Rem. am. 77.

57) Ibid. 37. 58) Ibid. 311. 59) Ibid. 169.

60) Ibid. 79, 251, 813. 61) Ibid. 273. 62) Ibid. 557.

63) Ibid. 361. 64) Ibid. 55. 65) Ibid. 311, 382. Rem. am. 311, 659.

249. Art. am. II, 425. Rem. am. 527. Art. am. II, 659.

Rem. am. 634. Art. am. I, 279. 66) Rem. am. 327, 495.

51) Heins, ad Ovid. Remod. am. 1. *Burm.* ad Rem. am. 266, wo das zweite Buch beginnt. 52) Rem. am. 15, 69.

auf eigenem Antriebe geschrieben, sondern durch äußere Umstände zu seiner Fertigung veranlaßt sei, daher er nie mit Liebe daran gearbeitet und deshalb nur das Technische mit seiner Fertigkeit darin vollendet hat.

Literatur. Wir kennen ungefähr 50 Codd., welche die *Ramedia amoris* enthalten, unter denen der *Regius primus*, *Parvianus primus*, die *excerpta Scaligeri* und *excerpta Jureti* die besten sind; *Jahn*, ad *Ovid.* T. II. praef. p. XVIII; vgl. ist aber für die Herstellung des Textes aus ihnen nicht zu nehmen; *Jahn* 1. o. T. I. p. 487. Allein für die *Remedia* nur in der ältesten Zeit herausgegeben, dagegen überliefert von *Strombeck* (*Braunschw.* 1796, wobei auch eine Skizze des Lebens *Doid's* ist, neue Aufl. 1829), fernst von *Schlüter* (*Leipzig* 1796), von den *Engländern*, *Fransosen* u. *Vergl.* *Schweiger*, *Handb. der Bibliogr.* II. S. 672 fg. — *Beurtheilungen*: *Anso* in *Nacht. u. Sultzer's* *Lehrb.* der schönen Künste. III. S. 340; *Bernhardy*, *Grundr.* der röm. Lit. S. 223; *Jahn*, ad *Ovid.* T. I. p. 457: *Argumenti copia et varietate, tractationis facilitate et orationis agilitate et elegantia hoc carmen proxime accedit ad Amorem et Artis Amatoriae libros, ita ut laetor praestantissimo Ovidio poemata jure haberi posse.* Anderes übergehe ich.

11) De *laedecamina faciei*. Ob der Titel in dieser Gestalt der echte sei, will ich nicht behaupten, die Codd. haben meist gar keinen, ein *Vall.* da ornata faciei, doch ist der gewöhnliche noch Act am III, 208 der beste⁶⁵⁾. Es beschreibt das Gesicht, wie Anstalt bei Mädchen eine Hauptfache sei, wie dies ferner vom Pub, namentlich von einem schön gebildeten Gesichte, auch gelte; was für Mittel dies erhalten, verschaffen können, geht er durch, führt uns also in die tiefsten Geheimnisse der Toilette der Damen. Wie er es ausgeführt, können wir nicht sagen, da das Gedicht sehr verderbt, lückenhaft und unvollständig aus uns gekommen ist⁶⁶⁾, man hat es deshalb dem *Doid* absprechen wollen⁶⁷⁾, jedoch scheint dies kein Grund zu unterliegen. Es behandelt dies Gedicht als einen *Alexandrinischen* Stoff, indem er sehr schwer poetisch darzustellen war, allein da kommt die Kunst *Doid's* nur noch in glänzendem Lichte sich zeigen. Zugleich war der Stoff in der Poesie neu, wenigstens weiß ich kein Gedicht späterer Zeit, worin er behandelt wäre, profanische Christen dagegen, aus denen sich *Doid* unterrichten konnte, waren vorhanden; erst kürzlich hatte ja der *Zeit. Heraklides* von *Laert*, dann *Archigenes*⁶⁸⁾ von der *Heilweis.* die zur Medizin bei den Alten gehörte, gewiß vortreflich gehandelt, und das verglichen nicht selten, zeigt noch die Epitome von *Alexandros Rhomus*⁶⁹⁾. *Wanderer* konnte auch in den oben angeführten Schriften der *Elephantis* u. c.) enthalten sein. Also was *Proas* nicht ausreichte, konnte

Doid immer aus der *Therapie* Stoff und Belehrung erhalten, an Stoff schloß es nicht; wie die *Verhandlung* gewesen, läßt sich wegen des Aufkommens des Gesichtes, in dem wir es haben, nicht genauer bestimmen.

Literatur. Über die Codd. ist man nicht recht im Klaren und läßt sich daher von einer genaueren Vergleichung derselben noch Heil für diese Fragmente erwarten; die besten sind der *Naupolitanaus*, *Monacianus* und der, aus dem die Ausgabe von *Rougemont* geflossen, cf. *Jahn*, ad *Ovid.* T. II. praef. p. XVIII. Herausgegeben ist es nicht allein; für die Erklärung der Sachen ist *Böniger's* *Sabina* ein Hülfsmittel; besonders auch die Schriften älterer Gelehrten über einzelne Gegenstände, wie *Ferrarius*, *Da re vasior*, u. dgl. Cf. *Jahn*, ad *Ovid.* T. I. p. 477.

Die erotischen Schriften *Doid's* sind öfter auch verbunden herausgegeben, so in der ältern Zeit viel die *Ars am.* und die *Remedia am.* zuerst in *Göln*, f. u. l. a. a. dann mit *Commentar* von *Merula* (*Vener.* 1494. Fol.), welcher oft widerholt wurde, *Schweiger* a. a. D. S. 642. Ferner die *Epist. Her.*, *Amor.*, *Ars amand.*, *Remedia am.*, *Trist.*, *Ep. ex Pont.*, *Medic. fac.* und *Unchtes*, vergl. *Schweiger* a. a. D. S. 634 fg., zuletzt von *Bernsdorf* (*Heilmst.* 1788). Ebenso hat man auch Übersetzungen, welche mehr dieser Gedichte theils ganz, theils im Auszuge enthalten, letzteres ist der Fall bei der von *Berning* (*Kranz*, a. W. 1815); auch in die andern neuern Sprachen sind sie überliefert, vergl. *Brügge's* *mann's*, *Pattoni's* *Werke* und *Schweiger* a. a. D. S. 671 fg.

12) *Metamorphoseon libri XV*, so, nicht *Metamorphoseos*, wie *Regius* u. A. wollten, ist sowohl nach den besten Codd., als auch nach den Citalen der Alten⁷⁰⁾ und der Analogie⁷¹⁾ mit lateinischen Buchstaben⁷²⁾ der Titel zu schreiben. Daß man bei seiner Bestimmung auf die Gitate der *Epikern* nicht mit völliger Sicherheit bauen dürfe, zeigt sich hier von *Neum.* Wir finden nun in diesem umfangreichen Werke den *Doid* auf einem ganz andern Felde; er hat in ihm einen Theil der *Mythen*, in denen Verwandlungen vorkamen, in chronologischer Folge von Beginn der Welt an bis zu der Verwandlung des *Julius Cäsar* in einen *Stern* zusammengestellt. Betrachteten wir nun zuerst den Stoff an und für sich, so ist für *Doid's* Verständnis überflüssig, nach dem Entfallen dieses Sagen von Verwandlungen zu fragen; *Wilmann*⁷³⁾ hat dies jedoch gethan und, worin ihm *Jahn*⁷⁴⁾ gefolgt ist, den Ursprung dieser Sagen in der alten Religion, in Philosophie, Poesie, der Naturbeschaffenheit, der alten, poetischen und symbolischen Sprache u. gesucht, überhaupt, wie es scheint, diese Sagen als eine eigene Classe von Sagen angesehen. Mir jedoch scheint, als wenn alle hierzu gehörigen *Mythen* mit allen andern auf einer und

65) *Heins.* ad *Med. fac.* I. *Jahn*, ad *Ovid.* T. I. p. 477.

66) *Berning* de poet. disert. I. 21. 69)

Fabric. B. Gr. T. XII. p. 638. *Trullen* de remedia veterum coemelleis etc. (Vindob. 1757.)

70) Herausgegeben von *Bernard*. 1794. 71) Cf. sup. *Wander*, *Journal zur Kunstgeschichte*. 14. Bd. S. 4.

72) *Heins.* ad *Ovid.* *Metam.* I. 1. 73) *Osann* *Anst.*

Crit. p. 62. 74) *Wichert*, *Poet. Lett.* f. p. 46. 75)

Müllmann, *Commentat. de causis et auctor. narrationis de mutatis formis*. (Lips. 1786.) P. I. 76) *Jahn*, ad *Ovid.* T.

II. p. 5.

so Numa als pyrrichus⁹³⁾), nomina propria werden von allen Dichtern frei behandelt. Nicht ohne Härte ist im Latein die Production der Ringe durch die Afsis; daher darf sie streng genommen nur im Epos vorkommen, Doid⁹⁴⁾ das sie in unserm Gedichte oft und macht den Vers dadurch stärker, doch hält er diesen Charakter der Stärke nicht überall, wie die nicht seltenen Verse zeigen, wo den Schluß zwei Amphibrachen⁹⁵⁾ machen, dies ist reichlich. Streng ist Doid hier im Hiatu, den er nur in nomin. propr. und in Interjectionen zuläßt, er ist also mehr als Ringl⁹⁶⁾ gegen ihn eingenommen und hat dies darin keinen Grund, daß Doid's Ohren alles Klaffende zuwider war. Ist demnach der Vers mit Auswohl behandelt und den Eujets gemäß, so mangelt es doch nicht an vielerlei Inconsequenzen in Gafuren und Andern, was das Fehlen der Feile — cf. Infr. — mit sich gebracht. Uebereinstimmend mit dem Verse strebt auch die Sprache darnach, epische Würde hervorzuheben, weshalb sie hier auch in den Formen viel mehr Alterthümliches, Seltenes hat. So liebt Doid die schon thörenden griechischen Formen⁹⁷⁾ auf os, wie Scorpions, ebenso die alten lateinischen, meist nach Virgil's Vorgange, an dem Doid überhaupt sich gebildet; nach ihm macht er daher den Fehler Inarius⁹⁸⁾, nach ihm wählst er poetische Formen wie⁹⁹⁾ triumphe, alterthümlich sagt er fide¹⁰⁰⁾ für fidel, mori¹⁰¹⁾ für mori, conjugit potiri¹⁰²⁾ nach der dritten Conjugation, wählst ferner die zusammengezogenen Formen; wie concressa¹⁰³⁾, mollibat¹⁰⁴⁾ etc. Alle Form ferner ist impeto¹⁰⁵⁾ für impetu, ein altes Wort aber priva¹⁰⁶⁾; oft gebraucht er auch auf alte Weise Activformen für die der deponentia und umgekehrt. Dasselbe Streben nach Würde zeigt sich nun auch in Constructionen und der Wortverbindung: alterthümlich ist quo — quo — quo; griechischer Gebrauch zeigt sich in dem ablat. von Zeitbestimmungen, wie bello¹⁰⁷⁾ für tempore belli, wie καὶ τοῦ τραγικοῦ, im Genitiv wie dum suspicio has quoque somni¹⁰⁸⁾, in Appositionen, wie¹⁰⁹⁾ bubo, dirum mortalis omen, obgleich ganz die Aehnlichkeit der Griechen die Lateiner hierin nicht erreicht haben¹¹⁰⁾, im Gebrauche des infinit. in¹¹¹⁾ indigna laedi etc. Wie wir aber schon

oben gesehen, daß nicht allein durch Altes und Seltenes, sondern auch durch Neues die Dichter ihrer Sprache neuen Reiz zu geben suchten, so finden wir dies auch hier, nur in größerm Umfange. So bildet Doid häufiger als Virgil nach Vorgang der Griechen Epitheta, welche aber oft sehr nahe an Schwallst hinstreifen; ihr Irit ist es freilich noch nicht so arg, wie bei den Spätern, hätte er aber die letzte Feile anlegen können, so wäre auch hier wol Manches geändert, so Oedipodionia Thebae, Apenninigena Thyria¹¹²⁾; doch auch andere neue Worte macht er, wie adject. indelebilis¹¹³⁾, suavis¹¹⁴⁾, papaverem, besonders zusammengesetzte, die zuweilen durch ein Streben nach Effect hervorgebracht sind, wie inattenuatus¹¹⁵⁾, dann innubus; inobservatus, bifurcum, trifidus, frugellus, multifidus; dasselbe gilt von Substantiven, wo renovamen, bimater, neu sind, endlich von Verben, wie praecconsumare, conevare. Daher denn auch nicht aufzählen kann, wenn er gebräuchlichen Worten neue Bedeutungen gibt, so ora rolluerant fontes¹¹⁶⁾, ferner copula¹¹⁷⁾ für Keitrimen bei den Hunden; ihm eigenthümlich scheint sol ferit canemina¹¹⁸⁾, er vertieft ihn dies aber nicht zu Ungenauigkeiten im Gebrauche der Worte, sondern er bleibt bei seinem frühern Grundbegriffe, die Worte so scharf als möglich zu fassen, wonach z. B. stipula domitis adolevatur aristis¹¹⁹⁾ zu erklären ist, daher er auch in Tropen und Umfchreibungen schöne Wendungen hat; neu ist, wenn er dol epeus¹²⁰⁾ für Sonne sagt. Daß er auch hier durch Figuren auf die richtige Weise die Rede verflückt und verschönt, durch sie ihr die eigentlich epische Stimmung verschafft, kann nach dem schon Gesagten keinem Zweifel unterliegen; hier treffen wir daher Umfchreibungen aller Art¹²¹⁾, ferner Euphemien, Hypallagen u., aber die Wiederholungen sind hier selten und auch auf ganz andere Weise wie früher behandelt, ein Umlauf, der die gänzlichliche Verschiedenheit von den frühern Gedichten denbabe allein darthun könnte. Damit ist aber nicht gesagt, daß Formen, wie wir sie bei der Ars anamand gesehen, gar nicht hier vorkämen, da ja auch hier bei Appositionen¹²²⁾, in der Anaphora¹²³⁾, zur Vermeidung prosaischer Pronomina¹²⁴⁾, des Nachdrucks¹²⁵⁾ wegen sich Wiederholungen finden, sondern theils finden sich ganz neue Wendungen, wie die αλοχ¹²⁶⁾ in

93) Ovid. Fast. III, 305, 309. Cf. Obbar. ad Hor. Epist. I, 10, 26. John. ad Hor. Carm. III, 4, 9. 94) Ovid. Metam. II, 748. Tibull. El. I, 10, 14. Weichert. Ep. crit. de Falser. Flacc. Argon. p. 75. Baumg.-Crus. ad Ovid. Met. I, 114. 95) John. ad Ovid. Met. VI, 75. XI, 552. 96) John. I. e. IV, 336. Gier. Cf. Wagn. Quaest. Virg. II in Ed. IV. ad Virg. Heyn. T. IV. p. 418. 97) Ovid. Metam. II, 83, 106, 219. Baumg.-Crus. I. e. XIV, 47. Wagn. Q. Virg. I. e. p. 390. 98) Ovid. Met. XIV, 89. 100) Baumg.-Crus. 99) Ovid. Met. I, 580.

1) Ovid. Met. III, 341. 101) ibiq. Interpp. VI, 505. Burn. ad Anthol. Lat. T. I. p. 703. 2) Ovid. Met. XIV, 215. 102) ibiq. Cras. 3) Ovid. Met. XIII, 150. 103) ibiq. Baumg.-Crus. 104) ibiq. 105) Ovid. Met. VII, 199. 106) Forbig. ad Lucr. I, 71. 7) Ovid. Met. IX, 20. 107) Ovid. Met. III, 79. 108) ibiq. Bach. 8) Ovid. Met. XIII, 199. 109) Ovid. Met. IV, 8. 849. 9) Ovid. Met. IX, 20. 110) ibiq. Burn. 9) Ovid. Met. VII, 646. Schmidt. ad Hor. Epist. I, 9, 18. 10) Ovid. Met. V, 550. 111) ibiq. Bach. 11) Bernhardt. Gr. Cont. 6. 55. 12) Ovid. Met. I, 506.

Kt asperes videt de tot modo milibus unum.
Et asperes videt de tot modo milibus unum.

13) Ovid. Met. XV, 429, 432. Plog in Seebode's Arch. für Philol. und Phil. I. 2. 435 ff. 14) Ovid. Met. XV, 876. Heins. ad Ovid. Ep. ex Pont. II, 3, 25. 15) Hier die festgenommene Wort vergl. Schirach. Clar. Pest. Class. P. II. er folgt freilich nicht. Er regnet er hierher lestinus, es ist schon die Virg. Aen. IX, 488 u. s. f. kann hier auch gerit haben. 16) Ovid. Met. VII, 345. 17) Ovid. Met. V, 447. 18) Ovid. Met. VII, 771. 19) Ovid. Met. IX, 98. 20) Ovid. Met. I, 492. 21) Ovid. Met. IV, 254. 22) Ovid. Met. VII, 654. XI, 736. Schmidt. ad Jan. 23) Ovid. Met. I, 687. 24) Ovid. Met. XI, 639, 651. XIII, 484. Gierig. Comm. de Op. Metam. Ovid. in ej. Ovid. Met. T. I. p. XXXV. 25) Ovid. Met. I, 635, II, 758. XIV, 429. X, 180, 254, 259. 26) ibiq. ad Ovid. Met. I, 141. 27) Ovid. Met. I, 825. VIII, 628.

heißt treten sie nicht besonders hervor, Heile beruhen sie hier auf Nachlässigkeiten"). Der Hauptgrund aber ihres Zurücktretens liegt im Mangel der Theilungen der Sätze, welche die nur ab und an in sehr lebhaften Schilderungen erscheinen"), dies brachte der Hexameter auch mit sich. Dagegen weiß Doid hier durch Kürze der Rede oft zu wirken, läßt daher nach Compositionem quam mit seinem Worte mag"), sehr sinner, um Wichtiges recht hervorzuheben, selbst allein nach nec tantum"); läßt Verbindungsstellen aus, wie et, ante, wie quom, quoniam"), aus denselben Ströben gehen endlich auch hübsche Attractionen") hervor. Ebenso verstärken die Rede auch rascher Wechsel der tempora, der modi, auch die Wortstellung, um dessen, wie denn quo"), auch verba") kühn versetzt werden. Besonders Art liegt aber auch hier in der Wahl der Collocata; sie sind ihrer beizugeben, um einen Begriff zu schärfen, wie miserae quaelae"), welche Schönheit Cereali") ganz verlorne und nur kurz hier fand, theils enthalten sie aber notwendiges, von Doid oft in ihnen angebrachte Nebenbemerkungen, so muß man sie oft auf ganz bestimmte, einzelne Umstände beziehen"), oft enthalten sie bittere Anspielungen"), oft auch schärfert sie durch eine Anticipation"); daß sie zum weiteren Schluß dienen in ungeschickten Fällen versteht sich von selbst, und nur in Rücksicht auf ein oben bedrücktes Epitaphion und zum Zeichen, wie Doid stets neu ist"), erwidert ich *trepida unda*"), die von der Gluth stehende und zitternde Welle. Gehtelt ist aber der Dichter wegen zu kunstvoller, von der homerischen Einfachheit abweichend der Epitaphion, mit Interit, wie im Laufe der Zeit die Worte sich absteifen, so auch ganze Wendungen, *augur hunc* kann Homer sagen, Doid muß schon den Begriff verschärfen"), weil das einfache Verwort so oft gebraucht, gar nicht mehr hervorbringt *tempora mutantur*; der Dichter schreibt aber für seine Zeit und ist aus dieser zu beurtheilen. Wie Doid den Klang der Sprache"), zu bewahren weiß, wie sein Wig ihm stets zu Gebote") steht, und er durch dies und Ähnliches die Sprache sich bildet, ist endlich durch die Periode seinen Stempel aufgedrückt, läßt ich hier nicht weiter aus; es wird deutlich daraus, wie richtig schon König") gegen die herrschende Vorstellung, Doid sei Nachahmer, gerichtet hat, die Eigenthümlichkeiten werden, wäre das Werk vollendet, noch mehr hervortreten. Denn den Mangel der letzten Hille in ihr

haben wir schon öfter erwähnt und würde sie, wenn auch nicht die vera hypermetri"), nicht die mit Particulis auf uns ausgehenden Verse"), doch gar Manches andere noch hinweggeschafft haben; so finden wir Nachlässigkeiten in der Wortstellung, wie die Verbindung *aque*"), sinner in dem Vers"), *per me, quod eritque fuitque*"), *Carque patet*; sinner in der häufigen Wiederholung von Depositionen in einer Sage"), in dem Gebrauche des hic und in"), ebenso findet sich auch mancher ganz prosaische Wendung, wie"), *inque repetens corvinae verna tumultus Animalium* *fracta potest*, *quod etc.* Alles Dinge, die mit der kleinsten Mühe Doid würde geändert haben. Sehen wir also an der Sprache einen eigenthümlichen Charakter, der aber noch nicht völlig durchgebildet und vollendet ist, so wird das Urtheil über die jetzt folgenden Dinge sich schon leichter gestalten; es fragt sich jetzt noch der Form und Gestaltung der einzelnen Erzählungen. Die Metamorphosen des Ichnen aus einzelnen, nicht zusammenhängenden Fabeln, die alle mit einer Verwandlung enden, es sind aber die behandelten nicht alle, die den Alten bekannt waren, sondern aus den vorhandenen hat Doid die für die Zeit, die poetische Behandlung, die namentlich für ihn selbst passlichsten ausgewählt; über die meisten gab es, wie sich aus den angeführten Quellen erklärt, sehr verschiedene Sagen und Formen"), so daß Doid einen Überblick an Stoff hatte, ja, man kann mit leichter Mühe seine Quellen und somit seinen Stoff vermehren, wenn man bedenkt, daß er so Manches aus philosophischen Systemen, wie dem Pythagoräischen, dem des Empedokles hat, daß er von Physik und ähnlichen Dingen") spricht, also verglichen auch studirt haben mußte. Doch denke man sich trotz allem dem die Arbeit nur nicht zu mühsam! Es soll nur die Mannichfaltigkeit des Stoffes bestimmt gezeigt und dann nach die Art der Erfindung bestimmt werden. Freilich hat man ihm diese für dies Werk abgesehen"); doch besteht sie hier, wie bei jedem Epiker, in der Art der Behandlung, in der Auffindung des Punktes, von dem die ganze Behandlung ausgehen mußte. Was nun diese Behandlung betrifft, so mußte sie sehr verschiedene Artig sein, da jede Erzählung einen bestimmten Charakter, ihre Personen, ihr Local u. hat, daher denn auch Versbau und Sprache bald weicher, bald härter behandelt sind. Natürlich treten diese Klassen von Personen in verschiedenen Situationen auf und Doid hat die Gelegenheit nicht un-

23) Ovid. Met. XI, 553. XV, 105. *Ibid. Hotting. in Cic. de Rep. p. 589.* 29) Ovid. Met. XI, 539. XIII, 311. 30) Ovid. Met. I, 182. 31) Ovid. Met. I, 137. *Ibid. Bach. 32) Bach. ad Ovid. Met. II, 47. Jahn. ad Ovid. Met. XV, 177. et. Gier. 33) Bach. ad Ovid. Met. I, 135. 34) Ovid. Met. II, 355. 35) Ovid. I, 325. VIII, 714. 36) Ovid. Met. II, 342. VII, 680. *Burns. ad Ovid. Met. II, 68. Dissert. ad Tibull. I, 1, 62. — 87) Act. Rom. reg. et Societ. Philol. Lips. T. I. p. 156. 88) Ovid. Met. V, 6. 39) Ovid. Met. II, 319. 40) Ovid. Met. I, 669. 41) Cf. *Wagn. ad Virg. Aen. I, p. 29. ed. Heyn. 42) Ovid. Met. XII, 279. vgl. Böttgering. Lat. Rom. II. c. 302. 43) Ovid. Met. IX, 619. Jahn. ad Ovid. Met. VII, 33. Dissert. ad Tibull. I, 1, 65. 44) Ovid. Met. I, 327. VII, 651. 45) Ovid. Met. I, 641. II, 480, 703. V, 546. VI, 355. 46) Opuscul. Lat. p. 139.***

47) Ovid. Met. IV, 12, 781. VI, 507. *Weichert. de vera poet. epic. hyperm. Comm. 1819. Jahn. ad Virg. Georg. I, 69. 48) Ovid. Met. XV, 568, 570. *Burns. ad Lat. IV, 1, 20. T. I. p. 235. Wagn. ad Virg. Aen. ad Aen. XII, 612. Heyn. 49) Ramshorn. Lat. Gramm. c. 203. 50) Ovid. Met. I, 517. Wagn. ad Eleg. ad Val. Max. Corv. p. 419. 51) Ovid. Met. V, 547. *Ibid. Bach. 52) Ovid. Met. IV, 745. *Ibid. Jahn. in Gier. ed. Baumgartner. ad Ovid. Met. II, 761. 53) Ovid. Met. V, 6. 54) Cf. J. B. Diersen über Erv. Min. c. 79. 55) Diersen Dissert. de Edmonium (in Animal. stud. innam. loquunt. Comm. 1749). Cyprian (de cypriologia Ovidiana Proleg. 1699) re. 56) *Wagn. in Proleg. p. 51. 57) Jahn. ad Virg. Aen. c. III. c. 384. Gierig. l. c. p. XXIV. Bach. ad Ovid. Praef. p. VI.*****

genugt hingehen lassen, sich als einen feinen Kenner der menschlichen Leidenschaften zu zeigen⁵⁷⁾), namentlich in Rhetorikern, wie in denen der Morale, Reden, aber auch sonst weiß er die Personen in ihrem innern Zustande wahr zu beschreiben. In der Darstellung des Schmerzes der Helena um Polyxena und Polydor vertieft er mit Euripides; er hat wie dieser, einzelne Züge hinzu gebiehet, wie den, daß Helena selbst, nicht eine Dienerin, den Leichnam des Polydor findet, wodurch allerdings die Sache affectvoller wird. Die Reden, in denen sie ihren Schmerz ausdrückt, sind schön; Erneli⁵⁸⁾) hat zwar eine getadelt, es scheint, daß ihm die kleinen Perioden missfallen haben, allein sie grade sind hier vortheilhaft und natürlich, da der Schmerz nicht lange, getrichte Perioden verträgt, sich vielmehr in kurzen gewissermaßen ausdaucht. Ebenso tadelt derselbe Selchert⁵⁹⁾), auf dessen Urtheil John sich viel zu sehr verlassen hat, die Rede der Thebe, es ist aber ein Schmerz dargestellt, der auf seiner Höhe eine kalte Ruhe zeigt; es ist dieser der Gemüthsstimmung verwandt, in der der Unglückliche über sein Unglück zu lachen vermag. Daß diese Affekte nun hervortreten, dafür sorgt der Dichter und wußt darnach mit den Stoff, er behandelt diesen mit Sorgfalt — einzelne Anacronismen und ähnliche Versehen können kaum angeführt werden⁶⁰⁾) — und sucht ihn auf alle Weise zu heben. So fügt er ihm Personifikationen ein⁶¹⁾), was sparrt; ebenso wenig mangelt es an Vergleichen, die häufig mit epischer Breite ausgeführt werden und von da aus zu beurtheilen sind, doch geht er manchmal zu weit, wie wenn er den Polyphem die Galatea loben läßt⁶²⁾); grade diese Stelle zeigt aber deutlich, wie vieles in unserm Gedichte nur Entwurf ist. Doid hat hier nur versuchen wollen, mit wem das Mädchen zu vergleichen sei, für spätere Zeit sich die Auswahl vorbehaltend, es ist daher Unrecht⁶³⁾), wenn man nach solchen Stellen das Werk beurtheilen will. Ein anderes Mittel, die Erzählung zu heben, ist Einlegung von Beschreibungen und Episoden, die durch die berührte Sache veranlaßt werden, so handelt er von der Magie, der Pekt⁶⁴⁾); bekannt ist die Beschreibung der Deukalionischen Fluth, in der ihr schon Seneca⁶⁵⁾) Einzelnes getadelt, Anderes die Reum⁶⁶⁾). So vergleicht E. Müller den Vers: Omnia pontus erant; deerrant quoque litorea ponto mit dem Sage: „das ganze Haus lag in der Asche; das ganze Haus hatte auch sein Dach.“ Allein omnia pontus erant ist ein zu ungewöhnlicher Gedanke, daß er eines Rathslosen wegen einer Erweiterung bedarf, die ihn, da man nur länger bei ihm verweilen will, zugleich verfehlt. Dagegen ist ein anderer Fehler in diesem Verse; quoque nämlich ist ungemein matt, ein Fehler, den Doid sicher später gelöst haben würde. Einen andern Fehler bemerkt

Seneca, indem er den Vers: Nat lupus inter oves: fulvov vehit unda loones, tadelt, es paßt. E. Müller mag sagen, was er will, das Bild nicht zur Größe der Schilderung. Noch einen Fehler in dieser Stelle wollen wir hinzufügen; nämlich die Anordnung der Verse von 293 an ist schlecht, namentlich gehören die Schafe und Löwen gar nicht an die Stelle, wo sie stehen; die Aufstellung an und für sich, die Erneli tadelt, ist nicht im geringsten zu tadeln. Also durch Personifikationen, Vergleiche, Beschreibungen, durch Reden, die allerdings bisweilen ein zu rhetorisches Gepräge noch tragen⁶⁷⁾), weiß er die Mythen selbst zu beilden; ihrer Form im Ganzen ist aber dadurch noch bedingt⁶⁸⁾), daß sie bald erzählt werden, bald aber von dieser oder von jener Person bei dieser oder bei jener Gelegenheit vorgezogen; ebenso sind sie nicht alle gleich ausführlich behandelt, sondern einzelne ganz kurz berührt, dies trägt auch zur Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit bei. Diese war sehr notwendig, da jede Erzählung, wie man wußte, mit einer Verwandelung schloß, und demnach war es sehr schwer, Spannung so wol hervorzuheben, als auch zu erhalten; Doid bringt sie aber wie in der Ars durch die angegebenen Mittel und die Art der Einführung, die Art, wie er den Ausgang herbeiführt, glücklich hervor. War er aber auch gut bis zur Verwandelung gekommen, so war eine neue Schwierigkeit zu überwinden, nämlich die Beschreibung der Verwandelung selbst. Es half dabei freilich, daß die eine Person in dies, die andere in jenes verwandelt ward; aber es gehörte eine gewisse Phantasie und Fülle dazu⁶⁹⁾), so verschiedene und doch schöne Formen für diesen ein, nicht einmal großen Umfang habenden Punkt zu erfinden, wenn auch ab und an ein ähnlicher Gedanke, derselbe Vers⁷⁰⁾ sich findet, so ist das kein Fehler, da das Epos das erlaubt und fast bei allen Dichtern⁷¹⁾) vorkommt. Ebenso schwierig, vielleicht noch schwieriger, waren die Übergänge; denn Doid wollte ein zusammenhängendes Gedicht schaffen, allein — ein Inse. — dieser Zusammenhang ist nur ein äußerlicher, er reißt lose neben einander; von diesem Standpunkte aus betrachtet findet man wenig zu scharfe Übergänge, indem er aber in ihnen stets das Folgende vorbereiten will, wird er hier oft manirirt, wie schon Quinilian⁷²⁾) getadelt hat. Diese Form aber, welche das Ganze nun erhielt, war den Alten nicht unangenehm; ähnlich muß sie in Gedichten, wie den Epen, den Genesalen, deren Form man aus der Aetopagen muthmaßen kann, gewesen sein; nur waren diese einfacher. Graß durch diese Form und den großartigen Umfang das Doid seine Vorgänger⁷³⁾) übertrifft, wenn man aus weiterer Kenntnis derselben schließen darf; im Epischen jedoch konnten diese den Mythos tiefer gefaßt haben, was Doid

57) Doid, Briefe, Bith. des Geistes. V. S. 506. Gierig. l. c. p. XXXIII. 58) Ovid. Met. XII, 498. Erneli. l. c. p. 42. 59) Ovid. Met. IV, 143. Erneli. l. c. p. 43. 60) Gierig. l. c. p. XXXV. 61) Ovid. Met. II, 760. 62) Ovid. Met. XII, 789. 63) Erneli. l. c. p. 79. 64) Gierig. l. c. p. XXXIII. Johann. ad Theod. T. II. Inscr. p. 13, 16, 19, 21. 65) Seneca. Quaesit. Natur. III. c. 27. 66) Erneli. l. c. p. 106.

67) Gierig. l. c. p. XXXII. Johann. l. c. p. 70, doch geht man hier zu weit, nicht die rhetorische Figur an sich zu tadeln in der Poetik, nur ihr seltener Gebrauch. 68) Gierig. l. c. p. XVIII. 69) Gierig. l. c. 70) Ovid. Met. VII, 580. anst. VI, 246. Her. III, 118. c. Amor. II, 32. Johann. ad Virg. II, 129. Riß und Weidner's Epik. Buch. II. S. 367. 71) Gierig. l. c. p. XVII. 72) Quint. Inst. Or. IV, 1, 77. 73) Faden. ad Callim. Eleg. fr. p. 235.

nicht kann"), mochten auch die Vorliebe für das Bundebare nicht so wie Doid auftreten") lassen; ebenso hat er vielleicht im Einzelnen nicht stets glücklich gewettert mit solchen, die bei Gelegenheit dieselben Stoffe behandelt hatten"). Doch muß man immer bedenken, daß die Metamorphosen, wie der Schluß auch deutlich zeigt, ein unvollendetes Werk sind; es ist dies ja wol schon hinlänglich im Vorhergehenden gezeigt, kann aber noch mit einer Menge Stellen belegt werden. John scheint dies gar nicht bedacht zu haben und ist noch meiner Meinung nach Ernst's auf gar keinen soliden Ansichten von Poetik stützbaren Untersuchungen irre geleitet zu seinem sehr unheilvollen über die Metamorphosen gelangt, wenigstens glaube ich, daß unmöglich wahr sein kann, wenn er sagt"): omnibus enim dicendi artificia, quae rhetores declamatores instructant, carmen suum non tam ornavit (se. Ovidius) quam ornavit, nec solum ubique artis et doctrinae ostentandas et affectandas studium declaravit et omnes ingenii scientiaeque thesaurus effudit, sed etiam rerum tumorem, verborum strepitum et omnes sermonis rhetorici lusus et antitheses vocatitas, contentas in immensum vel varietate vel aenit vel distendit, omnino nihil praetermisit, quod ad declamatorum artem pertineret! Unserer Ansicht dagegen ist Baumgarten-Ernst's"), der darin, daß Doid viele Stellen so geschrieben haben müsse, wie sie ihm der Augenblick eingegeben, daß er verächtliche Formen eines Gedankens neben einander habe stehen lassen, den Grund der vielen Varianten und Corruptionen findet. Und diese Meinung erhält noch eine Stütze durch die Kennung des ganzen Gedichts, es ist dies nämlich lediglich auf Ergebung berechnet. Daraus folgt einmal, daß mögliche Klarheit und Schönheit der Form vom Dichter erstrebt werden mußte, Beiläufigkeit fernst und das Fehlen eines jeden das Gefühl des gebildeten Lesers unangenehm affizierenden Ausdrucks; in den Metamorphosen ist dies, obgleich, wie die Art zeigt, der Dichter es gekannt, sehr häufig nicht gelungen. Es folgt aber nun weiter, daß diesem Zwecke gemäß alles Einzelne behandelt worden sei: es muß also bei Beurteilung einer Erzählung, einer Form, einer Periode, eines Ausdrucks stets die letzte und die Hauptfrage sein, ob sie dem Zwecke des Ganzen entspreche. Es kann demnach hier nicht auf eine epische Erbsenheit, auf rein lyrische Stimmung als vorwiegend berechnet sein; es kann das zuweilen vorkommen, ein leichter Ton muß aber vorherrschen, damit sich wieder sehr viel von dem Zabel Ernst's weg. Ob ich daher gar nicht so leicht zu entscheiden, ob die Aufzählung der dem Dryobus jubelnden Bäume") sehr selbsteig sei, da sie vielleicht in nur wenig veränderter Gestalt

vortrefflich wäre, Doid will mit ihr den traurigen Eindruck, den das eben Döwungsgang gemacht, vernichten; diese Aufzählung dazu zu benutzen, ist sicher eine schöne Erfindung. Es ist aber dem Dichter zur Hervorbringung dieser Erzählung nicht jedes Mittel recht, sondern er hat darüber auch seine Gründe. So sollte man nach den früheren Ansichten von Doid erwarten, daß er seine Gelegenheit, die sinnliche, üppige Liebe zu schildern, werde haben vorübergehen lassen, aber hier in den Metamorphosen findet gerade das Gegenteil statt; beim Raube der Proserpina, dem Erschließen der Andromeda durch Perseus, der Verwandlung des Iphis") u. waren dazu sehr vortreffliche Gelegenheiten; aber wo dem Dichter die Liebe in die Poesie nicht paßt, da bleibt sie weg, so am deutlichsten zeigt sich dies wol, wenn man die Behandlung des Mythen, monach Ruland den Mars mit der Venus fängt, in der Art und den Metamorphosen") vergleicht. Für diesen Ton, für diese Stimmung des Ganzen hatte Doid sein Vorbild, er hat ihn sich selbst geschaffen und zwar nach dem Bedürfnisse seines Geistes; nur auf Feldern, die diesem zugehörten, verfuhrte er sich. Und daher verdient er auch hier Lob: so wenig Doid zum wahren Epiker, so wenig zur erhabenen Kunst der Poesie hatte, so vortrefflich eignete er sich zu den aus beiden gemischten Nebengattungen, sowie er in eine von ihnen griff, schloß er etwas Eigentümliches; er that also, was jeder gelehrte Dichter that, oder der Archilochos den Kallinos, Rimmermos den Archilochos, Solon den Rimmermos nachgeahmt! Nicht im Geringsten; so viel geistvolle Eleganter, so viel Arten Elegien. Eine Nebengattung geboten auch die Metamorphosen an und zwar der epischen Erzählung, nicht dem Lehrgedichte"); daß diese Doid wählte, war ganz in seinem Charakter und erklärt sich hier schon oben Angezogenes auf das Deutlichste. Ich weiß hier nichts Besseres zu thun, als mich in der Darstellung des Charakters dieser Dichtungsorte an die vortreffliche, über alles Lob erhabene Schilderung B. von Humboldt's") so eng als möglich anzuschließen, möchte dies doch auch dazu beitragen, dies von den Philologen so ganz vergessene Buch ihnen in Erinnerung zu bringen! Wer bloß erzählt, das mehr oder weniger nur die Absicht, eine Begebenheit vor die Augen zu stellen, geht aber auf keine Weise darauf aus, auf eine dichterische Weise den Zustand reiner Betrachtung zu werden; sein Ziel ist also nicht die Höhe der Poesie zu erröden, den erhabenen Gebrauch von ihr zu machen; es ist ein solcher Dichter dem Leser ganz und gar in die Erzählung und hält ihn in ihrem Kreise gefangen, vermag aber nicht, ihn aus ihr heraus auf einen höheren Standpunkt zu führen. Dem wahrhaft freilichem Dichter, dem wirklich poetischen Dichter, ist der Beschaffenheit seiner Phantasie wegen dies unmöglich; des erhabenen Dichters Phantasie ist aber in

74) Vergl. Baumeister, Mythologie. II. S. 75. Ovid. Met. XII, 184. ibiq. Baumg.-Cruz. 75) Cuius J. A. Ernstadt, Kriechtholts Colla. et Ovidian. comparat. (Lips. 1756), hängen ganz nicht viel Tuli Compar. Apollon et Ovid. in Bernh. Diss. anal. Crit. p. 387, cf. Gierig. I. c. p. XIII. John. I. c. p. 21. 77) John. I. c. p. 19. 78) Baumg.-Cruz. ad Ovid. Met. praef. IV. 79) Ovid. Met. X, 90. Ernstadt, de lazar. sa. I. c. p. 106.

80) Ovid. Met. IV, 675. V, 897. IX, 786, diese Erzählung von Iphis ist auch unabhängig und nicht selbständ. 81) Ovid. Art. am. II, 561. Met. IV, 173. 82) Duval, Briefe zur Erläuterung des Ovidianus, I. S. 282, sonst nicht abdr. 83) Humboldt's Schriftliche Vorles. I. S. 245.

dem Augenside, wo sie schafft, nicht von der hohen Begleitung hingerissen, welche des wahren Epikers Geist erfüllt, kann also auch nicht so Hobes, so Erhabenes hervorbringen, erscheint demnach als schwächer, unvollkommener. Demnach kann auch kein erhabenes Gedicht die hohe dichterische Schönheit besigen, welche mit den ersten Gattungen der Poesie verbunden ist, es kommt dies daher, daß der Dichter dieselben nicht so tief seinen Stoff erfährt, um eine vollendete Einheit hervorbringen, deshalb können und sollen erhabene Gedichte das Gemüth bloß erheben, ergötzen, überhaupt angenehme Beschäftigen; sie sind aber nicht fähig, das Gemüth in den Zustand höher und reiner sinnlicher Betrachtung zu versetzen, der Rang, den sie senach in den Geugnissen der Poesie einnehmen, ist hiermit bestimmt. Es erklärt sich aber dies auch die ganze Eigentümlichkeit Ovid's aus der Schwäche seiner Phantasie. Es ist nun klar, woher der Mangel einer wahren Kunstform in den Amores, woher die oberflächliche und weniger glückliche Anordnung der Ars amandi, woher der Plan zu den Metamorphosen und Fasten entstanden; es ist hiernach ferner klar, worin die vollendete Technik, die Vorliebe für Ausschmückung ihre Gründe hatte; denn bei solcher Phantasie hängt sich der Dichter gern an die Außenwelt des Stoffes und es wird ihm nicht schwer, diese zu lernen, womit der letzte Grund für die Trefflichkeit von Ovid's Sprache gegeben, ebenso wie für die Fehler; er kann mit dem Stoffe spielen, weil er ihm nur Mittel ist, an ihm seine Kunst zu zeigen; es ist weitere klar, warum dem Dichter ersten Rangs nicht beigelegt werden darf, warum er ferner schon den Verfall der Poesie bezeugt; es ist endlich klar, warum Ovid zu allen Zeiten viele Verehrer gefunden; der große Haufe hängt am Reizenden und an der Oberflächlichkeit.

Literatur. Daß ein solches Werk, wie die Metamorphosen, gleich bei seinem ersten Erscheinen bedeutendes Aufsehen machte, versteht sich von selbst; es hielt sich aber auch später stets in Ansehen und ward als eine Quelle zur Kenntnis der Mythologie betrachtet. Daher ward es viel gelesen, es wurden Auszüge aus ihm gemacht; einen haben wir noch, der dem Eusebium Hieronymus von Emisa, von Andern einem Donatus zugeschrieben wird (Fabric. B. L. T. I. p. 448. Muncker, ad Mythogr. Lat. p. 785. Staver), beides find Namen, die im Mittelalter bei ähnlichen Schriften wiederkehrten, weshalb es, so viel ich wenigstens weiß, nach unsern Quellen schwer sein dürfte, die Zeit dieser Männer genauer zu bestimmen. Sore (Onomast. T. II. p. 45) setzt unsern Verfasser ins 8te oder 9te Jahrh. n. Chr.; er kann noch später sein, auf jeden Fall aber ist das Fälschliche nicht in der Welt ursprünglich gewesen, in der wir es jetzt besitzen, vielmehr ist es, wie die Vit. Virgil, die Mythogr. Lat. und ähnliche von Römern, Adichreibern u. interpolirt und verändert; dies beweisen die Varianten bei Larn. ad Christ. T. II. Werth haben diese Auszüge oder Argumente aber nicht; sie erschienen zuerst Mediol. Fol. 1476, von dessen der Runder (l. e.); das zum 15. Buche ist wahrscheinlich unecht (Fabric. l. e.) Wir setzen hier

aus, daß in diesen Zeiten Ovid geachtet ward, noch deutlicher sehen wir dies an der Übersetzung der Metamorphosen, die im J. 1210 Albrecht von Halberstadt auf Becht des Landgrafen Hermann von Thüringen in Reimen versagte; ob sie noch existirt, ist nicht ganz sicher (vergl. Hagen und Wäch's Grundr. der teutsch. Liter. S. 225). Dann hat im J. 1545 Jörg Widram diese Übersetzung verbessert und interpolirt, zu der Gerbacht Vorich von Hadermar im J. 1545 Erklärungen schrieb; Widram und Vorich steben zusammen in der Ausgabe zu Ratis (Fol. 1551). Da aber Widram nicht viel Latein verstand, und daher oft falsch überlegt, auch ganze Absätze weggelassen hat, so ward diese Übersetzung im J. 1609 zu Frankfurt am M. verbessert und mit Vorich's Erklärungen in 2. gedruckt (vergl. Schummel's Übersetzung Biblioth. S. 139 fg.), die vielfach irr, aber Proben gibt; Man sieht, wie hoch man im 13. Jahrh. die Metamorphosen ansehete, wie gern man sie las, dabei kein Wunder, wenn Scholien und Glossen entstanden; es find das von bis jetzt sehr wenige gedruckt, es wäre für den Zeit vielleicht wichtig, wenn man von ihnen mehr zu erhalten könnte. Denn daß für diesen der Maximus Planus griechische Übersetzung etwas genügt, kann man nicht sagen (el. Jahr. l. e. p. 24); dieser nämlich: ein Römer aus dem 14. Jahrh., überlegte aufser andern Lateinern auch die Heriden und Metamorphosen Ovid's; erstere sind noch nicht herausgegeben, letztere von Beiffonade (Paris. 1822). Planus schreibt nicht übel für jene Zeit, hat aber schlechte Codd. gehabt (Holman, l. e. praef. p. IX sq. und das Journ. d. Savants. 1822. p. 699 gibt einen Auszug aus der Vorrede von Beiffonade). Demnach ist klar, woter die Ringe der Codd. kommt; Jahr (ad Ovid. T. II. praef. p. XX sq.) zählt 151 und find noch viel mehr vorhanden; schümm, daß so wenige erst genau begründet find. Dabei der Text schwankend ist. Gedruckt find die Metamorphosen allein zuerst a. l. e. a., wahrscheinlich in Rom um 1473 (Eberst. bibl. Ger. II. S. 269); um Erklärung machte sich Rehus verdient, dessen erste rechnmässige Ausgabe (Venet. Fol. 1493) erschien; ferner Laonius, mit Steten von Derroaltus, Pius, Parrhasius, Rhodiginus und A. (Lugd. 1518. 4.) u. (vergl. Eberst. a. a. D. Schweiger, Handb. d. class. Bibl. II. S. 644). In neuerer Zeit hat Hierig die Met. gut herausgegeben (2. Bd. 1804); von Jahr (2 Bd. 1821) neu aufgelegt; sie ist namentlich in grammatischer Hinsicht übertraffen von C. G. Odr. Bach (Hannov. 1831. 1. Bd.) ein mit vielem Fleiß bearbeiteter Kenntnis gearbeiteter Buch; für den Zeit endlich ist wichtig Baumgarten-Crusius (Lips. 1834); aber andere hierher gehörende Werke el. Jahr. l. e. p. 24. überlegt find die Metamorphosen sehr oft (vergl. Schweiger, a. a. D. S. 668), teutsch von Rode (2 Bd. Berlin. 1816) und von J. B. Voss (2 Zhl. Braunsch. 1829). — Bearbeitungen: Fabric. B. L. T. I. p. 448. Bayle, Diction. hist. et crit. a. Ovid. T. III. 77. Rabinovich, Diction. della Letter. Ital. T. I. p. 166. Rosmini, Vit. Ovid. T. II. Rensio, Ractur, zu Eulz. allgem. Zher. d. schön. Künste. III. S. 382. Lu. Harp.

Cours de Littér. T. I p. 304 sq. *Gierig*, Comment. de Opere Metamorphoseon Ovidiani in ed. Metam. T. I p. XV, das Beste, was bis jetzt über die Metamorphosen geschrieben; Dusch, Briefe 3. Bld. u. Gesch. III. B. Br. XV. sq. *Danlop*, Hist. of Rom. Literat. III. p. 397. *Jahn*, ad Ovid. T. II p. 3. sq. — Ein Epigramm, was Doid den Metamorphosen voraus geschickt hat und worin er sich mit seinem Unglücke, namentlich seiner Verbannung, entschuldigt, daß die Fehler darin nicht verbessert seien — das ist also in Ioniis geschrieben — steht gewöhnlich in den Ausgaben.

13) *Tristium Libri V.* So der Titel, den Scalliger in de Tristibus falsch ändert⁸⁵⁾; wollte; eine von den bisher durchgegangenen Briefen ganz verschiedene Art. Wie wir öfter bemerkt, Doid hängt gänzlich von seiner äußern Umgebung, von äußern Einflüssen ab, daher er jetzt in der Verbannung, von Allen, was ihm werth und theuer, getrennt, von diesem seinem Unglücke ganz ergriffen und nun ihm in seinen Gedichten bestimmt mied. Das erste Buch des Tristien schildert und daher in traurigem, erregtem und leidenschaftlichem Tone die Gefahren, welche dem Dichter auf der Reise als an Itriens Küste begrenzten, welche Gefahren, die wie sein ganzes Unglück ihm hervorriefen; die Kunstfertigkeit des Dichters bewährt sich hier auf eine glänzende Weise. Das zweite Buch hingegen ist anderer Art, es ist ein Schreiben an August, in dem der Dichter, nachdem er seine Unschuld dargelegt, sich bemüht hat, um einen andern Aufenthaltsort während seines Exils bittet, es ist in gefälschter Ton, als das erste, mit Bescheidenheit und Einfachheit geschrieben, aber doch sind nicht ganz Stellen vermieden, aus denen tiefer Schmerz hervortritt; es ist dieses Buch aber dieser Brief gewiß das Beste, was Doid in der Verbannung geschrieben. Das dritte, vierte und fünfte Buch hingegen ist in Ioniis geschrieben und steht ganz auf derselben Stufe wie das andere, sie enthalten Klagen über das rauhe Leben in Ioniis, Aufforderungen an Freunde, ihm zu helfen, Vorwürfe gegen Antreas; alle mit Gefühl und natürlich geschrieben, schön sind auch die Briefe⁸⁶⁾ an seine Frau. Man sieht aus ihnen, wie innig beide Ehegatten an einander hingen, und wie stark der Verlust geben sie nicht für den Charakter⁸⁷⁾ des Dichters! In Rom geschrieben diese Briefe gewiß sehr, der weltliche Römer süßte durch sie recht sein Glück in Rom zu leben. — Sonst siehe Nr. 15.

Literatur. Genauere Nachrichten über die eod. wird Jahn sicher bekannt machen, ich kenne nur die eod., welche Heine in seiner allgemeinen Weise anführt; nach ihm sind die besten ein *Palae*, *Combi* *ex* *Venetis*, *Alar* als diese sind ein *Vatic*. *Hamb.*, wozu sich *Politian* *schadus* schließen; sonst mögen ungefähr noch 50 *Codd.* erwähnt werden; sie scheinen also weniger abgeschrieben. — Herausgegeben sind sie allein zuerst mit *Re-*

ruta's *Roten* (*Venet.* 1499. Fol.), dann nicht oft; zuletzt von *Plag* (*Hannov.* 1825) und *Klein* (*Confluent.* 1826); *veral* *Jahn* in *Jahn's* *Jahrb.* f. *Philol.* u. *Pädag.* 9. Bd. S. 35 sq. — *Beurtheilungen:* *Panof*, *Wacht.* 3. *Eulzer's* *allgem.* *Libror.* u. *III.* S. 330. 376. *Danlop's* *Hist.* of *rom. Liter.* III. p. 412. — *14)* *Ibiis.* Dies ist, wie es scheint, der Titel, den die Handschriften⁸⁸⁾ geben; *Salpagnius*⁸⁹⁾ wollte *Dido* in *Ibiis*. Das Gedicht ist gegen einen Römer gerichtet, der den erlittenen, unglücklichen *Doid* in Rom öffentlich mit Schmäddern verfolgte, dessen Frau mit Entzügen quälte und die Überbleibsel seines Vermögens an sich zu bringen strebte. Diesen Mann zu züchtigen, ist die Absicht dieses Gedichtes und ihn dadurch von seinem Benehmen zurückzubringen. *Doid* nennt ihn nicht⁹⁰⁾; nur im Falle, daß er sein Vergehen nicht ändere, soll das Uebelthäters Name genannt werden. Man hat trotz dem den Mann kennen wollen und hat *Robigianus*⁹¹⁾ geahnt, in einem unrichtigen Fragment des *Apuleius* wird der Uebelthäter *Corvinus* genannt, woraus denn *Salpagnius* *Hypocritus* gemacht hat⁹²⁾. Wir kennen ihn also nicht. Woher aber der Name *Ibiis*? *Doid* läßt uns selbst darüber auf- u. er sagt⁹³⁾, es sei lediglich aus Nachahmung des *Kallimachos* geschrieben; dieser nämlich hatte ein Schmäddgedicht gegen *Apollonius* von *Rhodus*, betitelt *Ibiis*, gefertigt. Was diesen zu diesem Titel bewegen habe, geräth also hier streng genommen nicht her; doch da wegen der Dürftigkeit der Quellen wir nichts Anderes sagen können, als daß von allen über diesen Gegenstand gewagten Conjecturen keine mehr Wahrscheinlichkeit habe, als die von *Weichert*⁹⁴⁾, wonach *Ibiis* der Spitzname des *Apollonius* war, so kann es hier eine Stelle wohl finden. Aus diesem sehr besigen und ungemein dunkeln Gedichte hatte also *Doid* die Form und Anlage im Ganzen genommen, in wie weit aber er in der Ausführung und Durchführung des Einzelnen ihm gefolgt sei, ist sehr schwierig ganz auszumachen. *Nit* *Robmini*⁹⁵⁾ nimmt *Verhard*⁹⁶⁾ unebenmäßig, *Weichert*⁹⁷⁾ doch mit einer gewissen Einschränkung an, daß auch die Einzelheiten vom *Alexandrin* entlehnt seien, aber wie haben bis jetzt überall gesehen, daß ein *Doid* sich eng an ein Muster gebunden, und wir können daher behaupten, er werde auch hier sich nicht mit einer bloßen Paraphrase begnügt haben; ferner ist aus eine Frage, ob *Doid* in Ioniis die *Ibiis* des *Kallimachos* zur Hand hatte. *Doid* war kein Verehrer dieses Dichters⁹⁸⁾, wird dies Gedicht daher schwerlich auswendig gelernt, schwerlich auch es bei der Auswahl der Wörter, die ihm ins Exil begleiteten sollten, gewährt haben. Diese Gründe werden dadurch verstärkt, daß das, was nach *Valdes*

85) *Heins.* ad *Ovid.* *Trist.* I. 1. 1. 85) *Ovid.* *Trist.* I. 5. III. 2. IV. 3. V. 2. 5. II. 1. 86) Welche Klage man zu dem Zweck zu entwerfen, zeigt *Stichon*, *Er* den 3. *Doid*. *Kaiser* vor dessen Besuch stand *Wesley*, der fünf *Bracten* *Wesley* (*Wand.* 1777). S. *XLV.* *XLVI.*

87) *Heins.* ad *Ovid.* *Ib.* I. 88) *Salpagn.* *Proleg.* in *Ib.* p. 8. in *Ovid.* *Uern.* T. IV. 89) *Ovid.* *Ib.* 51. 50) *C. Rhodig.* *Antiq. Lect.* XIII. 1. *Quana* ad *Apul.* *Proel.* p. XXV. 91) *Fabric.* *h. L.* T. I. p. 457. 92) *Ovid.* *Ib.* 54. 93) *Heins.* ad *Apul.* r. 86. S. 73; *ad.* *Antiq.* *Vit.* 121. 94) *Robmini* *Vit.* d. *Ovid.* I. p. 200. 95) *Lucet.* *Apoll.* p. 6. 96) *Weichert.* a. a. D. S. 63; *meist* *Wesley* ist *Pol.* *Callim.* *Eleg.* p. 225. 97) *Ovid.* *Amor.* I. 15, 14.

ner“) und Kuhnlen“), jetzt Gerhard“), Welcher“), Blomfeld“) angenommen haben, nämlich daß die Kallimacheische Idis in Dithichen verfaßt gewesen, sehr zu bezweifeln ist; Schmädtgedichte wurden in Jellus in Jamben geschrieben, und wir wissen ja, daß in diesem Maße auch sonst Kallimachos geschrieben, denn Doid aber war dies einmal nicht so geläufig, und dann wollte er diese Form für einen möglichen Fall als Steigerung zurückbehalten“). Eine andere Verschiedenheit endlich drachte viel leicht auch die Beschaffenheit der Hinde beider Dichter hervor, es konnte ja manche Verwundung vorzugsweise in einer bestimmten Verbindung gebürlich sein. Demnach können wir wol mit ziemlicher Gewisheit sagen, daß Doid sich nicht eng werde haben binden lassen; die Form nur war entlehnt. Daher denn auch die Formeln sich hier finden, die zu dem Kunststil dieser Gedichte gehören“). Es sind aber die Verwundungen, welche von Vers 101 beginnen, in einer Reihe fortgeführt in einer größtentheils dunkeln Sprache. Doid sagt selbst“), er wolle seinen Grundfahen und seiner Gewandtheit hier abdrücken werden. Diese Dunkelheit besteht in ge lehr- mythologischen und historischen Umschreibungen von mehr oder weniger bekannten Personen und Begebenheiten, auch in dunkeln Anspielungen; sie haben aber nicht bewirkt, daß Alles gleich dunkel geworden, sondern einzelne klare Stellen“) sind mit untergelaufen. Und dies ist gewis auch ein Unterschied zwischen Doid und Kallimachos, da dies dem Letztern, der dabei ja ganz in seinem gewöhnlichen Styl war, gewis nicht passirt ist. Die Kunst in diesem Gedichte besteht außer der Erfindung vorzugsweise in dem Aninaneerreiben der Verwundungen, was, namentlich bei einem solchen Umfange wie in Doid's Idis — die des Kallimachos war auch viel leicht nicht so lang — gar leicht schleppend und langweilig werden konnte, zumal da gewöhnlich ein Dithichen einen Sinn vollendet enthält; Doid daß es vermeiden, durch häufige Veränderung der Anreihungspartikeln, ferner durch das Absondern, besonders aber durch die Festigkeit und leidenschaftliche Aufgereiztheit, welche er, um auch recht zu schreiben, durch das ganze Gedicht durchzieht. Ob das Gedicht gelungen, ist zweifelhaft, es ist bei dem Abgelaufen der Alten möglich“), doch ziehen sich noch Klagen über Verfolgungen durch die übrigen Bücher Doid's hin“). Ist dies Wort gleich kein poetisches Kunstwort, so ist es doch interessant, ein Beispiel dieser Sattung zu haben; ferner zeigt es uns auch, wie Doid auch ohne besondere Hülfsmittel eine Masse Mythen und Stoff zu Gebote

stand und wir deshalb uns seine Vorarbeiten, wie überhaupt, so auch in dieser Zeit nicht zu mühselig denken dürfen. Endlich kann auch das hier noch bemerkt werden, daß in den ersten Jahren des Chris Doid noch poetische Kraft besaß, später hätte er ein solches Gedicht nicht mehr so zu Stande bringen können.

Literatur. Der Codd. sind zwar viele, aber meistens sind sie sehr jung; die, welche Varro und Pollitianus besaßen, waren die besten, Heins. ad lb. I. Da das Gedicht schwer war, so fanden sich auch Scholiasten, von denen wir noch Überbleibsel haben, am besten bis jetzt von Salvoagnius Boesfius (Lugd. 1633. 4.) edit und von Burmann darnach abgedruckt, T. IV. Ovid.; es sind diese Schollen aber mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da sie offenbar interpolirt, namentlich in den Citaten aus allen Schriftstellern; derselben Art mag der Cod. gewesen sein, den Rhodiginus von diesem Scholiasten benutzt hat, Fabric. B. L. T. I. p. 458. Aufgaben der Idis allein sind sehr wenige vorhanden, die diese scheint eine Lipsiens. a. l. a. n., dann Salvoagnius Boesfius. (Lugd. 1633. 4.) Beurlheilung: Danlop. hist. of Rom. Liter. T. III p. 422. Cf. Salm. Boes. prolegg. in Ovid. lb. in. Burm. Ov. T. IV. int.

15) Epistolarn ex Ponto libri IV.“ so der jetzt herkömmliche Titel, der von Demianus stammt; die Codd. lassen die Überschrift theils ganz weg, theils haben sie corrupte und schlechte“). Der Inhalt dieser Briefe ist ganz derselbe, den wir in den Tristien erleben, Klagen an Freunde über die entsetzliche Lage, in der der Verfasser sich befinde, Bitten, Aufmunterungen, ihm zu helfen, Besuche, sich mächtige Männer zu Freunden und Fürsprechern zu machen u., sie stehen daher im Ganzen auf einer Stufe mit den Tristien und wir verbinden daher hier beide in der Beurtheilung. Die Tristien sind Briefe, verschwiegten aber äußerer Rücksichten wegen den Namen desjenigen, an den sie gerichtet, ebenso diese Bücher ex Ponto, welche jedoch den Namen des Grundes, den sie geschickt worden, an der Spitze tragen; es war demnach durch die Briefform der Ton, die Behandlung im Einzelnen gegeben. Doid spricht in diesen Briefen selbst öfter über ihren Werth, und beachtet hier diese Urtheile, so werden wir oom Bahren wohl nicht weit und ernstern. Doid dichtet in Ioniis, weil er es früher so gewohnt war und die Zeit nicht anders hindurbringen wußte; das Bedürfnis also, nicht die Begeisterung, rief diese Klagen hervor, zumal da er durch die Beschreibung dieses seines innern und äußern Leidens sich erleichtert fühlte“). Es ist daher auch dies daselbst, was er beschreibt, und dies Einzelne des Stoffes erhebt später in Rom auch Tabel“); im Anfange hatten als etwas Neues die Briefe gefallen. Doid, sonst auf das Urtheil des Publicums viel Gewicht legend, ist jetzt dagegen fast gleichgültig, er kam ja nichts Anderes dichten, als das, was seine Stimmung bestimmte, seine Umgebung, sonst sagt er laeta fere laetus coecini, jetzt cano tri-

98) Patck. l. a. 99) Kuhnlen. ap. Ernest. ad Callim. Hymn. T. I. p. 465.

1) Gerh. l. a. 2) Welch., a. a. D. E. 68. 3) Blomf. ad Callim. p. 215. 4) Ovid. lb. 53. 666. 5) Ovid. lb. 66. 89. 248. Patck. ad Val. Cat. Poem. p. 11. 6) Ovid. lb. 57. 7) Ovid. lb. 99. 8) Patck. l. a. p. 10. Herod. Poet. lat. Min. T. III. prood. p. 111; abstractus et Theophr. Char. XVI. 2. Lucian. de Marc. Coad. § 40. T. III. Bp. El. Alex. § 5. T. V. Bp. Boeckh. ad Corp. Inscr. T. I. p. 465. Lobeck. Aglaoph. T. I. p. 221. 9) Ovid. Trist. III. 1. IV. 9. V. 8. Epist. ex Pont. IV. 15.

10) Heins. ad Op. Ep. ex Pont. I. 1. 1. 11) Ovid. Trist. IV. 1 in. 12) Ovid. Ep. ex Pont. III. 9 in.

alia tristitia¹⁵⁾. Dazu kommt noch, daß zu einer Verdrückung des Stoffs ihn nichts antrieb, er besaß kein Buch, was dem Gedächtnis Rath geben, er kann keinem seine Gedichte vorlesen, er hat kein Stilles, heimliches Plätzchen, an dem er seiner Phantasie sich gemächlich überlassen könnte und möchte¹⁶⁾, er hat auch keinen Rathgeber, der ihm, wenn er über einen poetischen Gegenstand in Zweifel ist, den rechten Weg zu zeigen vermöchte¹⁷⁾. Daher ihm denn selbst klar ist, daß er in Rom sich verächtlicher, sein Geist mehr und mehr an Kraft abnehme¹⁸⁾, und in seiner Einsicht mit seinem Körper gleichen Schritt halte¹⁹⁾. Es ist ihm klar, wie er Fehler mache, allein die Kunst nicht besser, sie zu verbessern²⁰⁾; so namentlich wird die Sprache schlechter, da er unter seinen Vorbarben den römischen Klang, ja selbst die Worte verliert, so daß er oft nach einem Worte suchen muß²¹⁾. Beachten wir hiernach die Gedichte genauer, so finden wir, daß sich dies Alles auch so in ihnen finden, wir treffen hier Worte, die Doid selbst gebildet zu haben scheint, wie *adaperitulis*, *provolatulis*, *luculentare*²²⁾, ferner Worte in neuem Sinne, so *erimen* *adeptus*²³⁾, *evigilare liberos*²⁴⁾, und es scheint, als wären ihm grade keine andere gekommen, und als hätte er sich so gethoben; darüber gehören auch Formen, wie *Heroinia*²⁵⁾, manche fälschliche Wortstellung²⁶⁾, ja auch der Klang in der Sprache ist ein anderer geworden. Wenn man nämlich die *Ars amandi* und die *Amores* in dieser Hinsicht vergleicht, so findet man in ihnen eine Menge aller möglichen Arten von Alitterationen, wodurch ein für den Römer doch angenehmer und schon klingender Ton hervorgebracht wurde²⁷⁾, dagegen hier, wo Gebadenheit gar nicht eintreten sollte, wird man dergleichen viel weniger finden. Damit steht in Verbindung, daß der Vers schlechter geworden ist, denn es kommen hier Verse vor, wie sie Doid nie früher gemacht haben würde; so läßt er ein längeres²⁸⁾ Wort, ferner ein auf einen kurzen Vocal ausgehendes Wort²⁹⁾ den Pentameter schließen und behandelt den Bau dieses Verses auch sonst nachlässiger; wie *Vaassor* ist ja bekannt³⁰⁾ *vix exuanti possis mihi videor* auch der Hexameter erscheint nachlässiger gebaut, wie durch die häufige Zulassung der Diderse im dritten Fuße³¹⁾. Und so kann man noch in mehreren Dingen zeigen, wie die frühere Strenge der Form hier vergeblich gesucht werde; es soll bis auf einen gewissen

Punkt die Form dem verstorben, traurigen Inhalte entsprechen. Daher auch das, was früher Klang hervorbrachte, jetzt zum Hervorbringen der Nachlässigkeit dienen muß, wie die Wiederholung³²⁾ eines Wortes; ebenso oft stoßen wir auf Wiederholung eines und desselben³³⁾ Ausdrucks, und mit einer gewissen Bequemlichkeit endlich scheint der Dichter auch dieselben Dichtarten³⁴⁾ zu repetiren, überall aber sieht man den gedrückten Mann. Dieser zeigt sich nun auch in den Gedanken; manchen unpassenden Vergleich³⁵⁾ findet man, Manches könnte schärfer gesagt sein; nichts ist dem Dichter aber mehr vorgesprochen³⁶⁾, als die Schmeichelei gegen August und dessen Familie; er nennt freilich den August Gott, ja hat sogar ihm und der Elia und den Enkeln eine Kapelle in seinem Hause errichtet³⁷⁾, in der er über göttliche Erre verweist; schlimme Dinge nach unserm Gefühl, aber was sollte Doid in seiner Zeit denn thun? Den August Gott zu nennen, war in Rom schon seit Virgil nicht Ungemöhnliches³⁸⁾, ihm in einer Provinz Statuen und Tempel zu errichten, wäre nicht einmal zur Zeit der Republik ausgefallen³⁹⁾. Ebenso wenig ist er seiner Klagen wegen zu verachten. Doid ist allerdings weidlich wie seine Zeit, aber welcher Römer hat denn sein Gilt mit Kube oder gar mit Heiterkeit ertragen? Fast Alle sedeten sich in ihm nach dem Tode; selbst der heilige Chrysostomus selbst, wie man aus seinen Briefen sehen kann, war tief, was er heißt, verbannt von Constantinopel zu leben. Die Empfindungen Doid's sind demnach aus seinem Innern treu und wahrhaft in diese Gedichte übergegangen, sie machen Alles, was ihn umgibt, ihm düster und daher auch die Klagen über die Gegend von Rom, die, wenn man an die damalige Zeit und den Römer denkt, gar nicht so übertrieben sind. Es schildern und also diese Gedichte in einer nicht künstlichen, sondern mehr nachlässig hingeworfnen Form den Zustand des Dichters, admet darin auch keine gemeine Seele, so ist doch eine gemeine Stimmung in ihnen vorhanden und fehlt alle wahrhaft poetische Begisterung; daher hat Schiller⁴⁰⁾ ganz richtig geurtheilt, daß sie kein poetisches Werk waren. Daß man ihm wir beipflichten, kam nur daher, daß man nicht mußte, was denn Poesie sei.

Literatur. Die Codd., welche Heinsie gebraucht, zählt er selbst im Anfange ad Ep. ex Pont. I, 1, 1 auf, auch vögl. Oberl. ad Ovid. Trist. etc. praef. p. XV, es sind darunter mehr als, daher hier Manches besser, Interpolationen von Rhen schienen seltener (Ep. ex Pont. I, 2, 12. II, 3, 33), was in den Tristibus häufiger ist (Trist. II, 361; vögl. Schenider, ad llyce fragm. p. 33). Allein find diese Briefe selten herausgegeben, zuerst mit Commentar von Rurula (Venet. Fol. 1507), dann öfter, aber doch nicht, daß etwas Bedeutendes gewonnen

15) Ovid. I. e. 35 sq. 16) Ovid. Trist. III, 14, 57. 17) Ovid. Trist. III, 14, 44. 18) Ovid. Trist. V, 2, 65. 19) Ovid. Trist. I, 4, 11. 20) Ovid. Trist. IV, 2, 27. Ovid. Trist. V, 7, 10. 21) Ovid. Trist. IV, 1, 10. 22) Ovid. Trist. IV, 1, 10. 23) Ovid. Trist. III, 9, 7. 24) Ovid. Trist. III, 1, 17. 25) Ovid. Trist. III, 9, 7. 26) Ovid. Trist. III, 9, 7. 27) Ovid. Trist. III, 9, 7. 28) Ovid. Trist. III, 9, 7. 29) Ovid. Trist. III, 9, 7. 30) Ovid. Trist. III, 9, 7. 31) Ovid. Trist. III, 9, 7. 32) Ovid. Trist. III, 9, 7. 33) Ovid. Trist. III, 9, 7. 34) Ovid. Trist. III, 9, 7. 35) Ovid. Trist. III, 9, 7. 36) Ovid. Trist. III, 9, 7. 37) Ovid. Trist. III, 9, 7. 38) Ovid. Trist. III, 9, 7. 39) Ovid. Trist. III, 9, 7. 40) Ovid. Trist. III, 9, 7.

30) Ovid. Trist. V, 43–48. 31) Ovid. Trist. I, 8, 90. 32) Ovid. Trist. IV, 10, 56. 33) Ovid. Trist. III, 13, 5. 34) Ovid. Trist. I, 8, 25. 35) Ovid. Trist. I, 8, 25. 36) Ovid. Trist. I, 8, 25. 37) Ovid. Trist. I, 8, 25. 38) Ovid. Trist. I, 8, 25. 39) Ovid. Trist. I, 8, 25. 40) Ovid. Trist. I, 8, 25.

mischen, italischen Sagen den griechischen vor, wie an dem Raube der Proserpina⁵³⁾ zu sehen, welche Fabel auch deshalb hier interessant ist, weil sie auch in den Metamorphosen behandelt ist und daher zeigt, wie Doid sich neu sei, ferner an der Fabel vom Fuchse⁵⁴⁾. Dabei sind aber die griechischen Quellen nicht ganz zu verwerfen, vielmehr scheint die Sage von Servius Aulius' Geburt auf sie zu deuten⁵⁵⁾; ja an der Äußerung, wie es mit dem Janus eine eigene Sache sei, weil er mit keinem griechischen Gotte ähnele⁵⁶⁾, sieht man, wie Doid an den Ansichten der Griechen hängt; daß er die Aitia des Kallimachos benutzte⁵⁷⁾, scheint allerdings aus der Natur dieses Wertes⁵⁸⁾ zu folgen. Außer diesem benutzte er für Cultusgegenstände natürlich auch etruskische Sagen⁵⁹⁾. In der Behandlung aller dieser Mythen war er aber frei und andere, wie in der Sage vom Vertumnus⁶⁰⁾, nach dem poetischen Bedürfnisse; Wanches kann freilich auch Irrthum oder Nachlässigkeit sein, wie wenn er bei dem Aufsatze der Götter in Eleusis⁶¹⁾ nur eine Tochter des Kleus nennt. Darnach sehen wir, daß die Fassen einen Schatz von Notizen über eine Menge wichtiger, altitalischer Institute enthalten, und Niebuhr⁶²⁾ schlägt daher mit Recht in dieser Hinsicht unsern Dichter hoch an; von unsern jetzigen Standpunkte aus können wir freilich ebensolch mit Recht den Dichter einen ungelahrten⁶³⁾ nennen, aber historische Kritik war damals nicht vorhanden und Doid ist Dichter: in den Augen der Zeitgenossen war dies also kein Fehler. Für diese aber war das Werk geschrieben, welches, wie alle andere Doid's, so recht durch die Zeit hervorgerufen worden ist. Denn man interessierte sich jetzt in Rom mehr denn je für die Kunde altitalischer Dinge: der gelehrte Kreator⁶⁴⁾, M. Varro, hatte durch mehr als italische Altekammer sich beziehende Werke angeregt, ebenso Nigidius Figulus⁶⁵⁾; mehr aber als diese und Andere mag hier Virgil's Aeneis gewirkt haben, sobald die Arbeiten eines Verrius Flaccus⁶⁶⁾, Jugurth⁶⁷⁾, der Commentarii zu Virgil, de uribus italicis et. schrieb, ein größeres Publicum schon fanden. Diese Beiliebe zu ertheilen, sie mehr und mehr ins Volk selbst zu bringen, konnte durch nichts leichter als durch ein Werk wie Doid's

Fassen hervorgerufen werden; die in ihnen behandelten Dinge hatten vor der Aeneis den Vorzug, daß sie meistens mit der Gegenwart noch in engerer Verbindung standen, und Doid's vollendete Darstellungskraft mußte sie ungemein heben. Dazu kam, daß Doid selbst für Italischen Interesse hatte, der Stoff ihm also nicht gleichgültig war, auch die echt römische Vorliebe für das Landleben⁶⁸⁾ finden wir bei ihm oft auf das Innigste ausgedrückt; man muß daher urtheilen, daß die Stunde zu den glücklichsten des Dichters gehört, in welcher der Plan zu den Fassen faßte⁶⁹⁾. Das Ganze war selbständig und römisch, es war zugleich seinem Geiste so angepaßt, wie nur etwas sein konnte, denn für das Schwerste, die Anordnung des Ganzen, brauchte der Dichter ja nicht zu sorgen; sie war ihm gegeben; ferner zerfiel Alles von selbst in einzelne Fassen, die an und für sich schon höchst verschiedenartig durch die Verschiedenheiten, die sie in sich selbst durch Tradition erhalten, eine ungemene Menge von Situationen und die schönste Nahrung für des Dichters Geist boten. Daß ein solcher Stoff Doid, der von seiner poetischen Kraft noch nichts verloren, vom Anfange der Arbeit an mit der größten Begeisterung erfaßt, daß er mit ihm das vorgesezte Ziel zu erreichen gehofft, ist keine Frage; wir haben, was denn den kleinlichen Joren des mürrischen August die Poesie verloren. Denn es war auch hier wieder eine eigenartige Art, welche Doid ins Leben rufen wollte, da die Fassen weder ein Liebesgedicht, noch ein beschreibendes Epos sind, sondern aus beiden auf eigene Art gemischt, daher auch das eigigste Maß, was zu der jetzigen Gestalt freilich, wie der Dichter selbst gefühlt zu haben scheint⁷⁰⁾, oft nicht recht passen will; es fehlte ihm aber in Lomis an Kraft, tief eingreifende Änderungen vorzunehmen. Diefelbe Schwäche verursachte auch den Mangel an Ubergängen, welche ebenso wie in den Metamorphosen hier sonst nicht vordränglich wären, ferner die Unwesenheit des heitern Eides; selbst mancher Wendungen, wie das Einleiten von Aiden, gelingen nicht und bringen keinen besondern Eindruck hervor, ja die Sprache und die Ausführung des Einzelnen, was den Metamorphosen würde am nächsten gekommen sein, sind sich weder gleich überall noch überall poetisch, sodas sie manchmal an Prosa⁷¹⁾ herangehen: Doid in Rom und Doid in Lomis sind ganz verschiedene Personen und ist in letztem vom erstem nur noch ein Rest⁷²⁾ vorhanden, daher enthält ich mich hier aus weiterer Analyse, für sie auf den Schluß der Schilderung der Metamorphosen verweisend.

Literatur. Daß die Fassen weniger abgeschrieben, kann kein Wunder nehmen, doch mögen sich die bekanntesten Cod. auf 50 belaufen; der beste von ihnen ist der Vaticanus, welchen Julius Ursinus besaß, er ist nach Hein. ad Ovid. Fast. I, 5 mit Longobardischen Buch-

53) Ovid. Fast. IV, 425. 59) Ovid. Fast. IV, 702. Jot. Gelman zu Scind. Buchs. S. CCLXIX. 60) Ovid. Fast. VI, 627. D. Müller, Grucel. II. S. 533 u. fast. 61) Ovid. Fast. I, 90. Wachsmuth, Röm. Gesch. S. 101 f. 62) Gierig, ad Ovid. Fast. praef. p. 1. 63) Ritzmann, Mytholog. 2. Bd. S. 140 f. 64) Ovid. Fast. III, 89. D. Müller, a. a. D. II. S. 58 u. fast. 65) Ovid. Met. XIV, 642. D. Müller a. a. D. S. 58, auf die Metamorphosen haben überhaupt die für die Fassen unternommen Studien vollen Einfluß gehabt. 66) Ovid. Fast. IV, 511. Ruhnck. ad Rom. Hym. in Cerer. 105. 67) Niebuhr, Röm. Gesch. III. S. 35. 68) D. Müller a. a. D. II. S. 42. 69) Schenck, ad Scipio. R. A. T. I. p. 1. 70) Die Stellen bei Arnob. Hist. Crit. Phil. T. II. p. 24, besonders Gell. N. A. XIX, 14. 71) Sueton. III. Gramm. c. 17. 72) Bode ad Myth. Lat. T. I. praef. p. XIV. urtheilt anders: doch daß Virgil erst eben erschienen, ist kein Einwand; man denke an Graecinus, Accursius, et A. Meia, ad Epaph. Fragm. p. 17, aber Oggin oder vorläufig Nicol. Ant. Bibl. Hisp. Vet. I. Lib. T. I. c. 1.

73) Ovid. Rem. amor. 169. Trist. III, 13, 7. Ep. ex Pont. I, 8, 49, II, 7, 69. 74) Qd. irrth. Ausso in Flager. S. Utzer. III. S. 591, bester Bayeux, Trad. d. Fast. I. in disc. prelim. p. IX sq. 75) Ovid. Fast. II, 3, 125. 76) Ovid. Fast. II, 685, vergl. Liv. I, 57. 77) Es ermahnt sich Doid in den Fassen zur Kürze. cf. Ovid. Fast. VI, 586.

haben geschrieben, außerdem führt Heins bald vier, bald zehn u. alte Codd. an. Im Anfange des Wiederauflebens der Literatur sind die Hssn theils allein, theils mit dem Trist., Ep. ex Pont., Ibis oft herausgegeben, auch mit Commentaren versehen von Merula, Anton. Constantinus, Marfus, Saretus, Nicellus u., doch besser als alle ist die vom 21jährigen Karl Neapols verfasste Anaptyxis ad Fant. Ovid. (Antwort, 1638. Fol.), die Herausgabe besorgte Cr. Putemius, da Neapols gleich nach der Ausarbeitung starb. Die Folgenden haben wenig für die Hssn gethan: Laubner (Lips. 1747) mit einem brauchbaren Index (ibid. 1749); Wierig (2 Bd. Leipz. 1812, 1814), über die Verfasser des Index vergl. Ebert, Bibl. Lit. 2. Bd. Nr. 15465; für Schulen von Krebs (Wiesb. 1826), Conrad (Leipz. 1831). — Beurtheilungen: Ranso in Nachr. zu Sulzer. 3. Bd. S. 391, nicht übel Dunlop. hist. of rom. Lit. T. III. p. 402. Manche ist auch enthalten in Traduct. des Fast. d'Ovide par Bayeux (4 voll. Paris 1783—1788), theils in dem Disc. prélimin., theils im Commentar, es ist der Verf. freilich ein gar weitläufiger Franzose. Consl. vergl. Ebert, Bibl. Lit. 2. Bd. S. 270 und Schweiger, Handb. der Bibl. II. S. 654 fg.

20) Halientia. Dies Fragment ist bekannt gemacht durch Paulus Manutius, der aus Frankreich durch Aetius Syncretus Sonnagarius einen höchst verdorbenen Codex erhielt. In ihm scheint es dem Ovid zugeschrieben, ebenso wie in dem alten Cod. Thuanensis. Das Fragment handelt von den Fischen, welche im Pontus Euxinus vorhanden sind und drückt nur was es dem Pinus") wichtig, da es sonst nirgendwo erwähnte Dinge enthält, er erwähnt daher den Inhalt genauer und stimmt dabei ganz mit dem Gedichte überein. In Romis hat der Dichter dies also auf jede Weise erst begonnen, er hat es auch nicht vollendet, sondern es ist nach seinem Tode bekannt gemacht, daher denn auch zum Theil die harte, unschöne Behandlung. Ob Ovid ein eigenes Gedicht habe daraus fertigen wollen, oder ob es nur Vorarbeiten zu Briefen seien, ist nicht zu entscheiden; letzteres wäre wol nichts Neues gewesen, da in Ennius und Lucius und Archastratus Herpotheria") Ähnliches vorkam, ohne Zweifel auch Alexandriner, wie Pantrates, Kallistos, Rumenios"), da Aegypten so sehr fischreich") war, diesen Gegenstand behandelt hatten. Da nun das Gedicht in keinem Cod., der Ovid's übrige Gedichte enthält"), steht, einige Codd., in denen es ist, den Namen des Verfassers vermissen"), das Gedicht selbst schlecht ist, so hat man theils, wie Giosani einzelne

Verse"), theils das Ganze für dem Ovid nicht gehörend erklärt; demnach hat denn E. Barth es dem Ne-mesianus, J. Ullrich, Wendorf dem Gratus") zugeschrieben, ohne allen Grund, wie schon Stern") gezeigt hat. Auch der Umstand, daß drei Fische, obgleich Pinus von allen sagt, sie fänden sich bei andern Schriftstellern nicht, bei Aristoteles schon vorkommen, nämlich orphas, mormyros, elryzophrys kann die Unrichtigkeit nicht entscheiden"). Da aber diesem Fragmente der Anfang fehle, und es auch sonst höchst unklar war, so erließen die Italiener als eine passende Gelegenheit, einen profitelichen Betrug zu machen; Euterius Quadrimanus schied dem Columa einen alten Codex, in dem der Anfang und viele andere Verse fanden, Columa ließ sich täuschen"); später versuchte mit demselben Dinge Pannius den Eupius zu täuschen"), wol vergebens, Heinsius") wenigstens spricht geradezu, daß diese Codd. von jenen Italienern selbst fabricirt seien") und das leidet auch keinen Zweifel.

Literatur. Das Paulus Manutius dieses Buch zuerst gedruckt habe, ist ganz sicher: im J. 1534 ist es von Ego mit dem Gratus bei ihm erbt; dann bearbeitete es E. Gesner in: De piscib. et aquatil. libelli tres novi (Tigur. 1556); ferner Ullrich in: Rel. novit. Auctor. 1645; mit den Notizen von Giosani, der sich viel Mühe gegeben hat, von Gesner und Ullrich, Heinsius in Op. Opp. ed. Burm. T. I.; darnach Wernsd. Poet. Lat. Min. T. I.; zuletzt Weber in Corp. Poet. Lat. p. 395. — Über sonstige Literatur s. Notiz.

Die Geschichte der Werke Ovid's. Daß ein so ausgezeichneter Dichter wie Ovid auf seine Zeitgenossen durch seine Werke vielfach einwirken mußte, ist ganz natürlich; wir haben davon auch schon Beispiele gesehen, wie Sabinus sich von ihm bestimmen ließ und ohne Zweifel auch Lucianus, Valerius Largus, und wer weiß, wie viele von den Elegikern sich in Form und Inhalt, wie viele andere Dichter sich in Einzelheiten an ihn angeschlossen haben; nur die Didaktiker hielten sich, was man nicht erwarten sollte, von ihm fern, wie Manilius, der trotz manchen Anklagen an Ovid doch mit Andreis sich mehr an Lucrätius angeschlossen (Jacob. de Manil. Poet. Com. I. p. 12). Es konnte daher Ovid mit Recht in allen Gedichten sagen, wie sein Ruhm sehr groß und in alle Welt verbreitet sei (Ovid. Am. I. 3, 25. 10, 59. Art. am. II. 4. III. 338. Rem. am. 389. Trist. II. 117. III. 3, 78. 7, 50. Ep. ex Pont. II. 6,

78) Der Name wie Metamorphoseon, cf. sup. 79) Gesner, de Piscib. et Aquat. om. libell. III. praef. 80) Heins, ad Halient. I. in Ovid. Op. ed. Burm. T. I. 81) Phil. H. N. XXXII. 2. 11. II. 152. 82) H. Meyer, ad Anthol. Lat. T. I. praef. p. IX. Schneid. ad Aristot. Hist. Anim. T. I. praef. p. LI. die Dinge müssen freilich noch andere werden. 83) Athen. I. p. 13. B. C. ibid. Schweigh. die Zeit dieser Dichter ist nicht gewiß; vergl. Theophrast, Gesch. der Arg. I. S. 496. 84) Warton, ad Theophr. T. II. p. 225, wo freilich die Beweise fehlen. 85) H. A. Wolf, Vorles. über röm. Lit. Gesch. S. 196. 86) Heins, ad Hal. I.

87) Ciof. ad Ovid. Hal. I. 88) C. Barth. Advers. XLIX. 7. p. 91, id. ad Rutil. Itiner. I. 553. J. V. lit. ad Res Venet. Auct. p. 438. Wernsd. Poet. Lat. Min. T. I. p. 141, der aber nicht ganz bestimmt sich ausdrückt; cf. p. 146. T. IV. 2. p. 796, auch H. (Sturm, der Phyl. S. 140) spricht es dem Ovid ab. 89) Stern, ad Grut. Val. Cyn. praef. p. XX. 90) Cuvier, Histoir. nat. des Poissons. T. I. p. 80. 91) Hessel, ad Enn. Fragm. p. 152, wo es steht. 92) Burm. ad Anth. Lat. T. II. p. 884. 93) Heins. I. c. Fabric. B. L. I. p. 460. Burm. I. c. 94) Wernsd. ad Poet. L. M. T. I. p. 147 sq. cf. Roamin. Vit. d'Ovid. T. I. p. 219, er irrte; woher Dunlop (Hist. of rom. liter. T. III. p. 425) weiß, daß Ovid's Halient. Apian nachgeprägt, weiß ich nicht.

34. III, 1, 49. 2, 36. IV, 2, 36.); wie man ihn überall lete (*Ov. Trist.* IV, 10, 128), und wie namentlich die Jüngern (*Ov. l. a.* 55) ihn ehrten, also ihm nachahmten. Und dies bezeugen auch Ficta, denn schon damals, als er ins Exil ging, trug man sein Bildniß auf Gemmen und es war darauf, was das Urtheil der Zeit sehr deutlich ausgespricht, mit Vorber bekrönt (*Ov. Trist.* I, 7. 1. Ep. ex Pont. II, 5, 67); wir haben davon nichts mehr übrig (*Masson, ap. Burnm. Ovid. T. IV. p. 122. App. Ov.*); *Enid's* Bilda auf Gemmen in d. neuen Biblioth. f. sch. Wissf. Bd. LIII, 1, in.) und die Abbildungen von Doid beruhen daher nur auf ein Paar Andeutungen in seinen Gedichten; im Mittelalter scheint man auch nicht mehr hiervon gewußt zu haben (*Vit. Ovid. in Muciol. Cat. B. M. T. II. p. 230*). Noch unzwivendiger bezeugt *Seneca* (*Exo. Contr.* III, 7) diesen Einfluß, da er, wie es scheint, im Ärgert sagt, Doid's sententiae wären überall zu hören, wären ganz ins Publicum übergegangen; denn die Redner, an die *Seneca* wol vorzüglich denkt, spielten auf sie an in ihren Reden und nahmen aus ihnen, wie *Cicilius*, ja Einzelne, wie *Vincius*, studirten den Doid, behauptend, daß er für gewisse Fälle vom größten Nutzen für den Redner sei (*Sen. Contriv. V. 33. p. 334. Bip.*, wo der Name *Vincius* auf Conjectur beruht: cf. *Schott.* ad l. a.); es kann auch demnach sein, daß die Fehler des sonst tüchtigen *Montanus* *Valerianus* vielleicht durch Doid, wenn nicht hervorgehoben, doch gendert wurden (*Meyer, ad Oeate. Rom. fragm. p. 243*). Also trotz aller Reider und Feinde bestimmte Doid doch auch die Geistesrichtung seiner Zeit durch Gespräche in Zusammenkünften, wie bei Recitationen, bei den Rhetoren; dann durch seine Schriften, daher denn auch nach seinem Tode das Urtheil über ihn unverändert blieb (*Vell. Patere. II, 36*), denn wäre er nicht für einen Dichter ersten Ranges fortwährend gehalten worden, der Philosophie *Seneca* würde ihn weder so häufig berücksichtigen (*Senec. Benefic. IV, 14. V, 15. Nat. Quaest. II, 44*), noch ihn mit *Virgil* an die Spitze von Untersuchungen stellen (*Id.* in *Quaest. Nat. III, 1, 20. 26*). Lebte so Doid in seinen Werken fort, was war natürlich, als daß die Dichter späterer Zeit ihn als Muster betrachteten, das *Iat* *Statius*, der in vieler Hinsicht ihm geistverwandt; dies konnte aber nur den Doid noch mehr und von Neuem zu beachten anregen, daher wie ihn zu *Propertius's* Zeit, wie *Quintilian* zeigt, noch in den Rhetorenschulen triffen; schon oben haben wir gesehen, wie sehr der Kaiser *Veras* ihn liebte, für noch spätere Zeiten zeugt *Constantin* (*Lact. de fals. relig. I, 5*). Daher denn kein Wunder, wenn die Commentatoren, Grammatiker, Rhetoren u. vielfach auf ihn Rücksicht nehmen, wenn gleich zugegeben werden muß, daß bei diesen Doid nie die Stellung und das Ansehen *Virgil's* erhalten; sie waren aber seit der Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. die, die denen fast lediglich die ältern fortlebten, denn die Dichter der spätern Zeit, wie *Marimianus* *Strucius*, der zum Studium des Doid Aufmunterung genug hatte, wissen von den ältern Dichtern fast nichts mehr. Ob sie, die Grammatiker,

formliche Commentare zu Doid verfaßt, scheint mir unwahrscheinlich, wenn gleich im *Catalog. Bibl. Mal. ed. Muciol. T. II. p. 6*. ein Cod. aus dem 12. Jahrh. eum vetustis scholias Anonymi genannt wird: cf. *supr.* Es verschwindet daher Doid mehr und mehr aus dem Leben, wie das denn die folgende für die Literatur so ungünstige Zeit von selbst mit sich brachte; erst als durch *Karl* des Großen Einfluß und vielfache Mühe die alte Literatur sich von Neuem hob, kam, wie wir bei der *Aras* schon erinnert, Doid auch wieder zum Vorschein. Die Dichter dieser Zeit zeigen nun freilich, so weit sie mir bekannt, kein tiefes Studium des Doid, der auch nicht zu den damals den Schulen empfohlenen Schriftstellern (*Heeren, Gesch. d. class. Liter. im Mitt. I. S. 129*) gehörte; trotz dem wurden aber doch im 12. Jahrh. mehrere Erzeugnisse dieser Zeit dem Doid beigelegt, über die man noch nicht ganz im Klaren ist. Es gehört hierbei die *Elegia* de *Philomela*, aus de vocibus avium et quadrupedum genommen (*Burnm. ad Anthol. Lat. V, 143. T. II. p. 423. Wernsd. Poet. Lat. Min. VI, 1. p. 269. VI, 2. p. 358. Meyer, Anth. Lat. T. I. ar. 233*); eine Beschreibung der Vögel und Thierstimmen, von der wir zwei Recensionen haben, eine längere und eine kürzere, eine Erscheinung, die bei dieser Art Gedichte, wenn sie im Mittelalter bekannt waren, sehr häufig (*S. Grimm, Reinhart. Fuchs. S. LVIII. 408*) ist, und ein Seitenstück zu den bei den Heroiden erwähnten Interpolationen bietet. Sie ist, wie *Vit. Ov. ap. Muciol. l. a. p. 231* zeigt, im 12. Jahrh. dem Doid zugeschrieben; obgleich aber dies nicht allgemeine Ansicht war (*Cod. nr. CXLVII, XI in Cat. cod. Philoll. Latin. B. Vindob. eur. Endlich. T. I. p. 73*; wo es heist in der Überschrift: „aliqui tamen, non ex ejus — ac. Ovidii — officina liberum hunc emanasse“); so findet man dies doch auch in alten Ausgaben des Doid öfter wiederholt. Den richtigen Namen des Verfassers, *Albicus Ovidius Juveninus*, hat *Goldast* in *Cod. aus Et. Gallen* gefunden; woher die Verwechselung kam, ist hiernach deutlich. Es hat nun *Weyer* (*ad Anth. Lat. T. I. praef. p. XXVI. Ann. p. 95*) nach *Bernhardy* (*Gesch. der röm. Liter. S. 135*) angenommen, daß dies Gedicht in *Antoninus's* Geta Zeit entstanden sei, da dieser dergleichen Vorgesängen geseit; allein der Schluß des Gedichts beweist nicht das für; ferner ist *B. 7. Dulce pelora canit, quam dicitur nomina drosam*, (wo *drosam*, altenglisch, weniger Schwierigkeit macht, wie *pelora*, vielleicht *palara*, da in einer angelsächsischen Flosse (*Lye, Diction. Saxon. a. v. Drosale*) zu *throsale* gestellt werden *turdus, marala, plara*, und es ein sehr spätes Wort (sicht) so beschaffen, daß ich nicht zweifle, es gehöre in die angegebene Zeit, mo ohnedies

95) *Goldast's* Werk ist zwar noch Schmeiger (a. a. D. II. S. 664) auf der göttinger Bibliothek vorhanden, aber in der Wirklichkeit nicht; legend ein hochher seltener Dichter hat für besser gehalten, es zu sich zu nehmen. Daher habe ich trotz alter Mühe die sehr alle hier angeführten Gedichte, die denen ich es auch jedesmal erwähnt, noch nicht lesen können.

grade diese Art Poesie sehr blühte; denn außer dem Gedichte des Alcuin de gello (Grimm, Reinh. F. Vor. S. CLXXXIII), dem des auch hierher gehörenden Julius Speratus des Philomela (Hernad. P. L. Min. T. VI, 1. p. 255. VI, 2. p. 403), des Alcuin zwei Gedichten des Philomela (Burn. ad Anth. Lat. T. II. p. 442), muß hier noch die Elegia des Pulice erwähnt werden, weil sie aus dieser Zeit stammend, im 12. Jahrh. (Vit. Ovid. ap. Mucc. l. c.) dem Doid, wenigstens nicht einstimmig (Cod. Vind. l. c.), beigelegt wurde; sie ist nicht schlecht und gehört dem Dsilus Sergianus (Goldast. Ovid. Amat. praef. p. 23. Dornav. Amphitheatr. Sap. Soerat. p. 27. Hernad. P. L. M. VI, 2. p. 248. VI, 2. in.); die Situation von B. 31 an ist nicht antik gedacht, auch weist precamina (cf. Du Fresnoy, Gloss. T. V. p. 792) auf späte Zeit. Hierher gehört wahrscheinlich auch ein carmen des Palliaco, bei Schwergers (Handb. der class. Bibl. II. S. 666) aus Dornavus (l. c. p. 369); da dort Doid amor. II, 6 steht, so meint er vielleicht p. 370, wo ein Palliaco des Beda angeführt wird: ist der vielleicht dem Doid zugeschrieben? Denn daß ein Palliaco dem Doid im Mittelalter beigelegt wurde, zeigt Vit. Or. ap. Mucc. l. c.; daß ferner von Beda's Gedichten einzelne dem Doid beigelegt wurden, zeigt das Gedicht de contentione veris et hiemis (Cod. Goth. bei Dübner in Jahrb. d. s. Päd. und Phil. VIII. S. 310), welches von Andern aber dem Mrio (Fabric. Bibl. mod. et infim. Lat. T. V. p. 79. Bachler, Lehrb. der Literaturgesch. S. 244) beigelegt wird, ein Umstand, der nicht auf alle diese Gedichte weist, da wir sehen, wie willkürlich später mit diesen Gedichten umgegangen ward, wofür ich auch das noch anführe, daß in besagtem Cod. Goth. die Sprechenden Daphnis und Polimon sind; sonst cf. Burn. Anth. Lat. V, 70. T. II. p. 356. Meyer. Anth. L. I. nr. 391. Verwandt hiermit ist ferner das Gedicht de oceanus solis (Burn. A. L. V. T. II. p. 306. Meyer. A. L. T. I. nr. 1026), was auch dem Doid beigelegt ward. Diese Gedichte aus dem 8. oder 9. Jahrh. zeigen also, daß man damals etwas alte Literatur trieb; da aber die Blüthe, wenn man so sagen darf, welche Karl der Große bewirkt hatte, nur eine vorübergehende war, die Dichter ferner auch meist von den heiligen Büchern aufgingen (vergl. Gerwinus, Gesch. der poet. Rht. der Teutsch. I. S. 60), so mag in dieser Zeit für Doid und seine Werke sehr wenig geschrieben sein, er ward also wenig abgeschrieben. Dies hat im 10. Jahrh. sich geändert; aus dem wir, wenn man sich auf die freilich hier ungenauen Angaben von Primus und Andern verlassen darf, allerdings Handschriften haben; denn da jetzt anfang eine eigenthümliche lateinische Poesie sich zu bilden (Gerwin. a. a. D. S. 85), so mußte, zumal da sie in den Händen der Geistlichkeit war, der Bildung wegen auf die Glasilser Rücksicht genommen werden, es wurden diese aber dadurch dem Volke nicht bekannt; wie denn auch die classische altteutsche Poesie sich von ihnen frei hält, und Doid's, so viel mir bekannt, in ihr nicht einmal Erwähnung geschieht. Dagegen beginnt für Doid offenbar mit dem 12. Jahrh. eine

Glanzzeit; denn in ihm, wo alle Gelehrsamkeit noch in den Händen der Geistlichkeit war (vergl. J. Grimm z. Reinh. F. S. XCIX.), beginnt er vorzuherrschen. Denn die lateinischen Dichter dieser Zeit kennen ihn, wie auch den Virgil, sehr gut, da sie ihre Sprache nach ihnen gebildet, so der Geistliche, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. dem Isegrimus (J. Grimm a. a. D. S. LXV.), ferner der, der um S. 1150 den Reimhodus (J. Grimm a. a. D. S. XCI) geschrieben, auch andere Gelehrte, wie in Heloyen's Briefen an Abtard nach Rambohr Henus Uran. III, 2. S. 144 sich deutliche Spuren von Benutzung der Heroiden finden. Auf Bekanntschaft mit Metamorphosen läßt Pierre de Corbion schließen (Rambohr a. a. D. S. 79), daher werden denn jetzt, wovon wir oben schon Beweise gehabt, Gedichte, deren Verfasser man nicht kennt, dem Doid als einem sehr bekannten und berühmten Dichter zugeschrieben, so wahrscheinlich die Nux, Elegia, welche aus älterer Zeit sein kann, aber sicher nicht dem Doid, schwierig in die Augusteische Zeit gehört; im Mittelalter ist sie viel gelesen, und daher interpolirt (Burn. ad Nuc. Eleg. 30), im 12. Jahrh. schrieb man sie dem Doid zu, wie Vit. Ov. ap. Mucc. zeigt, ebenso im 13. (J. Grimm a. a. D. S. LXXXIV.), wo sie zwischen unechten Gedichten Doid's steht. Sie ist noch nicht gehörig untersucht (cf. Fabric. B. L. I. p. 461); vielleicht läßt sich aus den in ihr erwähnten Spielen etwas über die Zeit ihrer Entstehung ausmachen, wozu Sinflebe. Nuc. Saturnalia, aber nicht ausreichen. Ferner mag in dieser Zeit dem Doid zugerechnet sein das Gedicht de Lucretius Morte (Burn. Anth. Lat. II. nr. 172. T. I. p. 349. Meier. A. L. T. I. nr. 833); denn da es Otto von Greiffring citirt, es auch in alten Codd. vorkommen soll, so kann es zwar älter sein, muß aber doch einen christlichen Verfasser haben (Meyer. l. c. praef. p. XIX.), es war des kann später, wie die verschiedenen Rezensionen von ihm zeigen (Lindenb. ad Burn. l. c.) Hiernach kann kein Wunder nehmen, wenn auch ganz neue, eben gefertigte Gedichte dem Doid zugesprochen wurden, so der Luparius aus dem 11. Jahrh. (J. Grimm a. a. D. S. CLXXXIV. Gerwinus a. a. D. S. 85); eine spätere Hesse im Codd. bemerkt: „non sunt haec Ovidii.“ Ebenso werden die im 11—13. Jahrh. verfertigten Teustricha in Virg. Georg. in Codd. des 11. Jahrh. dem Doid zugeschrieben, wogegen sie andere einem Mo destinus ungewisser Zeit (Meyer. A. L. T. I. praef. p. XXV. Ann. T. I. p. 94) geben (Burn. Anth. L. T. II. nr. 189. p. 374. Meyer. Anth. L. I. nr. 836); die Zeit, in welche wir sie setzen, bestätigt, daß die Monosechia in Aeneidem, welche nach Einigen Doid gemacht haben soll, dem Asmenius, der um S. 1200 gelebt (Meyer. A. L. T. I. praef. p. XXXVI.), zugeschrieben werden (Burn. A. L. II, 190. T. I. p. 376. Meyer. A. L. I. nr. 832); weshalb Burmann sie dem Basilus gibt, weiß ich nicht; dasselbe ferner zeigt sich an: Argumentum omnium Operum Virgilii, von dem nach Giosani (ad Ovid. Metam. VI, 117) sehr alte Codd. des Virgil den Doid als Verfasser angeben sollen, aber

einmal gehen die Codd. schwerlich über das 12. Jahrh. hinaus (Gersdors in der Wagner'schen Ausg. des Virgil. *Hevn. T. IV. p. 610—612*; dann werden sie auch in Codd. dem Boetius zugeschrieben; daher auch sie poetis scholasticis gehören (*Burm. A. L. II. nr. 188. T. I. p. 372. Meyer. Anth. L. T. I. nr. 859*). Es kann sein, daß Gedichte, wie die Argumenta in Virg. Aeneidem, welche (*Burm. A. L. II. 192. T. I. p. 377. Meyer. A. L. T. I. nr. 862*) Anlaß zu diesen Zusätzen gegeben haben, denn in ihnen wird Ovid wieder eingeführt, wie der Titel einziger Codd.: „sub nomine Ovidii“ auch anzeigt. Wie sie alle aus dieser spätern Zeit herrühren, so auch die *Tetrasticha* in omnia Virgilii Opera (*Burm. A. L. II. 193. T. I. p. 386. Meyer. A. L. I. nr. 863*), sie werden zwar dem Virgil auch zugeschrieben, sollen ferner in einem sehr alten Cod. Voss. des Augustus, aus dem sie Burmann zuerst vollständig herausgegeben, stehen, sind aber aus dem 11. Jahrh. höchstens, wie auch die Monosticha in XII Libros Aeneidos, von denen ich aber nicht weiß, weshalb sie Meyer (ad A. L. T. I. praef. p. XIX) als dem Ovid beigegeben anführt (cf. *Burm. A. L. II. 191. T. I. p. 376. Meyer. A. L. I. nr. 860*). An ihnen allen ist nicht viel Poetisches zu finden und sie rühren daher auch nicht von den ausgezeichneten Dichtern dieser Zeit her, einem Hildebert von Mans, Matthäus von Vendome, Aëladius von Gorzeil, Henricus von Septimelio, sondern sind, wie so manches Andere, was sich als Schluß, oder Einleitung zu den Werken der Alten in Handschriften von Reuten beigelegt findet, von geröthlichen Werkschmieden gemacht. Etwas künstlicher sind die ebenfalls um das 11. Jahrh. entstandenen und in Codd. des 12. dem Ovid zugeschriebenen Gedichte de pediculis, de auvulo, de medicamina aurium, welche Sinner (in Catal. Codd. Manuser. Bibl. Bernens. p. 543) aus Cod. nr. 505 (daraus in Gerbode's krit. Bibl. 1829. Nr. 61) bekannt gemacht und Vit. Ovid. ap. *Museol. I. c.* auch erwähnt, ja aus eben dieser vita sehen wir, daß in dieser Zeit dem Ovid noch ein liber de Aurora, de Meridie, de quatuor Elementis, de Orisculo, de Sono, de Luma (vielleicht limacina eine Form limax ist bei *Isid. Orig. XII. 5, 7*). Du Zetene führt dafür T. IV. p. 215 limax auf, aber ohne Autorität) beigelegt ward, mit einem Worte, man glaubte ein Gedicht nicht mehr empfehlen zu können, als wenn man ihm Ovid's Namen vorlegte. Es war daher nach dem Werken des Ovid überhaupt Nachfrage, daher mehrten sich mit dens 13. Jahrh. die Codd.: es trug dazu bei, daß an den üppigern Gedichten die Römer, denen Marimianus' Etigen freilich lieber waren, Geschmack fanden (*Herm. P. L. M. T. VI. 1. p. 230*); doch sehen wir aus des Albrecht von Salzerkalt — es sup. — Überlegung, daß auch die Metamorphosen in Ehren standen, und konnte daher namentlich für Gelehrtere Ovid nicht an Geringssten schwer zu erhalten sein, auch sie lasen ihn gern, z. B. Roger Bacon (Heeren's Gesch. d. class. Lit. im Mittelalt. I. S. 300). Es würde auffallend sein, wenn von dieser vielfachen Beschäftigung gar

nichts in die im Volke lebende Poesie übergegangen wäre; wir finden nun auch in der deutschen Poesie Spuren davon, z. B. in Jans Enkel, einem wiener Bürger, der Achill und Deidamia besang (vergl. Hagen, Büsching und Docen, Museum f. altdeutsche Lit. und Kunst. I. Bd. S. 134), er blühte um J. 1240; später fällt der Aetale, den wir haben, und in ihm erscheint Ovid gar häufig, bald mit Lob, bald mit Tadel, wie es grade die Sache mit sich bringt, vorzüglich die Ars amandi, einem der Dichter bekannt (vergl. Hagen n. a. d. I. Bd. S. 30. Servinus a. a. D. II. S. 61). Daraus sieht man deutlich, wie die Gedichte Ovid's im Andenken der Gebildeten fortlebten, sie wurden mehr und mehr abgeschrieben und geliehen und erklärt, so daß manche Glossen aus dieser Zeit stammen mögen; einen Cod. mit solchen finden wir bei Endlich (I. c. nr. C11). Ebenso fuhr man auch fort, in seiner Weise zu dichten und ihm die Gedichte unterzuschreiben; denn aus dieser spätern Zeit kommen doch wol die *vetula libri III* (cf. *Fabric. B. L. T. I. p. 465*; Rüh's Handb. d. Gesch. des Mittelalt. S. 107), ebenso des Pseudo-Ovid liber trium puellarum, de nuncio sagaci, von denen ich außer dem, was Fabricius (I. c. p. 468) anführt, nichts kenne. Das 14. Jahrh. verhielt dieselbe Vorliebe für Ovid, wie allein an Planudes (vergl. Heeren a. a. D. S. 314) sich darthut; doch ist jetzt durch Petrarca's Streben und Autorität Virgil mehr hervorgetreten (Heeren a. a. D. S. 330); allein durch die spätere Zeit war dafür gesorgt, daß die jetzt erscheinenden Sammler von Handschriften um Ovid nie verlegen zu sein brauchten. Er wurde demnach auch noch oft abgeschrieben, da viele Handschriften aus dem 14. Jahrh. vorhanden, die aber, weil die Abschreiber so schlecht (Heeren a. a. D. S. 370), selten viel Werth haben. Es kam aber jetzt überhaupt mehr Leben und Freiheit in die Wissenschaft und man ist sich von den geltenden Ansichten los, unabhängig darnach strebend, dem jetzigen Standpunkte gemäß über die Classiker zu urtheilen. Das Ende des 14. und zum Theil das 15. Jahrh., aus dem auch noch viele Codd. Ovid vorhanden, trieb, durch die Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst und andere günstige Umstände angetrieben, zu immer erweitertem Streben an; man gab die Alten heraus, stritt und disputirte über sie auf Universitäten und Schulen und in Schriften. So wurde auch Ovid auf neue Weise jetzt betrachtet und, wie das immer zu geben pflegt beim Beginn neuer Richtungen, er ward bald scharf getadelt, bald ungemein gelobt; das Erstere mag auch mit durch die Geisteslosigkeit veranlaßt worden sein und dann durch das vielfache Studium der lateinischen Kirchenväter, die sowohl aus das ganze classische Alterthum schmähen, als auch zuweilen speciell auf Ovid (Claud. Mar. Victor. de pervers. suae aetatis. morib. Epist. v. 73 in Max. Bibl. Patr. Vet. T. VIII. p. 428. Lugd.); doch eigentliche Gelehrte, wie Politian, schlugen fortwährend den Dichternwerth Ovid's hoch an (cf. *Polit. Eleg. de Exil. et Mort. Ovid. in Burm. App. Or. T. IV. Opp. Or. p. 233*); es wäre interessant, eine Sammlung der Urtheile dieser Zeit zu haben, da Sabbatini (Script. non oecles. T. II. p. 117)

und Burmann (App. Or.) zu unvollständig sind. Diese Beschäftigung mit Ovid veranlaßte ferner, manche Gedichte ihm beizulegen, welche man in den Handschriften ohne Verfasser gefunden hatte; so wird die *Consolatio ad Liviam Augustam* 1472. Fol. Venet. unter Ovid's Namen gedruckt und herausgegeben (cf. *Fabric. B. L. T. I.* p. 463), worin Barth, Passeratius und neuerdings Bed (ad *Papin. Stat.* ad *Calp. Pison. poem. praef. p. IX*) gefolgt sind; seit Scaliger war man sonst gewohnt sie dem Albinovanus zuzuschreiben; Eins so unrichtig wie das Andere (cf. *Weichert. de Luc. Var. et Cass. Parm. p. 164*). Ebenso mag auch dieser Zeit stammen, daß Mehrere, wie Fabricius (*B. L. T. I.* p. 463. II. p. 149) und Bernsdorf (*P. L. M. T. IV.* 1. p. 46) erwähnen, den Panegyricus ad Calpurn. Pison. dem Ovid beigelegt haben; es ist auch dies ein Gedicht, dessen Verfasser wir nicht kennen, G. Bed will das Gedicht dem Statius beilegen. Hier, bei dem Beginn der neuen Zeit, will ich erwähnen, daß im Goldast's *Ovidii Erotica et Amatoria Opuscula* noch Gedichte von verschiedenen neuern Verfassern stehen, wie *Pamphili Mauriliani Pamphilus, Ovid. junioris somnus, Benigni Floriacensis Monachi exsiliium Trojae, Bernardini Cilsenii Elegiae ad Juliam, Antonii Codri Ureei Rhythmus die S. Martini pronuntiatus, Bapt. Mantuani Carmilite Elegia contra poetas impudice loquentes* (cf. *Fabric. B. L. I.* p. 467). Ich habe sie nicht gelesen und kann daher über sie nicht urtheilen; wie über sie ein diese ganze Zeit genau Kennender wol anders urtheilt, wie bisher gesehen, so stellt wahrscheinlich auch der, welcher die Codd. des Ovid genauer kennt als ich, manches anders dar von dem, was ich hier berührt, man sei aber nachsichtig gegen einen ersten Versuch, das Leben der Werke eines Classikers zu schildern. — Wie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. Ovid gesucht sei, beweisen die häufigen Drucke seiner Werke in Italien, dem Siege der alten Literatur in dieser Zeit, wo man schon länger sich mit dem Dichter beschäftigt hatte, daher denn auch früh — cf. sup. — Commentare erscheinen; dierher gehören Antonius Polseus, Ubertinus Clericus, Domitius Calderinus, Georgius Alexandrinus, Barth. Verula, Regius, die, wenn auch nicht grade ausgezeichnet, doch eifrige zu Werke gehen. Die erste Ausgabe Ovid's sämtlicher Werke ist in Bologna gedruckt, zugleich der erste Druck, der aus Bologna bekannt ist (*P. Ovidii Nasonis Opera*, Fol. Bon. 1471, ap. *B. Azoguidum*), ist sehr selten und daher hinsichtlich ihres kritischen Werthes nicht genau bekannt (vergl. *Ebert's bibliogr. Lex. II.* S. 256); in demselben Jahre begannen aber auch die berühmten teutschen Drucker in Rom, Swornephem und Pomar (Heeren *a. a. D. II.* S. 96) einen Ovid zu drucken, den sie im J. 1472 vollendeten (2 voll. Fol.), 1474 druckte in Venedig Jac. Rubens (2 voll. Fol.) die Ed. princ. nach und zwar sehr schön; im J. 1477 erschienen Opera Omn. in Parma 3 voll. Fol., in Mailand 2 voll. Fol.; im J. 1480 macht Azoguidus in Bologna eine neue Auflage Fol., zwei oder drei Bände, denn die Ausgabe ist sehr

selten, noch mehr erscheinen bis zum J. 1500 in Italien, aber für die Kritik macht erst Epoche die Aldina, 3 voll. 1503, wozu Codd. verglichen sind, sie ward gleich in Lyon 3 voll. nachgedruckt, die erste Ausgabe von Ovid. Opp. omn. in Frankreich, wo man für die Amor. etc. wegen der dort ähnlichen Literatur wol sehr empfänglich war; schon im J. 1512 ungefähr kam in Lyon 3 voll. ein zweiter Nachdruck; worauf denn die zweite von Amb. Raugerius besorgte Aldina 3 voll. 1515. 1516 folgt, welche zu allen Werken Annotationes enthält und manches Andere. Darauf ist zu beachten die erste Jantina, an welcher A. Francinus Antheil hat wie auch G. Bionanus (*Flor.* 1523. 3 voll.). Frankreich und Italien hat demnach seine Ausgaben, in Deutschland sind zwar einzelne Gedichte schon erschienen, aber die sämtlichen Werke noch nicht, obgleich keine Frage ist, daß man sie gern las, denn die im J. 1483 gedruckte Übersetzung der *Aemamandi* von D. Johann Hartlieb ward nicht allein bei ihrem Erscheinen, sondern auch noch später, und namentlich im 16. Jahrh., vielfach gelesen und gedruckt, obgleich Hartlieb ein höchst elender Scribent war (vergl. *Servinus a. a. D. II.* S. 240. 420), zugleich suchte Reslandtsen durch Erklärung die Liebe für Ovid zu fördern. Troy dem erscheint aber in Deutschland erst im J. 1589 (3 voll. Lips.) ein Druck der Opp. omn., wogegen die Drucker in Basel vom J. 1523 an oft sie herausgaben; in ihr sind des Clareanus und Bongolius Noten enthalten, wie auch, so viel ich weiß, zuerst als Ovidisch der Panegyricus Calp. Pison., andere unechte Gedichte, wie da Pulice, Philomela, Nax, Consolat. ad Liv. Aug., Somnium stehen schon mit in den erwähnten Ausgaben. Da so die Ausgaben sich mehrien, indem 1526, 1527, 1529 Basil., seit 1536 Lugdun., seit 1561 Antw. neben den italienischen Ausgaben erscheinen, jede aber sich vor den andern auszeichnen wollte, so war natürlich, daß auch die Erklärer sich mehrien, zu den schon Genannten kommen P. Varsus, Erasmus Rotteradamus, Jol. Micellus, G. Bersmannus, vor allen aber Herl. Giosanius, der selbst aus Sulmo gebürtig, mit vieler Liebe sich mit Ovid beschäftigte; er gab um 1575—1582 seine Anmerkungen heraus zu einzelnen Werken Ovid's, zu allen erschienen sie Antw. 1583, den Text selbst hat er nicht herausgegeben. Neben diesen Ausgaben erschienen seit dem Ende des 15. Jahrh. fast in allen Sprachen dieser Zeit Übersetzungen einzelner Werke, die auch zeigen, wie Alles Ovid lesen wollte (cf. *Ebert. I. c. p. 273*). Alle diese Unternehmungen haben zwar die Erklärung gefördert, aber hinter ihr blieb, obgleich auch sie nicht vollendet, die Kritik weit zurück: erst Daniel Heinsius ging hier vorwärts, indem er in seiner Ausgabe (*Longi lat.* 16.9. 3 Voll. 12.) einige Codd. zum Grunde legte, viel weiter aber ging Nicolaus Heinsius (*Amst.* 3 Voll. 1658—1661. 12.), der größte Kenner des Ovid, der, mit Weiskamp, wie seine eigenen lateinischen Gebilde deutlich zeigen, und mit Scharfsinn begabt, mit umfassender Kenntniß der lateinischen Dichtersprache ausgerüstet und im Zusammenbringen des kritischen Apparats vom Glücke so begünstigt war, daß keinem nach ihm Ähnliches zu Theil geworden; er unternahm eine neue

Recension des Textes, auf Erklärung kam es ihm nur dann an, wenn sie für die Kritik unumgänglich nothwendig. Daher hat er denn namentlich in seinen Notizen für genaue Beachtung des Ovid'schen Sprachgebrauchs gearbeitet, in der Kritik selbst aber genügt er nicht mehr ganz, da er einmal der Art seiner Zeit gemäß die Varianten nicht genau genug gesammelt und dann seinen eigenen Conjecturen einen viel zu großen Werth beilegt hat; bei keinem Dichter ist es so leicht, eine Stelle für eine Conjectur zu finden, bei keinem aber auch so schwer, die rechte Stelle für sie zu finden; was wol mit daher kommen mag, daß kein Dichter so schwer langsam zu lesen ist, wie Ovid. Nichtdeftloweniger hat H. Heinsie das größte Verdienst: die folgenden Herausgeber, wie Grippingius (Lugd. Bat. 1670, 3 Voll. 8), Crispinus (Ib. 1689, 4 Voll. 4.), Maittaire (Lond. 1715, 3 Voll. 12) stehen ihm bei weitem nach und machen den Ovid nur schlechter. Den Text aber zu bessern, das bisher Gelesene zusammenzufassen, die nachgelassenen Notizen von H. Heinsie mit seinen eigenen vermehrt herauszugeben, war der Zweck der großen Ausgabe von Peter Burmannus, welche in 4 Voll. 4. Amst. 1727 erschien, sie ist incorrect gedruckt, wie die 1756 Amst. 4. herausgegebene Vorrede auch bitter beklagt. Aber auch diese Ausgabe, zu der Burmann neue Collationen besaß, kommt im Verdienste der des H. Heinsie nicht gleich; Burmann hat viel gelesen, ist ohne allen Zweifel ein sehr gelehrter Mann, aber besaß weder hinreichende Kühnheit, noch genug Kenntnisse, um auf echte Quellen gestützt einen gereinigten Text zu liefern. Die folgenden Herausgeber, wie Müller (Barol. 1757, 4 Voll.), J. G. Richter (Lips. 1758, 2 Voll. Bipont. 1783, 3 Voll.) schließen sich aber doch eng an ihn an, erst Witschert (Götting. 1796—1798, 2 Voll. 2. Aufl. 1819) ging von ihm mehrschach ab und führte handschriftliche Lesarten zurück, konnte aber, da er sich mit dem Burmann'schen Apparat begnügen mußte, eine neue Recension, die auch gar nicht in seinem Plane lag (cf. praef. T. I. p. X), nicht geben. Die folgenden Herausgeber thaten nichts von Wichtigkeit (cf. Jahn, ad Ovid. T. I. praef. p. XVII), erst Jahn unternahm die eben so verdienstliche wie mühsame und ermüdende Arbeit, aus den sämtlichen Commentaren der ältern und dieser sonstigen hieher gehörigen Schriften die Varianten sorgfältig zu sammeln, überflüssig zusammenzustellen und darnach den Text, so weit es ihm möglich, auf die ältesten und besten Lesarten zurückzuführen; daß es ihm nicht überall gelungen, ist für ihn kein Vorwurf, da er das Glück des Heinsius (Jahn, ad Ovid. Op. T. I. praef. p. IX sq.) nicht gehabt und überhaupt zu der Wiederherstellung des Textes mehrerer Gelehrten Kräfte nöthig sein dürften. Die Ausgabe Jahn's ist noch nicht vollendet, erschienen ist Vol. I. Vol. II. 1. 2. (Lips. 1828, 1832), Caram. Amat., Met., es wäre zu wünschen, daß auch die unechten Stücke, vielleicht in einem Anhange, mit eingegriffen würden. Ist demnach keine Frage, daß wir jetzt in der Kritik vorwärts geschritten, so sind wir allenthalben mit Ausnahme der Metamorphosen — cf. supr. —, in der Erklärung doch noch sehr zurück, namentlich wäre

ein Commentar zu der Ars amandi ein Bedürfnis, dem vielleicht, wenn es kein Besseres thut, der Schreiber dieses einmal abhülft; es existiren zwar eine Menge einzelner Schriften über Ovid, Geselesmatthien, Auszüge (vegl. Schweiger, Handb. der class. Bibl. II. S. 693), auch Kuxferwerle u., aber trotz alles Verdienstes können sie den Mangel vollständiger Commentare nicht ersetzen. Also auch bei Ovid ist noch überall zu thun, und wird die Arbeit nicht gescheut, so wird sich dann auch das Urtheil über Ovid als Mensch u. als Dichter immer fester und bestimmter bilden lassen. Wöge denn dieser vorläufige Versuch, ein richtiges Urtheil zu begründen, nicht als ganz verfehlt betrachtet werden müssen! (Ernst v. Leutsch.)

OVIDEA. So nannte Linné eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Vitaceen, nach dem spanischen Statthalter von St. Domingo und Darien, Gonzalo Hernandez de Oviedo y Balboa, welcher in seiner Geschichte von America (Sumario de la natural y general historia de las Indias. Toledo, 1526. Fol.) auch in Bartol's, Ramusio's und Purchas' Sammlungen zuerst die Beschreibung einiger amerikanischen Gewächse gab. Char. Der Kelch fünfspaltig; die Corolle mit sehr langer Röhre und drei oder fünfspaltigen Saumen; die Beere kugelig, vierkantig; von den Samen schlägt oft das eine oder andere Korn fehl (Gärtner, De fruct. I. p. 272, t. 57). Robert Brown wies zuerst nach, daß sich diese Gattung, so wenig wie Siphonanthus Linn. und Volkameria Linn. von Clerodendron Linn. (f. d. Art.) wesentlich unterscheide. Die drei Arten, welche Linné und Jussieu zu Ovidia rechneten und welche die Untergattung Siphonanthus bilden, sind: 1) Clerodendron spinosum Spreng. (Syst. II. p. 760, Valdia cardui folio Plumier gen. 14. icon. 256, Ovidia spinosa Linn. sp. pl., Lamarck illustr. t. 79. f. 1) auf den Bergen von Haiti; 2) Cl. siphonanthus R. Brown (Aiton fil. hort. Kew. ed. 2. IV. p. 65, Ovidia mitis Linn. sp. pl., N. L. Burmann ind. p. 136. t. 43. f. 1, Lamarck ill. t. 79. f. 2, Siphonanthus India Linn. sp. pl. und S. angustifolia Willdenow sp. pl.) in Ostindien; und 3) Cl. ovatum R. Br. (Prodr. flor. Nov. Holl. p. 511, Ovidia ovalifolia Jussieu Ann. du Mus. Lamarck enc. suppl.) in Ostindien und Neuholland. Diese drei Gattungen haben gegenüberstehende, gestielte, ablang-lanzettförmige oder eiförmige, weiß gefärbte Blätter, in den Blattachseln stehende Doldentrauben und sehr lange Corollenröhren.

Da der Name Ovidia durch die Verringung der Linné'schen Gattung mit Clerodendron sehr geworden war, so hat ihn Sprengel (Zahl. zur Kenntniss der Gew. 2. Aufl. II. S. 258) auf eine andere Pflanzengattung übertragen, welche Poirret (Mém. de l'Acad. de Toulouse III.) und Gorter (Ket, in den Annals of bot. I. p. 238) von Gladiolus und Ixia unter dem Namen Lapeyrousia trennten. Der letztere Name muß aber einer andern, von Thunberg gestifteten Gattung aus der Familie der Compositae (f. d. Art. Lapeyrousia) vorbehalten. Die Gattung Ovidia gehört zu der natürlichen Fa-

milie der Iriden und zu der ersten Ordnung der dritten Einneischen Classe. Char. Die Blüthenhülle zweiflappig; die Corolle (das Perianthium) röthrig, mit sehr langer, schmaler Röhre und flachem, schmetterligem, fast regelmässigem Saume; die Staubfäden kurz, oberhalb in der Kelchröhre stehend, mit ablangen, aufrechten Antheren; der Griffel fadenförmig, mit drei dünnen, zweiflügeligen, oft senkrechten Narben; die Kapself häutig, mit drei scharfen, vorstehenden Kanten; die Samen zahlreich, scharf dreikantig. Die acht bekanntesten Arten wachsen als schönblühende Zwiebelgewächse mit schwertförmigen Blättern, faum fußhohem Stengel oder Schaft und purpurrothen, blauen, violetten oder weissen, in der Gegend des Rachens gesetzten Blumen, am Vorderrande der guten Hoffnung: 1) *Ov. corymbosa* Spr. (Syst. veg. l. p. 147, *Ixia corymbosa* Thunberg flor. cap. Jacquin icon. rar. t. 288, *Ixia crispifolia Andrews* bot. rep. t. 35, *Ixia fastigiata Lamarck* enc., *Lapeyrouisia corymbosa Gawler* in *Curtis* bot. mag. t. 595); 2) *Ov. falcata* Spr. (l. c., *Gladiolus falcatus Thunberg* diss. de Glad. n. 4. t. 1. f. 3, *Lapeyrouisia falcata Gawl.*); 3) *Ov. silenoides* Spr. (l. c., *Gladiolus silenoides Jacquin* icon. rar. t. 270, *Lapeyrouisia silenoides Gawl.*); 4) *Ov. fissifolia* Spr. (l. c. *Gladiolus fissifolius Jacquin* l. c. t. 268, *Lapeyrouisia fissifolia Gawl.* bot. mag. t. 1246); 5) *Ov. bracteata* Spr. (l. c., *Gladiolus bracteatus Thunb.* prodr. fl. cap., *Lapeyrouisia bracteata Gawl.*); 6) *Ov. fasciculata* Spr. (l. c., *Ixia heterophylla Willdenow* sp. pl., *Galaxia plicata Jacq.* l. c. t. 291, *Lapeyrouisia fasciculata Gawl.*); 7) *Ov. anceps* Spr. (l. c., *Gladiolus anceps Thunb.* diss., *Jacqu.* l. c. t. 269, *Glad. denticulatus Lamarck* enc., *Ixia pyramidalis Lam.* enc., *Vahl* enum., *Ixia Lapeyrouisia Gmelin* syst. veg., *Lapeyrouisia compressa Pourr.* l. c. t. 6., *Lap. anceps Gawl.*); 8) *Ov. Fabricii* Spr. (l. c., *Gladiolus Fabricii Thunb.* diss., *Lapeyrouisia Fabricii Gawl.*) (A. Sprengel.)

OVEDO, lat. Ovetum oder Lucus Asturum, im 43° 22' nördl. Br. und 11° 45' östl. L., offene Ciudad und Hauptstadt der Provinz Asturien in Spanien, auf einer Ebene zwischen den Flüssen Nalon und Nora. Die Stadt ist nach einem regelmäßigen Plane in Gestalt eines Halbkreises gebaut, die Straßen sind gerade und regelmäßig und gehen meistens auf den großen Platz. Sie ist Sitz des Generalcapitains, einer königlichen Audienz und eines Bischofs. Das merkwürdigste Gebäude ist die Kathedrale, welche nach Einigen um das J. 760 von Froila, nach Andern um 774 vom Prinzen Silo, dem Vornamen von Alfons III., gegründet wurde. Sie enthält eine Menge von Reliquien, namentlich das heilige Schwertwund, den Heiligen, ein goldenes, von den Engeln gearbeitetes Kreuz ic. Außerdem befinden sich hier vier Pfarrkirchen, acht Kapellen, sechs Klöster, ein Hospital für Pilgrime nach St. Jago, ein Hospital für Auswärtige, ein Armen- und ein Findelhaus. Die Universität wurde im J. 1680 gestiftet. Die Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser von der Quelle Anterior bei Boo versorgt,

ist gut angelegt. Die Zahl der Einwohner beträgt 6500, die einige gute Gärten besitzen. (L. F. Kämtz.)

OVIEDO (Gonzalo Hernandez de Oviedo y Valdez), wurde 1478 zu Madrid geboren und als Page am Hofe von Ferdinand und Isabella erzogen. Als Christoph Columbus von seiner ersten Reise zurückkehrte, hörte er mit großer Begierde auf die Erzählungen von derselben und kannte bald die wichtigsten Umstände, die sich auf selbige bezogen. Er ward Soldat und zeichnete sich in dem Kriege Spaniens mit Neapel aus. Als Lohn für diese Heldenthaten ernannte ihn Ferdinand zum Gouverneur der Gold- und Silberminen auf St. Domingo. Er ging im J. 1513 dahin ab und mit großer Härte behandelte er die ohnehin schwächlichen, jetzt fast von der Syphilis angegriffenen Einwohner dieser Insel. In kurzer Zeit wurde die Zahl der Bewohner vermindert; um sich wegen dieser Grausamkeiten zu rechtfertigen, klagte er den Charakter der Indianer an und behauptete, sie verübten nur den Tod. Zugleich behauptete er, daß bei ihnen die Syphilis ursprünglich und Folge des überlängten Lebens wäre. Während seines zwölfjährigen Aufenthaltes stellte Oviedo viele Untersuchungen über die Naturgeschichte der Insel, namentlich über die Syphilis, an, und untersuchte die Mittel, deren sich die Eingebornen zu ihrer Heilung bedienten. Als das wichtigste erkannte er das Guayacetyl. Nach seiner Rückkehr gab Oviedo im J. 1525 zu Toledo sein Summario de la historia general y natural de las Indias occidentales in einem Foliobande heraus. In der Folge bearbeitete er dieses Werk und es erschienen im J. 1535 die 25 ersten Bücher seiner Historia general y natural de las Indias occidentales; das ganze in 50 Bücher getheilte Werk erschien erst im J. 1783 auf Veranlassung des Marquis de Zurillo. Mehr oder minder vollständige Auszüge bei Ramusio und Barcia. (Fourrier-Pesray in den Biogr. univ.) (L. F. Kämtz.)

OVIGLIO, sardinischer Marktsiedel in der piemontesischen Provinz Alessandria, liegt am Balbo, hat eine Pfarrkirche und 2500 Einwohner. (Fischer.)

OVIKEN, eine Pfarrei in Friesland, einer Provinz des nordwestlichen Schwedens, bestehend aus der Muttergemeinde Oviken, im J. 1825 mit 1353, und den Filialgemeinden Hadsis mit 686 und Nyssjö mit 780 Seelen — mit zwei ordentlichen Geistlichen — insgesamt 16 □ Meilen enthaltend, theils am Storsjö und dem mehrer Meilen langen Öre Flüssen beliegen, theils von mächtigen Alpenketten (Dofersjö), besonders da, wo es gegen Herjedalen grenzt, ausgefüllt. Das Volk lebt in frommer Sitteneinfalt. Die Sonntagsfeier ist sehr strenge, auch in der Ernte arbeitet keiner für sich am Sonntage, wol aber hilft man nach sechs Uhr Abends Nachbarn. Diebstahl ist höchst selten. In 40 Jahren gab es nur eine Beschuldigung. Den Hauptnahrungszweig bildet die Viehzucht; auch bereitet man das wasserbaste Dofersjöer. Mehrere Bauern treiben Handel. Man findet zwei Gesundbrunnen: Ettnäset, eine Quelle, die viel Eisen neben Kalk- und Kohlensäure hält, und die sehr schwefelhaltige Quelle Botjom. Die Kirche Oviken ist ein neuere,

schied, Reineres, aber thürmiges Gebäude, von einem Bauer des Palstrats erbaut; die Orgel hat ein Bauer aus Ehrlingland gestiftet. (v. Schubert.)

OVILABIS, heisst im *Itinerario Antonini* die vom Kaiser Marcus Aurelius angelegte römische Colonialstadt im Mittel-Romum, die auf der heutigen (oben) Tafel Ovilab genannt wird; man hält sie ziemlich allgemein für das heutige Wils; hier vereinigen sich mehr bedeutende römische Strassen; vergl. *Itin. ant.* Das römische Romum. 1. Bd. S. 217, 238, 266 fg., 271 fg., 285 fg. (H.)

Ovilio, f. Marsfeld.

Ovilia, f. Ovilabis.

OVILIVS, römischer Geschlechtsname. Q. Ovilio Vennatiano Negotianti. Q. Ovilio Succensus pater filio meritisimo fec. in *Gruter's* Thesaur. p. 645. nr. 12. (H.)

OVINIUS, ein ziemlich verbreiteter römischer Geschlechtsname; *Varro* R. R. II, 1, 10: Nomina multa habemus ab utroque pecore; a minore Porcius, Orinius, Caprilus; aia majore Equitius, Taurinus. Dass dies Geschlecht ein pferdliches, das er sehr alt war, be weist die bei *Festus* (l. B. praetor et senator) erwähnte *lex Orinia tribunicia*, deren Zeit nicht näher bekannt ist, aber die doch älter sein muss als 441 v. C. Durch diese wurde festgestellt: ut consores ac omni ordine optumum quemque curiam in senatum legere, die Consulen sollten bei der Wahl der Senatoren auf die moralischen Eigenschaften Rücksicht nehmen und für jede Curie immer den besten in den Senat nehmen. — Ein E. Ovinius Rufinus Constantianus aus der Tribus Aemilia, der verschiedene hohe Ämter bekleidete, namentlich es bis zum Consul Designatus gebracht hatte, Prätor, Aufseher über die flaminische und tiburtinische Straße, Commandeur der siederten Legion gewesen war u. wird uns in einer Inschrift *) genannt. — Von einem gewissen Ovinius Camillus erzählt *Alfius* *Rampridius* im Leben des Alexander Sever (s. 48) die anmutige Anekdote, er wäre ein Senator aus alter Familie gewesen, ein reichliches Leben genossen, und hätte doch nach dem Kaiserthume gestrebt. Als nun der Kaiser Sever hieron benachrichtigt wurde, entbot er ihn zu sich in den Palast, dankte ihm dafür, dass er freiwillig die Sorge für den Staat übernehmen wollte, welche die Guten nur mit Widerstreben sich gefallen liessen, führte ihn dann in den Senat und während sein böses Gewissen ihn Alles beschämte, erklärte ihn der Kaiser zum Zeileinnehmer des Reichs, nahm ihn wieder mit in den Palast, liess ihn an seiner Tafel sitzen und versetzte ihm den kaiserlichen Schmuck und zwar noch schmeckender als er selbst trug; damals musste gegen eine barbarische Völkerschaft zu Felle gezogen werden; der Kaiser machte ihm den Antrag, sich allein an die Spitze des Unternehmens zu stellen, oder gemeinschafts

lich mit ihm ins Feld zu rücken; da der Kaiser selbst ges wohnt war, zu Fasse zu marschiren; so lud er auch Ovinius ein, dasselbe zu thun; als er aber schon nach fünf Meilen ermüdet, liess er ihn zu Pferde reiten, und als er auch dies nach zwei Stationen nicht mehr aushalten konnte, zu Wägen fahren; worauf nun Ovinius, sei es aus Furcht, so konnte ihm sein Vorhaben doch am Ende noch schlecht bekommen, sei es aus welchem andern Motio auch dies ablehnte, die Herrschaft niederlegte und sich zu Aem, auch zum Tode, bereit erklärte; worauf ihn der Kaiser unter guter Secrete nach einer seiner Villen dringen liess, in der er lange Zeit gelebt hat. *Rampridius* bemerkt, dass gemeinhin diese Anekdote vom Kaiser Hadrian erzählt würde; aber die beste Beglaubigung sei doch für Alexander Sever. — Ein Ovinius Gallianus war Schwiegersohn Constantins des Grossen, Consul in den Jahren der Stadt 1070, 1083 (n. Chr. 317 und 330) Stadtpräfekt 1069 (n. Chr. 316); im *Gruter's*chen Thesaurus (p. 284. nr. 7): Flavio Valerio Crispo nobilissimo Casa, filio Constantini Maximi atque Invicti, semper Aug. et nepoti divi Constanti Ovinius Gallianus V. C. praef. urb. et iudex sacrarum cognitionum devotus n. m. q. ejus. — Ein Ovinius Patricianus war im J. 1085 v. St. (332 n. Chr.), ein Ovinius Paternus 986 (233), ein anderer 1020—1022 (267—269), ein anderer 1032 (279) Consul. (H.)

OVIPARA (Animalia), werden alle diejenigen Thiere genannt, welche Eier legen, Ovipara heissen dagegen diejenigen, bei welchen die Eier schon im mütterlichen Leibe auskücken oder welche bald Eier legen, bald lebendige Junge gebären. (D. Thon.)

OVIPARTEN (Zoologie). Nach der alten Beschreibungweise den fossilen Resten gewisser Familien den Namen der letztern mit der angehängten Epithese zu geben, bezeichnen manche Autoren mit der Benennung Oviparten die fossilen Überbleibsel der Animalia verobrata ovipara oder tierlegenden Wirbelthiere, nämlich der Vögel, Amphibien und Fische, im Gegensatz der lebendig gebährenden Wirbelthiere, der Säugethiere.

(H. G. Bronn.)

OVIS (Zoologie) — vergl. Ovis, Zoologie, Schaaf. Was bisher an Fossilresten des Schaafs vorgekommen, ist so wenig, so selten, so unvollkommen, so unzureichend von analogen Theilen unseres gemeinen Schaafs verschieden, dass wir nicht glauben, vor dessen Aufklärung in zoologische Details eingehen zu müssen. Es ist sogar schwierig, die meisten dieser Reste genügend von den Theilen mancher Antilopen zu unterscheiden; sie finden sich nur in Diluvialgebilden, in Knochenbreccien und Knochenhöhlen. 1) In der Knochenbreccie von Sordani ist ein B. Wagner mehr Knochen von Wiederkäuern, worunter vielleicht auch welche von Schaafen sein. 2) In der Knochenhöhle von Argos bei Pergamon erkrankten Marcel de Serres und *Harries* verschiedener Schaafknochen und Zähne, wovon die letztern häufig, viel größer als bei den größten unserer jetzigen Schaafs, doch sonst nicht verschieden seien. Sie finden sich in Gesellschaft der Scheine ausgehöhlter Arten, insbesondere des *Rhinoceros tichorhinus* und des

*) *Gruter*. 446. nr. 9. L. Ovilio L. F. Quir. Rustico Cornelianus, Coa. desig. Praet. Inter Tribunicios aelecto, curat. v. ius Flavianus, leg. leg. VII. Cl. in Mya. Inferiore, curat. v. ius Tiburtinus, curat. R. F. Ricilianus, Rustica Ovilia Cornelianus, fil. patri proximo.

Cervus Tournalii (Jahrb. 1830. S. 374). 3) In der Höhle von Pontre de Comma (Sard) ist der untere Backenzahn eines Schafes mit Resten von *Rhinoceros* Mastodons, Hyänen, Dachsen, Hirschen, auch Menschen gefunden worden (Jahrb. 1830. S. 109). 4) In der Knochenhöhle von Nizza fand Cuvier ein Unterschlüssel, mit drei Mittelbackenzähnen, wovon er jedoch nicht zu unterscheiden wagte, ob es einer Antilope oder einem Schafe angehört (Cuv. Oss. IV. 187, 188. pl. XV. f. 1). 5) Ob hierin auch der Schneidezahn von gleichem Thiere, dessen emallinierter Theil 0,012 lang, an der Schneide 0,008 breit ist, und welcher durch seine schiefe schmale Form dem zweiten linken Schneidezahne des Wilders vollkommen gleicht, steht in Frage (Cuv. l. c. p. 190. pl. XV. f. 1). 6) Von mehreren andern in Höhlen gefundenen Schafsternen ist es höchst wahrscheinlich, daß sie ganz neuen Ursprungs sind. Dikster haben diese Höhlen-Schäfer zur Wohnung und mächtlichen Unterbringung ihrer Heerden gewählt, so daß leicht dergleichen Reste zurückbleiben konnten. (H. G. Bronn.)

OVIS, *Linné* (Mammalia), Schaf, Gattung der wiederkehrenden Säugthiere, zunächst mit *Capra* verwandt und von dieser fast kaum durch etwas mehr als durch den fehlenden Bart der Männchen unterschieden. Cuvier (*Règne animal* ed. II.) gibt von letzterer Gattung als Kennzeichen an, daß die Hörner nach Oben und Hinten gerichtet sind, daß Kinn gewöhnlich mit einem langen Barte versehen, daß Kreuz fast immer wohl ausgebogen sei; dagegen sollen die Kennzeichen von *Ovis* darin bestehen, daß die Hörner zwar auch nach Hinten gebogen sind, sich aber spitzförmig wieder nach Vorn wenden, daß das Kreuz meistens concav sei, der Bart aber fehlt. Cuvier bemerkt dabei selbst, daß die Schafe kaum von den Ziegen unterschieden zu werden verdienen, da sie mit letztern fruchtbare Bastarde zeugten. Auch andere Naturforscher betrachten beide Gattungen als identisch, so Fischer (*Synopsis Mammalium*) u. A. Deistreich gibt folgende Gattungskennzeichen an, von denen man ebenfalls sagen muß, daß viele derselben Gattungen gemeinschaftlich sind: Die Hörner edig, quer runzlig, festlich spitzförmig gewunden, eine zellige Knochenmasse umkleidend, welche die nämliche Richtung hat, im Ganzen 32 Jahre, nämlich acht untere Schneidezähne, welche einen Bogen bilden und sich regelmäßig an den Rändern berühren, die zwei mittleren sind breiter, die zwei seitlichen die kleinsten. Die sechs Backenzähne zeigen auf ihren Kronen einen doppelten Emaille-Halbmond, drei derselben sind falsche und drei

echte Backenzähne, und es stehen sechs an jeder Seite und in jedem Kiefer, die wahren obern Backenzähne haben den Bogen der doppelten Halbmonde ihrer Krone nach Innen gewendet, die unteren dagegen, nach Außen; der Nasenrücken ist erhaben gebogen, die Schnauze hat an ihrem Ende längliche, schrägsliegende Nasenlöcher und ist behaart, die Thranenabflüsse fehlen, ebenso der Bart am Kinn, die Ohren sind von mittler Größe und spitzig; der Körper ist von mittler Größe, behaart, die Beine sind ziemlich schwächlich und haben an den Knien keine Haarspitzen, in den Weichen stehen zwei Ziegen, aber keine Drüsen, der Schwanz ist wenigstens bei den wilden Arten mehr oder weniger kurz eingebogen oder hängend.

Die wilden Schafarten bewohnen theils hohe Gebirge, theils und zwar die meisten, niedrigere Gegenden, als diejenigen sind, in welchen die Ziegenarten leben; übrigens stimmen sie in ihrer Lebensweise und in ihren Sitten fast in jeder Beziehung mit diesen überein, so daß man fast nichts Eigenthümliches von ihnen sagen kann. Es schließt unter andern Geoffroy St. Hilaire den *Mouflon* von Nordamerika auf folgende Weise: „Dieser Widder,“ sagte er, „kommt hinsichtlich seiner Lebensweise gar nicht mit den Fischen, mit denen wir ihn eben verglichen, überein, sondern vielmehr ganz mit dem Steinbock; er bewohnt wie dieser die höchsten Gebirge und wählt zu seinem Lieblingsaufenthalte die besten, unzugänglichen Stellen. Man sieht ihn mit einer unglaublichen Schätlichkeit von Felsen zu Felsen springen, seine Gewandtheit ist außerordentlich, seine Ausdauer ungebauer Hart; er thut sehr weite Sprünge und sein Lauf ist ungebauer schnell. Es würde gar nicht möglich sein, ihn zu erreichen, wenn er nicht häufig mitten in der Flucht anhielte, um mit einem dummen Blicke den Jäger anzuschauen, gleichsam zu warnen, bis ihn dieser wieder eingeholt hat, worauf er sich dann von Neuem auf die Flucht begibt.“

Auch die innere Organisation der Schafe in Vergleichung mit der der Ziegen stimmt so sehr mit letzteren überein, daß man kaum etwas mehr als spezifische Unterschiede finden kann. Hierzu kommt noch, daß die Ziegen mit dem *Mouflon*, das Schaf mit dem Ziegenbock fruchtbare Bastarde erzeugt, woraus wenigstens die nahe Verwandtschaft beider Gattungen hervorgeht, wenn man auch nicht nach der gewöhnlichen Theorie annehmen will, daß alle Thiere, welche mit einander solche fruchtbare Bastarde erzeugen, zu einer Art gehören. Manche der angegebenen Kennzeichen, als die gebogene Nase, die Richtung der Hörner in einem nach Oben sendenden Bogen, sind fast die einzigen von einigermaßen konstanten Kennzeichen; denn den Bart kann man nach dem allgemeinen geltenden Regelmäßigkeitsgesetz nur als ein spezifisches Kennzeichen betrachten. Endlich zeigt sich manche Analogie so als Mittelglied zwischen Schaf und Ziegen, daß man sie ebenfalls wenig bei der einen als bei der andern Gattung unterbringen weiß. Die vorerwähnte Gattung von *Capra* und *Ovis*, welche Linné trennte, haben außer unter verschiedener Namen vereinigt, wovon die Synonymen unten bei den Arten vorkommen werden.

Bei der Trennung beider Gattungen bleiben der

*) Rud. Wagner, über die Knochenreste in Cardianen und die darin gefundenen Thiere, sonst über einige andere bisher gehörige Erörterungen. (Königl. Archiv. XV. 1. 1829; n. S. 30—51 und 55, 57. Jahrb. für Naturwiss. 1830. S. 113, 114.)
Marsel de Corvée und Göttinger Nachrichten über die Knochenreste zu Argos bei Persippon, Ostgriechen. (Annal. de science. nat. XVII. 1829. Jul. p. 276—301. Jahrb. 1830. S. 371—375.)
Dr. Christ, Notiz über die falschen Menschenknochen in den Höhlen der Grotte d'Armentières. (Annal. d. mines. 1829. Mai. Juin. V. III. p. 317—320. Jahrb. 1830. S. 100—110.)
Chevreul, Recherches sur les ossements fossiles. II. en-

haltung der Haare nur wenige Arten übrig, welche noch überdies theils wenig genug bekannt, theils als Arten zweifelhaft sind, desto mehr gibt es Racen, welche durch das sogenannte Kreuzen oder die Vermischung der verschiedenen Abänderungen mit einander oft so viel an selbstständigen Kennzeichen verloren haben, daß man gar nicht weiß, zu welcher Art man sie zuletzt zählen soll.

1) *O. Tragelaphus Desmarest* (Mammalogie 460. 738. *O. ornata*, *laid*, *G Geoffroy*, *Dict. classiq. élég.*, nat. XI. *Geoffroy Description de l'Egypte*, Mammifères. *Hamilton Smith et Griffiths*, the Animal Kingdom. V. 874. 2. *Tragelaphus Capr Roy Synops.* Fiahtall or Lerwee Shaw - Travels. 243. *Capra Tragelaphus Fischer Synopsis* 457. 649. *Mouflan d'Afrique*. *Cuvier Règne animal* 64. 2). Die Hörner häufig groß, spindelförmig gedreht (an der Basis fast vierseitig), die vordere Seite sehr breit; das Haar rüchlich, weich, am Hals und an der Fußwurzel (am Ende des Schienbeins) mähenartig lang, der Schwanz kurz. Nach Smith ist das erwachsene Männchen 3½ Fuß hoch, von der Nase bis zum Schwanz 5 Fuß 9 Zoll lang; der Kopf meist 1 Fuß 3 Zoll; die Hörner sind 2 Fuß lang; rundlich, edig; ihr Umfang beträgt an der Wurzel 134 Zoll, sie sind spindelförmig nach hinten und innen gekrümmt, von den Seiten und dem Vorderfuß hängt ein fester gebogener Bart herab, auf dem Halbe steht eine kurze, aufrechte Mähne, die Knie sind mit langen, dichten, rüchliegenden Haaren bedeckt; der Körper ist rotbraun, die äußeren Ranten der Vorderfüße sind größer als die inneren; nur sechs Schneidezähne. In den mauritanischen Gebirgen.

Als Varietät betrachtet Smith Pennant's Bearded Sheep (Synopsis of Quadrupeds. t. 9.) und Geoffroy's Mouflan d'Afrique (s. oben) aus den Gebirgen Oberägyptens, von dem er folgende Charakteristika gibt. Die Größe die eines Widlers, die Hörner 11 Zoll im Umfange, nach hinten und rückwärts gebogen, die Schultermähne fehlt, die Knie der Vorderfüße mit langen Haaren besetzt, der Schwanz 6—7 Zoll lang, der Körper blaß rotbraun.

Jbidor Geoffroy betrachtet den Mouflan d'Afrique, den er à mancheites nennt (s. oben *O. ornata*), als eigene Art und gibt davon folgende Beschreibung. Die Farbe ist ein einfaches schönes, gelbliches Rothbraun und nicht als der des eigentlichen Mouflan, doch ist sie hier als bei diesem europäischen Thiere, weil die gelben Haare nicht mit schwarzen untermischt sind und im Gegenheil ihre Spitze silberne weiß ist, wodurch, in der Nähe betrachtet, der Pelz gepunktet erscheint. So zeigt sich die Farbe auf dem Körper, dem Kopfe und fast auf den ganzen Gliedern, nur auf der Vorderseite der Schenkel und als eine Linie auf dem Rücken hin wird sie bräunlich; auch bemerkt man zwischen beiden Vorderbeinen einen kleinen, schwärzlichen Fleck; die Unterseite des Körpers, sowie die Innere und untere der Glieder, ist weiß, wie bei dem Mouflan, doch nicht in gleicher Ausdehnung. Die langen Haare am Vorderende des Thieres und seiner Glieder haben zu dem französischen Namen Bezans-

lassung gegeben. Secht bis sieben Zoll lange, Haare entspringen am untern Drittheile des Beines und reichen auf der vordern, innern und äußern Seite des Schienbeins bis auf die Mitte desselben herab, ein eigenes Ansehen gebend. Außerdem entspringt noch an jedem Mundwinkel ein Büschel 2—4 Zoll langer Haare und etwas weiter unten fängt auf der Mittellinie eine Haarbüschel an, welche sich bis auf den untern Drittheil des Halses erstreckt, und sich dann theilt, um an jeder Seite bis an die Gabelung des Schenkel mit dem Schienbein zu gehen. Kurz vor dieser Theilung sind diese Haare einen Fuß, bis 13 Zoll lang, verkürzen sich aber gegen Oberhalb und Schulter bis auf einen halben Fuß. Ihre Farbe ist im Allgemeinen die des Körpers; nur die, welche nahe an der innern Seite des Schienbeins stehen, sind bräunlich, auch sieht man eine gelblichfarbige Linie an der vordern Halsseite. Dieses Thier, welches um 1. größer ist, als der Mouflan, hat einen 7 Zoll langen Schwanz, welcher in einem Haarbüschel endigt. Die Hörner scheinen im Verhältnisse zur Größe des Thieres klein und sind namentlich bei dem Exemplar des pariser Museums nicht größer als die des Mouflan, obgleich dasselbe ein Männchen ist und vollständig ausgewachsen zu sein scheint. Außerdem sind sie hinsichtlich der Gestalt sehr von denen des Mouflan unterschieden, denn ihre Basis ist mehr vierseitig als dreieckig, auch haben sie keine vorspringende Horngräte und die Spitze, die nach hinten gerichtet, ist nicht wie bei andern Arten breit, sondern wirklich spitzig, die Kanten stehen wenig vor, mit Ausnahme derer an der Wurzel, und die Spitze ist fast ganz glatt. Beide Hörner stehen, wie bei andern Mouflans, auf der Stirn dicht an einander und stoßen sogar an einer Stelle fast zusammen, auch ist der Winkel, den sie einschließen, viel spitziger, als bei dem gemeinen Mouflan und beträgt kaum 60 Grad. Sie sind übrigens an der Wurzel so breit, als bei dieser letzten Art, aber ihr Umfang ist viel größer in Folge der Glashornvermehrung, die aus der vierseitigen Form entspringt. Das pariser Exemplar ward in der Nähe von Gairo getödtet, doch scheint diese Gegend nicht sein gewöhnlicher Aufenthalt zu sein.

2) *O. Ammon Linné* (Ovis Argali Schreber, Säugth. t. 228. *Desmarest*, Mammal. I. p. 187. *Ovis Ammon*. *Cuv. Règne animal*. I. p. 267. *Peters Naturgesch.* III. 2. S. 722. *Goldfuss*, Zool. II. p. 365. *Tiliusius* in Act. Acad. Caes. Leop. Vol. XII. (Bonn. 1824. 4.) p. 281. *Sloanus*, ib. p. 293. *Capra Ammon*. *Linné* Syst. nat. ed. XII. I. p. 97 und *Erilben*. *Syst.* S. 250. 1. *Zbl.* *Shaw*. *General zool.* T. II. p. 2. S. 204. p. 379. *Aegokeros Argali*. *Pallas Zooge.* T. I. p. 231. *Stapin baranai*. *J. G. Smettin*, Reise nach Sibirien. I. S. 368. *Rupicapra cornibus arietinis*. *J. G. Smettin*, Nov. Comment. Petrop. X. p. 388. mit Abb. *Wild Sibiran Sheep*. *Penn.* Hist. quadr. I. p. 38 und *Arct. Zool.* I. p. 12. *The Sibirian Goat*. *Penn.* Syn. quadr. p. 18. n. 11. *Kammani Barani* oder *Mumimona*. *Steller*, Kamtsch. S. 127. *Ovis sibirica*, vulgo *Argali dicta*. *Pallas apic. zool. fasc.*

XL. p. 3. t. 1 et 2. Argali, Pall. Hefse durch das russ. Reich. 3. Ab. S. 231. Lilliesus in Boigt's Magazin. 12. B. S. 498. t. VI. f. 1 et 2. Desmar. in Nouv. Diet. XXI. p. 551. 2. Mamm. p. 487. 741. Diet. des. science. nat. XXXIII. p. 211. Laid. Geoffroy in Hist. classiq. XI. p. 259. Rupicapra cornibus arietinis. J. G. Gmelin in den Nov. Comm. Petr. IV. p. 388. summer. p. 53. t. 8. b. f. 2 et 3. Hamilt. Smith in Griff. Anim. Kingd. V. 873. Brandt und Rugeburg, medic. Zoologie. I. S. 523. Das Argalischaf. Männchen und Weibchen sind bei dieser Art gebildet, die Hörner des Männchens sind an der Wurzel dreieckig, erst nach hinten, dann nach vorn gewunden mit einer nach oben und außen gerichteten Spitze.

Der Kopf ist ganz schafähnlich, die Schnauze erhaben, zusammengedrückt und leicht gebogen, die Nase niebergekrümmt, mit länglichen Nasenlöchern, wie beim Schafe, die Lippen sind innerhalb braun, die untern stark vorragend. Die beiden mittleren Schneidezähne sind die größten, der vordere Backenzahn des Unterkiefers der kleinste, der Gaumen hat 21 schwache Kanten. Die Iris des Auges ist braun; die Augen sind gegen die Hörner gerichtet. Die inwendig behaarte Brannengrube steht etwas tiefer, als beim Schafe. Auch die Ohren sind kleiner als bei diesem, inwendig mit vier nackten Längsfurchen versehen, mit den Rändern gegen einander geneigt. Die Hörner sind längsgerichtet, schmutzig gelb, beim Männchen sehr kräftig, groß, zusammengedrückt dreieckig, besonders an der Wurzel festsitzend, mit vielen ringförmigen Querringen, nach außen gebogen, höchstens mit 14 Bindungen, die Rückenseite derselben ist schmal, etwas erhaben, die Innenseite der Länge nach ausgehöhlt, die Außenseite am Grunde fast eben oder schwach gewölbt, nach dem Ende zu ausgehöhlt, der innere Rückenwinkel ist stumpf, der äußere bei alten Thieren stumpf, bei jungen scharf, der hintere ist am Grunde abgerundet, an der Spitze scharf. Die Hörner des Weibchens sind kleiner, aufsteckend, fleischlich zusammengedrückt, fast sichelförmig, die Spitze derselben nach außen gebogen, der Kumpf des Thieres ist groß, gerundet, muskelfalt, der Hals mäßig lang, rund, die Glieder schlank, kräftig, zwischen den Klauen steht wie bei den Schafen eine Drüse mit einem Ausführungsgange, die Afterklauen sind klein. Der sehr kurze Schwanz ist ziemlich hoch am Rücken angelegt. Das Haar ist doppelt, das obere oder sogenannte Stehhaar sehr, wie bei den Hirscharten und gebreht, das untere oder Wollhaar ist fein und ebenfalls gebreht. Haarwurzeln stehen zwischen den Augen, auf dem Hinterhaupte und zwischen den Vorderbeinen. Die Hals- und Kopfschäare sind nach hinten, die Bauchschäare nach vorn gerichtet, wodurch in den Hypochondrien ein Haarwirbel, nach dem Weichen eine Naht entsteht. Das Sommerhaar ist sehr kurz, kaum drei Linien lang, hirschartig, unter dem Halse, auf der Schienbeinnah und an den Klauen etwas länger. Der Rücken, der Nacken und Unterhals sind graubraun, den Schwanz umgibt ein gelblicher Fleck,

durch welchen ein braunes Streif sich auf einen zieht. Das Braun herrscht hinter den Vorderfüßen und am Nacken vor, der Kopf ist grau, die übrigen Theile graubraun. Pallas fand an einem alten Widder den Winterpelz folgendermaßen beschaffen und gelblich. Das Haar sechs Zoll lang, rauh, auf dem Rücken abstechend, auf den Seiten und an den Schenkeln anliegend, auf der Schnauze und an den Unterschenkeln kurz, der Hals lang behaart und zottig, an den Knien der Vorderbeine bilden die Haare gleichsam einen Bart. Die Schnauzenspitze ist weiß, zwischen den Augen und der Nase steht eine braune Querlinie, die Stirn ist grau, Kehle und Unterseite des Halses graubraun, Rücken und Nacken sind braungrau, nach den Kehlen zu mehr gelblich. Die äußere Seite der Vorderarme, eine Binde nach den Seiten der Brust, der untern Bauchgegend und der Schenkel, sowie die äußere Schenkelseite braunschwarz, die innere Seite der Schenkel schwarz, die vordere Schenkel braungrau, der Unterleib graubraun. Die Hinterfüße vom Schwanz und die Hüfte vom Knie an weiß, die Hinterbeine hellbraun schattirt, der Schwanz weiß. Nach Pallas wich ein jüngerer Widder in der Färbung etwas ab und kam darin fast ganz mit der des O. Musimon orientalis überein. Die jungen Widder haben ein krauses Haar.

Der Argali hat zwar die Größe einer kleinen Hirschart, aber den Habitus vom Mouflon. Ein alter Widder zeigte nach Pallas folgende Maße. Länge vom After zur Schnauze 5 Fuß 9 Zoll 10 Linien, die Länge der Hörner nach den Windungen gemessen, 3 Fuß 10 Zoll 9 Linien, ihr Abstand am Grunde nur 6 Linien, ihr Umfang an demselben 1 Fuß 2 Zoll 11 Linien. Die Länge eines Weibchens betrug 5 Fuß 3 Zoll, die Höhe desselben vom Rücken 1¹/₂ Fasse der Vorderfüße 3 Fuß 4 Zoll, die Höhe bis . . . Fasse der Hinterfüße 3 Fuß 6 Zoll 7 Linien. Die Länge des Knaufgelenkes der Vorderfüße bis zur Fasse betrug 3 Zoll 1 Linie, der Hinterfüße 2 Zoll 6 Linien. Die Länge des Kopfes bis zum Scheitel 1 Fuß 4 Linien, die Ohrlänge 4 Zoll 8 Linien und die Halslänge 1 Fuß 7 Linien.

Über die anatomische Verschiedenheit des Argali vom Schafe sind die Meinungen zwischen Pallas und Bojanus getheilt. Der Erstere will keine Verschiedenheit vom Schafe gefunden haben, der Letztere aber (Acta Leopold. I. c.) meint, daß der Argalischaf durch ein bedauerndes Hinterhaupt, eine breitere Stirn, einen schmalen Gaumen, am Grunde näher an einanderstehende Hörner, geringere Augenhöhlen und Oberarmen und durch ein gelbes Hinterhauptseck abweicht.

Der Argali lebt in den Gebirgsgegenden des mittlern und nördlichen Asiens bis nach China hin, mitunter in Menge; er war sonst weiter verbreitet in dem eigentlichen Asien, doch hat ihn da die Cultur verdrängt. Er hält sich in einzelnen Rudeln auf hohen, kahlen, kalten und auch gemäßigten Gebirgsgegenden auf. Im Frühlinge und Sommer lebt er mehr in den Thälern an Bergabhängen und auf niedrigen Bergspitzen, wo er reichliche Nahrung, im Frühlinge besonders an Anemonen ähnlichen Gewäch-

*) Beste Zusammenstellung der bekannten, der wir hier folgen.

fen findet, weshalb er auch im Herbst bedeutend fett ist. Salzhaltige Stellen scheert er auf, da er das Salz, wie überhaupt die Gattungsbewohner, liebt. Im Winter geht es ihm dagegen kümmerlich, da ihm nur immergrüne Sträucher, das trockne Gras, Moos und Flechten an der nicht mit Schnee bedeckten Bergspitze zu andern, wobei er den Kopf zurücklegt. Die Männchen kämpfen häufig mit einander und verlieren dabei mitunter ein Horn. Die Weibchen legen sich im März zurüch, um 1—2 Kümmen zu legen, welche schon nach zwei Monaten die Höner als schwarze, runde Spigen zeigen. Der Badenwechsel erfolgt nach einem Jahr, im Mai der Wechsel des Winterhaars. Jung eingefangen wird der Argali leicht zahm.

Das Fleisch dieses Thieres, besonders der Jungen, ist so wohlkriemend, daß es in Kamtschatka sogar zum Sprücheweide geworden ist, um etwas Wohlkriemendes zu bezeichnen. Der Argali macht daher einen bedeutenden Jagdgegenstand aus, und die asiatischen Völkern haben diese Jagd trotz ihrer Gefährlichkeit leidenschaftlich. Man jagt mit Fischen und Spunden, und am Fittich stellt man vöhrig Treibjagden an. Die Winterseile benutzt man zu Kleidungsfäden, die Hörner, wie anderes Horn, außerdem zu Kunstgeräthen.

Brandt und Klaproth machen zu dem Argali noch folgende Bemerkung: Man will auch die *O. montana* (Geoffr. Ann. du Mus. T. II. p. 360, pl. 60) für einen (höher das Eis) nach Amerika gewanderten Argali halten (*L. Cuv. Règne anim. I. e.; Desmarest, I. e.*), was schon Steller vermutet (*Pallas, I. e.*) und worauf jesuitische Missionärsnachrichten deuten (*Mémoires géogr., phys. et hist. sur l'Asie, l'Afrique et l'Amérique* (Paris 1767). T. II. p. 291. *Acta Anglic. Vol. XXV. p. 236*), allein wir kennen das amerikanische noch nicht genau im Vergleich zum Argali. Hat Nordamerika seinen Fische (s. oben), so kann es auch sein eigenes Schaf haben.

Nach Pallas' und Strahlenberg's Geschichte Russlands soll man in sehr alten Gräbdern eines unbekannten Volkstammes unter andern auch metallene Figuren vom Argali und am Abakum einen in Stein gehauenen Argali gefunden haben.

3) *O. montana* Geoffroy (Fischer gibt in seiner Synops. Mammalian folgender Synonymen *O. montana* Geoffr. Descript. d'une nouvelle espèce de belier sauvage in d. Ann. du Mus. T. II. p. 357, t. 60. Schreb. Säugeth. t. 294. B. Desmar. Mamm. p. 486, 739. Diet. de Science. nat. XXXIII. p. 210. Huet. f. A. Amer. Ind. Geoffr. in Diet. classique. XI. p. 262. *O. cervina* Desmarest im Novr. Diet. class. XXI. p. 555. Bighorned sheep (Ord) Blainv. im Journ. de Phys. 1817. p. 146. My-atie (*cervus hybridus*) et Ema - hi - ka - how, der Indianer). Er rechnet also mit Barlan Geoffroy's Thier zu dem Barlan's, gegen welche Vereinigung Geoffroy, der Sohn, sich ausspricht, indem er beide als verschiedene Arten be-

trachtet, und überdies vereinigt er diese amerikanische Art ebenfalls nach Barlan's Ansicht mit dem Argali (vergl. den Schluß der vorigen Nummer), fügt auch in den Zusätzen noch folgende Synonyme bei: *O. Pygargus* Hamilt. Smith in Griff. Anim. Kingd. V. p. 359 et IV. p. 318. e. fig. *O. Californicus* Douglas in Zool. Journ. XV. p. 332. Cul blane, der Canadier.

Wir folgen in Beschreibung dieser Art jundsch Geoffroy, dem Sohne, indem wir die amerikanischen Fische beachten, deren verschiedene Arten früher auch nicht von einander getrennt wurden, so daß es am Ende wol der Fall sein könnte, daß auch diese Schafarten nicht, wie Barlan annimmt und nach ihm Fischer, nur eine, sondern mehr ausmachen.

Das von Geoffroy beschriebene Thier ward von dem Engländer Gifford zu Anfang dieses Jahrhunderts entdeckt. Geoffroy, der Sohn, gibt von demselben a. a. D. folgende Beschreibung: Der Körper ist schlank, die Beine lang, der Kopf ist kurz und die Nase oben fast gerade, das Maul ist genau wie beim Schafe gebildet (ob auch inwendig?). Die Hörner sind bei dem Männchen groß und breit, sie sind nach vorn von den Augen gerichtet, und beschreiben fast einen Spiralbogen, sind zusammengebrückt wie bei dem Schafwider und in die Querrichtung; die des Weibchens sind viel kleiner und ohne merkliche Krümmung. Das Haar ist kurz, stark, grob und wie ausgestreckt, die Hauptfarbe ist kastanienbraun, an den Hinterextremitäten ist das Haar weißlich, Schnauze und Nase sind weiß, die Wangen hell kastanienbraun, der sehr kurze Schwanz schwarz. Gifford gibt folgende Maße (englisch) eines von ihm geschossenen Exemplars: Länge 6 Fuß, die Hörner in gerader Linie gemessen (soll offenbar heißen nach der Krümmung) 3 Fuß 6 Zoll, die Beine 3 Fuß 9 Zoll, der Schwanz 4 Zoll. Findet sich im Norden von Amerika, oder fand sich wol vielmehr, denn seit der Zeit der Entdeckung sind in jener Gegend gewaltige Veränderungen vorgegangen.

Barlan, in seiner amerikanischen Fauna, theilt Folgendes über das Thier mit: Die Höner des Männchens, welche namentlich an der Wurzel dreifach sind, sind sehr groß und sehr stark, sie entspringen nahe an den Augen, biegen sich erst nach hinten, dann wieder nach vorn, und ihre Spigen sind etwas nach oben und außen gerichtet (sind also spiralförmig); sie sind in der ersten Hälfte ihrer Länge mit tiefen Runzeln versehen, gegen das Ende hin aber mehr glatt, ihre Vorderseite ist breiter, die Höner des Weibchens sind schwächer, als die des Männchens, zusammengebrückt, fast gerade, fast ohne Runzeln, und gleichen sehr denen eines gemeinen Bodsch. Der Hals hat einige dämmernde Ralten und der Schwanz ist sehr kurz. Der Sommerpelz ist im Allgemeinen grauweiß, mit einer gelblichen oder rostbräunlichen Linie auf dem Rücken und einem eben solchen Flecken auf den Seiten; die innere Seite der Glieder und der Bauch sind hellrothbraun und selbst schwach weiß. Im Winter wird der Pelz oben mehr rothbraun, Schnauze, Bauch und Kehle mehr weißlich, der dunkle Fleck auf den Seiten bleibt aber beständig. Diese Thiere leben in Rudeln von 20—30 Stück und

bewohnen die felsigen Gebirge gegen den 15. Grad nördlicher Breite und den 126. östlicher Länge; auch findet man sie in Californien.

Douglas's Beschreibung des *O. californiana* weicht wieder etwas ab. Nach ihm ist die Länge 5 Fuß 10 Zoll, die Höhe vorn an den Schultern 2 Fuß 8 Zoll, die Hörner stehen 9 Zoll ab, sind mondförmig, zum Theil zusammengekrümmt, ziemlich glatt, 24—30 Zoll lang, gelblich, die des Weibchens nur 7 Zoll lang, nach hinten und auswärts gekrümmt. Die Wölle kurz, fein, gelblichweiß, mit unterseits bläulichen Stachelhaaren am Hals; Kumpf, an den Füßen und am Schwanz, das Kopfhaar kurz röthlich braun, die 14 Zoll langen Ohren aufrecht stumpf.

Richardson in seiner *Fauna Borealis Americana* (London 1829), vereinigt ebenfalls das von Geoffroy beschriebene Thier mit dem von Harlan, wie aus folgender Synonymie hervorgeht: *O. montana*, *Rocky-Mountain Sheep*, 23. Schreber, *Encycl.*, *Warden's Argali* Cook 1778; *White Buffalo Mackenzie* 1789. *Mountain Goat Umfreville's*, *Mountain Ram McGilivray*, New York med. repos. VI. f. 1803; *Bighorn* *Leach*; *Beller auvage d'Amérique Geoffr.* *Ann. du Mus.* II. t. 60; *O. ammon*, *Harl.* Er sagt davon (Ziss 32): die *Patres Piccolo* und *Salvadier* fanden im J. 1697 zwei schafartige Thiere in Californien (*Phil. Trans.* p. 318, p. 232). Hernandez, *Clarigiero* und *Banegas* sprechen auch davon, sind jedoch vielleicht verschieden wegen der gepunkteten Haare. D. Douglas nennt eins davon *O. californien* (*Zool. Journ.* Apr. 1829). Geoffroy's Exemplar stammt von W. Edlinson aus dem Rockygebirge, Griffith's und Sedman's Abbildungen von Lewis und Clark, ich schickte dem zoologischen Museum ein Paar vom südlichen Arz; des Matenje. Es bewohnt die höchsten Spigen von 48 und 68 bis 40 und weiter südlich, in Rudeln von 3—30 Stck, Länge und Weichen, indem die Weibchen bis im December für sich leben, wo sie sich dann paaren. Die Weibchen werfen dann im Juni oder Juli auf den höchsten Gipfeln. Diese Thiere sind sehr wild, und warnen einander vor Gefahr durch einen Pfiff, sie besetzen täglich Höhlen mit Salz bestreuten in Abendsieher, wo *Wachia macrocarpa* wohnt. Das Stiefel derselben ist sehr gut. Wird von manchen für einelei mit dem *Argali* in Kamtschatka gehalten; welchem das Schaf aus Nepal zu gleichen scheint. Unser Thier ist größer, als irgend ein *Capra*schaf, die Hörner des Weibchens sind sehr groß, berühren sich jedoch nicht an der Wurzel, krümmen sich nach hinten, hinten, Vorn und Oben, in einen vollkommenen Kreis, während sie sich vom Kopfe entfernen und immer dünner werden; ihre Spitze ist nach Oben gerichtet, unten sind sie dreieckig, die obere Seite quersförmig, die Hörner des Weibchens sind viel kleiner, fast aufrecht, die Gesichtsfalte ist gerade, das Haar wie beim Kamtschatka, Kopf und Kinn weiß, der Schwanz dunkelbraun, der Rücken ist im Frühjahre sehr lang, weiß, die Länge beträgt 6 Fuß; der Schwanz misst nur 2 Zoll, die Schulter misst 3 Fuß 5 Zoll, das Vorn misst 2 Fuß 10 Zoll,

die Spigen sind 2 Fuß 10 Zoll von einander ab und der Längs an der Wurzel ist 2 Fuß 1 Zoll.

Schloß hat im ersten Hefte seines zoologischen Atlas eine neue Art Schaf unter dem Namen *O. arvicola*, beschrieben und Tafel I. abgebildet, das er offenbar für eine ganz neue Art hält, indem er verwandter Arten nicht einmal gedenkt, dennoch aber dürfte dasselbe vielleicht hierher gehören; vielleicht ist es wirklich eine eigene Art. Es ist davon folgende Diagnose und Beschreibung gegeben: *Mao cornubus subtriangula, post intervallo magna transversum facialis, latere externo planis; angulo externo prominulo; veltura hyemalis longo recto rigido flavo griseo; pedibus antice ferrugineis*. Die Länge des ganzen Thieres 5 Fuß, die mittlere Höhe desselben 2 Fuß 5 Zoll. Das Exemplar ist ein altes Männchen im Winterkleide. Seine Hörner sind im Ganzen dreieckig, an der Wurzel einander ziemlich nahe stehend und daselbst 3 Zoll dick. Sie krümmen sich an den Seiten des Kopfes in einem Kreise, der 10 Zoll im Durchmesser hat, so, daß ihre Spitze nach Vorn gewandt ist; diese an der Spitze dreieckige Spitze krümmt sich, nachdem die Hörner einen Kreis vollendet haben, nach Außen. Die Farbe der Hörner ist braun. Derselbe Fläche der Hörner, welche an der Wurzel nach Vorn gewandt scheint, ist eben und zeichnet sich durch weit von einander abhebbende, ziemlich tiefe Quereinschnitte aus, und zwar stehen die drei ersten Einschnitte an den Wurzeln der Hörner, ungefähr 14 Zoll weit von einander, die zwei folgenden in einer Entfernung von 2 Zoll, die vier folgenden Räume zwischen den Einschnitten sind 3—4, 5 und 6 Zoll lang, und endlich mißt das Ende 7 Zoll. In den Zwischenräumen des vordern Theiles der Hörner bemerkt man noch einige Quereinschnitte, welche aber keine wulstige Hervorragungen bilden. Die an der Wurzel der Hörner nach Außen gewandte Seitenfläche ist Anfangs breit, eben, und hat nur geringe Spuren der Einschnitte, sie wird von der vordern Fläche durch eine scharfe Kante geschieden, welche nach Außen noch über die Seitenfläche hinderragt. Die innere Kante ist stumpf, die innere Fläche gewölbt und die untere Kante gerundet. Das reibarige bräunliche Winterhaar, zwischen welchem eine feine Wölle sich befindet, ist am Leibe 3 Zoll lang, am Rücken gelblich grau, am Bauche etwas heller, am Hals und Kopfe fast strohgelb gefärbt, die Weine sind mit kurzen Haaren bedeckt und an der vordern Fläche rothbraun, an der hintern gelblichgrau, an den Vorderbeinen sind jedoch die Arme auch gelblichgrau gefärbt, und zwar ist die braune Farbe der Vorderbeine schmelzt nach Unten hin plötzlich abgesetzt. Die ganze hintere Fläche der Hinterbeine und die Lende mit dem sehr kurzen Schwanz herum hat eine gelblichweiße Farbe. Die Füsse sind schwarz, am obern Theile der Vorderbeine sind die Haare sehr lang und hängen sehr herab; besonders an der hintern Seite derselben zugleich bemerkt man gleich hinter ihnen eine große Fläche an der Seite der Brust, die aus dünn behaart ist und wo die Haare dicht an die Haut angepresst sind. In dicht Behaarung des Leibes liegen sich die unordentlich langen Haare und werden von den erwähnten längen Haaren gewandt. Die

tes Schaf lebt auf den Bergen der Halbinsel Kamtschatka, hält sich im Sommer an der Schneegrenze auf, flieht aber im Winter in niedrigere Regionen hinab. Eschscholtz sagt hinzu: „Nach den zehn Einschnitten der Hörner zu urtheilen mag das hier beschriebene Thier zehn Jahre alt gewesen sein. Dagegen dieses Schaf auf den Bergen häufig erlegt wird, so kommen solche Exemplare doch selten vor und dieses wurde seines Alters wegen vor dem zu der Zeit in Kamtschatka sich aufhaltenden, ehemaligen russischen Generalconsul zu Manila, Dobell, aufbewahrt und nachher und geschenkt.“

4) *O. musimon*, *Gessner*. Brandt und Rabeberg haben mit dieser Art eine kritische Revision; gestützt auf Originale, vorgenommen und zwei Varietäten derselben aufgestellt, welche indessen nach der eigenen Bemerkung dieser Autoren vielleicht eigene Arten sein dürften. Wir stehen daher nicht an, ihnen genau zu folgen, da weder Fischer noch Guvier einen derfallsigen Unterschied andeuten, der doch wohl alle Berücksichtigung verdient. Am A. D. finden sich folgende von Fischer's Angaben zum Theil abweichende Synonyme: *O. musimon*, Goldfuss, *Hdb. der Zool.* (Rürm. 1820) II. S. 863. *Olen*, *Naturgesch.* II, 2. S. 722. *Le Mouflon*, *C. Cuvier*, *Règne anim.* I. p. 267. *Gessner*, et *Fr. Cuv.*, *hist. nat. de mammif.* T. I. f. 113. *Buffon*, *hist. nat.* (à Paris MDCCCLIV. 4.) T. XI. p. 376. pl. 29. *Desmarest*, *mammal.* p. 488. *Capra Ammon*, *Linna.*, *Syst. nat.* ed. XII. (4. Theil) *Musimon* seu *Musimomon* *Gessn.*, *quadr.* (ed. Tig.) p. 823 (m. Abb.) *Raf.*, *syn. quadr.* p. 75. *Tragelaphus Mouflon* *Alain*, *quadr.* p. 21. *Mufone* *Alain*, *quadr.* I. 2. 7. *Moufflon* *Cetti*, *quadrupèd.* di *Aegna* (Sassari 1774) I. p. 411. *Cetti*, *Naturgesch. von Sardinien* (Eg. 1783) S. 142. *Aegroceros Musimon* *Pall.*, *zoogr.* I. p. 230. *Wild Sheep*, *Penn.*, *hist. quadr.* p. 49. *Bubalis*, f. *Bubalus*, *Altkov.*, *bisulæ*, (ed. Bon.) p. 735. e. ic. *O. fera*, *Varro*, *De re rust.* L. III. c. 12. *Aries ferus*, *Colum.*, *De re rust.* L. VII. c. 2. *Musimon*, *Plin.*, *H. N.* L. VIII. c. 49. *Ophion*, *Plin.*, XXIII. c. 9. *Agros* *Pausan.*, *Phoc.* c. XVII. ed. *Facti*. p. 204. *Μοῦφλον*, *Strabon*, *Geogr.* V. ed. *Janson*, p. 225. Französisch le Mouflon, englisch the wild Sheep. In Sardinien Mufone, auf Corfu Moufflon.

Als wesentlicher Charakter beider Varietäten ist angegeben: das Männchen mit am Grunde abgerundeten dreieckigen, stark schwach gebogenen Hörnern, deren Spitze sich nach Unten und Vorn oder nach Innen und Oben und dann nach Außen biegt, das Weibchen ungehörnt. In Beziehung auf die Varietäten sagen die Verfasser, daß sie die erste annehmen, weil sie die Hörnerbildung des europäischen Exemplars, welches ihrer Abbildung und Beschreibung zum Grunde gelegt ist, von dem gewöhnlich beschriebenen und abgebildeten Mouflon abweichend fanden. Es nähert sich dazu dem Widder, welchen Gmelin in den persischen Schätzen fand (3. S. Gmelin, *Reise durch Russland*, 3. Abt. (Petersburg 1774. 4.) S. 486. t. 55) und wovon Pallas (Spir. I. c. t. V. f. 1.) den Schaf abbildete.

A. *Varietas orientalis* (Brandt et Rabeberg, *medec. Zool.* t. 9. f. 1 et A). *Char.* Die Enden der Hörner nach Unten und Hinten, die Spitzen nach Oben gerichtet, der Habitus schlank. Der Kopf schafähnlich, der Hals schlank, der Körper gestreckt, die Brust dicker als der Leib, die Füße schlank; höher als beim Schafe, Klauen und Afterklauen wie beim Schafe. Die Hörner der Männchen sind gelblich braun, dreieckig und dreifachig. Eine breite, nach Vorn liegende Fläche verläuft bogenförmig, ebenso eine seitliche, am oberen Ende schmaler, die dritte oder innere (die breitesten von allen) ist mehr eben und nur an dem oberen Theile etwas ausgehöhlt. Der vordere äußere Winkel ist der stumpfste, der obere oder innere schärfer, der untere oder hintere am schärffsten. Die Hörner sind mit ihrer Basis, wie bei der *Merino*, sehr genähert, fast bis zu ihrer Mitte mit einer bogenförmigen Krümmung auswärts und aufwärts steigend, dann sich nach Unten und Innen, mit der Spitze aber nach Oben krümmend, am untern und mittleren Theile mit Ringen versehen, welche am oberen Winkel höher sind. Die Behaarung ist doppelt; ein feines graubraunes wollähnliches, weißlichgraues Unterhaar und ein flares, gedrehtes, dem der Fische vergleichbares Oberhaar. Einzelne Haare sind weiß, oder weiß mit Gelb- oder Röstlichgelbbraun oder Schwarzlichbraun, oder Schwarzbraun, der Kopf gelblich graubraun, mit Weiß melirt. Die Augen gegen den Strich neben der Nase, die Schwanzspitze, die Unterseite des Kimes, die Ohren und ein kleiner Fleck am Vorderhalse bräunlich weiß. Der Hals ist gelbbraun, mit Gelb und Braun melirt, ebenso, nur mehr weiß und grau, der mittlere Theil der Seiten des Leibes. Die Schultern, Schenkel, Vorder- und Hinterbeine, Hinterfüßen gelblich, graubraun, mit Schwarz, die Brust, der Vorder- und Unterbauch, die innere Seite der Unterbeine und Schenkel, sowie eine neben dem hintern Rande der letztern sich fortsetzende Linie und die Unterseite des Schwanzes weiß, mit stellenweise brauner Bräunlichung über der Brust und hinter den Vorderextremitäten läuft ein schwarzbrauner länglicher Streifen und über den Bauch jederseits eine Linie von gleicher Farbe. Die Oberseite des Schwanzes ist ebenfalls schwarzbraun, die Hufe sind bräunlich schwarz. Die Maße des beschriebenen Exemplars werden wie folgt angegeben: die Länge des Kopfes bis mitten zwischen die Hörner 7 Zoll 6 Linien, von da bis zwischen die Ohren 3 Zoll 2 Linien, dann bis zum Widerrist 11 Zoll 9 Linien und von da bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß; die ganze Länge 3 Fuß 11 Zoll 5 Linien. Der Umfang des Kopfes durch die Augen 1 Fuß 3 Zoll 2 Linien, der Umfang des mittleren Theiles des Halses 1 Fuß 2 Zoll 4 Linien, der Umfang des Vorderleibes 2 Fuß 6 Zoll 6 Linien, des Hinterleibes 2 Fuß 4 Zoll 9 Linien, die Länge des Hornes auf der Krümmung 1 Fuß 3 Zoll 2 Linien, die Entfernung der Spitze von der Wurzel 11 Zoll 4 Linien, der Abstand beider Hörner an der Wurzel 4 Linien, der Abstand der Hörner in der stärksten Krümmung 1 Zoll 9 Linien, der Abstand der beiden Spitzen 10 Zoll 6 Linien, die Dornlänge 3 Zoll 3 Linien, die Schwanzlänge 3 Zoll 6 Linien, die

vordere und hintere Höhe 1 Fuß 2 Zoll 9 Linien, die Länge des Unterarms 9 Zoll, des Laufes 6 Zoll 3 Linien, der Hefel 2 Zoll 2 Linien, der Hufe 1 Zoll 6 Linien, die Länge des Unterschenkels 7 Zoll 4 Linien, des Hinterlaufes 9 Zoll, die Länge der hinteren Hefel ebenfalls 2 Zoll 2 Linien. Vaterland: Germaische Gebirge in Persien, die griechischen Inseln, namentlich Cypern, und vielleicht die tauschische Bergkette, Makedonien und Serbien, wo es auch Mouflons geben soll.

H. Varietas occidentalis (l. c. t. 9. f. 2). Char. Die Venen der Hörner fast nach unten, die Spizen derselben nach vorn gebogen, der Habitus gedrungenere, der Kopf dicker als bei der vorhergehenden Art. Der Kopf schafähnlich, etwas dick, die Schnauze wie beim Schafe, die Nase convex, schafähnlich, ebenso die Zähne und Augen, die Iris bräunlich braun, die Ohren mäßig, groß aufrecht, zugespitzt, beweglich, die Lendengruben nur angebrütet, der Hals etwas kurz, der Körper gerundet, muskulös, die Beine kräftig, die Hufe kurz graugelblich, der Schwanz sehr kurz, nach unten gebogen, unterhalb nackt. Das Oberhaar steif, kurz und gedrückt, das Unterhaar sehr reichlich, fein, gedrückt, wollähnlich. Der Rücken, Hals, die Schultern, Weichen und Schenkel im Sommer hell röthlichbraun, mit einzelnen schwarzen Haaren, vom Hinterbauch zum Schwanz geht ein dunkler röthlich brauner Streifen. Der Unterhals bis zur Brust, die Oberhälfte der Vorderbeine und der Schwanz schwärzlich, ebenso eine über den Seiten des Bauches von den vordern zu den hintern Extremitäten verlaufende Linie, dann der Ober- und Schenkeltheil des Gesichtes und eine von der Spitze zum Auge und zum Unterkiefer gehende Linie. Der vordere Gesichtstheil, die Augenregion, Ohren und Unterbeine, der Bauch, die Hinterbacken und der Schwanz, weiß. Die Innenseite der Glieder oberwärts schmutzig grau, über den Weichen ein breiter hellbrauner Streifen. Im Winter herrscht statt des Braunen mehr das Schwarze vor, die Halshaare bilden eine Art schwarzer Mähne, statt des braunen Weichenstreifens ist ein weißer vorhanden. Die Jungen sind braun ohne Beimischung von Schwarz. Die Männchen haben sehr starke, große, unebene, geringelte Hörner, deren Grundtheil sich fast rückwärts krümmt, während sich die Spitze nach unten und vorn biegt. Ihre Länge beträgt zuweilen 27 Zoll, der Umfang am Grunde 9 Zoll, der Abstand der Spizen 12 Zoll und mehr, der Höfensack ist wie bei den Schafen gebaut. Die Weibchen sind ungetrugen, und obwohl Desmarest angibt, daß auch gebornete vorkämen, so widerspricht diesem doch Geoffroy, der Sohn, ganz ausdrücklich, indem ihm nie verglichen worden lebendige, noch Cabinetseremplare vorgekommen seien. Die Länge der Moulton von der Schnauzspitze bis zum After ist 3 Fuß 4 Zoll, die Kopplänge von der Schnauzspitze zum Hörnergrunde 8 Zoll, von da bis zum Widerrist 11 Zoll, dann bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 9 Zoll; die Schwanzlänge beträgt 3 Zoll 6 Linien, die Länge der Hörner 1 Fuß, und darüber; ja sie sollen vollkommen entwidelt gegen zwei Fuß lang werden. Nach den Angaben von Gatti und Buffon gleicht das Skelett durchaus dem eines

Bilders, nur daß beim Schafe 16 bis 22 Schwanzwirbel, bei dem Moulton aber nur 12, welche dünner, kürzer und an den Rändern schärfer vorhanden sind; auch die Weichtheile sollen sich nach Buffon ganz wie beim Schafe verhalten.

Wie schon aus den oben angegebenen Spinnweben hervorgeht, bedient sich Plinius diese Art als dem Hauschafe verwandt, und sagt, daß sie mit diesen letztern Boskade erzeugten, bekannt unter dem Namen Umbri. Er erwähnt auch, daß zu seiner Zeit die Moultons zwar hauptsächlich in Corsica, aber auch in Spanien einheimisch waren. Gatti behauptet, daß dem nicht so sei und daß es nirgends in Spanien Moultons gebe, welchem indessen die Thatsache widerspricht, daß Bory de St. Vincent selbst in Spanien Moultons sah und erlegte, und namentlich in dem südlichen Theile derjenigen Gegend, welche er als afrikanisches Klima bezeichnet; auch fand er nach seinen Angaben im Königreiche Murcia häufig. In Savonien finden sie sich nach Gatti nicht überall, und es scheint der Mittelpunkt ihrer vorzigen Wohnplätze der Berg Pradu in Olona zu sein, von wo aus sie sich über Hong bis Savatub verbreitet haben. Der eigentliche Stamm soll im östlichen Theile der Insel sein und sie sich besonders häufig in Budulo und Auoro, sowie auf dem Berge Errorio in Patata, häufig finden sollen, eine Colonie aber ist auf dem Gebirge Argemiera in Nura, eine andere in der Landschaft Iglesias und Trutula zu Hause.

Der Moulton ist kühn und schüchtern, und bewohnt die höchsten Felsipizen, von wo er verfolgt, sich überschlagend sich herunterschleut auf die Hörner, ganz in die Enge getrieben aber seinen Urin gegen seinen Verfolger beacht. Wie seine Gattungswandern hält er sich gesellig zusammen; ja die Geselligkeit soll ihm so nothwendig sein, daß Einzelne nicht lange leben. Weib und Gerecht sind sehr scharf, aber die Dummheit nicht minder groß, und auch in der Gefangenschaft wird diese am nicht gemindert. Einen starken Beweis davon liefert F. Guvier, indem er von den Moultons erzählt, welche im pariser Pflanzengarten gehalten wurden. Diese Thiere liebten das Brod sehr und rebellten daher häufig davon, besonders aber benutzte man es, um sie anzubinden, wenn man den Park besuchen wollte, um ihre Stöße zu vermeiden, die sie mitunter ausgetheilt halten. So angebanden zu sein, war für sie eine wahre Qual, nichtdestoweniger kamen sie jedochmal, wenn man ihnen Brod hinhielt, ohne irgend eine Jähzucht oder eine Abnung der ihnen gelegten Schlinge, also so zu sagen ohne alle Überlegung, so oft auch dieses Verfahren wiederholt wurde. Ubrigens läßt sich der Moulton leicht zähmen, und daß die im pariser Pflanzengarten eher noch wilder wurden, mag wohl seinem Grund darin gehabt haben, daß sie von dem Publicum zu sehr genützt wurden. Die Männchen kämpfen in der Wildnis häufig mit einander und der stärkste Bod führt immer noch das Rubel an. Sie köhnen wie ihre Gattungswandern und zeugen mit dem Hauschafe fruchtbare Boskade. Die jähnen sollen ihren Herren sehr zugethan und munter und lebhafter als unsere gewöhnlichen Schafe sein. In seinem Vaterlande wird der Moulton zur po-

den Jagd gerührt und man zieht sein Fleisch dem des Wildbieres vor, gelockt zum Schusse wird er durch nachgegebene Schafschellen. Die Gedärme benutzt man zu Seilen, aus den Fellen macht man Kleidungsstücke.

5) *O. aries* L. Alle Schriftsteller sind darüber einig, daß das Hausschaf keine eigene Art sei, nur darüber ist man im Zweifel, von welcher Wölfe als Stammtiere man es abzuweisen habe. Viele Naturforscher nehmen an, daß es nur der Wouffon im Hauszustande sei, verändert durch Pflege und klimatische Verhältnisse, andere, wie J. B. Brandt und Kageburg, teilen das Hausschaf mit *Pallas* theils als eine nur im Culturzustande sich fortsetzende Artartung von dem Argali oder Wouffon ab, theils betrachten sie dasselbe als einen Bastard von beiden. Sie geben dafür namentlich folgende Gründe an: „Der Argali und Wouffon gleichen von allen Thieren im Innern Baue, in der Beschaffenheit der Hörner und Haare, und im Naturell dem Hausschafe am meisten, auch werden beide, wie *Pallas* (S. 53), Gatti und Pennant (S. 56) anführen, leicht zahn. Der Wouffon zeugt mit dem Schafe (S. 56).“ Die einzelnen Schafstämme sind unter sich unähnlicher als das Schaf und der Argali oder Wouffon.“ In neueren Zeiten wurde aber diese von Buffon aufgestellte und von *Pallas* vertheidigte Meinung angefochten. (Vint, Urwelt. 1. Bd. S. 186 und *Bojanus*, Act. Academ. Caesareo-Leopold. 1. c.) Man führte als Gegenstände an: Die Wouffon habe keine Spur von Wölfe, ferner könne sich sein Schwanz erzeugt haben und die schlanke Gehgestalt des Argali oder Wouffon in den untersten Körper des Widders übergegangen sein; auch habe man nie Festschwänze hervorgebracht, endlich zeige der Schädel Verschiedenheiten. Doch scheinen wol folgende Erscheinungen für Wouffon und *Pallas* zu sprechen. Beim Wouffon (und beim Argali) überwiegt das Unterbaue (Wollhaar) das Oberbaue, wie sonst nirgend, läßt sich auch wie Wölfe verarbeiten (Gatti S. 157). Der Schwanz fehlt weder dem Wouffon, noch dem Argali, und ist überdies als ein weniger wesentliches Organ einer großen Abänderung der Wirbelzahl fähig, die bis zur Verkürzung gehen kann. Schwanzlose Hühner verloren in Virginien die Schwänze (Mise. Cur. Lond. 1727. VIII. p. 330; *Pall. Spic. Foss. IV. p. 21*). Auf Amerika sind die Kagen kurzschwänzig (Valentyn. 1. c. p. 265). Beim Wiber (einem wilden Thiere) schwant die Zahl der Schwanzwirbel zwischen 24 und 28 (S. 17). Unsere langschwänzigen Schafe haben zwischen 16—20 Schwanzwirbel. In Asien gibt es Schafe, die deren nicht mehr als der Argali oder Wouffon, ja noch weit weniger (3—4) besitzen. Auch die geringe Beweglichkeit des Schwanzes bei den Hausschafen deutet auf eine unnatürliche Bildung. Der Übergang des so reichlichen Wouffon in unser Schaf läßt sich aus dem Einflusse der Cultur erklären, Festschwänze können nur bei dem Genuße salzhaltiger und bitterer Pflanzen und salzhaltigen Wassers sich halten und wachsen (*Pallas Spic. XI. p. 66*). Die Erzeugung eines Festschwanzes bei einem europäischen Festschwanzigen Schafe beweist die allgemeine Historie der Rassen. 8. Bd. S. 322. Die Abweichungen des Argalis

Schädels vom Widderschädel scheinen wol nicht wichtiger als die Schädelverschiedenheiten der einzelnen Schaf- oder Wouffonrassen. Auch zeigt die Abbildung des Argalischädels vom *Bojanus* keine auffallende Unterschiede. Unter wilden Schafen, die sich in den östlichen Gegenden von Afghanistan finden sollen, kann Elphiston (Account of Canbul p. 142) auch Argalis oder Wouffonschädel (von Var. A.) verstehen. Merkwürdig ist, was Gatti (Ubers. S. 166 und 169) erzählt: „Der Wouffon sieht, daß er ein Schaf ist, denn er gefellt sich freiwillig zu den Schafen, und das von der Mutter genommene Schafstamm läuft bloßend dem Wouffonweibchen nach.“

Als Synonyme gemäß dieser Ansicht werden a. a. O. folgende gegeben: *O. aries* Linn. Syst. nat. ed. X. 1. p. 70. n. 1. et XII. 1. p. 97. n. 1. *Erxleb. Syst. nat.* p. 242. *Oken, Naturgesch. II. 2. S. 719. Desmarest, Mamm. p. 488. Beschlein, Naturgeschichte Teutschl. 2. Ausgabe. 1. Bd. S. 355. Capra Ovis. Blumenbach, Naturgesch. 1825. S. 96. Capra Ovis Aries. Goldf. Zool. T. II. p. 365. Voigt, System der Natur. S. 281. La brebia. Buff. Hist. nat. V. p. 1. t. 2. Le Beller. Buff. ib. t. 1. *Ovis guineensis* Linn. Hist. nat. X. 1. p. 71. n. 2. *Erxleb. 1. c.* p. 253. *Aries guineensis* Jonst. Quadr. t. 46. *Klein Quadr. p. 14. Ovis streptoceros* Linn. Syst. nat. ed. X. 1. p. 71. n. 3. *Erxleb. 1. c.* p. 255. *Ovis streptoceros eroticus* Belon. Obs. p. 20. f. p. 21. *Streptoceros* Plin. H. N. XI, 37. *Aristot. Hist. anim. V. 2 VI, 19. Aelian. Anim. VII, 27. Plineus, Aries Ovis* Plin. H. N. VIII, 47, 48. *Ovis* Gern. p. 872. *Aldrov. Bisul. p. 370. Jonst. Quadr. p. 54. Männchen italienisch Montone; Weibchen Pecora; Ramm Agno. Männchen spanisch Cañero oder Morreo; Weibchen Oveja; Ramm Cordero. Männchen portugiesisch Carneiro; Weibchen Ovelha; Ramm Cordeiro. Männchen französisch Beller; Weibchen Brebis; Ramm Agneau. Männchen holländisch Ram; Weibchen Shaeep; Ramm Lam. Männchen englisch Ram; Weibchen Sheep. Männchen schwedisch Wadur; Weibchen Jär; Ramm Lamb. Männchen russisch Barano; Weibchen Owza; Ramm Agnetz. Brandt und Kageburg geben folgende allgemeine Beschreibung: Der Kopf pyramidal, die Schnauze mäßig zugespitzt, seitlich zusammen gedrückt, der Schnauzbau hirschnählich, der Mund innen mit knorpeligen Warzen besetzt. Die Oberlippe am Rande kahl, unter der Nase kahl und gefurct, die Unterlippe überragend, der Rand der eingebogenen Unterlippe gedöhnt, auf beiden Lippen Bartborsten. Die Nase vorwiegend, die Nasenöffnungen länglich, die Iris meist gelbbraun oder schwärzbraun, die Pupille wagrecht, am vordern Augenwinkel eine tiefe, tiefrige Furchung absondernde Grube (die sogenannte Abdringgrube) eine weniger tiefe am Hintern. Die Zunge weich mit einer längsfurche. Die Stirn breit, der Schitel vorragend, die Ohren länglich aufrecht oder hängend, die Hörner eingeteilt zwei oder mehr und dann dreieckig seitwärts liegend und spiralförmig gewunden, oder bloß fischelförmig und zusammengedrückt oder fehlend. Der Hals zusam-**

mengedräht, länger als der Kopf, des Rückens schlang, die Brust vortragend, kurz behaart, der Unterleib stark erhaben. Zwei Hüften am weichen Unterleibe, an deren Grunde nach vorn noch Spuren zweier andern, der Hodensack tief herabhängend. Der Schwanz rundlich, wenig beweglich, kurz oder lang, mit oder ohne Fetztpolster. Die Hufe mäßig groß, die Afterklauen klein, zwischen den Klauen der Vorder- und Hinterfüße tritt aus einer Öffnung eine zähe Feuchtigkeit, welche aus einem länglichen Drüsenlode kommt (die sogenannte Klauentülle). Die Bedeckung meist wollig, feltener haarig. Die Wolle auf dem Rücken, in den Seiten und am Halse am längsten, die Bekleidung des Vorderkopfs, der Ohren und der Unterfüße stets mehr haar- als wollähnlich. Die Farbe meist weiß, aber auch braun, schwarz oder dunkel.

Man hat bekanntlich von dem Hauschaf eine Menge unter dem Namen Racen bekannte Abänderungen. Bevor wir jedoch von diesen reden, wollen wir erst noch das allgemeine Anatomische berühren.

Der Knochenbau steht fast zwischen Kind und Hirsch, die Entfernung von dem Augendeckel des Stirnbeins bis zu dem horntragenden Knochensapfen desselben (wodurch das Schaf dem Kinde näher steht) kürzer und die Augen näher bei den Hörnern als bei jenen, die Stielenbeine zwischen den Hörnern mit schwächerem Längswulst als beim Kinde. Die Scheitelbeine hirschartlich, sowie die Schädelbeine. Die Form des Hinterkopfs mehr hirschartig als einhöckerig, die beiden Hervorragungen am Grunde theils desselben weniger bedeutend, als beim Kinde, der Oberkiefer mehr wie bei der Kuh gestaltet. Die Nasenrinne entwickelt, die Nasenbeine breiter als bei der Kuh, am oberen Ende wie beim Hirsch und Büffel, am unteren Ende jedes mit einer Spitze, wie bei den Biegen, nicht mit einer Ausbuchtung wie beim Hirsch, der Kuh und dem Büffel; überhaupt sind sie mehr gewölbt und kürzer und breiter als bei der Kuh und dem Hirsch. Der Zwischenkiefer tritt weniger nach außen vor als beim Hirsche. Der Unterleib ist hirschartig und einhöckerig. Die Wirbel sind, wie beim Kinde, nur schwächer, besonders in den vorderen Fortsätzen, der Rückenwirbel sind 13—14, der Schwanzwirbel 16—22. Die Rippen 13—14 Paar und die Beckenknochen sind hirschartig. Die Knochen der Extremitäten sind an Schlantheit den Hirschknochen ähnlich, in den Längenverhältnissen aber mehr den Knochen des Kindes. Die weichen Theile sind im Wesentlichen wie beim Kinde gestaltet, nur bestreuen die Nieren nicht aus mehreren Stücken und die männliche Ruthe ist in eine Spitze verlängert.

Was die angeführten Vorzeichen betrifft, so sagt sich Gervais darüber sehr kurz. Er bemerkt, daß man glauben vom Wollschaf oder Argali das Hauschaf überhaupt ablesen zu können. Über die Racen selbst sagt er nur Folgendes: In Europa haben wir Schaf mit gewöhnlicher oder feiner Wolle, große oder kleine, mit großen oder kleinen Hörnern, die bei den Weibchen oder bei beiden Geschlechtern fehlen. Die interessantesten Abänderungen sind die spanische, mit seiner gekrümmten Wolle und großen spießförmigen Hörnern der Männchen, welche sich in ganz Europa zu verbreiten anfängt, und die englische Race mit

feiner und langer Wolle. Im südlichen Rußland ist die verbreitetste Abänderung die mit sehr langem Schwanz. Die Schafe in Indien und China haben auch einen langen Schwanz, unterscheiden sich aber durch hohe Beine, die sehr gewölbte Rückenlinie, hängende Ohren, und dadurch, daß sie keine Hörner haben und nur mit einem ganz kurzen Haare bedeckt sind. Im Norden von Europa und Asien finden sich nur kleine Schafe mit sehr kurzem Schwanz. Die Race von Persien, von der Tartarei und China hat einen Schwanz, der so zu sagen nur aus zwei großen Fetztklumpen besteht, die aus Spinnen und der Vorderer haben zwar einen langen Schwanz, der aber auch mit einer großen Menge Fett umgeben ist. Bei beiden Racen sind die Ohren hängend, die Hörner an den Weibchen stark, an den Stämmen und Schafen klein, die Wolle ist mit Haaren untermischt.

Gervais, der Sohn, führt nur folgende Varietäten des Hauschafs auf: 1) *Ovis guineensis* Linn. *Mouton Morvan* Buffon, dem sich seiner Ansicht nach *Ovis Africana* und *Aethiopia* nähern. 2) *Ovis latiaudata* Linn., wozu er als Racen a) *Ovis Stenopygia* Pall. b) *Le Mouton à grosse queue* aus Oberägypten. c) Eine von ihm *Ovis caudata* genannte Race, welche er deswegen so genannt hat, weil sie vom Schwanz gleichsam nur einen Stummel führt. Sie unterscheidet sich auf den ersten Blick durch eine sehr dicke, aber sehr wenig vorspringende Anschwellung, welche hinten die Schwanzkeule bedeckt und an deren oberem Ende man den Schwanz nur als einen kleinen schwächlichen Anhang von kaum zwei Zoll Länge bemerkt. Dieser Fetztpolster gleicht ganz den Anschwellungen, welche man zur Brunstzeit bei den Hundstoppeln bemerkt. Dieses Schaf soll sich außerdem noch durch sein seidenartiges, kurzes, starres Haar auszeichnen; es ist ganz weiß, Kopf und Hals aber schwarz und besindet sich das Geopelmal, nach dem die Beschreibung gefertigt, in der Sammlung des Herzogs von Detmold. Ähnlich aber in mehrfacher Beziehung stark abweichend sei das asiatische Schaf, welches auch hierher gebört. *Ovis Streptoceros* Linn. *Ovis polycerata*. *Ovis gothlandica*, Pall. Spic. Zool. Das gemeine Schaf (doch wol die französische Race). *Ovis hispanica* Linn. *Ovis anglica Desmarest*.

Häuser (Synopa, mammal.) nimmt zum Theil mit Walther (Wettertaufsche Annalen der Naturkunde 1.) folgende Racen an:

a) *Hispanicus* Linn. Amoen. Ac. IV. p. 174. Erxl. p. 247. y. Gmel. I. c. y. Desmar. I. c. p. 491. G. Spanische Schafe Linn. Wesigsh. p. 56. Schon p. 90 et 172. Walther. I. c. Spanish sheep Shaw Gen. Zool. II. p. 391. Merino: Nouv. Dict. t. G. 18. f. 1, 2.

ß) *Anglicus* Erxl. p. 248. n. Gmel. p. 197. a. Desmar. I. c. II. O. Anglica Linn. Amoen. Acad. IV. p. 174. Hornless sheep. Penn. Shaw I. c. p. 391. Englisches Schaf. Walther I. c.

γ) *Rusticus* Linn. Amoen. Acad. IV. p. 174. Erxl. p. 246. f. Gmel. f. O. Gallica Desmar. I. c. F. O. brachyura Pall. Spic. XI. p. 61. O. lepiura Erxl. c. d.

Elagids. t. 290. A. B. Common sheep *Penn. Shaw* l. a. p. 345. a) *Italicos*. b) *Gallicos*. c) *Germanicus*. d) *Bohemicus*. e) *Ungaricus*. f) *Polonicus*. g) *Batavus*. h) *Suecicus*. i) *Danicus*. k) *Turcicus*.

h) *Polycreatus* *Linn.* p. 174. *Ersl.* p. 247. 6. *Gmel.* l. c. 8. *Desmar.* l. c. p. 490. E. *Schreb.* t. 289. fig. *Buff.* O. *sexicornis* *Aldrov.* *Bisule.* p. 397. e. fig. O. *vicornis* *Ejnad.* lb. p. 397. e. fig. *Schaf.* *Einn.* *Gothland.* p. 248. *Brebis* à plusieurs cornes. *Buff.* *Hist. nat.* XI. p. 354. *Bellier et Brebis d'Islande.* *Ejnad.* lb. XI. t. 31, 32. Many horned sheep. *Penn. Syn.* t. 3. f. 2. animal. f. 3. cornua. *Shaw* *Gen. Zool.* II. p. 389.

c) *Latitudatus* *Ersl.* p. 243. *Gmel.* l. c. 7. *Desmar.* l. c. p. 489. B. O. *laticauda*, *Platyeros* s. *arabicus* *Linn.* *Amoen.* *Acad.* IV. p. 173. J. G. *Gmel.* in *Nov. Comm. Petr.* V. p. 343. t. 2. *Bris.* *Rég.* an. p. 75. 2. O. *Turcica* *Charlet.* *Exerc.* p. 9. O. *cauda obesa* *Ludolf.* *Aeth.* l. c. 10. 14. e. fig. p. 146. *Arabiae oves* *Aldrov.* *Bisule.* p. 404. fig. p. 405. *Ὠς ἀγίος* *Aelian.* *Anim.* X. c. 4. *Aries* s. *Ovis* *platyeros* *orientalis* *Klein.* *Quadr.* p. 14. *Arabisches Schaf.* *Sten.* *Zibib.* S. 326. e. fig. *Kalmudisches und firsghisches Schaf.* *Walther* in *Witter. Ann.* *Mouton de Barbarie* *Buff.* *Hist. nat.* XI. p. 355. t. 33. Broad-tailed Sheen *Shaw* *Trav.* p. 241. *Penn. Syn.* p. 4. t. 1. *Shaw* *Gen. Zool.* II. p. 2, 389. Other sheep *Russ.* *Allep.* p. 51. a) *Sieatopygus* *Pall.* *Spic.* XI. p. 63. t. 4. f. 1. *bicornis* f. 2. b. *gondricornis*. a. *ecornis*. *Schreb.* t. 292. *Desmar.* l. c. Fat-rumped sheep *Shaw* l. c. p. 390. *Hab.* in *Rossia meridional.* *China.* *Persia.* b) *Enodontus* *Laid.* *Geoffr.* in *Diet. Class.* XI. p. 268. c) *Macrocerus* *Schreb.* t. 293. *Mouton à grosse queue* *fr. Cuv.* et *Geoffr.* *manum.* d) *Bocharicus* *Gmel.* l. c. 9. *Ovis* *Bucharica* *Pall.* *Spic.* XI. p. 78. *Mouton d'Aurachan.* *Desmar.* et *Laid.* *Geoffr.* l. c. *Bucharisches Schaf.* *Walther* a. a. D. e) *Tibetanus*. *Gschmitz* *Sten.* *et tibetanisches Schaf.* *Walther* a. a. D. *Tus Messel* *Tibetanus.* f) *Capensis* *Ersl.* p. 250. 9. *Gmel.* l. c. x. *Thunb.* in *Mém. de l'Acad.* de *Petersb.* III. p. 318. Cap sheep. *Penn. Syn.* t. 4. f. 2.

g) *Longicaudatus* *Bris.* *Ovis longicaudatus* *Bris.* *Rég.* an. p. 76. 3. *Ersl.* p. 249. 9. *Gmel.* l. c. 1. O. *dolichura* s. *tuehkerkessica.* *Pall.* *Spic.* p. 60. *Desmar.* *drov.* *Bisule.* p. 404. *Alterum genus* *Rai.* *Syn.* p. 74. *Anter arabisches Schaf.* *Sten.* *Zibib.* S. 326. c. fig.

g) *Strepticeeros* *Linn.* *Syst.* nat. 12. l. p. 98. 3. ed. *Gmel.* l. c. 202. 3. *Ersl.* *Syst.* p. 256. 4. O. *Aries strepticeeros.* *Schreb.* t. 291. A. B. fig. *Buff.* *Desmar.* l. c. D. O. *Strepticeeros cretica* *Bellonii* *Rai.* *Syn.* p. spirallibus *Kram.* *Austr.* p. 322. *Aries Strepticeeros* *Klein.* *Quadr.* p. 14. *Cretensis* *Aries Strepticeeros nominatus* *Bellon.* *Obs.* p. 20. fig. p. 21. *Cretensis* *Arietes* *Aldrov.* *Bisule.* p. 406. fig. 6. 407. *Capra Cretensis* *Bris.* *Rég.* *anim.* p. 73. 15. *Ὠς ζαρδός* *Oppian.* *Cyngnet.* II. 376. *Strau-*

hengrytz. *Sten.* *Zibib.* S. 151. fig. p. 152. *Strepticeeros* *Buff.* *Hist. nat.* X. p. 358. *Bellier et Brebis de Valachie.* *Ejnad.* *Hist.* nat. *Soppl.* III. t. 7 et 8. *Creten sheep* *Penn.* p. 11. t. 3. f. 1. *cornuom.* *Shaw.* *Gen. Zool.* II. 2. p. 388. t. 203. *Zackli.* *Austriacus.*

h) *Africans* *Linn.* *Amoen.* VI. p. 173. *Rai.* *Syn.* p. 75. *Bris.* *Rég.* an. p. 76. 4. *Ersl.* *Syst.* p. 248. e. *Gmel.* p. 198. t. O. *africana* *pro vallaria* *lanosa* *pilis brevibus* *hirtis vestita.* *Sloag.* *Jam.* II. p. 328. O. *nethiopica* *Charlet.* *Exerc.* p. 9.

i) *Guineensis* *Linn.* *Syst.* 12. l. p. 98. 2. *Rai.* *Syn.* p. 75. *Shan.* *Jam.* II. p. 328. *Bris.* *Rég.* an. p. 77. 5. *Ersl.* *Syst.* p. 256. 3. *Gmel.* l. c. 1. O. *Aries Guineensis.* *Schreb.* t. 294. a. b. e. fig. *Buff.* *Isid.* *Geoffr.* in *Diet. class.* XI. p. 268. O. *Aries longipes* *Desmar.* *Mamm.* p. 489. A. *Diet.* des sc. nat. XXXIII. p. 225. *Aries Guineens.* s. *Angoleensis* *Mareg.* *Bras.* p. 234. e. fig. bon. *Caper Mombrius* *Charlet.* *Exerc.* p. 10. *Adimayn* *Marmol.* *Afric.* l. p. 59. *Mouton à longues jacobes.* *fr. Cuv.* et *Geoffr.* *Manum.* *Mouton* *Adans.* *Seneg.* p. 37. *Bellier de Senegal.* *Buff.* *Hist.* nat. XI. p. 359. B. des Indes. *Ejnad.* lb. t. 35. *Brebis* des Indes. *Ejnad.* t. 36. *Sheep of Sahara* *Shaw.* *Trav.* p. 241. *African Sheep.* *Penn.* *Syn.* p. 12. *Shaw* *Gen. Zool.* II. p. 389.

a) *Barbarus* *Capra Aegagrus timberbis.* *Blainv.* in *Bullet.* de la soc. phil. 1816.

2) *Coscos.* *Capra Aegagrus Coscus* *Blainv.* in *Bullet.* de la Soc. phil. 1816.

μ) *Thebica.* *Capra Aegagrus.* C. *thebaica* *Desmar.* *Manum.* p. 484. C. *iodica.* *Gess.* *Quadr.* p. 1097. *Jonst.* *Quadr.* t. 26. *Bous* de la *Haute Egypte* *Fr. Cuv.* et *Geoffr.* *Mamm.* *Fase.* 10. *Adimata* *Nieremb.* *Hist.* nat. p. 183. e. fig.

Brandt und *Rageburg* nehmen folgende Haupt- und Unterarten an:

1) Die langschwänzigen Schafe. O. *dolichura* seu *tuehkerkessica* *Pall.* *Spic.* XI. p. 60. *Zoeur.* 2. 3. 4. Die Weibchen meist ungehörnt, der Kopf proportional, die Ohren aufrecht, die Hornen schön, die Wölfe mäsig, der Schwanz dünn bis zur Ferse reichend, bemalt, an der Spitze mit einer Luftp. Die Wölfe nicht mit Haaren vermischt, meist weiß. Sie scheinen vom *Mouton* abzus. stammen. Unterarten sind:

A. Die spanischen Schafe. Hierher a) *Churroschafe.* Hochbein, der Bauch nackt, der Kopf klein, die Farbe weiß, auch schwarz. In Gegenden, wo keine *Wandermirinos* sind. b) *Mirinos.* *Ovis Hispanica* *Linn.* Die Größe mäsig, Länge etwa drei Fuß, die Hornen gerundet, der Kopf breit, die Hörner dick, seitlich spiralförmig gewunden, eine Art Hängelhorn, der Hals breit, der Leib gedrückt, der Bauch gerundet, die Haut, zumal am Hals, an der Brust, den Seiten und am Schwanz gefaltet, die Hufe kurz, stark, Stirn und Wangen häufig mit Wolle bedeckt, die Wolle fein, kast, reichlich, stofflich, lockig, streng, mäsig lang, schmutz weiß, auch schwarz. Nur die Achseln, die innere Seite der Schenkel, der Unterleib und

ein Theil des Kopfes kurz behaart. Werden in *Merinos transhumantes* (wondernde) und *estantes* (nicht wandernde) eingetheilt. Sollen von mit afrikanischer Wilden belagerten tarentinischen Müttern stammen. e) *Merio-schafe*, halten das Mittel zwischen den beiden vorigen Racen.

h) Das französische Schaf (*Desmar*, p. 491, Encycl. pl. 46. fig. 2 et 3); jetzt selten rein, meist (durch *Merinos*) veredelt. Unterracen sind die Roussillonner, Bretonnes, Ardegnenrae etc.

c) Das englische Schaf (O. *Aries anglica* s. anglicana *Linn.* Amoen. l. a. p. 174). Hierher als die bekanntesten Unterracen: a) Die Dickschafce (*Culley v. Daum.* t. V. f. 1); b) die Lincolnschafce; c) die Leinschafce; d) die Devonshire oder Matshafce; e) die Ermooschafce; f) die Dorsetshire; g) die Herefordshire; h) die South-Downrae (*Culley* ib. t. VI. f. 2); i) die Norfolkrae; j) die Cheviotrae (*Culley* t. VII. f. 1 et 2); m) die Dufschafce; n) die Schottländische Race.

D) Die schottländischen Schafe, zum Theil gut.

E) Die irländischen Schafe.

F) Das italienische Schaf. a) Neapolitanische Race.

a) *Pecora moscia*; ß) *Pecora gentili*; γ) *Bianche gentili di pelo lungo*; δ) *Bianche gentili*; e) *Nero gentili*; ζ) *Cassange*; η) *Carapellisi*. b) *Pedunata*. c) Bergamester.

G) Das teutsche Schaf, jetzt meist veredelt, früher durch friesische, paduaner, bergamester und englische Schafe, neuerdings durch *Merinos*. Man kann von ihm zwei Hauptunterracen unterscheiden: a) Das eigentliche teutsche Schaf. Kopf und Füße rüthlich, die Füße niedrig, die Hühner meist fehlend, das Fleisch saftig, wolleweichend, mäßig fett, die Wolle mehr oder weniger fein, lang, zuweilen mit Haaren vermischt: α) Die schlesische Race; ß) die österrichische Race; γ) die holländische Race; αα) Rheinische; ßß) Halbzug; γγ) medienburger Spiegel-schafe; δ) die sächsische Race; ε) die fränkische Race (Spiegel-schafe); αα) Baubelschafe; η) die preussische Race; δ) die schwedische Race; αα) Baubelschafe; ßß) Flammerace; γγ) Bergamester; ι) die hessische Race; α) die schleswigholsteiner Race; αα) Friesische; ßß) eiderkätter; γγ) dith-marische; δδ) Gersschafe; λ) die böhmische Race. b) Das Heideschaf (Heideschafte). Klein, meist gedreht, Gesicht und Beine schwarz, Ansehen lebhaft, das Fleisch saftig gut, hat mehrere Unterracen und findet sich in Gegenden mit vielem Nadelholze und Heidekraut. In der Lüneburger Heide in Frankreich und England.

h) Das ungarische Schaf, dem teutschen ähnlich.

i) Das polnische Schaf, der Kopf bis hinter die Ohren ohne Wolle, der Leib dünn, der Hals lang, die Beine hoch, die Wolle ziemlich grob, unter dem Leibe nur sparsam, findet sich auch in Litauen, Preußen, Schlesien, und Pommern, und ist jetzt veredelt.

k) Die skandinavische, skandinavische und belgische Race, zum Theil durch ostindische Schafe veredelt und auch zum Theil in Deutschland verbreitet.

L) Die kriechische Race.

M) Die dänische Race.

N) Die schwedische Race.

O) Die persische Race. a) malkomische; ß) mal-lachische; γ) Alenstiner; δ) die molbaur.

h) Die Badelschafe (*Mounton valachien Desmar.* mammalia. p. 490. *Cretensis aries Helon.* Obs. p. 20. f. p. 21. *Jonst.* quadr. t. 45. *Ovis strap-ticosos.* Schreb. Säugth. t. 291. *Brebis da Valachia.* *Ruff.* Hist. nat. suppl. T. III. pl. 7 et 8). Hörner aufrecht, schraubenförmig gewunden, Wolle grob. In Grisea, Griechenland, Ungarn, Böhmen, Oesterreich. Wurden früher als Art angesehen.

III. Die langbeinigen Schafe (*Ovis aries longipes.* *Encycl.* pl. 48. f. 3. *Aries goensis angolensis.* *Murikgr.* Bras. p. 234. fig. *Jonst.* quadr. t. 46. *Bélier et Brebis des Indes.* *Ruff.* hist. nat. T. XI. pl. 34—36. *Le Morvan.* *Ruff.* Suppl. T. III. pl. 10. *Monton à longues jambes.* *Geoffr.* et *Fr.* *Cuvier* hist. des mammifères). Stirn fast gezogen, meist gedreht, Hörner mit einscher Bindung, Ohren hängend, Beine sehr lang, Körper mit Haaren bedeckt, unter dem Halse Gloden und eine Wähne, Schwanz über die Ferse herabhängend; Fleisch gut. Werfen auf einmal zwei Junge (*Voyage de Desmarchois* T. I. p. 141). In Afrika, namentlich in Guinea und am Senegal, wo es aber auch woltragende Schafe gibt (*Desmarest* Hist. de l'Afrique. [Paris 1767.] Vol. II. p. 114) und in Indien.

IV) Die breitschwänzigen Schafe (*Ovis platyrus.* *Pallas* Spie. XI. p. 78. *Zoograph.* p. 234). Die Größe mäßig, Schnauze etwas aufwärts gebogen, die Ohren hängend, der Schwanz lang, am Grunde mit Fett gefüllt, herabhängend, unterhalb nackt, an der Spitze wollig, die Wolle mehr oder weniger gut, braun rüthlich, rothgelb oder braungelb. Diese Race liefert die berühmten durch Einreiben der Lämmer und Begießen mit Wasser vershönten bläulich grauen, krausenwolligen Lammfelle, welche unter dem Namen Astrachanfelle, Baranken oder Baranjen bekannt sind. Das Vaterland am turkischen Ufer des Persien, Syrien, Palästina, am Kaukasus in Transsylvanien und in verschiedenen Gegenden Afrikas, z. B. in Mauritanien, im östlichen Afrika, am Berggebirge Guadalupe.

V) Die fettschwänzigen Schafe, *Ovis aetiopeus.* *Pallas* Spie. XI. p. 63. No. t. 4, 5. *Nor. Cuvier.* *Petrop.* V. p. 31. t. 8. *Zoogr.* p. 234. *Desmarest* mamm. p. 489). Die Größe sehr ansehnlich, zuweilen die eines Felses, namentlich die mongolische und davonische, beide Geschlechter meist gedreht, oft mit vielen (6—8) halbmondsförmigen Hörnern, die Unterkinlande die obere häufig übertragend, die Schnauze fast aufwärts gebogen, die Ohren hängend, unter dem Halse Gloden, der Schwanz kurz, unter ihm jederzeit eine nadte, große Fettschwanz, die Beine lang, dünn, der Leib dick. Sie blühen wie Kälber, stammen vom Kaspian und sind wol die am meisten verbreitete Race, welche den Reichtum der Lämmer, Kirgisen, Kalmdinen ausmacht und auch in Persien und China gehalten wird.

VI) Die kurzschwänzigen Schafe, *Ovis brachyrus.*

Pallas Spic. XI. p. 61. Zoogr. p. 235). Die Größe unbestimmt, die Hörner meist fehlend, doch mitunter mehrere, die Wölle grob, der Schwanz sehr kurz, mit nur wenigen Schwanzbeingliedern, ohne Feinbänder. Findet sich in Rußland, Finnland, Ingermannland, Dänemark, Norwegen und Sibirien, am schönsten am Ural. Hierher gehört auch das isländische Schaf, *Ovis polyserata* Linn. *Ameroet. acad. T. IV. p. 174. Brebis à plusieurs cornes. Buff. Hist. nat. t. XI. p. 354 et p. 387. pl. 31. Ovis gothlandica. Pall. Spic. XI. t. 3. f. 5. t. 4. f. 1, a, 2, b).*

Kreuzig nimmt in seiner Landwirthschaftskunde folgende Schafsracen an. Vorerst theilt er dieselben in Höderungsracen und Niederungsracen. Die ersten sind kleine, von gediegener festerer und dauerhafter Materie ihres Körpers und von reizbarer lebhafterer Temperament, mehr den Entzündungs-, als den Erschlaffungskrankheiten ausgesetzt; sie halten mehr Märsche aus, sind eines höhern Lebensalters fähig, und bleiben länger fruchtbar. Dagegen sind die Niederungsracen größer, umfangreicher, von schlaffer, träger Constitution und Temperament, geben zwar mehr, aber schlechte und schlaffe Wölle, haben auch eine kürzere Lebensdauer und können keine Märsche nicht vertragen. Die Hauptracen werden wieder in natürliche und Industrierracen unterschieden.

A) Hödereracen des Schafes: a) Das Merinoschaf. Da von demselben schon vorhin die Rede war, so übergehen wir hier die weitläufige von Kreuzig gegebene Beschreibung. Es werden hier wieder folgende Unterschiede gemacht. Die erste Art unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß sie um den Hals große Falten in der Haut, Kragen genannt, besitzt, von der Rafe bis an die Klauen der Hinterfüße, die mit Wölle besetzt ist, und den stärksten Schwelch in der Wölle absetzt, man nennt diese Art Infantadorace oder Infantado schlechthin. Die zweite Art hat mit der ersten Alles gemein, nur fehlen ihr die gedachten Kragen. Die dritte Art unterscheidet sich von den beiden ersten dadurch, daß ihr Kumpf minder tief ist, diese Schafe also hochbeiniger erscheinen, einen längern Kopf, dünnern Hals und keine Kragen haben, ihr Wollwuchs sich bloß auf eine schwache Wellenung der Stirn und bis an die Beingelenke erstreckt. Die Industrierracen der Merinos sind durch Kreuzung mit deutschen Thieren entstanden, unter ihnen zeichnen sich besonders die sächsischen Herden und die, welche von ihnen abstammen, aus; sie sind unter dem Namen der Electoral- oder Escurialrace bekannt, und stammen von der zweiten Art ab. Die andern Herden Teutschlands, namentlich die bayerischen, sind unter dem Namen Infantados bekannt und stammen von der ersten Art ab. Da wir hier bloß von dem Naturhistorischen des Schafes reden können, so müssen wir wegen des Weitern über die Merinos auf die besondern Artikel Merino und Schafzucht verweisen. b) Das europäische Landschaf, die gemeine in Teutschland und Preußen verbreitete Race, jetzt schon häufig durch verschiedene Racen Merinos veredelt und sich daher den Racen mehr oder weniger nähernd; es ist charakterisirt durch hohe Beine, welche häufig rötliche oder schwärzliche Farbe

haben, die Höhe beträgt 2, die Länge 3½ Schuh, die grobe Wölle ist meist weiß, zuweilen auch schmutzig schwarz, und es wird häufig zwei Mal geschoren. In der Regel fehlen ihm die Hörner, und es gebiert meist nur ein Lamm. c) Das Heidechaf oder die Heideschafte ist sehr klein, 14—15 Zoll hoch, 18—20 Pfund schwer, wird in England, Frankreich und Teutschland, hauptsächlich auf der lüneburger Heide, im Bremischen, wo solches nur auf der magrigen Weide gedeiht, sich im Sommer von grünem, im Winter von dürrer Heideschraut nährt, gefunden. Es wird jährlich zweimal geschoren, gibt nur eine schlechte grobe Wölle, dagegen ist sein Fleisch sehr schmackhaft und wird eben darum allen andern Schafen vorgezogen.

B) Niederungsracen des Schafes. a) Das friesische Schaf in Friesland, im Bremischen, in Holland, auf der Insel Texel und in Dithmarsen; 32 Zoll hoch, 46—48 Zoll lang, mit 4—5 Zoll langer, grober Wölle, wri und öfters mehr Lämmer dringend. b) Das eiderstedtsche Schaf, ist groß und wiegt ausgemittelt 120 Pfund. Füße und Bauch sind nur mit Haaren bedeckt, die Rückenwölle ist lang und brauchbar, weshalb man diese Race auch verehelt hat. Die Wölle ist mitunter auch schwarz, es wirft meist zwei Junge und hat ein schwämmiges Fleisch.

C) Das dithmarsische Schaf, findet sich in den tiefsten Niederungen, gibt 6—7 Pfund mittelmäßig feine Wölle von 4—5 Zoll Länge, und wirft 2—4 Junge.

D) Das Schafschaf in der Krems- und Wiltmarsch im Holfsteinischen, hat mit dem vorigen große Ähnlichkeit, dünne große Beine, grobe verworrene Wölle, 2—4 Krumme zurückgebogene Hörner, und ist von Natur wild.

Die Industrierracen der Niederungschafe sind hauptsächlich in England zu Hause, und man hat sie dort, besonders in Beziehung auf Fleischproduktion, sehr veredelt. Sie zeichnen sich durch Körpergröße, lange schlichte, zum Abell feine Wölle, dünne Knochen und die Eigenschaft aus, bei wenigem Futter schnell fett zu werden und geschlachtet 60—120 Pfund zu wiegen. — Was die Lebensart des zahmen Schafes betrifft, so machen Dummheit, Furchtsamkeit und fast gänzlicher Mangel an Leidenschaft den Charakter derselben aus. Man weiß, wie leicht eine ganze Herde in Furcht zu setzen ist, besonders aber durch Biß und Donner, und wie sie überall hin, selbst durch die Flammen bei einer Feuerbrunst dem sogenannten Reitkammer folgen, wogegen es äußerst schwer hält, selbst nur wenige Stücke ohne Hilfe eines guten Hundes (Schafhund), der besonders dazu abgerichtet ist, von einem Orte zum andern zu treiben. Die jungen sind rascher und machen oft lustige Sprünge, dagegen die Alten ziemlich langsam sind. Selbst in der Brunnzeit, wo fast alle andere Thiere lebhafter werden, findet man sie wenig ausgelassen, eben so unbedeutend ist ihre Sorge für die Jungen. Ihre Stimme ist ein bläuliches Bellen. Es sollen ein Lebensalter von 15 Jahren erreichen, da sie aber nur bis zum achten gut nutzbar sind, so läßt man sie meistens länger leben. In Bezug auf die Nahrung bekommt ihnen trockene Weide am besten, dagegen suchte ihnen Krankheit, namentlich Fäulwerden, eine Art Wassersucht, zuweilen. Die Brunnzeit wird geregelt und die Schafschä-

OVOCA, Fluß in der isländischen Provinz *Wichlow*. Er führt Anfangs den Namen *Avon*, geht mit südöstlicher Richtung durch die *Roughs* *Lay* und *Lann* und mündet, durch einige Bäche im Thale *Stendolag*, sowie durch den *Avonby* verstärkt, unweit *Akion* in das irische Meer. (Fischer.)

OVRE (Ober) **ROMERIGE**, Volgetei im norwegischen *Stifte* *Aggerhus*, welche in sechs Kirchspielen 13,900 Einwohner enthält. Sie ist ein Theil der Landschaft *Romerige* oder *Raumerige* und hat Eisen- und Goldbergwerke. Letztere sind jedoch jetzt aufgegeben, da sie seit dem J. 1758 nur mit Zubuße gebaut wurden. (Fischer.)

OVRE (Ober) **TELLEMARK**, Volgetei im norwegischen Amte *Braddberg*, *Stift* *Aggerhus*, gehörte bis zum J. 1815 zum *Stifte* *Christiansand*, unter dessen *Bischofs* sie noch jetzt steht. Sie zählt in sieben Kirchspielen gegen 16,000 Einwohner. Der Name *Tellemark* soll so viel bedeuten, als Land der *Tellen*. (Fischer.)

OVULA (Mollusca). Bruguiere errichtete diese Weichthiergattung in den Platten zur Entschelldrüse und stellte sie zwischen *Cypraea* und *Bulla*, in welche letztere Gattung Férussac die hieher gehörigen Arten gestellt hatte; Lamarck nahm die Gattung an und stellte sie in die Nähe von *Cypraea*, *Oliva*, *Ancillaria* und *Conna*. Montfort zertheilte die bis jetzt bestehenden Abtheilungen als ebenso viel Gattungen, nämlich *Ovulus*, *Calpurnus*, *Ultimus* und *Radiatus*. Die letztere Gattung bedient auch Schumacher (*Essai d'un nouveau Système des habitations des vers testacées*) etc. Das erst in der neuern Zeit durch Férussac's Reise bekannt gewordene Thier rechtsfertigt den Platz in der Nähe von *Cypraea*, da beide wenig von einander verschieden sind. Die Kennzeichen sind folgende: Die Schale ist gewölbt, an dem beiden Enden verschmälert, und etwas zugespitzt, die Ränder nach Innen gerollt, die Öffnung schmal, lang, an dem Enden umgebogen, der linke Rand der Mündung oder die linke Lippe nicht gezähnt.

Sind die Schriftsteller derselben brauchbarer als die ungenannten. Wie haben dabei benutzt: *Hermannus Contr. et Bernold. Chron. ap. Übermann. Germaniae Sacrae Prodrum.* p. 210—215. *Lambert ap. Heersfeld* (gewöhnlich von *Klosterburg*), *Annal. ed. Krause.* p. 3—5. *Annal. Hildesheimenses ap. Leibnitz, Script.* p. 730, 731. *Amalusa Saxo ap. Ecdardus, Corp. Hist. Mediæ Aevi.* T. I. p. 477, 480. *Chronicon Urspergen.* (Stassl. 1693.) p. 163, 166. *Annal. Sangallens. Majores ap. Ferts. Mon. Gera. Histor. Script.* T. I. p. 64—85. *Annal. Würzburgens. ap. Münd. T. II. p. 248.* *Chron. Australis ap. Freyer, Script.* T. I. p. 316. Die Sage, wie zur Zeit des Abts *Heinrich* mit 6000 *Leuthen* gegen 1,000 *Unken* schlug, die *Bischofs* unkenlos mit in den *Strich* gien, und das *Herz* der *Unken* *Blutstein* und das der *Unken* *Leit* umgab, hat zuerst *Gloker Rudolphus, Histor. Lib. V. c. 49. ap. Pitheum, Hist. Franca.* p. 67. Als Gegenstand einer eignen Schrift hat *Dvo's* behandelt *Gedesse. Schwarzen, Sammel, Rex Hungariae, qui valgo Aba audit, ex historico et simul nominis monumento, tum nominis quoniam populo suo redditur.* (Lengwer. 1761. 4.) Das Thier nämlich eigentlich *So mact*, und bei den ungenannten *Wichlow* *Wichlow* *Wichlow*, ist aber unter dem Namen *Dvo* in *Leuthen* am bekanntesten geworden, selbst auch aus dem *Leuthen* *Leuthen*, seine *Wichlow* unter diesem seinen gangbarsten Namen darzustellen.

Alle hieher gehörigen Schnecken sind Meeresthewner und den *Cyprien* oder *Porcellanschnecken* sehr ähnlich. Von dem Thiere sagt *Blainville* in der gedachten Reise folgendes: Es hat die größte Ähnlichkeit mit denjenigen von *Cypraea tigris*, wie schon die große Ähnlichkeit der Schalen schließen ließ. Die allgemeine Form ist ganz dieselbe, der Mantel, der den Körper umhüllt, läuft ebenfalls in seinem Umfange in zwei fast gleichgroße Seitenlappen aus, die inessen nicht so groß sind, als bei *Cypraea* und deren Ränder weniger ausdehnbar sind. Darüber findet sich gleichsam ein anderer, dickerer, der deutlich mehr muskulös ist und auf dem außen kleine Zentelsäulen sitzen, welche gestielt und am Ende fast wie ein Schwamm angeschwollen sind. Sie sind etwas weniger zahlreich und anders gestaltet, als bei *Cypraea*. Vorn und hinten sind die beiden Mantellappen vereinigt, oder richtiger gesagt, sie setzen sich fort, ohne einen eigentlichen Kanal zu bilden und nur nach Vorn bemerkt man, daß der Mantelrand durch eine Art von Röhre oder vielmehr eine Muskeleinbuchtung, welche von dem Schalenbündel kommt, vertheidigt ist. Der Fuß ist ganz wie der *Cypraea* gebildet, nämlich sehr groß, eiförmig, mit dünnen Rändern und vorn mit einer Querspalte an demselben. An dem einzigen Individuum, welches *Blainville* anatomisch konnte, fand sich außerdem in der Mitte des Vordertheils des Fußes eine Art Saugnapf, ziemlich tief mit dicken, gefalteten, ziemlich regelmäßigen Rändern, von dem man inessen nicht sagen kann, ob derselbe eine normale Bildung sei oder nicht. Der Kopf gleicht ebenfalls dem des Thieres von *Cypraea*, sowie die Zentals und die Augen, welche inessen auffallend kleiner waren. Der Mund, an dem Ende eines kleinen Rippennüssels, schien der Erweiterung fähig. Deutlich war die Spur eines oberen Rippennüssels zu sehen, welcher die Gestalt eines Quellsens hatte, sehr schmal war, und dergestalt an der Haut saß, daß er ohne Zweifel beim Kauen nicht sehr wirksam ist. Die Zunge ist dick, eiförmig, tritt zum Theil frei in die Mundhöhle und verlängert sich nach Hinten in die Eingeweidehöhle. Sie ist übrigens mit kleinen Haken besetzt, wie gewöhnlich. Die junge Schale zeigt sich dadurch aus, daß die äußere Lippe dünn und sparsam ist und der äußere Überzug fehlt.

Die Arten zerfällt *Montfort* auf folgende Weise:

A. *Labro crenato, extramixtus utraque prominula* (*Ovulus Montfort*). Typus: *Ovula oviformis Lamarck*.

B. *Labro crenato, extramixtus utraque emarginata, supra verrucosa munita*. (*Calpurnus Montfort*). Typus: *Ovula verrucosa Lamarck*.

C. *Labro integerrimo, extramixtus utraque obtusissima rotundata*. (*Ultimus Montfort*). Typus: *Ovula gibbosa Lamarck*.

D. *Labro integerrimo, extramixtus utraque acuta v. rostrata*. (*Radiatus Montfort*). Typus: *Ovula acicularis Lamarck*.

Eine noch genauere Übersicht der Arten hat *Comber* in *Zoological Journal* Vol. IV. gegeben, deren Aufnahme und jedoch zu weit führen würde. Ihm verdankt

man auch die vollständige Aufzählung der Arten, der wir hier folgen, indem wir noch bemerken, daß er den Namen *Ovula* in *Ovulum* verandert hat.

1) *O. oviformis Lamarck* (*Bulla ovum*, Linné. Lister, Conch. t. 711. f. 65. Rumph, Mus. t. 38. f. H. Pettiver, Amb. t. 16. f. 23. Gualtieri, Test. t. 16. f. F. D'Argenville, Conch. pl. 18. f. M. Seba, Mus. III. t. 55. f. 17. Knorr, Vergnügen. IV. t. 26. f. 7. Martini, Conchyliene. I. t. 23. f. 220, 221. Encyclop. méthod. pl. 357. f. 5. a. h.) Die Schale eiförmig, aufgeblasen, in der Mitte bauchig, glänzend milchweiß, die beiden Enden vorsehend, etwas gekrümmt, die Mündung orangebraun. Die Länge $\frac{3}{4}$, die Breite $\frac{2}{3}$ Zoll. Dieses ist die größte Art der Gattung. Die junge Schale ist schwarz quer gestreift, ihre Oberflache matter, die äußere Lippe scharfzahnig und nicht eingebogen. Mit dem Alter wird die äußere Lippe dicker und wendet sich nach Innen, auch bekommt dann die Schale ihren Glanz. Auch die Farbe der innern Seite wächst mit dem Alter, so daß sie bei ganz jungen Thieren fehlt. Sowerby führt eine Abänderung an, welche kleiner ist und auf der Rückenseite an jedem Ende eine narbige Furche hat. Der Fundort ist der indische Ocean.

2) *O. Margarita Sowerby*. Die Schale eiförmig, etwas kegelig, oben stumpf, etwas zugespitzt, weiß, das Eudachmen innen an der Wurzel platt gedrückt, concav, die äußere Lippe am Rande zugrundet, innen gezähnt, die Länge $\frac{1}{2}$, die Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Fundort die Freundschafsteinseln im stillen Ocean.

3) *O. adriatica Sowerby*. Die Schale länglich-eiförmig, etwas bauchig, an beiden Enden etwas zugespitzt, blaß fleischfarben durchscheinend, die äußere Lippe mit schmalen, innen gezähneltem Rande, das Eudachmen oben mit einer Kante, unten etwas platt gedrückt, innen gerandet. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Fundort im adriatischen Meere.

4) *O. pyriformis Sowerby*. Die Schale eiförmig, weißlich, der untere Kanal etwas zurückgebogen, der Rücken bauchig, die Spindel an der Wurzel hohl und platt gedrückt, oben mit einem starken saltenförmigen Zahne, die äußere Lippe innen salzig gezähnt, unten etwas platt gedrückt. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Kam von der Küste Neuhollands und zwar vom südlichen Neuhollands.

5) *O. carnea Poiret* (Voyage II. p. 21. *Bulla carnea* Gmel. et L. Encycl. pl. 357. f. 2. a. b. Lamarck, Anim. sans vert. VII. p. 368. Schuberbert und Wagner, Forts. des Mart. Conchyliene. t. 228. f. 4041, 4042.) Die Schale eiförmig, fleischroth, der Rücken höckerig, hart in die Quere gestreift, die Enden, besonders das untere, etwas zugespitzt, die äußere Lippe innen gezähnt, die Spindel oben mit einer scharfen Kante. Länge und Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Fundort im mittelindischen Meer und an den Küsten der Seeberel.

6) *O. marginata Sowerby*. Die Schale länglich-eiförmig, bauchig, an beiden Enden etwas stumpf, weiß; der Rand der äußeren Lippe gerundet, innen gezähnt, am der Wurzel mit plattem Saltenzahn; die Spindel

oben mit starkem Saltenzahn; an der Basis platt, unten einfach salzig, die äußern Ränder der Rippen sind orangefarben gerandet. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Fundort?

7) *O. lactea Lamarck*. Schale eiförmig, etwas höckerig, glatt, ganz weiß, die äußere Lippe am Rande innen salzenzahnig; die Spindel an der Basis zusammengebrückt. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Fundort an den Inseln des stillen Oceans, Timor u.

8) *O. brevis Sowerby*. Schale eiförmig, an beiden Enden stumpf, keuz, weiß, der Rand der äußeren Lippe innen gezähnt; die Spindel oben einfaltig, außen gerandet, an der Basis platt, unten einfaltig, die Kante sehr kurz. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Der Fundort unbekannt.

9) *O. verrucosa Linné*. (Lister, Conch. t. 712. f. 67. Rumph, Mus. t. 38. f. H. Pettiver, Amb. t. 16. f. 23. Gualtieri, Test. t. 16. f. F. D'Argenville, Conch. pl. 18. f. M. Seba, Mus. III. t. 55. f. 17. Knorr, Vergn. IV. t. 26. f. 7. Martini, Conch. I. t. 23. f. 220, 221. Encycl. pl. 357. f. 5. a. b. Blainville, Malacol. pl. 31. f. 4.) Schale eiförmig, höckerig, weiß, Rücken querfaltig, an beiden Enden eine platte Waage. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Die junge Schale hat den innern Rand der äußeren Lippe zahnlos. Im indischen Ocean.

10) *O. angulosa Lamarck*. (Anim. sans vert. VII. p. 367. *O. costellata*, Fj. Annales du Mus. XVI. 110. nr. 2. *O. Columba*, Schuberbert und Wagner, Suppl. pl. 228. f. 4043, 4044. Cypraea tortilis, Martyn, Universal Conch. II. f. 60. *Bulla imperialis*, Dillwyn.) Schale eiförmig, bauchig, weiß; mitten auf dem Rücken quersaltpfandig, innen rosenviolett; Länge 2, Breite $1\frac{1}{2}$ Zoll. Sowerby führt eine schmutzig bräunlichweiße Varietät an. Von den Freundschafsteinseln.

11) *O. triticea Lamarck*. Die Schale eiförmig länglich, glatt, orangeroth, die äußere Lippe weißlich, innen ganz fein gerundet, die Spindel oben mit einem weißlichen starken Zahne, unten zusammengebrückt. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Nach Lamarck aus Afrika, nach Sowerby, oder vielmehr Sowerby's Angaben, aus Japan. Lamarck's *O. hordeacea* scheint, der Beschreibung nach zu urtheilen, Sowerby nicht von der eben beschriebenen verschieden.

12) *O. striatula Sowerby*. Die Schale länglich, auf dem Rücken quer gestreift und höckerig, weißlich, die äußere Lippe verflacht, innen gezähnt, die Spindellippe (innere) oben schwielig, unten platt, die Enden etwas zugespitzt, stumpf. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Aus Ostindien.

13) *O. Frumentum Sowerby*. Schale länglich, der Rücken querhöckerig, eiförmig, mit einer weißlichen Querbinde; äußere Lippe am Rande verflacht, innen gezähnt, Spindellippe oben schwielig, unten platt, Enden etwas zugespitzt, stumpf. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{3}$ Zoll. Fundort?

14) *O. gibbosa Linné* (*Columa*, Purpur, t. 30. f. 5. Lister, Conch. t. 711. f. 64. Bonanni,

Reeroot III. f. 249, 339. *Petiver*, *Gnaphyl.* t. 16. f. 5. *Gnath.*, Test. t. 15. f. 3. *D'Argenv.*, *Conch.* pl. 18. f. 9. *Pavanne*, *Conch.* pl. 30. f. 1. *Seba*, Mus. III. t. 55. f. 18. *Knorr*, *Bergm.* I. t. 14. f. 3. u. VI. t. 32. f. 4. *Martini*, *Conchylienc.* I. t. 22. f. 211—214. *Encycl.* pl. 357. f. 4. a. b. *Blainvill.*, *Malacol.* pl. 31. f. 2. *Monfort's* *Gattung* *Ultimus*. Schale länglich, an beiden Enden stumpf, weißlich oder orangefarb, oben in der Mitte mit einem erhabenen Gürtel. Länge 1 $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{2}$ Zoll. An der jüngeren Schale ist der Rand der äußeren Lippe scharf und die Rückenlinie verloschen edig. *Sowerby* zählt zwei Varietäten auf: 1) Der obere Kanal der Mündung enger. Länge 1 $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{2}$ Zoll; 2) die Schale kürzer, breiter. Länge 1 $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{2}$ Zoll. Von den brasilianischen Küsten, *Wahinden*.

15) *O. obtusa Sowerby*. Schale eiförmig, auf beiden Enden etwas zugespitzt, stumpf, glatt, weißlich, die Mündung an der Buzzel etwas erweitert; die Rückenlinie der Lippen glatt. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{2}$ Zoll. *Fundort*?

16) *O. seminulum Sowerby*. Schale länglich, in der Mitte etwas bauchig, fleischlich, die Enden stumpf; der Rand der äußeren Lippe rundlich, jahmlos; die Spindelrippe platt. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{2}$ Zoll. Von den Freundschafsteinseln.

17) *O. formicaria Sowerby*. Schale länglich, auf der Mitte des Rückens quer, gestielt, weiß, die äußere Lippe jahmlos, der Rand etwas platt. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{2}$ Zoll. Aus dem indischen Ocean.

18) *O. socala Sowerby*. Schale länglich, schmal, weißlich, oben mit stumpfer Spitze, die Spindel oben mit einer Falte, unten platt, gestielt, der Rand der äußeren Lippe gerade, an der Basis etwas edig. Länge $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{2}$ Zoll. *Fundort*?

19) *O. apelta Linné* (*Bulla spelta*, *Linné Gmel.* p. 3423. nr. 4. *Lister*, *Conch.* t. 712. f. 58. *Gualt.* Test. t. 15. f. 4. *Martini*, *Conch.* T. I. t. 23. f. 215. 216. *Lamarck*, *anim.* sans vert. T. VII. p. 370. nr. 10. *O. spelta* *Ann.* *ibid.* p. 113. nr. 10. *Schubert et Wagner*, *Supplement.* 117. pl. 228. f. 4047). Die Schale länglich, geschlossen, in der Mitte etwas bauchig; die Mündung oben linienförmig, unten etwas erweitert, die äußere Lippe unten zugewandt, edig, die Spindel oben mit einer einzigen schwachen Falte, die Länge $\frac{1}{2}$, die Breite $\frac{1}{2}$ Zoll. *Lamarck* gibt als Vaterland das mittelländische Meer an, *Sowerby* die Südsee und die Freundschafsteinseln. Der Letztere bemerkt überdies noch, daß die Abbildungen von *Martini* und *Gualt.* Leinwandmäßig hinlänglich genau seien, um mit völliger Sicherheit zu der gegenwärtigen Art gezogen werden zu können.

20) *O. intermedia Sowerby*. Die Schale eiförmig, länglich, an beiden Enden etwas zugespitzt, quer über den Rücken etwas edig, die Spindelrippe nahe am vorderen Ende mit einer schwachen Falte, der innere Rand der äußeren Lippe jahmlos. Länge 1 $\frac{1}{2}$, Breite $\frac{1}{2}$ Zoll. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt, den Namen hat sie von der Ähnlichkeit mit *O. gibbosa* und *birostris*.

21) *O. birostris Linné* (*Bulla birostris Linné Gmel.* p. 3423. nr. 3. *Av. Lister*, *Conch.* t. 711. f. 66). *Knorr*, *Bergm.* T. VI. t. 20. f. 5. *Pavanne*, *Conch.* pl. 30. f. k. 1. *Martini*, *Conch.* T. I. t. 23. f. 277. a, b. *Encycl.* pl. 357. f. 1. a, b. *Lamarck*, *Anim.* sans vert. T. 7. p. 370. nr. 11. *O. birostris* *Ann.* *ibid.* nr. 11. *Schubert et Wagner*, *Suppl.* an *Martini*, p. 116. pl. 228. f. 4045, 4046. *Testa fossilis*, *Lamarck* I. c. p. 371. nr. 2). Die Schale länglich, an beiden Enden schnabelförmig verlängert, in der Mitte etwas bauchig, ganz glatt, weißlich, die Mündung oben eng, linienförmig, unten etwas erweitert, die äußere Lippe unten edig zugewandt, die Spindel oben mit einer schiefer Falte. Die Länge 1 $\frac{1}{2}$, die Breite $\frac{1}{2}$ Zoll. *Sowerby* bemerkt bei dieser Art, daß sie von *O. spelta* hauptsächlich durch die beiden verlängerten Enden abweicht, daß es aber schwer sei, zu entscheiden, ob dieses wirklich ein Gattungscharakter sei, da es Arten von einem Zwischencharakter gebe, doch sei er der Meinung, daß man die kurz geschabneten als Abänderung der gegenwärtigen Art betrachten könne. Diese kommt an den Ufern des Inden des stillen Oceans vor.

22) *O. longirostrata Sowerby*. Die Schale länglich, schwach weißlich, auf beiden Seiten lang gestielt, der Rücken etwas höckerig, die Mündung schmal, an der Buzzel etwas weiter, der äußere Rand der äußeren Lippe etwas verdickt. Kam aus dem atlantischen Meer.

23) *O. volva Linné* (*Bulla volva Linné Gmel.* p. 3422. nr. 2. *Lister*, *Conch.* t. 711. f. 63. *malac.* *D'Argenv.*, *Conch.* pl. 18. f. 1. *Pavanne*, *Conch.* t. 30. f. k. 2. *Seba*, Mus. T. III. t. 55. f. 13—16. *Knorr*, *Bergm.* 5. *Zhl.* t. 1. f. 2, 3 und 6. *Zhl.* t. 32. f. 1. *Martini*, *Conch.* T. I. t. 23. f. 218. *Encycl.* pl. 357. f. 3. a, b. *Lamarck*, *Anim.* sans vert. T. VII. p. 370. nr. 12. *O. volva*, *Ann.* *ibid.* nr. 12. *De Blainv.*, *Malac.* p. 423. pl. 31. f. 3). Die Schale eiförmig, an beiden Enden lang geschabnet, der Rücken quer gestreift, die äußere Lippe verdickt, mit gerundetem Rande, innen gefaltet, die Mündungsstelle etwas verlängert, innen gebogen. Eine sonderbar gebogene Schale, welche in Beziehung auf die langen Endenlinie sich mit den Arten der Gattung *Fusus* vergleichen läßt. Wenn sie unbeschädigt ist, sind beide Kanäle fast von gleicher Länge. Der eigentliche Körper der Schale ist in der Mitte weiß glatt, die Streifen fliegen nur gegen die Enden und werden gegen die Verlängerung hin immer mehr schwach. Die Mündung ist sehr lang, ziemlich breit, an der Basis erweitert; die linke Lippe ist einfach, die rechte oder äußere schwach nach Außen gewendet, in der Mitte verdickt und in ihrer ganzen Ausdehnung glatt und stumpf. Dieser Rand ist meist ganz blaß gelblich weiß, insofern die ganze übrige Schale auch im Innern schön orangefarben ist. Der hintere Kanal ist etwas länger als der vordere, ziemlich eng, am Ende etwas gebogen und basist aufserordentlich dünn und schwach gestülpt, der vordere ist dem hintern durchaus ähnlich, nur kürzer und weiter. Eine von *Lamarck* aufgeführte Varietät ist blaß rosa und durchgängig gestreift, und wahrscheinlich

blos eine Altersabänderung. Diese Art ist sehr selten und kostbar, da die beiden Enden leicht abbrechen; wohl erhaltene Exemplare sind gewöhnlich lang, bis auf 4 Zoll bei mittlerer Stärke, jedoch man nach dieser bei größern verletzten Exemplaren schätzen muß, daß dieselben wol 6 Zoll in der Länge gemessen haben. Lamark gibt als Vaterland die Küsten von Brasilien und Westindien an, doch zweifelt Sowerby daran und glaubt, daß diese Schnecke vielmehr von China, Sumatra, Java, und überhaupt von den Inseln des indischen Archipels komme.

24) *O. acicularis* Lamark. Die Schale länglich, schmal, violett grau, die äußere Lippe und die Spindel gerade, die obere Kanal bildet außen einen stumpfen Keil, die äußere Lippe ist kaum verdickt, in der Wurzel etwas edig; die Spindel unterhalb der Mitte etwas geschrägt. Die Länge $\frac{7}{8}$, die Breite $\frac{1}{4}$ Zoll. Sowerby zählt folgende Varietäten auf: 1) die Schale weißlich oder gelblich mit einer violetten Linie in der Mitte der Spindel; 2) die Schale violett, etwas bauchig und 3) die Schale gelblich, ebenfalls etwas bauchig. Der Fundort ist an den Küsten der westindischen Inseln.

25) *O. patula* Sowerby (*Bulla patula* Auctorum Britannicorum. *Simia patula* Leach). Die Schale dünn, eiförmig, länglich, in der Mitte etwas bauchig, oben eingeschnürt, die Mündung etwas breit, der Rand der äußeren Lippe gebogen, scharf, die Spindel oben mit einer Falte, an der Wurzel der Länge nach mit Härchen besetzt. Die Länge 1, die Breite $\frac{1}{4}$ Zoll. Der Fundort ist an den englischen Küsten. Die eigene Bildung der Schale oceanische Leach, eine besondere Gattung daraus zu machen, indeß verbindet sie die vorige Art mit *Ovula* so, daß sie ihren Platz in dieser Gattung nicht finden dürfte, Sowerby macht außerdem noch aufmerksam auf die große Ähnlichkeit mit *Bulla Naum* und *cylindrica*. (D. Thon.)

OVULA (Paläozoologie), vgl. Artikel *Ovula* Lamark oder *Ovularia* Link, Erdbeschreib. II, 1. 477 (Zoologie). Die fossilen Arten dieses Geschlechtes beschränken sich auf eine nur sehr geringe Anzahl und diese scheinen von den lebenden nur wenig abzuweichen. Alle sind terätr.

1) *O. tuberculosa*. *O. tuberculosa* Dufren. im Diet. XXXVII, 132. Sehr groß, über 4" pariss. lang, 3" breit, von der Form eines Cypraea, gekrümmt, jedoch nur an der Basis des rechten Mundrandes. Weicht von allen andern Arten ab durch einige große Höder, welche nach oben hin auf dem Rücken des letzten Umganges stehen. Zu Laon in einer Schicht des obern Meeres sandsteins.

2) *O. passerinialis*. *O. passerinialis* Lamark Ann. Mus. XVI, 114, n. 1; Hist. VII, 371. Dufren. Diet. XXXVII, 132. Bronn, Katalog. n. 26. Desf. Reichen. II, 325, n. 47. Holl. Petrefacten. S. 200. *O. birostris* Brocheri Conchil. 278. (verl. syn.) Eiförmig-bauchig, glatt, kaum gekrümmt, die äußere Lippe bogenförmig, ohne Zähne und Kerben. Am obern Ende der Spindel eine große Falte. Länge bis 0,025, Dicke bis 0,016. Nur fossil, am Gassenarquets im Picenit-

nischen, im blauen Mergel und gelben Sande der Eapenninen-Formation.

3) *O. apelta*. *O. apelta* Lamark Hist. VII, 370. Enyel. pl. 357 fig. 1 a, b. Bronn, Katalog. n. 27. Desf. Reiche II, 525, n. 46. Riss. IV, 238. Holl. Petrefacten. S. 262. *Bulla apelta* (Lin.) Olin. vi. Brocher. Conch. 278. *O. birostris* fossilis Lamark Hist. VII, 371. Ann. Mus. XVI, p. 114 n. 2. Holl. Petrefacten. S. 262. Dufren. Diet. XXXVII, 132. Parkinson. p. 200. Der äußere Mundrand ist außen verdickt und eine schiefe Falte auf der Spindel des vordern Schabells, Länge bis 0,008, Dicke bis 0,010. Diese fossile Art weicht nach Lamark und Desfrance durchaus von den lebenden *Ovula birostris* ab, welche in Java heimisch ist, aber entweder wäret hier von dieser Seite ein Irrthum ob, oder ihre fossile *O. birostris* ist mir nie vorgekommen, und die *O. apelta* des Mittelmeeres weicht Lamark an und Desfrance an. Fossil mit voriger. Ledt noch im Mittelmeere.

4) *O. semen*. *O. semen* Desfr. Diet. XXXVII, 132. Schale länglich, am beiden Enden zugespitzt, oben an der Spindel mit einer Falte, am linken Mundrande eine Schwiele, der rechte Innen verdickt. Länge 6". Verwandt mit *O. trilineata* der afrikanischen Küste; fossil in den Galden der Touraine; selten.

5) *O. carnea*. *O. carnea* Lamark, Ser. terr. tert. 127. Eine der *O. carnea* des Mittelmeeres analoge Art, welche im Calcaire molle des Montpelier vorkommt.

6) *O. fragilis*. *O. fragilis* Desfr. Diet. XXXVII, 132. Klein, sehr dünn und zerbrechlich, 4—5" lang, wie *Ovula* eingestülpt, der äußere Rand außen verdickt, nicht immer eingeölt, Mündung schabelförmig, Mundöffnung nicht bis zum Ende des Schabells reichend. Am Schabellende von Erienne.

7) *O. Leathal*. *O. Leathal* Sow. Min. Conch. t. 478. Fossil im Crag von Bolton, Suffolk.

8) *O. ovata*. *O. ovata* Schöden, Verstein. Brandenb. 163. t. II. f. 8. **Bullacites ovatus* Schlotb. Petrefacten. Ein schwarzer Kalkstein mit anhängenden Theilen der Schale, an Form ganz ähnlich der *Cyprea oviformis* Sow., aber die Schalenränder der Spindel sind ohne Zähne. Aus jungem Tertiärlalk wahrcheinlich übergegangen in die Diluvialschichten Brandenburger, bei Potsdam.

9) *O. sulcatum* Sow. Keiserstein etc. *).

(H. G. Bronn.)

* De Lamark, Histoire naturelle des animaux sans vertebres. (Paris 1822.) VII, p. 371. G. G. Bronn, Geschichte meiner naturforsch.-historischen Reisen. II, 1827. S. 292. G. Brocheri, Conchologia fossile subapennina. (Milano 1816.) II, 273. Sowerby, Mineral Conchology of Great Britain. (London 1812 sp.) V vol. Montpelier, Synoptical table of British organic remains. (London 1850.) 3 f. Krüger, Uebersicht der Tertiärschichten der organischen Reiche. (Cuniburg 1826.) II, S. 117. Parkinson, Outlines of conchology. (London 1822.) p. 158, 200. Desfrance im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. (Paris 1825.) XXXVII. Riss, Histoire naturelle des principales productions de l'Europe méridionale. (Paris 1826.) IV. Martelli da Bercea, Geognosia des terreni terziarii.

Ovulit, Ovulite, f. Orulites.

OVULITES (Paläozoologie), von Ovulum, Eichen, deutsch Douilit, französisch Ovulite, nennt Lamarck ein problematisches Geschlecht von thierischen Körpern, das man nur im fossilen Zustande kennt. Sie haben die Form eines hohlen Kugels oder Eichens, das an beiden Enden durchbohrt und mit fast unmerklichen Poren besetzt ist, und weichen von Lamarck, Bronn, Parkinson und Hall unter die Poren-Korallen, die Polyparia foraminata der dritten Ordnung (Polypii vaginatis), von Lamouroux in der Ordnung 12, Willerois der ersten Section Polyparia foraminata, der zweiten Division Polypii lapidescentes von flexuosi; von Guvier saggweise als Anhang zu seiner dritten Tribus, Polypiers nageurs seiner dritten Familie Polypiers corticaux; von Blainville zur Familie I. Polyparia operculifera, der Unterklasse II. Polyparia membranacea, der Classe IV. Polyparien; von Schimper unter die Ceratophyta tabulosa seiner Zoophyta heterophyla rechnet. Die generische Diagnose ist: Polyparium lapideum, liberum, ovuliforme, aut cylindraceum, inus cavum, extremis latibus asepium perforatum. Pori minutissimi ad superficiem examinata dispositi aut sparsi. Die untere Öffnung ist nach Blainville immer größer und gerandeter, an einem Ende des O. margaritula sind zuweilen zwei getrennte solche Öffnungen, in welchem Falle auch die ganze Form danach abändert. Die Douiliten scheinen sich nach Defrance innerhalb eines andern Thierkörpers ausgebildet zu haben, da man sonst nicht die Möglichkeit einsehen würde, wie sie zuwachsen konnten; denn schon im Meere waren sie hart, da man Seepeln auf ihnen sieht. Ihre Poren sind ganz unmerklichmäßig klein gegen die andern Polyparien, so daß man fast zweifeln darf, ob sie zu demselben Zweige gehören haben. Schimper hält die Douiliten für Abdrücke von Cellarien. Die bekannten Arten sind:

1) O. margaritula. O. margaritula Lamarck, hist. II, 194. Encycl. p. 479. f. 7. Lamouroux, Exposit. 43. t. 71. f. 9, 10. Defr. Diet. XXXVII, 134. av. fig. 2. 2 a. Bronn, Pflanzentb. p. 22. f. VI. f. 17. Parkinson, Orystol. p. 67. Blainv. Diet. LX, 404. Goldf. Petrefacten. p. 40. t. XII, 1. 3. Hall, Petrefacten. 405. Oval, mit porenförmigen Löchern. Länge 1, 5. Fossil im Gesteine von Grignon.

2) O. elongata. O. elongata Lamarck, hist. II, 194. Encycl. p. 479. f. 8. Lamouroux, Exposit. 43. t. 71. f. 11, 12. Defr. Diet. XXXVII, p. 134. f. 3 a. Parkinson, Orystol. p. 67. Blainv. Diet. LX, 404. Guldiniförmig, das eine Ende aufgebogen und abgestutzt. Ebenfalls im Gesteine von Grignon.

3) O. globulosa. O. globulosa Defr. Diet. XXXVII, 134. Kugelförmig, ganz außerordentlich klein, nicht eines Eichenfornes groß, die beiden Löcher kaum sicht-

bar. Fossil im Gesteine von Grignon, Willers (Seine und Eise). Courtyagnon (bei Rheims).

4) O. globulosa, v. Minne. in lit. Defr. Diet. XXXVII, 134. Der vorigen ähnlich, vielleicht identisch, nur von 0,0003 Durchmesser, aber im jüngern Zeitalter (sande von Dar (nach einer Angabe Rinfers in unserer Sammlung) und von Rimini in Italien.

Dann finden sich bei Rimini und Willers mit den zwei letzten Arten noch kleine regelmäßig kugelförmige, aber nicht hohle Körper, deren Genus man nicht anzugeben weiß *).

(H. G. Bronn.)

OVUM (Pisces). Eine von Schneider nach einem ausgefloßen Fische aufgestellte Gattung mit der einzigen Art O. Commersonii, welche indessen nichts ist als ein verkleinelter, seiner Flossen beraubter Tetraodon lineatus.

(O. Thon.)

OVUM, OVA. 1) Ova heißen bei van Benthum gewisse Echindien, die Brissoiden der Klein, Spatangien Lamarck's.

2) Ova angula, Schlängeneier, nannte man ihnen bald die fossilen Echindien im Allgemeinen, bald gewisse Formen, Oubriae (f. d. Art), deren Natur und Ursprung man noch nicht weiter kannte.

3) Ova fossilia, f. Oolithi.

4) Ova marina, Recreiter, dieß eine Echindien-Abtheilung der Klein, Lamarck's Spatangien.

5) Ovum marinum Luyd (Lithophyl. Britan. n. 964, ein Echinde.

6) Ova polypi, alte Benennung fossiler Rautilen.

7) Ovum serpentinum Melchiesium Luyd (Lithophyl. Brit.) gewisse Fischschädel von Malta, Bufoniten.

(H. G. Bronn.)

OVYDD oder OVATE (Vate), dieß bei der Einteilung der wallfischen Warden ein solcher, der seinem Weibde, seiner Übung und den Umständen folgte, und dem als Pflicht oblag, sich den Weibstücken anzuschließen, und von ihnen Lehren nicht abzuweichen. Also durfte er doch seinem Weibde nur in sehr geringem Grade folgen. Er trug ein grünes Kleid f.). (Ferdinand Waechter.)

OW, Awa, See in Argosfeste (Schottland), welcher der Länge von 30 engl. Meilen zuweilen wohl gewöhnlich aber nur eine Meile Breite hat und 108 Fuß

*) De Lamarck, Histoire naturelle des animaux sans vertebres. (Paris 1816) II. p. 195—196. J. Lamouroux, Exposition methodique des genres de l'ordre des Polypiers. (Paris 1821. 4.) p. 45, 46. Schimper, Geschichte der Naturgeschichte der Steinhaufen ungeschlossenen Thiere. (Leipz. 1820.) S. 428; — n. Beschäft. S. 528. J. Parkinson, Outline of oryctology. (Lond. 1832.) p. 67. Defrance im Dictionnaire des sciences naturelles, chez L'errault. XXXVII, 1825. De Blainville, ib. LX, 1830. Bronn, System ungeschlossener Pflanzenthiere. (Heidelberg 1825. 8.) S. 22, 23. Z. Guldin, Beschreibung und Abbildung der Petrefacten, der L. zeug. Rhein. Universität. (Düsseldorf 1825. 8.) I. Hall, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1825.) S. 405. Olivier, Le Règne animal d'après son organisation. (Paris 1830.) III. p. 320.

†) Mace, Geschichte des Oedipodum im nördlichen Europa. 2 Th. S. 466—475 und die von ihm angeführten Beschreibungen.

(Montpellier et Paris 1829.) Hall, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1825.) S. 462. S. 3. Krieger, Die Beschreibungen der Welt. (Hamburg. (Berlin 1824.)

über dem Meere liegt. Er bildet eine ungemein schöne Wasserfläche und steht in Hinsicht seiner prächtvollen Szenerie dem See Komond wenig nach. Waldbedeckte Berge begrenzen den größten Theil seiner Ufer, während man in seiner Mitte Inseln erblickt, auf welchen malerische Ruinen aus uralten Eädmen hervorstechen. Auf Insel-Ghonorah stehen die Reste einer alten, der Familie Argote gehörigen Feste; auf Troad-Clan sieht man noch Trümmer einer andern Burg, welche König Alexander III. dem Häuptlinge des Clans Mac-Naughton zu Lehen gab unter der Bedingung, die schottischen Könige zu bewachen, wenn ihre Weg sie hierher führte. In den frühesten Zeiten war dies Land der Heperidengarten Schottlands. Noch lebt in dem Munde des Volkes, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, eine schöne Fissian's würdige Erzählung von dem unglücklichen Troad, der es unternahm, für seine geliebte Neger die von einem furchtbaren Drachen bewachten Früchte desselben zu berechnen, aber bei dem Wagnisse von dem Drachen getödtet wurde. Auf einer in den See hineinragenden Bergspitze erblickt man die ehrwürdigen Ruinen von Gafel-Kilchurn, welches die Gemahlin des Abdiserriters Colin Campbell, des Ahnherrn der Familie Freaballone, 1440 erbaute. Im J. 1743 wurden königliche Truppen in dies Schloß gelegt, um die Umgegend im Gehorsam zu erhalten; jetzt sind Mauern und Gräben gänzlich verfallen. Der See nimmt an seinen beiden Seiten eine Menge Bäche, an seinen Enden aber zwei breite Flüsse auf und ergießt sich durch den Fluß Awe in den See Etive bei dem Orte Buman. Er hat Abfluß an Fischen, Forellen und Aalen, welche letztere aber von den Einwohnern, die sie für Wasserkranken halten, verabscheut werden. Vergl. Beauties of Scotland. Vol. V. und Pennant, Tour in Scotland, 1790.

(Fischer.)

OWA, ist eine aus dem arabischen **الواح** (El-Wahât) oder El-Wah (الواح), wie die Araber die bekannten Dafen nennen, verstellten Benennungen. Andere Verunstaltungen dieses Namens bei neuern Reisenden und Schriftstellern sind el-Ouah, Waeh, Elorah, Eluah. Bei den einheimischen Geographen findet sich das Wort **الواح**, **الواح**, **الواح** geschrieben, so jedoch, daß die meisten sich zu der Schreibweise **الواح** hinneigen. Es scheint dieses Wort aus der weichern Aussprache des griechischen **ὠανος**, **ὠανος** entstanden zu sein, wie schon A. Spilstein, Adler und nach ihnen Hartmann (Edris Alas, Ed. II. p. 488), der hier vorzüglich zu vergleichen, behauptet hat. Michaelis (ad Busf. p. 33, 34) giebt eine andre Annahme vor, ohne jedoch dieselbe näher bemessen zu können.

(Gustav Flügel.)

OWAHU, Woahu, Ohu, eine der reizendsten der Sandwichinseln im Auftraleen. Ihre Flächenraum beträgt 25 □ Meilen, ihre Einwohnerzahl nach King 60,000. Der von Bächen durchschnittene Boden ist gut angebaut und der durch ein mit 60 Kanonen besetztes Castell besetzte Hafen, Whetibai, wurde im J. 1826 von 87

nordamerikanischen Schiffen besucht. In der Residenz des Königs, welche 6—7000 Einwohner zählt, befindet sich ein englisches und nordamerikanisches Consulat, und die englische Mission ließ im J. 1822 das erste Buch in der Landessprache drucken. (Fischer.)

OWAHU, OWIHIEE, la Moa, die größte und südlichste der Sandwichinseln, welche von den Eingebornen selbst Ha-waii genannt wird. Sie bildet ein fast gleichseitiges Dreieck, dessen nördliche Spitze unter 20° 17' nördlicher Breite und 204° 2' östlicher Länge, die östliche unter 19° 34' nördl. Br. und 206° 6' östl. L., die südliche unter 18° 54' nördl. Br. und 204° 15' östl. Länge liegt, das 255 geographische oder 293 engl. Meilen im Umfange, und 85,000 (früher über 120,000) Einwohner. Das Innere der Insel, ein weites zwischen den Bergen Mouna Koa, Mouna Koa (Kaah, Kea) und Mouna Kuararai gelegenes Thal, ist ein fast noch völlig unbekanntes, nur von einigen Eingebornen durchdrungen, von Wald und Lava bedeckte Weidfeld, in welcher man jedoch Stämme und Stein vermutet, da sich in den Gehirgen oft zahlreiche Schwärme wilder Gänse zeigen. Die Höhe der genannten Berge wird verschiednen angegeben. Der Mouna Koa, mit dem merkwürdigen Vulkan Pili, dessen 1500 Fuß tiefer Krater mit 50 kleinen Kratern auf seinem Boden 3000 Fuß unter dem Gipfel liegt, soll 13,524, nach Horner 15,324, nach D. Heberden's Berechnung sogar 16,020 Fuß hoch sein und die Höhe des Pils von Lencrisa um 724 Fuß übersteigen. Wie die drei Spitzen des Mouna Koa, welchen man 40 engl. Meilen weit deutlich erblickt und den Mouna Kuararai (Kuararai) deckt ewiger Schnee. Den Fuß der Berge bedecken dicke Wälder, höher hinauf sind sie mit Gebüsch, Farrenkräutern und Alpengewächsen bewachsen, ihre aus zum Theil schon aus verwitterter Lava gebildeten Gipfel sind völlig kahl. Die Insel ist in sechs Districte getheilt, von denen die Districte Amaloca und Aheoo auf der Nordküste, die Districte Apooa und Kaoo auf der südöstlichen, die beiden übrigen Afoa und Kooera an der westlichen Küste liegen. In dem vorletzten Districte befindet sich die Bai Keakaleua, in welcher Cook (J. den Art.), der die Insel am 30. Nov. 1778 entdeckte, am 14. Febr. des folgenden Jahres sein Leben verlor. Früher war Wrahi der Eig. der Könige, die sich jedoch jetzt den größten Theil des Jahres auf den andern Inseln aufhalten, deren Häfen sie sicherer gehalten und daher von den Schiffen fremder Nationen mehr besucht werden. Als Hauptstadt wird Honarua mit 12,000 Einwohnern betrachtet, in welcher der Statthalter seinen Sig hat. In den einheimischen Produkten der Insel gehört die Brodfrucht (Uru), die Gocosnuss (Riu), der Fising (Maia), sowie Himbeeren und Erdbeeren. Eingeführt sind Drangen, Limonen, Wein, Ananas, der Papayabaum, Gurten, Wassermelonen, Bohnen, Zwiebeln, Kürbisse und Kohl. Seit dem J. 1819 haben sich amerikanische Missionare hier niedergelassen; mehrer Häuser sind in der Landessprache gebaut und das Christenthum ist ziemlich allgemein verbreitet. Im J. 1793 begab sich der König Tamama unter dem Schutze englischer Krone, was

jedoch keinen Einfluss auf die Regierungverfassung hatte. Was diese, sowie die interessanteste Geschichte der Könige dieser Insel und die Bewohner derselben betrifft, verweist uns nur auf den Art. Sandwichinseln, um unnütze Wiederholungen zu vermeiden. (Fischer.)

OWAL, Howal, Reiter von einem despotischen, aber den Mauren gleichenden Fürsten, welcher den Titel Brad führt, regierter Staat, an den beiden Ufern des Sees im westlichen Afrika. Er bildet eine der vier Gebiete, in welche das Land der Saloffen zerfällt, wird von den Stämmen Kurat, Saguray und Maringoin durchflossen und ist äußerst fruchtbar an Reis und Mais. Der Haupt- und Residenzort Ender oder Endschischah liegt an dem See Panier Juli. (Fischer.)

OWASCO, Stadt am gleichnamigen See in der Grafschaft Cayuga im Staate Newyork mit einem Postamt und 1000 Einwohnern. (L. F. Kämtz.)

Owe, s. Hartmann v. d. Aue.

OWEGO, Townshipp in der Grafschaft Allega im Staate Newyork am Onago, einem Zuflusse des Susquehanna, und diesem liegend. Sie hat ein Postamt, Druckerei und 1100 Einwohner, die einen lebhaften Handel mit Weizen, Salz und Bauheinen treiben. (L. F. Kämtz.)

OWEIS, der gemeinschaftliche Name einer Muhammedanischen Sekte und mehrerer Gelehrten.

1) Oweis (اويس) Ben Amir, der Scheich, mit dem Beinamen Garani (قزني), war einer der enthaltensten Gelehrten in Gusa, auf den die Bewohner dieser Stadt stolz waren, und wenn die Mosener ihren Iden Stein als das Non plus ultra von Gottesfürchtigkeit rühmten, so stellten die Guser ihre Dweis entgegen und stützten sich auf die Aussage der Propheten selbst, der ihn als den vorzüglichsten der Jünger seiner Lehrer (خير التابعين) bezeichnet hatte. Er fiel mit dem Kharifin Ali am Tage von Siffin. Garani aber beugt er von Garan, einem Orte in Mesopot. In der spätern Zeit trieb man die Achtung vor diesem Manne so weit, daß jeder, der von irgend einem Uel oder Freunde Oweis (im mystischen Sinne von vielerlei Bedeutung) vermittelst geistiger Mittheilung seine Erleuchtung erhielt, mit dem Namen Dweis bezeichnet wurde, nur ließ man jenen den Vorzug, weil er durch die geistige Mittheilung des Propheten selbst unterrichtet worden war. Auch war er einer der Auidd (اوتاد) Pfähle) unter den Stützen seiner Gattung. (Bergl. Har. Cons. p. 439 und Not. et Exir. XII, 355.)

2) Der Molla Sejjidi Ahmed Ben Oweis Caranah, der im J. 924 (1518) starb, schrieb einen Tractat zur Widerlegung der Glossen, die der Molla Sejjidi Hasan in dem Commentar herausgab, welchen der große Sejjid Schirif Dschodschani zu der unter dem Namen „des Schließers der Wissenschaften“ bekannten Encyclopädie des Ertaki verfaßt hatte.

3) Scherif-ed-din Iaa Benn Haddehadeh, der den Beinamen Dweis (دويس, nicht اويس) führte und 807 (beg. 10. Jul. 1404) starb, schrieb einen Tractat

über die rhetorischen Redefiguren unter dem Titel Bedhiyet (بدعيه).

4) Oweis oder Uweis, der Demwisch, der Iconium zu seiner Vatersstadt hatte, und aus dem Orden der Mewlewien war. Er schrieb unter Mueid IV. um's Jahr 1625 und hat sich vorzüglich durch ein Stroßgedicht, gegen die Bewohner Iambols gerichtet, bekannt gemacht. Diese Ermahnung an die ausgestarteten Demanen der Hauptstadt veröffentlichte zuerst Garbonne (Mélanges de littérature orientale. II, 267—270) in einer nicht sprachgerechten französischen Übersetzung, weshalb v. Diez es unternahm, den türkischen Text mit deutscher Uebersetzung zuerst in den Fundgruben des Orients (I, 3. S. 249—264) und dann besonders unter dem Titel „Ermahnung an Iambol oder Stroßgedicht des Dichters Uweis über die Ausartung der Demanen“ (Berlin 1811. 4. S. 40. mit Originaltext), erscheinen zu lassen. Das Gedicht ist nicht ohne Werth für die Zeit- und Sittengeschichte, und gibt einen Beweis, wie man auch in der Ästetie unter gewissen Bedingungen schon in jener Zeit die Redefreiheit zu benutzen wußte. (Gustav Flügel.)

OWEN, ist der Name zweier Grafschaften in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Die eine derselben liegt im Staate Kentucky und grenzt in Nordwesten mit Gallatin, im Norden mit Grant, im Osten mit Harrison, im Süden mit Scott und Franklin, im Südwesten mit Shelby, im Westen mit Henry zusammen. Im J. 1820 hatte sie 2031 Einwohner, worunter 207 Sklaven und ein freier Farbiger. Hauptstadt ist Dventown. — Die zweite liegt im Staate Indiana, grenzt im Norden an Martin, im Osten an Lawrence, im Süden an Dubois, im Westen an Davies. Durch sie fließt der Whitley. Sie hatte im J. 1820 nur 838 Einwohner. Hauptstadt ist Greenwich am Whitley. (L. F. Kämtz.)

OWEN (Heinrich Ernst) oder **OWENUS**, wie er sich nach der Sitte seines Väteralters nannte, war im J. 1685 zu Alenburg an der Weser geboren. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte er seinem Vater, einem bürgerlichen Schullehrer, der späterhin Rektor zu Gelle ward, und als Prediger zu Bäden, unweit Hoya, starb. Nachdem er einige Jahre das Gymnasium zu Hildesheim besucht, widmete er sich seit dem J. 1704 der Theologie auf der Universität Helmstedt. Schmidt ward dort sein Hauptlehrer im Gebiete der Kirchengeschichte. Mit andern Zweigen des theologischen Wissens ward er besonders durch E. D. Niemeyer befreundet. In Jena hörte er seit dem J. 1706 Physik bei Krumer, Mathematik bei Hamberger. Seine theologischen Studien vernachlässigte er nicht. Ganz und Aus unterwies ihn in den orientalischen Sprachen und ihrer Literatur. Fleißig besuchte er das Collegium, welches Hörsch über das erste Buch Moses las. Durch den eben genannten Gelehrten ward er auch mit der neuern theologischen Polemik bekannt, und vertheidigte unter seinem Vorzuge die Abhandlung: De hypothibus P. D. Huetii ex Aenetaui ejus Quaestionibus excerptis. Sie ward in den Select. Theol. B. Foersterii gedruckt. Den entschiedenen Einfluss auf

seine theologische Bildung gewannen Babbens. Er hörte dessen Erklärung des Johannischen Evangeliums, und außerdem die Collegien über Abergelichte, Dogmatik und Moralthologie, welche von jenem berühmten Theologen gelesen wurden. Fortschreiten bezieht, seine Kenntnisse in den ältern Sprachen und in der theologischen Literaturgeschichte zu erweitern und zu vertiefen, verstand er nicht, sich zugleich im Predigen zu üben.

Nach einer fast fünfjährigen akademischen Laufbahn kehrte Owen, vielseitig gebildet, in seine Heimat zurück. Dort beschaffte er sich, Kinder aus angesehenen Familien zu unterrichten. Der Conscriptorath Langschmidt in Hannover, bei welchem er eine Zeit lang Hauslehrer gewesen war, empfahl ihn zum Instructor des damals in Hannover lebenden Prinzen Friedrich Ludwig von Walld. Diese Stelle bahnte ihm den Weg zu weiteren Beförderungen. Er ward, nachdem er eine Zeit lang seinen Vater zu Rügen in seinem Predigamt unterstützte, im J. 1724 Superintendent zu Sulingen. Zwei Jahre später verlangte er zu Helmstedt durch Vertheilung seiner Inauguraldissertation: *De vitiis quibusdam scilicet ob vicium illud den Gnad eines Doctors der Theologie*. Das Jahr 1734 erforderte ihn zum Generalsuperintendenten und Pastor primarius zu Alfeld. Er erhielt zugleich den Chorath eines kurfürstl. eisenbüchsenbesitzenden Conscriptoraths. Bei dieser Gelegenheit hielt er die gleichzeitig (1734) gedruckte Rede: *De eximiatione ministri ecclesiae ex semet ipso et non ex alio querenda*.

Als Owen im Mai 1758 starb, hinterließ er den Ruhm eines Gelehrten, der mit gründlichen Kenntnissen in den ältern Sprachen und in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens ungetrübte Religiosität vereinte. Das moralische Gefühl, das ihn selbst erfüllte und seinem Leben zu nicht geringer Bieder gereichte, wünschte er auch in Andern zu wecken und zu beleben. Diesen Zweck verfolgte er unter anderem in einer profanischen Erklärung des Pentateuch, die er unter dem Titel: *Die Lust am Gesetze des Herrn, zu Volksbüchlein* im J. 1730 in Lüneburg drucken ließ. Bei aller Austerität, die ihm eigen war, glaubte er doch vor dem Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche, den einer ihres Ansehens dringend empfahl, öffentlich warnen zu müssen. (Heinrich Döring.)

OWEN ¹⁾ (Johann), lateinisch Audoenus, wurde im

J. 1560 zu Armon in der Grafschaft Caernarvonshire geboren. Nachdem er auf der Schule zu Winchester unter der Leitung des D. Wilson zu den höhern Studien vorbereitet war, begab er sich nach Oxford, wo er im J. 1584 in das neue Collegium aufgenommen ward. An dieser Stadt scheint er mit besonderer Vorliebe geblieben zu haben, denn er nannte sich auf allen Ausgaben seiner Werke Oxoniensis und veranlaßte dadurch die nicht wenig Literatoren Irrthümer über sein Geburtsort. Er hatte das Rechtshandwerk gewählt, auch im J. 1590 das Baccalaureat des bürgerlichen Rechts sich erworben und würde bei seinem Talent und durch den Reichthum seines Oheim eine glänzende Laufbahn gemacht haben, wenn nicht die entschiedene Neigung zur Dichtung ihn seine Studien zu vernachlässigen Veranlassung geworden wäre. Ebenso nachtheilig für seine äußere Lage ward die ständige Abhängigkeit an die anglicanische Kirche, die jenen Oheim, der sich zur katholischen Religion bekannte, bewog, seinen Resten zu entreißen. Die drückende Noth zwang ihn, eine Schullehre zu übernehmen in Trilleg, aber schon im J. 1594 begab er sich von hier nach Warwick. Auch hier scheint er nicht lange aufgehalten zu haben. Außer vielen andern Wohlthaten, denen er in seinen Epigrammen dankbar gedenkt, ward ihm eine vorzügliche Ehre John Williams, Bischof von Lincoln und Grossgiggenbächer, der bis zum Tode *) den Dichter reichlich unterstützte und auch für ein ehrenvolles Begräbniß in der St. Paulskirche Sorge trug. Dort ruht Owen und seine Grabstätte bezeichnet ein Denkmal mit der Inschrift:

Parva tibi statua est, quia parva statua supplex
Parva, volat parvus magna per ora liber.
Sed non parvus honos, non parva est gloria, quippe
Ingenui haud quicquam est malus in orbe tuo.
Parva domus texit, templum sed grande: poetas
Tum vero vitam, cum morantur, agunt.

Owen hat sich in der Reihe derer, welche in neuern Zeiten die lateinische Dichtung mit Stolz versucht haben, einen der ersten Plätze errungen und er verdankt diesen Ruf bloß seinen Epigrammen. Nicht bloß im Allgemeinen verbreitet er sich hier über die Thorheiten, Vorgesetzten und Verleumdungen der Welt, viele sind an bestimmte Personen seiner Zeit gerichtet, in noch mehrern theilt er seinen Spott gegen die katholische Religion und die in deren Gefolge befindlichen Mönche, namentlich Bettelorden und Pfaffen mit solcher Schärfe und so beifender Laune, daß man seine Dichtungen in den Index librorum prohibitorum aufgenommen hat. Mit ungetheiltem lauten Beifalle begrüßten ihn seine Zeitgenossen als *deus aevaeuli* auf, und der Beiname *Martialis Britannicus* hat sich bis auf unsere Zeit lebend erhalten. Nihil, sagt Horus von seinen Epigrammen, nihil aureis ver-

¹⁾ S. seine Schiffs Annahmen über das Dichtern, der lateinischen Literatur genannt u. (Wohlthätigkeit 1737). Owen's Hölge, nicht wahrheitsgemäße hat Owen in 1. Version der vom J. 1760-1800 verfaßten tausend Schiffsheute verzeichnet. Berz, außerdem über ihn Göttern lebendigen Europa. 1. Th. S. 517 ff. Moser's Beitrag in einem Erken der jetzt lebenden Theologen. S. 638 ff. Baden's 'diplomatisehe Historie des Willkürs Willkürs. 2. Th. S. 272 ff. Arnau's Beitrag zu einer Geschichte berühmter Göttergelehrten. 1. Bd. S. 465 ff. Döring's Döring, der getriebenen Theologen Aufstand. 3. Bd. S. 192 ff. Hirsch's 'literar. historisches Handbuch. 6. Bd. 2. Th. S. 332 ff.

²⁾ Vort der Lebensumstände hat zu vergleichen: A. a Wood historia et antiquitates univ. Oxoniensis lib. II. p. 143. Thomas-Pope Bloom, Censura poetarum antiquorum, (Geneva

1694. v. p. 243sq. Nicéron, Mémoires. T. XVI. der fruchtbarsten lib. v. S. I. Baumgarten. 12. Th. S. 262-266. Döring's de poetis. p. 55. V. X. Bubl. Leben und Wirken der vergl. lat. Dichter der 15-18. Jahrh. 8. Bd. S. 172 ff.

³⁾ Er starb nach der ausdrücklichen Angabe Ant. Wood's im J. 1622, also nicht 1625 oder 1628, wie Andere angeben.

sculis venustus, nervosus, argutus et doctus
aspium reperitur, nihil vatum, inane, turgidum, ni-
hil dissolutum, exsangue vel spinosum atque abhor-
rens a noto genere et modo loquendi: sed cuncta
pressae, aptae, pudicae, paucipinae et scite conser-
pantibus, jociis, lepore et naturali sua pulchritudine
exurgentia existunt: sic ut nihil his addi, nihil de-
misi queat. Eine ruhigere Würdigung seiner Leistungen
müßte solche übertriebene Urtheile entschieden mäßigen.
Zwar läßt sich ihm ungelächter und unangelegener Witz
nicht abgreifen, ebenso ist Lebhaftigkeit und Heiterkeit der
Erwähnung rühmlichst anzuzurechnen, aber weder der In-
halt, noch die Form verdienen allgemeine Billigung. Von
Sicherheit in der Quantität, Eleganz des Verbaars,
Reinheit der Sprache, mag er sich nicht eben ängstlich
bekümmert haben, da ihm die Sache mehr am Herzen
lag; und diesen Vorwurf darf man nicht etwa dadurch
entkräften wollen, daß man hinter solchen Beschäftig-
samkeit und Streben nach lustigen Einfällen vermutet.
Auch verleiht er nicht selten das süßliche Gefühl und ist
darin hinter keinen Rührer, Martialis, nicht zurückgeblie-
ben. Er selbst verlangt auch von seinen Lesern nicht un-
bedingtes Lob (Epigr. I, 2);

Qui legit ista, laus reprehendo, si mea laudes
Omnia, reddendum si nihil iudicam.

Von diesen Epigrammen erschienen zu London im J.
1606 in Octavo zuerst drei Bücher ad Mariam Neville,
die aber in den nachfolgenden Ausgaben vermehrt wurden
ist: Epigr. liber unus, ad Arabellam Stewart, Epigr.
libri duo ad Henricum, principem Cambriae, Epigr.
liber unus ad Carolum Floracensem und Epigr. ad
Ivan Maccenas libri tres, ad Car. Noel unus, ad
Gul. Sedley alter, ad Rogerum Owen tertius, zu de-
nen sich noch Moonstion quaedam, Ethica et Poli-
tica veterum sapientum gesellen. Die Zahl der
Ausgaben, die nach des Dichters Tode alles dieses
vermehrt, ist sehr groß; in allen Ländern wurden die
Epigramme gedruckt und eben dadurch der beste Beweis
von dem ungeheuren Beifall gegeben, dessen sie sich er-
freuten. Am meisten geschätzt werden die Epigrammen
Drucke Amsterdami 1628 und 1647 in 24., 1679 in
12., die zu Amsterdam bei Joh.ansson 1680 und öfter
erschienen, welche sich durch Schönheit und Corre-
ctheit empfehlen. Auf letzters Lob kann die zu Basel
im J. 1780 erschienene Sammlung keine Ansprüche ma-
chen, wohl aber auf brüder in höherm Grade die bei Di-
dit in Paris von A. A. Renouard besorgte, 1794, zwei
Theile in 8.

Von Übersetzungen in neuere Sprachen sind zu er-
wähnen: 1) Englische: Bei J. Blacis (London 1619),
dann bei Ab. Drake (London 1659.) und von Thom.
Gower, deren Stil wenigstens Wood nicht zögert. 2)
Französische: Epigrammes trad. en vers franc. par
M. le B. (Brux.) avec le latin à côté. (Paris 1709.
Bruxell. 1710 et 1719, 12.), was eine ebenso wenig
vollständige Sammlung ist als die von de Krievolant
(Lyon 1819 in 8.) herausgegebene Übersetzung. 3) Spa-
nische: Agudezas traduccas en metro castellano y

ilustrados por Fr. de la Torre. (Madr. 1674, 1682,
1692, 1721. 3w. Theile in 4.) 4) Teutsche: Der teuff-
schende Dornbus von Val. Eöber. (Hamburg 1653. 12.,
Jena 1661. 12.) Epigr. selecta mit d. vorzögl. teuff-
sch. Uebers. herausgeg. von C. F. Fördeus. (Erlang 1813.),
endlich enthält auch die vorher erwähnte Schelle Bu-
til's eine sehr mittelmäßige Auswahl der lateinischen Epi-
gramme mit Übersetzungen. 3. Th. S. 178—207.

(Erdstern.)

OWENBOROUGH, Hauptort der Grafschaft Da-
vies in dem nordamerikanischen Freistaate Kentucky, führte
früher den Namen Yellow-Bank, liegt am Ohio und hat
ein Postamt. Die Schifffahrt auf dem genannten Flusse ist
bis jetzt die Hauptbeschäftigung der Einwohner. (Fischer.)

Owentown, s. Owen, Grafschaft.

OWERE, OERE, kleine afrikanischer Negerstaat
auf der Küste von Guinea, welcher vom Meer und dem
Flusse Benue begrenzt wird. Als Hauptort gilt eine Stadt
gleiches Namens. Die Einwohner treiben starken Sla-
venhandel. (Fischer.)

Owore, s. Ovidiopol.

OWIDIOPOL, Ovid's Stadt, eine kleine Han-
delsstadt unweit der Mündung des Dniester ins schwarze
Meer, im europäisch-russischen Gouvernement Odessa, nahe
an der türkischen Grenze. Sie besteht aus einer kleinen höf-
fernen Stellung und der eigentlichen Stadt, welche 100 Häu-
ser, eine Kirche und 670 Einwohner zählt, meistens Wolbauer
und Gelehrten, die sich fast ausschließlich mit Goldhandel
beschäftigen und einen kleinen Hafen haben, worin sonst
eine schwache Flotte unterhalten wurde. Es ist hier eine
Quarantänestadt. Der Ort hieß früher Galschibor,
weil man aber glaubte, er sei das alte Tomi, Ovid's Ver-
bannungsort, so erhielt er den jetzigen Namen.

(J. C. Petri.)

OWINEN, nennt man in Rußland Gebäude, in
welchen man die eingeernteten Gerden dret, um bei dem
Dreschen wenigste Mühe mit dem Ausschlagen der Körner
zu haben. (Fischer.)

OWINKS, Lawinsk, Kreisstadt in dem preußi-
schen Regierungsbezirk und Kreis Posen, liegt an der
Warthe, hat ein aus einem ehemaligen Güterinspizor
gebildetes Centralconventloos für die Nonnen der in der
Provinz aufgehobenen Klöster und 1050 Einwohner,
welche in der Nähe des Orts dreierlei Fortschereien
unterhalten. (Fischer.)

OWRUTZ, OWRUCZE, 1) Kreis in der russisch-
polnischen Staatsalterschaft Polynien, liegt zwischen 45°
33' bis 47° 5' östl. Länge und 50° 43' bis 51° 30' nördl.
Breite, grenzt östlich an Kiern, westlich an Nowogrod, nör-
dlich an Wlinsk, südlich an Shtomien, und wird von der Ussa
durchschnitten. Bei vieler Waldung, vorzüglich in dem süd-
lichen, und Westlichen in dem nördlichen Theile findet sich
doch auch fruchtbares Aderland und gute Triften. 2) O.,
Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, liegt 1458 Werste
von Petersburg entfernt, an der Ussa und hat ein Bis-
chofsseminar, ein kleines Seminar, 162 Häuser und 1000
Einwohner, die sehr Acker, weis Landwirthschaft tre-
ben. (Fischer.)

OX, bei den Franzosen Bouas, großer Fisch, welcher bis zur Provinz der Ronge 48 Meilen lang schiffbar. in der nordamerikanischen Grafschaft Massitta oder Quachitta dem eben so genannten Flusse zufließt. (Fischer.)

OXAEA (Insecta). Eine von Klug aufgestellte Gattung der Homonopteren zur Tribus der Apterien gehörig, früher von Illiger zu Centris gestellt. Die Kennzeichen sind folgende. Die Erste ist kurz, fast bald dickelförmig oder halb oval, die Paraglossen sind fast so lang, als die Labialpalpen, die Fühler kurz, fadenförmig, die Mandibeln hornartig, gebogen, spitzig, einhändig, die Maxillarpalpen fehlen.

Die Fühler dieses Insekts sind am vordern Theile des Kopfes eingesägt und kaum so lang als dieser, sie bestehen bei dem Weibchen aus 12, bei dem Männchen aus 13 Gliedern; das Erste ist etwas in die Länge gezogen, das zweite sehr kurz, das dritte an der Basis verschmälert, die übrigen kurz und cylindrisch. Die Augen sind groß und oval, zwischen ihnen stehen oben auf dem Kopfe drei Punktaugen in einem Bogen. Die Oberlippe ist linienförmig zusammengekrümmt hornartig, etwas kürzer als die Maxillen. Die Mandibeln sind hornartig, fast gebogen und haben gegen die Mitte des vordern Theils einen stumpfen Zahn. Die Maxillen sind gerade, hornartig, länger als die obere Lippe und in zwei Theile getheilt, von denen der erste noch einmal so lang ist, als der andere, der in eine Spitze ausläuft. Die Zunge oder Unterlippe ist ebenfalls in zwei Theile getheilt, von denen der eine hornartig am Ende die beiden Palpen trägt, der andere lang, borstig, kürzer ist als der vorige. Die Labialpalpen sind kurz und bestehen aus drei Gliedern, von denen das letzte spitzig ist. Der Thorax ist rundlich gewölbt, etwas breiter als der Kopf. Die Oberflügel sind etwas länger als der Leib, sie haben eine längliche schmale Radialzelle und drei fast vierfache Cubitalzellen. Die Flügel sind von mittler Länge, die hintern etwas länger. Der Hinterleib ist länger als der Thorax, kegelförmig und spitzig. Die Lebensweise der einzigen und bekannten Art ist noch unbekannt. Es ist Oxaea flavescens Klug. (Magazin der Gesellschaft Naturforsch. Freunde 1807. t. 7. f. 4. Centris aquilina Illiger. Mag. V, 144. Das Männchen, Centris Chlorogaster Illiger., daselbst das Weibchen). Der Körper rostgelb bepaart, der Hinterleib bei dem Männchen blaugrün, bei dem Weibchen schwarz, die Ringe mit goldgrünen Rändern. Vaterland Sibirien. (D. Thon.)

OXALHERIT, ein neues Mineral aus den heißen Quellen von Draher, im nordöstlichen Theile von Island, scheint eine Varietät des Xantholiths zu sein und enthält nach Turner (J. Edinb. Medical and surgical Journ. for Juli 1827, Art. VII. p. 71 sq. Russk in Russen's Arch. I. d. gr. Naturk. x. 1827. XI. S. 377 fg.) 50,76 Kieselthe, 22,39 Kalk, 4,18 Kalk, 3,39 Eisenoxyd, 1,00 Mauererde, eine Spur Flußsäure und 17,36 Wasser. Das Eisenoxyd und die Mauererde sollen, nach Turner, jedoch mehr zufällige Verunreinigungen, als wesentliche Bestandtheile der Mischung sein. (Th. Schreger.)

OXALÄTHER, lehnen Dumas und Boulay d. J.

in größerer Menge, als Bernard, so bereiten, daß man einen Theil Alkohol, einen Theil Natrium und einen Theil Schwefelsäure zusammen destillirt; zuerst geht Alkohol über, dann Schwefeläther und endlich eine ölige Flüssigkeit, die sich am Boden der Vorlage sammelt. Man destillirt so lange fort, bis die Retorte nichts von Alkohol mehr enthält. Die letzten Producte sind am dickerrückigen. Man trennt nun den Äther von dem Alkohol und schüttet ihn in einen mit Wasser gefüllten Blaslopf. Er schwimmt er hier auf dem Wasser, allein in dem Maße, als der ihm beigemengte Schwefeläther verdunstet, fällt er in großen Tropfen nieder. Giebt man den übriggebliebenen Alkohol zurück oder frischen in die Retorte, so bildet sich ebenso viel Draläther, wie das erstemal, bei der dritten Destillation aber wenig. Endlich behandelt man die alkoholischen Producte mit Wasser und gießt den abgeschiedenen Draläther zu dem früher erhaltenen.

Um ihn zu reinigen, läßt man ihn in einem kurzbaligen Ballon mit pulverisirter Bleiglätte bis auf 183° oder 184° C. stehen; Wasser, Schwefeläther und Alkohol verschlängeln sich und die freie Säure bildet oxalsaures Bleierz, von dem, sowie von der überschüssigen Glätte man den Äther, der Lackmuspapier nicht röthen darf, abgießt und in einer trocknen Retorte übertrübt. So bereitet heißt er eine ölige Flüssigkeit, die von aromatischem Geruche, welcher jenem des Knoblauchs oder Phosphors ähnelt.

Der Draläther enthält nach Dumas u. in 100 Theilen: 49,61 Kohlenstoff, 43,77 Wasserstoff und 6,62 Sauerstoff. Die Dichte seines Dampfes beträgt bei 0° und 0,76, 5,087 (J. Ann. de chem. et de pharm. XXXVII. p. 15; trüsch in Poggendorff's Ann. der Pharm. u. Chem. 1828. Nr. 3. S. 435 fg.; vgl. den Art. Äther). Nach Errullas führt er eine gewisse Menge von einer aus Schwefelsäure und Kohlenwasserstoff (leichtem Weindöl) bestehender Verbindung bei sich, welche durch langes Stehen und Destilliren über einen Uberschuß von Bleiglätte endlich fortgenommen wird. Ubrigens läßt sich die Gegenwart einer Schwefelverbindung im Draläther, ungeachtet er durch Barfalsche nicht gefällt wird, dadurch darstellen, daß man wenig davon in einem Porcellanförchen mit etwas Kalium vermischt und die Flüssigkeit ändert, die dann mit blauer Flamme brennt. Das Kalium schmilzt, die Masse verflücht sich und geräth dann plötzlich ins Glühen, wie ein Poroporus. Der Rückstand, in Wasser aufgelöst und filtrirt, gibt beim Ubergießen mit einer Säure, reichlich Schwefelsäure und durch Barfalsche einen in Salpetersäure unlöslichen Niederschlag (vergl. Schweigger's Jahrb. d. Chem. und Pharm. 1829. I. 2. S. 163).

(Th. Schreger.)

OXALIDEAE. Eine von Candolle (Prodrom. I. p. 689) aufgestellte distichlebonische Pflanzenfamilie, welche Rinde zu den Gramineae, Adanlon, Juskieu und Sprengel zu den Gramineae (mit Ausschluß von Averrhoa als zu den Lerebinthaceen gehörig) und Batsch zu den Euphorbiaceen rechnet. Die Draläther sind meist einjährig, oder durch Knollen ausdauernde, oft fengelige Kräuter, selten Sträucher oder Bäume. Ihre Blätter liegen gewöhnlich abwechselnd, selten gegenüber, sind gestielt, ge-

breitet, fingerförmig, oder gefiedert, zuweilen durch Fellschlagen der Seitenblättchen einfach. Der Stiel ist mit dem Blatte durch eine Gliederung verbunden und bildet bei den fangellosten Arten an der Basis eine breite, festbleibende Schuppe. Die jüngeren Blätter entwickeln sich, wie bei den Droseren und Fären spiralförmig. Die Blättchen sind regelmäßig, zwittrig, in Dolden, Trauben und Ähren oder einzeln stehend. Der Kelch ist frei, stehenbleibend, fünfblättrig oder tief fünftheilig, in der Knospe liegen die Abschnitte nachkegelförmig über einander. Fünf hinfällige, mit den Kelchabschnitten abwechselnde, gleichförmige, nagelförmige, unterhalb oft mit einander zusammenhängende, in der Knospe zusammengeordnete Corollenblättchen sind unterhalb des Fruchtknotens eingefügt. Die zehn pfriemenförmigen, innerhalb der Corollenblättchen eingefügten Staubfäden sind oft zu einem Bündel zusammengewachsen, fünf äußere Kreuze wechseln mit den Corollenblättchen ab; fünf innere, kleinere, welche selten ganz fehlen, stehen in übereinander Stellung zu den Kelchabschnitten. Die äußeren sind zwischelförmig, die reifen Fächer öffnen sich der Länge nach. Der Fruchtknoten ist fünfzählig, besteht aus fünf fest mit einander verwachsenen Eichenhöfen und trägt fünf sadenförmige Griffel mit pinself- oder knospenförmig oder gelappten Narben. Die Frucht ist in der Regel eine fünfzählige, fünfächerige, fünfklappige Kapself, welche an den Ranten der Länge nach, in der Mitte zuerst, aufspringt. Selten (nur bei *Averrhoa*) ist die Frucht eine fünftheilige Beere. Die Samen, meist in bestimmter Anzahl vorhanden, sind im inneren Winkel der Fächer befestigt, gestreift, mit einer fleischigen, anders gefärbten Decke umgeben. Die elastische Hülle, welche man früher mit Unrecht für eine Ausbreitung des Keimanges (epitoca) ansah, öffnet sich beim Keimwerden des Samens an der Spitze und schleudert den Samen heraus (Schubert, *Handb.* 1. 223). Der Eizellkörper ist knorpelig-fleischig; der Embryo gerade, von gleicher Länge mit dem Eizellkörper; das lange Wurzelchen nach oben gerichtet, die Samenlappen blattartig (*Gärtner de fruct. t.* 113).

Die Draciden sind der Mehrzahl nach in die gemäßigten Zone der nördlichen Halbkugel einheimisch, vorzüglich am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südamerika; nur wenige finden sich in den gemäßigten Ländern der nördlichen Halbkugel; in der heißen Zone wachsen mehrere Arten, in der kalten und auf höhern Breiten keine.

Die meisten der hierher gehörigen Gewächse sind besonders in ihren Blättern reich an saurem, sauerleisem Kalz, welches ihnen einen sauren Geschmack und erstickende, gelind abführende Eigenschaft gibt. Sie dienen vornehmlich zur Bereitung des Sauerleisesalzes; einige sind abstringierend und wurden sonst als blutstillende Mittel benutzt, andere wendet man in Brustleiden gegen blutartige Fieber an. Ihre Blätter können gekocht, als Gemüse verköpft werden, ebenso die Wurzelknollen einiger südamerikanischen Arten, z. B. von *Oxalis tetraphylla* *Cavanilles* (Leon, rar. III. p. 20. t. 257) und *Ox. Doppel* *Loddiges* (Bot. cab. t. 1500. *Ox. tetraphylla* *Link et Otto*, *Abbild. der Gew. des bot.*

Cari. I. S. 21. t. 11). Außerdem sind die fangellosten Arten von *Oxalis* wegen der Schönheit ihrer Blumen und Blätter und der Leichtigkeit ihrer Vermehrung sehr empfehlenswerthe Bierpflanzen. Die dreieckigen Früchte der beiden Arten von *Averrhoa* (s. d. Art.) haben einen angenehmen säuerlichen Geschmack.

Die Blätter aller Draciden zeigen eine große Resistenz dem Einflusse des Lichtes; die gefiederten Blätter von *Ox. sensitiva* *Linn.* (*Biophytum sensitivum* *Candolle*) und *Averrhoa Bilimbi* *Linn.* schlagen sich bei der leichten Berührung zusammen.

Was die natürliche Verwandtschaft der Draciden anbetrifft, so scheinen sie sich zunächst an die Zygophyten anzuschließen, während auch eine nahe Beziehung zu den Geraniaceen, Tropaeaceen und Balsaminaceen unverkennbar ist.

Es gehören nur zwei Gattungen zu dieser Familie, *Oxalis* *Linn.* (*Biophytum* *Cand.*) und *Averrhoa* *Linn.* Die Gattung *Ledocarpum* *Desfontaines*, welche *Candolle* hierher rechnet, gehört nach *Don* zu den Bicoiden (*Argemone*). (*A. Sprengel*.)

OXALIS, Sauerleis. Eine Pflanzengattung aus der fünften Ordnung der zehnten Rinnischen Classe und aus der natürlichen Familie der Draciden. Der Name (*oxalis*) findet sich zuerst bei *Nikander* (*Theriac. v. 840*) und bei *Dioscorides* (*Mat. med. II, 140*), wo er den gemeinen Sauerampfer bezeichnet (*Rumex Acetosella* *Linn.*). Eindeutet ihn auf diese Gattung übertragend, welche *Tournefort*, *Camard* und *Mösch* nach *Vinnus* *Oxya* nannten. *Char.* Der Kelch tief fünftheilig oder fünfblättrig; die fünf Corollenblättchen nagelförmig, oft an der Basis mit einander verwachsen; die pfriemenförmigen Staubfäden, fünf äußere kürzer und fünf innere längere, sind an der Basis meist zu einem Bündel zusammengewachsen; die fünf sadenförmigen Griffel tragen pinself- oder knospenförmige, selten zwispaltige Narben; die Kapself ist fünfzählige, ablang oder cylindrisch. Es sind gegen 200 Arten dieser Gattung bekannt, welche fast durchgängig als perennirende Krautgewächse mit gebieteten Blättern und meist rothen Blumen über die ganze Erde, mit Ausschluß der Polarländer und hoher Berge, verbreitet sind. Die allermeisten finden sich am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südamerika. Eine Art, *O. sativa* *Linn.* *Fil.* (*Suppl. p. 243. Thunberg*, *disq. da O. nr. 4. t. 1. f. 4. Jacquin O. nr. 78. t. 76. f. 2*), ist eine Wasserpflanze, welche in Gärten am Vorgebirge der guten Hoffnung wächst. Über die Eigenschaften der Dracidenarten im Allgemeinen s. d. Art. *Oxalidaceae*. Zur Breitung des Sauerleisesalzes werden vorzugsweise folgende Arten benutzt: *O. Acetosella* *Linn.* in Europa; *O. compressa* *Linn. Fil.* (*Suppl. p. 243. Jacq. O. nr. 19. t. 78. f. 3*) am Cap; *O. Plumieri* *Jacqu.* (*O. nr. 3. O. frutescens* *Linn. sp. pl. Plumier gen. am. t. 213. f. 1*) in Westindien, und *O.*

*) *Oxya* (*Plin. H. N. XXVII, 89*) ist vielleicht der gemeine Sauerleis, dagegen wird mit demselben Namen (*ib. XXI, 69*) auch eine Binsenart angeführt.

tuberosa Molina in Chile. In Europa finden sich nur drei Arten, welche auch in Deutschland nicht selten sind:

1) *O. Acetosella* Linn. (Sp. pl., Jacquin, O. nr. 91. t. 80. f. 1; Schubar, Handb. t. 123. Flor. dan. t. 980. Engl. bot. t. 762. Gärtner de fruct. t. 113. Curtis, Fl. londin. fasc. 2. t. 31. Hayne, Brandt und Rugeburg, Aynsig. t. 35. Schlechtendal und Guimpel, Gem. der Pharmaz. bot. t. 86. O. Plin. II. n. XXVII, 89? Trifolium acetosum. Brunfels icon. III, 50. O. Acetosella Allioni, Scopoli, Mönch. O. alba Lamarck, Flor. franc. Teufl: Sauerke, Rudersfalt, Allgäu; französisch: sorcelle blanche, pain de coucou, alleluia; englisch: wood-sorrel; holländisch: klaver zuring; schwedisch: lysmåla, gjökmat; dänisch: Sauerkear, Bjørgmad; spanisch: acedilla; italienisch: joliosa, lajola, acetosa; polnisch: kwasnica aczawik; wächst durch ganz Europa bis an die südlichen Alpen Papstlands; am liebsten in Bergwäldern, auf Baumwurzel; auch am Kautalus; in Mittelasien, Japan und Nordamerika. Der Wurzelstock ist dünn, wogerecht, kriechend, mit röhrlchen, fleischigen Schuppen und dünnen, saftigen Wurzeln besetzt. Aus den oben, knospenförmig zusammengesetzten Schuppen (den überreifen abgefallenen Blättchen) treten im Frühjahr einige Blätter und Blüthenstängel hervor. Die Blätter sind langgestielt, gedreht, die Blättchen umgekehrt-bergsförmig, kurzgestielt, sparsam besetzt, des Nachts und bei stürmischer Wetter nach oben zusammengeklappt und am Blattstiel zurückgeschlagen (schlafen). Der Blüthenstiel etwas länger als die Blätter, drehrund, von der gewimperten, breiten Basis des Blattstiel umfaßt, schlaff, beblättert, oberhalb der Mitte mit zwei gegenüberstehenden Stützblättern, einklummig. Die Kelchblätter ablang, stumpf, gewimpert. Die Corollenblätter fast viermal so lang, als der Kelch, umgekehrt-eiförmig, abgestutzt oder ausgerandet, weiß, bläulich oder roth mit purpurnen Adern; über der Basis des Kelchs an einander gefügt. Die Kapselfrucht eiförmig, stielständig, stielständig; die Samen sind braunroth mit weißer Decke. Eine kleinklummige Art (*O. parviflora* Ley.), bei welcher die Corolle nur doppelt so lang als der Kelch ist und fünf Staubfäden regelmäßig schief schlagen, hat Lejeune in Oeden bei Spaa gefunden; eine andere Art mit ausgerandeten Corollenblättern ist die nordamerikanische *O. americana* Bigelow (Candolle prod. I. p. 700).

Alle Theile dieser giftigen Pflanze, besonders aber die Blätter, besitzen eine angenehme, kräftige Säure. Aus ihnen hauptsächlich wird das Sauerkeerfah bereitet (aber auch aus andern Tralles und Rumicanten), vorzüglich im Schwarzwalde in zahlreichen Fabriken. Zu diesem Behufe wird das frische Kraut in einem hölzernen Mörser gestoßen und der Saft ausgepresst. Nachdem der Saft sich gesetzt hat und geklärt ist, wird er mit Etwas abgelocht, bis zur Symplicite abgedampft und in Glasgefäßen an einen kühlen Ort aufbewahrt. Hier schmelzen dann bald kleine Krystalle von Sauerkeerfah (Sal Acetosellae, f. d. Art. Oxalium) an. Nach Rosen (Danmarks og Hol-

steens Flora. II. p. 779) geben 20 Pfund Kraut, sechs Pfund Saft und fünf Loth Salz; nach Savary (Lamark. encycl.) 100 Pfund Blätter 50 Pfund Saft und fünf Unzen Salz; nach Hagen zehn Pfund Kraut, sechs bis sieben Drachmen Salz. Die frischen Blätter können auch, indem zu Radikursäften, zu Conserven und als Würze der Speisen verwendet werden. Schafe, Ziegen und Schweine fressen das Kraut, Kinde und Pferde nicht gern. Die Blumen des Sauerkeers werden häufig von Bienen besucht.

2) *O. stricta* Linn. (Sp. pl., Jacq. O. nr. 9. t. 4. O. corniculata Fl. dan. t. 873. Sturm, Krusck. fl. I. O. ambigua Salisbary Linn. transact. II. p. 242. t. 23. f. 4. O. laeta Minck. math.), mit perennirenden, reichenden Wurzelprossen, aufrechten, glatten Stengeln, langgestielten, gestrichelten, fast glatten, gedrehten Blättern, umgekehrt-bergsförmigen, dreien Blättchen, zwei bis sechsblumigen, in dem Blattstiel, oder am Ende des Stengels stehenden, stielbehaarten oder glatten, aufrechten, an der Basis breiten Blüthenstiel und gelber Corolle; welche doppelt so lang als der Kelch ist. Ein gemeines Unkraut in Gärten, auf Aeden und gelichteten Waldboden in Europa und Nordamerika, wo sie ursprünglich einheimisch, sehr saft. Häufig mit ihr verwechselt wird die folgende Art.

3) *O. corniculata* Linn. (Sp. pl., Jacq. O. nr. 10. t. 5. Fl. dan. t. 1753. Engl. bot. t. 1726. O. corniculata Scopoli. O. laeta Lamarck Fl. fr. O. pasilla Salisbary L. c. p. 243. t. 23. f. 5.; mit der Art *O. villosa* Marshall a Bieberst. taur.-cauc. I. p. 355), einjährig, mit niederliegenden, Wurzel stielbehaarten, behaarten Stengel, ablangen Axtblättern, welche an der Basis der Blüthenstiele angewachsen sind, die hohlen Blättern und zurückgeschlagenen Fruchtstiel. Auf dünnem Boden in Europa, Nordamerika, Persien, Mexiko, Japan, auf Teneriffa und den macaronischen Inseln. Aus beiden Arten kann ebenfalls Sauerkeerfah bereitet werden.

Die Gattung Baphytum, welche Candolle (Prodr. I. p. 689) von Oxalis getrennt hat, soll sich unterscheiden durch abgebrochen gestrichelte Blätter, durchaus freie Staubfäden, ausgerandete zweifelhafte Narben und eiförmig-kugelige Samenkapseln. Wie wenig aber diese Unterschiede Stich halten, das am besten nachgewiesen Aug. de St. Hilaire (Bulet. de la soc. philom. 1825. Mai). Candolle rechnet nur zwei Arten zu dieser Gattung, oder vielmehr Unterart:

1) *B. sensitivum* Cand. (l. c., O. sensitiva L. sp. pl. Jacq. O. nr. 21. t. 78. f. 4. Totta vari et Totta vaddi Zanoni hist. ad. Mont. p. 223. t. 131. f. 2. Rheede hort. malab. IX. p. 3. t. 19. Herba sensiens Romph. herb. amb. V. p. 301. t. 104. f. 2), ein einjähriges, glattes Kraut mit kurzem Stengel, an dessen Spitze ein Büschel von wirbelförmigen, abgebrochen-gestrichelten Blättern mit 12-14paarigen, ablang, schief zugespitzten, Blättern steht; die beiden äußeren Blüthenstiele tragen große, gelbe, rothgestreifte Blumen. Wächst in Hindien, auf Ceylon, Java, Sandina

und den Philopainen, besonders unter Rosospalten. Die Blätter zeigen große Reizbarkeit, sie schlagen sich, wie bei Mimosa pudica und anderen sogenannten Sinnpflanzen zusammen, nicht bloß bei jeder Berührung, sondern auch, wenn man sie nur anhaucht; auch bei Nacht und trübem Himmel sind sie geschlossen, daher der portugiesische Name dormideira, Schlafpflanze, und der Canbollesche Biophytum von *geros*, Pflanze, und *biog*, Leben.

2) *H. dendroideum* Cand. (l. a., *O. dendroideum* Kunth (Humboldt, Bonpland et Kunth, nov. gen. N. p. 250), wahrscheinlich auch einjährig, mit kurzem, hohlem Stengel, einblüthigen Blüthenstielen und violetten Blumen. In Neu-Granada. Die Blätter sind gegen Verletzung nicht empfindlich. — Die Gattung *Oxalis* ist monographisch bearbeitet worden von Thunberg (Diss. de Oxalide. Upsal. 1781. 4.), von R. J. Jacquin (O. Monographia iconibus 81 illustrata. Vindob. 1794. 4.) und von Zuccarini (Monographie der amerikanischen Oxaliden (Münch. 1825. 4.)). (A. Sprengel.)

OXALIMUM, säuerliches oder saures Kalisulfat, doppelt oxaltes. Kali, saures Oxalat der Potasse, Sauerkieselsalz; Bioxalium kalium, kali oxalicum acidulum, und Acetoxallum, ein weißes, unvollkommen über-säuertes weinsteinsäures Kalisalz in Krystallen, länglich vierseitig, dachförmig abgestumpften Blättern oder Parallelepipedon aus dem ausgepreßten Saft mehr Sauerkiesarten und anderer Pflanzen (s. d. Art. Oxalsäure) nach dem Reiningen, Verdampfen und Abkühlen durch Krystallisation gewonnen, das aus einer eigenthümlichen Säure (s. d. Art. Oxalsäure), zum Theil an Kali gebunden besteht, luftbeständig, sehr scharf von Geschmack, schwierig in Wasser (erst in sehr selten siedendem), noch schwieriger in Weingeist löslich, aber doch bald im Munde zerfließt, die blauen Pflanzenstoffe stark röthet, im offenen Feuer, unter schwachem Kalkstein und Entzündung eines stehenden Dampfes, schmilzt, mit einer blauen Flamme brennt und sein Kali zurückläßt. Bei trockner Destillation gibt es kohlensaures und Kohlenwasserstoffgas, zu Vitriol feste und liquide Drallsäure, kein brennliches Öl, und im Rückstande bloß Kali mit weniger Erde. In destillirtem Wasser gelöst, trübt es das gemeine, zumal harte kohlhaltige Wasser, schüttet Quacksilber und Silber aus der Salpetersäure als Knallsilber nieder, und fällt das essigsaure Blei, ohne die Auflösung des kohl-sauren Quacksilberbismalls zu trüben. Nach Gay-Lussac löst sich auch Weinsäure in oxaltes Kali umzuwandeln. (S. Annal. de Ch. et de Ph. Août. 1829, t. 15, in Seliger's Magaz. p. Pharm. 1829, Oct. S. 81 u.) Dergleichen soll man zur Darstellung desselben, nach Gay-Lussac (vergl. A. Brandes Arch. n. XXX. S. 114 und Erdmann's Journ. n. 1830. VII. 3. S. 356 u.), Eisenkieselerde mit einer Partie Papierschäle eintrocknen, schwach glühen, in Wasser auflösen, krystallisiren lassen, und mehrmals umkrystallisiren, oder den Kalküberschuß mit Essigsäure sättigen, und das essigsaure Kali durch Alkohol wegmehren, oder das Oxalium davon durch Krystallisation trennen.

Im Oxalium schlägt die Säure bei weitem vor, so,

daß es sich zur Drallsäure wie der Weinsäure zur Weinsäure verhält. Denn wenn man zu einer etwas concentrirten neutralen Lösung des oxaltes Kali eine gleichfalls etwas concentrirte Solution von reiner Drallsäure tropfelt, so bildet sich augenblicklich ein dem Oxalium ganz ähnliches Salz, das, wegen seiner Schwerauflöslichkeit, pulverig niedersinkt, wenn des Wassers nicht zu viel, und dieses nicht zu warm ist. Sieben Gran Sauerkieselsalz, in welchem 4,239 Grane Drallsäuremasse enthalten sind, geben 60 Körner, der sie mit rauchendem (nordhäuser) Vitriol behandelte, genau zehn Cubitoll Gas, bestehend aus fünf Cubitoll Kohlenoxydgas, und gleichviel kohlensaures Gas. Nach F. G. Bøgel enthält das krystallinische Oxalium 31,44 Kali, 55,93 Säure und 12,63 Wasser; das trockne Pulver 30 Kali mehr 64 Säure, oder 100 Theile mit 160 Säure.

Wenn das Sauerkieselsalz mit Säuren braust, so ist es mit Potaiche, macht es mit Kalilauge einen Niederschlag, so ist es mit schwefelsaurer Bittererde, vermischt es am Anzöhrer, wird es schwarz, oder verbreitet es kein Verbrennen einen brenzlich-sauren Weinsäuregeruch, so ist es mit Weinsäurekrystallen, und wenn es mehr salzig und herb schmeckt, die Zähne sehr bald stumpf macht, so ist es mit Schwefelsäure u., oder überhaupt mit einem fremden Salze versetzt, z. B. mit Schwefelsäurem Kali oder Natrium, wo es auch kleinere und im Wasser löslichere Krystalle zeigt, die nach dem Vergleichen kein reines Kali, sondern Vitriolweinsäure oder Glaubersalz zu rücklassen, und mit Weinsäure einen Niederschlag bewirken, der aber nicht in Salpetersäure auflöslich ist. Das beste Sauerkieselsalz erhalten wir aus der Schmelze, und aus dem ihr angrenzenden Schwaben, in schönen, großen, weißen, reinhafter schmeckenden Krystallen; das Thüringer und bayerische sieht etwas gelblich aus, schmeckt weniger sauer, und besteht aus kleinen Krystallchen, die im Wasser sich weit schwieriger lösen. Mehr vormalig benutzte man dies Salz, wie die Weinsäure, seines Wohlgeruchs wegen besonders zu Limonadenpulver. Auch machte man sonst in Frankreich mit Tragantkleim einen Teig daraus, und formte diesen zu Stengeln oder Tafeln, worauf ein Pechsaft abgedrückt wurde. Mit Citronenzucker in Wasser aufgelöst gaben sie eine Limonade. Allein sein Gebrauch für diesen Zweck bleibt immer unsicher und bedenklich, denn längst ist es in Aussehen bekannt, daß dies Salz, gleich seiner Säure, von 3 Drachmen bis zu 4 Unze genossen, als Ägzig die Sensibilität im Unterleibe zerstört. Die Säure wirkt desto schneller und heftiger, je weniger ihre Auflösung concentrirt ist, und dann so, daß sie in die Blutmasse übergeht, und von hier aus das Nervensystem angreift, d. h. Schwindel und Lähmung der Hinterfüße, hauptsächlich bei Thieren, verursacht. (s. R. Christison in f. Tr. on Poisons in relation to medicine jurisprudence, physiologie, and the practice of physic. (Edinb. 1829) p. 143 etc. R. B. Coindet's Versuche und Beobachtungen über die Kielesäure (als Gift), über das Wurst- und Kalkgift, aus dem Englischen und Lateinischen von G. S. Kühn und D. B. Kühn (Leips. 1824); vergl. C. G. Kühn,

Opp. acad. med. physiolog. etc. (Lipsia 1828) II. etc. Pommer 'in der medicin. chirurgischen Zeitung. 1828. Nr. 38—40. Gent's's Zeitschr. für die Staats- arznei. 11. Ergänzungsb. IV. d.) Die unmittelbare Ursache des Todes von Vergiftung mit Oxalsäure ist bald Paralyse des Herzens, bald ein leichter Schlaganfall, bald eine Verbindung von beiden. Die besten Gegenmittel sind Kaltwasser, oder ein Gemisch aus essigsaurem Kalk und Bittererde, wobei oxalsaure Kalk noch essigsaurer Bittererde gebildet wird (vergl. Kopp's Jahrb. x. X. S. 373 f.).

Obwohl das Sauerkieselsalz oder seine Säure weit seltener zu einem Vesiculis dolosum oder euposum, als zum Selbstmorde, gemisbraucht werden, so liess man doch zufällige Vergiftungsarten durch Verwechselungen des Salzes mit Bittersalz u., oder durch Mißgriffe anderer Art, wie in den Medical Repository etc. 1814., und daraus in Hufeland's Journ. für die prakt. Heil. Sept. 1816; neuere Beispiele in der neuen Sammlung auserselen. Abhandl. zum Gebrauch prakt. Ärzte. 1820, IV. 4. S. 754 fg.; in Medel's Arch. für die Physiologie. VIII. 3. S. 513 fg. 590 fg.; in der medic. chirurg. Zeitung 1820. Nr. 88. S. 147 fg.; ebend. 1824. Nr. 20.; in der adinb. med. and surg. Apr. 1823.; deutsch daraus in Horn's u. Arch. für die med. Erfahr. 1823. Jul. und Aug. S. 100 fg.; in Schweigger's Journ. für Chemie und Physik. XVII. 2, und in der obigen Kühn'schen Schrift, u. a. m. D. Die giftigste Giftdosis gibt mit salpetersaurer Bornauflösung einen Niederschlag von oxalsaurem Baryt, aus dem die Säure durch zugelegte Schwefelsäure und Wasser sich abscheiden, und durch Verdunstung krystallisiren löst. Oder man kann etwas von dem weisslichen Salze mit gemeiner schwarzer Schreibrinde vermischen, deren Farbe bei Bittersalz un verändert bleibt, durch Drucksäure aber braun wird, weil sich hier oxalsaures Eisen bildet.

Durch das reine Sauerkieselsalz entweder an sich, oder nachdem dessen verdorrendende Säure mit Pflanzenkalk völlig gesättigt ist, wird jede Flüssigkeit, die genug Kalk mit irgend einer Säure aufgelöst enthält, sogleich aber, wenn wenig Kalk da ist, in der Ruhe erst nach einigen Tagen getrübt, und schwärzlicher oxalsaurer Kalk gesät. Dasselbe bemerkt man an der Auflösung des Aikaltes in Wasser (Kaltwasser). Bei Borax und Strontion sind diese Erscheinungen wol auch zugegen, aber bei weitem nicht so auffallend, als beim Kalk. Die reine Drallsäure wirkt nicht anders, und ihr ist oft das reine Drallum vorgezogen, dessen wässrige Lösung daher, wie die wässrige Drallsäure, ohne das Salz, weil es sich nicht freiwillig zerlegt, bei jedesmaligem Gebrauche frisch auflösen zu dürfen, als Reagens dient auf Kalk im Wein, in der Weinsäure, im verdünnten Wasser u., auf Kalk und Bittererde in den Binkeln, bei der Prüfung gemeiner und Mineralwässer auf Kalk, zur Scheidung des Niekels von Eisen u.

Zechstein benutzt man das Salz (zu 4 Drachmen mit 2 Drachmen Salmiak in ein Pfund Essig aufgelöst) um neugegossene Bronze des Ansehen von dunklerer, an-

stifer zu geben, und reist damit anhaltend die von Kupferrost u. wohl gereinigten Stellen, bis sie wieder trocken erscheinen. Auch wird dasselbe, weil es vermöge seiner vorklagenden Säure Eisen und seine Dröbe auflöst, mit Erfolg gebraucht, um Schwarzrinten- und Rostflecke auf dem Weissende, aus Papier u. zu bringen (vergl. Fr. P. Savary de sole essentiali acetosoluo. [Argent. 1773. 4.] Wiegleit in Crell's chem. Journ. 1779. II. S. 6 f. S. C. Titius de acido vegetabili elementari, eiusque modificatione [Lips. 1788. 4.], und der Literatur unter dem Art. Oxalsäure.) (Th. Schreger.)

OXALME, Oxälm, Moria acida, eine Mischung aus Essig und Salz, deren sich die Alten häufig sowohl bei Zubereitung von Speisen als auch als Heilmittel bedienten. (Wieglend.)

OXALSÄURE (Sauerkieser, Kleer, köstliche Säure, sonst Zuckersäure, acid. saccharicum, acid. oxalicum, acido oxaliquo), heisst eine besondere flüchtige Pflanzensäure, welche Scheele im J. 1784 bei der Behandlung des Zuckers mit starker Salpetersäure entdeckte und deshalb erst Zuckersäure nannte, später aber mit der Drallsäure identisch fand. Döbereiner nimmt sie gleich dem Zucker für eine salzartige Verbindung an und nennt sie köstliche Säure, weil sie ebenfalls aus Kohlen- und Sauerstoff besteht. Sie löst sich, wie die Kohlenensäure, künstlich darstell, als weinsteinsäure jedoch zunächst aus dem Sauerkieselsalz (s. den Art. Oxalium) schiden, wenn man zu dessen wässriger Auflösung eine essigsäure Bleisolution gießt, wodurch ein Niederschlag von oxalsaurem Blei entsteht, der mittels Schwefelsäure zerlegt werden kann. Auch erhält man sie durch Erhitzen aus einem kohlensaurem Kali oder Ammonium neutralisirten wässrigen Lösung des reinen Sauerkieselsalzes mit Hülfe einer salz- oder salpetersauren Barytsolution; der zu Boden gesallene oxalsäure Baryt wird dann gleichfalls durch verdünnte Schwefelsäure zerlegt. Mehr mittelbar kann sie, durch Behandlung des Honigs, des Manna und anderer süßer Pflanzenstoffe, so selbst der meisten Äther- und Fettstoffe, des Weingeistes, und sogar der thierischen Gallerte mittels Salpetersäure gewonnen werden. Ferner bildet sie sich nach L. Gmelin und Wiegand bei Breitung des Kalkum, sowie nach Wauquellin und Gay-Lussac, wenn man Gallert- oder pectische Säure mit Aethyl- oder Natron in einemiegel erhit, und die Masse in salpetersaurem Wasser auflöst. Auch werden durch dieselbe Behandlung Baumwolle, Seide, Fellsägenhäute, Zucker, Stärkmehl, Gummi, Milchsäure, Papier und andere organische Stoffe in Drallsäure umgewandelt (s. Gay-Lussac in Schweigger's Zeitschr. d. Jahrb. u. 1830. I. Heft, in Seiger's Magazin für Pharmacie u. 1831. XXXV. S. 28 fg. und in den Annalen der Pharmacie u. 1832. I. 1. S. 20 fg.), desgleichen nach Buchner und Herberger (s. d. Ersten Reporter. 1831. XXXVIII. 2. S. 189 fg.) vegetabilische Stoffe durch Zerkleinerung mittels Kali. Allein eine der merkwürdigsten Umbildungen in dieselbe bleibt

*) Es geben gewöhnlich 15 Aetheil Sauerkieselsalz einen Aethyl reinen krystallisierten Drallsäure.

jens der Weinsäure; ja schon rober Weinsäure liefert, mit Kali erhit, vorzüglich viel Drallsäure, dergleichen auch Citron-, Apfel-, Bernsteins- und Selenensäure liefern. (S. Buchner's Repert. v. XXXIII, 1. S. 131 fg.) Nicht minder erzeugt sie sich bei Einwirkung des Chlors auf Harnsäure, sowie neben andern Producten beim Einwirken von Oxen auf Ammoniumflusssäure, wo zugleich künstlicher Harnstoff entsteht. (S. Wöhler in Poggendorff's Ann. d. Ph. k. 1828. XII, 2. S. 283 fg.) Über Bereitung der sublimirten Drallsäure s. E. Turner im Pharm. Centralblatt. 1831. Nr. 22. S. 341 fg. u. in den Ann. der Pharm. S. 22 fg. In der Natur kommt die Drallsäure nie im Reine der Früchte vor, dagegen öfters mit Kali im Zellstoffe der Blätter, z. B. von *Oxalis acetosella corniculata*, *acerosa* L., *stricta* Jacq., *floribunda* L., *tetraphylla* L. und *Rumex*, deren Blätter antistofubulisch wirken, und als Gemische gleich den Knollen der Wurzelgewächse gegessen werden. Auch *Rumex acetosa* L., *Rum. vesicaria*, *Geranium acetosum* etc. enthalten Drallsäure; einen ähnlichen Geschmack haben die Blätter der Begoniaceen, des Baums *Aegleia Rumph.* und mehrerer tropischer Gewächse. Reich an oxalsaurem Kalke ist besonders die asiatische Flechte, *Parmelia esculenta* (s. dies. Art.); dergleichen das Zellgewebe des Markes und die Rinde von *Cereus peruviana*. Merkwürdig bleibt es immer, daß diese oxydirte Säure in dem Theile der Pflanzen ihren Sitz hat, welcher der Luft am meisten bloßgestellt und zur Anziehung des Sauerstoffes am vertheilbarsten ist. Freie Drallsäure fohndert die röhren, wie Conserven geglieberten, aber nicht drühsigen Haare auf den zarten Hüllen und Netzen des *Clelea aristatum* ab. Drallsäurer Kalk liegt, als Pulver, in dem Zellgewebe der perennirenden Wurzeln und den Rinden vieler jährigen Gewächse, z. B. in den Rhododendren, Rothenylam, Eißholze, Kiefern und andern Wurzeln. Woher das Kali kommen mag, welches die Dralsäure, sowie die Weinsäure fast in allen Pflanzen des Continents begleitet, ob aus der Erde oder durch organisch-chemischen Proceß erzeugt, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden. In der Erde ist freilich weit mehr davon da, als in der Asche aller Vegetabilien, welche in Millionen Jahren wachsen. Jedoch wenigstens die Erdrinde, auf welcher die Vegetation vor sich geht, durch deren Fortdauer, durch Regen u. einmal an Kalk erschöpft worden, und desselbe durch den Dinger allein nicht in solcher Menge ersetzbar sein, wie man es mehrere Jahre nach einander in der Weinsäure, im Weinsäure selbst, in den Tabakstengeln, im Kartoffelkraute u. antrifft. In diesem Falle ließe sich annehmen, daß es ebenfalls zu den Vegetationsproducten gehöre, weil die solirichsten Gewächse solche sind, die in sich neben sauren Stoffen noch viele organisch-alkalische enthalten, z. B. Klee, oder Erbsen, oder Feigen u. d., die etwa durch größere Verdichtung, oder innigere Durchdringung ihrer Bestandtheile sich in Kalk umwandeln können. Dergleichen bestehen nach Brattonnot (s. Annal. de Chimie. Mars. 1825, und Trommsdorff's Reises Journ. der Pharm. 1825. XI, 1), die *Lithospermum crustacei*, wie *Valeriana* (häufig auf alten Buchen) u., beinahe zur Hälfte

aus oxalsaurem Kalke, welche bei den häufigern, knorpeligen Flechten sich ganz verliert. Auch findet sich dieses Salz oder auch oxalsaures Ammonium in manchem Barmgries und in einigen Darmleinen. (Vergl. Gay-Lussac in Schweigger's Seidels Jahrb. der Chem. u. Pharm. 1830, 7. Bogenblatt's. physiolog. und medic. Untersuchung über den Harnsteine u. Nach der zweiten Auflage des Französischen bearbeitet von F. Ludw. Reibner. Mit einer Kupfert. Leipzig 1830.)

Nach Döbereiner unterscheidet sich von der Drallsäure die Weinsäure und Citronensäure dadurch, daß diese in feinerer Zustande bei der gewöhnlichen Temperatur Gas ausgeben, wenn sie mit concentrirter Schwefelsäure in Berührung kommen. Ebenso leicht bezeichnet den Unterschied zwischen Dralsäure und Weinsäure, nach Pechler, der salpetrische oder salzsaure Kalk, weil der hier gebildete oxalsaure Kalk sogleich aus der Mischung niedersinkt.

Unsere Säure stellt ein festes, weißes Salz in Prismen und Parallelepipedon da mit zwei schmalen und zwei breiten Seitenflächen, oder auch in rhomboedrischen Tafeln, das in der Siedhitze des Wassers feuerbeholdig ist, und nach F. G. Vogel in 100 Theilen 41,35 Kalkwasser, nach Berzelius aber 59 Säure und 42 Wasser und nach Hermann in Moskau 42,30 Wasser, 19,40 Kohlenstoff und 38,30 Sauerstoff enthält. Bei überleiteter Krystallisation nimmt es auch die Form von platten Nadeln an. Die Krystalle sind mehr oder weniger durchsichtig und ziemlich glänzend, ganz geruchlos, von überaus scharfem, aber nicht unangenehm saurem Geschmack. Unter allen organischen Säuren ist die Drallsäure am sauerstoffreichsten; ein Gram davon macht 2633 Grane Wasser merklich sauer, zu zwei Loth genommen wirkt sie tödtlich. Ihr specifisches Gewicht ist nach Guyton-Morveau 1,593, nach Richter 1,507. In heißer, trockener Luft verwittern ihre Krystalle sehr langsam, mit Verlust von etwa 28—30 Procent. Krystallwasser zu einem weißen Pulver, zu Drallsäure-Hydrat, das in der Hitze, statt sein Wasser zu verlieren, zerfällt und nach Gay-Lussac und Thénard von gelind erhittem Kalin und Natrium unter lebhafter Feuerentwicklung zu Kohle und Kali wird. Mit Wasser erhitgt es sich und enthält nach Berzelius 80,5 Drallsäure und 19,5 Wasser. Nach Richter ist kaltes Wasser nur 1 seines Gewichtes von der Säure auf, von siedendem bedarf sie zu ihrer Lösung, die dann unter Knistern geschieht, kaum die Hälfte. Nach Bergmann lösen sich die Krystalle in zwei Theilen kalten und einem Theile kochenden Wassers auf. Von der in Weingeist gelösten Säure wird Zedernschneller, aus von allen übrigen Säuren geruchlos, und das Fernambolpapier schneller blaßgefärbt, Kurkumapapier aber unverändert gelassen. Über deren Wirkung auf den Zucker s. Döbereiner in Geiger's Ann. der Pharm. 1832. II. S. 338. Hundert Theile siedenden Alkohols lösen 56 Theile Drallsäure auf, bei mittlerer Temperatur nur 40 Theile. Wenn man einen Theil davon in acht Theilen reinen Alkohols auflöst, in einer Reorte diese 5—6mal abkühlt, so verflüchtigt die Säure ganz, und wird, nach Bauphot, zu einer bläulichen Materie, die eine Verbindung beider Stoffe ist, bräunlichgelb

aussieht, wie süßes Melch, riecht, wenig bitterlich, etwas metallisch schmeckt, in Wasser wie Diätysen niederschlägt, sich aber durch Schütteln zum Theil darin auflöst, blaue Pflanzenfärbstoffe, durch Schütteln mit kohlensaurem Kalk ihre anhängende Säure verliert, und sich leicht in Alkohol löst, welcher abdestillirt etwas von der dicken Materie und von der Säure mitnimmt, die durch kohlensauren Kalk ausgemittelt wird. Mit Wasser in einer Retorte destillirt, zerfällt sich die bülge Substanz, es entsteht säuerliches Wasser, und eine saure Flüssigkeit bleibt zurück, die beim Erkalten Drallsäurekristalle absetzt. Ammonium fällt aus derselben oder ihrer Auflösung in Alkohol sogleich einen weißen Niederschlag, der eine Verbindung derselben mit Ammonium ist, welche ohne Geruch und Geschmack, weder im kalten, noch im warmen Wasser sich auflöst. Erhitzt versetzt dieser Niederschlag als weißer Rauch, ohne Berührung. Weder Salpeter, noch kalte Salzsäure löst ihn auf, wol aber warme, ebenso Vitriolöl. Die Auflösung ist durchsichtig, farblos, und Kalien schlagen nichts daraus nieder. Nach Bergmann ist die Drallsäure in verdünnter Schwefel- und Salzsäure ohne Berührung löslich. Mit Kalk oder Natron gekocht wird sie nicht zerlegt und kein Ammonium entwickelt. Mit Aelauge in einer Retorte destillirt, enthält das Destillat Ammonium und Alkohol, der Rückstand mit Salzsäure gesättigt und mit salzsaurem Kalk vermengt wirft vielen oxalsauren Kalk nieder. Von der Drallsäure werden ferner die Auflösungen des salzsauren Kalkes und des Kalkwasser getrübt. Auch ist sie fähig, das Mangan der Essigsäure und Salzsäure zu entziehen. Auf Glühkohlen löst sie nach Bergmann und Ward einen sauren stehenden Dampf aus und versetzt in Pulver, Tröden destillirt entwickelt sie Wasser, welches etwas Drallsäure enthält, schmilzt, kocht auf, wird braun, gibt ein leichtes, weißes Sublimat von Drallsäure-Hydrat, welches mit Wasser, ehe es sich auflöst, einen Teig bildet, entwickelt viel Gas (1 Unze wol 100 Cubitzoll), welches zur Hälfte kohlensaures ist, und zur Hälfte mit blauer Flamme verbrannt. Es bleibt eine braune oder graue Materie zurück, welche Schwefelsäure braun, Salpetersäure gelb färbt, in Salzsäure unverändert sich löst, und in einem offenen Gefäße erdigt ganz verschwindet. Durch ein Glührohr geleitet werden die Krystalle ganz zerlegt, ohne Abcheidung von Kohle. Kochende Salpetersäure verwandelt sie allmählig in Wasser und Kohlenäure. Concentrirte Schwefelsäure löst sie mit brauner Farbe auf, und zerfällt sie, besonders in der Hitze. Rauchendes Vitriolöl zerlegt sie, nach Döbereiner schon bei niedriger Temperatur in gleiche Maße kohlensaures und Kohlenorndgas, von nicht dampfendem (englischem) Vitriolöl erleidet sie keine Berührung. Wässriges Chlor verwandelt sie mit Wasser verbundene Säure ganz in kohlensaures Gas. Durch Salpetersäure wird sie beim Siedepunkte zu Wasser und Kohlenäure. Essigsäure löst sie unverändert auf. Jod und Drallsäure wirken nicht auf einander; dagegen ist diese im Ather, und sowohl in flüchtigen als in fetten Ölen löslich. Mit Alkohol bildet sie den Draläther (s. oben). Fourcroy und Vanquelin nehmen in ihr an: 10 Wasserstoff, 13 Kohlenstoff und

77 Sauerstoff, Berzelius 33,217 Kohlenstoff, 66,200 Sauerstoff und 0,493 Wasserstoff, oder 1,5 Kohlenstoff, 3 Sauerstoff und 0,0102 Wasserstoff. Allein nach Döbereiner's neuen Versuchen (in Gilbert's Ann. der Ph. u. 1822. 10. S. 208 fg.) enthält sie keinen Wasserstoff, sondern ein Volumen Kohlenornd und ein Volumen Kohlenäure, oder gleiche Volumina Kohlenäure und Kohlenorndgas. Auch Dulong sieht sie für eine aus zwei Mischungen aus Kohlenstoff und drei Sauerstoffgas zusammengesetzte, zwischen Kohlenornd und Kohlenäure mitten inne stehende Kohlenäure an. Nach Berthollet soll sie bestehen aus 25,13 Kohlenstoff, 71,18 Sauerstoff und 3,09 Wasserstoff; nach Prout die krystallisirte aus 19,4 Kohlenstoff, 42,85 Wasserstoff und 22,87—38,11 Sauerstoff; nach R. Hermann in Moskau aus 19,40 Kohlenstoff, 4,69 Wasserstoff und 75,91 Sauerstoff. Thomson soll Drallsäure vorgekommen sein, deren Wassergehalt die Hälfte ihres Gewichts betrug, was Prout u. A. noch nie gefunden haben wollen (s. Prout in Schweigger's Journ. der Chem. und Ph. 1828. II. 3. S. 359 fg. und in Poggendorff's Ann. der Pharm. u. 1828. Nr. 2. S. 271 fg.).

Beugnatelli rühmt die Drallsäure vortzählig als Entdeckungsmittel der Harnsäure in den Harnsteinen. Nach Döbereiner ist sie ein schnell wirkendes Abführungsmittel der Koblalt- und Nidelsäure, weil diese von ihr mächtig angezogen werden. Als Gift wirkt sie nach R. Christison und Gh. W. Goinbet nur auf die Gekrösma schnell auflösend, ohne sie zu verändern, oder von ihr verändert zu werden (vergl. den Art. Oxalium).

Drallsäure Verbindungen. I. Einfache Drallsäure: nur die auflösbaren überfettigen sich hien mit ihrer Säure, werden dann weniger löslich, als die neutralen sind; und zerlegen sämtliche Kalksalzverbindungen. In allen sauren Drallsalzen ist das Kali immer mit viermal so viel Säure verbunden, als in den entsprechenden Neutralsalzen. 1) Drallsaures Kali, Kali oxalicum, ist, gleich dem oxalsauren Ammonium (s. unten), wegen seiner Gemengtheit, Doppelsalze zu bilden, ein weniger sicherer chemischer Reagenz. Am vortheilhaftesten löst es sich nach Brandes und Geiger durch Einwirkung von Kali auf Papierschneide in der Hitze zerfallen. (S. Pharm. Centralblatt. 1810. 4. S. 64 u. Geiger's Magaz. XXX. S. 81 fg.) a) Neutrals (Dralat d. Potassa) scheidt nur bei seinem kleinen Überschusse von Kali, in rhomboidischen oder auch prismatischen Krystallen an, welche denen der Drallsäure sehr ähnlich sind, schmeckt mild fetzig und ist in Wasser leicht auflösblich. Das kochig kochende, völlig neutralisirte Präparat enthält 56,77 Kali, 43,06 Säure und 0,17 Wasser, oder nach J. C. Vogel 100 Basis und 80 Säure. Nach Döbereiner löst es, mit rauchendem, reine wasserleere Säure enthaltenden Vitriolöl bedeckt, sowie das neutrale oxalsaure Natron, Ammonium und Calcium, die Drallsäure als kohlensaures und Kohlenorndgas fahren, und gibt seine Basis an das Vitriolöl ab. b) Das fettsäure oder oxalsaure Kali, saure oder Dralat der Potassa (Sauerkrasal), Kali oxalicum acidulum, Sal acetosellae (s. oben Oxalium). c) Das überfettig, s. weiter unten bei den oxalsauren Doppelsalzen und Doppelsalzen. 2)

Draufsaures Natron, *Draufsalz der Soda*, *Natron oxalicum*. a) Neutrales, durch Vereinigung von einem Theile krystallisirter Draufsaure mit zwei Theilen krystallisirten kohlensauren Natrons gebildet, gibt kleine Krystallformen von mildem Geschmacke, die den Weichensalz schwach grün farben, vieles und warmes Wasser zur Lösung verlangen, und in Alkohol unauslöslich sind. Sie bestehen nach Vogel und Béard aus 40,33 Natron und 53,67 Säure. b) Das säuerliche bildet sich beim Einwirken der Draufsaure auf Kalksalz als ein säuerlich reagirendes und in Wasser schwerer lösliches Salz, bestehend aus zwei Mischungsverhältnissen Draufsaure, nach Fr. Vogel aus 100 Basis und 121 Säure. c) Das überfaure enthält auf 100 Basis 242 Säure. Ubrigens ist das Kali der Draufsaure näher verwandt als das Natron. 3) **Draufsaures Ammonium**. a) Neutrales in ockerförmigen Prismen, oder in büschelförmig zusammengehäuften langen vier-, sechs- und achteckig zugespitzten Säulen von Salinalgeschmack, die das Lochmus und den Weichensalz röthen, in 28 Th. kalten Wassers leicht sich lösen und aus der Lösung durch Draufsaure, als säuerlich Salz niederschlagen lassen. In Alkohol ist es unauslöslich, verflücht in warmer Luft und zerfällt sich in Feuer, ohne zu sublimiren. Es enthält nach Fr. Vogel 100 Basis und 221 Säure, nach Berzelius 26,88 Ammonium, 50,37 Säure und 13,75 Wasser. b) Das saure ist auch krystallisirbar, in Wasser wenig löslich und enthält nach Fr. Vogel 18,1 Ammonium und 81,9 Säure, oder nach Béard in seinen Krystallen 12,6 Proc. Wasser auf 100 Basis und 325 Säure. Da die theilweise Umwandlung des sauren Ammoniums in Gay-Lussac'sche Dabereineren gelungen ist, so sieht er letzteres für das Radical des neuen s. Gilbert's Ann. d. Ph. u. 1823. 8. St. S. 422 ff. vergl. Schweigger's Journ. d. Chem. u. Altere Min. XIII. S. 71. 4) **Draufsaures Lithon** oder *Lithion*. a) Neutrales, aus seiner gesättigten Verbindung des kohlensauren Lithons mit Draufsaure schwer krystallisirend in kleinen undurchsichtigen Würfeln, die in Wasser äußerst leicht sich auflösen. b) Saures draufsaures Lithon, nach L. Smelin durchsichtige, krystallinische Körner, die zwar ziemlich, aber weniger leicht in Wasser löslich sind. 5) **Draufsaures Kalk** (rein im gelben Harnsteine der Menschen, und nach Turpin im Harnsteine des Morles und der Borke eines alten Stammes des *Cereus Peruvianus* in Krystallen enthalten), ist imgemein pulverartig, oder in kleinen prismatischen Krystallen und in Wasser, wässriger Drauf- und Essigsäure unauslöslich, daher fällt er, wenn in Wasser gelöste Draufsaure zu Kalkwasser getropft wird, als ein weißer geschmackloser Staub nieder, der in der Siedehitze Weichensalz färbt und nach Fr. Vogel erst über 100° sein leichtes Mischungsverhältnis Wasser verliert, welches er an der Luft wieder anjimt. Nach Fr. Vogel besteht das Salz nach Feuch aus 45,76 Kalk und 56,25 Säure; im ziemlich trocknen Zustande aber nach Bergmann aus 46 Kalk, 48 Säure und 6 Wasser, und nach Vogel aus 49,1 Säure, 38,5 Kalk und 12,0 Wasser; ganz ausgetrocknet ist endlich aus 56,25 Säure und 43,75 Kalk, oder aus 100 Basis und 132 Säure. — Salpeter- und Salzsäure

lösen dies Kalksalz auf, doch nicht bei Ueberschuß von Draufsaure; und es wird daraus durch draufsaures Ammonium niedergeworfen. Nach Dulong liefert kohlensaures, bei 100° getrocknet und trocken destillirt, dieselben Producte wie der draufsaure Baryt. Durch Kochen mit kohlensaurem Kali wird es langsam in kohlensauren Kalk zerlegt. Ubrigens geht der Kalk in seinen Affinitätsverhältnissen zur Draufsaure den Kalien und Erden, selbst dem Baryt, vor, und überhaupt haben Draufsaure und Kalk reciproc zu einander die stärkste Anziehung, d. h. dieser hat zu jener eine größere Anziehung als jede andere Erde, und die Draufsaure ist dem Kalk näher verwandt als jede andere Säure. Dies gilt auch bei doppelter Wahlanziehung, sobald schwefelsaurer, salpetersaurer, salzsaurer und essigsaurer Kalk u. v. vom draufsauren Kalk zerlegt werden, und wie dieser zu jenen Salzen kommt, sofort draufsaurer Kalk zu Boden fällt. Daher kennen wir die Draufsaure und das draufsaure Kali als ein sehr brauchbares Reagens auf Kalk in irgend einem Wasser (s. oben Oxalium). Indessen ist, nach Richter, hier in Rücksicht der Kalien die Kohlenäure auszunehmen, sodaß, wenn kohlensaures Kali mit draufsaurem Kalk und Wasser gelocht wird, daraus draufsaures Kali und kohlensaurer Kalk entstehen. 6) **Draufsaurer Baryt**. a) Neutrales, weiß, pulverartig, ohne Geschmack und fast unauslöslich in Wasser (nach Dulong erst in fast 2000 Theilen bei mittler Temperatur löslich). Nach Béard besteht das Salz aus 100 Basis und 60,84 Säure. Es hält nach Dulong, bis zu 100° erhit, noch Wasser zurück, und gibt trocken destillirt Wasser, Kohlenoxyd, Kohlenäure, Kohlenwasserstoffgas, brennliches H₂ und, als Rückstand und mit Kohle gemengt, kohlensauren Baryt. b) Das säuerliche Salz in kleinen, vielsichtigen, durchsichtigen Krystallen, die, in siedendem Wasser aufgelöst, a) fallen lassen, sodaß nur ein Theil des Baryts mit überschüssiger Säure im Wasser gelöst bleibt. Das Salz enthält nach Béard auf 100 Basis 123 Säure. Der Baryt steht hier nur dem Kalk nach, den Kalien und den übrigen Erden vor. Doch entstehen die Kalien dem krystallisirten draufsauren Baryt die überschüssige Säure. 7) **Draufsaures Strontion**. a) Neutrales, weiß, pulverartig, geschmacklos und nach Hope erst in 1920 Theilen des Wassers, und nach Béard nur sehr wenig in wässriger Draufsaure löslich. Nach Dulong hält es, bis zu 100° erhit, noch Wasser zurück und liefert bei höherer Temperatur dieselben Producte wie Nr. 6. a. Sein Gehalt ist nach Vauquelin 59 Strontion und 40,5 Säure, nach Béard 100 Basis und 83,60 Säure. b) Das saure Salz besteht nach Adamson aus 43,1 Strontion und 56,9 Säure. 8) Die draufsaure Bittererde ist ein weißes Pulver ohne Geschmack, das ohne Säureüberschuß in Wasser sich so wenig als in Weingeist löst, und nach Béard nur äußerst wenig in wässriger Draufsaure. Nach Bergmann hält es 35 Erde nebst 65 Säure und Wasser, nach Béard auf 100 Basis 65,25 Säure. Die Bittererde geht übrigens hier den Kalien vor, aber Kalk, Baryt und Strontion nach. 9) Die Alaunerde steht den Kalien und der Bittererde in der Wahlanziehung zur Draufsaure nach. Sie wird auch durch Eisen zerlegt. 10) **Drauf-**

saure Bistonerde ist in Wasser unauföslich und die Bistonerde steht auch hier den vorigen Bosen nach. 11) Die oralsaure Glucinerde ist nach Bauquelin durch feinsüßiges Verdunsten eine etwas durchsichtige und syndet, dem Ammoniumammi ähnliche Masse von auffallend süßem, hinterdrein herbem Geschmacke, die sich in Wasser leicht auflöst. Die Sympne steht auch bei der Drallsäure den Kalien und Erden, außer der Alaunerde, nach. 12) Die oralsaure Gadolin- oder Bittererde, ist nach Klaproth und Bauquelin, ein in Wasser schwer lösliches Pulver.

In allen diesen Salzen wird von einer den Siedegrad des Wassers übersteigenden Hitze die Säure zersetzt, aber in der Glühhitze unter Erscheinung der obigen Produkte der Drallsäure zwar zerfällt, sodas endlich kohlen-saures Kali, Natron u. zurückbleiben. Beim Ammonium oxalicum verflüchtigt sich das Ammonium mit, theils als solches, theils im kohlen-sauren Zustande.

Ubrigens steht die Drallsäure in der Affinität zu den Kalien u. der Schwefelsäure nach, nur Kali und Bittererde machen hier Ausnahmen. Dies unterscheidet die Drallsäure von der Weinsäure, indem diese auch beim Kalie der Schwefelsäure nachsteht, unterscheidet auch den Kali vom Baryt und von der Alaunerde, indem bei diesen die Schwefelsäure der Drallsäure vorgeht. Auch der Salpeter- und Salsäure steht die Drallsäure bei den Kalien nach, außer beim Kali, Baryt und der Bittererde. Der Flußsäure geht sie dagegen im Allgemeinen vor, so auch der Bor-säure. Der Phosphorsäure steht sie bei den Kalien nach, bei den Erden vor, sowie fast durchgängig der Weinsäure.

Die Drallsäure ist ebenso genügt, sich mit dem Phosphorsäure grade in jenem Verhältnisse zu verbinden, welches im Drallium statt hat; wie die Weinsäure mit dem Weinsäure verbunden ist. Daher finden sich bei ihr dieselben sonderbaren Anomalien, wie bei der Weinsäure (s. d. Art.). Völlig rät die Drallsäure als Lebensverlängerungsmittel an? — um die animalische Kalterde in flüssiger Form und zur Ausföhrung geschickt zu erhalten, dadurch aber ihre Erstarrung und die davon abhängige Epidemien der festen Theile und die Verstopfung der Gefäße zu verhüten. Arzneilich rühmt Jäggi die Drallsäure in kleinen, abgebrochenen Gaben, als treffliches Antiphlogisticum bei den meisten Unterleibsentzündungen, außer in der Hepatitis und Psoriasis (s. von Siebold's Journ. für Geburtshülfe u. 1830. IX. Nr. XXV).

13) Drallsaures Goldoxyd, ein in Wasser schwer lösliches Ermetallfals; das aus sals-saurem Goldoxyd durch Kali niederschlagene Goldfals löst sich nach Bergmann nur sehr wenig in Drallsäure auf. 14) Drallsaures Platinoxyd in gelben Krystallen, die aus der Auflösung des durch Natron im sals-sauren Platinoxyd bewirkten Präcipitats in Drallsäure niedersinken. 15) Drallsaures Silberoxyd erhält man, nach Bergmann, durch Digestion des Silberoxyds in liquider Drallsäure, oder durch Fällung mittels dieser aus der salpeter- und schwefelsauren Silberlösung, als ein weißes, Ladum nicht röthendes, am Sonnenlichte sich bedunendes oder schwärzendes, in Wasser überaus schwierig, aber in Salpetersäure leichter sich lösendes Pulver, das durch Schlagen, oder in einem

Stöck über Glühkoben erhitzt, wie Schießpulver explodirt. Nach Dulong zerfällt es sich durch die Hitze in Wasser, Kohlenstoff und Metall. 16) Drallsaures Quecksilber. a) Erpallirtes (Amalgamsilber, Mercurius sylvianus), von Homard zuerst durch die Drallsäure gefälscht aus einer Auflösung des Quecksilbersalpeters, oder aus einer Mischung des Quecksilberoxyds mit Drallsäure im Sieden gebildet, als ein weißes pulveriges, im Lichte sich schwärzendes, im Wasser kaum auflösliches, durch Erhitzen detonirendes Salz. Es entzündet sich sogar unter der Luftpumpe bei 363° Fahr. mit einem Knall, desgleichen, wenn es in Vitriolöl gebracht wird, ferner durch einen Stahlfunken, noch lauter durch den elektrischen Funken, auch schon durch bloßes Reiben, am lauteften aber durch einen Hammer Schlag. In der Stärke seiner Wirkung steht es zwischen Knallsilber und Knallgold. Schießpulver wird dadurch nicht entzündet. So heftig übrigens die anfängliche Explosion dieses Knallsilbers ist, so verbräutet sie sich doch nach Erfahrungen (in Schweigger's Chem. Journal der Chemie u. XXIX. J. S. 84) nur in geringe Fernen. Man kann es daher auch in einer Glasröhre von 1 — 1 Zoll Weite durch Wärme zerlegen lassen und das reducierte Quecksilber auffangen, ohne daß die Röhre zerbricht, doch immer mit aller Vorsicht (vergl. den Art. Knallsilber). Es besteht aus Salpetersäure und orals-saurem Quecksilber mit vor-schlagendem Drogen. Auch noch so gut getrocknet liefert es nach Dulong langsam erhitzt, Wasser und Kohlenstoff nebst metallischem Quecksilber. b) Erpallirtes orals-saures Quecksilber, ein weißes, in Wasser auflösliches Salz, das im Lichte nicht schwarz wird, aber gleichfalls durch Erhitzen detonirt. Die Drallsäure schlägt die Sublimatauflösung langsam nieder. 17) Drallsaures Kupferoxyd, ein bei bläulich-grünes, in Wasser kaum und nur bei Ueberschuß der Säure ganz, desgleichen in Drallsäure mit grünlich-blauer Farbe, endlich auch in wässriger orals-saurem Kali, Natron und Ammonium auflösliches, durch Glühen zerföhrbares Pulver, das durch Fällung des Kupferoxyds mittels der Drallsäure aus allen übrigen Säuren gewonnen wird. Das scharf getrocknete Salz gibt nach F. G. Vogel durch Glühen 4 reines Kupferoxyd; nach Döbereiner läßt es sich durch Aus-trocknen von allem Wasser befreien, und wird dann bloß in Kobalt-säure und dunkelrothes metallisches Kupfer zerfällt. Nach Dulong aber läßt es sich durch Erhitzen über 100° nicht ganz entzöfchern, und liefert mithin bei stärkerm Feuer, außer Kohlen-säure und Metall, auch Wasser. Es enthält genau die Hälfte seines Gewichtes vollkommenes Kupferoxyd, die andere besteht aus Säure und Wasser. 18) Drallsaures Eisen, ein aus der Auflösung saurer Eisensalze durch Drallsäure, und deren Neutral-salze, mit Ausschluß des orals-sauren Kalies, weil Kali und Drallsäure in einander recipirt die nächste Verwandtschaft haben, gefälltes gelblich-weißer Staub. Das metallische Eisen wird auch, unter Entwicklung von Wasserstoffgas, gradezu von der Drallsäure aufgelöst. a) Drallsaures Eisenoxyd: aa) ungesättigtes, aus der in möglicher Wärme gemachten Auflösung an-siehender, gelblich-grüne, fast herbschmeckende Prismen, die in etwas orals-saurem

Wasser sich leicht lösen, sauer reagieren, nach Bergmann 45 Eisenorydul nebst 55 Säure enthalten, und in der Wärme verwittern; bb) das neutrale Salz kühlt aus der bei Siedhige vorgenommenen Lösung in Thälern an, die an den Spizen und Ecken abgumpft, und in Wasser fast unlöslich sind; cc) das säuerliche Salz krystallisirt in luftbeständigen, plattgerandeten Rhomben. Über das Verhalten des oxalsäuren Eisenoryduls in der Wärme (s. Döbereiner in Schwigger's *Erkenntn. d. Natur* v. Chem. und Pharm. 1831. II, 1. S. 96 ff. b) Drallsäures Eisenorydul ist, nach Bergmann, ein rotthgelbes, in Wasser kaum lösliches Pulver, das aus Drallsäure mit Eisenorydhydrat oder aus Drallsäure und deren Salzen mit einem Eisenorydsalz verbunden, sich bildet. 19) Drallsäures Zinn; Zinn wird in erwärmter Drallsäure unter Wasserstoffgasentwicklung schwarz, und bedeckt sich mit einem grauen Pulver. Die Auflösung liefert dann, nach Bergmann, durch langsame Verdunstung, obiges Präparat in feinerlich-festmachenden, hexamisch röhrenden Prismen, beim schnellen Abdampfen aber eine hornartige Masse. Auch das Zinnoryd wird von der Drallsäure aufgelöst. Eine völlig neutrale Verbindung entsteht nur durch Precipitation des essigsauren Zinns mit oxalsäurem Kali. Der Niederschlag ist aber nun ein schwer lösliches weißes Pulver. 20) Drallsäures Bleioryd, kleine glänzende Krystalle, die an der Luft un durchsichtig werden und in Wasser kaum sich lösen, außer bei vorwaltender Säure, oder nach Bouquetin in Essigsäure ganz unlöslich sind. Durch Erhitzen über 100° löst das Salz, nach Dulong, alles Wasser fahren, und wird, weiter erhitzt, in kohlensaures und Kohlenorydgas und ein Bleioryd zerlegt, das in einem besondern Zustande zurückbleibt. Nach Berzelius enthält das Salz 75,46 Bleioryd und 24,54 Säure. 21) Drallsäures Zinnoryd, ein schwerlösliches, unge mein herbes weißes Pulver, aus dem mit Aufbrausen vor sich gehende Auflösung des Zinns in wässriger Drallsäure erhalten, das nur bei überschüssiger Säure in Wasser löslich wird und nach Bergmann 75 metallische Theile enthält. Nach Dulong verliert es, über 100 Grade erhitzt, alles Wasser, und gibt dann, stärker erhitzt, kohlensaures und Kohlenorydgas, wobei das Zinnoryd mit besondern Eigenschaften zurückbleibt. 22) Drallsäures Wis muthoryd, in weissen, durchsichtigen, polyedrischen Krystallen abgetrennt, aus dem mit oxalsäurem Kali zusammenge kochten salpetersauren Wis muthoryd, in Wasser kaum löslich, und nach Bergmann, gleich dem weissen Pulver, 4 Wis muthoxyd enthält. Das Metall wird von wässriger Drallsäure geschwächt, aber nicht aufgelöst. 23) Das oxalsäure Antimonoryd besteht aus kleinen, feinerlich-schmelzenden, in Wasser schwer löslichen, durchsichtigen krystallinischen Körnern, die aus der Auflösung des unvollkommenen Espiegglases in Drallsäure, sowie beim Zusatz dieser Säure zu Schwefel- und essigsaurem Antimonoryd, nicht zu Antimonbutter, niederschlagen. 24) Drallsäures Kobaltoryd. a) Neutrales, ein schwer aufzulö sliches, nachweis nicht röhrendes, rosenrothes Pulver, das durch überschüssige Säure zu einer gelblichen Flüssigkeit aufgelöst wird, und b) das saure Salz ausgibt, in gelb

lichen, leicht löslichen Krystallen, mit Kochsalz aber eine sympathetische Zinte liefert. Um aus dem oxalsäuren Kobaltoryd reines Kobaltoryd zu gewinnen, soll man nach Robiquet das Gähren des Salzes in offenen Gefässen vornehmen; um theilweise Reduction des Oryds zu verhindern. 25) Drallsäures Arsenikoryd, aus der Auf lösung des Oryds, die durch Drallsäure schon in der Kälte geschieht, wenn sich das Metall kaum auflöst und in Säuren anschießend, weiche, bei gelinder Wärme geschmolzen, einen Theil der Säure verlieren und schöne Vegetationen bilden. Diese reagiren noch sauer, sublimiren sich bei gelinden Feuer unverändert und geben, nach Bergmann, erst Drallsäure, dann Arsenik, und sind in Wasser und Weingeist leicht löslich. 26) Drallsäures Manganorydul; ein weißes, nur bei Säureüberschuss lösliches Salzpulver, das sich beim Einmischen der wässrigen Drallsäure auf Braunstein, nach Döbereiner, schon in der Kälte bildet, wobei die Hälfte der Säure in sich entwickelnde Kohlenoxyd zerlegt wird. 27) Drallsäures Uranoryd, nach Richter ein blagelbes, schwer lösliches Salz. 28) Drallsäures Tantaloryd; nach Wollaston löst die Drallsäure das frisch gefällte Tantaloryd auf, nach Berzelius und Eggertz nur eine Spur davon. 29) Drallsäures Titanoryd, nach Wauquier eine lössige Masse, die aus dem mit Säure erhitzen wässrigen Titanfals fällt. 30) Drallsäures Nickeloryd; das Metall wird von der Säure nicht angegriffen, diese verbindet sich aber in der Wärme mit dem Oxyd und Carbonat, sie fällt das Oryd aus sämmtlichen einfachen Metallsalzen in grünlich-weißen, Anfangs geschmacklosen, dann etwas metallisch-schmelzenden Flocken, die nach Bergmann 4 Metall enthalten und, nach Zappert, durch Glühen ein dunkelgrünes Pulver aus Metall und wenigem Orydul liefern, in Wasser unauslöslich sind, löslich oder in verdünnten Mineralsäuren und nur sehr wenig in siedender wässriger Drallsäure. 31) Drallsäures Cerer. a) Oxydulirtes, weiß, unauslöslich; b) oxydirt, gelb. 32) Drallsäures Niobdänorydul, blau, durch Verdünnung mit wenig Wasser grün, nach Dreyer mit mehrtem braun. 33) Drallsäures Chromorydul, nach Bouquetin, in Masse aus gegeben, amorphfarbig. Über einfach und doppelt oxalsäures Chromorydul (s. E. R. Dingler in *Kastner's Archiv* f. d. ges. Naturf. XVII, 2. S. 251. 34) Drallsäures Kadmium, pulverförmig und in Wasser unauslöslich.

II. Drallsäure Doppels- und Tripelsalze. 1) Das übersäure Drallium entdeckte zuerst Wollaston, und nannte es *Drasdroyalat*, oder vierfach oxalsäures Kali. Es kommt oft im Drallium vor, bildet sich beim Behandeln desselben mit Schwefelsä, Salzsäure oder Salpetersäure, drögliehen beim Zusammenbringen der Drallsäure mit salzsäure oder salpetersäurem Kali, krystallisirt leicht, und schmeckt sehr sauer, ist noch schwieriger in Wasser löslich als das Drallium und besteht aus 100 Basis und 320 Säure, oder nach Berard aus 13,95 Kali, 72,05 Säure und 9,00 Wasser. 2) Drallsäures Kaliammonium (ammoniumhaltiges oxalsäures Kali, doppeltalcalisches Ammonium), *oxalum ammoniatum*,

ein Salz in langen nadel- oder säulenförmigen, luftbe-
ständigen, in Wasser leicht löslichen, in Heuer zerfah-
baren Krystallen, welches, nach Wenzel, aus 60 Drachm
und 15 Ammonium sich bildet. 3) Drallsaures Na-
tronkali (natronisirtes oxalsaures Kali), oxalina na-
tronatum, nach Wenzel glasähnliche, an der Luft nicht
zerfallende, leicht in Wasser lösliche, und dann auswei-
ternd theils blättrige, theils octaëdrische Krystalle aus 377
Drachm und 120 reinem Natron 4) Drallsaures
Kalknerdekalz, eine gummiöse, aus fünf Th. Drachm
und einem Th. Kalknerdehydrat, nach Wenzel, bestehende
Masse, die an der Luft trocken bleibt. 5) Drallsaure
Ammoniumbittererde, nach Brandes, dem Entdecker
derselben, eine dünne, schwach durchscheinende, fast emals-
artig glänzende, geschmacklose, schwer lösliche Salzrinde,
die in 10 Th. 25 Bittererde, 9 Ammonium, 58 Drallsäure
und 8 Wasser enthält (s. Schweigger's Journ.
d. Chem. u. Ph. XXVII, 1. S. 18 fg.). 6) Drallsäures
Antimonorydalkali, nach Wenzel ein dem
Bismuthoxyd ähnliches Salz aus 60 Th. Drachm und
7 Th. Antimonoryd. 7) Drallsaures Eisenoryd-
ammonium, ein citrongelbes Salz. 8) Drallsaures Ei-
senorydkali, nach Wenzel dunkelgrüne Rhomben, nach
Bunsen apfelgrüne, kleine, gedrückte, vierseitige Säulen
mit zwei zugespitzten Flächen, von süßem, wenig eisenhaf-
tem Geschmacke, die sich in Wasser leicht und bläulichgelb
grün auflösen, erhalten durch Vermischen des oxalsauren
Eisenoryds mit überschüssigem, neutralem, oxalsaurem Kali.
9) Drallsaures Nickeloryd-Ammonium, Kali
und Natron; nach Zappert fällen oxalsaures Ammo-
nium, Kali und Natron nicht die Nickelsalze, sondern lö-
sen vielmehr das oxalsäure Nickeloryd auf und liefern
beim Abdampfen grüne Säulen. 10) Drallsaures
Kupferorydammmonium: a) neutrales, klein, dunkels-
himmelblaue, luftbeständige, rhomboide Blättchen, die sich
durch Auflösen des oxalsauren Kupferoryds in oxalsaures
Ammonium, oder des Kupferoryds in saurem, oxalsaurem
Ammonium bilden. Das Salz zerfällt nach F. G. Vogel
über 100° erhit, 0.12 Wasser, die es aus der Luft
wider anzieht, entwickelt stärker erhit Ammonium, färbt
sich bei unveränderter Form erst braun, dann kupferfar-
ben, und hierauf folgt, bei Luftzutritt, eine lebhaft röth-
liche Verpuffung, sodas das Kupfer jetzt oxydirt er-
scheint. Das Salz löst sich in wässrigem oxalsaurem Am-
monium ohne Zersetzung auf, im Wasser nur schwierig,
und mit theilweiser Zersetzung, indem oxalsaures Kupfer-
oxyd zuruckbleibt, und die Auflösung oxalsaures Ammo-
nium im Überschusse enthält. b) Das bläuliche ist, nach
F. G. Vogel, ein lasurblaues, sandart ges Pulver, das sich
in einer Auflösung des überschüssigen oxalsauren Kupfer-
oryds in Ammoniumlauge, neben dem darin enthaltenen
überschüssigen Salze bildet, über 100° erst sein Ammo-
nium verliert, und dann einen mit Flamme und Knistern
verbrennenden Rückstand läßt. Seine Bestandtheile sind
nach Vogel 9.73 Ammonium, 45.58 Kupferoryd, 43.00
Drallsäure und 1.70 Wasser. c) Das überbläuliche Salz
kommt nach Vogel in dunkelhimmelblauen, kurzen, ge-
drückten, vierseitigen Säulen vor, die aus der verdunsteten

Auflösung von oxalsaurem Kupferoryd in wenig wäss-
rigem Ammonium heraustrystallisiren; verworren 0.15
Wasser und Ammonium verlieren, denselben Gewichtsver-
lust bei 100° erliden, bei höherer Hitze entflammend ver-
puffen und aus 16.29 Ammonium, 30.00 Kupferoryd,
36 Drallsäure und 8.71 Wasser bestehen. 11) Das oxal-
saure Kupferorydalkali wird gewonnen durch Auflösen
des oxalsauren Kupferoryds in Drachmalkalien, oder
des oxalsauren Kupferoryds in neutralem oxalsaurem Kali,
oder durch Vermischen des schwefelsauren Kupferoryds mit
überschüssigem oxalsaurem Kali. Aus der blauen Auf-
lösung schießt erst a) ein rautenförmiges Salz in grünlich-
blauen, luftbeständigen Rhomboiden an, bestehend nach
Vogel aus 26.08 Kali, 22.50 Kupferoryd, 41.42 Säure
und 10 Wasser, dann b) ein nadelförmiges Salz in
blauen, sechsseitigen, oft gedrückt, mit zwei Flächen zu-
gespitzten Säulen, die zu einem hellblauen Staube ver-
wintern und nach Vogel 24.2 Kali, 20.5 Kupferoryd, 37.3
Säure und 18 Wasser enthalten. Beide Salze verlieren
in der Hitze ihr Wasser, in stärkerer bräunen sie sich, ohne
zu schmelzen. Sie lösen sich schwierig in kaltem Wasser,
etwas leichter in sehr kl. stehendem auf, unter Zursch-
lösung von oxalsaurem Kupferoryd, weil sie nur in oxal-
iumhaltigem Wasser ganz löslich sind. 12) Das oxal-
saure Kupferorydammmonium bildet nach Vogel dunkel-
himmelblaue, nadelförmige, oft gedrückte, luftbeständige
Säulen, die sich im Lichte, ohne Gewichtverlust,
grün, dann schwarzbraun färben, und aus einer Mischung
von oxalsaurem Natronkali mit schwefelsaurem Kupferoryd,
oder aus einer Auflösung oxalsauren Kupferoryds in oxal-
sauren Natron anschießen, in der Hitze zuerst ihr Wasser
verlieren, dann sich zerlegen und in Wasser schwierig
und unter Abscheidung von oxalsaurem Kupferoryd zerlegt
aber in wässrigem oxalsaurem Natron sich auflösen. Sie
enthalten 19.02 Natron, 25.50 Kupferoryd, 46.48 Säure
und 11.00 Wasser. 13) Drallsaures Quecksilber-
orydalkali, nach Wenzel in geschobenen Säulen. 14)
Drallsaures Silberorydalkali, nach Wenzel rhom-
boide, luftbeständige, leicht lösliche Krystalle. 15) Dop-
pelt-oxalsaures, Doppelt-Kohlenwasserstoff
heißt die Drallsäure, f. unter Weinsäure. 16) Dumas
Chloroxalsäure, f. bei Poggendorff's a. d. 1830.
Nr. 9. S. 166 und in Buchner's Repert. f. d. Pharm.
XXXVII, 2. S. 261 fg. — Vergl. Scheele Opp. II,
p. 197 sq. Joh. Bergmann, Opp. I. p. 281 sq. Zess-
rumb's kleine phys. chem. Abhandl. I, 1. S. 8. Rich-
ter, Über die neuen Gegenstände der Chem. VII, S.
92 fg. Thomson in den Phil. Transact. 1808. I.
Bérard in den Ann. de chimie. 73. p. 263 sq. Ber-
zelius Ebenfalls 94. S. 185 fg. Traconnot Eben-
dars. 1825. Döbereiner in Gilbert's Ann. der
Pharm. x. 1822. 10. S. 208 fg. und Ebenfalls. 1823.
8. St. S. 422 fg. F. G. Vogel in Schweigger's
neuem Journ. der Chem. und Ph. II. S. 436 fg.
VII, 1. Dulong Ebenfalls. XVII. S. 230 fg. Prout
Ebenfalls 1818. II, 3. S. 359 fg. u. in Poggendorff's
Ann. d. Ph. x. 88. Bd. S. 263 fg. F. Turner, Gay-
Lussac und Dumas zur Geschichte der Drallsäure bei

Schweigger-Seidel a. a. D. 1831. 8. Hft. S. 431 fg. (Vergl. d. Art. Oxalium) (Th. Schreger.)

OXAMIDE, OXATAMMIDE, OXALAMIDE, aus Oxalis und Ammonium sprachwidrig zusammengezeichnet, nennt Dumas (f. Schweigger-Seidel's Jabez, der Chem. u. d. Pharm. 1830. III, 1. S. 123 fg. 1831. I, 1. S. 82 fg. Poggendorff's Ann. der Ph. u. Ch. 1830. Nr. 4. S. 827 fg. Ber. 8. S. 474 fg. und Schwann's Repert. d. Pharm. 1830. XXXVI, 3. S. 431 fg.) einen gewissen Stoff, den er durch trockene Destillation des oxalsauren Ammonium künstlich erzeugt haben will, und der sich gewissen chemischen Gebilden ihrer organischen Ursprungs nähern soll. Dieser Körper erscheint in Form von verwittert-kristallinischen Plättchen, oder eines hier und da förmigen Staubes von gelblichen oder braunen Flecken durchsetzt. Zerrieben und gut ausgewaschen bildet das Dramid ein schneeweißes Pulver, das weder Geruch noch Geschmack hat, noch auf die Reaktionspapiere wirkt. Diese und seine übrigen sonderbaren Eigenschaften (f. a. a. D.) reihen dasselbe auf der einen Seite an die bekannten Erscheinungen der Ammonbildung bei Behandlung phosphorischer Substanzen mit Kali, und auf der andern an die neuern Beobachtungen Bouquelin's und Gay-Lussac's über die Drasilure-Bildung bei Behandlung organischer Stoffe durch Kali an (vergl. oben Oxaläure).

Hundert Theile des Dramid's bestehen aus:

Kohlenstoff	27,08	oder 4 Volum	= 150,66
Stickstoff	31,02	— 2 —	= 177,02
Sauerstoff	36,36	— 2 —	= 200,10
Wasserstoff	4,54	— 4 —	= 25,50
	100,00		= 552,68.

Wirden läßt sich das Dramid entweder für eine Verbindung von Cyan mit Wasser, oder auch für eine von Kohlenoxyd mit einer vom Ammonium verschiedenen Stickstoff-Wasserstoffverbindung ansehen. Wenn man zwei Volumina Wasserdampf hinzusetzt, so entsteht daraus wasserleeres oxalsaures Ammonium. Einweiß, Gallerte, Faserstoff und andere animalische Stoffe verfallen sich gegen Kali genau, wie das Dramid, die Harnsäure sehr ähnlich; dasselbe gilt von Ricob's Hippursäure (f. bei Poggendorff a. a. D. 1829. II. XVII S. 389 fg.). Durch Einwirkung von Ätzkali n. wird das Dramid in Drasilure und Ammonium zerfällt. (S. Joann. d. ch. med. 1830. Juill. p. 401 sq. Vergl. Bach in Schweigger's Journ. LX. S. 124 fg. Piffon und Henry d. S. bei Schweigger R. 1831. 6. Hft. S. 163 fg. Seliger n. Magaz. f. Pharmacie. 1831. XXXV. S. 30 fg.) (Th. Schreger.)

OXARTES oder OXYARTES, ein Vater, Vater der Rogane, der Gemahlin Alexander's. Curt. X, 3, 11. Strab. XI. 517. (II.)

OXDJUPET, hier ist einer der vier Eingänge aus dem Meere nach Stockholm (bei Borholm, Dröjupet, Allundet und Lödra Städer). Dröjupet selbst ist der alte Name des starken Forts Fredrikshög. 1 Meile von Borholm, welches diesen auch für große Schiffe passablen Einlauf verschafft, erbaut in den J. 1724 bis 1736.

Das Fort besteht aus einem großen, mehrstöckigen, gerötheten und bombenfesigen Thurne, den man für den größten militärischen Thurn in Europa hält. Jetzt dient die Festung als Magazin. (Nach Lunelb. I. Bd. 3. Aufl. 1827.) (v. Schuber.)

OXENSTIERNA. Als des Cammarvater dieses berühmten Geschlechtes gilt gewöhnlich der Bogman in Upsland Torang Torangson, der, ein Verwandter der Gemahlin des Königs Erik Segersäll, denselben in der Schlacht auf Svinsö (981) so wirksam unterstützte, insbesondere durch eine Anzahl von Eensenswagen nach des Bogmans eigener Erfindung. Als der Jarl Ragmod Ulfson nach der Ehre strebte, in dem verdrüsslichen Kriege zwischen Dlof Störlonung und Dlof Hagvalson, dem Könige von Norwegen, Vermittler zu werden, fand er es vor allem nothwendig, sich des Beistandes des Bogmans zu versichern; denn was dieser zu dem Reichthum sprach, pflegte als das Ergebniss göttlicher Weisheit angenommen zu werden, bei allen Anzügen dieses Torang der Weisheit in Schweden. Ragmod und sein Begleiter, der norwegische Stolare (Rieschall) Bödn, wurden dem Bogman in der großen Halle seiner Burg Salsöborg in Upsland vorgestellt. Auf einem Throne sitzend hörte er ihr Anbringen; ein Bart, der bis auf die Knie reichte, bedeckte ihm die ganze Brust. Bödn mußte bekennen, einen so eifrigen Mann habe er noch nicht gesehen. Nach den ersten Begrüßungen wies Torang dem Jarl den Platz an, den dieser früher, als er noch im Hause erzogen wurde, eingenommen pflegte; es ergingen aber mehre Tage, bevor von Geschenken gedankt werden konnte. Torang tadelt den Jarl, daß er sich in Dinge eingelassen, die über seine Kräfte gingen, versprach aber doch den Reichthum zu beschaffen und wenigstens so viel durchzusetzen, daß sein Vetter Ragmod ohne Gefahr seine Friedensvorschlüge würde hören lassen können. Der Reichthum fand wirklich statt (1023), der Friedensbote, wie der Vermittler, wurden aber gleich hart vom Könige Dlof Störlonung abgewiesen und dem Jarl insbesondere erklärte Dlof, wie er den von ihm eingegangenen Waffenstillstand als Hochverrath ansehe, der wenigstens mit Landesverweigerung zu bestrafen sei, denn daß er hierin seiner Frau Willen gethan, könne seine Strafbarekeit nicht mindern. Erschöpft von der zornigen Rede setzte sich der König nieder; darauf stand der Bogman Torang auf, und mit ihm gerief die ganze Versammlung, die erst noch stumm gewesen, in Bewegung. Dann sprach er mit einer Stimme, die das Waffengeklirr überbietet: „Wie hat sich doch der Könige von Schweden Sinn verändert! Mein Großvater Torang erklärte mir oft von Erik Emundsons großen Thaten in verschiedenen fernen Ländern, von der Eroberung von Finnland, Karelen, Esthland und Rußland, von den Burgwällen und weithändigen Festungen, die der König dort als Zeugen seiner Heerthaten zurückließ. Aber so hochtrotzend war er nicht, daß er denen das Reden verbot, die ihm Angelegenheiten vorzutragen hatten. Mein Vater Torang war lange um König Bödn Erison, der mit großem Macht regierte, weil er sich freundlich gegen sein Volk erwies. Mir ist Erik Segersäll in seinem Ansehen; er

hat sein Reich auf das Tapferste vertheidigt, die Grenzen von Schweden erweitert, aber seine Männer ließ er frei im Ratte sprechen, wenn es ihnen gefiel. Der jetzige König hingegen will nur von Dingen hören, die ihm gefallen, und auf denen er mit kindischer Hingigkeit der steht. Nachlässiger Raths läßt er seine östlichen Ansländer, sich nach dem andern, verloren gehen, dagegen liebt er nach dem Besitze von Norwegen, welchen die Könige von Schweden nie begehrt haben, darum alle diese Unruhe. Deren ist aber sämtliche in Schweden ansehnliche Gemeinde müde und ihr Will, daß der König mit Norwegen Frieden macht und dem Könige von Norwegen seine Tochter Ingierd zur Ehe gebe. Will er das, so ist das ganze Volk bereit, mit ihm in den Tod zu gehen, und ihm zu helfen, die Länder jenseit der Ostsee wieder zu gewinnen, die seinen Vätern gewesen sind. Will er nicht, so mag er den Unwillen des Volkes fürchten, des Volkes, welches schon früher fünf nicht minder nachmüßige Könige auf dem Thron-König erliefte.“ Der lobhohen Rede gab der ganze Kreis aus gewöhnliche Art, mit Waffengedrüll, seinen Beifall, Blaf aber war, wie sich das von selbst versteht, weder zweifelhaft, noch klumig in seiner Wahl. Torgno mag den Frieden mit Norwegen nicht gar lange überlebt haben, ihm wurde ohne Zweifel der in Västerås-Kirchspiel unweit der Kirche befindliche Runenstein, ein Meisterrath des berühmten Bais, gesetzt; unter Drogen- und Pöbelgeschallen ist hier zu lesen: Katr. . dem Torgnais (oder Torgno) ihrem guten Mann, und dem Torund und Abdon. Dieser Name Abdon ist besonders merkwürdig, weil er auch später häufig bei diesem Geschlechte vorkommt. Sören Sörensen zu Lofa, und sein Sohn Nils, beide Reichräthe, waren unter den ersten Schweden, welche in gerichtlichem Abscheu der an den Kindern von König Knut Erikson verübten Grausamkeit die Waffen gegen den Mörder erhoben, und dem Prinzen Erik Knutson, der allein dem Blutbade in Ligarås entkommen war, halfen, den Thron seines Vaters wieder einzunehmen (1205—1210). Für sein Geschlecht aber ist Sören Sörensen noch wichtiger als Stammvater aller schwedischen Oxenstierna und Sparre, denn von seinem Sohne Knut Sörensen kamen die Sparre von Hilsnäs und Engst her, die einen rothen Sparren im goldenen Felde führten und sein Enkel Abdon Sörensen zu Lofa Salslad und Engst verheiratete sich mit der Tochter des Reichsraths Nils Bengtson, aus dem alten Oxenstiernaschen Hause zu Langemar in Småland, bei Västerås-Kirch; dieses Sohn aber, Nils Abdonson, nahm nach dem Tode dieser Småland'schen Oxenstierna ihren Namen und ihr Wappen an und vererbte dieselben auf seine Nachkommenchaft. Es ist das der nämliche Nils Abdonson, der als einer der einflussreichsten Räte von König Magnus Erikson vorkommt, und der im J. 1325 Bergshammur auf Togds und Stenbo, auf Abborst, an dem Dampfproß zu Stenngås um 500 Mark verkaufte. Des Nils Sohn, Bengt, der noch im J. 1365 als Reichsrath lebte, wurde in seiner Ehe mit Brigitta ein Vater von drei Kindern; die Tochter, Martha, heirathete den

Gustaf Stare, ein Sohn, Arne, war Erzbischof zu Upsala (1), der andere, der Reichsrath Johann auf Salslad, war verheiratet, und Vater jener Erbin, des Nils Jönson und des Bengt Jönson. Nils Jönson, aus Dalsland und Hälsens, nahm schon unter Erik von Pommeren Regierung lebhaften Antheil an allen politischen Bewegungen, wie er dann im J. 1436 bei der Belagerung von Stockholm den Angriff auf die westliche Stadtseite leitete, wurde, als Reichsrath, 1442 von König Erichsohn, während dessen Reise nach Norwegen, zu einem der fünf Reichsoversteher ernannt und regierte, nach Erichsohns Tode unter gleichem Titel, unter dem alleinigen Beistande seines Bruders Bengt, das ganze Reich. Dagegen schiederte er in dem Bestreben, bei der vorgenannten Königswahl sich selbst oder seinen Bruder auf den Thron zu erheben; nur fünf Stimmen waren für die D, 63 für Karl Knutson Bonde (20. Jun. 1448). Nils Sohn, Erik Nilson, kommt im J. 1456 als des Königs Karl Marischall vor, ward aber später dieses Königs erbitterter Gegner. Sein Bruder Bengt Jönson, auf Salslad, erscheint im J. 1442 und 1448 in dem wichtigen Amte eines Reichsoversteher als seines Bruders Collegen, und zugleich als Reichsmarschall. Von dessen Söhnen wurde Jans Bengtson, nach des Erzbischofs Nils Tade, im J. 1448 von den Domherren zu Upsala zu ihrem Erzbischofe ernannt, und sowohl von dem Papste als von dem Concilium zu Basel bestätigt. Kaum als Erzbischof insallirte, wurde seine ganze Aufmerksamkeit durch die bevorstehende Königswahl in Anspruch genommen. Mit der gesammten Geistlichkeit behauptete er, eine rechtmäßige Wahl könne nur durch die Abgeordneten der drei in der katholischen Union begriffenen Reiche geschehen. Als aber sein Vater und sein Oheim als Bewerber um die Krone auftraten, mußte die erzbischöfliche Partei unterliegen. Jous meinte, den in Stockholm versammelten Reichstag durch seine Abreise nach Upsala zu zerreißen, erleichterte aber dadurch nur den vollständigen Sieg der Gegenpartei. Karl Knutson wurde gewählt zu des Erzbischofs nicht geringer Bestürzung, der aber doch nach Stockholm kam, dem Könige huldigte und von ihm die Härke Hvide und Norunda, in Uppland, als Lehen empfing. Sein Rall gegen Karl war aber hiermit nicht beschwichigt, vielmehr trat er in geheime Verbindungen mit Danemark, als deren erste Gabe der für Karl Knutson so nachtheilige halslader Vertrag v. J. 1450 betrachtet werden muß. Den Erzbischof dafür zu züchten wurde ihm das neuerlich ererbte Lehen Dorkholm genommen, und sein und der gesammten Geistlichkeit Mißvergnügen, gleichwie es der Dänen Hoffnungen steigerte, beschleunigte den Ausbruch des Krieges. Westergötland wurde durch des Erzbischofs Einfluß vermocht, dem Könige von Danemark zu huldigen, er selbst aber, obgleich er alle für die Lösung des Valliums aufgetragene Gelder zu besserer Verwahrung seiner Burg Skals anwendete, wagte es noch nicht, ohne Prinzenhilfe zu verüben. Er suchte vielmehr und erhielt Verzeihung für das Borgesfallen, und das Reich hätte sich vielleicht einiger Ruhe erwehen können, wäre nicht durch die von König Karl im J. 1453 verordnete Untersuchung

des geistlichen Eigenthums, der eine Reduction folgen sollte, eine wahrhaftige Herausforderung an die Geistlichkeit ergangen. Ede Jöns den fast hingeworfenen Handschuh aufnahm, wollte er wenigstens den Versuch machen, seine eigenen Ansprüche durchzusetzen. Er forderte Ersatz für einige im Dienste der Krone verdorrte Schiffe, vornehmlich aber die Kriegsgale der ihm entzogenen Leben. Die zu Stockholm aus dem Reichstage d. J. 1457 versammelten Reichsherrn sandten den Antrag billig und meinten, der König müsse ihm gerecht werden. Aber Karl wollte sich nicht überlassen, und dachte vielmehr mit Geringschätzung und glatten Worten zu bezahlen. Am Sonntage nach St. Konuts Tage, dem Ende der Julfeier, richtete er die Hochzeit seiner Nichte Brigitta Bonde auf dem Schlosse zu Stockholm aus, und die Großen wurden bei dieser Gelegenheit auf das Herrliche bewirthet. Der Erzbischof und der Bischof von Sigtuna saßen an des Königs Seite, essen und tranken wie die übrigen, drei Tage lang mit ihm aus einer Schüssel und einem Becher, und machten sich lustig wie er, sodas nur Eintracht und Vertrauen zu wachen schien. Des Erzbischofs Mutterbruder, Niko Christerson Wasa, saß als Bräut, sein Vaterbrudersohn, Erik Nilsson Oxenstierna, als Marschall zu Tische, beide voll Aufmerksamkeit für den König aber bereits mit den Prälaten im Einverständnisse. Der Reichsrath fand es nöthig, daß der König Gruppen sammle, um Vordholm den Dänen wieder zu entreißen; dieser Anlaß nachgehend, brach Karl nach Kalmar aus und diese Gelegenheit nahm der Erzbischof wahr, um seinen Groll zu äussern. Zuerst ließ er des Königs Boigt, den Hosen Eurslon, greifen und zu Salslad einkerkern. Darauf bestellte er an die Hauptthüre des Doms zu Upsala einen Hebedienst, worin er dem Könige Karl die Treue auftrug; dieser habe, blies es in dem Briefe, Geistliche und Weltliche unterdrückt, sich mit dem Kaiser der Kederie bedeckt, böse Dörner gehalten, das Reich in langwierige Kriege verwickelt und allen guten Rath verachtet. Dann goss Jöns selbst nach seiner Domkirche, legte Hut und Etas auf St. Erik's Schrein nieder, wässerte sich mit Harnisch und Helm, umgürtete sich mit dem Schwerte, und gelobte, er wolle dasselbe nicht in die Scheide stecken, bis Schwedens Zustand anders geworden wäre. Während seine Reize des Königs nach Belieben Höfe plünderten, ließ er sich von dem Landvolke huldbigen, dann goss er verdrückt durch die ausgebotenen Dalkere über Werderas aus, den König aufzusuchen. Auf halbem Wege traf Karl ihm, war nur mit geringer Macht, entgegen. Gleichsam als wolle er sich geringes Häuflein noch mehr in Gefahr bringen, machte der König bei Tage und Eilgund, unwirt Strengholms Holt (9. Febr.) und ließ bei der strengen Kälte das Volk sich wärmen, toben und trinken, wie jedem beliebte. Plötzlich fiel der Erzbischof über die berauhten schlaftrunkenen Reiter her, sie stürzten sich in Unordnung auf dem Eise bei Rungsborg, wurden aber gleich zerstreut und der von allen verlassen, schwer verwundet König entrannt kümmerlich nach Stockholm. Hier meinte er sich zu vertheidigen, aber der Erzbischof folgte ihm auf dem Fuße nach; die Belagerung begann mit Ernst in einem Ausfalle lernte

der König nicht nur der Bürger Feigheit, sondern auch ihre Neigung zu Verrat kennen, und er fand es zu leicht gerathen, bei Nacht und Nebel zu Schiffe zu gehen und nach Danzig zu flüchten. Die Stadt wurde alsbald übergeben, alle Festungen des Reiches, bis auf das einzige Kalmar, folgten diesem Beispiele, und Jöns trat als Schwedens Fürst und Vorkämpfer an die Spitze der Bischöfe, erzwang für sich, seinen Kanzler und seine Kapellane päpstliche Absolution, daß er mit gewaltsamer Hand seinen König, der zwar in der Halle ein Tyrann und Priesterseind genannt wird, aus dem Lande getrieben hatte und empfing von dem Reichsrathe die Zulage, daß alle von ihm dem Reiche zum Besten gemachten Schulden bezahlt werden sollten, und zugleich eine Dankfagung, daß er das Vaterland aus der Knechtschaft riefte habe. Jöns war indessen keineswegs gesonnen, im eigenen Namen zu regieren, er wollte den König von Dänemark Christian I. vorschreiben und jenseits nicht, von dessen Dankbarkeit den Besitz der höchsten Gewalt ohne ihre Verantwortlichkeit zu erlangen. Die eine Hälfte seines Bestrebens war bald erreicht: Christian wurde am 24. Jun. 1457 auf Morawie zum Könige von Schweden erwählt und stellte zur Stunde eine Urkunde aus, wodurch er den Erzbischof und dessen Erben von allem Anspruche wegen eroberten und auf den Krieg mit Karl Kanuta verwandter Gelder losgab, ihm auch erlaubte, Almar-Ställe als ein Reichenschloß nach Gefallen zu bauen und zu nutzen; aber wenn Jöns gerechnet hatte, in Christian's Namen Schweden zu beherrschen, so hatte er sich geirrt. Ein sehr ausgedehnter Einfluß war das Einzige, so der thätige König ihm zukommen ließ, und auch diesen suchte Christian allgemach zu mindern. Im Begriffe, einen Zug nach Finnland vorzunehmen (1462), übertrug er dem Erzbischofe die Erhebung einer schweren, und darum sehr geduldeten Steuer. Aber bei seiner Zurückkunft fand er statt des Geldes nur ein allgemeines und drohendes Mißergnügen. Ihm schien es, als habe der Prälat allein dasselbe veranlaßt, und Christian ließ denselben verhaften, auch im J. 1463 das Schloß Sigtuna wegnehmen. Augenblicklich gehörten sich die Bauern von Upsala, und der Papst befohl den Erzbischofen von Riga und Magdeburg und den Bischöfen von Strengholms, den König mit dem Dänne zu besiegen, wenn er nicht sofort den Erzbischof freilasse. Aber Christian meisterte den Aufbruch, zwang den Erzbischof, sich vor dem Reichstage zu verantworten (Sept. 1463) und ließ ihn, ungeachtet seiner gediegenen Vertheidigung, nach Kopenhagen abführen. Jetzt trat indessen der Bischof von Linköping, Kettil Karlson Wasa, als der Vertheidiger der Kirche auf; seine Siege tiefen den König Karl Kanuta auf der Verbannung zurück, und Christian, in der Hoffnung, die wandernde Krone auf seinem Haupte zu beschließen, verglich sich mit dem Erzbischofe und gab ihm Vollmacht, mit den abgefallenen schwedischen Herren zu handeln, und Versicherung, daß er fortan allen ein huldvolles König sein wolle (1464). Des Erzbischofs Rücktritt zeigte sich alsbald verwerthlich für Karl Kanuta; seine Anhänger, Bischof Kettil an der Spitze, verließen ihn. Jöns kam nach Upsala, bewilligte einen Rathsch in der Steuerr, bestellte

mehr Reichsoberster, worunter Bischof Rittil war, nahm Karls Beiste gefangen, sammelte Truppen und handelte überhaupt als ein König. Umweil Upsala ließ er auf das königliche von Bo Dyre Karlson Bente geführte Heer; statt der erwarteten Schlacht kam es (14. Dec. 1464) zu einem Waffenstillstande, der mit Dreikönigen ablaufen sollte. Dohde entließ den größten Theil seines Heeres, der Rest wurde von den Bischöfen von Linköping angegriffen und zerstreut. Die Belagerung von Stockholm begann unmittelbar mit Abreise des Waffenstillstandes, und nach dem auf dem Eise gegen den Riddarholm (23. Jan. 1465) gelieferten Treffen sandt Karl seinen andern Ausweg als vor der Kirche die Knie zu beugen, der Krone zu entsagen und sich lediglich den Besitz von Ralsborg und einem Theile von Finnland zu begeben. Kurz vorher hatte der Erzbischof gesucht, seine Verhältnisse zu einem künftigen Könige zu stellen, und es war ihm von den Bischöfen und der Mehrheit der Reichsräthe für den erlittenen Schaden und die unersetzliche Gefangenschaft Ståles Riden für immer, doch so, daß es der König mit 10,000 Mark Stockholm lösen möge, zugesprochen worden. Manderlei Umstände vergrößerten indessen die Wirkung dieses Entschlusses, und erst im folgenden Jahre konnte die Befriedigung der Burg erfolgen; zugleich wurden auch die Kronengelder aus der Stadt Upsala dem Erzbischofe übergeben. Dagegen verscrieb er sich d. d. Wadstena, Widmisse 1466 zwei Pfunden von 106 Mark jährlich, die von dem Reichsarbe gestiftet worden, zu unterhalten, wollte der König hierin eine Änderung treffen, so müsse er Ståle mit 12,000 Mark lösen, und für ewige Zeiten zwei Eingemissen, zu Ehren der Reichspatronen, stiften. Noch mehr vergrößerte sich das Geschaft, um dessemwillen König eigentlich zurückgekommen war; denn obgleich er als Reichsoberster mit der Krone Schlössern und Herrschaften nach Belieben schaltete, so durfte er doch bei des Volkes Abmigung gegen die dänische Regierung, kaum Christian's Namen nennen. Er dachte sich des Hauptes der Opposition, des Rits Boson Sture zu Elfsjö und Penningby, zu entleiden, und wollte denselben zu sich locken, dann in Penningby gefangen lassen, aber Sture entkam nach Finnland und bei der fortwährenden Widerspenstigkeit des Reichsages von Wadstena war schon der Vertrag von Lödöping, die indirecte darin ausgesprochene Befestigung der samlarischen Union, als ein sehr des deutlicher Fortschritt zu Christian's Gunsten zu betrachten. Aber auch dagegen erhob sich alsbald mächtiger Einspruch, insbesondere von Seiten des Pfandbesizers von Gotland, des Jfwar Arslon Tott; des Erzbischofs mächtigster Verbündeter, der Bischof Rittil, wurde ihm durch den Tod entzissen, der aus Finnland wieder eingetroffene Rits Sture schlug ihn vor dem Reichstage an. Unter solchen Umständen mußte der Erzbischof eine bestimmte Richtung annehmen. Seine Gewalt zu sanctioniren ließ er sich von einer freilich nicht vollständigen Reichsversammlung in Letze zum Reichsoberster erklären und er suchte sich des Schloßes zu Stockholm zu versichern, indem er dasselbe an Jfwar Bren übergab und von demselben Versicherung nahm, daß das Schloß zunächst ihm, dann dem Könige Christian,

dessen Gemahlin und Kindern zu Händen gehalten werden sollte. Dieser letzte Zusatz schmeckte allen und jedem die Zugen. Ein unabhängiger Reichstag sammelte sich zu Stockholm, das Schloß wurde dem Erzbischofe abgedrängt und Rits Sture, der seine Absicht, den König Karl wieder auf den Thron zu erheben, öffentlich ausgesprochen, plünderte den erzbischoflichen Schatz in Gasse, nahm Jöns Beiste gefangen und sandt überall Abkünd. Unter dem Vorwande einer Wallfahrt zu St. Brigitten-Heiligthum in Wadstena rührte Jöns sich den Grenzen von Danemark. Während er hier mit König Christian über den weiten Betrieb ihres gemeinsamen Unternehmens handelte (Novbr. 1467), siegten seine Feldherren, Erik Nilsson Drenskierna und Erik Karlson Wasa bei Arboga und in Helsingland. Schon war Stockholm von allen Seiten eingeschlossen, der Erzbischof selbst that sich, von dänischen Bülkern begleitet, bei der Belagerung eingefunden. Aber Erik Drenskierna, der auf der Seite von Arslon den Angriff führte, ließ sich von dem unter Jfwar Sture handelnden Entlage schlagen, und die Belagerung mußte aufgehoben werden. Gleich darauf erlitt Erik Wasa bei Wästerås von den Sturen und den Dalken eine gleiche Niederlage und ganz Schweden erhob sich, um den König Karl zurückzuführen. Dem Erzbischofe brach das stolze Herz, er begab sich nach Rorkholm aus Hland, um in der Einsamkeit zu trauern und starb dasselbst den 15. Dec. 1467.

Des Erzbischofs Bruder, Christer Bengsson, und David Bengsson folgten in allen Dingen der politischen Ansicht ihres Bruders, und ist unter ihnen Christer merkwürdiger, weil von ihm das ganze folgende Geschlecht Drenskierna abstammt. Einer seiner Söhne, Jener Sien Christer, dem bei einer Grenzbesichtigung, durch Entseid vom Montage nach St. Erikstog 1500, der Lachsfang bei Elfsjö, blühte ein Zubehör von Salslab, ausgesprochen worden, ließ, um sich dafür zu rächen, den Könige lichen Voigt erschlagen, und veranlaßte dadurch den Ausbruch der Empörung gegen König Johann II., wurde das, sammt den andern Herren des schwedischen Reichs, durch den in Kalmar versammelten Reichsrath von Danemark und Norwegen für einen Reineiligen und Aufreißer, und aller Güter und Freiheit, seiner Ehre und seines Adels verlustig erklärt (1505). Zuletzt ließ er sich mit dem Erzbischof-Trolle in eine geheime Verbindung gegen den Reichsoberster Sien Sture ein, weil er aber das Geheimniß nicht zu bewahren wußte, wurde er von dem Reichsoberster in der Burg zu Rindöping, die ihm anvertraut war, überfallen und gefangen weggeführt. Seine Gefändnisse, so umfangreich sie auch waren, konnten ihm die Freiheit nicht wieder verschaffen, er starb im Gefängnisse den 15. August 1516. Oerfests anderer Sohn, Bengt, in Salslab, Rörby und Steninge, wurde im J. 1476 Reichsrath, in welcher Eigenschaft auch sein mit Anna Ståle vermählter Sohn, Christer Bengsson, auf Rörby und Steninge, der einzige Stammhalter des Geschlechts, erscheint. Dieses jüngere Christer Sebn, Sabel Christer Drenskierna, von Sta und Lindö, Freiherr auf Rörby und Steninge, Herr auf Söderholm und

land, wurde schon im J. 1544, nachdem er früher Rönch gewesen, zum Reichsrath ernannt und am 4. Oct. 1559 mit der Verwaltung von Stockholm, Stadt und Schloß betraut. An dem Krönungstage, den 29. Jun. 1561, erhielt er von König Eric XIV. den Freiherrenstand und die Würde eines Reichsmarschalls, am 1. Jul. 1568 wurde er Admiral von der ganzen königlichen Flotte, am 12. Oct. 1568 Statthalter von Esthland, und 1569 Vizekönig von Südermanland. Er starb im J. 1585, aus seiner Ehe mit Beata, einer Tochter des Eil. Axels aus Skövde und Egnö, sechs Söhne und fünf Töchter hinterlassend. Von den Söhnen sind insbesondere Gustaf und Bengt, als Erster der Linie zu Kronburg und Kortholm, zu merken. Gustaf Gabrielius, zu Hölöla, Rinkestad und Rand, war mit Barbara Biele verheirathet, diente in der Jugend wider die Spanier in den Niederlanden, wider die Türken in Ungarn, und war als Reichsrath in den Händen des Herzogs Karl ein sehr achtbares Werkzeu, am den Sturz des Königs Sigismund herbeizuführen. Ein Sohn von ihm war der berühmte Reichsfanzler Axel Oxenstierna, von dem ein besonderer Artikel handelt, und der uns hier daher nur als Stammvater des Zweiges in Södermöre beschäftigen darf. Den Namen hat dieser Zweig von der mit Esthland angrenzenden, sich über zwölf Kirchspiele ausdehnenden Grafschaft Södermöre, mit welcher Axel im J. 1645 belehnt wurde. Es war das aber nicht das einzige Geschenk, welches Axel aus des Königs Hand empfing. Schon im J. 1622, als Esthland kaum erobert war, hatte Gustaf Adolf ihm die Stadt Wolmar, die Ziarslöss und das Bisthum Wenden, zu welchem auch noch die großen Güter Samülten und Bunden gehörten, gegeben, und er hatte sich durch die Eroberung von Gernon, Breslau, Schwilingshof, Strigau, noch weiter im Lande ausgedehnt. Für Wolmar war Axel's Herrschaft sehr wohlthätig, er gab der Stadt einen eigenen Magistrat, von dessen Aufschwung er sich zwar die Appellation vorbehielt, er ließ sie auch in regelmäßige Quadrate eintheilen und mit schweren Kosten durch Wälle und Gräben und verschiedene Bastionen besetzen, aber für die Stadt Wenden war er kein so glücklicher Herr. Er bemächtigte sich der Stadtgüter, und der Abgang, den die Bürger dadurch in ihrer Nahrung empfanden, konnte weder durch die neue Besetzung, noch durch die grundherrliche Belastung, wobei sich auch Artillerie befand, noch durch die von dem Kanzler besoldeten Officianten und Magistrats ersetzt werden. Von Axel's drei Söhnen starb Gustaf unermählt. Johann, geb. 1611, wurde von dem Vater aussersehn, um als erster schwedischer Gesandter auf dem Friedenskongreß zu Denabrid aufzutreten. Ihm, der einige Misserfolge anstieß, als ein Neuuling mit so vielen erprobten Staatsmännern ringen zu müssen, schrieb Axel jene beruhigenden Worte: *Nescis, mi fili, quantilla prudentia homines reguntur*; ihm war auch zur Befriedigung des unentsättiglichen Aufwandes, während der ganzen Dauer der Konferenzen, das Bisthum Denabrid mit allen seinen Einkünften angewiesen. Johann, ein des Vaters nicht unwürdiger Sohn, starb als Reichsrath und Reichsmarschall im J. 1657 zu Wismar,

er hatte sich in erster Ehe, 1636, mit Margaretha Sture und 1648 mit Margaretha Brahe verheirathet. Sein Bruder, Eil. Axelson, Graf von Södermöre, Freiherr auf Rinkito und Nyndö, geb. im J. 1624, wurde der Königin Christina Oberkammerherr, 1646 Gouverneur von Esthland, 1651 Reichsrath, 1652 Präsident des Comitzcollegiums, daher er in dem im J. 1654 mit Esthland abgeschlossenen Schiffsabts- und Handelsvertrag zugleich mit seinem Vater stipulirte. Zu ungleich höhern Dingen hatte ihn aber Axel bestimmt, wenn es anders seine Nichtigkeit hat, daß Eil. unter den Freiern der Königin Christina gewesen. Statt einer Krone erhielt er noch in eben dem Jahre, 1654, das Amt eines Reichsfanzlers und gleichwie er dasselbe nur erbalten, von dem verabschiedeten Vater beizuhalten, so wurde er, nach dessen am 28. Aug. 1654 erfolgten Tode Reichsfanzler und im folgenden Jahre Statthalter in dem von den Schweden besetzten polnischen Preußen. Er starb an einem bligen Fieber den 15. Oct. 1656, aus seiner Ehe mit Elisabeth Brahe drei Söhne und drei Töchter hinterlassend. Ein Sohn, Axel, starb als Rittmeister unermählt im J. 1676. Mit dem andern, mit dem Grafen Karl Gustaf, der sich im J. 1684 mit der Gräfin Felwig de la Garbie verheirathet, ist die Linie in Södermöre ausgefloren. Ihr Besitzthum war schon früher durch die Reduction verloren gegangen.

Des Reichsfanzlers Bruder, Gabriel Gustafson Oxenstierna, Freiherr auf Rinkito (in dem eigentlichen Finnland) und Nyndö, Herr aus Torfsjö und Persjö, wurde im J. 1612 des Herzogs Johann von Dergostland Rath, 1617 Reichsrath, Schloßhauptmann zu Stockholm und Landeshöfning von Upland, ging 1621 und 1625 als Gesandter nach Dänemark und Holland, und erhielt 1633 die Reichsbrusteweide, während er zugleich die Ämter eines Präsidenten des Oberjustizrathes und eines Landrichters in Westergothland bekleidete. Als Reichsbrust führte er mit seinen vier Söhnen, den hohen Würdenträgern, nämlich dem Marschall, Admiral, Komzler und Schatzmeister, die Vormundschaft über die Königin Christina, er selbst ging auch mit Altes Geop nach Aufsthand, um die Reichs des Königs Gustaf Adolf zu empfangen. Er starb im J. 1640, wurde aber im Grabe noch, 1651, sammt seinen Söhnen, mit dem gütlichen Aitel beerbt. Diese Söhne Gustaf, Lure, Johann und Gabriel, waren sämmtlich aus Gabriel's erster Ehe mit Margaretha Biele von Nyndö und Alred. Der älteste, Gustaf Gabrielson, Freiherr auf Rinkito, Herr aus Torfsjö, wurde am 1. Nov. 1631 Landeshauptmann über Westmanland, am 28. Mai 1642 Gouverneur von Esthland und Kreal, am 25. Jan. 1645 Reichs- und Kanzlerath. Am 10. Nov. 1651 wurde er nebst seinen Brüdern und seinem verstorbenen Vater in den Grafenstand erhoben, und sein Grafenloß auf Kronoberg erbittert. Seine Gemahlin, Maria Sophia de la Gardie, hatte ihm nur Töchter geboren. Lure Gabrielson, geb. im J. 1614, war Landeshöfning von Upland, und hinterließ, aus zwei Ehen, die Söhne Lure, der 1676 vor Wolgast blieb, Gabriel, Gustaf und Johann. Johann nahm die katholische Religion an, und erhielt eine Aitel in Polen; Gabriel Lureson, geb. zu Stockholm, im J.

1641 (nicht zu verwechseln mit seinem Vetter Gabriel Oxenstierna), bereisete, nach juristischen Studien, einen großen Theil von Europa, that einige Festzüge und wurde auch zu verschiedenen diplomatischen Sendungen gebraucht. Seine Ernennung zum Generalgouverneur des Ruckens (1699), war jedoch eigentlich als eine Lügengabe zu betrachten. Gleichwohl regierte er diese entlegene Provinz mit großem Ansehen; Einheimische und Fremde fühlten sich gleich sehr durch seine großartige Representation angezogen und gebildet. Diese Representation vergrüßte jedoch sein Vermögen; eine unglückliche Ehe veräuterte ihm jede Lebensfreude, und die Reidez, die er in Stockholm zurückgelassen hatte, benutzten jede Gelegenheit, ihm wehe zu thun. Seine Gesundheit erlief dem vielfältigen Verdruß, er starb im Mai 1707, und die Leiche wurde nach Schweden gebracht und feierlich durch den Bischof Billberg beigesetzt, daß er demnach wenigstens äußerlich in der Gemeinschaft der schwedischen Kirche verharret haben muß. Auch in verschiedenen Stellen seiner Pensées spricht er als ein Lutheraner; dagegen handelt er anderwärts in sehr bestimmten Ausdrücken, von Verbannung und Osterverlust, die er um der katholischen Religion willen getragen, und in einer Staatschrift, die er sich selbst geschildert hat, ist die Anspielung auf eine Religionsveränderung nicht zu verkennen. Hier deren Worte:

Patris, domo et mundo,
Versus religiosus, prave usoris et podagrar causa
Carui.
Pecator eram, cinis sum,
Amplius nihil.
Apago visior, brevi talis eris.

Des Grafen ursprünglich französisch geschriebene, vielfältig aufgelegte Pensées sur divers sujets, avec des réflexions morales, befinden sich in Jedermanns Händen. Der zu solchem Geschäfte freilich keineswegs geeignete Herausgeber, Benzen de la Martinière, hat sie von Gemeinplätzen und Clichés gegen den Styl nicht zu reinigen gewußt, dadurch wird mancher tiefe Gedanke, manches glänzende Wort verunstaltet. Des Grafen Gemahlin, Christine, war die Tochter des Grafen Erich Oxenstierna in Södermöre. Sein Sohn, Axel Gabrielson, Graf zu Kronoberg, Generalmajor und Commandeur des Schwerordens, starb auf seinem Gute Lidon unvermählt den 24. Aug. 1755.

Des Hauses Korsholm Stammvater, Bengt, der vierte Sohn von Gabriel Christifern und Beate Viesle, Freiherz zu Mörby, Klerholm und Lindholm, befand sich als des Herzogs Karl von Södermanland Rath und Marschall in dessen Folge, als derselbe im J. 1579 sein Beilagen in Heidelberg feierte, und starb als Statthalter von Södermanland und Wermeland den 12. April 1591, nachdem er in erster Ehe mit Sigrid Ros, des Grafen Gustav Johanfons Tochter, die den 25. Juli 1586 starb, in anderer Ehe mit Brigitta Bosse, Knuts Tochter, verheiratet gewesen war. Der Sohn der zweiten Ehe, Bengt Bengtson, Freiherz auf Klerholm und Söderbo, Herr auf Rappin in dem heutigen Werrocentreise von Lönland, geb. den 19. Oct. 1691, wurde, als er von seinen weltlichen Reisen zurückkehrte, im J. 1620 bei Kö-

nig Gustav Adolf Kammerherr, 1626 Gouverneur in Curland, 1677 Oberstleutnant, den 16. Sept. 1634 Reichs-Rathmeister und Generalgouverneur von Livland und Ingemanland, 1641 Reichsrath. Er starb zu Riga den 9. Jun. 1643. Der Sohn der ersten Ehe, Gabriel Bengtson, Freiherz auf Lindholm und Mörby, geb. 1584, kam im J. 1612 als Gouverneur nach Arenal, wurde 1617 Reichsrath, 1645 Generalgouverneur von Livland, nachher Lagman über Wermeland und Dal, 1651 Reichsschatmeister und den 31. Jan. 1652 Reichsadvocat. Den 26. März 1651 hatte er ein Patent als Graf von Korsholm und Wasa erhalten, und zwar wurden ihm als Grafschaft die Stadt Wasa mit der Burg Korsholm, dann Russasari, Groß- und Kleintyro in Ostböhmen verliehen. Seine Introduction auf der Grafenbank unter No. 8 erfolgte im J. 1652. Er starb 1656. In seiner Ehe mit Anna Baner, verm. 17. Nov. 1610, hatte er drei Söhne, Gabriel, Bengt und Gustav und fünf Töchter. Gabriel Bengtson, der älteste der Söhne, wurde im J. 1653 Reichsrath, 1657 Reichsmarschall und starb 1671. Seine Gemahlin Marica (Christiana?), Gräfin von Löwenstein-Wertheim, eine Stieftochter (nicht aber Witwe, wie es gewöhnlich heißt) des berühmten Feldherren Baner, hatte ihm die Söhne Gustav und Gabriel geboren. Gustav's einziger Sohn, Gabriel, blieb im J. 1709 bei Pultawa als Hauptmann. Gustav's Bruder, Gabriel, hatte einen Sohn, Georg, der, geboren im J. 1699, im Oct. 1756 Generalmajorrang erhielt. Des ersten Grafen von Korsholm anderer Sohn, Gustav Gabrielson, Graf von Korsholm und Wasa, starb im J. 1694 als königl. Geheimrath, der dritte Sohn, Bengt Gabrielson, Graf von Korsholm und Wasa, Freiherz von Mörby und Riksborg, geb. 1623 studirte zu Upsala, bereisete den Continent und wohnte den Friedensunterhandlungen zu Esnabrad bei. Karl Gustav ernannte ihn zum Generalgouverneur von Warschau und Oberpolen, und umgab ihn mit königlichem Gepränge; dadurch sollte der Statthalter der Polen Augen blenden. Bengt mußte nachmals auch die Friedenspräliminarien entwerfen, entwickelte hierbei ebenso viele Gewandtheit als positive Kenntniß und erhielt zum Lohn die Direction in der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten und großen Einfluß auf die gesamte Reichsverwaltung. Er wurde der entschiedene Gegner von des Grafen Wagnus de la Gardie ephemerem System, auch von Karl XI., sobald dieser die Regierung antrat, zum Reichsrath bestellt (1673), konnte aber doch den Krieg vom J. 1674 nicht verhindern. Des Unglück der schwedischen Waffen brachte seine Verfügungen zu Ehren, und Karl XI. hielt den für den geringsten Friedensboten, der überhaupt keinen Krieg gewollt hatte. Bengt erschien demnach als bevollmächtigter Minister auf dem Friedenscongreß zu Nimwegen im J. 1677—1679, und seine Bemühungen und Erfolge in dem Friedensgeschäfte wurden mit der Präbendenschatz des hohen Tribunalis zu Wien und der Oberlandrichterstelle von Ingemanland belohnt.

*) Riche Maria. St. zu Schweden, 1626, hatte sie die Republik des heil. Maritus zum Ausposten gehabt.

Im J. 1681 wurde er Premierminister und Präsident des Kanzleiraths und der gänzliche Umkehrung in Schwedens äußeres Politik, die Verzicht auf das Bündnis mit Ludwig XIV., das für Schweden ebenso nachtheilig als lässig für das gegen den rasstlosen Erfolg des Königs von Frankreich bewaffnete Europa, sind vornehmlich als Bengt's Werke zu nennen. Er wollte, das Schweden sich einzig im Norden vergrößern und zumal verstärkte, sich als Antheil an fremden, fernem Handeln entzage und durch eine unabhängige ehrenvolle Politik den innern Wohlstand begründe. Seine Ansichten fanden bei Karl XI. die geziemende Anerkennung und Zügelamkeit, wie das insbesondere ein Brief des Ronander an den Minister, gleich eckermoll für Beide, beurfundet. Der stolze und harte Karl findet es nicht unter seiner Würde, die Dienste, so er von Drenskiern empfangen, zu belohnen und ihm dafür offen und mährlich zu danken. Das friedliche, so lange von Bengt verfolgte System wurde durch seines Königs Tod zerstört und der Nachfolger ganz eigentlich zum Kriege gezwungen. Nach Karl's XII. ersten, raunenwürdigen Erfolgen, nachdem Dänemark gedemüthigt, der Jar in seine Wildnisse zurückgeführt, Polen erobert war, schrieb der große Drenskiern an den jungen Helden jenes berühmte Mémorial, das als ein Meisterwerk politischer Weisheit, als ein Denkmal wahrhaftiger und suchloser Vaterlandsliebe in mehreren historischen Sammlungen Platz gefunden hat. Reich durch seine Erfahrungen, auf das Genaueste die Interessen des Vaterlandes beurtheilend, wagte er es, dem König auf die Vortheile seiner Lage aufmerksam zu machen und auf die Umstände, welche ihn einladen sollten, in so günstigen Verhältnissen Frieden zu schließen. Er zeichnet die Stellung, welche ein solches Friebe dem Könige, nicht nur im Norden, sondern in Europa überhaupt, anweisen mußte, ohne aber auch die Folgen, welche die Verlängerung des Kriege hervorrufen könnte. Karl hörte nicht auf den guten Rath, und Drenskiern starb, nachdem er kaum sein Mémorial abgelesen hatte, den 22. Juli 1702. Gleich dem großen Axel Drenskiern, dem er überhaupt in vielen Dingen ähnlich, war Bengt ein warmer Beschützer des Wissenschaften, und insbesondere hat die Universität Upsala, der er seit dem J. 1681 als Kanzler vorstand, viele Denkmale seiner Freigebigkeit aufzuweisen. Er war in erster Ehe mit Eva Wachtmeister, in anderer Ehe mit Magdalena Stenrood verheiratet, von sieben Söhnen überließ ihn nur drei. Der älteste, Gabriel, blieb als holländischer General in der Schlacht bei Malplaquet den 11. Sept. 1709, ein anderer, Gustav Bengtson, starb im J. 1694 als königlicher Rath und Reichs-Rathgeheimrath, dessen Sohn, Gustav Gustafsson, wird 1710 als Oberst genannt. Graf Johann Drenskiern stirbt im März 1733. Graf Karl wird im Sept. 1750 Hauptmann bei der Artillerie, Graf Johann Gabrielsson im J. 1766 an dem neu gebildeten Hofe des Kronprinzen Desjuncte. — Der Kammerherr Friedrich Karl Drenskiern wird den 25. Nov. 1773 Gensdarm des Kaiserthums, das ganze Geschlecht war demnach nicht in den Grafenstand erhoben.

Das eigentliche Geschlechtswappen zeigt eine im Bl. I. Theil v. W. u. R. Dritte Edition. VIII.

sie liegende rothe Ochsenflur, mit dergleichen Ohren und Hörnern, im goldenen Friebe, auf dem goldenen gekrönten Helme erhebt sich wiederholt die Stime; die Helmbede ist eoth und golden. (v. Stramberg.)

OXENSTIERNA (Axel), dessen Familie nicht nur mit den früheren königlichen Geschlechtern Schwedens, sondern auch mit den Wäsa's verwandt, sich in der Geschichte der Kirche, der Wissenschaften und des Staates so ausgezeichnet hat, als Einzelne derselben durch ihre Schicksale merkwürdig eingewirkt sind. Wie denn z. B. der Stammvater jegigen Geschlechtes Drenskiern, Christiern Bengtson, im Rostholmer Blutbade enthauptet wurde. Dessen Sohn, Gustav Gabrielsson Drenskiern, Freier zu Hölmlern und Rintsklad, war schwedischer Reichs- und Kammerath, verheirathet an Barbro Artobrotter zu Heresäter, aus dem berühmten und unglücklichen Geschlechte der Birle, und zeugte mit ihr neben andern Kindern Axel Drenskiern, Freier zu Hölmlern, Kinnitho und Aiden. Geboren zu Jans in Uppland am 16. Jun. 1583, genoss Axel anfanglich eine strenge und, wie es scheint, für die Kirche bestimmte Erziehung. Man gab ihm den, nachmals als Bischof zu Åbo bekannt gewordenen Jaak Rothorius zum Lehrer, einen armen jungen, aber kenntnißreichen Mann, der sich die Liebe seines kernbegierigen Jüglings erwarb, und dieselbe stets bis an seinen Tod bewahrte. Nach dem Tode seines Vaters (18. Jan. 1597) wurde der junge Axel mit seinen Brüdern unter Rothorius' Aufsicht von seiner vorzüglichen Mutter ins Ausland geschickt, theils um sich besser auszubilden zu können, theils auch, um sich von den damaligen politischen Ereignissen in Schweden entfernt zu halten. Axel ging mit seiner Begleitung nach Teutschland, studirte fünf Jahre lang in Rostock, Jena und Wittenberg Theologie, Staats- und Rechtswissenschaften neben den alten und einigen neuern Sprachen, unter welchen ihm die lateinische und teutsche am geläufigsten wurde, und lag zugleich den damals üblichen Ritterübungen ob. In Wittenberg zeichnete er sich durch mehre Disputationen aus. Dieraus besuchte er eiliche angesehen teutsche Städte und Höfe, und auf die Verfügung Karl's IX., welche alle im Auslande lebende schwedische Exulante zurückrief, begab sich Axel im J. 1603 wieder in die Heimath. Als Kammerjunfer an den Hof gezogen, erwarb er sich in kurzer Zeit ein solches Vertrauen, daß ihm König Karl im J. 1606 an die Fürken von Wittenburg sandte, und in Anerkennung seiner Gesandtschaft als schwedischer Reichsrath im J. 1609 zurückrief. Gleich nachher (Juli 1609) wurde er der Sendung des Hofkanzlers nach Rosol beigegeben, um die widerspenstige Handelsstadt zu Nachgiebigkeit zu zwingen. Weniger glücklich war Axel's Sendung nach Dänemark zu Anfange des J. 1610, wo er die Streitigkeiten beider Reiche durch einen dauerhaften Frieden beilegen sollte. Dennoch aber soll der alternde König Karl IX. den jungen Staatsmann so zu schätzen gewagt haben, daß er ihn in seinem letzten Willen zum Vormunde der königlichen Kinder und Vorstände der Regierung bestellte).

x) Dies behauptet Lundblad's schwedischer Historik (II, 72.)

Dieses Königs letzte Verfügung brachte die Thronfolge Gustav Adolfs in Zweifel; Oxenstierna aber siegte auf dem Reichstage zu Rostöping nicht nur dieselbe, sondern auch mit Verriet der Königin Witwe, die Erklärung für die Minderjährigkeit des Prinzen durch. Hierfür erhob ihn der junge König am 6. Jan. 1612 zum Reichskanzler und blieb ihm bis an seinen Tod stets dankbar. Die allmählig abweichende Gesinnung des Königs von der des Reichskanzlers, die hin und wieder auffallend hervortrat, störte das vertrauliche Verhältnis nicht, welches sich zwischen Beiden bildete. Beide hatten, dieser über jenen, und jener über diesen, eine hohe Meinung. Broch das ausbraufende Wesen des Königs über des Reichskanzlers Ruhe und Bedenklichkeit in Ungeduld aus, so dämpfte dieser mild des Erstern Hitze, und war's nicht möglich, so pflegte der König ihm die Sachen zuzuweisen, damit die Heftigkeit, wenn sie nicht gestügt werden konnte, keinen Schaden verursachte. Diese Ruhe und Besonnenheit war Ursache, daß Oxenstierna die Personen, mit denen er zu thun hatte, leicht durchschauern lernte. Ohne ihn hätte der König, was er auch selbst gekannt, das nicht unternehmen können, was er mit Erkäufen der Ritz- und Hochwelt vollbrachte. Gleich nach der Thronbesteigung tiefen die von Karl IX. ererbten Kriege den König Gustav Adolf an die Grenze des Reiches und über dieselbe hinaus, während sein Freund und Rüstler Oxenstierna im Theil dort rathend zur Seite stand, theils die inneren Angelegenheiten des gerüttelten Reiches verwaltete. Daneben erkaufte er den Frieden mit Dänemark unter großen Opfern; desto glänzender aber krönte der Friede mit Rußland (1617) seine Bemühungen. Als diese beiden Kriege gendert und die Unruhen im Innern des schwedischen Reiches gedämpft worden waren, riet Oxenstierna zur freitlichen Krönung des Königs. Sie erfolgte am 12. Oct. 1617, wobei der Reichskanzler zum Ritter geschlagen wurde. Die Beilegung neuen Zwistes mit Dänemark beschloßte ihn hierauf so angeliegtlich, als die Befämpfung der leibenschaftlichen Liebe seines Monarchen zur schönen Ebba Brahe, wogu auch die Königin Mütter nicht wenig beitrug³⁾. Als aber Gustav Adolf auf seiner Reise nach Teutschland die brandenburgische Prinzessin Maria Eleonora kennen gelernt und sie sich zur Gemahlin erwählt hatte, wurde Oxenstierna im August 1620 nach Berlin geschickt, um das Uebündniß, nach Verrückung der demselben entgegenstehenden Schwierigkeiten, abzuschließen. Oxenstierna suchte noch im Oct. desselben Jahres die königliche Braut nach Stockholm. Im folgenden Jahre begann der König den bekannten Krieg mit Siegenmund von Polen; da vertraute er die Staatsverwaltung seinem Reichskanzler mit neun Reichsräthen, als Gehilfen und Stützen. Nur selten begab dieser sich ins

königliche Feldlager, und als Dänemark im J. 1624 abermals Teutschland erregte, eilte Oxenstierna, dieselben durch Verhandlungen zu befeitigen, bis der Dänekrieg in Teutschland (von 1625—1629), an welchem Schweden seine Theilnahme erschwerte, alle geeignete Vorsorge von selbst herstellte. Da nun der König im J. 1626 Polen von Preußen her zu besetzen anfang, nahm er auch seinen Freund mit sich sowohl zur Leitung der diplomatischen Geschäfte, als auch zur Führung des Krieges wesen, sobald ihm im Laufe des Winters die Angelegenheiten seines Reiches in die Gemüth ziele. Oxenstierna hingegen wurde nur ein Mal in jener Zeit entfernt, als er im August 1628 nach dem gelangstigten Straßburg gesandt ward, die Stadt mittels Bündnisses in schwedischen Schutz nahm und sich wegen deren Vertbeiligung auf seiner Rückkehr mit König Christian IV. von Dänemark besprach. Seine merkwürdigste Handlung in diesem Zeitraum bleibt jedoch der Abschluß des sechsjährigen Warschauer Bündnisses mit Polen, welchen der Cardinal von Richelieu durch den Oifer und die Gewandtheit seines Reichsofficiers Charnacé einleiten ließ. Wie mildernd und veröhnend dieser auf die scharfen Gesinnungen und Charaktere der schwedischen und polnischen Gesandten einwirkte, mußte, davon gibt die zweite im Dese Altmar bei Stuhm gehaltene Zusammenkunft (die erste war durch einen Titulaturstreit vereitelt worden) das beste Zeugnis.

Die Anstalten zu der Versammlung nämlich waren von der Art, daß bei dem Einnehmen der Plätze alten Rangstreitigkeiten vorgebragt werden sollte, ohne dadurch eine langweilige Fierlichkeit der ersten persönlichen Zusammenkunft benehmen zu können, welcher aber der polnische, am Pologra leidende Großkanzler und Bischof Jakob Zadul mit folgenden Worten ein Ende machte: „Um von unserer Seite den Anfang mit Höflichkeit zu machen, so wünschen wir Ihnen, schwedische Herren, einen guten Tag!“ Oxenstierna, welcher der schwedischen Gesandtschaft vorstand, dadurch beleidigt, erwiderte: „Und damit wir nicht undankbar scheinen mögen, so wünschen wir Ihnen, polnische Herren, einen guten Verstand.“ Mit diesem Bassenbündnisse war die Ruhe, welche Schweden so sehr bedurfte, nicht hergestellt, weil auf ihn ein neuer Krieg gebaut wurde. Ehe noch in Preußen die Kriegszüge abgedröhen wurden, beschloß der König den teutschen Krieg, welchem Oxenstierna zwar nicht entgegenwirkte, aber doch einen andern Anfang empfahl, als der König vorschlug und ausführte, wie er denn überhaupt von diesem Kriege urtheilte, daß der König dabei mehr den Eingebungen seines Genies, als einer reifen Überlegung gefolgt sei. Dieser ließ bei seiner Abreise aus Polen den Reichskanzler in Preußen zurück zur Verwaltung der ererbten Provinzen und zur Kühlung frischer

³⁾ Nach der allgemeinen Weltgeschichte (LXV, 97) erwähnt davon Nikst, dehauptet vielmehr, daß die Königin Witwe zur Wormsdrin erhört worden sei.

²⁾ Bald nachher verheiratete sie den berühmten schwedischen Feldherrn Jakob de Lagarbi und wurde durch diesen Ritter des nachmaligen Königs Christian's von Schweden, Magnus de Lagarde.

³⁾ Vergl. Arckenholts, Mémoires concernant Christian, Roi de Suède, I, 140 und die dort angezogene Quelle. Einen andern diplomatischen Kunstgriff zur Befriedigung der Rangstreitigkeiten benutzte Oxenstierna im J. 1635, als er zu prüfen die preussischen Stände der vier Reichsteile Obersteinslands in seinen Gemächern verkommen ließ. Er stritt dieselben ihre Stühle hin, und saß sitzend hier und da vortrag.

Kriegsdiktator, welche Feldmarschall G. Horn im J. 1630 dem Könige in Teutland zuführte. Außerdem nahm er Theil an der dänischen Vermittlung zur Vermeidung des Krieges zwischen Gustav Adolf und dem Kaiser Ferdinand II. Die Verschicktheit, mit welcher schwedische Abgeordnete in Teutland von kaiserlichen behandelt worden waren, gebot dem Reichskanzler, nicht persönlich in Danzig zu erscheinen, sondern von Remel aus in fester Sprache an die Vermittler zu schreiben. Als Gustav Adolf durch seinen Sieg bei Breitenburg das Übergewicht über die katholische Macht erlangt hatte, rief er wegen Vielfältigkeit der Geschäfte den Reichskanzler zu sich. Anstatt jenen in Wien begrüßen zu können, wie er gewünscht hatte, fand er seinen König im Januar 1632 zu Frankfurt a. M. Hier empfing er bei bewusster Abzuga nach Franken und Bairen die Leitung der diplomatischen Geschäfte und des Kriegswesens am Rhein und Main. Für die ersten gab ihm der König den in teutschen Reichsangelegenheiten erfahrenen württembergischen Reichskanzler Jakob Köfler als thätigen Gehilfen an die Seite, in Kriegssachen aber unterstützten ihn zwei junge ehegeizige teutsche Reichsfürsten, der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld und Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Ihre Unfähigkeit und Eifersucht aber brachte ihm die Überzeugung bei, daß es höchst nachtheilig sei, Fürsten und andern hohen Personen, welche weder Beweise noch Vorstellungen schätzten, wichtige Kriegsgeschäfte anzuvertrauen. Seine Klagen bei dem Könige bewirkten, daß Bernhard abgerufen und Feldmarschall Horn ihm untergeordnet wurde⁴⁾. Sein diplomatisches Werk war der unter französischer Vermittlung am 12. Apr. 1632 mit Kur- und Brandenburg abgeschlossene Neutralitätsvertrag, der ihm aber später viele Sorgen verursachte. Bald genug rief ihn die Gefahr des Königs bei Nürnberg, durch die Übermacht des Feindes verurtheilt, nach Franken, wo er die deutschen Hülfssoldaten zusammenzog, welche unter seiner Obhut ohne Verdrüßungen mit dem Feinde ins königliche Lager geführt wurden. Hier ließ der König den Reichskanzler bei seinem Ausbruch nach Baiern zurück, nahm ihn aber kurz darauf auf dem schnellen Zuge nach Schwaben mit sich bis Arnstadt, wo er zur wichtigen Sendung nach Ulm für die Gründung eines Bundes der vier oberrheinischen Reichsfürsten mit Schweden beauftragt wurde. Er begab sich vorläufig nach Frankfurt a. M., hatte aber kaum Hanau erreicht, als ihn am 11. Nov. 1632 die erschütternde Nachricht vom Tode seines königlichen Freundes bei Lützen untröstlich zu dessen Stellvertreter in Teutland erhob. Wenn auch nicht Kriegsgeld, aber aufgefordert durch seine unerschütterliche Vaterlandsliebe, die ihm die Leitung dieses Amtes zu einem Ehrenpunkte machte, durch das unbegrenzte Vertrauen des abgesetzten Königs, der bei seinem Tode ihm schon eine fast unumschränkte Führung der Geschäfte anvertraut hatte, und durch seine geläuterten Ansichten über den Zustand Teutlands und durch

seinen tiefen Blick in das Gewebe der Staatspolitik, sich dieser ungewöhnlichen, jedoch nothwendigen, Stellung zu fügen, und den Hof eines Herrschers zu halten, deßhalb er Charakterfestigkeit genug, in äußerer fürstlicher Pracht, in welcher er von nun an erschien, doch Mäßigkeit und Einfachheit zu behalten, ohne aber die an ihm gezeigte Ruhe und Besonnenheit stets in seiner Gewalt zu haben. Viel Drangsal war seinem Äußern nach ein großer, Ehrsucht gebietender Mann, mit einem offenen, ernsten Antlitz, und sein, nach damaliger Sitte zugelassener Bart gab seiner Haltung ein angenehmes Ansehen, welches seine von ausgebreiteten Kenntnissen unterstützte Bescheidenheit noch annehmlicher machte. Mit Anna Blät von Aiden frühzeitig verheiratet, zeugte er elf Kinder, von denen nur zwei Söhne, Johann und Reich, ihn wenige Jahre überlebten und das Geschlecht fortpflanzten⁵⁾. Auf die Nachwelt aber ging sein Ruhm über; selbst einer der größten Männer seiner Zeit, wurde er hochgeschätzt von Richelieu, Mazarin, Urban VIII. und später von Albinetti, der sich zur Ehre anrechnete, sein Schüler gewesen zu sein. Unter Arbeiten erzogen, wie er selbst gedankt hat, und mit Staatsgeschäften überladen, wußte er sich doch Mußestunden zum Lesen der Bibel und der alten Griechen und Römer abzugewinnen, die ihm ein altdiebiges Ansehen gaben, sodas Grost ihm Jedem des Alterthums gleichstellte⁶⁾. Etwas gewohnt, brün Schlafengehen die Sorgen abzustreifen und sie am andern Morgen geklärt wieder aufzunehmen, so verursachte ihm doch des Königs Tod die erste schlaflose Nacht. Ein sicherer Blick, durch mannichfaltige Erfahrung geklärt, erleichterte indeß, was augenblicklich unübersehbare erschien. Den Verluß, den er in Teutland übernahm, bekräftigte die königliche Regierung zu Stockholm, zur königlichen Macht und Mündigkeit, wofür die seine aristokratischen Grundsätze in Anspruch nahm, ihr in Entwerfung eines neuen Reichsgrundgesetzes beifällig zu sein.

Gustav Adolf hatte nämlich bei seiner Volljährigkeitserklärung als junger und unerfahrener König dem schwedischen Adel unerbittliche Vorrechte zugesprochen müssen, die er aber allmählig, ja schon bei der Krönung im J. 1617, geringerschätzte. Nach seinem Sinne hatte er zehn Jahre nachher in Preußen, als er seine bei Dischau empfangene Holsteiner für abthilft hielt, dem Reichskanzler einen letzten Willen über die Staatsverwaltung Schwedens dictirt, den dieser erst nach dem Tode des Königs bekannt machte und nach Stockholm schickte. Sind auch die dort von Manchen erregten Zweifel an der Echtheit der Urkunde nicht bestimmt erwiesen, so ist doch der Unwille gewiß, den ihr Inhalt bei Vielen, besonders dem Adel, erregte. Die Männer, welche der Regierung vorstanden, verlangten die Wiedereröffnung der durch den getödteten König

4) Adels's Bernhard J. 161 fg. Feldmarschall G. Horn war an Dreiskierow's älteste Tochter Christina im J. 1623 verheiratet und durch deren Tod schon 1631 Wittwer geworden.

5) Das Jahr der Verheirathung des Reichskanzlers hat sich nicht ausmitteln lassen, doch als unwohl ist nach Lundblad zu erweisen, daß ihm schon im J. 1602 ein Kind geboren worden sei, wie Heider's Universalhistorie berichtet. 6) Bergl. H. Grotz Epist. 346.

beschränkten Rechte des Adels und Feststellung des aristokratischen Princips in der Staatsverfassung. Auf ihre Antrathen nun arbeitete Orenstierna den letzten königlichen Willen in ein neues Reichsgrundgesetz um, dergestalt, daß die Gewalt der Staatsverwaltung dem Adel nicht nur so lange, als die Vermundtschaft über die hinterlassene unmündige Thronerbin des Königs, Christina, dauern würde, sondern auch überhaupt in solcher Weise überlassen wurde, daß sie nur ein kräftiger Gewalthaber des Thrones wieder versetzen konnte. Denn der Regent drohte ein Scholten zu werden, und die Würde oder der Fall des Königsreiches lediglich von den Tugenden oder Fehlern des Adels abzuhängen, wie man überhaupt im Sinne haben mochte, ein aristokratisches Volkreich zu gründen. Es ist merkwürdig und unbegreiflich zugleich, wie ein so vielseitig geübter Staatsmann, wie Orenstierna war, das Schicksal Frankreichs übersehend, scharfsinnig auf ein System hinarbeitete, welches grade zu seiner Zeit der Cardinal von Richelieu mit außerordentlicher Anstrengung aus dem französischen Staatsleben zu verdrängen suchte. Darum ist es auch dem Adel seiner Zeitgenossen nicht entgangen, wie sehr desto bitterer war, als die Reuerung durch dieses Verfassungswerk während Christinas Minderjährigkeit willkürlich eingeführt wurde, und der Reichskanzler sich selbst den Verdacht zuzog, sein Haus aus den schwedischen Thron heben zu wollen. Den im J. 1634 verammelten Reichskräften wurde es mit der Einkindung, als sei es von Gustav Adolf selbst ausgegangen, vorgelegt, von ihnen nur unter Wutren (denn die nichtabgelassenen Reichskräfte wurden Schatten) zur Annahme und am 29. Jul. dieses Jahres zur öffentlichen Kunde gebracht⁷⁾. Die vormundtschaftliche Regierung schloß demnach die Königin Witwe M. Ekonoore und deren Schwager, den Pfalzgrafen Johann Kasmir, trotz ihrer heftigen Widersprüche, von der Abtheilung an den Staatsgeschäften aus, und wurde gehandhabt lediglich von fünf Reichsräthen (auch der Zünfmannsrath genannt), zu denen Adel Orenstierna gehörte, und 20 Senatoren. Sie mußten, wie ihre untergeordneten Gehilfen, von Adel sein. Orenstierna bezieht also das Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, aber in oben ausgezeichneter Macht, und mit dem Wink, sich an die Elbe und Oder zur Beschäftigung Pommerns zurückzuziehen, und Frankreich, England sammt Holland in den Krieg zu verwickeln, sobald er sehe, daß die schwedische Macht im süblichen Deutschland nicht behauptet werden könne. Orenstierna sah wohl ein, daß die teutschen protestantischen Reichskräfte, sie mochten von größerer oder geringerer Bedeutung sein, ihm schwerlich gehorchen würden, hielt aber für schmachvoll, den Krieg auszugeben in der Art, wie sein Monarch denselben begonnen hatte. Er stand also an des Königs Statt, und hielt den richtigen Grundfah im Auge, Einbeid der Pläne und Einbeid der Ausführung in die Berücksichtigung der Ansichten und Ansprüche zu bringen. Daher der gebräu-

tende Ton des schwedischen Edelmannes zu den teutschen Reichsfürsten, die er nicht immer wie Bundesgenossen, sondern wie Untergebene behandelte, habelte, ja tyrannisierte. Seiner Kraft, Festigkeit, Großartigkeit und Kühnheit selbst manchmal die Wägung, und übergroße Abhängigkeit konnte nicht wider zur machen, was des schwedischen Edelmannes Stolz und Hochmuth, wie man sein Benehmen zu nennen pflegte, verdrängt hatte. Wie schon über Gustav Adolfs Härte gesagt wurde, so und noch mehr über den Reichskanzler! Den ersten Anstoß beging er gleich nach des Königs Tode am kurländischen Hofe zu Dresden. Nachdem er nämlich in Frankfurt die nöthigen Anordnungen für das Kriegswesen in Süddeutschland getroffen hatte, reiste er am 19. Nov. 1632 über Erfurt nach Dresden ab, wo er dem Kurfürsten Johann Georg I. die allgemeine Verbindung aller teutschen evangelischen Reichskräfte mit Schweden antrah, und sich die Leitung der Geschäfte vorbehielt, sobald weder der Kurfürst daran Theil nehmen, noch Schweden mit einer angemessenen Vergütung für bisher geleisteten Beistand abgefunden werde würde. Aber Johann Georg wollte von schwedischer Schutzheerschaft um so weniger hören, als Orenstierna abgelehnt war, das Hauptbehr, welches bei Lüben gesteht hatte, in die kaiserlichen Länder eindringen zu lassen. Vielmehr verpflüchtete er dasselbe und schickte die einzelnen Abtheilungen nach verschiedenen von Böhmern und Österreich entfernten Richtungen, wodurch er auch den Grund zum Zuspallte mit Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar legte. Hand er auch den Kurfürsten von Brandenburg, den er hierauf in Berlin besuchte, teilsamer für seine Pläne, so trat doch der pfälzische Minister von Kneibitz gegen ihn mit der Meinung auf, daß die Teutschen des schwedischen Schutzes nicht bedürften, wenn sich Kurpfalz, Sachsen und Brandenburg zur Bekämpfung des Krieges vereinten. Ähnliche Ansichten fanden sich bei Methen, wie beim Herzoge Georg von Lüneburg, welche durch eigenmächtiges Verfahren den Verfügungen des Reichskanzlers entgegen zu wirken versuchte, so daß Frankreich Anfangs iret war, wen es eigentlich zur Fortsetzung des Krieges unterstützen müsse, bis die Marcus von Feuquiere's zu Würzburg von Orenstierna Aufklärungen über die wahre Beisatzheit der Dinge erhalten hatte. Er unterstützte zwar den Schweden auf der Tagfahrt zu Heilbronn, wohn die Reichskräfte Frankens, Schwabens, des Oberr- und Unterrhein berufen worden waren, in der Stiftung des evangelischen Bundes zur Fortsetzung des Krieges am 13. April 1633, arbeitete aber dem Reichskanzler darin entgegen, daß die ihm übertragene Leitung der Bundesgeschäfte durch einen beigegebenen Bundesrath von elf Mitgliedern beschränkt wurde. Dieser hingegen reigte und erbiterte viele angefehene teutsche Familien durch die Beirathung erobeter Länder und Güter zu Heilbronn und Heilbronn, womit er selbst in unbesonnenem Stolge, wenn man der Nachricht eines Zeigenossen glauben darf, Eohn und Spott trieb. Es kam ihm böhmisch, so widerständig vor, daß teutsche Fürsten von einem schwedischen Edelmann Lande und Güter (welche im Namen der Königin Christine verpfändet wurden) verlangten und dieser

7) Dieses Grundgesetz siehe in Kettner'sche a. a. D. IV, 522 fg., vergl. mit I, 24 fg. I, 176 u. III, 185 fg. und Bähr's allgemeine Kettengeschichte, 65, 164 fg.

jenen solche gab⁹⁾. Eine Schwäche seiner Herrschaft in Deutschland war es, daß er durch solche Mittel sich erst Günstigkeitschaften mußte, bei denen sowohl, welche Mittel zur Kriegsführung gab, als bei denen, welche die Heere beschützten, und was besonders gleich Anfangs seine Macht untergrub, war der Umstand, daß er den Herbesitz der Bundesstruppen auf seine gewissen Bestimmungen festsetzen konnte und dadurch seine Einkünfte, wie den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, und andere teutsche Fürstentümer gegen sich aufbehielt. Die Einheit des Herbesitzes, die unrichtige Zügelung der Generale zur Lenkung eines Hauptplanes ging gänzlich verloren, Zwiespalt, Ungehorsam und Eifersucht erhielten die Oberhand, und der verfaulende Entschluß Regensburgs (1634) gab das sprechende Bild vom wahren Zustande des Bundes und seiner Glieder. Wegen des Herzogs von Friedland Anträge, welche er, wie noch sein spätes Geständniß lautete, nie recht begreifen konnte, verhielt er sich mit weiser Vorsicht und theilte sie nach dem patriotischen Grundsatze: „Wer sein Vaterland verräth, verräth auch Andere.“ Sein im J. 1634 angestellter Versuch, alle teutsche evangelische Reichsfürsten zu einem Bunde und zur Entschädigung für Schweden dargebrachte Opfer zu verbinden, gab ihm den fruchtlosesten Ausschuss über die Unmöglichkeit eines gemeinnützigen Zusammenwirkens in Deutschland. Nach Frankfurt a. M., wo er gewöhnlich seinen Wohnsitz hatte, lud er im Frühjahre 1634 die Reichsfürsten ein, nachdem er selbst zu Halberstadt die niederländischen Kreisländer, zu Emden die Kurfürsten von Brandenburg und durch Aufsenburg Kurfürsten hatte darauf vorbereiten lassen; aber der Reichsfürsten hartnäckiges Beharren auf feste verstaatlichte Reichsgerichtsstände, die Menge der verschiedenartigen Meinungen und Interessen derselben, der Einzelnen — daß gegen den Reichskanzler, sowie dessen Hige und stolze Anmaßung, der Franzosen Unzufriedenheit, der Holländer Eifersucht und der Engländer Gleichgültigkeit (drei fremde Mächte, welche Oxenstierna sowohl, als die teutschen Bundesgenossen im Auge hatten) brachten die Angelegenheiten nicht zum Ziele, und Oxenstierna erkannte, daß sein Directorium selbst über die vier oben Reichsteile, welche den heilbrunnigen Bund bildeten, ohne Nutzen wäre. Sein Grundsatze, die Franzosen (bisher nur Geld zahlend) so lange, als nur immer möglich, von der öffentlichen Theilnahme an den teutschen Angelegenheiten entfernt zu halten, wurde von nun an aufgegeben, und ehe die Niederlage des Bundesherres bei Nördlingen seiner Herrschaft das Grab grub, übergab er schon den Franzosen die bedeutende Festung Philippsburg, und schlug dem Kaiser Ludwig's XIII. vor, daß Frankreich gegen jährliche Zahlung einer Million Livres an Schweden die Leitung des Kriegswesens vom Rheine bis an die Weser und Elbe übernehmen, und die Verhängung des polnischen Waffenstillstandes befördern sollte, während er Norddeutschland mit Einkünften und andernbaren lösslichen Kursumständen lenken wollte. Die gleich darauf folgende nördliche

Schlacht änderte plötzlich den Zustand der Dinge gerade, daß der Reichskanzler den Franzosen keine Bedingungen mehr vorschreiben konnte, und insofern mochte die erste Augenblick nach der eingelaufenen Nachricht von diesem unglücklichen Ereignisse den Schweden bestürzt gemacht haben, als die vom Tode seines Monarchen. Der nächste Abschied der versammelten Reichsfürsten am 3. Sept. blieb ohne Kraft und Einbruch, die getroffene Uebereinkunft mit den französischen Befehlshabern vom 20. desselben Monats blieb der vorerwähnte Vertrag zu Straßburg am 9. Oct. wieder um, und endlich die vom Reichskanzler abgeschickten Bundeselche Jakob Böhmer und Streiff, von denen Oxenstierna's Fähigkeit zur Lenkung der Geschäfte bereits verlassen hatte, machten dessen Herrschaft in Deutschland durch den pariser Vertrag ein Ende. Böhmer wurde zwar verhaftet, aber die Bundeselche, schon zu sehr an französischen Einfluss gewöhnt, unterzeichneten seinen Vertrag, und Viele von ihnen, des Reichskanzler's Herrschaft längst überdrüssig, traten schweigend gegen denselben auf, und erinnerten ihn sogar an Friedland's Schicksal auf dem Collegialtage zu Regensburg. Officiere, Generale und gemeine Krieger stimmten dreist ein in die aufgeregte Stimmung; Vorwürfe und Schmähungen, Verachtung und Erniedrigung ließen in seiner gekränkten Seele keinen andern Entschluß übrig, als sich nach dem Norden zurückzuziehen. Die Franzosen, aufmerksam und thätig bei diesem verwirrten Zustande, waren anfänglich zweifelhaft, ob sie den Reichskanzler als Gefisel durch die Bundesstruppen gefangen nehmen, oder nach dem Norden ziehen sollten, kamen aber bald zu glimpflicher Verhandlung zurück, vielleicht aus Besorgnis, daß der uneinige und fast verarmte Bund ihnen zur Last fallen würde¹⁰⁾. Er wurde von ihnen ermuntert, aber auch bestimmt, den pariser Vertrag anzuerkennen, was er entschieden ablehnte, und zur Rächung der beleidigten schwedischen Macht sandte er zu Anfang des Jahres 1635 den berühmten Hugo de Groot, das Jahr zuvor in schwedische Dienste berufen, an den französischen Hof. Allein dieser Gesandtschaft machte Richelieu viele Schwierigkeiten, welche im verflochtenen Jahre der König Karl I. von England dem Sohne des Reichskanzlers, Johann Oxenstierna, entgegensetzte hatte; man wollte nämlich die Vollmacht und Beglaubigung eines Edelmannes nicht anerkennen¹¹⁾. Daher die Streitigkeiten, welche Groot bei seinem Verbleiben in Paris mit dem Hofe hatte, den Hauptzweck der Sendung hemmen und den Reichskanzler genöthigt machten, sich selbst nach Frankreich zu begeben. Die beiden Bundsversammlungen zu Worms vor Ablauf des Jahres 1634 und zu Anfang

9) E. Riste's Bernbard. II, 34 u. 447. 10) Hül. Hugo Gratius von Luben 236 fg. Oxenstierna hatte sich seine Rath, seinen Heilung Groot, dem Cardinal von Medici aber unangelegen, am französischen Hofe aufrecht zu erhalten. Nach und nach verminderte seine Aeneigung zu dem gelehrten Diplomaten und er setzte ihm seit dem J. 1643 einen Spion zur Seite, den Schätten Duncan, welchen Groot zuerst dem Reichskanzler für den schwedischen Dienst empfohlen hatte. E. Luben a. a. O. S. 233 fg.

8) Vergl. Wassenberg, Paneg. et Parang. 197 mit Bundesstadt's schwedischem Plutarch. II, 148.

des folgenden hatten für ihn und die schwedische Macht keinen wesentlichen Nutzen geholt; er entging daher allem Einflusse, überließ dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar die Leitung des Kriegswesens und die der Bundesgeschäfte dem Rheingrafen Otto, der an seiner Stelle mit Widerstande vieler zum Reichsdirector bestellt wurde. Hierauf begab er sich im April 1635 nach Compiègne, wo damals der französische Hof seinen Wohnsitz hatte. Am 26. April kam er mit einem Gefolge von 200 Mann dasebst an, Ludwig XIII. und dessen Gemahlin nahmen ihn huldvoll auf, und der gewante Ernst machte den Dolmetscher für die Reden der königlichen Personen und des Reichskanzlers. Er wurde mit solcher Pracht bewirthet, daß er der französischen Uppigkeit schmeckte, aber auch stolz genug blieb, um den Gegenbesuch des in Esterseln geleiteten Cardinals übel zu nehmen. Die Hauptsachen betraf und beschloß er mit dem Minister Bouthillier, mit dem er auch am 28. April eine Überkunft traf, welche vorläufig beide Mächte auf die Belämpfung eines und desselben Feindes in Deutschland mit Berücksichtigung der von Schweden gemachten Eroberungen wies, bis umständlichere Verhandlungen nähere Bestimmungen zum Schlusse bringen würden. Er ergab sich hierauf leicht beschenkt nach der französischen Hauptstadt und lebte dort einige Tage in Groots Wohnung¹¹⁾. Alsdann erlitt er über Dieppe in den Haag, wo er, wie überhaupt in Holland, mit größter Auszeichnung empfangen wurde. Holländische Kriegsschiffe geleiteten ihn auf dem Meere in die Eise nach Niederachsen. Auf der Reise von der Küste nach Magdeburg pflog er zuerst Unterhandlungen mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, dann zu Salzwedel mit dem kurbrandenburgischen Abgeordneten, mit welchem er sich aber weniger verständigen konnte, als mit dem Landgrafen. Die Wirrungen des prege Friedens zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen ließen sich nicht bannen. Überall fand Oxenstierna Abneigung, Furcht, Schweden und Bergweisung, in Vereinigung fast aller seiner bisherigen Bundesgenossen mit Kurfürsten und dem Kaiser zur Vertreibung der Schweden, so daß diese den Frieden für eine Verschwörung gegen ihr Volk hielten. In und um Magdeburg, wo er im Juni 1635 ankam, sah er den Feldmarschall Baner und dessen Heer, die einzige und darum seit der nördlinger Schlacht sehr gesandete Stütze der schwedischen Macht, aber in schlimmem Zustande, als das Bundesheer, das er am Rheine verlassen hatte. Es war in Aufruhr und tobendem Verlangen nach Erfüllung gegebener Versprechungen begriffen. Der Ungehalt der Officiere war so gefährlich, daß er, wenn Baner ihn nicht geschützt hätte, ein Gefangenener der zuchtsüchtigen Krieger geworden wäre¹²⁾. So wenig es ihm gelang, diese Leidenschaftlichkeit zu besänftigen, so wenig

konnte er mit Kurfürsten, das ihm die größte Arbeit und Kränkung verursachte, friedlich übereinkommen. Endlich rettete ihn Baner des Nachts aus der gefährlichen Lage, indem er ihn unter Bedeckung zuwerfender Krieger über Dänisch nach Weimar bringen ließ. Hierdurch erreicht Oxenstierna zwar, daß er nicht von der Erstliste und Schweden, wie es die abtrünnigen Lüneburger und Medlenburger im Sinne hatten, gänzlich abgeschnitten wurde, und daß er die Küstenschiffe verbrochen konnte, allein er konnte nicht verhindern, daß der polnische Waffenflußland mit Verlust der eroberten preussischen Bezirke wieder erneuert wurde. Dagegen erhielt er nun die dort aufgestellten schwedischen Truppen unter Ernst Torstensson zu seiner Verfügung. Durch diese geschützt, thatste er Unterhandlungen mit dem Kaiser an, welche von dänischer Vermittelung unterstützt, zu keinem Ziele führten. Desso glücklich waren seine persönlichen und schriftlichen Verhandlungen mit dem in Niederachsen angekommenen französischen Gesandten S. Chamoni, welcher am 20. März 1636 zu Weimar nach Besiegung vieler vom Reichskanzler gemachten Schwierigkeiten in einem Vertrage endeten, dessen Grundlage auf die herabgesetzte Überkunft vom 27. Jan. 1631 und mit Berücksichtigung des dreißigjährigen Bundes gestellt war, aber nach Verlauf zweier Jahre völlig umgestaltet wurde, weil Schweden den Krieg seit dem Siege bei Wittstock nach eigenem Gutdünken führte. Als er hierauf die nöthigen Anordnungen zur Fortsetzung des Kriegs in Deutschland getroffen, und den tüchtigen Eten Bielle sammt dem erfahrenen Adler Saladin zur Leitung diplomatischer Geschäfte bestellt hatte, folgte er dem wiederholten Rufe der vornehmlichsten Regierung in die Primath. Er kam am 2. Jul. 1636 nach zehnjähriger Abwesenheit in seinem Vaterlande an und wurde dasebst mit großem Gepränge empfangen. Hier, im Reichsrathe, soll er vor solchen ausgedehnten Vollmachten, wie sie ihm in Deutschland übertragen worden waren, gewohnt haben, weil Eigennutz leicht Mißbrauch damit treiben könnte. Die vorführerischen Anerbietungen aber, welche ihm in Deutschland gemacht worden waren, bestanden erstlich in den Schwedischen den französischen Gesandten mit einer Vertheilung zwischen einem seiner Edlne und der Kronerbin Schwedens, dann in den Anträgen der dreißigjährigen Bundesgenossen für den Besitz des Kurfürstenthums Mainz¹³⁾. Nach Boucquet fragte der Reichskanzler auch bei der vornehmlichsten Regierung zu Speicheln der letztern wegen an, diese soll aber ihre Zustimmung nur unter der Bedingung gegeben haben, wenn er so lange in schwedischen Diensten bleiben werde, bis der Friede zur Zufriedenheit der Krone abgeschlossen worden sei. So viel ist gewiß, die Franzosen, die solches Anbieten, seinem Sinne

11) Wie groß die Reue über die Franzosen war, den berühmten schwedischen Staatsmann zu sehen, schildert Groot in Kap. 400 mit folgenden Worten: *Tantus aliquo fuit ad eum videndum concursus, quasi ad de caelo delapsus hominem. Ita ut forres nostras hinc Lucetio via contra viam irruptionem defendere quibus sit.* 12) Berg. Landtbl. a. d. D. 90 sp. Der Reichskanzler sei: d. d. 1636 über den Zustand der preussischen

den in den drei Schweden an seinen Sohn Johann, bei Ardenholz IV. 340 sp.

13) S. Ardenholz I, 119 sp. *Landorpii Acta Publ.* IV, 825 sq. mit *Pasendorf*. De Reb. Brandeburgicis, III, 114, welcher folgt: *ex ore Sallii eripit: Act. Camerario eadem cum Mazarino rationes bellum aliis, non iam in uera patria, quam*

nicht entgegenstellten, wiederholten dasselbe nach der nöthigen Eile, um ihn zu seßhaft. Was die Vermählung Christinen's mit seinem Sohne anlangt, so brachte sie der Marquis von Jouquier bald nach Gussau Adolfs's Aede zur Sprache, ohne daß sich ermitteln läßt, wie der Reichskanzler den Antrag aufgenommen hatte. Späterhin ist ihm Schuld gegeben worden, daß er seinen Sohn Erich zu Christinen's Gemahle bestimmt habe, sie möge nun, wie Bougeant behauptet, auf den russischen Kaiser hören, oder bloß auf den schwedischen Königsstern gesetzt werden. Gewiß ist, daß sich Oxenstierna nach seiner Rückkehr aus Teutschland der Erziehung Christinen's annahm und sie täglich im Staatsrechte und in der Politik unterrichtete, und daß er sie von ihrem 16. Jahre an an den Senatssitzungen Theil nehmen ließ. Er schloß die schwache, erlosene Maria Eleonore von der Abnahme an der Erziehung ihrer Tochter aus. Sie wurde nach Gisleholm verbannt und saßte dort, gleich einer Maria von Medici, den verzweiflungsvollen Entschluß, lieber kummerlich im Auslande, als königlich in Schweden leben zu wollen. Sie führte denselben am 29. Jul. 1640 durch die Flucht nach Danemark und von dort nach Teutschland aus. Manche meinten, Oxenstierna's Feindschaft gegen die bedrückte königliche Witwe rühre von deren Abzweiflung gegen die Verheirathung ihrer Tochter mit des Reichskanzlers Sohne Erich her¹⁴⁾. Wie dem auch sei, Oxenstierna arbeitete dem Plane der Vermählung Christinen's mit dem jungen Pfalzgrafen Karl Gustav eifrig entgegen, und als diese nach ihrer Krönung merkte, daß der Reichskanzler und sein adeliger Anhang die Thronfolge unentschieden lassen wollten, so bestimmte sie (1649) den Pfalzgrafen zu ihrem Nachfolger und meinte, daß, wenn sie die Sache nicht entschiede, die Häuser Oxenstierna und Brahe sich um die Krone bewerben, und dadurch innere Kämpfe entstehen würden¹⁵⁾. Und da Christina anfänglich nicht abgenügt war, dem Pfalzgrafen Karl Gustav die Hand zu reichen (sie sprach noch im J. 1649 bei dessen Abreise nach Teutschland davon), so suchte dieselbe einen Unterthanen abzuschlagen, so suchte der Reichskanzler, wie man behauptete, die Vernehmung des Reiches für die Meinung zu gewinnen, daß ein ausländischer Gemahl der Königin dem heimischen Reiche schaden würde. In der als Reichshistoriograph Messenius, gab ihm in einer Schmähschrift Schuld, daß er dem jungen Pfalzgrafen nach dem Leben getrebt hätte. Leidenschaftlichkeiten mögen allerdings die Anzeigen übertrieben oder entstellt haben; aber unapertverflich sind die Zeugnisse Christinen's selbst, die sie in ersten Jahren we-

schiebentlich über Oxenstierna's Bestrebungen abgelegt hat. Sie klagte ihn einmal öffentlich der Eifersucht nach einer veränderten Regierungsform, die es in die Hände einer vornehmen Familie bringen wolle, an, dann machte sie ihm selbst, als sie die Krönung schon im J. 1651 niederelegen wollte, zur Bedingung ihrer längern Regiments, daß sie nicht die Vermählung ihrer Person, wogegen sie allmählig einen Widerwillen gefaßt hatte, die Krone sein sollte¹⁶⁾. Hieraus, wenn auch der Vater seinen Sohn zur Abdrückung der Gerüchte verschwiegen, schloß man doch richtig, Oxenstierna habe dem Adel großes Ansehen, sich selbst aber im Reiche Unentbehrlichkeit verschaffen wollen, um dieses wohlthätig zu machen. Als die Thronentsetzung von Christinen im Senat vorgetragen wurde, war er nicht zugegen, und als ihm die Kunde darüber zur Unterzeichnung zugeführt wurde, weigerte er sich lange, und brach in die Worte aus, lieber ins Grab zu steigen, als Christinen's Entsetzungsgedachte zu unterzeichnen. Er unterschrieb endlich mit zitternder Hand. Auch als Karl X. Gustav den Thron bestieg, konnte er nicht überredet werden, der Feierlichkeit beizuwohnen. Im Abzuge riefen der Reichskanzler in Schweden mit demselben unbeschränkten Ansehen, welches er in Teutschland gehabt hatte; und wenn auch Klänge der Großen ihm entgegenströmten, wie der Haß des Reichsdespoten Pöbe Wehr, welchen er durch Familienverbindungen zu heben wußte¹⁷⁾, so fand doch bis zur Abreise Christinen's seiner Macht kein gefährliches Hinderniß im Wege; denn aus seinen Verwandten, Freunden und Günstlingen war die Mehrheit der Senatssitzungen zusammengesetzt, und seine Stimme erhielt in Besatzungen und Beschlüssen die Überlegenheit, so daß er in Betracht geriet, er würde das, was sich ihm nicht immer in Gutem fügen wollte, mit Gewalt zwingen. Als daher zu Ende 1643 der Dänemarkskrieg ausbrach, ließ er unter seines Schwiegersohnes, S. Hoen, Leitung, ein Heer rufen, das neben dem Lorkenschen (den die Dänen bekämpften, aber auch Oxenstierna's Bitteswärtige im Reiche thätigen sollte¹⁸⁾). Allein er hatte eigentlich seit früher erlittenen Verwundungen auf das Nachbarreich einen unaussprechlichen Haß geworfen, und arbeitete mit wahrer Jünglingskraft an diesem Kriege, wie an dem seit dem 4. Jan. 1645 begonnenen Friedensverhandlungen zu Brömsebro, welche in einem ehrenvollen Frieden für Schweden endeten, aber nach der Meinung Einige noch glänzender gerndet haben würden, wenn nicht Christina den Reichskanzler in so günstige Umstände mit Eile gebrängt hätte, damit des alten Staatsmannes Ansehen nicht zu sehr wachse. Indessen erhob sie ihn am 19. Oct. 1645 aus Dankbarkeit zum Grafen von Södermöre, welche Auszeichnung er sich schon mehrere Male verdient hatte¹⁹⁾. Christinen's

14) S. Ardenstols I, 118 fg., 162. Dieser Erich war nach Scherz im J. 1644 geboren, wann er aber verheirathet wurde, hat sich abgelesen, heißt bei Knutssén, der den alten Oxenstierna gern gegen alle Anklagen in Schutz nimmt, ausmündlich lassen. Der schwedische Brief eines vornehmen Schweden vom Adel an einen Präfekten von Axel bei Ruder, S. 600 fg. beweist auch, daß Erich im J. 1644 noch nicht verheirathet worden war. Da er schon im J. 1656 starb, muß er spät erst sich mit Christina verheiratet und nach deren Tode mit einer pfälzgräflichen Prinzessin die Rhein vermählt haben. 15) Regl. Ardenstols I, 171 fg.

16) Regl. Landtblads's Karl X. Gustav, I, 300 n. m. a. D. mit Ardenstols I, 306 fg. Nach S. 106 hingegen behauptete Salvis, daß Oxenstierna Christinen als Bedingung zum ehelichen Leben zu bestehen geordnet habe. 17) Eine solche Ehre Johann und Karl Oxenstierna beizubringen diente auch dieser Familie. 18) Vergl. das Schreiben des Ruder a. a. D. Das Grafen diploma wurde erst den 20. Nov. d. J. ausgefertigt.

Thronbestätigung (7. Dec. 1644) blieb für Oxenstierna's erlangte Macht hemmend. Sie, im Kriege geboren und erzogen, bewies zeitig überwiegende Neigung zum Frieden; Oxenstierna war anderer Meinung. Schon 1641 klagte sie, daß die Stimme des Friedens bei ihm kein Gehör fände; sondern daß er dem Gesandten Salvis in Leutschland Füge gäbe, so oft er von Tractaten schriebe²¹⁾. Darum setzte er noch in demselben Jahre durch, daß sein Sohn Johann, obgleich dieser seine Unfähigkeit erkannte und sich dagegen sträubte, zum Haupte des Schwedischen Gesandtschafts auf dem Friedenscongreß in Leutschland ernannt wurde. Er gab nachmals dem Schwedische weise Rethen in dem schweren Geschäfte. Allmählig gerieth der Sohn mit seinem Gehilfen, Adler Salvius, in Zwiespalt, welchen Christina nährte. Sie zog diesen Mann auf ihre Seite und gewann ihn für ihre Anhänglichkeit an die Franzosen und für ihre Sehnsucht nach Ruhe. Durch die giftigen Briefe Christinas im J. 1647 an ihre Gesandtschaft in Leutschland, deren Inhalt jedoch nur den Sohn des Reichskanzlers traf, entdeckte der junge Diplomat das heimliche Verhältniß zwischen seinem Gehilfen und seiner Monarchin²²⁾. Die Klagen des Sohnes wirkten auf den Vater so nachdrücklich, daß dieser sich bei der Königin bittend beschwerte, und seinen Abschied mit der Erlaubniß verlangte, sein Leben im Auslande zu beschließen. Die Königin, allerdings gegen den alten Reichskanzler kalt, je mehr ihre Lieblichkeit, der junge Graf Magnus de Pogadia, Einfluß empfing, fand in ihrer Launenhaftigkeit den gesuchten Abschied willkommen; allein die Reichsräthe, darin eine Schmach für die Regierung sehend, ratheten, den verdienstvollen, erfahrenen Staatsmann zufrieden zu stellen²³⁾. Oxenstierna behielt sein Amt in der ganzen Ausdehnung, in welcher er es bisher bekleidet hatte, aber der frühere anbeschränkte Einfluß, der wol auch Eifersucht in Geistlichen, wie in den Höflingen derselben reichliche Ränke erweckt haben mochte, war untergegangen. Seine Unentbehrlichkeit in Staatsgeschäften, seine Verehrung durch die fremden Botschafter, Christinas vielleicht erzwungene Hochachtung gegen ihn, so wie die schonenden Rücksichten gegen sein zunehmendes Alter waren zwar natürliche Folgen seiner Tugenden, seiner Verdienste und seiner erkannten Macht; allein es blieb doch, da Christina ihm nicht in allen Stücken, aus Furcht, selbst von ihm verdunkelt zu werden, folgte, ein heimlicher Beam in seiner Seele zurück. Hierzu kam seine Unzufriedenheit über die Menge an Geistlichen's Hof herbeigekommener Fremdlinge, über deren Ausschweifungen, so wie über den westfälischen Frieden, den er, wie die Generale, ein überreifes Wort nannte. Zu man glaubte auch für so außerordentliche Anstrengungen einen bedeutenden Erfolg erlangen zu sehen, wenn Oxenstierna, ungeachtet der Schwächen seines Sohnes, seinen früheren Einfluß be-

hauptet hätte. Daher griff ein von ihm begünstigter Prediger zu Stockholm, nach Ghanat's Zeugnisse, diesen Frieden einst in voller Kirche schmähdend an, während Christina und ihr Hof von Freude über denselben erfüllt war. Doch setzte nach der Reichskanzler, aller Verbindung mit Frankreich abhold, den unmittelbaren Handelsverträge mit Spanien unter Belämpfung nicht geringer Schwierigkeiten durch, nachdem er schon im J. 1640 einen Handelsvertrag mit Portugal und ein Bündniß mit Holland zu gemeinschaftlicher Verteidigung abgeschlossen hatte. Handelsgesellschaften in Schweden beförderte er (sowie auch der heilsamer Bund im J. 1633 von ihm in den schwedisch-indischen Handelsverträgen, doch ohne Nutzen gezogen worden war²⁴⁾), wie Gustav Adolf, vorzüglich, um nicht in der Kauffleute Fesseln verstrickt zu werden. Aber diese Thätigkeit sowohl, als seine Maßregeln zur Herabsetzung aller nutzlosen und hemmenden Handelsverbote, wie beim Getreidehandel und Bergwerkswesen, waren nicht immer segensreich, weil sie von aristokratischen Mißgriffen nicht frei blieben. Doch soll er der Erste gewesen sein, der die Gewerbefreiheit in Schweden eingeführt hat. Man rühmt ferner von ihm scharfe Befähigung der Beamten, und strenge Anforderung an vollkommene Erfüllung des Berufes, welcher aber durch sein baeftes Wesen den Beamten nicht selten lästig werden mochte. Hieraus ergibt sich der Zweifel an der ihm gemachten Beschuldigung, daß er die Verantwortlichkeit der obern Staatsbeamten abgeschafft habe, wenn jamaal bedacht wird, daß nur einigermaßen wichtige Dinge nach seiner Meinung gelenkt werden mußten, obgleich er das Beamten- und Statthalternwesen zur Vereinfachung des Dienstes vervielfacht haben soll²⁵⁾. In Religionsachen wirkte Oxenstierna ganz nach den Begriffen seiner Zeit; denn zeigte er sich auch für das Schicksal der Reformierten in den Unterhandlungen zum westfälischen Frieden theilnehmend, so bewies er doch keine Gleichgültigkeit gegen das berühmten Schweden, John Dury (Durans), Versuche (1636 — 1638) zur Vereinigung beider evangelischen Kirchen, und sogar Verhinderung an dem schwedischen Bischof Matthia die ähnliche gedankte Pläne. Aber wissenschaftlichen Verke unterhielt er stets mit in- und ausländischen Gelehrten, und seine Urtheile über die Wissenschaften wurden in Schweden als die richtigsten angenommen. In seinem Sinne beförderte er Ausbreitung und Bildung. Fünf Gymnasien errichtete er zum Theil aus eigenen Mitteln, und die von Gustav Adolf ihm geschenkte künigl. Bibliothek bestimmte er für die Anstalt zu Westros; sie ging aber, nach Loxernus, auf der See zu Grunde. Nach Johann Schotts Tode wurde er im J. 1645 Kanzler der Akademie zu Upsala und sah bei Prüfung der Studenten und bei Vorlesungen, denen er, so oft es die Zeit gestattete, beizuohnte, hauptsächlich auf Bildung tüchtiger Staatsbeamten. So rühmlich nun auch seine Unregelmäßigkeit ist,

Lundblad's schwed. Pictarch II, 111. Bei dieser Gelegenheit hielt Christina im Senat eine treffliche Rede über Oxenstierna's Verdienste. Arckenholz I, 69 ff.

20) Bergl. Arckenholz I, 66. 21) Bergl. Arckenholz I, 110 ff. 22) C. Lundblad's schwed. Pictarch II, 116 ff.

23) Alle darauf bezügliche Verhandlungen und Schriften wurden im J. 1655 gesammelt und zu Frankfurt a. M. teuthisch herausgegeben unter dem Titel: Argonautica Gustaviana. 24) Bergl. Söder a. a. O.

daß er dem Staate 30,000 Rthr. Danko ohne Zinsen ließ, mußte er doch noch im J. 1641 zur Deckung der Kriegskosten für mehr als eine Million Kronländer theils verkaufen, theils verpfänden, welche dem im auswärtigen Kriege reichgeordneten Adel zum Vertriebe gereichten. Man hat nun Oxenstierna wegen seines Aristokratismus in Schuß genommen und gegen historische Zeugnisse irrig behauptet, der Adel Schwedens habe ausschließlich alte Bildung, Gelehrsamkeit, Aufzucht und ritterliche Tugenden in sich vereinigt; allein wenn er auch Genie und Verdienst vermöge seines Wahlpruches, nach welchem Verdienst und Ruhm über die Geburt gesetzt wurde, ermuntert und unterstützt, und wenn er auch die ihm von Christinen noch vor deren Abtänkung angebotene fürstliche Würde als eine drückende und nutzlose Auszeichnung für das Reich abgelehnt hat²⁵⁾, so hinderte er doch nicht, daß die Kinder des Adels schon durch die vornehme Geburt einen edlern Charakter empfangen²⁶⁾. Aldann ließ er während seiner Herrschaft 40 Personen abeln; die Arbeiter in seiner Kanzlei mußten meistens von Adel sein, und welche es nicht waren, wurden geadelt. Auch Christinen hatte er seine ausschweifenden Begriffe über diesen Stand eingemipft, sodas diese es nicht für unpassend fand, ihren Leibschneider in den Adelsstand zu erheben. Dorer konnte er, wie ihm zur Last gelegt wird, die Abgabefreiheit des Adels, mit Ausnahme der Dienst- und Hilfsleistungen für den Staat, vertheibigen, und auf dem Reichstage im J. 1644 brachte er wirklich harte, ungeschlachte und vertheibigende Bestimmungen über den Bauernstand an den Tag. Sechs Jahre nachher bedrohte er sogar die erneuerten Fürbitten der nichtadeligen Reichshände mit Vertheifung, und die launenhafte Christine half den Gegenständen der Klagen nicht ab. Allerdings hatte sich der höhere Adel theils durch solche Stöße, theils durch seine Verwundtschaft mit dem königlichen Hause, wie durch das von Oxenstierna verfasste Reichsgesetz, zu so mächtigem Selbstgefühl erhoben, das ihn erst der krasse Karl X. Gustav demüthigen konnte. Dies Alles, die Verdrückung der unadeligen Stände und der Schwarm schwebelnder Fremdlinge am Hofe steigerten des Volkes Erbitterung in dem Maße, das Christinen's Thronensatzung willkommen aufgenommen wurde, während Oxenstierna sie lebenslänglich auf dem Throne zu fesseln und den ihm verhassten jungen Palzgrafen von der Thronfolge abzulösen, äußerst bemüht war. Doch mußte der alte Staatsmann noch kurz vor Christinen's Abtänkung, als ihn der Adel zu ihr abgefanzt hatte, um gewisse Bestimmungen über die Lehnbarkeit einer Anzahl Güter in Schweden und Pommern aufzustellen, eine empfindliche Kränkung erdulden, und anhören, das die Königin ihn in ihrer Hige über seine Festigkeit einen alten Narren schalte und ihm das Maul verbot. Da erwiderte der Oxen: „Ich sehe wohl meine Unsicherheit im Dienste der Krone ein,“ und entsetzte sich. Christine und ihr Rath

folger (J. Jun. 1654) besänftigten den harten Sinn des alten Mannes und beschränkten seinen Sohn Johann zum Obermarschall, und den dem Ratte an Wesen und Charakter gleichenden Erich zum Nachfolger in der Reichskanzlerwürde²⁷⁾. Er aber bestidite, trotz der Verdrißlichkeit des Alters, sein Amt auch unter Karl Gustav mit solchem Einflusse, das er, obwohl dieser seine, mit Hilfe Strals's entworfene Capitulation zur Sicherstellung der Rechte des Königs, des Reichsrates und der Reichstände bei der Krönung abgelehnt hatte, stehend gegen den königlichen Schwager, Ragnus de Lagarde, wirken konnte²⁸⁾. Oxenstierna erkrankte tödtlich in seinem Verufe, in der Versammlung der Reichsdie. Der junge König, welcher Verdienste zu schätzen und seine Leiden schaften gegen den alten Staatsmann, der sein Glück hatte verbinden wollen, ebenso zu beherzigen, als die äußern Eingebungen des Hasses und der Verfolgung weise abzulehnen verstand, besuchte den Kranken und erhielt von ihm das kostbare Andenken, das ihm Ludwig XIII. im J. 1633 zu Compaigne gegeben hatte, einen Diamantring. Seine letzten Worte waren aber die Königin Christine und die Krone, die sie in der Fremde über die Thronensatzung empfinden würde²⁹⁾. Karl X. Gustav hingegen sprach vor der tödtlichen Hülle, welche Oxenstierna's gewaltiger Geist am 28. Aug. 1654 verließ, in tiefes Ansehen versunken, die merkwürdigen Worte: „Glücklich, wer so gelebt hat! Glücklich, wer so stirbt!“ Der Leichnam wurde zuerst in die Jakobskirche, dann (18 März 1655) in die Hauptkirche zu Stockholm unter großen Umpfänge und endlich in die Familiengruft seines Geschlechtes zu Hühölm gebracht. — Überfenne darf nicht werden, das diesem rasselosen Staatsmanne auch die Abfassung des im J. 1653 zu Stockholm erscheinenden und vom Baron von Ehemnid sich selbst angemessenen, zweiten Theiles vom königlich-schwedischen in Teutschland geführten Kriege zugescriben wird. Ferner soll er wesentlichen Antheil an der zu ihrer Zeit Aufsehen erregenden Schrift: *De ratione status Imperii Romano-Germanici*, welche derselbe Ehemnid unter dem Namen Hippolytus a Lapida 1640 druckgab, gehabt haben³⁰⁾. Endlich mißt man ihm auch die Ringschrift *De arcibus Austriacae Domus* bei. Sein Leben selbst ist erst im J. 1831 von dem schwedischen Dandeleonist zu Stralsund J. F. von Lundblad in schwedischer Sprache bearbeitet und von F. von Schubert ins Teutsche übertragen worden. (B. Röse.)

Oxera Labill, f. *Oncoma Spr.*

Oxerostylis Cassin, f. *Styloncerus Spr.*

OXFORD, Stadt von 16,000 Einwohnern und etwa 2300 Häusern in der Grafschaft gleiches Namens am Zusammenflusse des Isis und Charwell, sendet zwei

25) Vergl. *Ardenholz* I. 405. *allgemeinen Weltgeschichte* 65, 239.

X. Goryll. d. B. u. R. Dritte Section. VII

26) Vergl. *Märs* zur

27) Vergl. *Ardenholz* III. 172 ff. 28) Vergl. *Lundblad's Karl X. Gustav* II. S. 11 ff. 29) Vergl. *Ardenholz* I. 403 ff. 30) Vergl. *Ardenholz* I. 314 und II. 66 ff. Im Append. sind das ungeschichtliche Gerücht, das Oxenstierna und Celsius das Werk: *De ratione et dem Baron von Ehemnid in die Feder diktiert hätten.*

Repräsentanten ins Parlament, hat 15 bischöfliche Kirchen, darunter die älteste, die St. Frideswider Kirche, seit dem J. 1546 Kathedrale der Diöcese, eine Metropolitankirche, eine katholische und eine Baptistenkapelle, eine Staatsschule, zwei Bell- und Kantastische Schulen und mehrere Arznen- schulen, ein Armenarbeitshaus, ein Armenkinderhospital, ein Städteliches Gymnasium und ein Grafschaftsgymnasium an der Stelle des alten Castells. Bedeutende Fabriken oder Man- ufacturen sind nicht vorhanden, doch ist der Transporthandel mit den benachbarten großen Handels- und Fabrik- städten Birmingham, Manchester, Liverpool und mit London selbst sehr bedeutend, letzteres besonders auch auf einem Kanal, der mit dem Grandtrunkkanal zusammenhängt. Über den Charnwell führt eine schöne Brücke. Handel und Verkehr werden durch vier Banken erleichtert und außerdem gibt es noch eine Sparkasse. Die Hauptbe- deutung von Oxford entspringt und entsprang jedoch seit Jahrhunderten aus der Universität, von der auch Handel, Verkehr und Nahrung der Stadt großentheils abhängig sind und welche deshalb auch in jeder Hinsicht hier vor- züglich und fast allein in Betracht kommt, denn auch in historischer Hinsicht erhält die Stadt erst Bedeutung durch die Universität, obgleich sie älter und eine der ältesten nicht ehmüthigen in England ist, insofern sie schon im Anfange der sächsischen Eroberung vorkommt. Wir gehen also zu der

Universität Oxford über. Diese berühmte, groß- artige und in ihrer Art unvergleichliche Anstalt verdient in jeder Hinsicht den Gegenstand einer ausführlichen und erschöpfenden Behandlung zu sein, besonders aber auch aus dem Grunde, weil sie, sowie ihre ehrwürdige Schwester von Cambridge, grade in diesem Augenblicke von Ge- fahren bedroht wird, welche sie vielleicht binnen kurzem ausschließlich der Vergangenheit überweisen dürften, sobald eine Darstellung ihrer Gestalt und ihres ganzen Wesens und Treibens, sowie ihrer Herkunft und Geschichte, bald gleichsam zu einem Denkmal auf ihrem Grabe werden dürfte. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß wir von dieser Universität nicht ausschließlich handeln können, ohne das englische Universitätswesen überhaupt zu ver- suchen, und dieses muß uns wieder auf manche allgemeinere Verhältnisse der politischen und socialen Zustände Englands führen, in denen eben die zwei großen Universitäten Ox- ford und Cambridge (der dritten Halbschwester in Dublin nicht zu gedenken) eine so große und vielseitige Bedeutung im Guten und Schleimnen gewonnen haben, wie dies in mancher Hinsicht bei ähnlichen Anstalten auf dem festen Lande und zumal in Deutschland nie der Fall sein konnte, sobald ein allgemeiner Schluß von diesen auf jene immer zu ganz falschen Ansichten führen muß. Es konnte nur die Frage entstehen, ob wir die Lösung der übernommenen Aufgabe mit einer Darstellung dessen beginnen sollen, was die Universität in unserer Zeit ist, oder mit einer Übersicht des Weges, auf dem sie dahin gelangte. Wir haben uns in- dessen zu erstem entschlossen, weil das Interesse des Lesers sich leichter an das Ziel, an die vorliegenden eigen- thümlich bedeutenden Resultate knüpfen lassen wird, als an einen Weg, dessen Ziel er noch nicht kennt; zumal da die Darstellung dieses Resultats überhaupt bei weitem der

wichtigere Theil unserer Aufgabe ist, wogegen der histori- sche Theil nur als Beigabe erscheinen kann. Von einer irgend vollständigen Specialgeschichte kann nämlich auf dem uns gestatteten Raume gar nicht die Rede sein und die wichtigsten Punkte derselben würden zum Theil Wi- derholung dessen sein, was Gegenstand einer Geschichte der Universitäten überhaupt ist, während manche andere Punkte auch in einer Darstellung des gegenwärtigen Zu- standes erwähnt werden müssen. Diese allein dagegen wird und muß hauptsächlich Dinge umfassen, für deren Erwäh- nung sonst nirgends in dem vorliegenden Werke sich eine andere Gelegenheit finden dürfte, und die doch demselben nicht fremd bleiben sollen. Ihr werden wir daher den bei weitem größten Theil des uns vergönnten Raumes widmen, und dann die Geschichte der Universität mit we- nig Worten nachholen. — Wer mit der Geschichte, den Zu- ständen Englands in der Vergangenheit und in der Ge- genwart und mit der Bedeutung, mit dem Einflusse, wel- chen die beiden großen Universitäten in dem ganzen ge- stigen und politischen Leben der Nation erlangt haben, auch nur einigermaßen bekannt ist, der wird sich gewiß keine geringe Vorstellung von der äußeren Erscheinung einer sol- chen Anstalt machen. Wer aber Oxford selbst gesehen hat, wird gestehen, daß diese Erwartungen, wie hoch sie auch geklaut sein mögen, doch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, oder jedenfalls wenigstens deren eigentüm- lichen Charakter nicht errathen haben. Gewiß gibt es wenige Städte, deren Anblick aus der Ferne und wenn man sie betreten hat, einen so eigenthümlich imposanten Eindruck gewähren wie Oxford eben durch seine Universi- tät. Wo in einem weiten grünen, von sanften, wohlge- gebauten, mit Laubbäumen, Meierhöfen und Dörfern ge- schmückten Hügeln begrenzten Thalgrund der Isis und Charnwell ihre reichlichen, friedlichen, klaren Gewässer zwis- schen Gärten und Wiesen und unter einzelnen Gruppen weisser Linden und Ulmen vermischt, erhebt sich eine Stadt von ernsten, alterthümlichen Palästen, oder palast- ähnlichen Klostergebäuden. Der reiche, ernste, friedliche, bezauberliche Charakter der Umgebung harmonisirt vollkommen mit dem ernsten, ehrwürdigen, etwas schweren Charakter, den die Bauart der Stadt schon aus der Ferne zeigt. Sie zeichnet sich nicht durch jene scharfen, edigen, kühnen Umrisse, jene himmelanstrebenden Thürme und Spigen aus, welche man bei einer Stadt mittelalterlichen Ue- sprungs gewohnt ist und auch hier erwartet. Mit Aus- nahme von zwei oder drei nicht sehr ins Auge fallenden Kirchtürmen herrschen hier dreiecksförmige, terrassenförmig sich erhebende und sendende Linien vor, über die hier und da die Rundung einer Kuppel, oder ein thurmhähnlicher Würl sich erhebt. Alles dies mit einer reichen, aber friedlichen, gleichsam jauchenden Vegetation geschnitten und theilweise verhüllt, gibt dem Ganzen einen mehr antiken, oder vielmehr idyllischen Charakter, der in warmer Aben- beleuchtung und wenn man für den Vordergrund eine lebhafte, schattige Baumgruppe gewinnt, sehr lebhaft an einige der lieblichen Schöpfungen eines Claude Lorrain er- innert — um so überaus seltener, je weniger man auf der nordischen Nebelinsel dergleichen erwartet. Verschwindet

nun auch beim Eintritt in die Stadt diese Art von Illusion, so bleibt doch die Wirklichkeit noch immer höchst eigenthümlich bedeutend. Alle Hauptstraßen und Plätze der Stadt werden größtentheils von den zur Universität gehörigen Gebäuden gebildet, welche nicht bloß durch gewaltige Massen, sondern auch durch architektonische Verhältnisse und Ausschmückung den erfreulichsten und würdevollsten Eindruck geben. Dabei drängt sich besonders ein charakteristischer Zug hervor, besonders im Vergleich mit manchen Anblikken großer Bauwerke, die unter andern Verhältnissen entstanden sind. Hier erkennen wir leicht, daß wir nicht die kalte Schöpfung despotischer Laune eines Einzelnen vor uns haben, sondern das freie, historische Streben eines durch Jahrhunderte fortwirkenden künftigen Elements nationaler Bildung. Nirgend findet man wol wie hier alle Mannichfaltigkeit der Freiheit mit alter Dauerhaftigkeit nachhaltiger Kraft verbunden. Es bietet denn auch Oxford einen ansehnlichen Stoff für das Studium der englischen Baukunst dar, eine unvergleichliche Vereinigung trefflicher Bauwerke nicht nur der verschiedenen Zweige des gothischen Stils im 14., 15. und 16. Jahrh., sondern auch der besten Epochen der neueren Zeit in den Schöpfungen eines Inigo Jones und Christopher Wren und ihrer Schüler. Auch das 18. Jahrh., besonders in seiner ersten Hälfte, die etwas schwerer, überladene, höckerige, aber doch keineswegs des Stils ermangelnde Architektur aus den Zeiten der Königin Anna und sogar die Schulen eines Vanbrugh, Wyatt und Gibbs sind hier nicht ganz unbedeutend repräsentirt, während das gegen- zum großen Glücke für Oxford das 19. Jahrh. mit seiner barockschönen Architektur (für deren Unbilden es in der nützlichen Architektur manchen Ersatz geben mag) hier sehr wenig thätig gewesen ist. Zwischen solchen großen kunstgerechten, zum Theil auch mit Bildsäulen u. dgl. umgebenen Massen der Universitätsgebäude, treten die modernen Wohnungen der Bürger, die Kaufhäuser u., so glänzend sie auch herausgeputzt sein mögen, sehr demüthig zurück, sie erscheinen als geschmückte Diener würdiger geistlicher Herrschaften, oder als buntes Kinder Spielwerk, oder Zahnmalstein, zwischen jenen großartigen ersten Denkmälern übersehen oder gebildet. Ein ähnliches Verhältnis spricht sich auch in den Gestalten aus, welche diese Straßen und Plätze beleben. Gruppen der Universitätsorwanden (Gownamen) ziehen überall das Auge aus sich durch altherthümliche, würdige, einfache und zugleich maltrische Kleidung, schwarzen, violetten, bei friedenlichen Gelegenheiten auch wol roten Salar mehr weit- schiedentlich geschmücktem Barett, und durch die Art von Haltung, welche, auch abgesehen von dem Gefühl eigener Würde, das Tragen weiter flatternder Kleidung von selbst gebietet und lehrt. Neben diesen erscheinen die Stadtorwanden (Townamen) in moderner Kleidung und stiller Geschäftigkeit gleich aus den ersten Blick als untergeordnete, soß als dienstbare Wesen, und die Art von Schen, womit sie bei vorkommenden Gelegenheiten jenen den Vortritt einzunehmen, laßt Niemand den Verdacht, obgleich sie freilich ebenso sehr eine Anerkennung der Kraft der nicht selten erprobten argumenta ad hominem sein

dürfte, womit auch hier die Museenbühne ihre Vortrags- geltend zu machen pflegen, als eine Frucht, ein Beweis der Achtung höherer geistiger Würde. Doch möchte freilich jene Art von Übergewicht keineswegs hinreichen, um eine solche äußere Anerkennung akademischer Privilegien zu sichern, sondern es tragen auch andere, freilich nicht viel weniger materielle Momente dazu bei. Der Begriff eines Gownman erscheint im Allgemeinen als ungetrennlich von dem, was in England nicht als irgendwo sonst, äußere Achtung und Anerkennung sichert, einer gemächlichen Existenz, welcher alle Lebensgenüsse reichlich zugemessen sind, ohne durch lästige Verpflichtungen irgend einer Art gehört zu sein. Auch braucht man nur einen Blick auf die ältern Mitglieder der Universität zu werfen, um sich zu überzeugen, daß hier, wenn irgendwo auf Erden, das otium cum dignitate in ihrer Hinsicht und im vollsten Maße sein Reich hat. So hat schon der Ausdruck einer erforderlichen Universitätsphysiognomie etwas durchaus Charakteristisches von selbstbewußtem, matrissem Wohlbehagen, womit das das Gefühl einer gewissen geistigen Würde, eine, wir möchten sagen, sehr materialisirte Idee verschmolzen ist, welche jenem behaglichen Zug einen schwerfälligen, harten Ausdruck pedantischer oder vornehmer Unzufriedenheit und geistlichen Stolzes beimißt. Alles dies erklärt sich im Allgemeinen schon durch einen Blick in das Innere der vielen und verschiedenartigen Gebäude, worin die Universität und deren Glieder ihr Wesen haben. Hier ist es schwer, sei es in den öffentlichen Zirkeln gewidmeten Anstalten, sei es in den Wohnungen der Universitätsorwanden aller Art, irgend etwas zu entdecken, was an Sorge, Dürftigkeit, Sparsamkeit, Mühe und Arbeit erinnert. Alles ist dauerhaft, reichlich, und wo der Gegenstand es zuläßt, von altherthümlicher, auch wol etwas schwerfälliger Pracht.

Bei der großen Anzahl der Häuser — und wie werden uns dieses Ausdruck (Mousses) in seiner technischen akademischen Bedeutung bedienen, was er sowohl die Colleges als die Hallen bezeichnet, auf deren Verschönerung wir später zurückkommen werden — bei der großen Zahl der Häuser, sagen wir, kann von einer ausführlichen Beschreibung, auch nur der bedeutendsten, verabschiedet sein nicht die Rede sein. Um indessen doch einen Maßstab, ein Bild der äußern Erscheinung dieser Zustände zu geben, mögen hier einige kurze Nachrichten über Christchurch College ihren Platz finden, als welches ohne allen Zweifel an Ausdehnung, Wohlthätigkeit und Großartigkeit aller Einrichtungen aller Art übertrifft. Einige historische Notizen dürften, obgleich wir hier noch nicht von der Geschichte der Universität handeln, doch insofern an ihrer Stelle sein, als in den äußern Erscheinungen eben ein gewisser historischer Geist sich ausdrückt, dessen Verständnis sehr wesentlich dazu beiträgt, den Einbrücken mehr Wahrheit und Lebendigkeit zu geben. Christchurch-College war ursprünglich eine Stiftung des Cardinal Becket, des mächtigen Günstlings jenes felsamen geistlichen und weltlichen Tyrannen Heinrich's VIII., und der durch die Launen seines Herrn verdrängte Wechsel seines Glückes blieb nicht ohne unmittelbaren Einfluß auf seine Erfindungsschöpfung.

Jun J. 1525 erhielt der Cardinal vom Papste Clemens VII. eine Bulle, wodurch er ermächtigt wurde, das Eigenthum einer großen Anzahl kleinerer geistlicher Stiftungen einzuziehen und zur Begründung und Ausstattung eines College aus der Universität Oxford unter dem Namen Cardinal-College zu verwenden. Hierzu wurde nun die alte Artzt in St. Friedewick in Oxford in der Art verwendet, daß sie einer Anzahl von Mitgliedern der Universität als kanonischen Geistlichen nebst einem Dekanaten übergeben wurde mit der Verpflichtung, aus den angewiesenen reichlichen Mitteln an der Stelle der Abtei ein akademisches College zu erbauen. Der Grundstein wurde den 15. Juli 1525 gelegt und mit dem Bause nach dem großartigsten Plane rasch fortgesetzt, wobei Spottre freilich bemerkten, daß die Küche vor allen andern Theilen des Gebäudes begünstigt werde. Der Sturz des Cardinals im October 1529 drohte eine Zeit lang einer Schöpfung gänzlichen Untergang noch vor ihrer Vollendung. Das verlassene jugendliche Eigenthum wurde mit dem des gesallenen Winklings vom Könige eingezogen, und größtentheils zu anderweitigen Zwecken, besonders Hofverschönerungen aller Art, verwendet. Wenn es aber Anfangs schien, als wenn der König die Ugnabe, die er aus den Eistler geworfen, auch die Stiftung süßen lassen wolle, beschloß er im Gegentheil, später dieselbe zur seinigen zu machen und das Andenken des ersten Eistlers durch noch größere Freigebigkeit zu veredeln. Nach dem Zwischenspiel einer anderweitigen, bald wieder aufgehobenen Einrichtung, wurde endlich im Nov. 1545 das College nicht nur von Neuem gestiftet und mit Grundeigentume, Zehnten und andern Gefällen und Rechten reichlich ausgestattet, sondern auch die alte Kathedrale von Derry auf die zum College gehörige St. Friedewickische übertragen. In dieser Gestalt bestand die Stiftung aus einem (nicht residirenden) Bischof, einem Dekanaten, acht Kanonikern, acht Kaplanen, einem Organisten, acht Schiffsgeistlichen (Clerks), 60 Studenten, 40 Grammatikschülern, einem Schulmeister nebst Schülern (Usher) und der nöthigen Dienerschaft. Bald darauf wurden jene Schülerstellen ebenfalls in Studentenstellen verwandelt, und da in der Folge durch Privatstiftung noch eine Stelle dazu kam, betrug die Zahl der Studenten von Christchurch 101. Die Stellung dieser sogenannten Studenten aber war in Folge der reichlichen Ausstattung auf Lebenszeit und der allgemeinen Entwicklung des Collegewesens gar bald völlig dieselbe, wie die der stiftungsmäßigen Mitglieder (Socii) der übrigen College, welche vier fortan mit dem schon ziemlich bekannten technischen Ausdruck Fellows bezeichnet wurden. Seit jener dritten und letzten Stiftung unter dem Titel Christchurch (Ecclesia Christi Cathedralis Oxoniensis ex fundatione Regis Henrici VIII.) hat dieses College durch zahlreiche neue Schenkungen und Stiftungen, und durch den steigenden Werth des Grundeigentums fortwährend an Reichthum und an Ausdehnung seiner Einrichtungen, seiner Gebäude, seiner wissenschaftlichen und sonstigen Sammlungen zugenommen, ohne daß der Geist großartiger Pracht und Dauerhaftigkeit auch hinsichtlich der äußern Erscheinung

und Ausstattung, welcher dem ersten Gebäude eigen war, je aufhöre sich geltend zu machen. Auf diese Weise bietet Christchurch in diesem Augenblick eine kaum zu übersehende Masse von Gebäuden, Höfen, Gärten und Spaziergängen dar, worin gegen 400 Mönchen unter den verschiedenartigsten Verhältnissen ihr Leben haben, indem außer den stiftungsmäßigen Mitgliedern, den Beamten und der zahlreichen Dienerschaft, zuweilen gegen 200 eigentliche Studenten (in unserm Sinne) Wohnung, Kost, Aufsicht und Privatunterricht in dem College erhalten, von denen viele ihrer eigene Dienerschaft mitbringen. Der älteste und Haupttheil des Collesges bildet ein regelmäßiges Viereck, welches einen Hof von 265 Fuß ins Gevierte mit einem schönen Brunnen in der Mitte einschließt. Die Fagade, von etwa 400 Fuß Länge, ist in dem durch die Einfüsse wiedererworbener antiker Kunst schon modificirten und gebrochenen, im Ganzen aber immer noch imposanten, wenn auch zuweilen schwerfälligen, im Einzelnen meistens sehr reichen und geschmackvollen gothischen Styl des 16. Jahrh. erbaut, den die Engländer wol historisch das zeichnend dem Tudor'schen zu nennen pflegen. Das Hauptthor mit einem hohen Mittel- und zwei kleineren Seitenthürmen bietet einmal ein treffliches Beispiel dieses Stils in seinem größten Reichtume dar und wurde erst am Ende des 17. Jahrh. unter der Leitung des großen Christoph Wren nach den alten Plänen vollendet. Die Glocke des Mittelthurms ist unter dem Namen der große Thomas (bei sieben Fuß Durchmesser) als eine der größten Englands berühmt und ihr Klang, zumal in Oxford und der Umgegend, um so besser bekannt, da sie alle Abende nach neun Uhr durch 101 Schläge die abwesenden Hausgenossen zur statutenmäßigen Heimkehr mahnt, welches Zeichen denn auch von den übrigen Häusern anerkannt wird. Dieses Hauptgebäude enthält die Wohnungen des Dekanats (als Vorkleriker), der Kanoniker und mehrerer Fellows, die gemeinsame große Halle und mehrere andere dem gesellschaftlichen Zusammensein gewidmete Säle und Bimmer, sowie Küche, Keller &c. Alle diese Räume sind mit allem Nöthigen und Ueberflüssigen reichlich und zum Theil prächtig und geschmackvoll versehen. Besonders bietet die Wohnung des Dekanats, welcher allein zum ehelichen Leben berechtigt ist, Alles dar, was Sitte und Bedürfnis in einem großen englischen Haushalt erfordern lassen und hat überdies einen eigenen Ausgang. Der größte Stolz von Christchurch ist jedoch unstrittig mit vollem Rechte die große Halle, welche während der Studienjahre (Terms) als gemeinsamer Speisesaal dient, aber auch sehr außerordentliche Feierlichkeiten und Ballsmäher den wünschenswertheiten Raum bietet, sobald schon dadurch Christchurch zu der Ehre berechtigt erscheint, königliche Gäste zu bewirthten, deren es vor allen andern Häusern genisst. Diese Halle ward noch bei Lebzeiten Cardinal Wolsey's vollendet und ist ein würdiges Denkmal der Prachtliebe des mächtigen Kirchenfürsten und der Kunst seiner Zeit. Sie ist 40 Fuß breit, 50 Fuß hoch und 180 Fuß lang, und erhebt ein hinreichendes, doch nicht zu großes und durch schöne Glasmalereien zugleich gemildertes und erhöhtes Licht durch ein gothisches Fenster, welches fast die ganze

Höhe und Breite der Südseite einnimmt, während von der entgegengesetzten Nordseite in kalter oder feuchter Jahreszeit zwei ungeheure Kamine eine angenehme Wärme verbreiten. Diese, sowie das Zäfelwerk der Wände und das Balkenwerk der Decke, sind mit trefflichem Schnitzwerk in Tudor'schem Geschmack reich verziert. Nicht blos als Herde, sondern auch als imposante und anregende Denkmäler der historischen Bedeutung, welche diese Räume durch viele ihrer frühern Bewohner erhalten haben, erscheinen an den Wänden gahrende, großentheils auch als Kunstwerke werthvolle Bildnisse von solchen Mitgliedern des Colleges, welche sich im Dienste des Staates oder der Kirche, im Frieden oder Kriege ausgezeichnet haben. Da drängen sich Erzbischöfe und Bischöfe, Minister, Kanzler, Richter und Rathherren in aller Pracht und Würde ihrer Amtsstrachen, wodurch aber der denkende Beobachter um so leichter zu der Bemerkung geführt wird, daß unter allen diesen Bildern der Vorfahren kaum eins oder das andere ist, welches den beschriebenen, freiem, weniger materiellen Ruhm eines bloßen Gelehrten, Dichters oder Künstlers zu seinen bestimmt wäre. Ebenso wenig läßt sich in den Bögen fast aller dieser Säulen des alten Englands das Vorherrschende einer gewissen materiellen Verbort, Schwerefälligkeit und Härte verkennen, wodurch die wenigen Ausnahmen, z. B. die schmalen, schlauen, geistreichen Züge eines Ganning, allerdings um so mehr als fremdartig in die Augen fallen. Wie dem aber auch sei, so ist der ganze Charakter dieser Halle, wie der des ganzen Gebäudes, ohne Zweifel der Art, daß man sich nur schwer davon überzeugen kann, daß er nicht immer bei dessen Besuchern und Bewohnern einen bleibend ernsten, würdigen historischen Eindruck hervorzubringen vermag. Einem solchen Reizter (lat. Resectorium, wie das englische Hall in diesem Sinne am häufigsten wiederzugeben werden möchte) entsprechen denn auch die verwandten und abhängigen Institute, die Küche, der Keller, vollkommen sowohl durch großartige architektonische Anlage, als durch Ausstattung aller Art, womit die ganze Haltung, der gemessene Besonnene und doch nachhaltige Eifer der hier waltenden Dienerschaft trefflich harmonisirt. Bekannt ist, daß die Keller von Christchurch ohne die modischen und leichtern Nebengeräthe zu verbannen, doch ihren Hauptruhm in dem klassischen, altenglischen Portwein finden, der Seinegleichen nirgends hat und bei den Eingeweihten eine unabweisliche Oeverbindung mit den Lesungen der Iovis- und Hochzeitenpartei, den 39 Artikeln u. erwirbt. Zu beiden Seiten des erwähnten Hauptgebäudes, jedoch weit zurücktretend, schließen sich zwei andrer bedeutende Massen von Gebäuden an, welche ebenfalls doch nicht so regelmäßige Riederde bilden und große Höfe einschließen. Die westliche enthält Auditorien, das anatomische Theater, den Wahl- und Beratungssaal der Corporation, eine große Anzahl von Wohnungen, sowohl für die Stützherren (Students), als für die eigentlichen Studenten und für die Dienerschaft, dann auch geräumige Ställe und Wirtschaftsgedäude mancherlei Art. In diesen Theil des Colleges grenzt nach hinten die als Kapelle desselben dienende und zur Kathedrale erhabene alte St. Friedewaldskirche, nebst den dazu gehörigen

Capitelgebäuden. Die Kirche ist nicht groß (Kreuzform von 154 auf 102 Fuß) aber großentheils in gutem gothischem Styl des 13. und 14. Jahrhunderts und mit einigen werthvollen Glasmalereien, Stichen und Seabendenmalern geschmückt, wovon der besonders dasjenige der Heiligen Friedewald sich auszeichnet. Merkwürdig ist die von ihm selbst verfertigte Inschrift auf dem Grabe des Verf., der jetzt-ebenso wenig bekannt als eigenhändig bedeutenden Anatomy of Melancholy, Robert Burton (gest. 1639): *Pauca notus, paucioribus ignotus, hic jacet Democritus junior, cui vitam dedit et mortem melancholia.* Einwärts hinter diesem Theile des Gebäudes breiten sich die Spaziergänge des Colleges (Christchurch walks) über eine englische Meile weit zwischen Isis und Garwell aus, mit allem Schmuck-woller Bäume, frischer Wiesen und künstlicher Blumen- und Gebüschanlagen reichlich versehen, und durch mancherlei theils nordische, theils südliche, immergrüne Pflanzen (z. B. Eucalypten, welche das milde Klima zuläßt) auch im Winter nicht ohne Reiz. Die dritte Klasse der Collegengebäude endlich, welche sich an der Ostseite dem Hauptgebäude anschließen, trägt den Namen Predwasterall und bildet ein regelmäßiges Riederde, welches einen als Garten angelegten Hof von etwa 150 Fuß ins Gevierte umschließt, und großentheils im J. 1761 in einem regelmäßigen einfachen, edeln Styl vollendet wurde. Hier finden sich außer Wohnungen für Studenten und Gefinde besonders die Bibliothek und die Gemäldergalerie in großen, prachvollen Sälen. Die Gemäldergalerie enthält etwa 200 Nummern, worunter neben vielen trotz der berühmten Namen sehr Mittelmäßigen auch mehre gute und echte italienische und niederländische Bilder sind.

Wir haben schon gesagt, daß wir den übrigen 13 Collegen und den fünf Halls, welche zu der Universität gehören, keine ausführliche Beschreibung widmen können, und wenn wir bemerken, daß darunter mehre sind, welche an Ausdehnung und Pracht Christchurch wenig nachgeben, fast kein aber, das nicht für sich genommen und an jeder andern Stelle bedeutend erscheinen müßte, so wird diese Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum nicht unnötig erscheinen. Als die bedeutendsten darunter möchte anzuführen sein: Duven's, Wadham, New, All Souls, Trinity und St. John'scolleges. Bequeme, mehr oder weniger geschmackvolle Wohnungen der Professoren, der Fellows und zum Theil auch der Studenten, eine mehr oder weniger prachtvolle, großartige Speisehalle, nebst andern dem gesellschaftlichen Leben gewidmeten Räumen, eine Kapelle, eine Bibliothek gehören zu den Requisiten eines jeden Hauses. Manche besitzen auch werthvolle Sammlungen anderer Art, oder haben den Vorzug einer freiem Lage mit Gärten und Spaziergängen. Sowol in der Bauart als in der ganzen äußern Erscheinung und Haltung zeigt sich übrigens eine große Mannichfaltigkeit, jedoch jedes derselben seinen eignen individuellen Charakter hat, der sich z. B. auch in dem größern oder geringern Vorherrschenden Alterthümlichen oder des Modernen zeigt. Manches College hat auch interessante historische Züge, oder Sagen für sich anzuführen. Doch wir müssen uns

von diesen nur mittelbar der Universität angehörenden Gebäuden und Anstalten zu denen werden, welche als eigentliche Universitätsgebäude und Anstalten in unserm Sinne anzusehen sind, und eine kurze Aufzählung derselben wird hinreichen, auch hier den großartigen Reichtum der Alma mater zu bemerken. Es sind hauptsächlich folgende: 1) Die Universitätskirche zu St. Maria, eine sehr schenkwürdige gotische Halle von 288 Fuß Länge, 28 Fuß Breite, 70 Fuß Höhe und einem 180 Fuß hohen Thurne. 2) Die öffentlichen Auditorien (the Schools) für die verschiedenen Disciplinen nach dem freilich sehr veralteten Studienplane der Universität, nämlich: Theologie, Glosse recht, Logik, Metaphysik, Philosophie, Naturwissenschaften (natural philosophy), Rhetorik, Grammatik, Sprachen, Anatomie, Arithmetik, Geometrie und Musik. Diese Auditorien sind indessen insofern nicht mit den gleichnamigen Localen unserer Universitäten zu vergleichen, als sie zu eigentlichen regelmäßigen Vorlesungen wenig oder gar nicht benutzt werden, sondern mehr zu den bei uns größtentheils abgekommenen scholastischen Übungen, Disputationen, Examen und dann auch wol zu gewöhnlichen Promotionen. So ist denn auch ihre ganze Einrichtung und Ausstattung mehr auf feierlichen, denn auf alltäglichen Gebrauch berechnet und zum Theil sogar prachtvoll. Sie bilden (mit Ausnahme des theologischen Auditoriums) drei Seiten eines Vierecks, welche größtentheils unter Jakob I. durch Privatstiftungen in einem mehr eichen und massigen als geschmackvollen Styl erbaut wurden. Theils in einigen Auditorien, theils in angrenzenden Sälen sind mehrere der Universität durch ihre frühen Besitzer vermachte Sammlungen von Kunstgegenständen und Alterthümern aufgestellt; so z. B. die Pomfret'schen und die Arundel'schen Antiken, und eine besonders an guten Portraits, z. B. von Randle und seiner Schule, reichen Gemäldergalerie. Über dem Haupteingange ist das Universitätsarchiv. Das theologische Auditorium (Divinity school) liegt getrennt von den andern, doch ganz in der Nähe, und ist, besonders was das geschmückte Balken- und Zäfelwerk der Decke und Wände betrifft, ein treffliches Werk des 15. Jahrh. und von Chr. Wren im ursprünglichen Stile restaurirt. 3) Das gemeinschaftliche große Auditorium (the Theatre) zu feierlichen Gedächtnisreden, Promotionen u. dgl. Dies Gebäude ist eine der größten Ilerden von Oxford, auf Kosten des Erzbischofs Heilbron von Wren erbaut, der dabei in mancher Hinsicht das sogenannte Theater des Marcellus in Rom im Auge gehabt zu haben scheint. Es kann über 3000 Menschen fassen und die innere Aus schmückung entspricht der Architektur und der feierlichen Bestimmung vollkommen. 4) Die Bodleysche Bibliothek. Die Hauptgrundlage derselben machte die von Sir Thomas Bodley im Anfange des 17. Jahrh. vereinigte und der Universität geschenkte Sammlung von Büchern und Manuscripten, wozu theils des Wrens durch frühere Schenkungen (z. B. des Dringdes Humphrey von Gloucesters) vorhandene, theils zahlreiche spätere Schenkungen kamen, so daß die Zahl der Bände gegen 200,000 betragen mag¹⁾. Das Bibliotheks-

gebäude in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. vollendet, bildet ein gestrecktes rechteckiges H., dessen östliche Endwand die Westseite des von den Auditorien gebildeten Platzes schließt, weshalb auch die Bibliothek von Einigen als ein Theil der Schools angesehen wird. 5) Die Radcliffe'sche Bibliothek, eine Stiftung des freigebigen Wohlthäters, den die Universität oder vielmehr irgend eine ähnliche Anstalt zu gefunden, des D. Radcliffe, der im J. 1749 nicht nur seine für einen Privatmann sehr bedeutende Büchersammlung, sondern auch 40,000 £ zur Erbauung eines angemessenen Gebäudes vermachte. Hierzu kamen noch einige spätere Vermächtnisse, so daß die Zahl der Bände etwa 50,000 betragen mag. Die Radcliffe'sche Bibliothek steht in der Nähe der Auditorien auf einem freien Platz in einem mehr verziereten als geschmackvollen runden Gebäude, das eine 100 Fuß hohe Kuppel bildet; dessen innere Einrichtung indessen mehr ästhetischen, als bibliothekarischen Rücksichten genügen mag. 6) Das Ashmole'sche Museum. Die Grundlage bildete die Sammlung von Alterthümern, Kunst- und Naturwissenschaftlichen, welche im J. 1677 von Elias Ashmole der Universität vermacht wurde, unter der Bedingung, daß sie ein passendes Gebäude dazu anschaffe. Später kamen mancherlei ähnliche freilich mehr als Curiositäten, denn durch wissenschaftliches Interesse bedeutende Schenkungen dazu, welche indessen die Begründung einer Professur der Physik und einer andern der Chemie mit den nöthigen Apparaten und Auditorien veranlaßten. 7) Das Observatorium, eine ebenfalls großentheils auf Kosten des D. Radcliffe in jeder Hinsicht sehr reichlich ausgestattete Anstalt. 8) Der botanische Garten; die erste Stiftung ebirt vom Anfange des 16. Jahrh. her. Die Ringmauer mit der schönen Eingangstreppe ward im J. 1633 von Janio Jones vollendet. Durch spätere Schenkungen, und zum Theil auf Kosten der Universität, wurde diese Anstalt von Zeit zu Zeit zweckmäßig erweitert, so daß sie jetzt mit Gewächshäusern und Sammlungen aller Art und einer Professur wohl ausgestattet ist. Die Wohnung des Professors liegt ganz in der Nähe. 9) Das Radcliffe'sche Hospital, zu klinischen Vorträgen mitbestimmt, aber nicht benutzt. 10) Die Universitätsbuchdruckerei (Clarendon Printing office). Sie wurde von dem Ertrage der Clarendon'schen History of the Rebellion errichtet, deren Verlag der Sohn des berühmten Verfassers der Universität überließ. Das sehr stattliche Gebäude wurde im J. 1711 von Banburgh vollendet und enthält außer den vier Buchdruckerei und dem damit verbundenen Brieflaghandl erforderlichen Räumen auch eine Saal, wo sich die obersten Behörden der Universität zu ihren Beratungen versammeln. 11) Das Concertgebäude (Musikrooms), ein in neuerer Zeit durch freiwillige Beiträge der Universitätsverwandten errichtetes hübsches Gebäude, welches zu Concerten, auch wol Ballen u. dgl. 12) Das Congregations- und Conventionshaus; diese Säle, wo die (unter näher zu erläuternden) Versammlungen der stimmberechtigten Universitätsverwandten stattfinden, bieten nichts Bemerkenswerthes dar.

Von der äußeren Erscheinung, dem materiellen Eigenthume der Universität, gehen wir nun auf ihren innern

1) Von jedem in England gedruckten Buche muß ein Exemplar hier niedergelegt werden.

Organisat und Verfassung und auf die daraus hervorgehenden oder sie bedingenden Verschiedenheiten in der Stellung der zahlreichen Mitglieder derselben über. Es ist dies aber ein so schwieriger Gegenstand, daß eine solche Darstellung desselben, welche nicht gelegentlich anticipirend einen Punkt herbeiziehen müßte, dessen ausführlichere Darstellung erst später seine Stelle finden kann, gar nicht möglich ist. Die Engländer selbst besitzen durchaus keine klare, umfassende Darstellung der Art, und sogar unter den mit allen Details am besten bekannten Gliedern der Universität findet sich kaum einer, der einem Profanen den Zusammenhang deutlich machen könnte oder möchte. An gedrucktem Material über diesen Gegenstand fehlt es nicht, vielmehr ist es eher die Masse von Einzelheiten, welche die Aufgabe in dem Grade schwieriger macht, als man darin fortschreitet, und der Aufenthalt an Ort und Stelle bringt oft kein anderes Resultat, als entweder alle mitgebrachten Ansichten über den Haufen zu stoßen, ohne etwas Brauchbares an die Stelle zu setzen, wo es dem noch ein Blick zu nützen ist, wenn wenigstens die äußeren Einordnungen lebendig und rein davor getragen werden; oder man setzt sich aus einigen in die Augen fallenden Punkten ein plaustisches System zusammen, zu dessen Verklärung man gar leicht durch Fragen die gewünschten Antworten erhalten kann, was aber dennoch meistens an einem radikalen Irrthume leidet, der aber eben um so weniger in die Augen fällt, je tiefer ee liegt. Die Schwierigkeiten entspringen für uns Deutsche hauptsächlich aus zwei Quellen, nämlich einer Theils aus der Verfassung, ganz heterogene Dinge aus gewisser scheinbarer Ähnlichkeit willens mit den Einrichtungen und Ausdrücken unserer Universitäten zu vergleichen und zu erklären; andern Theils aber und hauptsächlich daraus, daß gerade diejenige wesentliche Verschiedenheit zwischen unsern und den englischen Universitäten, welche auch dem oberflächlichen Beobachter sich aufdrängt, eine sehr nahe liegende plausible, aber doch sehr irrende, oder wenigstens nur halbrichtige, Erklärung findet. Was den ersten Punkt betrifft, so brauchen wir ihn nicht weiter auszuführen, die Verichtigung des zweiten aber muß jeder genügenden Darstellung zum Grunde liegen. Diese künftige Punkt ist das Verhältnis der sogenannten Häuser (houses, i. e. colleges and halls) zu der Universität. Ganz irriges, aus der stichtigen Beobachtung entstehender Ansichten, als wenn z. B. diese Häuser ebenso viele von der Universität abhängige oder ihr angebörige Penfionsanstalten zur Aufnahme der Studenten wären oder dergleichen mehr, wollen wir gar nicht gedenken, sondern gleich zu der plausiblen Ansicht oder Darstellung übergehen, wonach die Universität gleichsam das Resultat der Vereinigung dieser kleinern Gemeinschaften wäre, diese gleichsam in ihrer repräsentirt würden. Allein auch diese Ansicht ist nur in sehr beschränktem und zugleich sehr allgemeinem Sinne, und gleichsam nur hinfällig, ich der Oberflüche, der factischen Resultate wahr. Die Universität sowohl als die Colleges sind wesentlich von einander ganz unabhängige Corporationen, welche aber schon dadurch in mannigfacher Wechselbeziehung stehen, daß die Mitglieder der einen zugleich Mitglieder der andern sind, und daß

sie eine gemeinsame Bestimmung haben. Diese gegenseitige Abhängigkeit und zumal das Übergewicht der Colleges in den Universitätsangelegenheiten ist aber keinesweges consequent durchgeführt; sie liegt oft weniger in der Absicht oder dem Buchstaben der Statuten, als in den natürlichen factischen Folgen derselben. Jedemfalls aber ist sie so weit ausgebildet, daß es ganz unmöglich ist, die Organisation der Universität deutlich zu machen, ohne der Colleges zu gedenken und umgekehrt; und es kann nur die Frage sein, auf welche Weise man solche anticipirende Erwähnungen möglichst vermeiden könne. Da nun die Universität sowohl historisch als formell als das Hauptmoment erscheint, so glauben wir hinreichend berechtigt zu sein, ihre Organisation unabhängig von der Einwirkung der Colleges unserer Darstellung zum Grunde zu legen und die Art, wie sich der Einfluß, das Übergewicht der Colleges geltend macht, am geeigneten Orte nachzuweisen.

Der Ursprung der Universität Oxford als wissenschaftliche Anstalt verliert sich in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters; als Universitas literaria im eigentlichen und ausgedehntesten staatsrechtlichen Sinn erscheint sie schon im 12. und 13. Jahrh., wenigstens factisch, und bald auch ausdrücklich und wiederholt anerkannt. Schon der Titel, unter dem sie inceptorisch ist: Chancellor, Masters and Scholars of the University of Oxford beweist ihrer ursprüngliche und formelle Unabhängigkeit von den Colleges. Was die Rechte und Privilegien dieser Corporation betrifft, so sind sie so ausgebreitet, wie das mittelalterliche Staatsrecht es nie irgend erlaubte, und es versteht sich von selbst, daß eigene Gerichtsbarkeit, selbständige Verwaltung des Vermögens, das Jus statutandi, die Wahl eigener Beamten u. d. d. dazu gehörte. Die Grundlage der gegenwärtigen Verfassung und Stellung der Universität sind hauptsächlich die Statuten, welche unter der Regierung Eusebius und dem Cancellariat Leicester's theils gesammelt, theils bestätigt und erneuert, theils gegeben wurden; hierzu kommen aber manche spätere statutenmäßige Beschlässe der Universität und sogenannter künftige Schreiben (Kings Letters), welche statutenmäßige Kraft haben sollen. Alles dies bildet eine sehr oerworfene Masse zum Theil widersprechender Bestimmungen, welche eben deshalb der Auslegung nach dem Bedürfnis, aber auch nach der Willkür und Selbstsucht des Augenblicks und der Machthaber um so freieren Raum lassen. Das geht so weit, daß eigentlich keiner von denen, welche die Statuten beim Eintritt in das Universitätsleben beschwören und sehr wenige bei ihrem Austritt irgend wissen, was dieselben eigentlich enthalten. Unter der großen Anzahl der Mitglieder der Universität, die im weitesten Sinne (Members of the house) oft über 6000 beträgt, herrschen, wie sich leicht denken läßt, mannigfaltige Unterabtheilungen der Rechte; der ganzen Stellung, und die Frage ist nun, durch welche Elemente diese Unterschiede wesentlich bedingt sind, und welche Bedeutung sie in Beziehung auf die Verfassung, das ganze organische Leben der Corporation haben? Hier wird uns nun die historische Faser am sichersten leiten, indem wir die Hauptmomente festhalten, welche in der organischen Entwicklung der Universität hervortreten. Die älteste Orga-

nisation derselben ging aus der Eintheilung in zwei Nationen (Nord- und Südländler) hervor. Dieses Moment trat nun allmählig zurück in dem Maße, wie die Grundzüge derselben, die beiden Nationen, mehr mit einander verschmolzen, wozu die vage Stellung solcher Mitstetglieder wie Welshen, Iren, Scotch, wesentlich beitrugen. Die corporativen Rechte, welche Anfangs den Nationen zuflanden, gingen nun allmählig auf die später sich entwickelnden Momente über und zwar zunächst auf das im akademischen Gradus repräsentierte wissenschaftliche Moment, welches schon im Anfange des 13. Jahrh. die Nationen zu veredeln begann, obgleich diese freilich noch bis ins 15. Jahrh. hinein gelegentlich noch genannt werden. Dies wissenschaftliche Moment nun ist es, welches noch bis auf diesen Augenblick in der Organisation der Universität wenigstens formell vorherrscht. Hierin liegt nun auf den ersten Blick zwar eine Analogie mit unsern Universitäten, allein bei näherer Betrachtung zeigt sich schon hinsichtlich dieses gemeinsamen Moments ein sehr wesentlicher Unterschied in der Art, wie sich dasselbe gestaltet. Bei uns fand die Organisation des wissenschaftlichen Moments nach vier Facultäten statt, in welchen wiederum die ordentlichen, wirklichen Lehrer (Professoren) an der Spitze stehen, welchen vertritt die Handhabung der corporativen Rechte der Universität zufland. Auf den englischen Universitäten und zumal in Oxford ist das Moment der Facultäten nur wissenschaftlich und auch hier mehr repräsentiert als entwickelt; eine corporative Bedeutung haben dieselben als solche gar nicht erlangt. Auch das wirkliche oder nominelle Lehramt trat ganz in den Hintergrund und alle eigentlich corporative Rechte knüpften sich an den Gradus, ohne Unterschiede der Facultät. Im Gradus ist das wissenschaftliche Moment hinsichtlich seiner corporativen Bedeutung ausschließlich repräsentiert, und hierin liegt der eine Hauptbühnenpunkt zu dem Verständnis der Organisation der Universität. Der andere liegt in dem Moment der Häuser (Colleges und Halls), welches seiner Entstehung nach als das dritte und jüngste sich allmählig neben dem wissenschaftlichen entwickelte und auf dessen Kosten einen sehr wesentlichen, ja fast ausschließlich überwiegenden Einfluss auf die Leitung der Angelegenheiten der Corporation erwarb. In gewisser Hinsicht scheint indessen auch die Bedeutung der Nationen unmittelbar auf die Häuser übergegangen zu sein. Wie solltens dies besonders daraus, daß die Wahl der ehemaligen Procuratoren (Proctors) der Nationen, gegenwärtig zwar ebenfalls von dem wissenschaftlichen Moment ausgeht, aber daß auf den Häusern eine von ihrem Moment unabhängige Wahlbarkeit insofern ruht, als nach einem bestimmten Anzuse des proctors aus bestimmten Colleges gewählt werden müssen. Eine solche unmittelbare Übertragung von den Nationen auf die Colleges ist auch chronologisch sehr möglich, da die Entstehung der Colleges ins 14. Jahrh. fällt, obgleich freilich die meisten derselben ins 15. und 16. Jahrh. entstanden sind. Wie Gedanken nun hier das Nützliche über das Wesen und die Einrichtung dieser Häuser zu berichten, nicht weil diese Einschaltung nicht manches gegen sich hätte, sondern weil sie uns hier am wenigsten überred

scheint. Sehen wir nun zunächst den Unterschied zwischen Colleges und Halls fest, so sehen wir vor allen Dingen in einem College eine Corporation im eigentlichen staatsrechtlichen Sinne, während eine Hall nur eine privatrechtliche Verbindung mehrerer Scholaren unter einem Vorsteher und gewissen Statuten ist, um gegen ein angemessenes Kostgeld zusammenzutreten. Ursprünglich gab es in Oxford nur solche Halls; ihre Zahl war sehr groß und die dazu benutzten Gebäude waren Eigentum der Bürger, welche sie an Universitätsverwandte in Miete gaben. Erst später bei abnehmender Frequenz der Universität, etwa seit dem Ende des 13. Jahrh., erwarben Universitätsverwandte einige solche Häuser als Eigentum durch Schenkung oder aus andere Weise, und von den in diesen nach alter Weise lebenden privatrechtlichen Vereinen wurden mehr zu verschiedenen Zeiten incorporiert und dann allmählig (zum Unterschiede von den nichtincorporierten) Colleges genannt, während diese den alten Namen beibehielten. Diese Halls gingen allmählig bei zunehmender Zahl und Ausdehnung der Colleges bis auf einige wenige ein, und diese geriet in die Abhängigkeit von einem oder andern College, welches aus seiner Mitte dann den Vorsteher ernannte. Unter dem Kanzlerat Leicesters wurde die Recht von allen Colleges (mit Ausnahme eines einzigen) dem Kanzler übertragen und dadurch der Abhängigkeit der Halls von den Colleges ein Ende gemacht, so daß mit wenig Einschränkungen die Vorsteher der Halls mit den Vorstehern der Colleges an der Leitung der Universitätsangelegenheiten gleichen Antheil haben und unter dem Anstrich: Vorsteher der Häuser (heads of houses), mitgerathen werden. Die Halls können keine liegenden Gründe und noch weniger Patronats- oder Herrenrechte irgend einer Art besitzen. Ihre Einkünfte desselben theils aus den Zinsen angelegter Capitale, theils aus dem Kostgelde der Mitglieder, deren Verhältnis zu der Anzahl in der Regel nur ein vorübergehendes, auf die Studienzeit beschränkt ist. Sie haben also keine Fellows, und der Vorsteher (principal) bildet allein den stabilen Mittelpunkt des Vereins. Folgendes sind die jetzt noch vorhandenen fünf Halls: Albany, St. Edmunds, St. Marys, St. Magdalen und Rewinshall. Die Visitation der Halls steht dem Vicekanzler zu, mit Ausnahme von Edmundshall, deren Principal der Vorsteher von Queenscollege ernannt, welcher auch die Visitation hat. Obgleich nun das Verhältnis der Mitglieder der Halls zu der Universität wesentlich dasselbe ist, wie dasjenige der Mitglieder der Colleges, so ist doch die staatsrechtliche Stellung, die innere Organisation der Colleges sehr verschieden von jener der Halls und viel complicierter, die Verhältnisse der Mitglieder viel mannichfaltiger. Die Colleges sind, wie gesagt, eigentliche Corporationen in der ausgedehnten Bedeutung des Wortes, und so selbstständig wie nur die Universität es sein mag. Auch sind sie von dieser zumal in ihren innern Angelegenheiten völlig unabhängig, und nur ihre Mitglieder stehen wieder in besondern Verhältnissen zur Universität als Mitglieder derselben, und diese Verhältnisse werden innerhalb des Colleges mehr oder weniger anerkannt. Die Colleges sind mit Grundeigenthum, Patronatsrechten, Zehen

ten x. mehr oder weniger, zum Theil aber sehr reichlich aufgetheilt, und beziehen noch außerdem bedeutende Einkünfte von den Kollegiern der Studenten, die während ihrer Studienzzeit deren Mitglieder sind, und an Beiträgen solcher, die auch über diese Zeit hinaus in Verbindung mit dem College und der Universität zu bleiben wünschen. Der Ausdruck *members* on the books umfaßt alle Mitglieder eines College. Diese zerfallen aber wieder in die beiden Hauptklassen der stiftungsmäßigen oder abhängigen (*members* on the foundation, *dependent members*) und in nicht stiftungsmäßigen oder unabhängigen Glieder (*members* not on the foundation. *independent members*). Zu der ersten Classe gehören nun vor allen die eigentlichen Gesellen, Glieder des College im engeren Sinne (*soell, fellows*, in *Christchurch students*). Sie sind die ausschließlichen activen stimmfähigen Repräsentanten der Corporation, welche allein Theil an der Ausübung aller Rechte und den größten Antheil an dem Vermögen des Eigenthums derselben haben. Die stiftungsmäßige Zahl der *Fellows* wird im Fall einer Vacanz durch Stimmenmehrheit von den übrigen besetzt. Als allgemeine Qualifikation zur Wahlbarkeit gilt der akademische Gradus und die anglistische Rechtsgeläufigkeit und Loyalität. Daß alle *Fellows* geistlichen Standes sind, ist mehr gebräuchlich als statutenmäßig, so viel wir wissen; dazu kommen aber in manden-Colleges je nach den Stiftungsbriefen besondere Bedingungen, indem z. B. in dem einen die Bewohner gewisser Grasschaften, in dem andern die Mitglieder gewisser Familien, in dem dritten gewisse Stipendiaten des Colleges unter sonst gleichen Bedingungen ein Vorkrecht haben. Die Beneficien einer solchen *Fellowship* des stehen außer bequemer Wohnung und reichlicher Kost im College auch in Geldbehalten, deren Betrag nicht nur in den verschiedenen Colleges, sondern auch in demselben College je nach dem Altersrange verschieden ist, und von 20—100 und mehr Pfund Sterling steigt. Außerdem hat jedes College mehrere Pfründen zu vergeben, die theils durch Wahl, theils nach einer bestimmten Reihenfolge aus der Zahl der Mitglieder besetzt werden. Diese sollten eigentlich damit die Beneficien des Colleges vertieren, allein es wird mit diesen wie mit vielen andern Statuten nicht genau genommen, und die Pfründe meist durch einen Curator verliehen. Strenger wird das Statut der Gehorsamkeit beobachtet, welches allen Mitgliedern mit Ausnahme des Vorstehers vorgeschrieben ist, sobald sie ihre Beneficium verlieren, sobald sie betrahen. Dies ist aber auch eigentlich die einzige Last, welche mit einer *Fellowship* verbunden wäre, sofern man sie so ansehen will. In jeder andern Hinsicht ist dies das vollkommenste beneficum simpliciter, die reinste *Sinecure*, die man sich denken kann. Die Residenz wird so wenig erfordert, daß meist ein Drittel und mehr der *Fellows* ihre Wohnungen Jahr aus Jahr ein an Studenten zu sehr hohen Preisen überlassen. Einige andere widmen sich als Autoren dem Privatunterricht und der Aufsicht einer beliebigen Anzahl von Studenten des College gegen sehr bedeutende Honorare; allein dies Geschäft ist ein ganz freiwilliges und gleich mit einem College stiftungsmäßige Rectorenstellen verbunden

X. Cap. II. B. u. R. Dritte Section. VIII.

sind, so sind auch dies bloß *Sinecuren*. Die Verfassung des College ist eine durchaus republikanische und der Vorsteher ist der *Fellow* für die Verwaltung seines Amtes, des Vermögens der Stiftung u. verantwortlich, hat jedoch in manden Colleges ein großes Übergewicht, z. B. durch eine negative Stimme. Er wird aus der Zahl der *Fellows* von diesen gewählt, mit Ausnahme des Deanen (dean) von *Christchurch*, welchen die Krone, und des Vorstehers vom *Merton*-College, welchen der Vicekanzler ernannt. Alle Beamten werden durch Wahl ernannt und zwar die angehenden, wie der Rechnungsführer (*bursar*), der Bibliothekar, ein oder mehrere Kaplane und ein Beamter (*dean*, in *Christchurch* *consor*), dem die statutenmäßige Disciplin und Polizei des Hauses, besonders hinsichtlich der Studenten, zusteht. Außerdem hat jedes College eine angemessene Dienerschaft, wozu besonders die Geisteslichen (*clerks*), Organisten, Chorführer, Küster (*sexton*), Kellermeister (*butler*), Koch, Speisemeister (*maniple*) u. gehören und welche ebenfalls in gewissem Sinn als *dependent members*, oder on the foundation anzusehen sind, obgleich sie nicht on the books in dem obigen Sinne stehen. Zu den *dependent members* on the books gehören aber in den meisten Colleges eine größere oder geringere Anzahl von Stipendiaten (*scholars*, *demies*, *bachelors*, *sizarers* etc.), und außerdem gibt es auch zu einigen Colleges Stipendiaten von anderweitiger Stiftung (*exhibitions*), deren Inhaber also nicht on the foundation sind. Die meisten Stipendiaten on the foundation gelten bloß für die Dauer der akademischen Studien bis zur Erlangung des Gradus; auf einigen wenigen Colleges geben sie aber ein Anrecht zu weiteren Beneficien, wohl gar zur Wahl in die Zahl der *Fellows*, und solche Stipendiaten heißen dann *probationary members*. Die Stellung der Stipendiaten ist statutenmäßig eine sehr untergeordnete, sobald sie sogar zur Aufwartung bei Tisch und sonst verpflichtet sind, und obgleich dies jetzt selten verlangt wird, so läßt man sie doch von allen Seiten den Unterschied der Stellungen scharf genug fühlen. Erst die Erlangung des akademischen Gradus schafft sie vor solchen Demuthigungen. — Wir kommen nun zu der andern Hauptabtheilung der *members* on the book, den nichtstiftungsmäßigen, unabhängigen (*independent*) Mitgliedern des Colleges. Man pflegt diese wol kurzweg mit unsern Studenten zu vergleichen; aber erstlich müßte man dann auch die eben erwähnten Stipendiaten dazu rechnen, welche doch *dependent members* sind; zweitens gehören zu den *independent members* auch Graduirte, welche man bei uns in der Regel nicht mehr zu den Studenten rechnet. Im Allgemeinen aber kann es allerdings dabei bleiben, daß die *independent members* junge Leute sind, welche während ihrer eigentlichen Studienzeit bis zur Erlangung eines Gradus oder auch noch länger in dem College Wohnung und Kost gegen ein angemessenes Kostgeld (an das College) und Privatunterricht und Aufsicht (*tuition*) gegen ein Honorar (an den Tutor) finden. Sie sind der statutenmäßigen Disciplin des College unterworfen, ohne irgend einen Anspruch der Theilnahme an der Ausübung der corporativen Rechte, an der Verwaltung des Vermögens, Wahlen,

Berechnen etc. Die materielle Stellung dieser Mitglieder hängt formell und dem Namen nach also von den disciplinairischen Statuten ab, welche nicht in allen Colleges gleich sind, in allen aber einen Charakter menschlicher Strenge haben, z. B. durch häufige gottesdienstliche Übungen, und die auf deren Veräumung gesetzte Strafen, welche in diesen wie in andern Fällen in Gehäusen, Strohmatten, Arrest, Entziehung gewisser Mahlzeiten oder Speisen bestehen etc. Die Umgebung derselben ist aber wenigstens bei dem Reichen fast zur Regel geworden. Außerdem wird auch statutenmäßig in gewissen Ehrenpunkten innerhalb des College der Unterschied anerkannt, der außerhalb desselben unter den independent members als Mitglieder der Universität herrscht, insofern sie zur Classe der Studenten oder Graduirten, der noblemen, gentlemen commoners oder commoners gehören. So werden z. B. die akademischen Unterschiede der Kleidung aus dem Golde beibehalten; so essen noblemen an einem besondern Tische, haben Zutritt zu den Gesellschaftszimmern der Fellows, haben ohne Einladung, haben das Recht, sich von eigenen Dienern bedienen zu lassen etc. Auch der akademische Gradus wird durch ähnliche Ehrenrechte anerkannt. Alle diese Unterschiede gehören aber nicht wesentlich dem College an, sondern der Universität, und können hier nur angebeutet werden. Während aber die Colleges nur in sehr unwesentlichen Punkten die akademischen Qualitäten und Verhältnisse ihrer Mitglieder berücksichtigen, hat umgekehrt die Qualität eines Fellows oder gar Vorstehers eines Colleges (oder Halls) einen formell und noch mehr sänftlich sehr wesentlichen Einfluß auf seine Stellung in der Universität, wie wir weiter unten sehen werden. Die Stellung der Colleges zu der Universität ist so unabhängig, daß derselbe (als solcher) nicht einmal die Art von Aufsticht ausübt, welche mit der Visitation verbunden ist. Diese steht dem Biscöpskanzler nur bei einigen Colleges kraft besonderer stiftungsmäßiger Bestimmung zu, bei den Colleges königlicher Stiftung wird sie (so viel uns bekannt) meistens dem Biscöpskanzler von der Krone übertragen; bei allen andern Colleges steht sie je nach den Bestimmungen der Stiftung, bald dem Biscöpskanzler von Canterbury, bald dem Biscöpskanzler von London oder dem von Lincoln oder andern zu. Die Universität hat indessen das Recht gegen solche Statuten der Colleges einzuschreiten, welche mit ihren eignen Rechten und Statuten in Widerspruch stehen. Folgendes nun ist das Verzeichniß der 19 Colleges der Universität in chronologischer Ordnung mit Angabe der members on the foundation, die gewöhnliche Dienerschaft ausgenommen. 1) Universitycollege; der Ursprung dieses College, wenigstens in seinem frühern Zustand als University Hall, wird nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit bis auf die ersten Spuren der Universität unter Alfred dem Großen zurückgeführt; aber auch ohne weitere Erörterung dieser Frage verdient es jedenfalls den Beiramen der ältesten Leichter der alma mater, den ihr auch päpstliche Bullen geben, indem seine eigentliche Incorporation ins Jahr 1249 fällt mit einem Vorsteher (master), 12 Fellows und 17 Stipendiaten. 2) Balliolcollege (1263): 1 Vorsteher (master), 12 Fellows

und 16 Stipendiaten. 3) Mertoncollege (1274): 1 Vorsteher (Warden), 24 Fellows, 16 Stipendiaten, 2 Kaplanen, 2 Schiffsgeistliche (clerks). 4) Orielcollege (1326): 1 Vorsteher (Provost), 18 Fellows, 15 Stipendiaten. 5) Queenscollege (1340): 1 Vorsteher (Provost), 24 Fellows, 20 Stipendiaten, 2 Kaplanen, 3 Clerks. 6) Newcollege (1379): 1 Vorsteher (Warden), 70 Fellows, 10 Kaplanen, 1 Organist, 3 Clerks, 1 Kirchendiener (sexton) und 16 Gesellen. 7) Exetercollege (1404): 1 Vorsteher (Rector), 25 Fellows, 12 Stipendiaten. 8) Etoncollege (1427): 1 Vorsteher (Rector), 12 Fellows, 20 Stipendiaten und ein Clerik. 9) All Soulscollege (1437): 1 Vorsteher (Warden), 40 Fellows, 2 Kaplanen und 6 Clerks. 10) Magdalencollege (1456): 1 Vorsteher (President), 40 Fellows, 30 Stipendiaten, 1 Schulmeister, 1 Gehilfe (usher), 4 Kaplanen, 8 Clerks und 16 Chorjungen. 11) Brasenosecollege (1509): 1 Vorsteher (Principal), 20 Fellows, 47 Stipendiaten. 12) Corpus Christi college (1516): 1 Vorsteher (President), 20 Fellows, 24 Stipendiaten und 2 Kaplanen. 13) Christ Church college (1546): 1 Vorsteher (Dean), 8 Kanonik, 101 Fellows (students), 8 Kaplanen, 1 Organist, 8 Clerks, 1 Schulmeister und 1 Gehilfe. 14) Trinity college (1554): 1 Vorsteher (President), 12 Fellows und 16 Stipendiaten. 15) St. John's college (1557): 1 Vorsteher (President), 50 Fellows, 2 Kaplanen, 6 Chorjungen und 2 Kirchendiener (sextons). 16) Jesus college (1571): 1 Vorsteher (Principal), 19 Fellows, 18 Stipendiaten. 17) Wadham college (1613): 1 Vorsteher (Warden), 15 Fellows, 15 Stipendiaten, 2 Kaplanen und 2 Clerks. 18) Worcester college (1714): 1 Vorsteher (provost), 21 Fellows und 19 Stipendiaten. 19) Hertford college (1740): dies College war, wo nicht graduz aufgehoben, doch suspendirt, und es fehlen uns darüber nähere Nachrichten, doch gehört es jedenfalls nicht zu den bedeutenden. Wir haben bei allen Colleges das Jahr der Stiftung oder Incorporation angegeben, ohne die Stifter zu nennen, und bemerken in dieser Hinsicht nur, daß es meistens Privatpersonen sind. Einige (Christ Church, Oriel, Queens und mittelbar auch Balliol) rühmen sich indessen auch königlicher Stifter. Bei vielen ist die ursprüngliche Zahl der stiftungsmäßigen Mitglieder später durch neue Stiftungen vermehrt oder auf andere Weise die Bedeutung, der Reichthum, die Vortheile der Anstalt gehoben worden. Die Zahl der independent members wechselt natürlich je nach der Frequenz der Universität, der Mode und vielen leicht begrifflichen Zufälligkeiten. Auch steht sie nicht immer im Verhältniß zu der Zahl der stiftungsmäßigen Mitglieder. Da eine kleinere Stiftung eine Speculation daraus machen kann, ihre Gebäude für viele solcher Mitglieder, welche Kostgeld bezahlen, einzurichten. Die meisten pflegt Christ Church zu haben, nämlich 150—200. Die Zahl der members on the book dieses College beträgt oft 700.

Unterlassen wir nun die Art und Weise, wie die zwei oben bezeichneten Momente, das wissenschaftliche durch den Gradus und das der Häuser und besonders der Colleges

sich hinsichtlich der Verfassung und Organisation der Universität und der Stellung ihrer Mitglieder geltend machen, so ergibt sich Folgendes: Erstlich müssen wir vor allen Dingen eigentliche Universitätsverwandte im weitesten Sinne von bloßen Schutzworwannten unterscheiden. Zu letztern gehören mehrere Künste und Gewerbe (Bardire, Garfode, Buchbinder, Weiber, Adressir, Vorkäufer u.), welche unter akademischer Polizei und Gerichtsbarkeit stehen und auch die eigentliche Dienstzeit der Universitätsverwandten kann dahin gerechnet werden. Doch hier haben wir es fortan mit den ersten zu thun. Unterleihen wir nun, welches die allgemeine Qualifikation sei, wodurch ein Individuum in diesem allgemeinen Sinne der Universität angehört, so entspringt diese aus dem Momente der Colleges. Dies zeigt schon der umfassendste Ausdruck, der alle Universitätsverwandte ohne Rücksicht auf ihre verschiedenen Rechte und Pflichten in sich begreift. Sie heißen members on the books, weil ihre Namen in den Büchern, den Listen irgend eines der Häuser unter den wirklichen, nicht bloß gewesenen, Mitgliedern stehen müssen. Damit ist nun allerdings schon gesagt, daß sie irgend einmal auch in die Matrikel der Universität eingetragen worden sind und in den allgemeinen Fällen werden sie auch einen akademischen Gradus erlangt haben. Wenn die Immatriculation gilt nur für die eigentliche Studienzeit, und obgleich der Gradus einen indelebilen Charakter hat, der über das Universitätsleben im engeren Sinne hinausreicht, so fallen doch die Rechte, welche er in demselben gewährt, nach dessen Schlusse weg, wenn nicht jene Eigenschaften eines Members on the books dazu kommt, welche durch eine jährliche Abgabe an das Haus, in dessen Büchern man stehen bleiben will, erlangt wird. Auf diese Weise aber behält der Graduirt, in welche Lebensverhältnisse er auch getreten, wie weit sie ihn auch von der alma mater entfernt haben mögen, doch alle mit dem Gradus verbundene corporative, active Rechte. Er bleibt Mitglied derselben und eben das ist eine der merkwürdigen und folgereichen Eigentümlichkeiten der englischen Universität, daß sie auf diese Weise in allen gebildeten Ständen (besonders aber auch in den höhern) Individuen zählt, die nicht nur während einiger Jugendjahre und durch die Erinnerung an dieselben ihr angehören, sondern auch durch bestimmte Rechte und Verpflichtungen, welche von dem Augenblicke, wo der Ankömmling auf der Universität seinen Namen in die Bücher eines Hauses eintragen läßt, bis zu dem Augenblicke reichen, wo sein Name in diesen Büchern ausgestrichen wird, entweder weil er äußert die Statutenmäßige Abgabe zu bezahlen, welche eigentlich den Charakter einer Buße wegen Nichterscheinung zu haben scheint, oder in Folge des Todes. Innerhalb dieser auf dem Momente der Häuser beruhenden Grenzen wird nun aber die Stellung des Universitätsverwandten vielfach, ja hauptsächlich nicht durch dies Moment, sondern durch das ältre, wissenschaftliche des Gradus bedingt. Der in das Universitätsleben Eintretende führt gleichsam ein Doppelleben, dessen beide Hälften vielfach in einander greifen. Es ist das Haus und die Universität. Das Haus empfängt ihn zuerst. In der Ankömmling muß binnen acht Tagen ein Haus ge-

wählt haben, in dessen Bücher er sich als independent member einschreiben läßt. Als Mitglied eines solchen Hauses und gleichsam unter dessen Schutz und Verantwortlichkeit wird er dann (spätestens nach 14 Tagen) durch die Immatriculation unter die Zahl der Mitglieder der Universität aufgenommen. Das Verdienst der Eintragung in die Bücher eines Hauses zu der Immatriculation ist der Art, daß beide Momente sich gegenseitig ergänzen und bündigen; und obgleich das erste vorzuziehen ist, so ist es doch für das Universitätsleben ebenso nützlich und wichtig, wenn nicht das zweite dazu kommt, als umgekehrt dieses, wenn nicht das erste vorzuzugangem ist. So hat sich wenigstens die Sache praktisch gebildet, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß nicht unter den Häusern manche sind, welche ihren ursprünglichen Statuten nach bei der Aufnahme von Mitgliedern auf die Immatriculation keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solcher Fall nicht leicht vorkommt, da Niemand sich in die Bücher des Hauses einschreiben läßt, als um sich dann auch Schutz seiner Studien bei der Universität immatriculiren zu lassen. So erscheinen also beide Punkte ihrer praktischen Bedeutung nach als eins. Die für beide, zunächst aber für die Immatriculation, erforderte Qualifikation ist eine mehrwährende Frucht des Geistes, der diese großartigen Organe der nationalen Bildung erzeugt hat, und von ihnen wieder forterplant und gesiegt wird. Sie find zugleich im höchsten Grade human und liberal, und auf der andern Seite ebenso liberal, inhuman und engbrüßig. Die einzige Bedingung, welche der Immatriculation gesetzt ist, besteht in der sogenannten Unterchrist der 39 Artikel der anglikanischen Kirche und der beiden Eide der Treue gegen den Landesherren (oaths of supremacy and of allegiance), worauf dann die Berechtigung auf die Statuten der Universität und die Immatriculation folgt, deren Gesäßen je nach dem Stande des Aufgenommenen verschiedene sind. So ist jedem treuen Unterthanen der herrschenden Dynastie, sofern er auch Mitglied der anglikanischen Kirche ist, ohne irgend eine weitere wissenschaftliche oder bürgerliche Qualifikation der Eintritt in das Universitätsleben unbedingt offen; jedem, der nicht zu dieser Kirche gehört, welche Eigenschaften ihn sonst auch empfehlen mögen, unbedingt verschlossen. Einmal in diesen Kreis aufgenommen, steht dem Armisten, dem Eingetragten der Weg zu Beneficien, Rechten, Würden und Ämtern aller Art innerhalb desselben, zumal so weit sie von wissenschaftlichen Qualifikationen abhängen, unbedingt frei. Viele dieser Vortheile sind unmittelbar mit dem akademischen Gradus verknüpft, bei allen ist der Gradus eine der unerlässlichen Bedingungen. Als Hauptwirkung des wissenschaftlichen Moments auf die Stellung der Mitglieder der Universität erscheint die Eintheilung in graduirte und nicht graduirte Mitglieder, welche auch der Titel der Corporation als Masters and Scholars unterscheidet. Erstere allein, nämlich alle die den Gradus eines magistri artium oder einen höhern erlangt haben, nehmen Theil an der Ausübung der corporativen Rechte der Universität, letztere, wozu nicht nur bloße Scholaren, sondern auch Baccalarii

ren der Philosophie (undergraduates) gehören, haben keine Rechte der Art, sind aber den Statuten und der Gerichtsbarkeit der Universität unterworfen. Für keines der beiden Elemente haben unsere Universitäten ganz passende Analogien aufzuweisen. Das Verhältnis der Graduierten (zumal als members on the books also über die Grenzen des eigentlichen Universitätslebens hinaus) als eigentlicher Repräsentanten der Corporation ist und ganz fremd, inwiefern so weit üb. rath noch von selbständigen Rechten die Rede ist, diese sich auf die oberbittlichen Professoren als Mitglieder des Concilii beschränken. Was dagegen die Classe betrifft, welche der Titel der Universität mit dem Ausdrucke Scholars bezeichnet, so kann man sie freilich in gewissem Sinne mit unsern Studenten vergleichen, und sie werden auch in England im gewöhnlichen Leben Students genannt; allein dennoch ist diese Analogie keinesweges ganz passend oder erschoßend. Erstlich müssen in England zu den Studenten auch solche gerechnet werden, die das Baccalaurat erlangt haben; ja man kann sogar behaupten, daß diese noch am ehesten mit unsern Studenten verglichen werden können, während sie vor Erlangung dieses Grades eher unsern Gymnasialisten oder noch mehr den Schülern unserer alten Fürstenschulen gleichzusetzen sind; obgleich auch die ganze Analogie hinsichtlich der wissenschaftlichen Qualification gar nicht durchzuführen ist, da sogar von einem Magister in England weniger verlangt wird, als von einem Primaner bei uns, von den Facultätsstudien unserer Studenten aber dort gar nicht die Rede ist. Früher wurde auch ohne allen Zweifel der Unterschied zwischen Gymnasialstudien und akademischen noch viel weniger festgehalten und von den Akademern wurden ganz entschieden solche Functionen erwartet, wie sie bei uns das Gymnasium zur Vorbereitung auf die Universität übernimmt. Dies geht schon daraus hervor, daß die Statuten hinsichtlich der Immatriculation den Fall von Studenten zwischen 12 und 16 Jahren berücksichtigen, bei denen die Unterschrift der 39 Artikel unter Caution verschoben werden soll bis zum 16. Jahre. Gegenwärtig kommen solche Fälle zwar gewiß sehr selten vor und 16—18 Jahre können als das Normalalter des Eintritts in das akademische Leben angesehen werden; aber die Studien sind im Ganzen dieselben geblieben und bis zur Erlangung des Baccalaurats ist der Student fast ausschließlich auf den Privatunterricht des Autors im College angewiesen und hat eigentlich mit der Universität unmittelbar gar keine wissenschaftliche Verbindung. Betrachten wir nun die akademischen Verhältnisse des Studenten bis zur Erlangung der Magisterwürde, welche einen so wichtigen Abschnitt in denselben bildet, so ist Folgendes zu bemerken: Erstlich greift das außerhalb der Universität liegende Moment des Standes und Vermögens insofern in diese Verhältnisse ein, als darnach drei durch mancherlei äußerliche Merkmale, Prädicaten, Gebäuden der Immatriculation und verglichen bestimmt unterschiedene Classen entstehen, nämlich die der Noblemen, Gentlemen commoners und Commoners. Die Noblemen sind Peers oder Söhne von Peers. Der Unterschied zwischen den beiden andern Classen ist nicht so bestimmt

zu definiren, sondern läuft wie der Begriff von Gentles man überhaupt auf ein vages Mehr oder Weniger hinsichtlich der Herkunft und des Vermögenszustandes hinaus, doch dürfte letztere im Ganzen entscheiden, wie denn j. B. Stipendiaten unbedingt als Commoners immaniculirt werden. Die Angehörigen aller drei Classen sollen gleichmäßig den disciplinaren Statuten unterworfen sein, obgleich hier in praxi auf Geburt und Geld nur zu viel Rücksicht genommen wird. Das häusliche Leben des Studenten gehört dem College, der Hall an, deren Mitglied er ist, und die Universität kümmert sich nur um das, was außer dem Hause gesündigt wird, wo sie besonders mit Geldstrafen, nach Befinden auch mit Carcer, Entfennung auf bestimmte Zeit (Rustication) oder Relegation einschreitet. Letztere wird indessen höchst selten angewendet, da sie vom Staatsdienste unbedingt ausschließt. Was nun die wissenschaftliche Seite des akademischen Lebens, zumal in Beziehung auf den Gradus, betrifft, so bietet dasselbe so viele Etsamkeiten, daß wir uns auf die Hauptpunkte beschränken müssen, und auch hier, wie bei der Disciplin, werden wir zunächst nur die statutenmäßigen Formen im Auge behalten, auf die wirkliche Handhabung und die Resultate aber später zurückkommen. Wenn daran liegt, diese scholastischen Details näher kennen zu lernen und die Bedeutung so vieler samer termini technici, wie j. B.: Generals, Juniors, Disputations in the parvise, determinations, quodlibets, Aristotele, senior und junior Soph, senior und junior wrangler, wooden spom, plucking, pigmarker, grand compounder, presenter, apparitor, terrae filius, collector, scios etc. zu verstehen, der mag sich in ausföhrlichen Werken, die wir später anführen werden, Rath holen. Das akademische Jahr ist in vier Termine (terma) eingetheilt: Hilary (14. Jan.—22. März), Easter (9. April—17. Mai), Trinitatis (21. Mai—5. Juli), Michaelis (10. Oct.—17. Dec.). Am ersten Ansatze des Juli wird durch einen feierlichen Actus (act), worin die jährlichen Promotionen vorgenommen werden, das akademische Jahr eröffnet; wenigstens heißt diese Feierlichkeit in Cambridge Commencement, obgleich man sie eher für den Schluß halten sollte, da gleich darauf die langen Ferien anfangen. Die Erlangung der akademischen Grade hängt nun theils von einer gewissen Anzahl von Terms, theils von gewissen scholastischen Übungen, theils von der Bewilligung (grace) der Universität in der Congregation, theils endlich (wie sich denken läßt) von der Entrichtung gewisser Gebühren (Fees) ab. Jene Übungen haben größtentheils die Form und den Charakter von Disputationen, doch gehören auch eigentliche Gramina dazu. Ubrigens müssen wir freilich hier schon bemerken, daß wenn schon diese Übungen meistens auf bloße leere Formalitäten hinauslaufen (wobei höchstens das Examen einigermaßen eine Ausnahme macht), dies fast noch mehrwends den wenigen statutenmäßig zu besuchenden Vorlesungen gilt, so daß die wissenschaftliche Vorbereitung zu jenen Übungen fast ganz dem Unterricht in den Colleges durch die Autors anheimfällt. Die Gegen-

fände desselben sind nun bis zur Erlangung der Magisterwürde, worauf es besonders ankommt, folgende: Christliche Religion, Logik, Rhetorik, Ethik und Politik nach Aristoteles! — Nachhermit diese Euclides! — Endlich eigentümlich classische Studien. Naturlehre (natural philosophy) ist nicht vorgeschrieben, sondern Gegenstand des freiwilligen Eifers der Candidaten, wobei Aristoteles erst seit etwa 30 Jahren von Newton verdrängt worden ist. Auf diese Weise erlangt der Student nach Verlauf von 16 Termin von seiner Immatriculation gerechnet (welche indessen meist auf 12 reducirt werden), den Grad eines *Baccalaureus artium* (Bachelor of arts), dann nach Verlauf von 12 Termin ohne neues Examen den Grad eines *Magistri artium* (Master of arts), womit er in die Zahl der Graduirten eintritt. Beim ersten Theil nach seiner Graduation kann er sich zur Regenz (Regency) melden, welche bekanntlich ursprünglich diejenigen Magister unterschied, die sich dem Lehrfache widmeten. Gegenwärtig gilt dies nur insofern, als die Theologen in der Regel um die Regenz einkommen und als alle Doctoren und alle Professoren als Regenten angesehen werden. Der Grad eines Magisters ist übrigens die unerlässliche, aber auch genügende Vorbereitung für alle andern Grade, deren Erlangung dann noch viel mehr an die Zahl der Termin und die leere Formalität einer Schreibeputation über Gegenstände der respectiven Facultäten geknüpft ist. In der That ist mit der Erlangung der Magisterwürde für die Juristen und Mediciner die akademische Studienzeit geschlossen, und sie gebören zu denen, welche charakteristisch Terminrotter (Terminrotters) genannt werden, da sie bis zu Anfange des Termins auf einige Tage sich einstellen, um sich als gegenwärtig einschreiben zu lassen und den Term nicht zu verlieren. Auf diese Weise erfolgt 23 Termin nach der Regenz das *Baccalaureat der Theologie* (Doctor of Divinity); ebenso 28 Termin nach der Magisterwürde das juristische *Baccalaureat* (B. of civil Law) und 20 Termin später die Doctorwürde; endlich in der medicinischen Facultät das *Baccalaureat* vier Termin nach der Regenz und die Doctorwürde 12 Termin später. Außerdem verleiht die Universität dem Gradus eines *Baccalaureus* und den eines *Doctors der Musik*. Der Candidat muß sich eine Reihe von Jahren mit musikalischen Studien und Übungen beschäftigt haben (nach glaubwürdigen Zeugnissen) und dann eine Symphonie von eigener Composition in dem musikalischen Auditorium aufführen. Auch *honoris causa* werden die verschiedenen Grade vom Magister auswärts ertheilt und *Peregrini*, Söhne von *Peregrinorum* und *Knighten* erhalten alle Grade ohne Examen und sind auch hinsichtlich der Zahl der Termin befreit. Ubrigens halten die englischen Universitäten ihre Grade so hoch, daß sie die von andern Universitäten nicht als voll anerkennen, was zum Theil wegen der mit dem Gradus hier verbundenen Rechte, wofür andern Universitäten kein Äquivalent zu bieten haben, nicht so unbedingt zu theilen sein möchte. In allen wissenschaftlichen Functionen der oben erwähnten Art wird nun die Universität vertreten durch die sogenannte Congregation, worin unter dem

Vorsitze des Vicekanzlers oder der beiden Proctoren alle sogenannte *Magistri regentes* (Regent Masters) Sitz und Stimme haben. Wir wollen uns hier nicht bei dem Unterschiede zwischen *Magistri necessario Regentes* und *Magistri ad placitum Regentes* aufhalten, sondern nur bemerken oder erinnern, daß die Regenz früher die eigentliche *facultatem legendi* bedingte, daß aber auch dies seit längerer Zeit in gar vielen Fällen eine bloße leere Formel ist, indem auch solche Magister, welche vielleicht nie Vorlesungen zu halten oder sonst ein Lehramt zu versehen gedenken, bei der Congregation um die Regenz einkommen, welche nach Stimmenmehrheit ertheilt oder verweigert wird. Man kann also nur mit großer Einschränkung in der Congregation etwa insofern ein Analogon unserer Facultäten finden, als darin das lehrende Element der Universität repräsentirt wäre. Denn obgleich allerdings die Professoren als solche zu den Regenten gerechnet werden, ebenso aber auch die Vorleser der Häuser, wenn sie auch mit dem Lehramte gar nichts zu schaffen haben, und die residirenden Doctoren aller Facultäten, so daß die Congregation doch größtentheils aus Mitgliedern, welche theils nie gelehrt haben, theils wenigstens seit längerer Zeit nicht lehren, besteht. Von einer Trennung der Facultäten ist ohnehin gar nicht die Rede. Dennoch ist sie, wie gesagt, die höchste wissenschaftliche Behörde der Universität. Sie ernannt die Examinatoren und Mod-eratoren für die Prüfungen und Disputationen aus ihrer Mitte, und auch nachdem alle statutenmäßige Bedingungen von dem Candidaten erfüllt sind, ist die Ertheilung des Grades noch als Gnadenfache (grace) von der Entscheidung der Stimmenmehrheit in der Congregation abhängig, wobei aber der Vicekanzler und die beiden Proctoren ein entscheidendes *non placet* haben. Sie ist es auch, welche allein alle Dispensationen in diesen Dingen ertheilen kann, welches freilich in manchen Punkten so häufig geschieht, daß die Ausnahme fast zur Regel geworden ist. Als eine der vielen Eigenthümlichkeiten dieser Zustände verdient bemerkt zu werden, daß die Mitglieder von Newcollege um ihre grace nicht bei der Congregation, sondern bei ihrem College einkommen und von diesem also eigentlich promovirt werden. Nebenamt man nun, welche wichtige Rechte (wie wir gleich näher sehen werden) mit dem Gradus verbunden sind, ja, daß er die unerlässliche Vorbedingung und *conditio sine qua non* für die Erlangung jedes höhern Amtes, jedes Berufes der Universität und der Colleges ist, so ergibt sich von selbst, welche hohe Bedeutung die Congregation in der ganzen Organisation der Universität hat, obgleich sie durchaus keine politische, sondern nur wissenschaftliche Functionen hat.

Nachdem wir nun den Studenten, oder, mit dem Titel der Corporation zu sprechen, den Scholar auf der scholastischen Leiter bis zu dem Gradus geführt haben, der eben dort als Hauptelement der Corporation mit dem Ausdruck *magisters* bezeichnet ist, müssen wir untersuchen, welche Bedeutung nun diese Würde, dieses Element in der Verfassung und Organisation der Universität hat, wobei wir der bloßen Ehrenrechte in Tracht, Prädication u. nicht weiter erwähnen wollen. Jener Gradus nun ist

an und für sich und ausschließlich das Recht der Theilnahme an der Ausübung aller politischen corporativen Rechte der Universität, deren Organ in dieser Hinsicht die sogenannte Convocation ist, worin jeder Magister (regent und nonregent masters) Sitz und Stimme unter dem Vorstehe des Vicekanzlers und der beiden Proctors hat. Doch kann dies Recht nur persönlich, nicht per procuratorem ausgeübt werden, und hört auf, wenn der Magister nicht on the books eines Colleges bleibt. Die Convocation gibt dem Organismus der Corporation seine dem Titel entsprechende Vollständigkeit durch Ernennung des Kanzlers (Chancellor, Masters and Scholars) und der beiden ihm zunächst stehenden Beamten, der Proctors, welche wir schon oben als ehemalige Procuratores der Nationen bezeichneten, deren Rechte eben theils aus das wissenschaftliche Moment, den Gradus, theils aus die Häuser übergegangen sind. Es ist nun zwar dem jüngsten Moment der Häuser (Colleges und Halls) nicht gelungen, das wissenschaftliche so zu verdrängen und zu verschlingen, wie dieses das nationale verdrängt hat, vielmehr wird das wissenschaftliche Moment in der Convocation, dem formellen Mittelpunkt der corporativen Thätigkeit, ausschließlich repräsentiert; aber dennoch haben die Häuser ein entscheidendes Übergewicht in der Leitung aller Angelegenheiten erlangt. Dies ist ersichtlich schon eine Folge der allgemeinen ersten Stellung solcher Mitglieder der Convocation, welche zugleich Fellows oder Vorsteher der Häuser sind. Zweitens aber ist es eine Folge der Beförderung des Wahrscheinlichen der Convocation und des Substitutionsrechts der Gewählten durch die ausschließliche Wahlbarkeit der Vorsteher oder Fellows der Häuser zu den wichtigsten Ämtern der Universität. Hierzu kommt aber endlich drittens noch, daß die Häuser der Häuser auch ganz unabhängig von Wahl oder Substitution neben den Beamten der Universität Sitz und Stimme in derjenigen collegialischen Behörde haben, welche die eigentliche Entscheidung in allen Angelegenheiten der Universität hat, nämlich in der sogenannten Montage oder Wochenversammlung (hebdomadal Meeting). Hier werden nicht bloß die wichtigsten laufenden Angelegenheiten entschieden, sondern auch Alles, was zur Beratung oder Abkündigung an die Convocation gebracht werden muß, wird vorher in der Wochenversammlung beraten und in der hier vorbereiteten Form der Convocation vorgelegt. Bedenkt man nun, welchen statutenmäßigen Einfluß schon dadurch diese Behörde, worin die Häuser entschieden vorherrschen, auf die Verhandlungen und Beschlüsse der Convocation haben, bedenkt man, daß in allen Abkündigungen in der Congregation und Convocation, welche nicht Wahlen betreffen, der Vicekanzler oder die beiden Proctors ein entscheidendes Veto haben; bedenkt man endlich die mehr factische, schwer zu definierende und im Einzelnen nachzuweisende, aber doch immer mehr oder weniger vorhandene Abhängigkeit einer großen Anzahl von stimmfähigen Magistern von den Häusern, deren nichtstimmfähige Mitglieder sie sind, deren stimmungsmäßige Mitglieder sie aber einmal zu werden wünschen, oder deren Wunsch sie aus andere Weise gelegentlich in Anspruch zu nehmen haben — bedenkt man

endlich, daß gerade diese Potenzen, sowie die Fellows selbst, welche freilich nicht als solche, sondern nur als Graduirte Sitz und Stimme haben, gewöhnlich die Mehrzahl der jedesmaligen Versammlungen oder sonst anwesenden, also stimmenden Mitglieder der Convocation ausmachen — erwidert man Alles dies, so wird man leicht begreifen, daß und warum das Regime der Universität factisch ganz in den Händen der Häuser und ihrer Vorsteher ist. Doch fehlt es nicht ganz an Correctionen gegen etwaige Mißbräuche, oder vielmehr es fehlt dem Geiste der ganzen Corporation, deren öffentliche Meinung nicht an Willen sich geltend zu machen, wenn jene Oligarchie sich in zu großen Widerspruch mit derselben setzt, obgleich obnein ein solches Widerwärtiges an und für sich nicht oft vorkommen und noch weniger lange dauern kann, da jene Oligarchie keine erbliche ist, sondern aus legend eine Weise doch immer aus der Masse der Corporation ergrünt und erhebt wird. Tritt aber ein solches Widerverhältnis wirklich sehr entschieden in Beziehung auf wichtige Punkte ein, so wird die Wochenversammlung und deren Anhänger doch die Stimmung der weniger abhängigen Mitglieder der Convocation um so mehr berücksichtigen, oder ihr um so weniger unbedingt widerstehen können, als deren Zahl in solchen Fällen leicht durch solche graduirte members on the books vermehrt wird, welche in keiner andern Verbindung mit der alma mater mehr stehen, weiter von ihr, noch von den Häusern etwas verlangen oder erwarten und nur zu einer solchen Ausübung ihres Rechts sich einfinden. Dies geschieht z. B. bei den Wahlen der podamtariischen Repräsentanten. Solche Versammlungen können dann stürmisch genug werden, und obgleich der Präsident das Recht hat, den Gebrauch der Muttersprachen bei den Verhandlungen nicht zu gestatten, so weiß sich doch die aufgeregte Stimmung entweder statutenwidrig in gutem Englisch, oder statutenmäßig in weniger gutem Latein hinreichend auszusprechen. Doch dies sind, wie gesagt, seltene Ausnahmen. — Wir haben die Hauptzüge in dem Organismus der Universität bezeichnet und müssen nun noch auf einige weitere Gliederungen eingehen. Und zwar ist hier zunächst hinsichtlich der erwähnten höchsten Behörden das eigenenthümliche System der Substitution zu bemerken, wodurch die Zahl der höchsten Beamten sehr vermehrt und zum Theil ihre Stellung sehr modificirt wird. So ist zwar der Kanzler ursprünglich und formell das Haupt der Universität, in der That aber ist das Kanzleiarat gegenwärtig ein bloßes Ehrenamt. Die Convocation wählt dazu auf Lebenszeit immer einen der angesehensten und einflussreichsten (jedenfalls graduirten oder zu graduierenden) Männer des Landes, von denen keiner ist, der die Wahl nicht als eine große Ehre ansieht. Gegenwärtig ist der Herzog von Wellington Kanzler und sein Vorgänger war Lord Grenville. Die Anwesenheit des Kanzlers wird nur bei seiner Einführung, oder bei sehr feierlichen Gelegenheiten, z. B. königlichen Besuchen, seine unmittelbare und wirkliche Theilnahme an den Geschäften gar nicht erfordert. Dagegen wird biregimental von ihm erwartet, daß er seinen Einfluß bei Hofe, im Parlament und sonst, wenn es Noth thut, zu Gunsten der Universität verwende. Auch der for-

weil dem Kanzler zunächst stehende Beamte, der High Steward, bekleidet gegenwärtig ein bloßes Ehrenamt unter ähnlichen Bedingungen und Verhältnissen wie der Kanzler, von dem er ernannt, oder vielmehr der Convocation zur Bestätigung vorgeschlagen wird. Gegenwärtig bekleidet der ehemalige Vorkanzler von England, Lord Eldon, diese Würde. Alle eigentliche Geschäfte des Kanzlers versteht der Vicekanzler, welcher ebenfalls von dem Kanzler ernannt und von der Convocation bestätigt wird. Das Amt soll jährlich wechseln, wird aber in der Regel nur alle vier Jahre erneuert. Der Vicekanzler hat die Leitung der eigentlichen Universitätsangelegenheiten als Präsident der Wochenversammlung, der Convocation und Congregation, welche er allein zu berufen berechtigt ist. Er übt ferner die Universitätsgerichtsbarkeit aus, welche sich auf alle Sachen ohne Ausnahme ausdehnt, bei denen Universitätsverwandte oder Schulerwandte theilhaftig sind, in welchem Theile des Reichs es auch vorfallen mögen; wenigstens steht es ihm frei, sie vor sein Gericht zu ziehen (to challenge). Er hat ferner die Polizei nicht nur über alle Universitätsverwandte (außerhalb der Collegien), sondern auch ein großer Theil der städtischen Polizei hinsichtlich der Märkte, Schenken, Hofes und Gewichs, Straßenreinigung etc. in seiner Hand, und es findet von Seiten der städtischen Behörde nur eine untergeordnete Mitwirkung statt, wobei die Rechte der Universität wohl verwahrt sind. Aber auch über das Verhältniß der Stadt erstreckt sich seine Autorität, indem er immer einer der Friedensrichter für die beiden Grafschaften Oxford und Berks ist. Die Ehrenrechte des Vicekanzlers sind seiner hohen Stellung vollkommen angemessen. In allen diesen wichtigen Functionen ist er unmittelbar nur der Convocation verantwortlich, welche seine Nichtwiederbestätigung am Ende des Jahres, oder wol gar seine Suspension oder Ablegung verfügen kann, jedoch natürlich nicht ohne Mitwirkung des Kanzlers, wie denn überhaupt aus dem oben §. B. über das Verhältniß der Wochenversammlung zur Convocation Sagen schon hinreichend zu erhellen, wie viel dazu gehören würde. Ein Zwispalt zwischen dem Kanzler und dieser Würde ist aber um so weniger denkbar, da er in der Ausübung aller seiner Functionen durch deren Mitglieder, zumal insofern sie auch sonst seine Amtse Gehilfen oder Untergebenen sind, so wirksam controlirt wird, daß ganz von selbst eine gemeinsame Verantwortlichkeit eintreten muß. Zu seinen Gehilfen gehören zunächst seine vier Substituten oder Provicanzler, die er aus der Zahl der Vorsteher der Collegien ernannt und die nebst einem rechtskundigen Beisitzer ihm zumal in seinen richterlichen Functionen zur Hand geben. Dahin gehören (wie schon bemerkt) ferner die beiden Proctors, die von der Convocation aus der Zahl der Fellows der beiden Collegien, welche nach einem gewissen Turnus die Rechte trifft, auf zwei Jahre erwählt werden. Sie müssen vierjährige Magister sein (masters of four years standing). Das Amt des Proctors ist Handhabung der Statutenmäßigen Disciplin und Polizei außerhalb der Collegien und Halls mit sehr ausgedehnter Gewalt. Jeder von ihnen ernannt sich zwei und nach Umständen vier Gehilfen (Pro-

fectors), und sie werden zumal hinsichtlich der Marktpolizei von vier sogenannten clerks of the market unterstützt, welche ebenfalls von der Convocation aus der Zahl der Magister gewählt werden. Nicht nur die bisher genannten höhern Beamten der Universität, sondern auch alle andere werden von der Convocation gewählt; dahin gehören die Professoren (wovon folgende mehr), der öffentliche Redner (public orator), welcher im Auftrage der Convocation und Namen der Universität alle feierlichen Anreden, sowohl schriftlich als mündlich in Prosa und Versen, natürlich meist lateinisch zu verfertigen und zu halten hat; ferner der Bodley'sche Bibliothekar, der Radcliffe'sche Bibliothekar, der Aufseher des Ashmole'schen Museums, der Archivar, der Registrator, alle diese werden zu den höhern Beamten gerechnet, müssen Graduirte sein und sind fast immer Fellows eines Colleges. Auch die untergeordneten Beamten, z. B. vier Herbedelle (Esquire Bedels), und vier Unterbedelle (Yeoman Bedels), der Antemann (Hailiff), dem besonders die Aufsicht über die Gebäude zukommt, der Aufseher der Auditorien (clerk of the schools) etc. werden größtentheils von der Convocation gewählt. Ebenso werden auch die Patronatsrechte der Universität bei Befetzung mehr Pfründen von der Convocation ausgeübt. Über die sonstigen Functionen dieser Versammlungen brauchen wir nichts Näheres anzuführen, da sie sich im Allgemeinen aus dem bisher Gesagten, aus ihrer ganzen Stellung gleichsam als gesetzgebende Gewalt der ausübenden des Vicekanzlers und seiner Gehilfen gegenüber ergibt, zumal was die Verwaltung des Vermögens betrifft. Besondere Erwähnung verdient dagegen noch die Stellung der Professoren, welche von der auf unsern Universitäten so durchaus verschiednen ist. Während sie bei uns an der Spitze der Universität aus hinsichtlich der Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Polizei etc. stehen, oder bisher standen, sind sie dort bloß gewählte lebende Beamte, welche als solche gar keinen Antheil an den corporativen Rechten der Universität haben. Aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht lehrte schon ein Blick auf das Verhältniß der Professoren, daß hier nicht von einem den Mitteln, der materiellen und politischen Bedeutung und Entwicklung der Universität irgend entsprechenden, umfassenden und vollständigen, mit Liebe zur Sache und höherer Übersicht aufgestellten und nach Zeit und Umständen entwickelten System akademischer Studien die Rede ist. Die Professuren sind Stellungen, welche zu verschiedenen Zeiten, größtentheils aber im 16. und 17. Jahrhunderte von königlichen Schatzern, theils von Privatleuten mit der Universität vereinigt worden sind. Einige sind auch wol von der Universität aus eigenem Mitteln dotirt worden. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß dieser Entstehungsweise ein mehr oder weniger gefühles Bedürfnis zum Grunde lag; allein theils war dies doch oft mehr zufällig, oder durch individuelle Liebhaberei bedingt; theils entsprach es keineswegs den zunehmenden weltlichen Bedürfnissen der Wissenschaft, und dies um so weniger, da der Eifer, sich durch solche Stellungen verdient zu machen, fast in demselben Maße abnahm, als die wissenschaftliche Entwicklung der europäischen Civilisation zunahm;

folad 3. B. während des in wissenschaftlicher Hinsicht so unermesslich bedeutungsvollen ersten Viertels des 19. Jahrh., nur etwa vier und seit dem Anfange des 18. Jahrh. nur acht bis neun neue Professuren errichtet worden sind. Daß diese Professuren aber überdies in der That größtentheils bloße Sinecuren geworden sind, haben wir schon angedeutet. Die Professuren königlicher Stiftungen sind auch königlicher Ernennung, doch wird (unseres Wissens) dies Recht in der Regel der Universität, d. h. der Convocation, überlassen, welche auch alle andere Professuren durch Wahl nach Stimmenmehrheit besetzt. Die Concurrenz ist fast unbedingt frei, und größere Lückigkeit allein sollte entscheiden. Weder Ausländer, noch Nichtgraduierte oder überhaupt Nichtmitglieder der Universität sind statutenmäßig ausgeschlossen. Freilich hat auch der Professor als solcher keine weitere Rechte in der Universität, sondern erhält diese erst durch den Gradus, sofern ihm derselbe honoris causa oder sonst erteilt wird. An dessen kommen solche Fälle in praxi selten vor und die Wahl fällt in der Regel nicht nur auf Graduierte der Universität, sondern auf Jüngere der Colleges, denen sie nicht bloß wegen der Sinecure, des Gehalts, sondern auch deshalb sehr erwünscht ist, weil das Recht damit verbunden ist, außerhalb des College zu wohnen und sogar zu heiraten. Wie viel Rücksicht dabei auf wissenschaftliche Tüchtigkeit genommen wird, läßt sich denken. Folgendes sind die gegenwärtig bestehenden Professuren nach ihrem akademischen Titel, welcher zum Theil den Stiftern anberuht, und ihrer chronologischen Reihenfolge: 1) Regius Professor of Divinity; 2) R. P. of Civil Law; 3) R. P. of Medicine; 4) R. P. of Hebrew; 5) R. P. of Greek; 6) Margaret P. of Divinity; 7) P. of natural Philosophy; 8) Savilian P. of Geometry; 9) Savilian P. of Astronomy; 10) Comden's P. of ancient History; 11) P. of Musik; 12) Archbishoph Land's; 13) P. of Arabic; 14) Regius P. of Botany; 15) P. of Poetry; 16) Regius P. of modern History and modern Languages; 17) Anglo-Saxon Professor; 18) Vinerian P. of common Law; 19) Lord Liehfield Clinical Professor; 20) Lord Almoners Praelector in Arabic; 21) Aldrichian P. of Medicine; 22) Aldrichian P. of Anatomy; 23) Aldrichian P. of Chemistry; 24) Lee's Lecturer in Anatomy; 25) Reader in Experimental Philosophy; 26) Reader in Mineralogy; 27) Drummond P. of Political economy; 28) Hoden P. of Sanscrit; 29) P. of Geology. — Die Beantwortung der Frage: in wie weit die Universität hinsichtlich ihrer materiellen Hilfsmittel im Stande wäre, ihren Studienplan zu erweitern und zu vervollständigen? hängt natürlich von einer genauen Kenntnis des Vermögenszustandes der Corporation ab, und dies mag uns Gelegenheit geben, hier anzubringen, was wir über diesen Punkt zu sagen wissen und was sich freilich leider auf ein Gekändnis vollkommener Unwissenheit beschränkt, für deren Aufklärung wir obwaltenden Umständen und ohne eine radicale Umwandlung des ganzen jetzigen Geschäftswesens, in der ganzen Verfassung der Universität, auch schwerlich irgendwas zuverlässige Ange-

weisungen zu finden sein dürften, da der corporative Instinct hier so sehr wie irgendwo jede Möglichkeit der Übersicht und Einsicht für Abneigungswerte zu verschleien weiß. Daß die Universität von Grundstücken und Häusern, an Gefällen, an Zinsen angelegter Capitalen, an Gebäuden aller Art, von der Universitätsdruckeri und dem wenigstens mittelbaren Monopol des Druckes anglianischer Bibein und Gebirbücher und eines kalenders Einkünfte hat, welche den auf die bedeutendsten teutschen Universitäten verwendeten Summen nicht viel nachstehen, glauben wir indessen annehmen zu können; aber damit ist noch durchaus keine klarere Ansicht der Sache gegeben, da hinsichtlich der Verwendung dieser Summe der weitere Vergleich gar nicht durchzuführen ist. Die meisten der Punkte, welche bei uns in dem Ausgabebet einer Universität figurieren, Sammlungen, Institute aller Art, Professuren und Beamtensstellen, sind nämlich bei den englischen Universitäten größtentheils mit besondern Einkünften an Grundbesitz oder auf andere Weise dotirt. Die Inhaber der Professuren, deren Dotation zum Theil sehr gering ist, sehen diesen theils bloß als Sinecuren an, deren Ertrag einen Zuschuß zu ihrer sonstigen Einnahme, z. B. als Fellows und dergleichen bilden, oder sie werden durch den Wunsch anderer Beneficien, z. B. Pfründen (besonders akademischer Vergabung) in den Stand gesetzt, trotz des geringen Ertrags der Professur auszukommen. Das Vermögen, die Einnahme der Universität kam in allen jenen Fällen höchstens zu außerordentlichen Zuschüssen, z. B. bei Bauten, Reparaturen, Anschaffungen, in Anspruch genommen werden, und auch, was die letztern, z. B. für die Bibliothek, betrifft, so werden schon durch das Recht an ein Exemplar jedes in England erscheinenden Buchs die Ausgaben sehr ermäßigt. Was die höhern Beamten, den Vicechancellor, die Proctors und deren Substituten betrifft, so sind ihre Stellen nicht besonders dotirt, aber sie sind auf mancherlei bedeutende Gehältern angewiesen, und wenn sie außerdem noch einen bestimmten Gehalt haben mögen, so ist es uns jedenfalls nicht gelungen, darüber irgend etwas Näheres zu erfahren²⁾. Fast noch schwieriger dürfte es sein, eine irgend genauere, oder auch nur ganz ungefähre Angabe über die Vermögensumstände der Colleges oder Halls zu erhalten, und wir müssen uns mit der ziemlich plausiblen Vermuthung begnügen, daß einige von ihnen, z. B. Christchurch, reicher sein mögen, als manche trautliche Universität, deren geistiger Reichthum und wissenschaftliche Thätigkeit denn freilich die zu uns so größtem Ruhme gereichen mag, wenn man sie mit der Endolenz dieser Reichen vergleicht. — Was die Personalstatistik der Universität betrifft, so können wir nach dem, was wir bisher über die verschiedenen Classen der Mitglieder derselben gesagt haben, einige ziemlich allgemeine vertheilte

2) So eben haben wir in Gundersen, Zustand des Stotras u. in Großbritannien (Berlin 1785), eine Angabe, wonach der Ertrag der Einkünfte der Universität Oxford 120,000 £. und jener von Cambridge 60,000 £. mindestens betrage. Aber diese Angabe ist zu allgemein gehalten, als daß sie uns viel helfen könnte, und namentlich ist nicht gesagt, ob die Einkünfte der Colleges mit gerechnet sind.

Irthümer berichtigen. So z. B. wird die Frequenz von Oxford noch in ganz neuen statistischen Werken auf 5000 und mehr angegeben; allein dies kann sich bloß auf die sogenannten members on the books beziehen, von denen die meisten seit Jahren die Universität verlassen haben. Die Frequenz in unserm Sinne, d. h. die Zahl der Studenten, wozu wir hier die Baccalaree, sogar solche Magister mitrechnen wollen, welche ihren Aufenthalt um der Studien willen verlängern, oder die Examintorats billigerweise anschließen müssen, beträgt gewiß nie mehr als 12 — 1400. Die Zahl der Fellow beträgt gegen 500, von denen aber selten mehr als 300 anwesend sind. In der Convocation stimmen außer diesen selten mehr als etwa 2 — 300, also zusammen gegen 600. Die Zahl der Mitglieder der Congregation steigt selten auf 100.

Es bleibt uns nun noch übrig, das Verhältniß der Universität nach Außen zu betrachten, besonders inwiefern deren ausgeübte corporative Rechte und Selbstständigkeit staatsrechtlich begrenzt, bedingt und ihrem Mißbrauche vorgebeugt wird. Daß die Sache der höchsten Staatsgewalt vermöge ihres allgemeinen Aufsichtrechts ist, bedarf theoretisch aus keiner weitem Nachweisung, nur daß die praktische Anwendung dieses Rechts, wie sich leicht denken läßt, in England mancherlei Schwierigkeiten, wie noch kürzlich die Verhandlungen hinsichtlich der städtischen Corporationen bewiesen haben, von denen mehrte sich der Visitation durch eine parlamentarische Commission unter dem großen Siegel graben widerstehen, ohne daß gerichtlich gegen sie etwas geschehen wäre, indem man viel mehr diese Knoten mit dem Schwerte der neuen Verfassung zerhacken hat, welches einem Staatsrechtlich ähnlicher ist, als grade zu wünschen war. Jedenfalls dürfte es schwer sein, dem eigentlichen Visitationsrecht eine andere als streng conservative Bedeutung zu geben. Hier dürfte überdies noch eine, wenigstens theoretisch nicht ganz leicht zu beantwortende Frage zu beachten sein. Ob nämlich das Recht der Bewaffnung, der Visitation in Beziehung auf die Universitäten einseitig als Privilegium der Krone, oder ob es nur unter Mitwirkung des Parlaments ausgedrückt werden kann? Früher ist zwar der erste Fall mehrmals eingetreten, aber die Entwicklung der britischen Verfassung seit den Zeiten Heinrich's VIII. und Elisabeth's dürfte schwerlich eine solche Anwendung jener Precedents veranlassen, und wenn auch noch weniger das einseitige Einschreiten des Parlaments in der nächstfolgenden Epoche der bürgerlichen Unruhen als Norm gelten kann, so wird wohl ein gemeinsames Verfahren, wozu es auch nicht an Precedents fehlt, ohne Anregung bedeutender Fragen in diesem Augenblicke keine Schwierigkeit haben, und wahrschijnlijk binnen kurzem stattfinden. Eine anerkannte und bestimmte, obgleich seit langer Zeit nicht ausgeübte Control steht dem Könige insofern zu, als die Beschlüsse der Convocation seiner Sanction bedürfen, sobald es sich um Aufhebung oder Abänderung solcher Statuten handelt, welche früher von der königlichen Gewalt ausgegangen sind, wozu allerdings die meisten und wichtigsten gehören. Weniger klar erscheint die Bedeutung der sogenannten

Kings Letters, welchen zwar im Allgemeinen eine statutenmäßige Kraft beilegt wird, jedoch ohne Zweifel mit Vorbehalt erorbener Rechte und insofern der Anerkennung durch die Convocation. Daß die Universität zwei Repräsentanten ins Parlament schickt, welche von der Convocation gewählt werden, ist bekannt genug; inwiefern aber darin eine vermehrte Bürgschaft für die Verwahrung ihrer corporativen Selbstständigkeit liegen mag, ist schwer zu sagen. Die sicherste Bürgschaft in dieser Hinsicht möchte freilich in einem solchen Gebrauche der mit dieser Selbstständigkeit verbundenen Rechte liegen; aber eben darin liegt auch die Schwierigkeit, und es entsteht die Frage: ob nicht sehr wesentlicher Mißbrauch dieser Rechte, oder Vernachlässigung der damit verbundenen allgemeinen oder besonderen, bestimmt ausgesprochenen und anerkannten oder sich von selbst verstehenden und um so unabweislichen Pflichten schon seit so langer Zeit stattgefunden haben, daß theils eine Abhilfe derselben ohne außerordentlichen Einschreiten von Außen an und für sich nicht mehr möglich wäre, theils aber der öffentlichen Meinung nicht mehr genügen würde? Daß aber die letzte Entscheidung hier zunächst factisch von der öffentlichen Meinung abhängt, dürfte ebenso wenig in Abrede zu stellen sein, als daß sie sich durch ihre verfassungsmäßigen Organe über kurz oder lang auch eine gesetzliche Stellung zu verschaffen wissen wird.

Die Beantwortung der oben gestellten Frage führt uns nun von selbst auf den Abtheil unserer Aufgabe, den wir zunächst zu lösen haben, nämlich auf die Untersuchung der eigentlichen praktischen Resultate der Einrichtungen und Hilfsmittel, welche wir bisher geschildert haben. Es kommt darauf an zu wissen, was die Universität zu leisten verpflichtet ist, was sie leisten will, was sie wirklich leistet, was vernünftiger, rechtmäßiger und klüger Weise von ihr gefordert werden kann, was von ihr von vielen Seiten gefordert wird und inwiefern sie diese Forderungen zu erfüllen befähigt, verpflichtet und berechtigt ist. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß diese Punkte nicht erörtert werden können ohne gelegentliche Beziehung auf den gegenwärtigen Stand und die Bedürfnisse der nationalen Bildung in England sowohl in wissenschaftlicher als auch in politischer Hinsicht, denn die englischen Universitäten haben nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch eine sehr entscheidende, ja vorherrschende politische Bedeutung, deren gegenseitiges Verhältniß bei einer solchen Untersuchung ganz besonders in Betracht kommt. Ja wir könnten das Hauptresultat derselben schon jetzt in der Bemerkung zusammenfassen, daß die gegenwärtige bedeutende Lage der englischen Universitäten wesentlich daher rührt, daß sie ihre geistige, wissenschaftliche Bedeutung, ihre daraus entstehenden Pflichten neben ihrer politischen und materiellen Bedeutung so lange verkannt und vernachlässigt haben, daß nun auch diese letztere im höchsten Grade gefährdet ist, eben weil sie der Natur der Sache nach wesentlich von jener bedingt wird.

Betrachten wir nun zunächst die Frage, welches die wissenschaftlichen und politischen Pflichten sind, deren Erfüllung der Universität obliegen und inwiefern sie dieselben erfüllt. Hier müssen wir uns nun wohl bequemen, zunächst

zu dem untergeordneten beschränkten Standpunkte herabzujulieren, auf den manche unverständliche Vertheidiger der Universitäten gelegentlich mehr oder weniger geriat, scheinen sich zu stellen, auf den beschränkten juristischen Standpunkt, der auch hier keine andere Pflöden anerkennt, als die durchschlägig statutenmäßig übernommenen und gerichtlich nachzuweisen. Aber auch wenn dieser Reflexol entscheiden sollte, könnten die Universitäten den Vorwurf zollreicher und großer Pflichtverletzung keineswegs von sich abweisen; denn es ist eine offenkundige, von keiner Seite in Abrede gestellte Thatfache, daß eine große Zahl von statutenmäßigen Bestimmungen, sowohl hinsichtlich der Studien, als noch mehr hinsichtlich der Disziplin der Universitäten entweder sehr nachlässig und bloß formell beobachtet werden, oder ganz aus dem Gebrauche und Andenken verschwunden sind, oder gradezu nur noch durch ihre fortwährende Uebertretung im Andenken erhalten werden. Diese Thatfachen sind so notorisch, daß sogar die unerschrockensten Freunde der Universität, wie gesaht, nur gelegentlich und mit Vorbehalt und großen Einschränkungen es wagen können, auf eine Visitation im beschränkten strengsten conservativen Sinne zu provociren, indem eine solche ohne allen Zweifel sowohl in der Universität selbst als in den meisten Colleges Ursache genug finden würde zu Strafen und Reformen, welche einer Ausheilung faß gleichkommen würden. Doch wir können diese ganze Seite der Sache um so eher hiermit fallen lassen, da die unendlich große Mehrzahl der Freunde sowohl als der Feinde der Universitäten sie von ganz andern Gesichtspunkten aus betrachten. Jeder Theile stimmt darin überein, daß jene Statuten größtentheils den spätern und zumal den gegenwärtigen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen; aber mit diesem allgemeinen vagen Zugeständnisse hört freilich die Uebereinstimmung auf. Die Vertheidiger der Universitäten behaupten nämlich — ohne manche Unvollkommenheiten als mit jeder menschlichen Einrichtung unabweislich verbunden ganz zu leugnen — daß eben dasjenige, was von den frühern Bestimmungen sich nicht mehr ohne Nachtheil sonderbar gezeigt habe, von Seiten der Universität mit loblicher Weisheit und Umsicht stillschweigend und allmählig beseitigt worden sei, ohne etwas Wesentliches oder Wichtiges zu verlieren oder zu gefährden, und daß eben dieser letzten wichtigen Rücksicht wegen jene Vertheiligung größtentheils ohne förmliche Verhandlungen und Beschlüsse beschafft worden, bei welchen die heiklichen Grenzen der Reformen sowohl theoretisch als praktisch sehr schwer zu finden und zu halten seien. Auf diese Weise ist es gelungen, Jahrhunderte lang die Universitäten in den Stand zu setzen, in ihren wissenschaftlichen und sittlichen Functionen den Bedürfnissen und Anforderungen der Zeiten zu genügen, ohne ihre Organisation und ihre Selbstständigkeit zu gefährden, und im selben Geist, auf dieselbe Weise werden sie im Stande sein, den billigen Anforderungen und wirklichen Bedürfnissen der neuesten Zeit über kurz aber lang zu genügen. Was aber die Eingriffsbedeutung der Zeit und der Mittel betrifft, wann und wie diese Aufgabe gelöst werden kann und soll, so können darüber vernünftiger und reger-

licher Weise nur sie selbst entscheiden, nicht aber diejenigen, welche nicht Mitglieder der Universitäten sind, und mit deren Angelegenheiten, zumal mit deren Organisation und Hilfsmitteln, nur sehr oberflächlich bekannt sind, und bei deren Angriffen ohnehin größtentheils nicht Mitleid des Gemeinwohls, als vernünftigen reines Interesse für die Wissenschaften, sondern vielmehr selbstsüchtige Zwecke und politische Parteinteressen im Spiele sind. Daß auch die Universitäten zugleich als Organe eines politischen Vorteils erscheinen, kann ihnen um so weniger zum Vorwurfe gereichen, da sie darin nicht bloß von den allgemeinen Rechten Gebrauch machen, die jedem Individuum, wie jeder moralischen Person, jedem politischen Element in einem freien Lande zustehen, sondern auch bestimmte Bestimmungen und statutenmäßige Pflichten erfüllen, wodurch sie zur Vertheidigung der anglikanischen Kirche verbunden und berufen sind, deren Antikipation und Sturz das letzte Dmüthe oder unbedachte, aufgesprochene oder verheißene Ziel aller der Angriffe ist, welche sich zunächst gegen die Universitäten gewendet haben, eben weil sie deren Bedeutung als Bollwerke der Kirche erkannt haben, und es ist überdies und unbillig zu verlangen, daß wir selbst ihnen diese ohne Widerstand überlassen. Sollen aber die politischen verfassungsmäßigen Rechte, soll die ganze hochwichtige Stellung der Kirche preisgegeben und allgemeinen politisch-protestantischen Aderrien oder bloß faciliösen Bedenken und Klanschen aufgegeben werden, deren Abhilfe (sofern sie überhaupt möglich) auf anderem Wege erfolgen kann und muß, so ist damit die Bahn kulturverderblicher gewaltthätiger Umnächtigungen betreten, deren Ende ein Abgrund ist, der alle religiösen, politischen und sozialen Elemente des christlich-monarchischen Englands verschlingen wird. — Daß in solchen und ähnlichen Äußerungen viel Wahres und Bedenkenswerthes liegt, wird kein irgend Unbefangener und Sachkundiger leugnen. In der That dürfte es bloß zwei irgend erhebliche Entgegnungen darauf geben, indem man nämlich die Prämissen hinsichtlich dessen, was die Universitäten bisher in wissenschaftlicher und sittlicher Hinsicht geleistet haben und noch einmündig von Augen zu sehen im Stande sein sollen, widerlegt, oder indem man die letzte Schlussfolger, welche sich auf die Bedeutung und Nothwendigkeit der bisherigen Staatskirche und der damit verbundenen Aristokratie zur Erhaltung des christlich-monarchischen Staats, oder endlich gar der Erhaltung dieses letztern zum Wohle der Nation oder der Menschheit überhaupt in Abrede stellt. Was die letzte Angriffswelle betrifft, so brauchen wir uns hier auf eine andere Untersuchung der Gründe zu verlassen, von denen sie ausgeht, oder auf die sie zunächst führt, um so weniger einzufahren, da eine offene Anerkennung derselben in ihrer ganzen Ausdehnung und Bedeutung hierbei nur sehr selten aus von Seiten derer zu erwarten gewesen ist, welche mit mehr Schamhaft und Bescheidenheit in diesem Sinne handeln, als bei der großen Mehrzahl der Vertheiligten vorausgesetzt werden kann. Wenn wir uns daher auch vorbehalten, uns gelegentlich wieder auf diese Seite der Sache zu beziehen, so müssen wir doch hier zunächst und vorzüglich die andere Seite festhalten und beleuchten, um so mehr, da von allen Sei-

den durch Vermittlung des Wissenschaftlich-Ethischen und der politischen Bedeutung der Universitäten eine klare Ansicht über dieselben erwacht wird. Ist aber nun die Frage: ob wirklich die Universitäten seit etwa 150 Jahren ihren Beruf hinsichtlich ihrer Einwirkung auf die höhere wissenschaftliche und sittliche Bildung der Nation erkannt und erfüllt haben, und ob sie in dieser Hinsicht ein wesentlicher Vorwurf treffe, ob sie die unausbleibliche Strafe ihrer schweren Schuld zu fürchten haben: so können wir nicht umhin, diese Frage bejahend und zum Nachtheile der Universitäten zu beantworten, und es wird auch nicht schwer werden, unsere Ansicht aus den Thatfachen der vorliegenden Leistungen der Universitäten zu erweisen, wobei wir indessen schon hier ausdrücklich bemerken, daß unsere Darstellung derselben sich hauptsächlich auf das bezieht, was sie bis vor etwa zehn Jahren waren, und daß wir im Allgemeinen zugeben, daß sehr Vieles besser geworden ist. Aber daß noch bei weitem nicht genug geschehen sei, ist ebensoviele, als es schwer ist, im Einzelnen genau anzugeben, wie viel und was eigentlich wirklich besser geworden ist. Denn mit einigen neuen Statuten, wodurch z. B. naturwissenschaftliche (natural philosophy) Studien und Prüfungen erlaubt worden und mit der Ersetzung zweier Professuren (der Geologie und Staatswissenschaft) ist es noch nicht gethan, sondern es kommt darauf an, ob und inwieweit von solchen Erweiterungen des Gebietes der akademischen Studien wirklich von Lehrenden und Lernenden Gebrauch gemacht wird. Darüber aber haben wir keineswegs hinreichend sichere Nachrichten. Was aber in dieser Hinsicht geschehen sein mag, brauchen wir hier um so weniger ausdrücklich zu berücksichtigen, da jedenfalls die gegenwärtigen Bedingnisse der Universitäten eine unvermeidliche und wohlbediente Frucht des ganzen Zustandes ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit war, wie er bis vor etwa zehn Jahren notorisch vorlag und wir ihn hier darstellen müssen. Bei der Beantwortung jener Frage dürfen wir indessen nicht bloß nach ganz allgemeinen Anschauungen entscheiden, sondern die positiven Rechte und Pflichten der Universitäten kommen allerdings sehr in Betracht, ob sie gleich nicht allein entscheiden. Jedenfalls kann hier nicht der Nachsatz der Stiftungsbriefe und Statuten entscheiden, sondern wir müssen auf den Geist derselben zurückgehen. Und hier kann nun nicht der seltsame Zweifel obwalten, daß der bei der Begründung, oder wenn man will Entstehung der englischen, wie aller andern Universitäten, sowie bei den spätern zahlreichen Stiftungen, wodurch sie ihre gegenwärtige Ausbildung und Organisation erlangt haben, waltende Geist und Wille sie zu Organen der höchsten, weitestgehenden wissenschaftlichen und einer entsprechenden sittlichen Bildung der Nation bestimmte und daß dieser Geist sich jedesmal auf eine den Ansichten, den Bedürfnissen und Hilfsmitteln der Zeit, in welcher er grade wirkte, angemessene Weise in von dieser Zeit bedingten Formen und Worten ausdrückte. Daraus folgt nun aber unabwiderlich die Pflicht, der Beruf der Universitäten, auch im 18. und 19. Jahrhundert ganz der höchsten wissenschaftlichen Bildung im weitesten

Sinne und nach allen Richtungen zu sein, und daß sie diesen Beruf keinesweges erkannt und erfüllt haben, liegt am Tage und geht sogar aus ihrer eigenen Anerkennung zum Abfall hervor. Daß jene allgemeinste Formulierung des Willens der Stifter der Universitäten und der Colleges noch eine wesentliche andere Bestimmung enthielt, wonach jene wissenschaftliche und sittliche Wirkksamkeit des Geistes und den jebrämaligen Formen der herrschenden Staatskirche entsprechen sollte, darf zwar nicht übersehen werden, kann aber ebenso wenig als Grund oder Richtferrigung für jene Nichterfüllung angeführt werden, so lange nicht bewiesen ist, daß der Geist aber auch nur die Formen dieser Kirche keine weitere, kräftigere und weitestgehendere Ausdehnung jener berufsmäßigen Thätigkeit gestattete, als sie wirklich erhalten hat. Dieser Beweis ist aber bisher noch von keiner Seite geführt worden und nicht so leicht zu führen, als manche Gegner jener Kirche wähnen. Vielmehr ist kein Zweifel, daß so weit die Kirche wirklich lähmend auf die Thätigkeit der Universitäten eingewirkt hat, dies als eine Folge, als ein Symptom ihres eigenen Verfalls gelten kann — eines Verfalls, der in sehr hohem Grade wieder seine Ursache in ihrer Erkennung und Entartung der Universitäten hat. Wie dem aber auch sei, so steht fest, daß die Universitäten ihren stiftungsmäßigen Beruf, sobald man ihn nicht nach dem toten Buchstaben, sondern nach dem Geist und Willen auffaßt und sobald nicht bloß von den Privatuniversitäten oder der stiftungsmäßigen Wirkksamkeit einiger weniger Mitglieder die Rede ist, sondern von akademischen Studien, wesentlich ja abschätzbarer und ringsumhernehmender so vintangelegt haben, daß sie wenigstens seit anderthalb Jahrhunderten nicht nur die meisten Zwänge wissenschaftlicher Bildung, welche alle in ihnen ihre höchste Blüthe und reifsten Früchte treiben sollten, völlig vernachlässigten, sondern auch in den Zweigen, denen sie ganz wirklich eine ausschließliche oder vorzugsweise Pflege gewidmet haben, im Ganzen nur sehr dürftige, sporadische und den wissenschaftlichen Anforderungen der Zeit keinesweges entsprechende Resultate liefern. Daß eigentliche Facultätswissenschaften, daß besonders die juristischen und medizinischen Wissenschaften in ihrer weitestgehenden Bedeutung, ihren mannichfachen Verzweigungen und steigender Entwicklung den englischen Universitäten bis auf einige letzte, formelle Disputationen zur Erlangung des Grades, welche sich um veraltete Axiome drehen, völlig fremd sind, ist eine allseitig und unbedingt zugestandene Thatsache, und es fällt Niemandem auch nur ein, an einen Mann, der nur akademische Studien in diesen Fächern aufzuweisen hat, irgend einen der Ansprüche zu machen, welche man mit dem Begriff eines Rechtsgelbes, eines Arztes, Chirurgen, Geometers, Physikers zu verbinden pflegt. Jedermann weiß, daß von den Universitäten in dieser Hinsicht nur der Oberflächel, der Gradus, zu erwarten ist, daß man sich hinsichtlich der Erwerbung der Kenntnisse und Fertigkeiten anderwärts umhauen muß. Dasselbe gilt unendlich in ebenso hohem Grade von den theologischen Wissenschaften, so sehr man gereigt und berechtigt sein möchte, von Anstalten, deren ursprünglicher Charakter ein kirchlicher ist, welche auch jetzt noch ihre

ganze Existenz mit der Kirche identifieirt, deren Hülfen und einflussreiche Mitglieder der Kirche im engern Sinne angebören, aus denen alle höhere und niedere Diener und Hülfen der Kirche fast ohne Ausnahme hervorgehen, zu erwarten, daß sie irgend Etwas zur Beförderung theologischer Studien thun. Aber dies ist in der That, so unglaublich es klingt, fast gar nicht oder doch nur in so beschränktem Maße und mit so geringer Energie der Fall, daß nach dem Maßstabe der Entwicklung der wissenschaftlichen Theologie nicht bloß bei uns, sondern in England selbst, hier fast hoffte gilt, was wir oben hinsichtlich der wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung auf dem Gebiete der Jurisprudenz und der Medicin bemerkten. Zum Beweise, daß sich die Sache wirklich so verhalte, wollen wir uns nur auf das Zeugniß eines eifrigen Anhängers und Vertheidigers der Universitäten und der Kirche berufen, welches unter dem Titel: *An Enquiry into the studies and discipline adopted in the two English universities as preparatory to Holy Orders in the established Church etc.* (London 1824) vor uns liegt, und woraus fast vieler nur folgende Stelle hier einen Platz finden möge: „Ich behaupte (heißt es S. 7 fg.) sehr entschieden, obgleich ungen, daß die zu Oxford und Cambridge üblichen Studien ganz unpassend für Theologen sind — — — worin hat in Oxford in den letzten Jahren eine große (!) und vollständige Veränderung stattgefunden. Von einem Candidaten für den ersten Gradus erwartet man jetzt, daß er gewöhnliche theologische Fragen beantworten könne; aber diese Prüfungen geben niemals tief oder ins Einzelne, und es werden dem Studenten der Theologie keine andern Fragen vorgelegt und keine andern Antworten von ihm erwartet, als von jedem andern Studenten (!). Er treibt dieselben Studien, besteht dieselben Prüfungen wie diejenigen, welche für einen andern Stand (profession) oder für gar keinen (!) Stand bestimmt sind.“ Erwägt man die volle Bedeutung dieser Worte in dem Munde eines durchaus wohlwollenden und sachkundigen Zeugen, der nur die handgreiflichsten notorischsten Thatsachen zum Nachtheile der Universitäten und auch diese mit größter Schonung einsetzt, so wird man seinen weiteren Beweis für unsere obige Anlage verlangen, und wir bemerken nur noch, daß derselbe Zeuge ebenso entschieden die stillosen Verhältnisse auf den Universitäten als der Bildung eines Dieners der Kirche völlig unangemessen todte. Sollen wir nun zum Ueberflusse noch hinzusetzen, daß von einer philosophischen Bildung, von Hebräisch, oder auch nur von einem gründlichen und speciellen Studium der Sprache des neuen Testaments fast nie die Rede ist? So bleiben uns und den Universitäten nur noch diejenigen zeitigen wissenschaftlichen Bildung übrig, welche in das weite und vage Gebiet der philosophischen Facultät gehören; und hier sollte man allerdings manchen Äußerungen zufolge, die auch bei uns ihrem Nachfolge gefunden haben, sich auf tüchtige Leistungen gefaßt machen. Die englischen Universitäten (verhaupte ihre Verehrer) dürfen gar nicht nach dem Maßstabe beurtheilt werden, den man an die des festen Landes, jamaal an die deutschen, zu legen gewohnt ist. Es ist

meher ihre Bestimmung, noch ihre Absicht, die Jugend, deren Bildung sie übernehmen, in bestimmten Fach- und Brodwissenschaften zu unterrichten, sondern vielmehr ihnen jene Grundlage allgemeiner wissenschaftlicher Bildung zu geben, welche theils als unentbehrliche Vorbereitung für die fernere specielle Hochbildung, theils als unerlässliche Bedingung der höhern geistlichen Bildung von der größten Wichtigkeit ist. Sie wollen mit einem Worte nicht Fachgelehrte bilden, sondern Gentlemen mit dem ausgestattet, was man in England (mit Beziehung auf den ähnlichen Ausdruck, dessen schon die Alten sich bedienten) eine liberal Education nennt. Für Theologen, Juristen, Mediciner mag und wird also anderweitig gesorgt werden; wie sind ihnen nichts schuldig, und haben und keine Verschämung vorzumerken. Gegen diese Rechtsfertigung und Ansicht läßt sich nun aber erstlich einwenden, daß dies eine ganz wirkliche Verdrängung der Thätigkeit der Universitäten ist, welche (wie wir sahen) ihrer ursprünglichen Stiftung nach eine ebenso vielfältige sein sollte, als die der deutschen Universitäten. Inwiefern für diese Vernachlässigung sich anderweitiger Ersatz findet, werden wir bald sehen; aber wenn es sich bann auch zeigen sollte, daß die Wissenschaften und das Geistesleben, insofern es von deren Entwicklung abhängig ist, allerdings mehr oder weniger auf andern Wegen Befriedigung ihrer Bedürfnisse gefunden haben, und die Nachteile dieser Vernachlässigung für sie nicht so groß sind, als man glauben sollte; so werden wir auch sehen, daß die Universitäten selbst um so mehr an den Folgen derselben zu leiden haben. Aber auch abgesehen davon, und wenn wir uns wirklich auf den Standpunkt stellen, von dem aus die englischen Universitäten beurtheilt sein wollen, so fehlt doch sehr viel, daß auch nur die billigsten Anforderungen, die man heutzutage in England an eine liberal education, an die Bildung eines Gentlemen, eines vier liberalis macht, auf den Universitäten und jamaal in Oxford befriedigt würden. Was zunächst die philosophische Bildung betrifft, so kann natürlich von tiefen speculationen Studien nach den Anforderungen der deutschen, oder auch nur der heutigen französischen Philosophie nicht die Rede sein, da sie überall der nationalen Bildung noch fern sind. Ja nach dem Maßstabe, den diese uns in die Hand gibt, möchte immerhin Aristoteles und der Peripatet, welche in Oxford noch statutmäßig die speculationen Studien (in der Logik, Ethik und Politik) beherrschen und beschränken, nicht nur hinreichend, sondern sogar überflüssig erscheinen; denn in der That fragt man in England ebenso wenig nach den Speculationen des Aristoteles, als nach denen unseres Hegel und Schelling. Schon in dieser Hinsicht also würden wir behaupten können, daß die englischen Universitäten, und besonders Oxford, indem sie dem alten Meister in aller Bequemlichkeit treu geblieben sind, ebenso wenig den praktischen Anforderungen einer liberal education, als denen der speculationen Philosophie des 19. Jahrhunderts entsprechen. Dies ist aber um so entscheidender der Fall, da sie nicht bloß in der Aristotelischen Philosophie etwas Unnützes, oder doch auf ganz unnütze, leere Wege treiben, sondern sie dadurch auch verhinbert werden,

etwas in irgend einer Hinsicht Nützlicheres, Ersprießlicheres auf ersprießliche Weise zu treiben. Halten wir uns innerhalb der Grenzen englische Bildung, so können wir als bekannt genug annehmen, daß durch Bacon, Locke und Newton die sogenannte Erfindungsphilosophie bis auf unsere Tage die ausschließlich herrschende geworden ist. Nun ist aber gar kein Zweifel, daß während der englischen Universitäten in der speculativen Philosophie beim Aristoteles stehen geblieben sind und auch diesen eigentlich nur zu leeren Formelwerken mißbrauchen, sie dennoch oder vielmehr eben deshalb auch das durch Bacon und Locke eröffnete Gebiet der Erfindungsphilosophie im engeren und weiteren Sinne fast ganz vernachlässigen. Wir, als wenn nicht in dem Unterrichte der Autoren für Philosophie, Poetik u. auf Bacon, Locke, Newton, Grotius, sogar Puffendorf und wol gar einige Neuere Rücksicht genommen würde; aber die Universität nimmt in den Übungen und Prüfungen, welche zum Gradus führen und woraus sich die akademische wissenschaftliche Thätigkeit beschränkt, noch weniger Antheil davon als von dem eigentlichen Geiste des Aristoteles, dessen Namen sie allen solchen Neuerungen entgegenstellt. Noch misslicher erscheint die Sache, wenn wir den Begriff und die Anforderungen der Erfindungsphilosophie weiter ausdehnen und unsern Maßstab aus der gegenwärtigen Entwicklung der von Bacon und Locke begründeten vielseitigen wissenschaftlichen Bildung nehmen, wenn wir fragen: Was wird in Oxford aus dem Gebiete der Geschichte, der Statistik, der Staatswirtschaft, der Geographie, der Naturwissenschaften, der Jägerei, der Sprachen, der Literatur geleistet? Oder wir möchte sagen, daß alle diese Dinge mehr oder weniger zu den Requisitionen einer liberal education gehören, daß Bacon und Locke sich heutzutage sehr wundern würden einen Gentleman zu finden, der auf eine solche Anspruch machte und doch von allen diesen Dingen wenig oder nichts wüßte? Wie viel höher aber gerade in England die Anforderungen wenigstens in manchen dieser Zweige gesteigert werden müssen, ergibt sich schon aus der ganzen Bedeutung und Stellung eines englischen Gentleman, für den eine mehr oder weniger ausgeübte Theilnahme an den politischen Angelegenheiten des Landes Recht und Pflicht ist, und dem einmal das Parlament eine Bahn eröffnet, die in den wichtigsten Stellen im Staate führt. In allen diesen Zweigen einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung wird aber notorischer und anerkannter Mangel auf den englischen Universitäten, besonders aber in Oxford, mit Ausnahme der klassischen Studien im engeren Sinne, unendlich wenig geleistet und noch weniger verlangt; so daß es ebenso wenig Jemandem einfällt, als Resultat der akademischen Studien irgend gründliche Kenntnisse in der Geschichte, der Geographie, Statistik, Naturgeschichte, Physik, Jägerei, Kunstgeschichte, neuern Sprachen und Literatur zu verlangen, als es ihm einfällt, einen Zoologen, Juristen, Mediziner oder Pharmacuten dort bilden zu wollen. Alle diese Dinge werden in öffentlichen Vorlesungen gar nicht getrieben, auf alle wird in den Disputationen und Prüfungen fast gar keine Rücksicht genommen. In dem Unterrichte der Autoren aber werden sie

nur zum Theil, nur sehr dürftig und fragmentarisch abgehandelt. Diese Thatfachen sind so notorisch, alle Besucher der Bertheiliger der Universität, die sie mildern oder zu widerlegen, haben so entschieden nur dazu beigetragen, sie and Licht zu ziehen, daß wir der Erbringung weiterer Beweise entbehren sein müssen. Daß in den letzten sechs, oder vielleicht zehn Jahren in dieser Hinsicht in Oxford einiges besser geworden ist, daß es in Cambridge immer und auch jetzt ein gut Theil besser damit bestellt war, wollen wir nicht leugnen, aber mit allem dem ist noch lange nicht genug gethan — ja, noch lange nicht so viel, als bei uns in den ersten Classen der gelehrten Schulen geleistet, oder doch gefordert wird. Wie weit nun von da bis zu einer würdigen akademischen Behandlung und Pflege dieser Wissenschaften noch ist, bedarf keiner Andeutung. Es bleibt uns nun noch zu unteruchen, was die englischen Universitäten auf dem Gebiete leisten, dessen vorzüglichsten, ja ausschließlichen Aushauß sie sich rühmen, und den sie als reichlichen Ersatz für alle sonstige Versuchsumisse anzusehen pflegen. Zweifelhaft diese Ansicht von dem Werthe der klassischen und mathematischen Studien geändert ist, brauchen wir hier nicht weiter zu unteruchen, da bei uns alle irgend competente Urtheile sich längst dahin vereinigt haben, diese Studien als unentbehrliche Grundlagen und Bedingungen aller höhern und zumal wissenschaftlichen Bildung anzusehen, ohne deshalb zu behaupten, daß sie jede andere Art von Bildung entbehrlich machen, wie man in Oxford bisher zu glauben schien. Wollen wir uns nun aber auch hier auf den Standpunkt schieben lassen, den die Erforderer annehmen für gut finden, und wollten wir auch nicht geradezu, wie wir doch könnten, unsere Anforderungen an die Leistungen auf einem so ausschließlich begünstigten Gebiete in dem Maße steigern, so finden wir doch auch hier nur sehr wenig genügende Resultate. Was zunächst die mathematischen Studien betrifft, so sind gerade diese bekanntlich in Cambridge immer viel eifriger betrieben worden als in Oxford, und diese letztere Universität hat sogar ziemlich ausdrücklich auf den ersten Preis in diesem Punkte mit einiger Affertation von Vermögensschädigung verzichtet. Ohne diesen Unterschied aber besonders hervorzuheben, kann man in Beziehung auf die mathematischen Studien der englischen Universitäten mit Recht behaupten, daß sie zwar den Zwecken allgemeiner Bildung durch Beschäftigung und sonst vollkommen und sogar über die naturgemässigen Euclidischen Grenzen hinaus genügen, ja wol mehr Zeit und Mühe in Anspruch nehmen, als in dieser Hinsicht nöthig und wünschenswerth erscheint. Von höhern wissenschaftlichen oder praktischen Anforderungen nach dem gegenwärtigen Standpunkte der mathematischen Wissenschaften kann aber durchaus nicht die Rede sein, und wenn auch einzelne Lehrer oder Mitglieder der Universitäten ihnen genügen, so hat dies doch keinen Einfluß auf die Studien und noch viel weniger auf die Disputationen und Prüfungen, zumal in Oxford. Was nun die klassischen Studien betrifft, so müssen auch hier von vorn herein solche Ansprüche bestritten werden, welche bei uns an Philologen oder Archäologen vom Fache, nach dem gegenwärtigen

Standpunkte dieser Wissenschaft gemacht werden können. Man denkt ebenso wenig daran, einen Philologen, als einen Theologen, Juristen, Mediciner, Pharmaceuten, Ueberrichter, Naturforscher, Historiker u. in Dordrecht oder Cambridge bilden zu wollen. Ein solcher muß sich dort ausnahmsweise durch selbständige Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel bilden, auf die akademischen Studien das viel keinen Einfluß. Hier kann vielmehr auch aus einer solchen classischen Bildung die Rede sein, wie sie als Grundlage und Theil einer liberal education gefordert werden kann und muß. Aber auch nach diesem Maßstabe entsprechen die wirklichen Leistungen keineswegs den billigen Anforderungen. Denn offenbar wäre man grade von diesem Standpunkte aus berechtigt, zu fordern, daß die historische, archäologische und ästhetische Seite der classischen Studien dem gegenwärtigen Zustande derselben gemäß hervorgehoben würde, wogegen man eher in Beziehung auf die eigentlich philosophische Seite die Ansprüche heruntersinken zu können geneigt wäre. Von allem dem sind aber gerade das Gegentheil halt, wie man schon aus dem vorherigen kann, was wir oben über die Vernachlässigung historischer, geographischer und ästhetischer Studien gesagt haben, und was in Beziehung auf die alte, classische Welt nur einer sehr geringen Wüßtung und Beschränkung bedarf. In dieser Hinsicht wird in Prima eines großen Gymnasiums bei und gewiß ebenso viel, wo nicht mehr geleistet, als von irgend einem Autor eines ordentlichen Collegiums. Außer dem College geschieht aber auch dafür so viel wie nichts. So sind wir denn wieder auf die ewige Frage zurückgeführt: Was in aller Welt treibt man denn eigentlich auf den englischen Universitäten, wenn man aus dies nicht oder nicht eintheil und gehörig treibt? Diese Frage ist nun, nach Befriedigung aller jener Ansprüche leicht zu beantworten. Man liest etwa ein Duzend römische und griechische Autoren in der Weise, daß man sie ziemlich gelaufen und mit Anerkennung und Verständnis der schönen Stellen ins Englische, auch wol einige griechische Autoren ins Lateinische übersezt, auch wol hier und da eine Stelle in Beziehung auf Mythologie, Geschichte, Verfassung, Sitte, Kunst der Alten oberflächlich genug erlesen lernt. An die Erkenntnis und das Verständnis der ganzen Stellung des Autors zu seiner Zeit und von dieser zu der Geschichte im Allgemeinen, an eine Entwicklung des ästhetischen Interesse in Einzelheiten zu einer klaren und umfassenden Ansicht des Schönen überhaupt ist dabei nicht zu denken. Man lernt ferner theils nach dem regelmäßigen Gange der Studien, theils als Extraarbeiten eine hinreichende Menge von Stellen auswendig, um davon eine gewisse Masse von Reminiscenzen durchs Leben mitzunehmen. Man verfertigt endlich so viel lateinische Verse, zum Theil wol zur Strafe, oder auf Veranlassung der Poetik, welche von wohlhabenden Schülern auf solche Dinge gesetzt sind, nicht nur mit Hülfe jener Gedächtnisübungen, daß der Student der bekanntesten Proven Materialien mächtig wird, woraus solche Kunstwerke zumal poetischer Art zusammengelegt zu werden pflegen, sondern auch eine hinreichende Gewandtheit in der Behandlung der gewöhnlichen

grammatischen Formen erlangt, um auch diese Zusammenfügung leicht zu machen. Etwas wir noch hinzu, daß solche, deren künftiger Beruf als Lehrer ihnen die Aufgabe auferlegt, von allen diesen Fertigkeiten eine hinreichende Quantität zu erwerben, um Andern davon mitzutheilen, auch damit noch der etwas mehr versehen werden können, so haben wir wirklich alles das angeordnet, was unser Wissen die englischen Universitäten als Lehrstätten der Wissenschaften, zunächst der classischen, leisten, oder bisher geleistet haben. Wie wenig aber damit, abgesehen von allen höhern Ansprüchen, auch nur diejenige, die befriedigt angesehen werden können, welche man in unserer Zeit an eine liberal education machen kann, liegt am Tage. Was aber endlich die sittliche Bildung betrifft, welche auf den englischen Universitäten herrscht und mehr oder weniger von ihnen ausgeht, so brauchen wir auch hier nur die natürliche Thatsache auszusprechen, daß sie so schlecht ist, wie sie unter einer großen Zahl von Jünglingen oder jungen Männern nur irgend in einem christlichen Lande gefunden werden kann. Wir haben jedenfalls nicht an zu behaupten, daß die Sitten auf unsern Universitäten, so wenig wir sie loben wollen, doch jedenfalls sehr viel besser sind als auf den englischen, und diesem Urtheile wird kaum ein Sachkundiger widersprechen, sofern sein Urtheil nur nach dem Allgemeinen gebildet und unbefangen genug ist, nicht die lautesten, extravagantesten, buntesten Unarten oder Sünden auch schon an und für sich als die schlimmsten anzusehen. Denn was solche mitunter freilich sehr profane Theorien betrifft, so waren sie dem teutschen Universitätsleben allerdings bisher in sehr viel höherm Grade eigen als dem englischen, obgleich sie auch dort keineswegs so selten sind, als man glauben sollte, wenn man die Klagen englischer Prädicate und Petitioner in manchen neuern Reisebeschreibungen über Deutschland hört. Daß die laute, extravaganze Frechheit unseres hieherigen akademischen Lebens mehr und mehr verstimmt, so daß es vielleicht in 20 Jahren nur noch alte Männer geben wird, die davon zu erzählen wissen, ist bekannt genug, nicht zu verwundern, von Vielen beklagt, von Vielen gewünscht, betrieben und bejagt. Wir unser Theil wollen nicht unterfragen, ob das, was bisher an die Stelle der akademischen Freiheit und, wenn man will, Frechheit getreten ist, oder in Zukunft noch treten mag, unbedingt als eine Verbesserung, als ein Fortschritt in der sittlichen Bildung angesehen werden kann; jedenfalls aber sehen wir nicht an zu behaupten, daß die Sünden und Thorheiten der englischen Universitäten, weil sie freilich wenig Eigentümliches, wenig haben, was sie als Sünden und Thorheiten eines beibringen unter ganz eigenthümlichen, nie wiederkehrenden Verhältnissen lebenden Kreises aber Standes bezeichnen — weil es mißlich ganz dieselben Sünden und Thorheiten sind, welche ein freies Lügen und Lebensweisen überaus junger Mann nach Verhältnis seiner Mittel, seines Standes ebenso gut in der großen Stadt und unter den gewöhnlichen gesellschaftlichen und ständischen Verhältnissen begehen könnte — wir behaupten fest, daß alles dies viel verderblicher und tiefer in das sittliche Leben der Jugend eingreift als un-

freie Pausen, Commers, Comitate etc., ja als unsere Vorleser- und Landmannschaften dazu. Wie man die relative Bedeutung dieser Dinge aber auch ansehen mag, so ist doch jedenfalls so viel gewiß, daß das akademische Leben in England jedem jungen Mann alle Versuchungen und die größte Leichtigkeit bietet, nach seinen pecuniären Mitteln und Neigungen zu committirte oder selbst ein the newest kind of ways — um mit Schaffers zu sprechen, und daß eben diese Höhe aller Versuchungen und diese Leichtigkeit, alle Wünsche zu befriedigen, einen um so widerwärtiger Charakter hat, je mehr sie in mancher Hinsicht mit einer gewissen äußeren, formellen Edeleier mit der fast mündlichen Etrenae der Statuten; mit der vorgeschriebenen Menge äußerlicher gottesdienstlicher Handlungen, mit dem geistlichen Stande einer großen Anzahl derer kontrastirt, die als Theilnehmer oder Beobachter oder doch Mitwörter und Zulasser dabei theilhaftig sind, besonders insofern sie zu den Häuptern der Universität oder der Häuser und der Lehren und Aufzügen gehören — je entschuldeter es sich oft zeigt, daß Menschen sucht und Selbstsucht sich hier gewöhnlich Nachsicht gegen Reiche und Vornehme geltend macht. Solche Unterschiede wirken aber in dem Maße schlimmer an, das Gemüth und Gewissen der Betheiligten, als die Lebensart in den Collegien ein fortwährendes näheres Beisammensein bedingt. Auf Einzelheiten können wir uns hier beziehe nicht einlassen; das Gesagte reicht aber schon hin, um auch für den Zustand der religiösen Bildung unter solchen Verhältnissen im Allgemeinen einen Begriff zu geben. Daß die statutenmäßige Pflicht gottesdienstlicher Handlungen innerhalb und außerhalb der Collegien, die auf dessen Beibehaltung gelegten Geld- und andere Strafen — und diese Statuten sind fast die einzigen, welche streng gehalten werden — daß alles dies nicht dazu beiträgt, einen tiefen und lebendigen christlichen Sinn zu wecken, bedarf keines weiten Beweises, und sogar, was das bloße äußerliche Wesen betrifft, kann man behaupten, daß wol kaum irgendwo der Gottesdienst auf leichtsinniger, unanschuldiger Weise gehalten wird als in den Colleges. Alles dies hat aber einen unersparbaren Einfluß auf die nationale Bildung in dem Gegensatz des völligen Indifferentismus und Materialismus der Übergang zu einem gewissen äußerlichen, kirchlichen, orthodoxen Formalismus, der besonders bei den höheren Ständen, als Mitgliedern der christlichen Kirche so sehr allgemein war, und zum Theil noch ist, obgleich sich auch hier die Fortengheine zu regen beginnen.

Nachdem wir eine so wenig erfreuliche Schilderung der wirklichen Leistungen der Universitäten gegeben haben, dürfte es an der Zeit sein, nicht nur die Ursachen dieser Mängel anzugeben, sondern auch, wie es möglich war, daß sie sich so lange erhalten haben, und es und auf welche Weise deren Abhilfe erwartet oder gewünscht werden kann. Was nun zunächst die Mängel der wissenschaftlichen Thätigkeit der Universitäten betrifft, so geht aus dem Gesagten schon zur Genüge hervor, daß sie nicht allein, ja nicht einmal wesentlich und hauptsächlich aus mangelhaften Einrichtungen oder Mitteln zu erklären sind. — Die Zahl

der Gegenstände, für welche in Oxford Lehrer angeführt sind, und die Zahl der Lehrer für manche dieser Gegenstände ist zwar allerdings nach dem Maßstab unserer größten Universitäten keineswegs hinreichend; aber dennoch sind die Resultate ohne allen Vergleich geringer, als man, zumal wenn man 40 — 50 Autoren mit in Anschlag bringt, auch bei jenem Verhältnisse erwarten und fordern könnte, wenn nur Lehrer und Lernende irgend ihre Pflicht täten. Ebenso mögen die statutenmäßigen scholastischen Disputationen immerhin nicht das beste Mittel zur Beförderung einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung auch nur in den Gegenständen, welche sie statutenmäßig betreiben müssen oder dürfen, sein; obgleich wir allerdings der Meinung sind, daß bei uns dergleichen Lösungen, wenn auch natürlich in anderer Form und andern Weise, viel zu sehr vernachlässigt werden, und daß sie, auf die rechte Weise als Antieil zur Selbstthätigkeit behandelt, unentbehrlich und unerlässlich sind. Jedemfalls aber müßten auch jene Übungen, wenn sie nur irgend ernstlich und gewissenhaft betrieben würden, doch viel bedeutendere Resultate geben, als in der That vorliegen. Aber auch hier fehlt es auf allen Seiten an dem Willen, dem Geiste, die vorgeschriebene Pflicht zu erfüllen. Wirklich kann man nicht oft genug wiederholen, und diese Versicherung nicht nöthig genug nehmen, daß Alles, was zu den öffentlichen Lebensfunktionen der Universität gehört, darüber fast nur leere Formeln ist, und eigentlich nur dem Namen nach stattfindet; besonders gilt dies von Doctoren. Die Professoren sind, wie schon gesagt, größtentheils bloße Sinecuren zum Besten der Filiole, und es gibt kaum einen oder den anderen Professor, der es auch nur versuchte, täglich mehr als vier bis acht Stunden wirklich zu lesen, oder der bei solchen formellen Vorfällen der Schools nicht sehr vernünftigt und wenig erfreut sein würde, wißbegieriger Zuhörer vorzufinden. Sein Erscheinen hat keinen andern Zweck, als formell die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er sein Benefizium genießt und der statutenmäßigen Verbindungen für Pflichtverhältnis zu ergeben. Ebenso sind die Disputationen völlig leere Spiegelkatheterien, und auch die Examina erst in neuerer Zeit etwas mehr als Spiegelkatheterien geworden. Wer in einer der Auditorien (Schools) tritt und ein Paar jüngerer und älterer Leute auf den Bänken und respective Kathedern in munterer Unterhaltung oder leidend, oder wol gar schlafend sieht, wird schwer begreifen können, daß dies eine Disputation pro Gradus ist, er müßte denn grade in der ersten Viertel- oder halben Stunde dazu kommen, wo einige triviale Proben in barbarischem Latein zwischen Disputanten, Opponenten und Public gewechselt werden, um dann den Rest der statutenmäßig vorgeschriebenen Zeit auf beliebige Weise zu verbringen. Daß unter solchen Umständen kein Interesse für diese Dinge bei den nicht unmittelbaren Beschäftigten entstehen kann, versteht sich von selbst. Es gehört nicht zum guten Tone, sich bei solchen akademischen Handlungen als Zuhörer einzufinden, wenn nicht besondere Ursachen, persönliche Freundschaft oder Freundschaft etc., dazu kommen; und auch vielen von denjenigen, welche statutenmäßig dabei eine Rolle zu spielen haben, fehlt es

meist nicht an hergebrachten Einschulbungen des regelmäßigen Richterscheitens. Die Statuten zu umgehen, ohne sie geradezu zu verletzen, ist die große Kunst, auf welche bisher in Oxford Alles ankam, und obgleich Dispensationen statt der Statuten in vielen Hauptpunkten fast zur Regel geworden sind, so fehlt es doch auch nicht an bedenklichen Folgen jener Kunst, wobei es mit Eid und Versicherung an Eidesstatt eben nicht sehr genau genommen wird. Dies System ist in so hohem Grade ausgebildet, daß (wie wir schon angedeutet haben), die ganze Studienzeit von der Erlangung des Baccalaureats, oder jedenfalls der Magisterwürde bis zur Doctorpromotion (wo diese beabsichtigt wird) in den meisten Fällen nur dem Namen nach stattfindet, und sich auf viermaliges Ab- und Zureißen des Jahres beschränkt, um sich zum Term als gegenwärtig einschreiben zu lassen, und in der That kann dies bei der ungehörigen Länge der vorgeschriebenen Studienzeit (10—15 Jahre bis zum Doctorat) kaum anders sein, und dies ist ohne Zweifel ein Hauptfehler in den Einrichtungen. So kann also nur die Zeit vor dem Baccalaureat als wirkliche Studienzeit angesehen werden, und hier liegt (wie wir sahen) der Unterricht fast ausschließlich in den Händen der Tutor und ist Privatunterricht nach Gymnasialzuschnitt. Es liegt aber zum Theil in der Natur der Sache, daß die wissenschaftlich wirklich bedeutenden unter den Fellows gerade nicht immer die sind, welche sich dem Privatunterricht widmen, da sie eher Beruf und Ausforderung finden, ihre Zeit schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Aber auch in dem besten und nicht eben häufigen Falle, daß der Tutor nach seiner Art zu den Schülern gehört, so ist doch seine ganze Bildung so entschieden ein Resultat des ganzen Geistes, der die Universität beherrscht, daß an Vielseitigkeit und Ausdehnung derselben nicht zu denken ist, sondern höchstens an eine tüchtige Begründung und praktische Verdringung auf dem Gebiete der classischen und mathematischen und allenfalls der philosophischen Studien, in dem Sinne, wie sie eben als akademische bezeichnet wurden. Und auch hier wird die Lebensfähigkeit nur zu oft durch Rücksichten auf Stand und Reichthum der Schüler gehindert. Nur in dieser Hinsicht und in diesem Sinne also kann man von dem Unterrichte der Tutores erwarten, daß sie den factisch gänzlichen Mangel eigentlicher akademischer öffentlicher Studien ersetzen. Ein Redes kann nicht nur unter den gegenwärtigen Umständen nicht geleistet werden, sondern wird auch nie gefordert, da der nächste Zweck dieser Privatstudien doch die Vorbereitung auf jene formellen öffentlichen Übungen ist, welche zum Gradus führen. Und so wenig sie in der That zu bedeuten haben, so flühen sie doch dem meist sehr jungen Neulinge durch die formelle, kaltenundliche Feierlichkeit und Ausdehnung derselben ein großes Entsetzen ein, zumal die Möglichkeit einer Beschämung und Zurückweisung durch einzelne Beispiele immer wieder dargeboten wird, obgleich sie meist durch zufällige Umstände herbeigeführt wurde, oder in dem geheimen Voten der Congregation ihre Ursachen hatte. Ebe aber dies Entsetzen des Buches (Frankmann) verschwunden, ebe er die Dinge sehen lernt, wie sie

wirklich sind, ist er zu weit in dem betretenen beschränkten Gleise gegangen, um einen selbständigen freien Weg so leicht wählen zu können oder zu mögen. Und hier werden wir von denen, die überhaupt aus irgend einem weiten äußern Grunde noch Werth auf den Gradus legen. Diejenigen, welche entweder diesen gar nicht im Auge haben, oder früh genug über die wahre Art, ihn zu erlangen, gewöhnt sind, oder ihrem Stande nach ohne Prüfung ihn erlangen können und auch ihr künftiges Fortkommen im Staatsdienst, in der Kirche nicht von irgend einer Prüfung abhängig wissen, entbehren in der Regel jedes Antriebes, auch nur das, was die Tutores bieten können und wollen, mit Ernst und Fleiß zu verarbeiten, geschweige denn sich weiter umzusetzen. Als einem Worte, die wirkliche Beobachtung der Statuten hinsichtlich der Studien würde zwar ein nicht zu verachtendes Resultat geben, aber immer nicht ein solches, welches den Anforderungen der Zeit genügen könnte. Die gegenwärtige Nichtbeachtung dieser Statuten macht sogar eines Resultats unmöglich, ohne doch Raum für ein besseres zu lassen, geschweige denn es zu erzeugen oder zu fördern. Ähnliches gilt von den Statuten, welche sich auf akademische und collegialische Disciplin beziehen. Ihre wünschliche Strenge ist gewiß den Bedürfnissen unserer Zeit nicht angemessen; aber streng gehandhabt würden sie eine in mancher Hinsicht tüchtige, wenn auch nicht in jeder Hinsicht zeitgemäße Bucht begründen. An eine solche ist bei der gegenwärtigen partiellen, unredlichen, willkürlichen Carität nicht zu denken, und jede andere Art von Disciplin, zumal auch eine solche, die (wie früher bei uns) durch die akademische Jugend selbst gehandhabt wurde, kann bei diesem ganzen Wesen — wobei j. B. auch die starken Vermögens- und Standesunterschiede, das individuelle Zerpfücken in Betracht kommt — ebenso wenig gedeihen.

Es bleibt uns nun noch ein Anspruch der Universitätsen zu erwägen übrig, der sich noch wenigstens mittelbar auf ihre wissenschaftliche Bedeutung bezieht, wenn auch nicht auf ihre eigentliche Bestimmung als lehrende Corporationen. Man sagt nämlich, daß, abgesehen von dem, was sie in dieser letzten Hinsicht leisten oder nicht leisten, sie schon dadurch einen großen und wohlbegründeten Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung der Nation üben, daß sie einer großen Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer eine unabhängige Erfindung und alle sonstigen Bedingungen und Mittel einer erfolgreichen wissenschaftlichen Thätigkeit sichern. Man behauptet ferner, daß sie den Beruf haben, große literarische und andere wissenschaftliche Unternehmungen und Bestrebungen auf mancherlei Weise entweder durch unmittelbare pecuniäre Unterstützung, oder durch Druck und Verlag zu fördern. Alles das läßt sich ganz gut annehmen, und allerdings könnte auf diese Weise die Bedeutung der Universitäten eine sehr ehrenvolle und wohlthätige sein; in der That aber sieht es auch in dieser Hinsicht sehr düster aus. Niemand wird leugnen, daß Oxford so gut wie Cambridge zu allen Zeiten einige tüchtige, bekannte, zu berühmte und (nach dortigen Maßstäben) auch literarisch thätige Gelehrte, wenigstens in den classischen und mathematischen Wissenschaften, aufweisen konnte; aber

ersichtlich war und ist denn doch die Zahl derselben im Verhältniß zu der Gesamtzahl der dort völlig unabhängig lebenden Gelehrten und im Vergleich mit ähnlichen Verhältnissen bei uns so außerordentlich gering, daß man mit vollem Rechte zweifeln kann, ob diese seltenen Ausnahmen in Folge dieser äußeren Verhältnisse oder nicht vielmehr trotz derselben sich gebildet haben? Oder was möchte das haupt, daß seit 160 Jahren jemals unter den 4—500 Fellows der oxford Colledge mehr denn höchstens zehn Namen zugleich zu finden waren, die einen irgend weitverbreiteten wissenschaftlichen literarischen Ruf auch nur in England besaßen? So viel aber ist gewiß, daß ihnen dieser Ruf in Oxford selbst am allerwenigsten Vortheil oder Auszeichnung gewährt und daß bei den Wahlen zu einer jener 500 Fellowship wissenschaftliche Verdienste den allgeringsten Antheil hatten, und jedenfalls höchstens nach den vielen persönlichen, selbstthätigen oder politischen Interessen berücksichtigt wurden, welche dabei ins Spiel kommen mögen. Dasselbe gilt von allen andern Beneficien und Ämtern, welche die Universität oder die Colleges zu vergeben haben mögen. Was aber anverwandte Unterstutzung wissenschaftlicher Zwecke betrifft, so möchte es nicht leicht sein sehr gewichtige Beispiele der Art aufzuführen, und jedenfalls sind die Verlags- und Druckbedingungen der Universität keinesweges der Art, daß sie einen unbemittelten Gelehrten in Beschäftigung fähigen könnten, sich ihnen zu bedienen. Die Ehre und einige Exemplare des eigenen Werks sind meist das Einzige, was er davon zu hoffen hat; und jene Ehre ist durch nicht wenige der von dort mittelbar oder unmittelbar unter Autorität der alma mater ausgegangenen Werke in neuerer Zeit etwas zweifelhaft geworden und jedenfalls sehr im Preise gesunken. Schließlich darf man nicht vergessen, daß zwar Oxford in mancher Hinsicht reiche wissenschaftliche und literarische Hilfsmittel besitzt, daß aber z. B. den Bibliotheken doch eine gleichmäßige Vollständigkeit der verschiedenen Disciplinen, zumal in ausländischen neuern Sprachen, sehr abgeht, und daß deren Benutzung auf mancherlei Weise und zum Theile statutenmäßig sehr viel mehr erschwert wird, als man dies aus dem festen Lande, zumal bei uns und in Frankfurt, gewohnt ist. Daß eigentliche Studenten (d. h. Nichtgraduirte) von der Benutzung der Universitätsbibliothek ganz ausgeschlossen sind, klingt indessen schlimmer, als es eigentlich ist. Nach dem ganzen Studiengange heißt das in wissenschaftlicher Hinsicht hier so viel, als wenn bei uns etwas von Primarien die Rede wäre, und für diese reichen die Bibliotheken der Colleges vollkommen aus, und wir haben nicht gehört, daß auch diese sehr überlaufen würden. Hier wie überall in diesen Zuständen ist es der rechte Geist, der fehlt, und dessen Mangel alles lähmt, und überall bei den größten materiellen Hilfsmitteln und tüchtigen oder doch einer Verbesserung fähigen Eingeichtungen den Fluch der Unfruchtbarkeit, der Erstarrung verbreitet.

Nach allem bisher Gesagten kann man wol nicht umhin zu fragen, wie es möglich war, daß Institute, welche ihrer eigentlichen Bestimmung so sehr entfremdet sind, sich so lange in einem solchen Zustande der Hauptsachen und sogar

jetzt noch so vielen und heftigen Angriffen trotzen können. Diese Erscheinung führt uns nothwendig auf die Vermuthung, daß neben jenen Mängeln doch irgend eine Art von Compensation stattgefunden habe. Eben als eine solche, zwar nicht von dem höhern und richtigen Standpunkt, aber doch in dem wirklichen praktischen Leben der Nation galt lange genug die politische, materielle Bedeutung der Universitäten im Gegensatz zu ihrer wissenschaftlichen und geistigen. Eben die bequeme, natürliche, vortheilhafte Entwicklung der ersten in scheinbarer Unabhängigkeit von einer kräftigen Pflege und Entwicklung der zweiten, verleitete zu deren Vernachlässigung und Verschleiß, und erzeugte und beförderte jenes geistlose, pedantische, beschränkte, schwerfällige, materialistische und oft heuchlerische Wesen, welches die Universitäten an den Rand des Abgrundes gebracht hat, ohne daß sie in ihrer Sicherheit und Blindheit lange auch nur eine Ahnung von der Gefahr gehabt hätten. Eben dies Wesen macht ihnen nun, da ihnen die Augen nach und nach aufgingen, den Entschluß und die That, welche allein retten können, so unendlich schwer. Um eine klare und vollständige Ansicht von den englischen Universitäten zu haben, muß man nothwendig wissen, was der Ausdruck University interest bedeutet, und um dies zu verstehen, muß man einen Begriff davon haben, welche Rolle überhaupt dieses eigenthümliche Moment des Interest, wofür es uns an ihrem entsprechenden Ausdruck fehlt, in dem ganzen politischen und socialen Leben Englands spielt. Der formell und nominell monarchische, oder bisher wesentlich republicanisch-antifoliarische Charakter des britischen Staatslebens bringt es mit sich, daß darin die relativ leichtern und schwächeren Elemente sich nicht um einen monarchischen Mittelpunkt gruppieren, wie es das eigentlich wirklich monarchische Leben mit sich bringt, sondern daß eine größere oder geringere Anzahl antifoliarischer Kräfte sich durch Anziehung und Auflösung geltend machen und theils auf die relativ abhängigen schwächeren Elemente einwirken, theils sich unter einander gegenseitig bedingen und beschränken. Es bedarf keiner Bemerkung, daß damit die Wirksamkeit des formellen monarchischen Mittelpunkts nicht ganz ausgeschlossen ist; aber der König, der Hof wirkt doch hauptsächlich nur als das verhältnismäßig kräftigste unter den antifoliarischen Elementen, als primus inter pares. Wie sehr die eigentliche verfassungsmäßige Prerogative factisch durch die vereinte Macht der antifoliarischen Elemente im Parlament gelähmt, modificirt, ja annullirt wurde, ist bekannt genug, und die Skizzenbilder, die darin nur insofern eine Andeutung herorgebracht, als sie das demokratische Element an die Stelle des antifoliarischen im Unterhause geschoben hat. Es braucht ferner nur erinnert zu werden, daß jene antifoliarischen Elemente nicht eigentlich Individuen, sondern moralische Personen (Familien, Corporationen) waren, welche in gewissen Individuen repräsentirt erschienen, daß deren Einwirkung auf ihre Umgebungen, auf die Art von Clientel, welche sich um sie gruppirt, zwar gewisse legale, verfassungsmäßige und bestimmte Rechte zum Grunde lagen, daß aber außerdem noch eine Menge schwer zu definirender, individueller,

socialer Momente sich vereinten, um eine solche Art von Patronat zu bilden, und ebenso versteht es sich von selbst, daß in einem solchen Kreise allgemeinere, höhere Verdienste sich höchstens neben und unter solchen Eigenschaften Geltung verschaffen konnten, welche innerhalb des Kreises selbst und zumal bei dessen individuuellem Haupt- und Patron sich nützlich oder angenehm zu machen verstanden. Eben die Kunst nun, welche in einem solchen Kreise erlangt wird, und zum Theil auch die Früchte dieser Kunst werden mit dem Ausdruck interest (court interest, parliamentary interest, city interest, Hereford interest, Russell interest etc.) bezeichnet, der viel mehr umfaßt, als der bekanntere patronage. To make interest war die große Kunst und Aufgabe in dem alten aristokratischen England für jeden, der in irgend einer Weise seinen Weg in Kirche, Staat oder Gesellschaft machen wollte. Zu den aristokratischen Mächten nun, deren interest besonders mit in Betracht kam, gehörten die Universitäten in doppelter Hinsicht. Erstlich nämlich begründete sich dieses university interest auf die zahlreichen Beneficien aller Art, welche theils die Universität selbst, theils die mit ihr verbundenen kleineren Corporationen zu vergeben haben, und wozu wir, im allgemeinen Sinne, ja auch zwei Stellen im Parlament rechnen müssen. Wie bedeutend aber das university interest schon in diesem Sinne ist, geht schon aus der großen Zahl der in allen höheren Kreisen vertheilten members on the books hervor. Zweitens aber, und dieser Punkt ist noch wichtiger, muß man bedenken, daß die Universitäten fortwährend der Mittelpunkt waren, wo sich die weltlichen oder künftigen individuellen Repräsentanten aller aristokratischen Patronate eine Reihe von Jahren hindurch zusammenfanden und zwar umgeben von der großen Mehrzahl derjenigen, welche ihrer ganzen Stellung nach besuhen waren, sich der Güter dieses oder jenes derselben anzuschließen, und doch durch Kleidung, Sitz u. von ihnen geschieden. Und hier müssen wir besonders noch auf den Punkt aufmerksam machen, daß es die Natur der dortigen Aufnahme mit sich brachte, daß größtentheils nur sehr reiche oder doch wohlhabende, jedenfalls pecuniäre ganz unabhängige, oder aber wirklich abhängige arme, oder doch als arm geltende junge Leute auf den Universitäten zu studiren pflegten und studiren konnten; in dem die Erstern allein im Stande waren, die bedeutenden Kosten einer unabhängigen Erziehung zu tragen!), während Letztere allein zu den Stipendien und andern Beneficien der Art zugelassen werden, oder doch zugelassen werden sollten. Daß die dressirten Statuten gar oft übertritten wurden und solche Beneficien auch denen zufallen, welche nicht unbedingt mittellos sind, thut hier gar nichts

zur Sache; denn das Resultat bleibt immer dasselbe, daß jene Beneficien der Clientel zufallen, welche neben der Aristokratie die ausschließliche Bevölkerung der Universitäten ausmachte, und daß die wirklich unabhängigen industriellen Mittelklasse, welche aus ihrer Hände und ihres Kopfs Arbeit und nicht aus interest und die dadurch allein zu erlangenden Stellen, Pensionen, Beneficien etc. in Kirche und Staat speculirt, davon fast ganz ausgeschlossen blieb, oder doch nur solche Mitglieder dorthin sandte, welche bestimmt waren, in diesem Kreise von Patronaten und Clientelen, deren heranwachsenden Generationen sich dort vertheilten, ihre Erbschaftsgüter zu vererben. Eine weitere Entwicklung dieser wenigen Hauptzüge würde viel zu tief in eine Untersuchung der politischen und socialen Zustände des alten Englands verwickeln und das Gesagte dürfte hinreichen, war aber auch unentbehrlich, um dem nicht ganz Unkundigen einen Begriff von dem zu geben, was wir unter university interest und unter der politischen, materiellen, socialen Bedeutung der englischen Universitäten verstehen. In welcher Mannichfaltigkeit und Ausdehnung die Verhältnisse, welche dort repräsentirt oder zum Theil geknüpft werden, sich weiter entwickeln, verschlingen und durchkreuzen können und müssen, läßt sich im Allgemeinen leicht abnehmen. Ebenso wenig können wir uns auf einen ausführlichen Beweis einlassen, daß und warum diese vielfältige und große Bedeutung der Universitäten von der Entwicklung ihrer wissenschaftlichen, geistigen Functionen lange Zeit ganz unabhängig bleiben konnte, und wie diese eben deshalb ohne augenscheinliche dringende Gefahr vernachlässigt werden konnten und wurden, da der höhere reinere Geist, der sie um ihrer selbst willen gepflegt hatte, eben von jenem Geiste gedrängt wurde, der auf jenen Gebieten irdischer Gemüths seine Befriedigung fand. Es lag dies in dem ganzen Charakter der Zustände des noch bis auf diesen Tag so wenig gekommen und verstandenen, mit ebenso viel Borwitz und Unkunde gortelien als getadelten alten England, wie sie sich unter der Herrschaft der Tories theils gebildet, theils erhalten hatten, welche theils wieder ein Resultat dieser Zustände war, womit denn auch gleich gesagt ist, daß die Universitäten mehr und mehr zu bloßen Organen todtlicher Bildung Interessen und Grundsätze wurden. Was nach diesen Worten zuweilen sollte, daß wir in jenen Zuständen sehr viele und bedeutende Vorzüge anerkennen, würde uns sehr mißfalle; aber diese Vorzüge waren wahrlich nicht das Werk der herrschenden, und theils ebenso wenig der nach der Herrschaft stehenden Partei, sondern der viel tiefer liegenden historischen, somit verfassungsmäßigen als socialen Elemente und Grundlagen des ganzen Volkslebens. Die Zerstörung, der Verfall, die Entartung dieser Elemente, bis zu einem Grade, der die Möglichkeit einer Regeneration und Fortbildung sehr zweifelhaft, die gewaltsamen Umwandlungen fast unüberwindlich macht; — dies allein ist das Werk und Verdienst der Tories, wofür der Verfall der Herrschaft, die Unfähigkeit sie zu wider zu erlangen, sofern sie bleiben, was sie waren, die Unmöglichkeit dies zu bleiben, also ihr Untergang auf die eine oder andere Art nur sehr mühsame Stufen sind.

3) Man pflegt die notwendigen und anständigen Ausgaben eines gewissen commoner in einem der größten Colleges wenigstens auf 100 £ jährlich anzuschlagen; allein dabei sind die unabweislichen und bei dem fast systematisch höchstnützlich betriebenen Wechsel zwischen jungen Leuten von Familie unermittellichen Luxusausgaben aller Art nicht in Anschlag gebracht. Diese übertrugen aber sehr um so mehr, da zum Theil im Einklang mit eben doch unter Zulassung der Eltern Überzeugungen von Seiten der Kasse die in dieser Regel lag.

Dass diese traurigen Resultate übrigens nicht durch eine planmäßig und darauf gerichtete Thätigkeit herbeigeführt worden, bedarf keiner Bemerkung. Die Tories gedachten ohne Zweifel, sofern sie überhaupt dachten, sehr aufrichtig consensuös zu sein; aber sie glaubten diesen Versuch erfüllt zu haben, wenn sie mit aller Energie des Parteifinctes und des Selbstertallungstriebes theils die Zustände selbst, deren Vortheile sie genossen, gegen solche Feinde verteidigten, deren Abtödt es war sie zu zerstören, theils den ausschließlichen Mißbrauch derselben gegen solche Feinde sicherten, welche ihnen zunächst nur diesen Streich machten. Der Kampf gegen die Revolution, gegen Frankreich einerseits und gegen die Whigs andererseits war ihre einzige Sorge; innerhalb des vertheilten Gebietes galt es bloß möglichst bequemen und vollständigen Genuß des guten Dinges, welche es hervorbrachte; wen oder der Geist dazu trieb, dem fehlte es auch nicht an Gelegenheit, sich mit dilettantenmäßiger Bistregiererei die Zeit zu vertreiben. Gründlicher wissenschaftlicher Bildung irgend einer Art bedurfte es da nie; sondern man trieb sich mit Genie oder Instinct, gesundem Menschenverstand oder Routine für den Augenblick im Ganzen vollkommen aus, und wo auch diese mangelten, oder der Natur der Sache nach nicht ausreichten, um Fehler aller Art zu vermeiden, da trat daselbst Interesse, welches auch den Unfähigen auf mehr oder weniger bedeutende und jedenfalls einträgliche Stellen gehoben hatte, ein und wußte ihn meist vor aller Verantwortlichkeit zu schützen. So finden wir denn neben einigen wenigen Männern von bedeutenden Charakteren und Fähigkeiten, denen die Leitung jenes Doppelkampfes überlassen bleibt, und die diesem nächsten Zwecke, freilich mit Aufopferung fast aller andern Staatszwecke und der Zukunft, zu genügen wissen — wir finden neben einem Pitt und Wellington und einigen wenigen andern Führern und einer gewissen Anzahl von untergeordneten routinirten Arbeitern (*sineurs*) eine zahllose Schaar von Dronen, deren naive, gemüthliche Individualität oder aristokratische Selbstsucht sich als Patriotismus und Monarchismus, deren todter anglistischer Formalismus sich als Religiosität in fast unbewußter Bruchel breit macht — eine feige, beschränkte Multitudo, deren gewöhnlicher sanfter Halbschlummer nur gelegentlich in Folge irgend einer oft ganz zufälligen auf der Oberfläche sich aufdrängenden Erscheinung durch eine fast konstante, wichtigthuende, kleinliche, schwerfällige Thätigkeit unterbrochen wird, zumal wenn irgend eine ihrer Bequemlichkeiten, Liebhabeereien, oder Vorurtheile dabei im Spiele ist. Schon allein die parlamentarische Beschäftigung jener Epoche lieferte hinreichende Hige zu diesem Bilde, so daß man sich nicht durch das Geröse und den wirklichen Wahn jenes Kampfes blenden lassen will. Neben einigen kräftigen Äußerungen und Waffregeln des patriotischen Parteifinctes, welche allerdings dem nächsten Zwecke genügen, welcher Ruß von legislativem und staatswirtschaftlichem, kleinlichem, selbstschätzigem, polygraphischem Unfinn, und welche Inbolenz in Beziehung auf die wichtigsten Momente des Staatslebens, von denen dessen ganze Zukunft abhing! Und scheint es nicht, als wenn die Zorzherrschaft auf allen

Stufen in Staat und Kirche diesem hohen parlamentarischen Vorbilde nachsahen? Man suche sich nur den Lyvius eines anglistischen Geistlichen jener Zeit, oder eines städtischen, oder sonstigen corporativen Magistrats, oder eines Countrygentleman in seinen verschiedenen gewöhnlichen oder außerordentlichen politischen Functionen, z. B. als Friedensrichter oder verglichen, zu vergegenwärtigen; man denke nur an den Unfinn und die Abscheulichkeit der Jagdgesetze, der Armengesetze, der Criminalgesetzgebung und noch mehr ihrer Praxis! Und dennoch nennt man jene Zeit in gar vieler Hinsicht eine gute alte Zeit, defendens insofern theils ihre Inbolenz, theils ihre herbe Gesundheit lange genug den meisten dieser Theorien ihren schlimmsten Stachel nahm.

Ohne eine weitere Ausführung dieser wenigen, aber treuen Hige reicht das Gelagte ohne Zweifel schon für jeden nur einigermaßen Kundigen hin, um die Verwandschaft zwischen diesem ganzen Wesen und den Universitäten, und weshalb beide sich gegenseitig vollkommen genügten, deutlich zu machen. Wie konnte von dieser Seite den Universitäten eine Anregung zu kräftiger Entwicklung ihres wissenschaftlichen Lebens kommen, so lange sie den politischen Anforderungen dieses Kreises genügten, dessen geistigen Mittelpunkt sie bildeten? Was nun aber die Ursachen betrifft, welche diese beglücklichen Verhältnisse störten und zerstörten, so können wir nur mit ein Paar Worten an bekannte Begebenheiten der letzten 50 Jahre erinnern. Das schon seit längerer Zeit, noch als zwar unterdrückt, aber doch lebenskräftiges Resultat der großen bürgerlichen Unruhen des 17. Jahrh. sich in England mancherlei Kräfte, Elemente, Bestrebungen und Bedürfnisse erhalten hatten, welche außerhalb der Zustände, der Stellungen und der Formen lagen, denen sich die Tories bemächtigt hatten, ja ganz außerhalb des verfassungsmäßigen und social anerkannten aristokratischen und corporativen Lebens, bedarf keiner weitem Nachweisung. Damit ist nun zwar nicht gesagt, daß ihre Stellung zu jenem eine durchweg und entschieden feindselige war; wol aber lag es in der Natur der Sache, daß sie dies bei weiterer Entwicklung werden konnte, wenn sie nicht in demselben Maße und allmählig in jenes verfassungsmäßige Leben hineingezogen wurde, wenn diese Elemente sich nicht gegenseitig zu durchdringen vermochten. Konnte sich das alte aristokratische und corporative beschränkte England nicht entschließen, das jenseit seiner Grenzen sich entwickelnde demokratische Leben allmählig in sich aufzunehmen, so mußte es dasselbe zu unterdrücken suchen. Aber auch daran war nicht zu denken, da es sich grade dieser kräftigen Entwicklung zu dem Riesenkampfe gegen die französische Revolution bedienen mußte, der zum Theil und bis zu einem gewissen Punkte wirklich eine gemeinsame Sache war, zum Theil aber mit großer Schlaubel des Parteifinctes weit über jenen Punkt hinaus dazu gemacht wurde. Die Epoche jenes Kampfes war die Blüthe der Zorzherrschaft, aber enthielt auch die Keime ihres Todes. Sobald der gemeinsame Feind besiegt war, traten die Gegensätze zwischen dem alten und dem neuen, dem aristokratischen und demokratischen England um so schärfer hervor, da abe

Kräfte des letztern, welche sich schon in den gewaltigen Anstrengungen jenes Kampfes entwickelt und erprobt hatten, im Frieden auf den Bahnen der Industrie, des Handels tiefermäßig herauszuwachsen, während das Grundeigenthum, die Grundlage der Aristokratie, welches der Krieg über alle gewöhnlichen Möglichkeiten hinaus gehoben hatte, zu seiner gewöhnlichen, nun aber verhältnismäßig geringen Bedeutung herabsank. In welcher Weise eine Reaction des alten, aristokratischen Englands, die Wägbal, hier als vermittelndes Glied, gleichsam Schleißen, bildete, wodurch die wachsende demokratische Fluth von allen Seiten eindringen konnte, bis nicht nur die Herrschaft der Tories gebrochen, sondern auch das ganze Gebiet, was sie bisher besetzt und angebaut hatten, überschwemmt und umgewöhlt war, daran kann hier nur erinnert werden, und das Besagte reicht schon hin, um zu zeigen, wie unter solchen Umständen für die Tories und für Alles, was damit zusammenhing, nur die Alternative eines schmachvollen Untergangs oder einer kräftigen Reaction blieb, welche durch eine Regeneration von Innen heraus der Partei die Fähigkeit gab, mit gleichen Waffen zu kämpfen. Inwiefern durch eine solche Reaction das ursprüngliche Wesen der Partei gefährdet werden und inwiefern sie nicht bloß mit einem andern Namen, sondern auch als eine ganz andere aus einer solchen Krise hervorgehen mußte, brauchen wir hier nicht zu unteruchen, genug, daß schon seit wenigstens 15 Jahren diese Veränderungen in der äußeren Stellung und den innern Zuständen der Partei auch dem blödesten Auge bemerklich sich entwickelt haben und in diesem Augenblicke ihre kritische Höhe erreichen. Unmöglich nun konnten die Universitäten der Einwirkung dieser Veränderungen entgehen, sie, die mit den Tories, mit dem alten England, mit der Kirche so innig verwandt und verwachsen waren; und in Beziehung auf die Universitäten, auf das wissenschaftliche Leben müssen wir jene Veränderungen noch etwas näher betrachten, wobei wir nicht umhin können, gelegentlich auch einen Blick auf die Kirche zu werfen. Wer sich von der Thatfache überzeugt hat, daß die englischen Universitäten nur sehr wenig für die wissenschaftliche Bildung der Nation thun, der wird natürlich, sofern er nicht von dem Gegenheil ausdrücklich unterrichtet ist, voraussetzen, daß diese Bildung auf einer verhältnismäßig niedern Stufe stehen müsse. Nun kann zwar nur nationale Eitelkeit oder bewundernde Unkunde Fremder sich darüber täuschen, daß die Folgen jener Westwünsche der Universitäten nicht wirklich in dem ganzen Zustande der nationalen Bildung bemerklich wären; aber dennoch läßt sich kein Zweifel leugnen, daß diese Folgen in so sehr viel geringem Maße eingetreten sind, daß man nothwendig voraussetzen muß, es sei das von Seiten der Universitäten Beackumte auf irgend einem andern Wege größtentheils ersetzt worden. Die wissenschaftliche Bildung der Nation ist nur in einigen Beziehungen hinter derjenigen zurückgeblieben, die Deutschland hauptsächlich seinen Universitäten verdankt, in andern Beziehungen steht sie völlig ebenso hoch, in andern vielleicht höher. Unabweislich drängt sich demnach die Frage auf: Wo fließen die Quellen dieser Bildung, da sie nicht wie bei uns auf den Universitäten

fließen? Zur nothdürftigen Beantwortung dieser Frage, deren ausführliche Erörterung und hier viel zu weit führen würde, möge nun Folgendes dienen, wobei wir die Einteilung in wissenschaftliche Fächer nach den Facultäten, so weit sie reicht, zum Grunde legen werden. Was nun erstlich die Theologie betrifft, so muß man leider gestehen, daß gerade auf diesem Gebiete der eben angedeutete Cesak für die Pächte, welche die akademischen Studien lassen, in viel geringerem Maße stattgefunden hat, als auf irgend einem andern, wobei zunächst natürlich von der bischöflichen Kirche die Rede ist. Mit Ausnahme einiger als Privatspeculationen errichteter Seminare ist und durchaus keine Anstalt bekannt, worin an eine irgend gehobene wissenschaftliche Ausbildung junger Theologen gedacht würde, und wenn in neuerer Zeit sich etwas mehr geistliches und wissenschaftliches Leben in der Kirche zeigt, so ist dies lediglich die Frucht der literarischen und besonders auch journalistischen Thätigkeit einiger ausgezeichneten Individuen und der dadurch angeregten Privatsstudien. Die größte Schuld liegt aber besonders insofern an der Kirche selbst, als sie nicht nur sich mit dem begnügt, was die Universitäten leiteten, sondern in ihren Forderungen sogar dahinter zurückblieb. Die Bedingungen und Beceeritungen der Dedication waren in der Regel viel entscheidender zu einer beßeren Ierren Formalität herabgesunken, als dies schon bei den akademischen Prüfungen u. der Fall war; und daß bei der Besetzung geistlicher Stellen aller Art wissenschaftliche oder überhaupt geistige und geistliche Tüchtigkeit nur sehr selten berücksichtigt wurde, dagegen aber der gänzliche Mangel derselben, oder eol gar das Vorhandensein sehr entschiedener ungeschlicher Eigenschaften nur zu oft ebenso unberücksichtigt blieb — daß hierbei in der Regel die Rücksichten des interes, höchstens etwa der bedeutendern Aemtern wichtige politische Rücksichten entschieden, welche zuweilen auch Verdienste geistlicher, besonders polemischer Art empfanden — Alles das ist bekannt genug, obgleich die unermesslichen Folgen zu spät erkannt worden sind, weil man sich zu lange dabei beruhigte, daß doch kein übermäßiger und allgemeiner Scandal entstand. Auch wird Niemand leugnen, daß die anglikanische Kirche nie an einzelnen Würdigen und auch wissenschaftlich thätigen Gliedern gescheit hat; aber diese veranlassen ihre Thätigkeit nicht den Universitäten, sondern sich selbst; sie veranlassen den Universitäten in dieser Hinsicht nicht mehr als die Dissenters, welche unbedingt von jenen Quellen ausgeschlossen waren. Eben darin dürfte aber ein Hauptgrund für die Lethargie, wenn auch nicht immer wissenschaftliche, doch jedenfalls geistliche Ausbildung dieser letztern liegen, welche sie bald von andern Umständen begünstigt zu so gefährlichen Feinden der Kirche und der Universitäten machten. Die Katholiken haben theils in England und Irland mehr zum Theil anerkannt gute Seminare, theils stehen ihnen ähnliche Anstalten des Auslandes offen; die Presbyterianer und andere Dissenters sind theils auf schottische Universitäten, theils auf Privatanstalten und Privatsstudien, besonders aber auf das religiöse Leben der Gemeinden selbst verwiesen. Nicht viel tröstlicher stand es in gewisser Hinsicht mit dem juristischen Wissen-

schaffen. Auch hierfür gab es, so seltsam es scheint, keinen andern Ersatz für die gängliche Lücke in den akademischen Studien, als Privatstudien. Der Beweis und die Erklärung liegt klar genug vor in dem kläglichen Zustande, worin die Rechtswissenschaft in England bis vor ganz Kurzem sich befand. Was dagegen die Rechtspraxis betrifft, so mußte sie sich eben in der Praxis, im Leben selbst, bilden, von wissenschaftlicher Begründung, Zusammenhang, Vollständigkeit und Übersicht war hier nicht die Rede. Daß in den sogenannten Inns of Court in London weder gelehrt, noch gelernt, sondern bloß gewohnt und geübt wird, ist bekannt genug. Die Geschäftsstube des Attorney, des Advocate, des Solicitor selbst (the Bar) waren und sind größtentheils noch die einzigen Schulen, wo ein junger Mann seine juristische Bildung und Tüchtigkeit erlangen kann. Für das Staatsrecht ist der Höher und weiterführende ebenso ausschließlich auf Privatstudien und auf das wirkliche Leben verwiesen; von den Parlamentverhandlungen bis zu den Hofungen. Daß dieses ganze Wesen auch seine eigenthümlichen Vorzüge habe, und noch mehr, daß der relative oder unbedingte Mangel solcher praktischen Schulen seine Nachteile habe, kann und muß man zugeben, ohne daß daraus gefolgert werden könnte, daß es damit allein gethan wäre, und jedenfalls in England selbst die Frage praktisch dahin entscheiden, daß die hergebrachte bloß praktische Rechtsbildung nicht mehr überall ausreicht. Die Zeit macht auch dort allmählig andere Anforderungen. Wie denn aber auch sei, so ist so viel gewiß, daß die früheren, wie die neuesten juristischen Bedürfnisse gänzlich außerhalb der Universitäten ihre Befriedigung fanden. Daß das Ausland hier wenig oder gar nicht antheilhaft konnte, lag in der Natur der Sache, der Eigentümlichkeit des englischen Rechts u. Was die Medicin und ihre Hilfswissenschaften betrifft, von denen aus die Universitäten ebenso wenig die Rede ist, so fanden sie einen bestimmten und genügenden Ersatz, theils in Edinburgh, theils in Paris (so weit politische Verhältnisse es erlaubten), hauptsächlich aber in den großen Hospitälern der Hauptstadt und einiger anderer großen Städte und den damit verbundenen klinischen und andern Cursen. Hierzu kamen noch einige spätere Vorlesungen in dem College of Physicians, Surgeons Hall, der medical Society und Apothekaries Hall, und besonders eine Menge von Privatvorlesungen, als precursive Speculation von mehr oder weniger Berufsleuten sowol in London als in andern großen Städten unternommen. Daß bei allem auch hier die Praxis entschieden vorherrsche, die Wissenschaft zurücktrete, läßt sich leicht denken, und gibt man von allen Seiten zu, auch wenn man sich nicht darüber verminnen kann, welches das erpischlichste Verhältnis zwischen beiden sei. Auf die praktischen Resultate der Art, wie diese Sache in England betrieben wird, und auf die medizinische Polizei können wir uns begreiflich nicht einlassen, und bemerken nur, daß denn doch wenigstens der medizinische Doctorgrad von Oxford oder Cambridge nicht hinreicht, um zur Praxis qualificirt zu werden. Als charactéristisch mag es auch angeführt werden, daß die Westminster-Schule bei London ohne allen Zweifel ihrem Zwecke

viel angemessenerer Einrichtungen hat als irgend eine der Anstalten für Menschenheitskunde in England. Wir kommen nun zu den von den Universitäten vernachlässigten oder verbannten männlichen Zweigen der philosophischen Facultätswissenschaften, wo wir uns begreiflich auf die wichtigsten beschränken müssen. Daß classische Studien irgendwo in England in zweckmäßiger, freier Weise betrieben würden, als auf den Universitäten, ist uns nicht bekannt, und es scheint in dieser Hinsicht auch die Anforderungen außerhalb derselben bisher noch nicht so gesteigert worden zu sein, daß die Leistungen der Universitäten als ungenügend angesehen würden. Von solchen Anstalten, welche ähnliche Studien auf ähnliche Weise und eigentlich als Vorbereitung zur Universitäts betreiben, wie z. B. die Grammar-schools und Colleges von Westminster, Eton und Harrow und andere gelehrte Schulen der Art, braucht hier nicht weiter die Rede zu sein. Auch mathematische Studien werden jedenfalls nirgends weder in öffentlichen noch Privatanstalten entschieden besser und weiter getrieben, als auf den Universitäten, und nur hinsichtlich der praktischen Anwendung auf manche Zweige der Mechanik u. erhalten sie, wie sich leicht denken läßt, in den Militärschulen der Regierung eine größere Entwicklung. Von allen andern Zweigen der Studien, von denen hier die Rede ist, z. B. orientalische und neuere Sprachen und Literaturen, Literaturgeschichte, Aesthetik und Kunstgeschichte, Geschichte überhaupt, Geographie und Statistik, Staatswirtschaft und Politik, Naturwissenschaften, Chemie und Physik, läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß keiner von ihnen in England eigentlich in irgend einer Lehranstalt irgend vollständig und zusammenhängend gelehrt wird. Vom bloßen Schulunterricht ist hier natürlich nicht die Rede, und auch dieser ist im Ganzen in allen diesen Dingen, so weit sie hinein gehören, dürftig genug. Über einige dieser Fächer wurden auf den schottischen Universitäten von ausgezeichneten Männern gelegentlich Vorlesungen gehalten, und auch von Engländern, jedoch nicht häufig, besucht. In neuester Zeit hat die londoner sogenannte Universität in England selbst die Lücke einigermaßen auszufüllen gesucht, aber bisher im Ganzen mit sehr düstern Erfolgen. Vorlesungen mancherlei Art werden theils als Privatspeculationen, theils auf Veranlassungen mancher Privatvereine oder auch von Corporationen in London und einigen andern großen Städten häufig genug gehalten, oder meist vor einem so gemischten Publicum und auf eine solche Weise, daß von einer wissenschaftlich irgend erschöpfenden und umfassenden Behandlung nicht die Rede sein kann. Orientalische Sprachen werden auf dem College zu Haverbury gelehrt, wo die ostindische Compagnie ihre Anstalten hat, und die Staatsanstalten zur Bildung von Officieren lassen hinsichtlich der neuern Sprachen, Geschichte, Statistik und Geographie wenigstens etwas. Alles dies reicht aber nicht hin, eine große Menge von Forschungen des praktischen Lebens zu erklären, welche nur das Resultat eines höhern Grades der Entwicklung des wissner Zweige der naturwissenschaftlichen Lebens sein können; man denke z. B. nur an die Fortschritte der Anatomie, der Mechanik, der Rautik seit 50, ja seit 20 Jahren.

Es reicht nicht einmal hin, die Entwicklung der allgemeinen Bildung unter den höhern und mittleren Ständen zu erklären; denn so wenig diese an und für sich höher, oder gar wissenschaftlichen Ansprüchen immer genügen mag, so oberflächlich, weltlich, leichtfertig und einseitig sie in mancher Hinsicht erscheinen mag, so ist sie doch nur als Resultat, gleichsam als wenn auch getriebene und geschwächte verbundene Ausprägung einer Masse wissenschaftlich entwickelte Intelligenz denkbar, welche irgendwo ihren Sitz und ihre Hebel haben muß. Alles dies ist nur erklärlich, als Resultat der selbständigen Privatstudien einer gewissen Anzahl ausgezeichneten Köpfe. Resultate, welche theils (lesen sie sich auf Mathematik und Naturkunde bezogen) unmittelbar von der Industrie ergriffen und benutzt wurden, theils durch die Presse auf die mannichfachste Weise verbreitet und zugänglich gemacht wurden, indem begreiflich jede wirklich oder scheinbar neue, ersprießliche bedeutende, fruchtbare Lehre aber Eten gleichsam eine Schule bildete, welche sie nach allen Seiten ausbreitete, entwickelte, breit trat, trivialisirte, popularisirte. Das beste Beispiel (und eins fast tausend) geben in dieser Hinsicht die Lehren von Adam Smith und Bentham, welche in diesem Augenblick als Scheidekinder unter dem Volk umlaufen, nachdem sie lange als kostbare oder stilsame, ja gefährliche Schauspieler von Wenigen gebohrt, nachgebohrt, modifizirt, entwickelt oder auch angegriffen, verjagt worden. Wie diese ganze Entwicklung mit der Entwicklung des Volkes zusammenhängt, ist ebenso einleuchtend, als daß hier nicht der Ort sein kann, darauf weiter einzugehen. Die Frage ist nur, wie sich diese ganze Masse von theils wissenschaftlicher, theils praktischer, theils spezieller, theils allgemeiner, gemischter Bildung zu den Universitäten verhält. Daß sie außerhalb der Grenzen derselben lag, ist klar genug, aber daraus folgt noch nicht, daß sie immer und unbedingt eine feindliche Stellung gegen dieselben und das ganze mit ihnen zusammenhängende aristokratisch-kirchliche Wesen annehmen mußte. Lange genug war diese vielmehr theils eine ganz abgetragene, von ihnen ignorirte und sie ignorirte, wie z. B. das ganze Gebiet der Industrie, theils aber eine abhängige, tolerirte, bestehende sich schmeigende und flügende. Dies galt bis zum Anfange der Revolutionskriege von dem größten Theile des schriftstellerischen Volk, lesen sie nicht obdunkeln selbst auf irgend eine Weise den Universitäten angehört; und wenn sie auch nicht gradezu den Universitäten ihre Pulzungen darbrachte, so war sie doch fast unbedingt abhängig von dem aristokratischen Kreis; oder von der Verschlingung von Kreisen, von Interessen, von Patronaten und Klientelen, welche in den Universitäten den Mittelpunkt ihrer höhern Bildung erkannten. Dasselbe gilt von dem politischen und social so wichtigen Stande der Advocaten und der Ärzte. Wer irgend nach einer höhern Geltung strebte, der mußte sich den Ansichten, welche in jenen Kreisen herrschten, fügen. Einzelne Ausnahmen führten, selbständiger Ueberzeugtheit bewiesen nicht gegen diesen allgemeinen Charakter. Hier war nicht nur der günstige Einfluß, das Interesse, welches von der Staatsgewalt im weitesten Sinne ausgeht, ausschließlich zu finden, sondern dies war auch das

einzigste Publicum, um dessen Gunst es sich handeln konnte. Sowie aber die oben angedeuteten socialen und politischen Veränderungen und Entwicklungen, besonders auch zunächst hinsichtlich des Ehrgeizes, der Ansprüche an die materiellen und geistigen Genüsse höherer Bildung und der Mittel, sie zu befriedigen, den Begriff Publicum weit über jene alten, aristokratischen Grenzen ausdehnte, oder jenseit derselben ein neues Publicum schufen, traten sehr wesentliche Veränderungen in der Stellung der Träger und Verbreiter jener ganzen nichtakademischen Bildung ein. Ihre Zahl, ihre Bedeutung vermehrte sich rasant, die Presse machte sie zu einer Macht, und diejenigen, welche sich dem Dienste des Publicums der neuen Zeit widmeten, fanden sich oft ebenso gut als jene, welche dem alten England ihre Dienste zu widmen forstuhren; während auch diese nicht mehr als untergeordnete Schlinglinge, sondern als nützliche, unentbehrliche Streiter angesehen wurden, neben denen die Universitäten in ihrem indolenten, pedantischen Stolz eben nicht gewinnen konnten. Alles dies hätte indessen an und für sich noch nicht hingereicht, eine entscheidende feindselige, zumal aggressive Stimmung in der Masse der neuen nichtakademischen Bildung zu erzeugen. An Spott und Tadel konnte es freilich gelegentlich nicht fehlen, war doch bezüglich schon früher von einzelnen kühnen Anonymen geleistet, und mußte doch jeder wohlmeinende Freund wissenschaftlicher Bildung wünschen, daß jene unehrlichen Hissmittel zweckmäßiger verwendet würden. Ja in dem Maße, als die Gräde für die Lächerlichkeit, und sich jene Reaction im Innern der Partei geltend machte, welche den Charakter einer Reform im Auge gefaßt, ja unter dem Feuer des Feindes annahm, mußten sie selbst dahin kommen, an die Universitäten ganz andere Ansprüche zu machen als früher. So wichtige Magazine und Wessensplätze durften nicht wie bisher durch die Indolenz der Veselehhaber und der Besetzung ohne Nutzen für die Sache, dem Verfall und Verderben, dem Spotte, den Angriffen der Feinde Preis gegeben bleiben. Es ist kein Zweifel, daß dieser Geist, diese Ansichten in den letzten fünf bis sechs Jahren nicht nur bei den politischen Freunden der Universitäten, sondern auf den Universitäten selbst und zwar nicht bloß in Cambridge, wo immer mehr geistige Regsamkeit und sogar einen kleinen Dignitätsschaden von wissenschaftlicher Opposition zeigte, sondern auch in Oxford selbst sich geltend zu machen anfangen, obgleich bisher noch weniger in den eigentlichen akademischen Studien, als in der indolenten, zum Theil literarischen, Thätigkeit einzelner Mitglieder. Von den Expectationen einer plumpen, pedantischen, dachschlaftrunkenen Welt, womit man früher gelegentlich von Seiten der Universitäten auf die Angriffe der Spötter oder erster, nachkühnere Tadel, z. B. im Edinburgh Review, antwortete, und welche nur neuen Stoff zu gerechtem Tadel und Spott gaben, ist nun nicht mehr die Rede. Blackwood und das Quarterly Review haben gezeigt, daß man die Sache des Landes mit weitestens ebenso viel Wig, Wissen, Geist und Ernst verteidigen könne, als deren Gegner je entwickelt hatten, und manche Mitglieder, Fellows und Professoren beider Universitäten verschmähten es fortan nicht, an die

sein Kampf Theil zu nehmen und auch sonst durch die populäre Presse auf die öffentliche Meinung zu wirken?). Gemäß findet hier eine Wechselwirkung zwischen diesen kühnsten Lebensbewegungen der Universitäten und der Reaction statt, welche auch auf dem Gebiete der anglikanischen Kirche durch die bringende Gefahr hervorgerufen worden ist und welche sich freilich bisher auch noch mehr in der individuellen, literarischen und zum Theil journalistischen Thätigkeit einzelner Individuen, als in umfassenden, gemeinsamen Maßnahmen fundirte. Um aber bei den Universitäten stehen zu bleiben, so zweifeln wir nicht im mindesten, daß jene Anregung nicht auch über kurz oder lang eine entsprechende Reizung in den Einrichtungen, den Studien herbeiführen würde, welche den wissenschaftlichen Anforderungen der Zeit vollkommen genügen könnte, so weit es die Anforderungen des politischen Parteilinteresses, was in einem freien Lande sich immer geltend machen wird und muß, irgend erlauben. Eine solche Reform wäre in der That, sobald einmal Wille und Geist da wäre, keineswegs sehr schwierig. Es käme zwar allerdings darauf an, einige Einrichtungen und Formen ganz zu beseitigen, welche ohnehin alle Verdrängung und Wirklichkeit verloren haben, z. B. die lange Dauer der Studienstudien und der Ferien, und einen Theil der übermäßigen Menge scholastischer Übungen; in den meisten Fällen aber käme es nur darauf an, diese Einrichtungen, diese Formen mit einem tüchtigen Geiste zu beleben, sie ihrer ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung wiederzugeben und sie gemäß auszubilden. Abgesehen von der notwendigen Vermehrung der Professuren, wie viel wäre schon damit gethan, wenn nur alle Professoren die Vorlesungen, wozu sie verpflichtet sind, wirklich hielten, und die Prüfungen und Disputationen Preßfragen u. in der Art modificirt würden, daß sie wirklich jenen Vorlesungen in die Hände arbeiteten. Die Einführung eines Honorars wäre allerdings unumgänglich nöthig, aber auch ohne große Schwierigkeiten zu beschaffen, wenn man auf andere Weise die großen Kosten des akademischen Lebens, zumal für die bloß Wohlhabenden, beschränkt und die Stipendien den wirklich Armen ließe. Vor allen Dingen aber würde es darauf ankommen, wenigstens in dieser Zeit der Noth, die akademischen Beneficien, sowie die der Colleges, Professuren, Fellowships u. nur tüchtigen, thätigen Leuten zuzuwenden, nicht den Dronen, welche bisher sie in halbem Schlafe genoßen. Auch hier kann begreiflich nicht weiter ausgeführt werden, und wir möchten nur zur Ansicht zu begehen, als wenn die Einrichtungen der englischen Universitäten durch und durch oder auch nur wesentlich schlechter und Ursache ihres Verfalls wären; vielmehr haben gerade diese in ihrer Eigenthümlichkeit gar manches, was wir auch den unsrigen wünschen möchten. Der Geist allein fehlte bisher — der Geist allein kann

noch jetzt retten. Aber freilich auch der Geist bedarf der Zeit und des Raums zu seinen Werken; und eben Zeit und Raum werden ihm, fürchten wir, hier nicht vergönnt sein und er die schwere Schuld seines langen Schlummern schwer büßen. Auch hier tritt die enge Verwandschaft der Universitäten mit der Kirche ebensoam in gemeinsamer Strafe, gemeinsamer Schuld hervor. Die Gegner, welche die Universitäten und die Kirche auf dem Gebiete des religiösen Lebens der Nation bedrohen, sind es, welche ihnen den Untergang bereiten werden, ehe sie sich vollends ermannen haben. Bei einer großen Zahl dieser, die seit einigen Jahren auf eine wissenschaftliche Reform der Universitäten dringen, würden ohne Zweifel solche und ähnliche von den Universitäten selbst ausgehende Maßregeln, wie wir sie oben andeuteten, einwirken, um sie mit denselben zu versöhnen. Aber gerade die gefährlichsten und thätigsten Gegner derselben werden damit keineswegs zufriedengestellt sein, eben weil deren Resultate ihnen nicht zu Gute kommen würden, ohne eine viel tiefer greifende politische Reform derselben. Diese sind die Diffamirten aller Confessionen, deren Zahl und Einfluß eben in Folge des Verfalls, der Zersetzungs der Universitäten und der Kirche so sehr zugenommen hat, und denen nach den jetzigen Statuten schon die Unterschrift der 39 Artikel den Zutritt zu den Universitäten versperrt. Diese Schranke soll entfernt und ihnen die Theilnahme, nicht bloß an den Studien, sondern an den Gewöben, Beneficien, Rechten und Eigentümern derselben eröffnet werden. Um diesen Punkt dreht sich diese ganze Frage weit mehr, als um den der wissenschaftlichen Reform. Der letzte Versuch, diesen Zweck auf dem Wege parlamentarischer Verhandlungen und Beschlüsse zu erreichen (in der letzten Session), ist zwar wieder wie einige frühere schlagungen, allein es leidet wenig Zweifel, daß er zumal nach der Communalreform *) über kurz oder lang erreicht werden wird. Welche Ansicht man nun auch über die Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit dieser Veränderung haben mag, so ist wenigstens so viel gewiß, und muß sich geboten werden, daß sie mit der gewünschten und gebotenen wissenschaftlichen Regeneration der Universitäten in gar keinem notwendigen Zusammenhange steht, und ebenso wenig mit der allerdings sehr billigen Forderung der Discenten, daß ihnen in England irgend eine Möglichkeit eröffnet werde, den akademischen Gradus zu erlangen, sofern sie Absache haben, einen Werth darauf zu legen, den er freilich kaum lange mehr behalten dürfte. Dieser Forderung kann auf andere Weise genügt werden, und wie es scheint find auch schon Anstalten dazu genehmigt, indem der sogenannten londoner Universität, wenigstens mittelbar, das Recht zugesprochen worden soll, den Gradus zu erteilen. Eben das die Zulassung der Discenten und die Reform der Studien zwei ganz verschiedene Fragen sind, kann aber nicht ohne Einfluß auf eine unbedingene Würdigung des ersten Punktes bleiben. Die Reform der akademischen Studien und Disciplin nach den wissenschaftlichen An-

*) Diese scheint das demokratische Übergewicht im Parlament noch mehr als die Reformbill.

4) Wir wollen in dieser Hinsicht nur eine Thatsache anführen, die aber für jeden Sachkundigen den Werth der mit früheren Anstalten von nicht geringer Bedeutung erkennen wird, nämlich, daß in der großen Encyclopädie metropolitane allein über 30 Mitglieder der Universitäten mitarbeiteten.

sprechen der Zeit ist unerläßliche, sowohl allgemeine als
 lictions- und statutenspezifische, Pflicht der Universitäten, zu
 deren Erfüllung sie ohne allen Zweifel von der höchsten
 Staatsgewalt gezwungen werden können und müssen, wenn
 sie nicht selbst dazu thun. Die Zulassung solcher, zu
 dem Genuß und Besig der Stiftungen, die nach dem
 Willen der Stifter ausgeschlossen bleiben sollten, also al-
 ler derrer, die nicht zu herrschenden Staatskirche (esta-
 blished church) gehören, dürfte aber schwerlich als etwas
 anderes, denn als eine Spoliation anzusehen sein. Ebenso
 gut könnte man Katholiken und Dissenters zum Gottes-
 dienst in den bischöflichen Kirchen zulassen! Was aber die
 praktische Zweckmäßigkeit oder allgemeine Nützlichkeit betrifft,
 so sind das ganz andere Fragen; und wenn man in dies-
 ser Hinsicht auch zugeben muß, daß es wünschenswerth
 wäre, wenn so bedeutende wissenschaftliche Hilfsmittel der
 allgemeinsten Benutzung zugänglich gemacht würden, so
 folgt daraus doch nicht, daß dies auf dem Wege der
 Spoliation geschehen dürfe und müsse. Wer aber be-
 hauptet, es handele sich nur um Zulassung zu den Stu-
 dien, der täuscht sich selbst oder andere, und die Dissen-
 ters wissen am besten, daß dies nur der erste Schritt zu
 weiterer Theilnahme an den Rechten, dem Eigenthume der
 Universität, der Colleges wäre und sein müßte. Oder
 wie lange würden die graduirten Dissenters sich gefallen
 lassen, den Rechten, welche mit dem Gradus bisher ver-
 bunden waren (Els) und Stimme in der Congregation
 und Comocacion u.) zu entsagen, da diese es eigentlich
 allein sind, welche schon jetzt dem Gradus noch einen
 Werth geben, den er in allen andern Verhältnissen im-
 mer mehr verliert? Woher denn dieses Erbitten nach dem
 Gradus der Universitäten, als eben wegen der damit ver-
 bundenen specuellen Rechte? Werden ihnen aber gleiche
 Rechte eingeräumt wie den Graduaten der bischöflichen
 Kirche, wie will man die Geschäfte, jamaal die Verwaltung
 des Vermögens, so theilen, daß nicht die Dissenters
 auf die eine oder andere Art Theil nehmen an der Aus-
 übung der Patronatsrechte der Universität und überhaupt
 an den vielen rein kirchlichen Functionen, zu denen sie oder
 deren Mitglieder berechtigt oder verpflichtet sind? Oder
 sollen die Dissenters etwa der Wahlbarkeit zum Clerical-
 sorialat und andern hohen Würden entsagen? Wie lange
 werden sie sich dies gefallen lassen? Alles aber, was hin-
 sichtlich der Universität selbst gilt, gilt auch mehr oder
 weniger von den Colleges; dieselben allgemeinen Gründe
 scheinbarer Billigkeit, dieselben wirklichen Parteiinteressen,
 dieselben rechtlichen und praktischen Schwierigkeiten. Oder
 wer wird im Ernste behaupten, daß die Dissenters nicht
 ebenso dringend und aus ähnlichen Gründen über kurz
 oder lang den Eintritt in die Colleges erst als Studen-
 ten (independent members), dann als Fellows verlan-
 gen werden? Als Studenten können sie ohnehin gar nicht
 ausgeschlossen werden, man müßte denn erst das ganze
 Disciplinarsystem, die ganze Lebensweise ändern. Von
 der Fellowship schließen sie aber zunächst wesentlich
 und formell nur die 39 Artikel aus; warum sollten diese aber
 hier nicht ebenso gut beseitigt werden als bei der Univer-
 sität selbst? Alles dies, wie gesagt, wissen beide Theile

gar wohl, und eben dies gibt der Sache ihre hohe, prak-
 tische Bedeutung gerade in dieser kritischen Epoche des
 Kampfes zwischen Demokratie und Aristokratie in Staat
 und Kirche. Beide Theile fühlen, daß es eine wichtige
 Stellung, reich an mancherlei Hilfsmitteln zur Fortsetzung
 des Kampfes gilt; ja in gewisser Hinsicht die wichtigste von
 denen, welche der Aristokratie noch geblieben ist, besonders
 wenn sie (was nicht zu bezweifeln) besser benutzt und be-
 festigt würde, wie bisher geschehen. Die wichtigste, ins-
 fern sie der geistige Mittelpunkt ist oder werden kann, von
 wo aus die Befragung der beiden andern noch übrigen
 Hauptstellungen, Kirche und Oberhaus, mit größter
 Kraft, geistigen Waffen versehen werden kann und soll,
 so daß kaum ein Kundiger daran zweifeln wird, daß der
 Verlust jener Stellung am allerbedenklichsten, wenn auch
 langsam, den Verlust der beiden andern nach sich ziehen
 wird. Das Gefolge reicht hinreichend hin, um zu zeigen,
 daß in dieser Angelegenheit nicht Alles mit ein Paar
 Grundfäden und Lebensarten allgemeiner Billigkeit und
 Zweckmäßigkeit abgethan ist, womit man jamaal drei und
 sich so leicht begnügt, ohne die wirkliche und praktische
 Bedeutung der Dinge nach Zeit und Ort in Anschlag zu
 bringen. Auch in England fehlt es nicht an solchen all-
 gemeinen Lebensarten, aber es ist eben eine der vielen
 Arten von Geschossen im dem Kampfe, die man weichen
 läßt, so viel oder wenig sie können, ohne viel Werth drauf
 zu legen, ohne sich über ihre Bedeutung zu täuschen. So-
 gar die Masse der liberal-rationalistischen Aufgeklärten in
 der bischöflichen Kirche selbst, welche keinen Anstand neh-
 men, die 39 Artikel als eine leere Formel zu unterschrei-
 ben, und also keinen Grund haben, ihre Befestigung zu
 verlangen, wissen recht gut, daß es nicht unerwähnte
 Bigotterie ist, welche die Aristokratie, die Tories treibt,
 so großen Werth auf deren Beibehaltung zu legen, son-
 dern die sehr verständige und gegründete Überzeugung, daß
 sie damit dem Feinde ihre beste und eine ihrer letzten
 Stützen öffnen. Eben deshalb unerwähnten die Liberalen, die
 Aufgeklärten die Angriffe der Dissenters, deren religiöser
 Überzeugungen ihnen ebenso beschränkt und thöricht schei-
 nen als die ihres kirchlichen Gegners, in jenen 39 Artikeln
 ausgesprochen. Diese Frage knüpft sich also unmittelbar
 an und fällt zusammen mit dem großen socialen und po-
 litischen Fragen, welche die gegenwärtige Krise in Eng-
 land entscheiden wird, z. B. inwiefern die englische Aristokratie
 und die bischöfliche Kirche zur Erhaltung der bis-
 her noch übrigen monarchischen Formen und Elemente der
 britischen Staatsverfassung nöthig ist oder nicht? Inwiefern
 diese selbst zum Wohle des Ganzen nöthig sind?
 u. dergl. m. Wie man diese Fragen aber auch beant-
 worten mag, so wird man der Aristokratie, der Kirche
 wenigstens, das Recht und die Pflicht der Selbst-
 erhaltung und Selbstbehauptung; auch hinsichtlich der
 Universitäten, zugesprochen. Aus dem Gefolge geht nun
 aber auch endlich hervor, daß sogar von dem Stand-
 punkte der allgemeinen, völklandstrophischen Zweckmäßigkeit
 die Frage von der Reform der Universitäten in Beziehung
 auf die Zulassung der Dissenters durch die Befestigung
 der 39 Artikel, nicht bloß in wissenschaftlicher, sondern

auch in politischer Hinsicht erwogen werden und gefragt werden muß, ob die Vortheile, welche aus diesem Wege durch allgemeinere Zugänglichkeit bedeutender wissenschaftlicher Hülfsmittel erlangt werden mögen, nicht aufgewogen werden dürfen durch die Gefahren, welche für Aristokratie, Kirche, Monarchie oder Staat aus der Zerstörung eines solchen Bollwerks der beiden ersten erwachsen dürften. Diese Frage mag immehin auf verschiedene Weise beantwortet werden, so ist doch schon etwas für eine entsprechende Discussion gewonnen, wenn nur erst die wichtigsten Fragen, worauf es dabei ankommt, klar vorgelegt sind und wogem Hin- und Herden, wobei man so leicht sich selbst oder andere über das täuscht, worauf es eigentlich ankommt, ein Ende gemacht wird. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kommt es denn allerdings um so mehr darauf an, daß man die gemeinschaftlichen, wissenschaftlichen Vortheile, welche aus einer allgemeinen Zugänglichkeit der Universitäten und den sonstigen damit zu verbindenden Verbindungen erwachsen mögen, nicht höher ansehe, als sie sich in der Wirklichkeit bewahren dürften, und man wird um so eher unteruchen, ob nicht dieselben oder ähnliche Vortheile aus andern, weniger bedenklichen Wegen und am einen geringern Preis zu erlangen sein möchten? Bei Beantwortung dieser Frage muß aber vor allen Dingen festgehalten werden, daß von einer Fortdauer des bisherigen elenden Zustandes der Universitäten durchaus nicht die Rede ist, sondern nur davon, ob die nöthigen wissenschaftlichen und disciplinaren Reformen von den Universitäten selbst bewirkt werden sollen und ohne Beilegung ihrer corporativen Selbständigkeit durch Zulassung solcher Mitglieder, welche nach dem Zwecke der Stiftungen ausgeschlossen bleiben müßten; oder ob alles dies unbedenklich bleiben und jene Reform nothwendig und ausschließlich durch fremde Hände und mit Zerstörung der Selbständigkeit und des stiftungsmäßigen Charakters der Corporationen geschehen soll. Dies vorausgesetzt, fragt es sich weiter: ob die Hände, welche jenes Werk an sich zu reifen geben, wenigstens durch vorzügliche Tüchtigkeit dazu berufen sind; ob bei dem industriell-demokratischen Liberalismus, dem dies Geschäft ohne Zweifel gesehentlich zufallen wird, grade der Geist, die Gesinnung vorauszusetzen ist, der die Bedingungen der möglichst freien, möglichst würdigen, möglichst wohlthätigen und erspriesslichen wissenschaftlichen Thätigkeit solcher Anstalten zu erkennen und zu sichern vermöchte. Die Beantwortung dieser Frage würde uns hier viel zu weit führen; aber auch wenn man sie zu Gunsten des herrschenden Partei beantworten könnte oder wollte, so dürfte sich auch gleich die zweite Frage aufdrängen, ob es denn nicht überhaupt ratsam wäre, daß dieser Geist, statt sich in einer gewaltthätigen Reform von Anstalten thätig zu zeigen, welche die Mittel und den Willen haben, sich selbst zu reformiren und statt diese Reform mit Maßregeln zu verbinden, welche die Leidenden jedenfalls mit sehr übel klingenden Namen, als Spottation &c., bezeichnen dürften, und welche nicht ohne merkwürdigen Widerspruch durchzuführen sind — ob es, sagen wir, nicht vorsamer und jenes Geistes, sofern er wirklich einigen Bezug zu dem Werke hat, würdiger —

der Sache, dem Ganzen zuträglichere wäre, wenn er sich an einer neuen Schöpfung versuchte. Wir wollen nicht untersuchen, inwiefern diejenigen britischen Unterthanen, welche von dem Besuche der englischen Universitäten, durch die 39 Artikel ausgeschlossen sind, sich an den Staat halten und von ihm Erlass, Befriedigung ihres Bedürfnisses wissenschaftlicher Bildung verlangen können. Die Kirche, die Partei, welche zur Befriedigung dieses Bedürfnisses bei ihren Angehörigen jene großen und reichen Stiftungen gegründet hat, indem sie den Stiftern den Geist und Willen verlieh, der solche Dinge hervorbringt — diese Kirche, diese Partei kann jedenfalls mit vollem Rechte ihrem Weiden und Feinden zurufen: Gehet hin und thuet dergleichen, laßt uns aber jedenfalls das Unserige! Gehebt aber der Staat eine solche Verpflichtung von seiner Seite zu, so ist es doch wahrlich, abgesehen von Recht und Billigkeit und Pflichten anderer Art, seiner würdiger, dieser Verpflichtung statt aus Kosten der alten durch Gründung einer neuen Universität nachzukommen. Daß aber die Wissenschaften dabei nicht verlieren, sondern nur gewinnen würden, daß eine dritte Universität nicht nur nicht überflüssig, sondern eher kurz oder lang nöthig sein würde, wäre leicht zu beweisen⁶⁾. Es haben sogar die Juristen in der Sache Theilhabenden schon ohne Unterstützung des Staates bekanntlich diesen Weg eingeschlagen, durch Errichtung der londoner Universität. Die Ursachen des geringen Erfolgs dieser Unternehmung können hier nicht weiter erörtert werden, so viel aber ist gewiß, daß es nur einer entscheidenden Unterstützung von Seiten des Staates bedürfte, um durch und in dieser Anstalt alle billigen und wirklich wissenschaftlichen (wenn auch nicht die politischen) Bedürfnisse der Gegner der alten Universitäten zu befriedigen. In welcher Art, unter welchen Bedingungen und in welcher Ausdehnung diese Unterstützung stattfinden müßte, kann hier nicht untersucht werden, da aber die Zeit selbständiger Corporationen auch in England zu Ende läuft, so daß wenigstens gegen Errichtung neuer Anstalten in dieser Form manches einzuwenden wäre, und da ein bloßer Privatverein hier nie ausreichen würde, so möchte kaum ein anderer Ausweg bleiben als die londoner Universität zu einer Staatsanstalt zu machen und überhaupt für eine ähnliche Ertikung und Einrichtung zu geben, wie diejenige, welche in neuerer Zeit die teutschen Universitäten erhalten haben. Die Kosten würden schwerlich so bedeutend zu sein brauchen, als man wohl glauben möchte, da z. B. hinsichtlich des wissenschaftlichen und sonstigen materiellen Apparats (Bibliotheken, Sammlungen aller Art, Hospitales, Universitätsgebäude &c.) fast alles schon überreichlich in London vorhanden ist, und es nur darauf ankäme, die Bedingungen der Benutzung zum Vortheile der Universität festzustellen, was zwar seine Schwierigkeiten haben würde, aber doch endlich zu Stande zu bringen wäre. Dies allein würden wir als eine würdige und entsprechende

6) Vierhundert hat 15 Millionen Gläubigern fichen, Großbritannien bei 24 Millionen (in Europa) nur sechs Universitäten: Oxford, Cambridge, London, Edinburgh, Glasgow und Dublin; Aberdeen und St. Andrews sind factisch ganz eingegangen.

Lösung der Aufgaben der Zeit hinsichtlich des englischen Universitätswesens ansehen können. —

Geschichte der Universität Oxford. Eine legend ausführliche und erschöpfende historische Monographie dieser waltenden Universität würde bei dem Reichtum und dem Interesse des Stoffes die Grenzen, welche uns in diesem Artikel gesetzt sind, um so mehr überschreiten, da dabei viele Punkte in Betracht kommen, welche eigentlich dem Gebiete der Geschichte der Universitäten im Allgemeinen angehören. Wir müssen uns daher mit einer kurzen, die Hauptmomente in ihrer allgemeineren Bedeutung hervorhebenden Übersicht begnügen, und auch bei dieser Beschränkung müssen wir uns im Voraus darüber rechtfertigen, daß wir in Beziehung auf manche wichtige Punkte keine definitiven, bestimmten Resultate, sondern nur vorläufige und wahrscheinlichkeits Annahmen geben können. Es sind nämlich die historischen Forschungen über diesen Gegenstand, von dem man in mehr denn einer Hinsicht glauben sollte, daß er vor vielen andern Bearbeiter hätte finden müssen, doch bisher so außerordentlich dürftig geblieben, daß sie sich (abgesehen von ganz unwissenschaftlichen Übersichten) kaum über ein noch immer ziemlich mangelhaftes Compiliren von Materialien erhoben haben, und daß über die wichtigsten Punkte, jamaal der Geschichte der Entwicklung der innern Organisation der Universität, kaum die Fragen begriffen und gestellt worden, auf deren Beantwortung es ankommt, geschweige denn diese Beantwortung selbst versucht oder gar gelungen ist. Diese Erscheinung läßt sich größtentheils durch das bekannte spanische Sprichwort von dem Hunde des Wäzners, „der weder selbst frist noch es andern gönnt“, auf die Herren in Oxford angewendet erklären; denn außer Wood und dessen späterem Herausgeber Guich hat keiner von ihnen irgend etwas Erhebliches zur Förderung der Geschichte der Universität geleistet, und wer Oxford kennt, wird nicht fragen, warum kein Prosator in dieser ganzen Zeit auch nur daran denken konnte, den Schatz von Materialien zu benutzen, den der Drache des misstrauischen Corporationsgesetzes und des pedantischen Hochmuths zugleich bewacht und beschützt. Wie dem auch sei, so würde jede bestimmte Behauptung über manche Punkte theils nur das Resultat von Untersuchungen sein können, zu denen uns in diesem Augenblicke fast alle Hilfsmittel mangeln, theils aber uns zu Beweisführungen verpflichten, welche der Raum unbedingt ausschließt. Was die Gründung oder Entstehung der Universität betrifft, so bedarf es kaum einer Bemerkung, daß hier, wie bei allen organischen Elementen des mittelalterlichen Staatslebens (jamaal des Alteren) von einer bestimmten Zeitangabe gar nicht die Rede sein kann, indem die ersten Nachrichten immer nur das Dasein, nie die Entstehung bezugen und zum Theil staatsrechtlich anerkennen. Dasselbe ist mehr oder weniger auch in Beziehung auf die einzelnen Momente der weiteren Entwicklung der Fall, und gilt hier um so mehr, da die Entstehung der Universität jedenfalls einer Zeit angehört, welche überhaupt ganz besonders arm an historischen Zeugnissen ist. Unterzcheiden wir nämlich zunächst die Bedeutung einer Universität als Organ der höhern wissenschaftlichen Bildung einer gegebenen Zeit (studium, studium generale) von ihrer Organisation als Corporation (universitas literaria), so kann gar kein Zweifel obwalten, daß die Entstehung der Universität zu Oxford etwa in die Mitte der sächsischen Epoche fällt. Unter der Regierung des großen Alfred finden wir hier eine von ihm entweder begründete oder wieder hergestellte, jedenfalls begünstigte, von keiner kirchlichen Anstalt abhängige Schule, aus welcher, wenn auch nicht alle einem spätern studium generale zukommenden Fächer, doch jedenfalls Alles das gelehrt und gelernt wurde, was die höhere wissenschaftliche Bildung der Zeit, das Trivium und Quadrivium, umfaßte, und unter deren Lehrern mehr der gelehrtesten Männer der Zeit, ein Erigena, Grimbold, Bidas, Kenning, Kemigern, Affer ic. genannt werden. Daß das Ende der sächsisch-dänischen Epoche nach Alfred's Tode der Entwicklung dieser Keime nicht günstig sein konnte, liegt am Tage; doch beweisen wiederholte Nachrichten von der Unterbrechung der Studien in Oxford in Folge der Peststürme, daß selbige nie ganz aufhörten. So wird namentlich der Raude erwähnt, welche im J. 1002 die Dänen an Oxford mit Feuer und Schwert nahmen, wegen des Eifers, womit am St. Brigittentage die Besuche Albrecht's II. zur Ermordung der Dänen, in seinem ganzen Reiche grade hier erfüllt worden waren. Nichts sich auch Stadt und Studium unter der ungeschönten dänischen Herrschaft Kants's, welcher hier mehrmals sein Flüßlager hielt, einigermaßen erholen, so waren doch (mit Ausnahme der Regierung Edward's, des Bekenners) die letzten Zeiten der sächsischen Periode so ungünstig, daß zur Zeit der normannischen Eroberung von 750 Häusern, welche die Stadt noch hatte, über 500 nicht mehr im Stande waren, die darauf lassenden Aufgaben zu bezahlen. Mit der normannischen Periode beginnt nun in der Geschichte der Universität eine neue Epoche, ja in gewissem Sinne fängt diese Geschichte hier eigentlich an, insofern nämlich der Begriff Universität nicht bloß ein studium generale, sondern auch eine corporative Organisation voraussetzt. In den ersten Jahren der Regierung des Eroberers, litt so wol das Studium zu Oxford, als die Stadt selbst, unter der allgemeinen Verfolgung und Unterdrückung, welche alles Sächsische traf; allein sobald die Sieger diese Stellung vollends beiegt und zu der übrigen gemacht hatten, wurde sie auch als solche wieder nach Einte, Geist und Bedürfnis der Zeit begünstigt und nahm an der allgemeinen Entwicklung der Elemente des neu sich bildenden englischen Staatslebens Theil. Es lag aber in der Natur der Sache, daß sowohl das Studium als die Stadt sich als Corporationen entwickelten, und daß jenes von dem im Allgemeinen vermehrten Zuflusse der wissenschaftlichen Nahrungsstoffe der Zeit seinen reichlichen Antheil an sich zog, so daß es den Namen eines studium generale, im eigentlichen Sinne, jedenfalls nun erwarb, wenn man diesen Anspruch auch für die sächsische Epoche nicht gelten lassen wollte. Wer irgend mit der Art und Weise der Entwicklung der Zustände und Elemente jener Periode bekannt ist, der wird an eine genaue Zeitangabe der Gründung der Universitas, wol gar beiegt durch Docu-

menten, die in der Geschichte der Universität zu Oxford zu finden sind, nicht fehlen lassen. —

mente, nicht denken, welche fast immer nur das schon Vorhandene bekräftigen oder weiter ausführen. Mögen immerhin die ältesten, bisher bekannten, Urkunden, welche ausdrücklich von einem Cancellarius Universitatis, und von Scholares Universitatis sprechen, nicht weiter als auf die Regierung Richard's Erben zurückzuführen, so folgt daraus keinesweges, daß die Universitas factisch und rechtlich nicht schon unter seinen Vorgängern vorhanden war. Bismehr da es gewiß ist, daß schon Heinrich I. wegen seiner persönlichsten Theilnahme an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit (1100—1136) Beawelerc genannt, nicht nur Oxford durch Erbauung einer königlichen Burg (auf den sogenannten Bonamonta) schmückte und hob, sondern auch das Studium und die Studenten zu Oxford vielfach begünstigte, so liegt es in der Natur der Sache, daß dieses Studium, so weit es bestand, in Gestalt und Weisen einer Corporation bestand, nach der Entwickelungsstufe, welche solche damals überhaupt erlangt hatten. Wenigstens wußten wir uns keine andere Organisation und Stellung der vorhandenen Vereinigung einer Anzahl von Lehrenden und Lernenden zu denken, da eine Abhängigkeit von irgend einer kirchlichen Corporation anderer Art nirgends erwähnt wird, denn die Nachricht vom J. 1150, daß die kanonischen Geistlichen der von Robert Doyly (welchem Wilhelm der Eroberer das Bisthum von Oxford ertheilt hatte) gestifteten Kirche zu St. Georg auf der Burg, nach Doney verlegt und die Schüler, welche bisher unter ihrer Aufsicht gelebt hatten, dem Kanzler der Universität untergeben wurden, beweist eben, daß die Universität und jene Domschule (wenn es eine solche war) bisher neben einander bestanden hatten. Aber das Verhältniß, in welchem die von Alfred gestiftete Schule zu dieser eigentlichen Universität stand, können wir keine bestimmte Behauptung aufstellen, doch scheint es uns sehr wahrscheinlich, daß sie als eine der Aulæ (Halls) in die Nähe überging, und nicht unwahrscheinlich, daß dies dieselbe Aula ist, welche im J. 1249 incorporirt wurde und bis auf diesen Augenblick als University college, auf den Ehrenstitel der ältesten Tochter der alma mater Anspruch macht. Wir denn aber auch sei, so ist für uns nicht der geringste Zweifel vorhanden, daß die Geschichte der Universität im eigentlichen Sinne mit der ersten Hälfte des 12. Jahrh. beginnt, also so früh wie diejenige irgend einer andern Universität, und daß fortan nur von der weiteren innern und äußern Entwickelung und deren Bedingungen und Epochen die Rede sein kann. Ohne nun anderweitige Unterabtheilungen unbedingt zu verwerfen, können wir in dieser kurzen Übersicht nur vier Hauptperioden hervorheben. Die erste bis 1229 erscheint uns als eine Periode des allmähigen Wachstums nach Außen und des Vorherschens des Moments der Nationen in der innern Organisation. Die zweite ist eine Epoche der höchsten Blüthe im Sinn und Geist jener Zeit, in Folge des plötzlichen Zuflusses von Lehrern und Lernenden, welche im J. 1229 durch Unruhen und Verfolgungen aus Paris vertrieben worden waren. Sie reicht bis gegen die Mitte des 14. Jahrh. und ihre Bedeutung für die innere Organisation

der Universität liegt in dem allmähigen Zurücktreten des nationalen hinter das wissenschaftliche Moment, repräsentirt in dem Gradus, oder mit andern Worten in Übergang von einer nationalen Demokratie in eine wissenschaftliche Aristokratie. Unser dritte Epoche reicht von der Mitte des 14. Jahrh. bis zur Reformation, oder bestimmter ausgedrückt, bis zur Regierung der Königin Elisabeth. Dies ist im Ganzen eine Epoche des Verfalls, aber in diesem Verfall bilden sich auch durch die zunehmende Anzahl der Colleges die Elemente der oligarchischen Organisation, deren definitive Begründung diese Epoche schließt, und welche der folgenden als stabiler Charakter bleibt. Die Bedeutung dieser vierten Epoche liegt nun besonders in der Art, wie der geistige Impuls der Reformation sich auf dem Gebiete des akademischen Lebens geltend macht, und auch in dieser Hinsicht, wie in der äußern Entwickelung, zeigt sie zumal nach der definitiven Entscheidung der religiösen und politischen Kämpfe, welche aus der Reformation hervorgingen, einen vorherrschend stabilen Charakter, welcher erst in unsern Tagen durch den Geist der Reform bedroht wird, der in England die Revolution entweder vorbereitet oder abwendet.

Schon der erste Blick auf die bürre Chronologie dieser Geschichte, während der drei ersten Epochen, lehrt, daß sie im höchsten Grade stürmisch war, mehr als diejenige irgend einer der größten Universitäten des festen Landes, die doch nicht weniger als friedlich genannt werden können. Die Ursachen dieses bedeutenden Vorwärtsschlags großentheils darin, daß bei diesem eine überlegene Gewalt in unmittelbarer Nähe war, welche im Nothfalle vermittelnd oder auch wol unterdrückend einschreiten konnte. Wir finden sie in großen Städten, welche überdies noch meistens der Sitz der höchsten Staatsgewalt sind, sobald entweder die Stadt selbst ein hinreichendes Übergewicht besitzt, um die Universität im Jamme zu halten, oder die Staatsgewalt im Stande ist gegen und zwischen beide einzuschreiten. Oxford dagegen war eine verhältnismäßig kleine Stadt, deren Bedeutung jedenfalls lediglich von der Frequenz der Universität abhing. Aber eben in Folge der Nähe derselben stieg die Bedeutung der Stadt doch zu einem Punkte, der eine ziemliche Gleichheit der materiellen Kräfte zwischen beiden Theilen bedingte und also die Möglichkeit eines entscheidenden Sieges des einen oder des andern Theils um so mehr ausschloß. Reibungen mancherlei Art waren aber unermesslich und dieser Streit mußte um so häufiger zu gewaltsamen Ausbrüchen führen, da Oxford niemals auf längere Zeit der Sitz einer überlegenen höheren Gewalt war, welche hätte zur rechten Zeit einschreiten können. Die Entfernung vom Hofe war (einzeln vorübergehende Hofhaltungen und Parlamente in Oxford ausgenommen) immer zu groß, als daß jama bei der Mangelhaftigkeit und Langsamkeit aller administrativen und politischen Einrichtungen und bei dem fehlenden Rechtssinne des Mittelalters, von dorther mehr erwartet werden konnte, als sehr später Saug für den Unterliegenden bei besonders auffallenden Gewaltthaten und dann Vermittelung und Befriedigung des fränkischen Reichthums, so weit er zu ermitteln war; nicht aber durchgreifende Maßregeln zur Verhütung neuer Reibungen

und Ausbrüche. Diese Verhältnisse mußten natürlich auch hinsichtlich der Unruhen, welche im Schoße der Universität selbst vorkamen, ähnliche Folgen haben. Auch hier konnte weder von Seiten der Stadt, noch des Hofes von zeitigem Vorhausem oder vermittelndem Einschreiten die Rede sein. Die Stadt konnte höchstens durch ihre Aehnlichkeit die Verwirrung vermehren und der Hof nur spät und nur für den Augenblick wirksame Heilmittel bieten. Auch hinsichtlich der häufigen Theilnahme der Universität, an den allgemeinen politischen Bewegungen der Zeit finden wir die Wirkung derselben Abwesenheit einer controlirenden Gewalt in der unmittelbaren Nähe der Universität. Indessen ist hierbei auch der Umstand zu beachten, daß auf den englischen Universitäten weit entschiedener als auf denen des festen Landes die Landeskräfte an Zahl und Einfluß vorherrschen, und sich also die politischen Parteilagen des Volkes auf jenen bestimmter repräsentirt und weniger durch anderweitige Elemente und Interessen modificirt finden mußten, als auf diesen, und daß überhaupt im Mittelalter die Mehrzahl der Studierenden nicht dem ersten Jünglingsalter, sondern dem kräftigsten Mannsalter angehörten, in mancherlei anderweitigen Verhältnissen verschochten und theilhaftig waren, und schon insofern mehr Veranlassung und Beruf fanden an den allgemeinen politischen Bewegungen Theil zu nehmen, zumal da die Interessen der großen aristokratischen Familien und der von ihnen mehr oder weniger abhängigen Kreise, welche alle ihre Repräsentanten auf den Universitäten hatten, hier so sehr in Betracht kamen. Unter solchen Umständen ist es sogar nicht zu verwundern, daß manche politische Krise auf der Universität in einer Vereinigung der zusehends kräftigsten Repräsentanten der Parteien, in einer Art von Mikrokosmos früher zum Ausdruck kam, als in dem großen nationalen Organismus selbst, und so läßt sich der volkstümliche Glaube erklären, daß Unruhen in Oxford gleichsam als ein Vorspiel von Unruhen und Bürgerkrieg im Lande anzusehen seien, wie dies auch ein uralter monarchistischer Vers besagt:

Chronica al penes
Cum pugnant Oxonienses
Post paucos menses
Volat ira per Anglianos.

Daß in solchen Fällen die äußeren und allgemeinen Ursachen des Streites sich gar häufig mit den inneren Gesinnungen vermischen und ihnen bald zur Veranlassung, bald zum bloßen Vorwande neuer Ausbrüche wurden, lag ebenfalls in der Natur der Sache. So bietet denn die Geschichte der Stadt und Universität, während wenigstens vier Jahrhunderte eine fast ununterbrochene Reihe von Streitigkeiten zwischen Universität und Stadt, zwischen der Universität und den geistlichen Corporationen, welche sich ihr mehr oder weniger angeschlossen oder ausdrängten, zwischen nordenglischen, südenglischen, schottischen, welschen und irischen Universitätsbewohnern, zwischen Studenten und Graduierten, zwischen den Graduierten und dem Kanzler, zwischen den Graduierten der verschiedenen Facultäten, und später zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Colleges — Streitigkeiten, von denen besonders

jene zwischen Universität und Stadt (town and gown) und zwischen den Nationen der Universität nur zu häufig zu Gemüthsregungen aller Art, ja nicht selten zu förmlichen Schlachten in und vor der Stadt führten. Eine irgend vollständige Aufzählung und Erhellung solcher Vorfälle würde sogar in einer ausführlichen Monographie kaum zu rechtfertigen sein, da sie selten irgend ein Resultat, am wenigsten ein bleibendes, herbeiführen; um so mehr müssen wir uns hier auf einige wenige Punkte beschränken, bei denen solche Resultate entscheidender hervortreten. Dies ist noch am meisten in den Streitigkeiten der Universität mit der Stadt der Fall, wo die Ursachen des Streites auch bestimmter angegeben werden und in dem ganzen Verhältnisse zwischen beiden Corporationen und den unvermeidlichen vielfachen Berührungen ihrer Angehörigen klar genug vorliegen. Schon an und für sich ist die kräftige Entfaltung zweier Corporationen in solcher unmittelbarer Nähe nicht ohne Reibungen denkbar. Hierzu kam aber noch, daß sehr früh die in der Natur der Sache liegende factische Abhängigkeit der Stadt von der Universität, auf die sie hinsichtlich der Nahrung, des Handels und der Gewerbe fast ausschließlich angewiesen war und noch ist, auch formell und staatsrechtlich durch Verträge und durch königliche Befestigungen und Privilegien ausgesprochen und entwickelt wurde. Dies war insbesondere hinsichtlich der städtischen Polizei im weitesten Sinne der Fall, und der ausschließlichen Gerichtsbarkeit der Universität in allen Fällen, wo Universitätsbewohnende theilhaftig waren. Wie vielfach aber Alles dies, man denke z. B. nur an die Marktpolizei, an die Aufsicht über Tag und Gewicht, über Straßenreinigung, an die Sorge für Sicherheit bei Tage und Nacht, welche mit dem Rechte des Waffentragens in Verbindung stand, an die unzähligen Streitigkeiten zwischen bürgerlichen Verkäufern und Vermiettern und akademischen Käufern und Miettern — wie vielfach die Privilegien der Universität auf allen diesen Gebieten stehend, vertheidigt in das tägliche Leben der Stadt eingriffen mußten, bedarf keiner Bemerkung. Es lag aber weiter in der Natur der Sache, daß diese Gegenstände in demselben Maße kräftiger hervortraten, als die Universität und durch sie die Stadt an materieller Bedeutung gewann, und daß namentlich die Stadt in demselben Maße sich getrieben sah, mußte, jede Gelegenheit zu benutzen, um so demüthigende und lästige Fesseln zu zerbrechen, und daß sie lang gedährte, immer wieder angeregte Erbitterung nicht selten vergaß, daß dies Verhältniß seinen tiefen liegenden factischen Grund hatte, und daß jede Beschneidung und Beinträchtigung der Universität am Ende auch der Stadt zum Schaden gereichen mußte. In jeder Hinsicht bedeutend für die Entwicklung dieser Verhältnisse erscheint die Regierung Richard's I. In Oxford geboren, begünstigte er Stadt und Universität, so weit es seine fernern, mehr ritterlichen als königlichen Abenteuer irgend erlaubten; jense, indem er ihr dieselben Gerechtsame und Verfassung verleiht, welche London befaß, diese durch Schenkungen und Stiftung vieler Stipendien. Mehr noch als durch königliche Gunst wurde die Universität aber gehoben durch den allgemeinen

Ausschwung der mittelalterlichen Bildung, welche damals durch die Kreuzzüge und andere bekannte Momente hervorgerufen wurden, und Oxford durch Männer, wie Robert Pullen, B. von Ramesbury, Archambaud, Robert Beuhun, Simon von Durham, Alberic de Bee, Roger Infant, David Morley, Vacarius u., mitgetheilt wurde. Letzterer las schon seit dem J. 1129 über die Pandekten. Unter diesen Umständen konnte eine furchtbare Feuersbrunst, welche im J. 1190 den größten Theil der Stadt zerstörte, keine andere Folgen haben, als daß sie dauerhaftere, bequemere und schöner wieder aufgebaut wurde. Aber sehr bald führte nun auch die trügliche Entwicklung beider Corporationen zu Kriegen, zumal da die Stadt die durch Richard ertheilten Privilegien leicht zum Nachtheil der Universität deuten konnte. So wurden schon im J. 1209 die Studenten durch die Anmassungen der Bürger, besonders hinsichtlich der Hausmieten, genöthigt, zu dem bekannten Zwangsmittel eines Auszuges zu greifen, dessen Einwirkung auf Nahrung und Gewerbe in Verbindung mit dem Einschreiten der Kirche bald eine Versänkung herbeiführte. Die Bürger mußten die Hälfte der fälligen Mieten lassen und für die Zukunft sich der Exaction durch Universitätsverwandte unterwerfen. Dieser Vergleich konnte um so weniger einen dauerhaften Frieden begründen, da mit der zunehmenden Frequenz der Universität auch die Veranlassungen besonders zu Kriegen dieser Art zunahmen. Auch in dieser Hinsicht tritt nun die Bedeutung des plötzlichen Zustroms von Lehrern und Lernenden in Folge der Unruhen, welche die pariser Universität im J. 1229 zerrütteten, bedeutungsvoll hervor. Die Zahl der Universitätsverwandten in Oxford soll in der nun folgenden Periode auf 30,000 gestiegen sein und die Grenzen der Stadt mußten bedeutend ausgedehnt werden⁷⁾.

Die Studenten wohnten damals meistens in größerer oder geringerer Anzahl in sogenannten Halls (Aulae) beisammen, deren Zahl über 300 gezählt wurden, welche mit sehr wenigen Ausnahmen Eigentum von Bürgern waren. Diese hatten indessen weder das Recht, sie selbst zu bewohnen, noch anderweitig zu vermieten oder zu benutzen, so lange sich akademische Miethskleute fanden, welche dann auch für die Erhaltung des Gebäudes zu sorgen

hatten. Viele Studenten wohnten indessen auch einzeln in Bürgerhäusern zur Miete. Passende Räume für Vorlesungen u. wurden entweder in den Halls oder auch selbstständig eingerichtet und vermietet. Die nähere Verhältnisse, die Preise, die Dauer der Mieten waren, wie gesagt, eine Hauptquelle unaufhörlicher Streitigkeiten und häufiger Vergleiche der Parteien und königlicher Entscheidungen, unter denen die von 1255 am längsten geollten zu haben scheint, wonach zwei Magister und zwei erhabene Bürger gewählt werden sollten, welche auf je fünf Jahre die Mieten zu taxiren hatten. Daß die Universität schon früh das Bedürfnis fühlte, sich von dieser Abhängigkeit zu befreien und eigene Gebäude und Grundstücke zu erlangen, lag in der Natur der Sache, doch gelang ihr dies nur langsam und von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrh. werden nur etwa zwölf Halls erwähnt, welche als Eigenthum von Universitätsverwandten incorporirt und in Collegien verwandelt wurden (University, Morten, Canterbury, Durham, Balliol u., mehr gingen später wieder ein), während, wie gesagt, die Zahl der Halls sich eine Zeit lang auf 300 belief, von denen einige 100 Bewohner hatten. Von eigentlichen Universitätsgebäuden wird während dieser Zeit nur eines Verfassungshauses ausdrücklich erwähnt, welches auch zu scholastischen Zwecken gebiet haben mag, obgleich sowohl zu diesen als zu andern öffentlichen Handlungen der Universität häufig die Marienkirche benutzt wurde. Die zunächst ganz materiellen Bedürfnisse passender Localen zu solchen Zwecken trugen übrigens sehr wesentlich dazu bei, die Wichtigkeit eines neuen Elementes zu erhöhen, welches sich um diese Zeit der Universität angeschlossen und zum Theil aufdrängte. Es waren dies die geistlichen Corporationen der Franziskaner, Dominikaner, Carmeliter, Augustiner, Augustiner, einiger anderer nicht zu gedenken, welche noch vor dem Ende des 13. Jahrh. in Oxford nicht weniger als zehn Häuser gezählten, wo nicht nur eine große Anzahl von Ordensschülern Wohnung, Kost und Unterricht fanden, sondern auch zweckmäßige Localen zu scholastischen Übungen eingerichtet wurden, welche Lehrer und Lernende der Universität in so großer Zahl anzogen, daß sie einen Theil der Universität fast unmerklich wurden, während andern Theils aber deren Eiferlust und Mißtrauen erregte, zumal da die Eigenthümer es an Anmassungen wunderlicher Art und an Befehlen, die Privilegien der Universität zu schmälern, nicht fehlen ließen, wie denn überhaupt ihre ganze Stellung zu dieser als Staaten im Staate eine Quelle fortwährender Kriegen werden mußten. Besonders gilt dies von den Dominikanern. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß besonders die Bettelorden, vermöge ihrer bekannten Stellung in der theologisch-philosophischen Entwicklung der Zeit, sehr wesentlich zu der Anregung des geistigen Lebens der Universität in dieser Epoche beitrugen, wie denn schon die Namen eines Roger Bacon und Duns Scotus beweisen, welche beide dem Franziskanerorden angehörig in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. unter den Lehrern der Universität glänzten. Neben ihnen mögen für diese Epoche noch Peckham, Bracton und Folcot genannt werden. Die Gegensätze der Realisten und Nominalisten

7) Es ist hier nicht der Ort, die Glaubwürdigkeit dieser und ähnlicher Angaben aus der Zeit ausführlicher zu untersuchen; aber wie haben auch Gründe, ihnen viel mehr Glauben zu schenken, als man gewöhnlich thut, indem man vermisst, daß erstlich unter Studenten alle diejenigen begriffen wurden, welche überhaupt nach irgend einer Art von wissenschaftlicher Bildung strebten, indem die verschiedenen Abtheilungen von der Primarschule bis zur Universität sich noch nicht, sowie später, entwickelt und getrennt hatten; zweitens das allerdings grade im 13. Jahrh. ein Aufschwung des geistigen Lebens auch bei den unteren Ständen, ein Streben zu den Quellen des Wissens stattfand, der später wieder aufhob und sich erst zur Zeit der Reformation vorübergehend und dann wieder in unsern Tagen wiederholt hat; drittens, daß unter ihrer großen Zahl nicht bloß Studenten, sondern alles, was irgend mit der Universität zusammenhing, die Universität aller Art und sogar die Schüler mancher Gewerbe zu verstehen sind, welche auch später noch zu den Dienern der Universität gerechnet wurden, z. B. Wirt, Buchbinder, Schreiber u.

entwickelten sich in Oxford mit so großer Kraft, wie auf irgend einer andern Universität, und amalgamirten sich zumal seit dem Ende des 13. Jahrh. auf eine seltsame Weise mit den nationalen Gegensätzen der Nordengländer und Südengländer, indem jene sich für den Realismus, diese für den Nominalismus erklärten. Bedeutend als Hebel geistiger Bildung erscheint uns die Mitte des 13. Jahrh. auch die Begründung einer Universitätsbibliothek. Das aber das Verhältnis zwischen Lehren und Lernen den betrifft, so entwickelte sich dies im Ganzen in Oxford ungefähr auf dieselbe Weise wie in Paris. In der vorerwähnten Epoche scheint das Lehramt ganz frei gewesen zu sein, in 13. Jahrh. wurde es allmählig an den Gradus eines Magister regens geknüpft. Von festen Besoldungen und geistlichen Lehrlöhnen war damals, wenigstens bis gegen das Ende dieser Epoche, noch nicht die Rede, sondern die Lehrer waren auf das Honorar von Seiten der Zuhörer verwiesen, dessen Betrag das Resultat gegenseitiger freier Verständigung und Verabredung war. Auch in Oxford bildete sich der Unterschied zwischen eigentlichen Vortragern (ex cathedra) und bloßen Vorlesungen, welche letztere von angehenden Dozenten unter Aufsicht des eigentlichen Lehrers gehalten wurden. Die formelle Entwicklung des wissenschaftlichen Moments in den akademischen Graden, durch die Einwirkungen aus Paris begünstigt und beschleunigt, hatte einen so wesentlichen Einfluss auf die innere Organisation der Universität, daß wir hier die Hauptzüge derselben am passendsten mittheilen können. In der ersten Epoche der Universität beruhte deren Organisation hauptsächlich auf dem Moment der damals historisch begründeten nationalen Gegensätze zwischen Nord- und Südengländern. An der Spitze jeder Nation stand ein Procurator (Proctor); beide standen dem Kanzler, dem gemeinsamen durch Stimmenmehrheit beider Nationen meist auf ein Jahr gewählten Haupt der Universität, zur Seite, nicht nur um ihn in seiner Amtsführung zu unterstützen, sondern auch zu kontrolliren. Auch die Proctors wurden eigentlich nur auf ein Jahr gewählt, obgleich, wie auch der Kanzler, häufig wieder gewählt. Die gesetzgebende und kontrollirende Gewalt, sowohl in der Universität selbst, als in den beiden Nationen, lag wesentlich in der Gesamtheit der Studierenden (Scholares) und die Verfassung war also eine entschieden demokratische. In dieser demokratischen Masse entwickelte sich nun seit dem Anfange des 13. Jahrh. und besonders durch die Einwirkungen vom festen Lande eine wissenschaftliche auf dem Gradus beruhende Aristokratie, und es ist nun die Frage, wie die Verhältnisse theils zwischen beiden Momenten, theils in denselben sich entwickelten. Eine irgend genügende und ins Einzelne gehende Beantwortung dieser Frage zu geben, sind wir aber noch keinesweges vorbereitet und müssen uns zumal hier auf ganz allgemeine Andeutungen der Hauptpunkte beschränken. Das Hauptresultat dieser Entwicklung finden wir darin, daß die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten und zumal das Recht der Wahl und der Wählbarkeit zu der Kanzlerwürde und andern bedeutenden Stellen von der Demokratie der Nationen auf die freilich noch

immer zahlreiche Aristokratie des Gradus überging, welcher ursprünglich nur, wie es in der Natur der Sache lag, die formelle Leitung der wissenschaftlichen, besonders der lebenden, Thätigkeit der Universität zuzustand. Als das der wissenschaftlichen Aristokratie in dieser Hinsicht eigenthümliche Organ erscheint schon im Laufe des 13. Jahrh. die sogenannte Congregatio Magistrorum regentium, welche alle Fragen in Beziehung auf Ertheilung des Gradus etc. entschied, während die alte demokratische Versammlung der vereinten Nationen mit dem Ausdruck Convocatio Scholarum bezeichnet wurde, obgleich dieser Unterschied erst später so bestimmt ausgebildet erscheint, daß nicht auch gelegentlich für die demokratische Versammlung der Ausdruck congregatio im allgemeinen Sinne gebraucht wurde. Ebenso wenig erschienen Anfangs die Funktionen der Convocatio und Congregatio so bestimmt getrennt, indem es in der Natur der Sache lag, daß die aristokratische Congregation jede Gelegenheit benutzte, ihre Befugnisse von dem wissenschaftlichen Gebiet auf das politische, geschäftliche, auszuweiten, wie denn, um nur ein Beispiel anzuführen, noch im J. 1294 der Fall vorkommt, daß der Kanzler von den Magistris in congregatioe und nicht von den Scholaribus in convocatioe gewählt wurde. In Vorwänden und Veranlassungen zu solchen Urtupationen konnte es um so weniger fehlen, da auch, abgesehen von dem nächsten unmittelbaren Einflusse der Entwicklung dieses neuen Elements auf Kosten der Nationen, deren besten Kräfte es nach und nach an sich zog, noch andere Ursachen sich vereinten, um diese zu schwächen und zu zerrütten. Hierzu rechnen wir insbesondere die durch die allgemeine politische Entwicklung bedingte Einmischung von ansehnlichen nationalen Elementen, wodurch die beiden ursprünglichen und natürlichen Abtheilungen der Nord- und Südengländer mehr und mehr verwischt und verwirrt wurden, eben weil, wie es scheint, jene doch nicht fräglich genug waren, sich selbständig neben diesen zu entwickeln. Wenigstens ist nie die Rede von andern nationalen Procuratoren neben den beiden Genannten, dem northen und southen proctor; obgleich wir freilich noch nicht im Stande sind, genauere Nachweisungen über die eigentliche Stellung der walisischen, irischen und schottischen Studenten zu den beiden alten Nationen zu geben. Sie wurden zwar als Nationen genannt und erscheinen in den Kämpfen der Nationen bald auf der einen, bald auf der andern Seite, aber von einer bestimmten und getrennten Organisation ist nirgends deutlich die Rede. Noch mehr gilt dies bezüglich von den eigentlichen Ausländern, deren Zahl obgleich nur in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. sehr bedeutend war; unter denen jedoch allerdings gelegentlich einige, z. B. die aus Gombrois, als Nation bezeichnet werden, obgleich schwerlich im eigentlichen Sinne. Rechnet man hierzu noch, daß ebenfalls in Folge der politischen Entwicklung der englischen Zustände der Gegensatz zwischen Nord- und Südengland mehr und mehr verwischt wurde, so kann es nicht befremden, daß auch dessen mitroländische Wiederholung auf der Universität allmählig seine Bedeutung verlor, und nur zu einem gemächlichen

mäßigen Vorwand, oder einer leeren Form und einem sinnlosen Heißgier für Gegenstände anderer Art, oder auch für Unordnungen und Robereien aller Art bedarfen. In welchen Abständen der Verfall der nationalen Organisationen stattfand, in welcher Epoche sie als factisch, in welcher als auch formell ganz aufgelöst und vernichtet anzusehen sind, darauf können wir uns hier nicht weiter einlassen, und bemerken nur, daß zwar noch bis zum Anfange des 16. Jahrh. gelegentlich nicht nur von blutigen Streitigkeiten zwischen Nord- und Südbengländern, sondern auch von einem northern und southern proctor der Rede ist, ohne daß man deshalb berechtigt ist zu schließen, daß sich die Organisation und Stellung der Nationen so lange erhalten hätte. Was namentlich die Proctors betrifft, so erhielt sich wie die bestimmte Zahl von zweien, so auch die unterscheidende nationale Benennung noch lange, nachdem beide ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hatten und die Proctors aufgehört hatten, die Nationen zu repräsentiren, vielmehr von der graduirten Aristokratie und aus ihrer Mitte gewählt wurden. Wenigstens finden sich schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. mehrere Verordnungen, worin nicht nur strenge Strafen gegen solche ausgesprochen werden, welche aus irgend einer Weise die alten Streitigkeiten der Nationen wieder anregen und befehligen sollten, sondern worin ausdrücklich jeder Gegensatz als in dem größten nationalen Organismus nicht mehr vorhanden und deshalb auch auf der Universität nicht mehr zu bilden, noch anzuerkennen bezeichnet wird. Wie lange demnach auch unter der Demokratie der Studenten sich jene Gegensätze als Tradition oder Vorwand erhalten haben mögen, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß schon im Laufe der zweiten Epoche der Geschichte der Universität und vor der Mitte des 14. Jahrh. jene Demokratie und in ihr die nationalen Gegensätze von jeder wesentlichen Theilnahme an der Leitung der Angelegenheiten wenigstens factisch entfernt und diese ganz auf die graduirte Aristokratie übergegangen war, so daß in der folgenden Epoche nur noch von einer formellen Ausbildung und Anerkennung dieses Verhältnisses die Rede sein konnte. Damit soll aber nicht gelugnet werden, daß noch bis zum Ende jener zweiten und im Anfange der folgenden Epoche vorübergehend in den Nationen wieder einigen Einfluß gewonnen, wie denn z. B. noch im J. 1344 bei Gelegenheit einer freiwilligen Kammerwahl zwei Senatoren, ein nördlicher und ein südlicher, erwählt wurden; aber auch dies blieb in dem Kreise der graduirten Aristokratie, und muß wohl nur so verstanden werden, daß auch nach der Auflösung der demokratischen in zwei Nationen getheilten Klasse der Studenten in jener aus ihnen hervorgegangenen Aristokratie jener Gegensatz noch eine Zeit lang nachhallte, obgleich er in dem überwiegenden gemeinsamen aristokratischen Interesse bald seine Bedeutung verlieren mußte. Ubrigens konnte die Auflösung der Studenten von der Theilnahme an der Leitung der Angelegenheiten, an den Beratungen und Wahlen der Convocation keinesweges ohne bürgerlichen Widerstand erlitten werden, der nicht selten (z. B. besonders im J. 1347) zu offener Gewalt führte, wobei zwar die Studenten für

den Augenblick die Oberhand behielten, aber wodurch auch die königliche Gewalt um so mehr bestimmt werden mußte, zu ihrem Rechtthum und zu Gunsten der Aristokratie einzuschreiten. Die formelle Entwicklung dieser Verhältnisse fand nun besonders in folgender Art statt: Während früher die Congregation der Magister sich bestreute, ihren Einfluß auf Kosten der Convocation auch über die Grenzen der wissenschaftlichen Angelegenheiten auszudehnen, hörte diese Tendenz in dem Maße auf, als die graduirte Aristokratie sich aus dieses letzteren, ursprünglich demokratischen, Organ ausschließlich angeeignet hatte, und so traten beide Organe allmählig wieder bestimmter in ihr ursprüngliches Verhältniß zu einander und zu dem Ganzen, so daß die Congregation als Organ des wissenschaftlichen, die Convocation als Organ des politischen Lebens der Universität erscheint. Diese Scheidung dürfte jedoch schwerlich vor der Mitte des 15. Jahrh. als definitiv vollendet angesehen werden können, zu einer Zeit, wo schon ein drittes oligarchisches aus dem Momente der Collesges hervorgegangenes Organ in seiner Entwicklung ziemlich weit vorgeschritten war. Hinsichtlich der innern Organisation jener wissenschaftlichen Aristokratie ist schon früher bemerkt worden, daß sie sich von ähnlichen Erscheinungen auf den meisten andern Universitäten besonders dadurch unterschied, daß sie sich formell nicht in mehreren Facultäten entwickelte, sondern daß die ursprüngliche Facultas artium allein ausdrücklich in der Congregation wie in der Convocation repräsentirt und anerkannt blieb, alle andere aber nur insofern, als ihre Graduirten durch die Magisterwürde den Artisten beigezählt wurden. Als solche hatten sie Sitz und Stimme in der Congregation und Convocation, und zwar betrugte es zu erstem noch der Regens, wodurch die Congregation immer noch eine Art von engerer Aristokratie im Verhältnisse zu der Convocation bildete. Diese Congregatio magistrorum regentium repräsentirte also eigentlich formell nur die Facultas artium, obgleich in der That die Graduirten aller Facultäten vom Magister aufwärts darin saßen, indem die Doctoren aller Facultäten als Regentes ad placidum angesehen wurden. Die Facultas artium also war es, welche formell in der Congregation alle scholastische Übungen leitete, und alle Grade, Dispensationen &c. in allen Facultäten theilte, und überhaupt die Universität als lehrende Corporation repräsentirte. Dieses Verhältniß gestaltete sich indeß sehr allmählig und nicht ohne wiederholte Verluste der übrigen Facultäten sich bestimmter und selbstständiger zu entwickeln, wie denn noch in der Mitte des 15. Jahrh. die Facultäten ihre eigenen Procuratoren hatten und durch königliche Privilegien berechtigt wurden, sich zur Vertretung ihrer Angelegenheiten zu versammeln. So gehen auch neben den Streitigkeiten zwischen den Facultäten und den Artisten, mancherlei Reibungen zwischen den verschiedenen Facultäten her und ziehen sich bis in den Anfang des 16. Jahrh., von der Zeit an aber ist in Oxford nicht mehr von Facultäten, als besonders Corporationen, die Rede und die Verschmelzung in die Congregatio und also in die Facultas actium erscheint als definitiv vollendet zu einer Zeit, wo im Gegentheil auf den

meisten Universitäten des festen Landes diese Verhältnisse sich in einem entgegengesetzten Sinn und zu Gunsten der Facultäten entschieden, deren ordentliche Lehrer fortan nicht bloß in den besondern Corporationen der Facultäten, sondern auch in den Universitäten selbst eine herrschende Oligarchie bildeten. Die Ursachen, welche in Oxford den oben angegebenen Gang bedingten, scheinen zum Theil Anfangs in den Annahmen der geistlichen Orden, besonders der Dominikaner, gesucht werden zu müssen, welche durch ihr Bestreben sich von der Facultas artium hinsichtlich der Magisterwürde und der Regens zu emancipiren, indem sie also einen Kampf begannen, den anderswo die Facultäten führten, die Behauptung der Rechte oder Ansprüche der Artisten mehr oder weniger zu einer gemeinsamen Sache der Universität machten, welche während fast anderthalb Jahrhunderte und bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, vor Erzbischöfen, Königen und Päpsten verfochten wurde. Als später die Facultäten in ähnlichen Gelegenheiten zu den Artisten traten, entwickelte sich die Oligarchie der Collegien zu fräglich, als daß auch im Falle, daß es den Facultäten gelungen wäre, sich definitiv selbständig zu organisiren, ihnen die Herrschaft der Universität hätte zufließen können, welche vielmehr factisch ganz von selbst den Collegien zu Theil wurde. Aber auch an eine bloße selbständige Existenz der Facultäten war nicht mehr zu denken, seitdem in Folge der Reformation (wie wir sehen werden) das Studium der Facultätswissenschaften von der Universität factisch gänzlich verbannt, oder doch so vernachlässigt wurden, daß sie zu leeren Formen herabsanken. Jede selbständige Entwicklung setzt aber das Vorhandensein eines entsprechenden geistigen und materiellen Stoffes voraus, und wo dieser fehlt, oder zu einer bloßen Fiktion geworden ist, da fällt jene von selbst weg; wenigstens in jenen Zeiten, wo von künstlicher, willkürlicher Fabrication von papiernen Organisationen noch nicht die Rede war. Was die sittlichen Zustände der Universität während dieser und der folgenden Epoche betrifft, so läßt sich leicht denken, daß eine Vereinigung von so vielen tausend frähtigen Jünglingen und Männern, auch abgesehen von den tiefer liegenden allgemeinen Gegenständen zu individuellen Leichtfertigkeiten und Rodeln ihrer Art Stoff und Veranlassung genug geben mußte, welche nach den Sitten, dem Geiste der Zeit oft genug zu gewaltthätigen Verbrechen aller Art führten; wie denn die Statuten und Verordnungen gegen leichtfertige Weiber, gegen Tragen und Gebrauch von Waffen, Tumult auf den Straßen etc., hier wie auf andern Universitäten fasttamm dervorhien. So werden auch die Klagen über Diebstähle, Einbruch, Raub und Mord durch wirkliche oder angebliche Studenten in Oxford und in der Umgegend zu allen Zeiten während des Mittelalters häufig genug wiederholt, und namentlich geschah es oft, daß solche, die von der Universität ausgeschlossen waren, in der Umgegend die Straßen unsicher machten, ymächst zur Rache an ihren Gegnern, oder um sie zur Nachgiebigkeit zu zwingen, dann aber auch bald als Begehrer im allgemeinen Sinne. Besonders wird viel Klage über die Irldänder geführt, welchen auch mehrmals die Auf-

nahme auf die Universität unbedingt verweigert wurde. Daß bei alle dem wenigstens in der zweiten Epoche der Universität, ihrer eigentlichen Blüthezeit, neben so vielen Gewaltthaten und Unruhen ein hoher Grad von geistlichem Leben herrschte, beweist schon die gewaltige Aufregung, welche die geistlichen Gegenstände des Realismus und Nominalismus hervorbrachten, deren Bedeutung als etwas mehr denn bloße leere Episthologien in neuerer Zeit hinreichend anerkannt ist, während auch den nationalen und politischen Begriffsden ja ursprünglich eine höhere Bedeutung nicht fehlte. Ja damals war in neuerer Zeit erscheint der höhere Grad eigentlicher sittlicher Verwilderung als Folge der Auflösung und Zersplitterung solcher Gegenstände und der individualistischen Zersplitterung und Isolirung.

Rehren wir nun zu der äußern Geschichte der Universität zurück, so zeigen sich die Folgen ihrer sittlichen und gewaltigen materiellen und geistlichen Entwicklung gar bald in der größten Häufung und Wichtigkeit der Reibungen zwischen den in ihr und ihren Umgebungen enthaltenen Gegenständen aller Art. So kam es im J. 1249 zu einem sehr heftigen Ausbruche der immer wieder sich häufenden Feindschaften zwischen Universität und Stadt. Ein Student von Adel wurde mit Empörung der Grausamkeit von Bürgern ermordet, die Studenten rächten sich besonders durch einen Auszug, und kehrten erst zurück, nachdem die Stadt hierdurch und durch Kirchenstrafen zu Buße und Anerkennung der akademischen Privilegien gezwungen worden. Noch deutlicher und dringlicher zeigte sich die materielle Bedeutung der Universität bei Gelegenheit der allgemeinen politischen Unruhen während der Regierung Heinrichs III. Schon das in Oxford gehaltene sogenannte parlamentum lazarum mochte die Theilnahme der Universität an den Verhältnissen vorbereiten haben und eine förmliche Schlaube, welche in demselben Jahre zwischen den Nationen geliefert wurde, galt als Vorspiel des sogenannten Baronskrieges (Barons war). Der Antheil der Universität an demselben ist indessen nicht ganz klar und die Widersprüche der Berichte nur durch die allerdings sehr nahe liegende Annahme zu vereinigen, daß die schon vorhandenen nationalen Parteilungen Anfangs auch den verschiedenen politischen Parteien sich angeschlossen, später aber (vielleicht durch Maßregeln des Königs, wodurch sich alle verlegt sahen) bewogen wurden, sich gegen ihn zu vereinigen. Möglich auch, daß ihre ersten Schritte in diesen Unruhen lediglich durch die Opposition gegen die Stadt bestimmt wurden, und daß erst später anderweitige Rücksichten das Übergewicht erlitten. Jedenfalls finden wir im J. 1263 einen heftigen Kampf zwischen Studenten und Bürgern, veranlaßt durch die Erscheinung des Prinzen Edward vor den Thoren der Stadt, indem die Bürger als Anhänger der Barone und Simon's von Montfort ihm den Einlass verweigerten, die Studenten aber ihn entweder einließen, oder doch zu ihm hinauszulieben wollten, und von den Bürgern, welche die Thore besetzt hatten, an diesem verhindert wurden. In Folge dieser Unruhen gebot oder erlaubte der König den Studenten, sich nach Northampton

zu begeben und dort ein Studium zu begründen, wodurch er, wie es scheint, die Stadt Straßen und die Universität überhaupt vor neuen Unruhen und Gewaltthatigkeiten sicher stellen wollte. Die Annahme, daß jener Auszug eine freie Handlung der Feindseligkeit der ganzen Universität oder einer Partei gegen den König war, wird durch die königlichen Befehle an den Magistrat zu Northampton widerlegt, wodurch er den Studenten eine gute Aufnahme zu sichern suchte. Wahrscheinlicher ist sogar die Vermuthung, daß die Studenten geradezu von den Baronen, oder unter ihrem Schutz und Aufsehen von den Bürgern ausgetrieben und von dem Könige nach Northampton gewiesen wurden; ohgleich dann wieder ihre plötzliche Parteinahme für Simon von Montfort gegen den König unerklärlich bleibt. So scheint immerhin die Erklärung die genügends, daß die Verlegung nach Northampton theils zur Steife der Stadt Oxford, theils aus wohlgemeinter Fürsorge für die Universität vom Könige verfügt worden, daß aber eben dadurch in der Stimmung der Studenten eine Veränderung zu seinem Nachtheile hervorgebracht wurde, welche ja manche Ursache der Aneignung gegen eine solche Verpflanzung haben konnten und unter denen von vorn herein die Barone ebenfalls Anhänger hatten, welche nun das Uebergeheil erhielten. Wie dem nun auch sei, so finden wir im J. 1264 bei der Belagerung und Ertörmung von Northampton durch das königliche Heer die dortigen Studenten unter den hartnäckigsten Vertheidigern der Stadt und den König aufs Höchste gegen sie erbitet. Dennoch mußte es es geschehen lassen, daß sie, in Folge des bald darauf unter französischer Vermittelung erfolgten Vergleichs mit den Baronen, von Simon von Montfort feierlich nach Oxford zurückgeführt wurden und erst nach dessen Niederlage und Tode bei Evesham (Aug. 1265) konnte er seinen Zorn an der Universität oder doch an seines Gegners Anhängern auf derselben auslassen, indem er dieselbe im J. 1266 von dem Genusse aller akademischen und geistlichen Privilegien und Beneficien aufschloß. Schon das Aufheben der außerordentlichen Ursachen (besonders Unruhen), welche die außerordentliche Frequenz in den ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts herbeigeführt hatten, mußte eine Abnahme derselben veranlassen, und wie finden die Zahl der Universitätsverwandten am Ende der Regierung Heinrich's III. nur noch auf 15,000 angegeben. Neue Maßregeln gegen eine so zahlreiche Partei mußte diese Anzahl noch verringern, und hierzu kamen noch andere allgemeine Ursachen, welche ebenfalls zur Abnahme der Universität mitwirkten. Der in dem ganzen Entwicklungsgange der Civilisation liegenden und auch in Beziehung auf die Universitäten des selben Landes wirksamen Ursachen der abnehmenden Frequenz (z. B. Richtung vieler Kräfte auf Handel und Gewerbe, Anziehungskraft der geistlichen Orden u.) nicht zu gedenken, mußte in England auch die schon unter Edward I. noch mehr aber unter Edward III. überhandnehmende kriegerische Richtung der nationalen Affecten nach Außen, besonders gegen Schottland und Frankreich, dann die gerade hier am höchsten gesteigerten Eingriffe der Päpste durch

die Verlegung (Provision) geistlicher Beneficien an Ausländer (sodas den Universitätsverwandten kaum die Aussicht auf das Wenige blieb, was jene ihnen gegen Übernahme der Zerstörung und anderer Leistungen zuwerfen machten) wesentlich zur Abnahme der Universitäten beitragen. Hierzu kam die Fortdauer der gewöhnlichen innern Unruhen, und außerordentliche Heimsuchungen mancher Art. So kam es namentlich wieder im J. 1273 zu blutigen Gefechten zwischen Korb- und Südringkämpfern, und ohgleich ein Vergleich und die Ernennung von Schiedsmännern, wozu man sich damals vereinigte, eine Zeit lang verhältnismäßige Ruhe herbeigeführt zu haben scheint, so brachen doch 1331 die alten Feindschaften wieder so heftig aus (wobei besonders die Waleesen litten), daß ein großer Theil der Lehrer und Studenten auszog und sich in Stamford niederließ, wo schon früher ein Studium durch, wie es scheint, pelagianische Auswanderer aus Cambridge begründet worden war; und erst 1336 gelang es den eifrigsten Bemühungen des Königs und des Papstes, sie zur Rückkehr in den Schoos der alma mater zu bewegen, wo indessen, wie gesagt, grade zu der Zeit die Gegensätze der Nationen sich mit dem durch Occam wieder kräftiger angeregten Gegensatz der Nominalisten und Realisten verknüpfte und amalgamirt hatten. Hierzu kamen noch die ihrer Bedeutung nach oben charakterisirten Streitigkeiten zwischen den geistlichen und nichtgeistlichen Mitgliedern der Universität, welche sich im J. 1349 bei Gelegenheit der Kanzlerwahl in noch größerer Ausdehnung und Heftigkeit mit Gewaltthaten aller Art wiederholten. Die Verhältnisse der Universität zur Stadt waren während dieser ganzen Zeit nicht friedlicher als die innern Verhältnisse der ersten. Ohgleich die entschiedene Begünstigung, deren die Universität aus Seiten des drei Gewarde sich erfreute und wodurch ihre Ansprüche sowohl vermöge königlicher Verordnungen als parlamentarischer Entscheidungen in vollem Maße bestätigt und sogar zu dem Grade gesteigert wurden, daß die Universität seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts in dem Grade, den die städtischen Magistrats und eine Anzahl der angesehensten Bürger dem Kaiser leisten mußten, und wodurch sie sich verpflichteten, nach Kräften die Privilegien der Universität vor jeder Verleumdung zu schützen, eine Art von Lebensband (snath of sealty) sehen wollte — ohgleich alles dies die Bürger im Ganzen im Baume hielt und zwang, sich in ihre untergeordnete Stellung zu fügen, so schloß es doch nie an Reibungen mancherlei Art und im J. 1297 führten diese wieder zu einem Auszuge der Studenten. Durch den unvermeidlichen Schaden an Erwerb und Gewerbe mehr, als durch den Kirchenthum und ernste Drohungen des Königs, wurde die Stadt auch diesmal gezwungen nachzugeben und die Rechte und Privilegien der zurückkehrenden Universität anzuerkennen; aber diese griffen in zu vieler Hinsicht in das tägliche Leben der städtischen Corporationen ein, als daß nicht sehr bald der alte Groll wieder die Dorthan gewonnen hätte, dessen Ausbrüche bei jeder Gelegenheit zu fürchten waren. Zwei Momente vereinigen sich nun, um in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Krise herbeizuführen, welche

in mancher Hinsicht wesentlich dazu beitrug, diese Zeit zu einem Abschnitt in der Geschichte der Unversität zu machen. Bald nach den oben erwähnten Unruhen wegen der Wahl eines Kanzlers brach in Oxford eine heftige Seuche aus, welche besonders unter den Studenten große Verderbungen anrichtete und die übriggebliebenen zwang, die Stadt zu verlassen und sich überall hin zu zerstreuen, wo man sie nur aufnehmen wollte. Es blieben die Studien zu Oxford während einiger Jahre ganz und gar unterbrochen, und wurden erst im J. 1353 mit einer gegen die frühere Frequenz sehr geringen Anzahl von Studenten wieder eröffnet. Schon diese Abwesenheit und Schwächung des Segners mochte bei den Bürgern die Ansicht befördern, daß es nun Zeit sei, auf irgend eine Weise eine günstigere Entscheidung der alten Streitpunkte herbeizuführen, da ohnehin während der Unterbrechung der Studien die Aufsicht der Universität über städtische Angelegenheiten factisch aufgehört hatte und die Wiederherstellung der alten Verhältnisse mehr oder weniger den Charakter von neuen Annahmen trugen, über doch den Beteiligten so erschienen. Diese Stimmung erhielt neue Nahrung durch die Maßregeln, wodurch Edward III. die Erneuerung der alten Unruhen und Gewaltthatigkeiten in der gleichsam neu gegründeten Unversität zu verhindern suchte, indem er die städtischen Magistrats auf eine solche Weise zur Mitwirkung bei der Handhabung der Verordnungen gegen ungesellige Versammlungen, Waffentragen, Prümgschweifen und andere Unordnungen von Seiten der Studenten aufordnete und berechtigte, daß dadurch allerdings jenen Veranlassungen und Vorwände gegeben wurden, sich nicht nur der akademischen Polizei zu entziehen, sondern sogar sich mancherlei positive Eingriffe in dieselbe zu erlauben. Da dies nicht ohne Widerstand oder wol gar Repressalien von Seiten der Universität und ihrer Angehörigen abließ, so stieg bald die Erbitterung auf beiden Seiten zu einem solchen Grade, daß es nur einer geringen Veranlassung bedurfte, um einen furchtbaren Ausbruch herbeizuführen. Eine solche fand sich nun, als am Tage St. Scholastici 1354 einige Studenten mit einem Schenkweibe wegen seines schlechten Weines Streit bekamen und ihm endlich die Fäusten auf dem Kopfe versetzten. Die Nachbarn, welche längst auf eine solche Gelegenheit gewartet hatten, fielen nicht nur sogleich über diese Studenten her, sondern zogen auch an Sturm zu lauten, worauf die Bürger zu den Waffen eilten und die wehrlosen Studenten auf Straßen und Plätzen in der ganzen Stadt angriffen. Nachdem diese sich auch, so gut sie konnten, bewaffnet hatten, dauerte der Kampf die ganze Nacht hindurch, wobei die Studenten sich besonders in der Marienkirche mit großem Muthe vertheidigten. Am Morgen gelang es endlich dem Kanzler und andern Wohlgefinnten, einige Ruhe zu schaffen und die Studenten legten auf seinen Befehl die Waffen nieder. Dies benutzten aber die Bürger verrätherischer Weise, indem sie von Neuem über die Wehrlosen herfielen, welche indeß sich bald wieder ermannten und bewaffneten und bis gegen Abend nicht nur manakast vertheidigten, sondern sogar

sich der meisten Stadthore bemächtigten. Um Mitternacht jedoch brang ein Haufe von mehreren Tausend bewaffneten Lankeuten, von den Bürgern durch Geld und Versprechungen herbeigezogen, in die Stadt, und nun mußten die Studenten das Feld räumen und suchten sich in ihren Colleges und Häusern zu vertheidigen. Aber auch diese wurden in der Nacht und während der folgenden Tage von Bürgern und Lankeuten erkrant, geplündert und zum Abriß verurtheilt, alle Studenten, besonders aber die Geistlichen, die darin betroffen wurden, erschlagen und noch an den Leichenmauern die lange gedachte Buße ausgelassen. Die übrigen fielen nach allen Seiten, die Schredensklunde verbreitend. Erst nach mehreren Tagen kamen die Bürger zur Besinnung und zur Erkenntniß der Folgen, welche so unerhörte Gräuelt hat die Abster um so unsehbarer haben mußten, da von dem Könige seinem ganzen Charakter nach ein kräftiges Einschreiten sicher zu erwarten stand und auch die Kirche in so vielen ihrer Angehörigen, gegen welche ganz besonders die Buße der Bürger sich gerichtet hatte, schwer beleidigt war. Bald wurde auch die Stadt mit dem Kirchenbanne belegt und Edward III. sandte außerordentliche Kommissare nach Oxford, um die Sache zu untersuchen, welche sogleich den Mayor und die Balthis der Stadt, sowie den Scheriff der Grafschaft nach dem Tower sandten und viele der der eifrigsten Theilnahme werdenden Bürger verhaften ließen. Die Universität, im Gefühl ihres Unglücks und ihrer Schwäche, legte alle ihre Privilegien und Rechte in die Hände des Königs nieder, ihm allein die Entscheidung überlassend, ob und unter welchen Bedingungen sie fortbestehen sollte, damit aber auch fortan an ihre Sache zu der feigen und feiner Nachfolger machend. Die Stadt, im Bewußtsein ihrer schweren Schuld, suchte durch eine ähnliche Selbstermüthigung den Zorn des Königs zu besänftigen und ersogte ebenfalls allen ihren Privilegien und Rechten zu Gunsten des Königs, dem auf solche Weise völlig freie Hand in der Anordnung der freiligen Grenzen und Verhältnisse gegeben war. Die Entscheidung erfolgte im Wesentlichen durch eine königliche Verordnung vom 18. Jun. 1356, worin im Ganzen die früheren Verhältnisse wiederhergestellt und namentlich die Privilegien der Universität hinsichtlich der Gerichtsbarkeit und der Polizei erneut und bekräftigt, aber auch die Stadt in ihren wohlverordneten Rechten nicht weiter verfürzt wurde; ein bemerkenswerthes Beispiel des Rechts- und Billigkeitsfinnes, den jene Zeit neben und trotz so vielen gewaltthätigen Elementen und Verbrechungen auf eine Weise bewachte, die unsere Zeit wohl beschämen könnte, wo man so geneigt und bereit ist, gegen jede verzinnte oder doch vorübergehende Störung der Ruhe, mit sogenannten durcheinander Maßregeln einzuschreiten, wodurch Recht, Besitz und Zustand rücksichtslos und in alle Ewigkeit zerstört oder verwandelt werden. Die eigentliche Bestrafung der Schuldigen fiel bei der Schwierigkeit, den Antheil Einzelner zu ermitteln, bei dem Charakter und der Wendung, welche die ganze Sache genommen hatte und wodurch sie mehr als ein gemeinsames Unglück erschien, und bei den Härten, welche

von allen Seiten und sogar von der Universität selbst eingelegt wurden, mild genug aus, indem die gleich Anfangs verhafteten Bürger zum Schadenersatz und einer Geldbuße von 200 £. an die Universität verurtheilt wurden. Vom Kirchenbanne wurde die Stadt erst im J. 1357 befreit unter der Bedingung, daß die städtischen Magistrats und die angesehensten Bürger fortan alljährlich auf St. Scholastica's-Tage eine Geldsumme für die Geschoffenen leisten lassen und ihr persönlich in aller Freilichkeit beistehen oder in eine Buße von 100 Mark versallen sollten. Mit dieser blutigen Krise erschienen diese Verhältnisse als definitiv geordnet, und obgleich die Stadt später zu zwei verschiedenen Epochen die allgemeinen Zeitverhältnisse zu benutzen suchte, um eine Veränderung zu ihrem Vortheile herbeizuführen, nämlich zur Zeit der Reformation und während der bürgerlichen und kirchlichen Unruhen des 17. Jahrh., so hatten diese Versuche doch kein bleibendes oder auch nur vorübergehend bestimmtes und anerkanntes Resultat, weshalb wir auf diese Seite der Sache nicht wieder zurückkommen brauchen.

Wir haben schon oben den Zeitpunkt der so eben mit einiger Ausführlichkeit berichteten Ereignisse als einen Abschnitt in der Geschichte der Universität bezeichnet und sie trugen ohne Zweifel dazu bei, der folgenden Epoche den doppelten Charakter des Verfalls und der Reorganisation aus neuen Elementen und nach neuen Gesetzen zu geben. Begrifflich ist es, daß schon die beiden furchtbaren Schläge, welche die Universität betroffen hatten, die Ursache und der große Tumult, ihrer Frequenz auch nach günstiger Entscheidung der freigeigen Verhältnisse auf längere Zeit Eintrag thun mußten. Dies war aber um so mehr der Fall, da die schon oben angedeuteten und seit dem Anfange des 14. Jahrh. wirksam bleibenden Ursachen der Abnahme des Zuwachses zu akademischen Studien, insbesondere die päpstlichen Provisionen und die auswärtigen Kriege in noch höherem Grade wirksam blieben, wozu in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. noch die Verriätung aller innern Verhältnisse durch den Kampf der Häuser York und Lancaster sich gesellte. Als charakteristisch führen wir an, daß schon im J. 1417 auf einer Synode in London gefaßt wurde, daß die Studenten in Oxford alt und grau würden, ohne ein kirchliches Beneficium erlangen zu können, da fast alle durch päpstliche Provision an Fremde oder doch ohne Rücksicht auf akademische Studien vergeben würden. Eine damals beliebte Constitution zur Bestimmung und Sicherung der andern Ansprüche der Graduirten der Universität auf kirchliche Beneficien brauchte hier nicht weiter berücksichtigt zu werden, da sie keine Abhilfe zu schaffen vermochte, so lange die Quelle des Übels in Rom nicht geköpft werden konnte. Die unter solchen Umständen ansehnliche Abnahme der Frequenz (welche am Ende des 14. Jahrh. nicht über 5000 betrug), obgleich wesentlich und zunächst ein nur äußerliches Moment, wirkte doch auch einen unmittelbaren Einfluß auf die innern Zustände der Universität üben, indem dadurch die Collegien eine immer größere Verdrüßung erlitten. Eines Theils nämlich lag es in der Natur der Sache, daß während die große

Masse der Studenten sich verlor und nicht wiederkehrte, diejenigen, deren Existenz als Mitglieder der Collegien (der festen Punkte gleichsam) namentlich auch vor den Annahmen der bürgerlichen Besitzer der Halls gesichert waren, auf der Universität blieben, oder nach solchen Stürmen immer wieder dahin zurückkehrten, daß überhaupt die Collegien und ihre Bewohner fast der einzige Ueberrest, die einzigen Repräsentanten der Universität wurden. Ihre Zahl war aber schon vor dem großen Tumult auf neun gesunken, wozu noch eine größere Anzahl von Halls kamen, die durch Schenkung oder Kauf in die Hände der Universität oder der Collegien gekommen waren. Nachdem die Universität auf diese Weise ganz von selbst schon den Charakter eines Vereins von Collegien und solchen akademischen Halls erhalten hatte, indem die früher neben diesen sich in bürgerlichen Halls und Häusern herumtreibende Menge wegfiel, lag es weiter in der Natur der Sache, daß etwa einige Ökonomen der Universität sich besonders durch Stiftung von solchen Halls und Collegien zu weihen suchten, da ohne die Aufsicht auf akademische Beneficien zum Erlasse für die vorerhaltenen kirchlichen kaum mehr Jemand sich entschließen mochte, die Universität zu beziehen. So entstanden, während einige ältere eingingen, noch vor der Reformation sechs neue Collegien, von denen Christchurch, das letzte und größte, ursprünglich vom Cardinal Wolsey gestiftet, schon den Anfang einer neuen glänzenden Epoche der Universität verankert. Daß unter solchen Umständen nach und nach die Collegien und ihre permanenten Mitglieder und Vorstände einen überwiegenden Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten erhalten mußten, bedarf ebenfalls keines weitern Beweises, und in welcher Art dieser Einfluß bald auch formell anerkannt wurde, werden wir später sehen. Die abnehmende Frequenz der Universität hatte aber auch einen entschiedenen Einfluß auf die äußerliche Gestaltung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit. Die Lehren konnten fortan nicht mehr von den Honoraren ihrer Zuhörer bestehen, sondern mußten durch bestimmte Einnahmen gesichert werden. Somit war für solche, die den guten Willen und die Mittel besaßen, als Wohlthäter der Universität aufzutreten, die Stiftung und Dotirung von Lehrstühlen gleichsam vorgeschrieben, da ohne eine solche Sicherheit sich keine tüchtigen Lehrer mehr finden und die Studien endlich ganz aufhören mußten; und so finden wir denn auch, daß besonders seit der Mitte des 14. Jahrh. theils an der Universität selbst, theils in einzelnen Collegien Lehrstühle mancherlei Art fundirt wurden, obgleich einige schon früher, namentlich auf Antrieb des Papstes Clemens V., entstanden waren. Allein alle diese Vergünstigungen von Seiten einzelner, zum Theil fürstlicher, Wohlthäter reichten nicht hin, die allgemeinen ungünstigen Einflüsse der Zeit aufzuwiegen. Obgleich wurden die Einnahmen solcher Stiftungen während der Verdrüßungen der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. sehr geschmälert, oder blieben auch ganz aus, und namentlich wird angeführt, daß die Bischöfe und andere hohe Geistliche die von ihnen gestifteten Stipendien einziehen, um am Orte mit größerm Glanze leben zu können. Das

auch das wissenschaftliche Leben der Universität, trotz der Anstellung besoldeter Lehrer, den allgemeinen Verfall der katholischen Bildung des Mittelalters theilen mußte, lag in der Natur der Sache, und trotz der Verdienste eines Gaunbler und Linacre fand die Wiederbelebung humanistischer Studien im 15. Jahrh. in Oxford wenig Eingang, ehe die Reformation den Katholicismus definitiv verdrängt hatte. Hierzu trug theils die allgemeine Zerrüttung der Beiten bei, theils aber auch der Umstand, daß jene Anregungen nicht früher und entscheidender als auf dem festen Lande eine der katholischen Kirche feindselige und bestimmte religiöse Richtung der Bildung und seinen Anhängern nahm, welche natürlich der Verfolgung von Seiten der Kirche nicht entgehen konnten. Mit und in ihnen wurden aber die Regungen eines neuen wissenschaftlichen Lebens auf der Universität beschränkt, was nicht ganz unrichtig; wie denn ausdrücklich um die Mitte des 15. Jahrh. berichtet wird, daß die a's Bisthümer verdächtigen und verfolgten Mitglieder der Universität fast die einzigen seien, welche sich noch um das Studium der griechischen Sprache bekümmerten. Unter solchen in jeder Hinsicht ungünstigen Umständen kann es nicht be fremden, daß, nachdem die Universität noch der Aufhebung zur Verschickung des consanzer Concilium Folge geleistet hatte, sie zum bafeler Concilium aus Apathie und Armut keine Deputirten schickte, und daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. die Zahl der Studierenden nicht viel über 1000 betrug. Als eine in gewisser Hinsicht allerdings wünschenswerthe Folge dieser allgemeinen Schwäche kann man zwar die in demselben Maße abnehmende Häufigkeit oder doch Bedeutung und Gewaltsamkeit der Kreibungen zwischen den verschiedenen oben angedeuteten Gegenständen ansehen, welche natürlich von jenem Erasmus mit ergiffen wurden; aber wir haben schon bemerkt, wie wenig daraus aus eine höhere sittliche und wissenschaftliche Blüthe zu schließen ist. Ueberdies verloren jene Gegenstände zwar größtentheils ihre Bedeutung; doch hörten sie nie ganz auf und es gestellten sich zu den früheren Veranlassungen noch gelegentliche Feindseligkeiten zwischen den Mitgliedern verschiedener Collegien.

Dies war der Zustand der Universität zur Zeit des Aufbruchs der Reformation, welche auch auf diesem Gebiete so wesentliche Veränderungen hervorbrachte, daß wir in ihr den Anfang einer neuen Epoche in der Entwicklung der Universität erkennen, in welcher diese allerdings in gewisser Hinsicht wieder zu einer sehr dauerhaften Blüthe gelaugt, in anderer Hinsicht aber auch unübersteigliche Hindernisse einer höheren Entwicklung findet. Was äußere materielle Wohlfahrt betrifft, so fielen die verschiedenen Krisen und Wechsel der Entwicklung der Reformation von den ersten Streitigkeiten Heinrich's VIII. mit dem Papste der Kirche bis zur definitiven Entscheidung zu Gunsten der bischöflichen Kirche und der königlichen Suprematie, immer zum Vortheile der Universität aus, und die politische materielle Bedeutung, welche sie dadurch erhielt, war es eben, welche ihr geistiges, wissenschaftliches Leben lähmte. Die ersten Spuren weltlicher Lehren zeigten sich in Oxford schon im J. 1521,

wo sie als lehrerlich verdammt und dahinschlagende Schriften verbrannt wurden, während zugleich doch die beginnende Spoliation der Klöster der Universität zu Gute kam, indem Cardinal Wolsey, ihr freigelegter Beschützer und Stütze, ihr Manches von der Brute zuwandte und namentlich durch Begründung des prachtvollen Cardinalcolleges sich ein bleibendes Denkmal zu setzen gedachte. Nach seinem Sturze schien es eine Zeit lang zweifelhaft, ob der König auch in dem Protectorat der Universität die Erbschaft seines ehemaligen Stützlings antreten werde, oder ob er sie seinem Rorne gegen ihn oder seiner Habgucht opfern und in die nunmehr entschiedene Confiscation so vieler geistlicher Corporationen mit begreifen werde. Schon im J. 1532 gab die Streitigkeiten zwischen der Universität und der Stadt einen Grund oder Vorwand jene zur Auslieferung aller ihrer Privilegien und anderer Besitztümer (Charters) zu zwingen, und es war die Frage, ob sie dieselben überhaupt und in welcher Gestalt und Beschränkung wieder erhalten werde. Noch ehe diese Frage auch formell durch Zurückstellung und Verschüttung der Charters, so weit ihr Inhalt sich mit der neubegründeten königlichen Suprematie vertrug (was erst im J. 1543 geschah) zu Gunsten der Universität entschieden wurde, und während der geistlich-weltliche Doppeltrug in Befolgung der Stellen und allen andern Dingen mit der größten Billigkeit und ohne die geringste Berücksichtigung der als subscritur angesehenen Rechte der Universität verfuhr, zeigte er doch auf der andern Seite durch die großmüthige Freigebigkeit in Stiftungen und Schenkungen aller Art (mit erinnern nur an Christchurchcollege), daß er die Universität selbst als eine wesentliche Stütze der neuen Ordnung der Dinge ansehe, welche er durch seine politische Kirchenreformations begründet hatte, so daß in jener Epoche jedenfalls der Universität auf Jahrhunderte hinaus die Bewegungen der materiellen Blüthe gesichert wurden. Zugleich erhielt sie damals aber auch den vorherrschend weltlichen politischen Charakter als geistiges Organ und Mittelpunkt des jedesmal herrschenden politischen-kirchlichen Systems — als eine feste Stellung, deren dieses sich jedesmal bemächtigte, nicht um sie zu zerstören oder zu schwächen, sondern um sie zu behaupten und wol gar noch zu vergrößern. Es lag aber in der Natur der Sache, daß die jedesmalige Befolgung dieser Art von wissenschaftlicher Feste entweder zu den Fahren des Siegers schwächen mußte, oder vertrieben und durch dessen Anhänger ersetzt wurde. Bei solchen Gelegenheiten konnten manche Individuen Opfer ihrer Beharrlichkeit bei einer verlorenen Sache werden, allein die moralische Person der Universität verlor wenigstens in materieller Hinsicht nichts dabei. Diese neue Stellung der Universität ging schon aus der politischen Reformation an und fuhr hervor, welche den König an die Spitze der Kirche und aller damit verbundenen Institute stellte und der bischöflichen Kirche selbst jenen vorherrschend politischen, weltlichen Charakter gab, der ihr und dem Staat endlich ein wahrer Fluch geworden ist. Ueberdies mochte Heinrich VIII. noch besonders auf eine solche Ansicht von der Bestimmung der Universi-

ist geführt worden sein durch die günstigen Umstände, welche er in d. J. 1532 und 1534 hinsichtlich seiner Stellung und der Suprematie von der Universität erhielt, welche nur dem Strome der Unterwürfigkeit unter die Kräfte des Tyrannen folgte, der damals Alles mit sich fortriss. Ubrigens fanden sich doch nicht wenige Mitglieder derselben, welche sich weigerten, den Supremat eid zu unterschreiben und deshalb ausgeschlossen und in ihren Beneficien durch statuten, wenn auch sonst nicht unwürdige, Subjecte ersetzt wurden. In Oxford wie in England selbst wurde die Reformation in theologischer und kirchlicher Hinsicht nicht ohne mancherlei Verfolgungen erst unter Edward VI. vollendet, der sich auch durch Beförderung classischer Studien, durch Revision der Statuten und Reform der Disziplin bedeutende Verdienste um die Universität erworb. Die Ausführung eines tiefer greifenden Reformplans durch unmittelbare Vereinigung der Collegien mit der Universität, durch Centralisation soll im Sinne unserer Zeit, wurde durch seinen Tod verhindert — ob zum Nachtheile der Universität, ist schwer zu sagen. Bei der Stellung, welche die Universität nun schon einschließen erhalten hatte, konnte sie dem Einflusse der katholischen Reaction unter Maria nicht entgehen, und sehr viele ihrer Mitglieder wurden ein Opfer derselben, da sie sich sogar durch Grammer's Koos, der in Oxford vor Radcliffe College verbrannt wurde, nicht scheren ließen. Auf der andern Seite geschah aber auch in dieser Zeit durch Schenkungen und hinsichtlich der Disziplin und sogar der Studien nicht wenig zum Besten der Universität, welche der Katholicismus nun wieder als die heilige, als eine hauptsächlich seiner widerbezüglichen Herrschaft ansah. Welchen Einfluss unter diesen Umständen der Sieg des bischöflichen Protestantismus unter Elisabeth auf die Universität hatte, läßt sich im Allgemeinen leicht denken. Alle katholische Elemente und Individuen wurden nun ihrer Seite ausgeschlossen und durch die definitive statutenmäßige Einführung des Suprematides und des Eides auf die 39 Artikel als unerlässliche Bedingung der Aufnahme bei der Universität sowohl als bei den einzelnen Collegien eine unüberwindliche Schranke gegen das Eindringen der Dissidenten jeder Art errichtet, und die Universität nun als ausschließliches Organ des religiösen und politischen Willens der bischöflichen Kirche mit Befestigung aller vorhererworbenen Rechte und Privilegien von Neuem incorporirt. Hierdurch wurden denn auch die Verhältnisse der Universität zur Kirche definitiv regulirt, nachdem sie im Verlaufe der Zeit mancherlei Veränderungen erlitten hatten, welche wie hier mit wenig Worten andeuten wollen. Ob die Universität selbst als eine geistliche Corporation im eigentlichen Sinne anzusehen sei oder nicht, ist eine vielfach behandelte Streitfrage, auf deren Entscheidung wir uns nicht einlassen können; so viel aber ist gewiß, daß sie ursprünglich unter der kirchlichen Aufsicht und dem Schutze des Bischofs der Diocese (Lincoln) stand, welcher auch auf das Recht der Bekräftigung des Kanzlers Anspruch machte. Dies scheint, abgesehen von der allgemeinen Aenderung aller Corporationen, eine entferntere und deshalb weniger genaue Aufsicht

einer haben, unmittelbaren vorzuziehen, die erste Bekräftigung für die Universität gewesen zu sein, seit der Mitte des 13. Jahrh. allmählig sich dieser Abhängigkeit zu entziehen, welche natürlich in dem Maße drückend wurde, als die Universität und ihr Haupt an Bedeutung gewann und auf gleichen Rang mit einem Bischof Anspruch machen zu können glaubte. Des bischöflichen Schutzes aber konnte man um so eher entbehren, da der Kanzler selbst auf das Recht Anspruch machte, Kirchenstrafen im Gebiete seiner Gerichtsbarkeit zu verhängen. In diesem langwierigen Streite mit ihrem Bischof befolgte die Universität mit großem Glücke die Politik, welche für so viele Corporationen des Mittelalters aus der ganzen Lage der Dinge hervorging, wenn mehrere oder entferntere höhere Gewalten überherrliche Ansprüche auf sie geltend machten, wo sie sich dann bald der einen, bald der andern zum Schutze gegen die übrigen dedicirten und eine wenigstens factisch ziemlich vollständige Unabhängigkeit erlangten. So bediente sich die Universität des Schutzes der Päpste und ihrer Legaten gegen die Ansprüche des Bischofs von Lincoln und des Erzbischofs von Canterbury, welcher begreiflich das Recht der metropolitanschen Visitation nicht aufgeben wollte; so nahm sie wieder zu andern Zeiten, wenn die weltlichen Entscheidungen von Rom ungünstig für sie ausfielen, oder ein päpstlicher Legat der Universität lästig wurde, ihre Zuflucht zur erzbischöflichen oder königlichen Macht, während sie doch wieder gelegentlich unter dem Vorwande der unmittelbaren Abhängigkeit vom Papste sich sogar dem königlichen Aufsichtsrechte zu entziehen suchte. Das Resultat dieser durch Jahrhunderte mit mancherlei Wechseln und widersprechenden Entscheidungen fortwährenden Streitigkeiten war, daß die Ansprüche des Bischofs schon am Ende des 14. Jahrh. als definitiv bestritten erscheinen, wobei sich die Universität besonders auf eine Bulle Bonificius' VIII. v. J. 1300 und auf eine Befestigung und Erweiterung derselben durch Bonificius IX. (1389) berief, wodurch sie von aller bischöflichen und erzbischöflichen Aufsicht und Gerichtsbarkeit befreit wurde. Weniger glücklich war sie in dieser Beziehung hinsichtlich der erzbischöflichen Aufsicht, welche trotz dieser Bullen und einer nachmaligen Befestigung derselben durch eine Bulle Sixtus' IV. (worin sogar die königliche Visitation aufgehoben wurde) fortwährend, wenn auch nicht immer factisch ausübt, doch rechtlich behauptet wurde und auch seit der Reformation, namentlich in Folge einer durch Laub (während seiner metropolitanschen Function) unter Jakob II. herbeigeführten königlichen Entscheidung von der Universität unter gewissen Beschränkungen anerkannt wird. Noch weniger Erfolg konnte begreiflich das Unabhängigkeitsstreben der Universität der königlichen Macht gegenüber haben, und die obengedachte Bulle Sixtus' IV., sowie alle ähnliche Mittel blieben immer ohne nachhaltigen Erfolg, da nicht nur Furcht, sondern auch der eigene Vertheil die Universität doch immer wieder zu der Abhängigkeit von der königlichen Macht zurückführte, deren Schuld, zumal in den Streitigkeiten mit der Stadt, immer der wichtigste, deren Zorn leicht der gefährlichste werden konnte,

während auf der andern Seite der Mißbrauch der päpstlichen Macht in so vieler Hinsicht auch der Universität zum Nachtheile gerichte, wie wir oben sahen. Doch durfte es wiederholter königlicher Befehle, um die Zuspaltung der Universität nach Rom und ähnliche Beeinträchtigungen der Pedagogie zu verhindern oder zu beschleunigen: völlig beseitigt wurde jeder Zweifel über die Grenzen der königlichen und der päpstlichen Macht in ihrem Verhältnisse zur Universität, als durch Heinrich VIII. die Rechte des Papstes der Kirche, welcher sie sie auch sein mochten, zu der königlichen Prærogative geschlagen wurden und diese Vereinigung durch den Suprematseid auch auf der Universität anerkannt und unter Elisabeth (nach der vorübergehenden Herstellung der päpstlichen Gewalt unter Maria) definitiv begründet wurde. Auch hinsichtlich der inneren Organisation der Universität bildet diese Regierung eine wichtige Epoche, indem die oligarchischen Elemente, welche seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts in den Collegs entwickelt und factisch einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Universität auf Kosten der wissenschaftlichen Aristokratie erworben hatten, nun auch formell und definitiv in ihrer Stellung und Bedeutung anerkannt wurden. Es lag in der Natur der Sache, daß der Einfluß der Vorsteher der Collegs in dem Maße zunahm, als die ganze akademische Bevölkerung sich in den Collegs concentrirte, und so finden sich z. B. schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, daß königliche Befehle nicht nur an den Kanzler, sondern auch an die Vorsteher der Collegs gerichtet sind, von denen ja die Ausführung wesentlich abhing, und die eben deshalb in solchen wie in so vielen andern Fällen vom Kanzler zu Rathe gezogen werden mußten. So hatte sich schon ganz von selbst neben oder über der Congregation und Convocation, als Organen der graduirten Aristokratie, ein Organ dieser Oligarchie der Collegs gebildet, welches ohne die Functionen derselben gradezu zu usurpiren, doch einen wesentlichen, entscheidenden Einfluß auf dieselben um so mehr haben mußte, da zwischen den einflußreichsten Mitgliedern derselben als Helms des Collegs und den Mitgliedern jener oligarchischen Behörde ein Verhältniß gegenseitiger Abhängigkeit, obgleich mehr auf jene Seite neigend, stattfand, und eben dies war ohne Zweifel der Grund, weshalb nicht wie früher die Demokratie der Aristokratie, so nun diese von der Oligarchie gradezu von der Leitung der Angelegenheiten ausgeschlossen wurde. Dies war theils nicht nöthig, da ohnehin das oligarchische Übergewicht in dem ganzen Verhältnisse gesichert war, theils nicht möglich, eben weil die Stellung der Helms zu den Vorstehern der Collegs keine so unbedingt abhängige war, daß nicht mancherlei Rücksichten zu beobachten gewesen. Bis zu der eben bezeichneten Epoche waren nun aber alle diese Verhältnisse noch mehr oder weniger dage und beruhten mehr auf dem Herkommen, wie es sich allmählig von selbst gebildet hatte, als auf bestimmter formeller Anerkennung. Namentlich war das Recht der Theilnahme an den Beratungen jener neuen oligarchischen Behörde, welche zuweilen unter dem Namen der schwarzen Be-

sammlung (Black Congregation) verlornt, keineswegs genau bestimmt und wurden dazu, wie es scheint, ziemlich willkürlich die factisch einflußreichsten Mitglieder der Universität zugelassen oder zugezogen. Damals nun wurde an die Stelle dieser vagen Behörde die sogenannte Wochenversammlung (Hebdomadal meeting) gesetzt, deren Zusammensetzung und Functionen, sowie überhaupt die seit jener Zeit unverändert gebliebene Organisation der Universität wie oben ausführlich dargestellt haben, und hiezu nicht zu wiederholen brauchen. Diese Veränderungen fanden hauptsächlich auf Antrieb und unter der unmittelbaren Aufsicht Keiser's statt, der mehrere Jahre lang als Kanzler der Universität sich, trotz vieler Willkür, doch große Verdienste um dieselbe erworb, indem er auch hinsichtlich der Disziplin und der Studien großen und meist zweckmäßigen Eifer zeigte. Ihm verdankte Oxford den huldvollen Besuch der jungfräulichen Königin im J. 1566, den sie 1592 wiederholte. Seine Rolle spielte es nicht an akademischen Herrlichkeiten und Schmeicheleien aller Art in griechischen und lateinischen Reden, Versen und Komödien, und die Fertigkeit und Kenntniß der Königin in diesen Dingen, die Aufmerksamkeit, womit sie auch den scholastischen Übungen beizuwohnte, mochte allerdings diesen ein Antrieb sein. Wie haben in Keiser's Stellung als Kanzler einen Punkt berührt, der ebenfalls als eine der seit der Reformation eingetretenen Veränderungen in der Organisation der Universität angesehen werden kann. Seitdem nämlich die Universität so entschieden den Charakter eines officiellen Organs der herrschenden Grundsätze in Kirche und Staat angenommen hatte, schien es angemessen, daß sie am Hofe, als dem Mittelpunkt dieser Grundsätze, fortwährend einen Repräsentanten und Fürsprecher habe, und so geschah es, daß fortan zur Kanzlerwürde immer einer der angesehensten Männer bei Hofe und im Staate als Lebensziel gewählt wurde, und da von einer persönlichen Anwesenheit desselben nur ausnahmsweise die Rede sein konnte, so gingen alle eigentlichen Rechte und Pflichten des Kanzlers, wie wir schon sahen, auf den Vizekanzler über, dem (so wie früher häufig dem Kanzler sogenannte Commissare oder Vicegerenten) zwei Provicekanzler zur Seite standen. Seit Keiser's Kanzellariat kann also die Organisation der Universität im Wesentlichen als geschlossen angesehen werden, und die Folgezeit brachte in dieser Hinsicht nur noch irgend wesentliche Veränderungen oder Aufäufe, indem erstlich im J. 1608 der Universität durch Jakob I. das Recht erteilt wurde, zwei Repräsentanten ins Parlament zu schicken, zweitens unter Karl I. auf Antrieb des Erzbischofs Laud als Kanzler der Universität (1630—1641) eine neue Revision der Statuten vorgenommen und diesen die Gestalt gegeben wurde, welche sie bis auf diesen Augenblick (abgesehen von einigen späteren unwesentlichen Aufäufen) beibehalten haben⁸⁾. Der Umstand, daß die Universitäten erst so spät zur parlamentarischen Represen-

8) Danach blieben viele früherer Vorgänge, welche der Regierung Elisabeth's die Statuten der Universität zuschreiben, zu berücksichtigen, obgleich sie nur formell wichtig sind, so die sogenannten Laud'schen Statuten dahingegen wesentlich neu waren.

sion zugelassen wurden, kann allerdings auf den ersten Blick desendend scheinen, obgleich er bei näherer Betrachtung aus der ganzen Stellung der Universität und der Parlamente im Mittelalter und namentlich daraus erklärt werden kann, daß die Universität von den gewöhnlichen Steuern frei war und, wie es scheint, nur gelegentlich außerordentliche und wenigstens formell freiwillige Beiträge zahlte. Auch darf man nicht vergessen, daß Anfangs die Repräsentation im Parlament nicht als ein Recht oder Vorrecht angesehen wurde, sondern als eine Last, von der die Universitätsoberwachten ebenso befreit blieben, wie z. B. von dem Dienste in Jüris. Ubrigens wurden schon im 13. Jahrh. gelegentlich Deputierte der Universität zu wichtigen parlamentarischen Verhandlungen, besonders über staatsrechtliche Fragen, gezogen. Seit dem Ende des 15. Jahrh. aber und in Folge der Reformation hingen die Universitäten zu unmittelbar vom Hofe ab und die Parlamente waren zu wenig selbständig, ihre Rolle zu weitest, als daß die Repräsentation als ein sehr wichtiges und wünschenswerthes Recht für irgend einen Theil erscheinen konnte. Am wenigsten bedurften die kräftigen und populären Regierungen, welche Jakob I. vorhergingen, einer solchen Stütze im Parlament, welche diesem dagegen willkommen sein mußte, während zugleich, da die Steuerfreiheit der Universität seit der Reformation gefährdet war, die Repräsentation bei der zunehmenden Wichtigkeit des Rechtes des Unterhauses in allen Steuerfachen eine ganz andere Bedeutung für die Universität gewinnen mußte. Was die materielle Entwicklung der Universität seit der Reformation betrifft, so wurde sie im Laufe des 16., 17. und zum Theil des 18. Jahrh., wie schon aus unserer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes hervorgeht, durch Stiftungen aller Art, sowohl an Lehrstühlen und wissenschaftlichen Sammlungen und Instituten, als durch Gründung mehrerer neuer Colleges zu einem so hohen Grade von Glanz gebracht, daß keine ähnliche Anstalt in dieser Hinsicht irgend mit ihr wettzueilen kann. Was die Frequenz betrifft, so stand sie natürlich im Verhältnisse zu der Zahl der Colleges. Im Anfang des 17. Jahrh. betrug sie nicht viel über 2000 und seit dem Anfang des 18. Jahrh. scheint sie zwischen 4 und 5000 zu schwanken — in dem oben angegebenen Sinne. Die eigentliche äußere Geschichte der Universität seit deren definitiver Organisation unter Elisabeth bietet wenig bemerkenswerthe Ereignisse dar, und außer der großen Seuche, welche im J. 1605 eine Unterbrechung der Studien veranlaßte, gingen sie alle aus den bekannten Krisen der allgemeinen Geschichte Englands hervor, von denen die Universität vermöge ihres politischen Charakters notwendig berührt werden mußte, immer jedoch in der Art, daß die moralische Person materiell ungeschädigt blieb und nur die jeßemaligen individuellen Repräsentanten derselben mehr oder weniger darunter litten. So suchten Jakob I. und noch mehr Karl I. und unter ihm besonders Laud die Universität zum Organ nicht nur der strengsten anglikanischen Orthodoxie und Kirchenzucht im Gegenfaze der presbyterianischen und anderer Neuerungen zu machen, sondern auch

zum Organ der damals in diesem Sinne in England neuen Grundfaze von unumschränkter Macht des Königs und passivem Gehorsam des Volkes im Gegenfaze zu den alten Grundfazen der bürgerlichen Freiheit und der parlamentarischen Kontrolle aus ihren neuen Entwicklungen. Diese Bestrebungen hatten auch, jedoch nicht ohne vielfache Bedrückungen einzelner Widersprechender, solchen Erfolg, daß seit der Zeit der Raine Drford in England unabweislich die Grundfaze implicirt, welche später von der Hochtort und Hochkirchenpartei und in diesem Augenblicke von den Conservativen angenommen worden sind und seitlich im Verlaufe der Zeit zumal hinsichtlich der passivo obediens manche unermessliche Modifikationen erlitten haben. Um so bedenklicher mußte die Stellung der Universität werden, als die bekannte republikanische Reaction gegen diese Grundfaze losbrach, bei welcher Gelegenheit zumal während des Aufenthaltes Karls I. in Drford die Universität die entscheidenden Beweise ihrer Loyalität gab. Unter diesen Umständen war, nachdem der Sieg der Demokratie entschieden und Drford selbst von den Truppen des Parlaments erobert worden, für die Universität alles zu fürchten. Allein auch die Demokratie fand es vortheilhafter, diese geistliche Felle zu befeigen, als sie zu zerföhren, und im Mai 1647 erschien eine Commission des Parlaments zur Visitation der Universität und begann ihr Werk mit der Aufforderung an alle Mitglieder der Universität und der Colleges, dem presbyterianischen Covenant beizutreten. Nach langem und rühmlichem Widerstande, durch alle Mittel, welche den weltlichen Corporationen zu Gebote standen, und nachdem zumal die Convocation in einer klüthen und würdigen Erklärung vom 1. Juli jenes Jahres ihre monarchisch-episcopalisches Grundfaze ausgesprochen hatte, auch Kanzler, Proctortors und Vorkisiter der Colleges nach London in den Tower geschickt worden, wurden endlich alle diejenigen, welche den Covenant nicht unterschrieben, aufgesöhpen, ihre Stellen durch willkürliche Subjecte besetzt, und so die Universität zu einem Organ der siegenden Demokratie in Kirche und Staat umgewandelt. Cromwell, nachdem ihn die Universität zum Kanzler erwählt hatte, bestimerte sich, wie es scheint, wenig um die religiösen und politischen Meinungen ihrer Mitglieder; die Restauration aber sorgte sogleich wieder für die Entfernung aller derjenigen, welche nicht ihre Ansichten oder doch ihre Äußerungen den nun im Uebermaße eingeföhreten monarchisch-episcopalisches Prüfungsbeiden (Tassia) anpassen konnten oder wollten. Dieser Geist scheint aber damals sich schon so in der Atmosphäre der alma mater festgesetzt zu haben, daß nur wenige von den presbyterianischen Einbringlingen dessen Einfluß hätten widerstehen können, die Restauration vielmehr die meisten in lokale Unterthanen verwandelt versand. Auch versetzte die Universität nicht, in allen lokalen Extravaganzen, welche das Ende der Regierung Karls II. und die Regierung Jakobs II. auszeichneten, einzuschwimmen, die die Suprematie und Prerogative ganz offenbar zu Wertungen einer papistischen Restauration verwendet wurden. Da vermochte sogar Drford nicht, dem vielgepriesenen Grundfaze

der passiva obediencia treu zu bleiben, und als die Felleys von Magdalencollege gezwungen werden sollten, ihren Statuten und Eiden zugewandt einen papistischen Vorsteher zu wählen oder zuzulassen, vermochte sogar der Blutrictor Jeffries sie nicht zum Gehorsam zu bringen. Die Revolution schützte die Universität vor noch härteren Prüfungen, vermochte aber nicht, sie zum Abfalle von der ebenso schuld- als unglückseligsten Dynastie zu bewegen, der sie noch bis in die erste Hälfte des 18. Jahrh. allen Eiden zum Trost, jene Art von Treue bewahrte, deren die sogenannten Jakobiten sich rühmten. Die neue Regierung verfuhr unter diesen Umständen mit einer Schonung, welche vielleicht übertrieben genannt werden kann, da sie nicht einmal ihre eigenen Anhänger vor den Verfolgungen aller Art schützte, denen sie im Laufe ihres akademischen Lebens ausgesetzt waren, so lange die herrschende Dligarchie nicht nur, sondern auch die Mehrzahl der Graduirten und Studenten jene Gesinnungen allen gewöhnlichen Eiden zum Troste bewahrte. Damals gewann das sogenannte schwarze Buch, von den Proctors geführt, eine geheimnißvoll fürchbare Bedeutung, indem alle diejenigen, deren Namen besonders ihrer politischen Gesinnungen wegen darin eingetragen wurden, auf alle Weise verfolgt und ihnen jama in Erlangung akademischer Würden und Beneficien alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, wozu solch die Befolgung als die gelegentliche Umgebung der Statuten und besonders die ganze Art der Abstimmungen in der Congregation Gelegenheit genug boten. Nach dem Tode der Königin Anna und zur Zeit des Landungsversuchs des Präidenten flog indessen die Jakobitische Aufregung in Oxford so hoch, daß die Regierung, um einen gewaltsamen Ausbruch zu hindern, Truppen dahin verlegte, mehr zum Schutze der Universität vor ihrer eigenen Unvorsichtigkeit als zur weitem Abhaltung. Diese Wägung und die allgemeine Veränderung, welche allmählig in dem Verhältnisse der Tories zu dem Hause Hannover stattfand, trug indessen zuletzt auch bei der alma mater ihre Frucht, und mochten auch noch bis zum Tode des letzten Präidenten in Oxford gelegentlich Jakobitische Gefundenheiten getrunken werden oder dergl., so galt doch die Universität schon seit der Mitte des 18. Jahrh. mit Recht als ein entschlossenes Organ, als ein Herz der Loyalität in dem nun von den Tories allgemein beliebten Sinne. Wie lange es dauern wird, ehe die Grundfeste, welche, wie es scheint, in unsern Tagen auf lange Zeit die herrschenden zu werden beginnen, ihre Fahne auch auf der alten akademischen Feste aufpflanzen, mögen wir nicht vorherbestimmen; der Natur der Sache und den bisherigen Erfahrungen nach wird dies aber über kurz oder lang geschehen und die Universität auch für diese Epoche das Organ der herrschenden politischen Grundfeste in Kirche und Staat werden. Diese sind aber allerdings der Art, daß eine Veränderung in ihrem Sinne ohne Zweifel nicht bloß, wie früher in ähnlichen Fällen, die Individuen, sondern die Corporation, die moralische Person, selbst treffen dürfte.

Es bleibt uns nun noch übrig, auch die Paupere.

mente in der Entwicklung des geistigen, des wissenschaftlichen Lebens der Universität seit der Reformation hervorzuheben. Schon aus der oben von uns entworfenen Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Universität in dieser Hinsicht ergibt sich, daß die Resultate auf diesem Gebiete keinesweges der materiellen politischen Entwicklung während dieser Epoche entsprechen, und diese Erscheinung ist ohne allen Zweifel wesentlich als eine Folge der englischen Reformation, oder zunächst der Eielung und des Charakters anzusehen, den die Universität während jener Epoche annahm. Damit soll keinesweges geleugnet werden, daß nicht die zum Theil aus dem 15. Jahrh. herüberreichende wissenschaftliche Entwicklung jener Zeit sich auch in Oxford geltend gemacht hätte. Oxford hat, jama im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, manche Männer aufzuweisen, welche als Beförderer der humanistischen Studien auch in weitem Kreise bekannt sind, wie J. B. einen Savile, Camden, Seiden, Fell, Hale, Hearne u., und in neuerer Zeit Clinker und Gaisford; allein ihr Einfluß auf ihre nächsten Umgebungen, auf die akademischen Studien war viel geringer, als man nach ihren individuellen und zum Theil literarischen Verdiensten schließen möchte. Von dem Augenbilde an, wo nicht der Maßstab wissenschaftlicher Tüchtigkeit in der Theilnahme akademischer Würden, Beneficien und Ämter entschied, sondern (anz untergeordneter Momente nicht zu gedenken) der größere oder geringere Eifer in gewissen religiösen, kirchlichen und politischen Ansichten und Richtungen, deren offizielles Organ zu sein die Universität seit der Reformation als ihre Pflicht und ihr Recht ansah, und welche überdies, wie wir sahen, mehr denn einmal nach Maßgabe der Entscheidungen der allgemeinen Entwicklung der nationalen Zustände wechselte — von dem Augenbilde an mußte die wissenschaftliche Thätigkeit in den Hintergrund treten. So sitzen also auch die klassischen Studien auf die Länge unter dem kirchlich-politischen Charakter, den die Reformation der Universität gegeben, obgleich sie Anfangs und jama unter Edward VI. und Elisabeth dieselben begünstigte. Auch die theologischen Studien, für die man von eben dieser vorwärtend theologischen Bewegung eine nachhaltige Förderung und Entwicklung hätte erwarten sollen, empfanden gar bald den verderblichen Einfluß des weltlichen politischen Charakters, den nicht nur die Universität, sondern die Kirche selbst annahm. Auch hier konnte von freier, oder auch nur ruhiger gewissenhafter wissenschaftlicher Entwicklung nicht die Rede sein, seitdem nicht ihre Früchte, sondern jene der einseitigen leidenschaftlichen, oft unerbittlichen Polemik für gewisse Formen des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, oder die gedankten- und gemissiosel Annahme gewisser Grundfeste über dieselbe, allein Günst, Anerkennung oder Duldung in der Kirche wie auf der Universität fanden. Und als endlich eine Ansicht definitiv den Sieg und alle Früchte desselben ermoorden hatte, hörte natürlich sogar die polemische Thätigkeit auf, welche bisher die Geister noch einigermaßen nach erhalten hatte. Die Kirche ging in materiellem Wohlstand und sichern bequemen Besitz und Genuß und geistiger Apathie und

Stumpfsinn zu Grunde und die theologischen Studien der Universität sanken bald zu einer entsprechenden Nullität herab. Waren dies die Folgen der Reformation auf diesem Gebiet in solchen Zweigen des wissenschaftlichen Lebens, welche ihr theils gradezu angehörten, wie die Theologie, oder welche sie duldet oder gar entschieden adoptirte, wie die humanistischsten Studien; wie viel weniger war von ihr eine Anregung solcher Studien zu erwarten, welche sie theils gradezu ansehte, theils ignorirte! Ersteres war in der Epoche der ersten Aufregung hinsichtlich des römischen und kanonischen Rechts der Fall, und es wurden dahin gehörige Schriften als papistisch zerstört und verschleppt, und dies Studium, welches ebenhin seine praktische Bedeutung größtentheils verloren hatte, fortan gänzlich vernachlässigt. Das ebedemselbe Recht dagegen hatte einen zu ausschließlich praktischen Charakter, als daß es in das Gebiet der akademischen Studien, zumal in dem Augenblicke der antik humanistischen Begeisterung, hätte aufgenommen werden können. So blieben fortan juristische Studien nur dem Namen nach ein Theil der akademischen Studien. Ebenso wenig konnten medicinische Studien damals neben den ausschließlich theologisch-classisch-politischen Vorträgen Raum gewinnen, und auch sie sanken fortan zur leeren Formel herab. Nicht besser ging es auf dem Gebiete der Philosophie. Etwas der Art bedurfte man zwar und so hielt man sich an die vorhandenen scholastischen Formeln; Bacon's Organon erobd sich senkt der Grenzen des akademischen Lebens und wurde um so mehr ignorirt, da dies wirklich damals eine frähe Thätigkeit, aber in ganz andern, oben bezeichnetem, Sinne entwickelte. Als diese Thätigkeit aber nachließ, erlaubte Bequemlichkeit, Apathie, Schwermüdigkeit nicht, sich das Neue anzueignen. Die Stellung der Universität, der Vortheil der Einzelnen hing von ganz andern Dingen ab! So kann es nicht befremden, daß Locke's philosophische Neuerungen in Oxford nur zu einigen schwachen polemischen Regungen Veranlassung gaben und er seiner politischen Ansichten wegen von der Universität ausgeschlossen wurde! Erst später fanden seine Lehren einigen Eingang in Oxford, und Wallis ist der einzige irgend bedeutende Name, den Oxford auf dem Gebiete der Erklärungsphilosophie aufzuweisen hat. Was Newton betrifft, so gehörte er der Schweseruniversität an und gab der schon lange bestehenden Nebenuniversität um so entschiedener einen solchen Charakter, daß Oxford fortan der jüngern Schwester diese neuen philosophisch-mathematischen Studien mit einiger affectirter Verachtung überließ und sich das alte Erbe der klassischen Studien vorbehielt, wie denn auch Haller nur kurze Zeit Oxford angehörte. Ubrigens ist bekannt genug, daß auch auf dieser Bahn Oxford gar bald zurüdblick und keine Namen aufzuweisen hat, die es den Bentleys und Personens entgegenstellen könnte. In der philosophische Geist theilte fortan in Cambridge allen Zweigen der Studien ein, wenigstens verhältnismäßig, sicheres Leben mit, während in Oxford der gänzliche Mangel jeder philosophischen Grundlage, indem die Scholastik, auch abgesehen von ihrer wesentlichen Unzulänglichkeit, zu bloßem leeren Formelwerk

herabsank, schon an und für sich hinreichte, alles geistige Leben zu lähmen und den oben gedachten materiellen Momenten, welche freilich auch in Cambridge wirksam genug waren, eine um so verderblichere ungesüßtere Wirksamkeit zu sichern.

Literatur. 1) *A. Wood, Historia et antiquitates Universitatis Oxoniensis etc. translated and continued by J. Gutch. 5 vol. 4. 1786.* 2) *A. Wood, Athenae Oxonienses. 2 vol. Fol. 1721. New edition and continuation by Dr. Philip Bliss. 1820.* 3) *Ayliffe, Ancient and present state of the University of Oxford. 2 vols. 1714.* 4) *Ternae filiae, or the secret History of Oxford by Amherst. 2 vol. 1754.* 5) *Chalmers, History of the Colleges, Halls etc. of the Univ. of Oxford. 2 vol. 1810.* 6) *History of the Univ. of Oxford with plates etc. publ. by Ackermann. 2 vol. 4. 1814.* 7) *Sintesis of the Univ. of Oxford. 4. 1820.* 8) *Oxoniana being a collection of curious anecdotes etc. 4 vol. 12. 9) Oxford Guide. 1827.* 10) *G. F. A. Wendeborn, Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien gegen Ende des 18. Jahrh. 1785. 4 Bdr. 11) Alberti's Briefe, betreffend den allerneuesten Zustand der Religion und der Wissenschaften in Großbritannien. 4 Bdr. 1752—1754.* 12) *Spicer's Reise durch England u. 1818. 2 Bdr.* Einer anderer neuerer Reisen nicht zu gedenken, gibt auch der vorrestliche Roman Reginald Dalton von Lordard ein lebendiges Bild von dem akademischen Leben in Oxford, und obgleich die vor einigen Jahren unter dem Titel *Alma mater* erschienene Schrift zunächst von Cambridge handelt, so gelten ihre Angaben doch auch in vieler Hinsicht von Oxford. Zu beachten ist auch die seit etwa 15 Jahren auf dem Gebiete der periodischen Presse gelegentlich geführte Polemik gegen die Universitäten, besonders in Edinburgh und Westminster Review, für sie besonders im Quarterly Review. Beachtenswerthe Bemerkungen über den höhern wissenschaftlichen Unterricht in England enthält eine Schrift von Edgeworth On professional education. Treiben eigentlicher akademischer Geistesproducte geben: *Oxford English Prize Essays etc. from 1771—1831. 4 vol. Oxford Prize Poems, to 1830. Mathematica Questions proposed at the public Examinations in the Univ. of Oxford from 1826—1831.* (*V. A. Huber.*)

OXFORD, Grafschaft im Staate Maine in Nordamerika, wurde im J. 1793 aus dem nördlichen Theile von Cumberland und York gebildet; sie grenzt im Norden an Canada, im Nordosten an Somerset, im Süden an Cumberland und York, im Westen an New-Hampshire. Diese große Landschaft ist noch wenig angebaut, wird vom Sagadahoc, dem Dead und Saco bewässert und enthält den Umbagogsee. Nur an den südlichen Küsten findet etwas Anbau statt. Im J. 1810 hatte sie 17,630 Einw., 1820 war diese Zahl bis zu 27,185 gestiegen. Jagd, Holz- und Viehzucht sind die wichtigsten Beschäftigungen. Hauptstadt ist Paris.

Viehe Orte in den vereinigten Staaten führen die- 25

sen Namen, von denen folgende die wichtigsten sind: 1) Dorf in der Grafschaft Talbot im Staate Maryland mit einem guten Hafen. 2) Township in der Grafschaft Butler, im Staate Ohio, mit einer Universität. 3) Township in der Grafschaft Newhavan in Connecticut mit einem Postamt und 1500 Einw. 4) Township in der Grafschaft Colchester im Staate Ohio. 5) Township in der Grafschaft Delaware in Ohio mit einem Postamt. 6) Township in der Grafschaft Guilford in Ohio. 7) Township in der Grafschaft Lucas in Ohio. 8) Hauptort in der Grafschaft White in Illinois. 9) Township in der Grafschaft Worcester in Massachusetts. 10) Township in der Grafschaft Sussex im Staate New Jersey, am Delaware liegend mit 2500 Einw. und Eisenwerken. 11) Township in der Grafschaft Chenango in New-York, am Chenango liegend mit 3000 Einw., Postamt und Akademie. 12) Township in der Grafschaft Chester in Pennsylvania. (L. F. Kämtz.)

OXFORD, der englische Grafentitel, wurde zuerst von König Heinrich II. im J. 1155 an Alberich (Aubry) de Vere verlichen, und hat sich länger denn ein halbes Jahrtausend in der Familie de Vere (f. d. Art.) vererbt. Aubry de Vere, der 9. Graf von Oxford, starb ohne männliche Erben den 12. März 1703, und der Titel von Oxford ruhte, bis die Königin Anna ihn den 24. Mai 1711 zu Gunsten des Lord Großschatzmeisters, des berühmten Robert Harley, erneuerte. Die Harley waren ein altes Geschlecht der Provinz Shropshire. Ein Richard de Harley, Robert's Sohn, besaß an 3. Edward's I. das Stammhaus Harley in Shropshire, besuchte an 28 Edward's das Parlament als Abgeordneter seiner Grafschaft, war auch Sheriff von Staffordshire, und starb 1319. Sein Sohn, Robert de Harley, verheiratete mit Brian's de Brampton Erbin, Margaretha, das stattliche Haus Brampton-Brian, in Herefordshire, welches seitdem der Familiensitz wurde, bis das neuere Ewerwood an dessen Stelle trat. Robert's Sohn, Robert III., auf Harley und Willegh, hinterließ einen Sohn, Brian, der als Richter von Brampton, Ludlow und Petermarin (beide in Herefordshire, dieses südlich, jenes nordöstlich von Brampton) vorkam. Brian's Urenkel, Johann, wurde von König Edward IV. auf dem Schlachtfelde von Tewkesbury zum Ritter geschlagen. Johann's Abkömmling im sechsten Grade, Edward, Ritter des Bathordens und Gouverneur von Dunkirk, während Karl's II. Befehl (f. 1700), hatte die Söhne Robert, Edward und Nathanael. Der älteste dieser drei Söhne, Robert, war zu London, den 5. Dec. 1661 geboren, und entwickelte frühzeitig ein bedeutendes Talent, das seine Ausbildung in dem Pensionat eines Geistlichen, Namens Birch, erhielt. Dieser Birch bewohnte ein kleines Gut in der Nähe von Busfort, in Oxfordshire, und hatte manche andre bedeutende Staatsmänner, wie die Lords Trevor und Harcourt, auch ein Duzend parlamentarische Notabilitäten gebildet. In dem Beginnen der Revolution von 1688 führte Edward dem Prinzen von Oranien eine auf seine Kosten ausgerüstete Reitergarde zu, und der älteste Sohn verließ nicht, dem Bei-

spiele des Vaters zu folgen, ohne doch großen Vortheil von dieser ungewöhnlichen Anhänglichkeit für die protestantische Sache zu ernten. Im J. 1690 trat Robert in das Unterhaus, und die Tories, denen es besonders in dem Proceß des Sir John Fenwick (1697) mit großem Eifer diente, brachten es dahin, daß er sowohl im J. 1701 als 1702 zum Sprecher des Hauses ernannt wurde. Bei der letzten Wahl hatte er wider die entschiedene Aneignung des Königs Wilhelm zu kämpfen, obgleich er in der früheren Sitzung der Regierung Dienste von Wichtigkeit geleistet hatte, insbesondere in der Angelegenheit der Erklärung der Rechte des Königreichs, wodurch die protestantische Kronefolge festgesetzt worden. Als Sprecher mußte Harley die Adresse der Gemeinen in dieser Angelegenheit in das Oberhaus tragen, und dieser hat in einem Gemälde Harley's nach dem Leben diese Begebenheit auf die Nachwelt gebracht, ein neu geschaffenes Amt bei der Schatzkammer den Sprecher für seine Bemühung belohnt. Seine steigende Wichtigkeit gewährend, besonders, nachdem es ihm gelungen, die Anträge gegen Lord Halifax zu unterdrücken, fing er an, sich von den Tories zu entfernen, ohne darum in die Reihe der Whigs einzutreten, bis nach Wilhelm's III. Tode die Frage aufgeworfen wurde, ob England in dem spanischen Successionskriege Antheil zu nehmen habe. Harley erklärte sich für die Kriegspartei und folglich für Marlborough. Darum konnte die neue Königin, als sich ihr Parlament im J. 1702 versammelte und Harley ebenfalls zum Sprecher ernannt wurde, nicht umhin, dem Hause ihre Zufriedenheit mit dieser Wahl auszubringen. Sie fand überhaupt, so groß war bei allen Parteien die Achtung für des Gewählten Talent und Rechtshafteit, beinahe allgemeinen Beifall, und nur einige Reider konnten sagen: „Da derjenige, den man jetzt zum Sprecher vorschlägt, ein Mann von erprobter Treue ist, so kann man bei ihm vieles übersehen, was bei Andern gefährlich sein möchte. Dennoch ist es von bösem Beispiele, daß die Wahl jetzt zum dritten Male auf ihn fällt, und wie dürfen so etwas nicht aufkommen lassen.“ So in dem Element seiner Macht befestigt, begann Harley alsbald wieder, jedoch mit großer Schonung für die Whigs, und unter einigem Hinneigen zu den Tories, seinen eigenen Weg zu verfolgen, und sich als das Oberhaupt einer Partei zu geben, die in ihrem Entstehen nur schwach, allmählig durch Überläufer von jeglicher Farbe Verstärkung erhielt. Nur in der äußern Politik blieb Harley mit Marlborough vollkommen einverstanden; er verachtete Geld zur Fortsetzung des Krieges und hielt auf diese Weise den Feldherren in einer gewissen Abhängigkeit. Hiervon allein wurde es ihm möglich, im J. 1704 Geheimrath und Staatssecretair zu werden, und zugleich, was man noch nicht gesehen, Sprecher zu bleiben. Seine doppelte Wirksamkeit ging mit der Auflösung des Parlaments zu Ende; als Staatssecretair hat er sich in der durchgeführten Union von England und Schottland ein schönes Monument gesetzt. Sehr charakteristisch für seine Ansicht dieser Union ist ein Ausdruck, der ihm, als er schon nicht mehr Staatssecretair war, in einer parlamen-

zwischen Debatte über die Besteuerung der schottischen Leinwand entwich. Die Schotten sprachen dagegen: „Wie,“ rief plötzlich Harley, „haben wir die Schotten nicht gekauft, und erlangen wir dadurch nicht das Recht, ihnen Lizenzen aufzulegen? Oder haben wir zu was Anderem das Äquivalent gegeben?“ Der grobe Anfall machte der Debatte ein Ende. Von den Lizenzen nochmals in seiner amtlichen Wirksamkeit angegriffen, scheint Harley einen Augenblick dem Gedanken zu vollständiger Vereinigung mit den Whigs geblüht zu haben. Er gab sich viele Mühe, sich bei der Herzogin von Marlborough einzuschmeiçeln, und versuchte in geheim alle Mittel, ihre Gunst zu gewinnen, denn er fürchtete, die desige Gemüthsart dieser Dame möchte ihm einst ebenso nachtheilig werden, als sie es vielen Andern gewesen; allein die kalte und höllstarre Sarah verachtete alle Aufmerksamkeiten, alle Eulidigungen des Staatssecretsairs. Hier abgewiesen, mit Godolphin verfeindet wegen eines Solleges, das im Gefolge der Union und gegen Harley's Ansicht durchgezogen war, beleidigt, wie es heißt, daß man ihm die Mittel verweigerte, eine bedeutende Summe zu erkaufen, mit deren Hilfe er häßlichen Finanzproblemen abzuwehren gedachte, fing er an, sich von seinen bisherigen Freunden abzuhängen, und die Partei, die ihm persönlich ergeben, auf alle Weise zu verstärken. Während er Marlborough's Siege in den Niederlanden auf die ausweichendste Weise feierte, war er unablässig bemüht, seiner Feindin, der Herzogin von Marlborough, die wankende Gunst der Königin vollends zu rauben. Unter dem Vorwande von Geschäften durfte der Staatssecretsair nicht selten bei Nacht der Monarchin seine Aufmerksamkeit machen, und dann vortrug er ihr Dinge zu entdecken, welche die übrigen Minister, seinem Vorgehen nach, verschweigen wollten. Nachdem er aber einmal die Gesinnungen der Königin erforscht hatte, ward es ihm leicht, sie seiner Meinung geneigt zu machen. Um nicht durch abschlüssiges Kommen und Gehen Verdacht zu erregen, suchte Harley Jemanden in der unmittelbaren Umgebung der Königin zu gewinnen, dem er seinen Verkehr mit ihr anvertrauen könne; seine Wahl fiel auf ein Hofsträulein, die Adigall Hill. Er gewann sie durch das Versprechen von Ehrenstellen und von einer vortheilhaften Heirath, und die Bistige wußte den Auftrag, die Marlborough und Godolphin anzuschwärzen, mit dem glanzreichen Erfolge durchzuführen. Indessen Harley sich in geheim in der Gnade der Königin festzusetzen suchte, und sich eifrig um die Freundschaft einflußreicher Hoflinge bewarb, ließen seine Freunde kein Mittel unbenutzt, um ihm die Zuneigung und Achtung aller Stände zu erwerben. Vorzüglich unterstützten ihn hierbei St. John und Simon Harcourt, Männer von ausgetragenen Gaben, die denahe jede Nacht bei ihm Zusammenkünfte hatten; hier entwarf Harley den Plan zu seinen Angriffen auf seine Gegner; hier beratheten St. John und Harcourt die herrlichen Pläne, durch welche sie das Haus der Gemeinen zu beherrschen gedachten. Niemand ahnete das Hinterge von ihrem Treiben, und Sachverre, der stürmische Prediger, der sie

gänzlich in den Interessen des Ministeriums versengen wählte, richtete gegen sie den ganzen Blutstrom seiner Verehrtheit, und zeichnete sie in einer lächerlichen Kampfbrede als falsche Brüder und unedle Geburten. Die Zeit, öffentlich mit Godolphin zu brechen, war noch nicht gekommen, das Parlament insondernde von diesem Minister zu abhängig; auch suchte der Prinz von Dänemark, im Interesse des Staates, so viel möglich bei seiner königlichen Gemahlin den Credit Marlborough's aufrecht zu erhalten. Die Ereignisse des Feldzuges vom J. 1707, die Schlacht von Almansa, die Aufhebung der Belagerung von Toulon, hätten vielleicht für Harley die Einladung zu einer muthigen, parlamentarischen Offensive werden können, als ein geringfügiger Vorfall ihn zu Rechtfertigungen nöthigte, statt ihm Angriffe zu erlauben. Einer seiner Secretaire, Gregg, war durch Ausschweifungen in Schulden gerathen, und hatte, sich zu retten, einen verächtlichen Briefwechsel mit dem französischen Minister Chauvilland angeknüpft. Einige aufgefängene Schreiben setzten seine Strafbarkeit außer Zweifel, er wurde in dem geheimen Rathe verurtheilt, und satam den Gerichten übergeben. Hier enthielt er sich jeder Vertheidigung, er bekannte sein Verbrechen, und überließ sich lediglich der Gnade der Königin. Er wurde als Hochverräther verurtheilt, nach dem Gefängnisse zurückgebracht und in Ketten gelegt, die Stimme des Rufes aber bezeichnete den Staatssecretsair als seinen Mitschuldigen. Diese Stimme drang bis in das Aderhaus, und die Peins haben sich veranlaßt, eine Untersuchung zu verordnen. Die Commissarien, der Herzog von Somerset, der durch seine Freischaft gegen Harley bekannte Graf von Sunderland, und die Lords Somers und Galloway, glaubten von Gregg durch Verheißung einer Begnadigung die Angabe der Mitschuldigen zu erhalten, und begaben sich daher während der Frist bis zur Vollstreckung des Urtheils, die sogar wiederholt verlängert wurde, sehr häufig zu dem armen Sünder, aber er wollte Niemanden anklagen, so viele Namen man ihm auch in den Mund legte. Ja, er erklärte standhaft und mit voller Geistesgegenwart bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, daß sein Herr auch nicht von Fern um sein Verbrechen wisse. Ebenso fand sich bei der Untersuchung von Harley's Schriften auch nicht der mindeste Grund, ihn der Theilnahme zu beschuldigen; aber weder das Zeugnis des Sterbenden, noch das Ergebnis der Untersuchung, noch die Bemühungen des Lords Somers, waren hinreichend, die boshaften Andeutungen des Grafen von Sunderland, oder das gefälschte Vorurtheil der Menge zu widerlegen. Harley, gewahrend, daß er sich schwerlich am Hofe würde behaupten können; zumal die Herzogin von Marlborough, jetzt endlich aus ihrem Schloße zu erwachen schien, that, wie ein geschickter Fuhrmann in bedenklichen Umständen zu thun pflegt, er schmeißelte seinen Koffen, und suchte einen andern Weg, den er, ohne Gefahr am unzuverlässigen, auf seiner Flucht verfolgen könne; d. h. er näherte sich der Partei, mit der er durch persönliche Einnahme am nächsten verwandt, und stimmte gegen das Ministerium für die Abschaffung des geheimen Rathes von

Schottland. Er hatte hierin, so sehr Marlborough, während der Debatten gleichgültig zu bleiben schien, den richtigen Weg eingeschlagen; denn die Königin, eben noch so schwankend und wandelbar in ihrer Aneignung, war plötzlich für Harley gewonnen, und die Hill, jetzt Mistress Masham, unterließ nicht, seinen Vortheil noch weiter zu fördern. Abermals wurden bei Hofe viele Dinge in der Stille der Nacht verhandelt, obgleich ein Augenwink die Königin bebildete. Erst unterwirft man mit diesen nächtlichen Konferenzen, sagte der Prinz von Dänemark: „Es ist kein Wunder, daß die Königin von Augenschmerzen geplagt wird; es ist vielmehr ein Wunder, daß sie nicht auf andere Weise erkrankt, da sie so spät zu Bette geht.“ Diese Ausrufe, die, wie man glaubt, nicht zufällig dem Prinzen entwichen, wurden der Herzogin von Marlborough überbracht; sie umstellte die Königin mit Spionen, und ließ sich regelmäßig berichten, wor in dem Palast aus- und einging. Und als sie jetzt dasjenige bestätigte fand, was sie vermuthet hatte, und zuverläßige Beweise empfing von Harley's bösem Willen, überließ sie sich der ganzen Heftigkeit ihres Gemüths. Sie bedrohte und belümmte die Königin, sie mißhandelte nicht weniger ihren Gemahl, daß dieser in der Angst seines Herzens nach dem festen Lanke entflohen und vor der Zeit den Hölzigen eröffnen wollte. Tag und Nacht angestrenzt, daß er die seiner Gemahlin widersährene Bescheidung ahnde, und die Königin zwinge, wieder zu lieben, was ihr nicht mehr liebenswürdig erschien, begehrte der Herzog sowohl des Prinzen von Dänemark, als seiner Freunde Rath. Er war bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Dinge leicht gegeben. Marlborough und Godolphin erklärten der Königin, daß Harley abgesetzt werden müsse, wenn sie und ihre Freunde noch länger dienen sollten. Die Königin nahm eine Woche Bedenkzeit, es unterfügten aber viele Große und zuletzt noch der Prinz von Dänemark der Minister unerbittliches Gesuch. Harley selbst rief zur Nachgiebigkeit, und erschrack durch ihres Bruders Vorbereitungen zu einer Expedition nach Schottland sprach Anna des Staatssecrets Entlassung aus. Mit großem Unwillen und nicht ohne Abzürren schied Harley von seinem Posten, wenn gleich die Königin ihm noch in der letzten Stunde beruhigend gesagt hatte: „So ist der Monarchen unfeliger Zustand, sie sind genöthigt, ihre Freunde aufzugeben, um sich ihren Feinden gefällig zu zeigen.“ Die Unanane war jedoch nur scheinbar, während er auf den Rüsten der Opposition seinen Sitz nahm, und heute die Minister beschuldigte, die Unruhen in Schottland seien das Werk ihrer Fahrlässigkeit, ein anderes Mal zum Hause sprach: „Ihr irret Euch sehr, wenn Ihr glaubt, daß sie (die Marlboroughs), daß oder Liebe für den Präsidenten, oder irgend etwas anderes Menschliches, außer der Rücksicht auf sich selbst zum Vorgegründe haben.“ Jetzt von Sunderland in Anspruch genommen wurde, wegen eines Silberservice, das er als Sprecher nach altem Brauche aus der Silberkammer empfangen und gegen den alten Brauch behalten hatte, und das ihm die Königin alsbald durch ein neues Geschenk bestätigte; während aller dieser

Bankereien behauptete Harley einen unermesslichen Einfluß. Die Königin that nichts von einiger Wichtigkeit, ohne seine Meinung insgeheim zu fordern, und seine Rathsamkeit setzte sich immer fester in der Gnade ihrer Soliererin; denn die Herzogin von Marlborough erschien nur selten mehr bei Hofe; Godolphin und der Admiral Churchill wollten es so, und verwiesen sich hierin als sehr ungeschickte Rathgeber. Der Herzogin Abwesenheit machte ihren Feinden Muth, und ihre Freunde Kleinmuth. Auch das Absterben des Prinzen von Dänemark am 28. Oct. 1708 war für Harley ein günstiges Ereignis, gleichwie seine Partei durch den Zutritt des Herzogs von Ehrensbury und Hamilton eine namhafte Verstärkung erhielt. Während er selbst in den höhern Regionen wirkte, waren seine Freunde, der bisherige Kriegssecretär Heinrich St. John, und der General-Fiscal Simon Harcourt nicht minder thätig in ihrer Sphäre, seitdem sie ebenfalls ihre Ämter niedergelegt hatten. St. John, ein Mann von großen Fähigkeiten, aber schlechten Grundsätzen, seßte die jungen Leute an seine Person; denn die ausnehmendsten Menschen und muthigen Köpfe waren seine vertrauten Freunde, und Harcourt, der mehr seines natürlichen Verstandes, als gründlicher Gelehrsamkeit wegen berühmt, hatte die armelige Schorhunger Advocat, und alle diejenigen, welche ihr Vermögen durchgebracht und sich in Schulden gestürzt hatten, oder die in Proceß oder Gerichtshandel verwickelt oder wol gar gesetzlicher Bestrafung ausgesetzt waren, zu seinem Gefolge. Die Whigpartei selbst, getheilt in alte und neue Whigs, die der Gegenstand von Godolphin's parteiischer Vorliebe, hatte ihre compacte Stellung verloren. Ganz England, der Raß des vieljährigen Krieges beinahe erliegend, kaufte um Frieden, auch der Königin Brianzen nach Beendigung des Krieges krieg, wie ihres Absehung gegen die Herzogin von Marlborough zunahm. Harley konnte es wagen, eine Probe vorzunehmen, wie weit seine Kräfte reichen dürften; seinen Freund Harcourt suchte er in das Unterhaus einzuführen. Allein die Wahl wurde vernichtet, trotz der hinstreichenden Bereitwilligkeit des Candidaten, und Harley mußte sich überzeugen, daß er noch weitem Beistand suchen müsse, um ein so seltsames wurzeltes Ministerium zu sprengen. Durch D. Atterbury's Vermittelung machte er die strengen Tories seinen Maßregeln geneigt. Viele von Marlborough's Partei wurden durch Hoffnungen von Jagdgeländern und Ämtern verlockt. Andere, wie die Foley und Blinington, blühten die Gunst, in welcher sie den abgesetzten Staatssecretär erblickten. Die Freunde der Königin, Harley's Gracularen, Harcourt's Klienten und die Theilnehmer und Werkzeuge von St. John's Vergnügungen wurden untereinander gleichsam nahe vereinigt. Auch viele edle und erleuchtete Personlichkeiten, einem alten Großen gegen Marlborough beiderseitig, nahmen jetzt Antheil an dieser Coalition seiner Feinde. Das Bedientenbier des Herzogs von Ormond, und der Pöbel der Hauptstadt standen ihnen zu Gebote. Die Herzoge von Somerset, von Newcastle und Queensberry, und viele andere Edelleute wurden durch die Königin selbst zum Abfalle von Marlborough verlei-

set. Von der Königin verlassen, von der öffentlichen Stimme einer mutwilligen Verleumdung der Kriegsbargnisse angeklagt, und als der Urheber aller Gefahren der Kirche gebrandmarkt, mußte der alte Feldherr sogar unter der Abweisung und Seitenhelfen der französischen Weine leiden. Alle Weintrinker, und es hat daran niemals dem frühlichen Alltagsland gefehlt, darunter der eigene Bruder des Herzogs, erklärten, daß der Mangel an französischen Weinen unentrichtlich sei, und daß sie bei einem so großen Glende kaum leben könnten; auch sie wurden Marlborough's Feinde, und zwar unternehmender Feinde, als es die friedlichen Kaffeetrinker dem continentalen Kaiser gewesen sind. Alle Geschwader, viele Äkte, eine große Menge von Rechtsgelehrten und die Mehrzahl der niederen Kleriker, endlich auch die ledernen Weiber, standen mit Harley's Faction in Verbindung. So war die Lage der Parteien beschaffen, als der D. Sadocretel durch seine berühmte Predigt vom 5. Nov. 1709 und seine wuthenden Declamationen gegen die Minister und gegen die Revolution das erste Zeichen der Explosion gab. Bögernd, und zum Theil höchst ungern, denn es erschreckte sie die besorgliche Fährung der Hauptstadt, beschloßen die Minister, die Redner zur Verantwortung zu ziehen. Die Königin, die Verlegenheit und die Unbeliebtheit ihrer Käte gewahrnd, suchte auf Harley's und der Maßsam Jurenden davon Vortheil zu ziehen. Die Paars wurden eingeladen, vor ihr zu erscheinen und in ihrem Cabinet lag sie ihnen, Mann für Mann, sehr ernstlich an, ihrer Pflichten gegen die Monarchie und der gegenwärtigen Gefahren eingedenk zu sein, und weder einem die Armee betreffenden Vorschläge, den Marlborough vorzulegen sollte, beizustimmen, noch zu gestatten, daß Minister Maßsam von ihr eusehnt werde, sondern sich jeder Motion in dieser Hinsicht zu widersehen. „Wenn eine meiner Empfehlungen,“ mit diesen Worten schloß die Ermahnung, „wenn eines meiner Empfehlungen bei Ihnen von Gewicht war, wie ich weiß, daß es viele gewesen sind, so wünsche ich, daß auf diese besonders Rücksicht genommen werde.“ Ein so entschiedener Ausruf konnte seine Wirkung auf einen großen Theil der Geladenen nicht verfehlen; aber auch ohne ihre Mitwirkung war die von Harley gebildete Coalition jetzt mehr, als hinreichend, um die Macht und das Glück Marlborough's zu zerstören. Schon fing Harley an, von der Vertheilung der Ämter zu sprechen, und hierbei vorzüglich mußte er allen Leidenschaften zu schmeicheln. Er, echtes Unbild heutiger, verantwortlicher Minister, war gewohnt, mit den Eiferern aller Seiten und Parteien zu schmausen, und sie durch politische Wahlzeiten für seine Zwecke zu gewinnen. Bei solchen Gelegenheiten war er umgeben, wie Niemand; nichts schlug er den Bittenden ab, was sie auch verlangen mochten, und für jeden hatte er wenigstens eine Hoffnung in Bereitschaft. Nach seinem Abgange sollte der Herzog von Somerset das Hauptstuder der Regierung führen. Das Commando der Armee bestimmte er dem Karlsrufer von Hannover, oder dem Grafen von Rivers, oder dem Herzoge von Devon, oder sonst Jemandem, wie es die Leichtigkeitdigen,

mit denen Harley eben zu thun hatte, am liebsten hörten. Dem Herzog von Somerset, der nicht so leicht zu überreden war, Ungewisses dem Gewissen vorzulegen, wurde das Amt eines Lordkammerers für eine bestimmte Zeit von Jahren zugesichert.

Nach Weisnachten wurde die Sache des D. Sadocretel im Unterhause vorgenommen. Harley schien in seiner Rede, worin er die Angeklagten nicht im mindesten verteidigte, sondern vielmehr die Freiheit verdamnte, deren sich die Priester auf der Kanzel bedienten, die Predigt als einen Giftkel von zusammenhängenden Worten zu betrachten. Doch mußte er gestehen, daß einige aus der Predigt gezogene Stellen, sowie man sie in der Anklage, mit Änderungen in der Ordnung der Worte, zusammengestellt hatte, so beschaffen wären, daß er sie nicht billigen könnte, wenn er auch nicht glaubte, daß sie den Vortwurf von Hochverrath und Verbrechen verdienten. Er war daher der Meinung, daß die Bestrafung entweder dem Parlament überlassen, oder vielmehr das ganze Verfahren aufgegeben werden sollte. Denn es hielt den Mann nicht für wichtig genug, um ihn vor dem Hause des Lords rechtlich zu verfolgen, ob er gleich eingeschuld, daß die Predigt mehr beleidigend, als gottesfürchtig wäre. Die Mitglieder machten die Bemerkung, daß Harley sich in seiner Rede gleichfalls eines solchen Giftkels von zusammenhängenden Worten bediene, wie er ihn an dem Prediger tadelt, sodaß das Haus keineswegs aus seinen Ausdrücken abnehmen könnte, ob er für oder wider den Angeklagten gesprochen habe. Seine Falschheit ergriß auch seine Freunde, und die Anklage wurde erkannt, von dem Oberhause das Schuldig ausgesprochen. Das Urtheil, dreijährige Suspension von dem Predigtamt, war jedoch für das Ministerium eine vollständige Niederlage, und wurde augenblicklich dessen Auflösung nach sich gezogen haben, hätte nicht der alte Hof zu sichen Harley und Rochester, dem die eifrigsten Tories und beinahe sämtliche Freunde des Präsidenten zu Gebote standen, die Thätigkeit der Sieger gelähmt. Harley hielt es für nöthig, mit der äusseren Maßigung zu Werke zu gehen, und scheute besonders die Macht und Unbeschränktheit des Parlaments. Er beschloß, ein neues an dessen Stelle zu setzen. Der Eitrom der öffentlichen Meinung war für die Tories, die Wahlen fielen im Allgemeinen zu ihren Gunsten aus, so sehr sich auch Harley bemühte, sie auf seine eigentlichen Freunde zu lenken. Mit vieler Gewandtheit hatte er Leuten von verschiedenen Parteien Verbalungsergegnen gegeben, wie sie ihm die Gemüther des Volkes gewinnen und dieses Volk mit seinen Maßregeln ausfüllen könnten. Aber Fecur equis auriis, nec audit oeruas habenas, hatte ihm Freund ihm warnend zugerufen, als zuerst von der Parlamentsveränderung die Rede gewesen, und er sollte durch eigene Erfahrung lernen, wie schwer es sei, in einem Raden eine Erschöpfung vorzunehmen. Das Parlament war noch nicht zusammengetreten, als sich Harley überzeugen mußte, daß es ihn weit über die Grenze reisen würde, welche er sich als die Grenze vernünftiger Maßigung bezeichnet hatte. Einstweilen begann, was auch in con-

situationellen Staaten den Hochhobern das Wesentlichste, der Wechsel in den Stellen; mit dem Großschatzmeister Godolphin mußte der Anfang gemacht werden. Sieben Commissarien theilten sich in sein Amt, unter welchen Harley selbst, jetzt auch zugleich Kanzler der Schatzkammer, der erste (1710); Harcourt wurde Großsiegelbewahrer, St. John Staatssecretair; das Commando der Armee blieb dem Herzoge von Northborough. Harley, in den verkömmlichen Ansichten eines Engländers aufgewachsen, wollte die Freundschaft mit Holland nicht gewaltsam zerreißen. Daher durfte in der Leitung des Kriegs wenigstens scheinbar keine Veränderung eintreten. Den fremden Ministern und den Gesandten der Mächte erklärte Harley, daß er sich bei dem Ministerium bemühe, das Bündniß zu befestigen, nicht aufzulösen; seinen Landsteuern sagte er, sein Amt habe er übernommen, um ihre Freiheiten zu vertheidigen; die Kirche in ihrer Verfassung zu unterstützen, und in den so schwierigen Zeiten die Rechte des Volkes und die Würde der Krone zu bewahren. Vielen bekannt, ward er kaum von einem recht gekannt oder verstanden. Die Parlementsdebatten waren kaum eröffnet, als die wachsende Feindschaft zwischen Harley und Rochester einen von den Andern veranlaßten, um den Reichthum der Wägen zu blicken. Die Angriffe wären gewünscht, mit Harley eine Vereinigung zu treffen, und durch dessen Vermittelung die Herzogin von Northborough mit der Königin auszuöhnen, oder Northborough ermannte sie, ihren Grundbesitz treu zu bleiben, und gab zu verstehen, daß er die Gnade der Königin wieder erlangen werde. Die Vereinigung unterblieb, Harley wurde des einzigen Mittels beraubt, wodurch er den allzuwachen Gang des Parlaments zu zügeln vermocht hätte, und repressalienweise bereitete er auf der Stelle alle Wirkung einer Gnade, welche die Königin in diesem Augenblick ihrem Feindern wieder zukommen schien. Die Reaction gegen die abgelehnten oder bedrohten Minister, in Anklagen oder Verleumdungen, ging ihren stürmischen Gang, doch schien auch jetzt noch Harley dem Stufen von Godolphin ungleich mehr Nachsicht zu schenken, als der übermüthige Rochester. Schon begann er den Überpannten unter seinen Verbündeten als des Moderanismus verdächtig zu erscheinen, man beschuldigte ihn der Privatlichkeit, bewieselte die Reinheit seiner Gefinnungen, als ein Ereigniß von ungewöhnlicher Art seinen ständigen Einfluß von Neuem der lebte. Ein französischer Abenteurer, der sogenannte Marquis von Guicard, wurde wegen eines hochverrätherischen Verdicts mit seinem Vaterlande vor dem geheimen Rathe vernommen. Verschiedene Fragen ließ er unbeantwortet. Plötzlich ergiff er das vor ihm liegende Federmesser, und Harley, von dem Hispanen wohl getroffen, sonst besinnungslos zu Boden. Dieser Mordversuch, ohne ernstliche Folgen für das Opfer, zerstreute allen Verdacht des Verdicts, und gebot den Böswilligen Schweigen. Die beiden Schächer erklärten in einer Adresse an die Königin, daß des Sie Robert Harley's Diensteifer und Treue die Dolche der Papisten und einer unbedingten Faction gegen ihn bewaffnet hätten. Als der

Minister zum ersten Male nach seiner Genesung, in dem Unterhause erschien, bewillkommte ihn der Sprecher auf eine höchst schmeichelhafte Weise, und es wurde eine Bill eingebracht, wornach ein Mordversuch auf das Leben eines Geheimraths als Hochverrath gelten sollte. Für so viele Liebe seine Anhangung abzuhalten, schämte Harley nicht, einen Finanzplan vorzulegen, mit dem er sich seit längerer Zeit beinahe ausschließlich beschäftigt, und der seinem Vorkommen nach aller Noth des Volkes und allen Bedürfnissen des Staats abhelfen sollte. Um die Schatzkammer zu erleichtern, verwandelte er die Staatsgläubiger mit dem Gesamtbetrage ihrer Forderungen von neun Millionen in eine Handelsgesellschaft, die mit dem Genuße ausgedehnter Privilegien zugleich den Kleinhandel nach der Südküste haben sollte. Ohne Zweifel schmeichelte sich der Minister, dessen Stärke keineswegs in der Kenntniß auswärtiger Angelegenheiten beruhte, durch die bereits angeknüpften Verbindungen mit Ludwig XIV. für seine Compagnie, den auch noch in späteren Zeiten so sehr überschätzten Handel mit Peru zu erwerben. Diese leichtsinnigen Hoffnungen mußten aber nothwendig an den starren Formen der spanischen Monarchie scheitern, und die unglücklichen Staatsgläubiger waren betrogen, obgleich eine spätere Zeit ihnen die Barmherzigkeit des Altkönigs zuwenden wollte. Ermutigt durch die Aufnahme, welche den Schwindeln der Südspectaculanten, diesem ersten Vorläufer von Law's System und von allen Geldwäschern der neuesten Zeit geworden, setzte der Minister auch noch die Errichtung einer königlichen Lotterie durch, und es entschlupfte ihm bei dieser Gelegenheit ein Ausdruck, der von der tiefen Einsicht des Finanzministers ein belehrendes Zeugniß ablegt. „Es ist der Ruin des Volkes,“ sagte ihm ein Speculant, der die Lotterie mißbilligte. „Es ist der Reichtum des Fürsten,“ erwiderte der Minister, „diese freiwillige Abgabe ist eine unerschöpfliche Goldquelle für die Schatzkammer.“ Ein halbes Jahrhundert später, im J. 1773, wurde der Betrag der Goldquelle zu 150,000 Pf. Sterling berechnet. Die selbstgefällige Zuversicht, die Harley in der Leitung der Finanzen brachte, verließ ihn auch nicht in der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten. Am 17. April 1711 schloß der Kaiser Joseph die Augen, ein Ereigniß, welches nothwendig der Politik eine durchaus veränderte Richtung geben mußte, und schon am 22. wurden Kometen der Königin Anna die Willmarrartikel mit Frankreich abgeschlossen. Noch in eben diesem Monate ging Prior nach Frankreich, um eine genaue Verbindung zwischen beiden Reichen und vornehmlich die Restauration des Hauses Stuart vorzubereiten. Harley war der protestantischen Thronfolge streng ergeben, was also hier geschah, das mußte er geschehen lassen, weil die überpannte Partei in dem Parlament ihn bedrückte, obwohl sie durch den Tod ihres eigentlichen Führers, des Grafen von Rochester, sich beinahe verarmt fühlte. Ein Vortheil erwuchs ihm indeß aus Rochester's Tode; diese Partei war seitdem genöthigt, in allen Dingen, die nicht ihrer Grundidee, der Wiederherstellung König Jakob's entgegen, für ihn zu stimmen, und ihn und sein Bild

mit ihrem ganzen Einflusse in dem Parlament zu unterstützen. Eine solche Combination wollte Harley, die Gedanken erfüllt von dem Alterthum und der Größe seines Geschlechtes, und noch mehr erpicht auf Ehre und Reichthümer, für seine persönlichen Zwecke nicht unbenutzt lassen. Er empfing am 24. Mai 1711 die Titel eines Grafen von Orford und Mortimer*) und eines Barons Harley von Wigmore Castle, und wurde gleich darauf zum Lord Großschatzmeister ernannt. Die oberste Leitung der Angelegenheiten hatte er schon vorher gehabt, seine Macht stützte jetzt auf einer unerschütterlichen Grundlage zu stehen, das Friedensgeschäft das einzige zu sein, das noch eine ernsthafte Anstrengung erforderte. Dieses Geschäft wurde mit unbeschreiblicher Hast, mit sichtlichster Vernachlässigung der Interessen der Monarchie, mit grober Verletzung des Allianztractats betrieben; es war ausgemacht, daß seine Partei über Frieden einseitig, oder ohne Mißwissen und Bestimmung der übrigen mit dem Feinde in Unterhandlung treten sollte, und das Ministerium hatte keine wichtigeren Angelegenheiten, als die Unterhandlungen mit dem vichischen Schleier zu bedecken, und zugleich, wo es nur möglich, die Interessen seiner Bundesgenossen bloß zu stellen. Darum konnte auch der schadenfrohe St. John der Königin berichten, er werde die Artikel des Friedens so fordern, daß sie den Ausländern ziemlich sauer schmecken sollten**). Als das Gerücht sich allmählig entfaltete, daß erhoben sich viele Stimmen gegen so erbloses Verfahren, viele, die an Aere und Glauben hielten, viele, weil sie verwiesen, unter der gegenwärtigen Leitung einen Frieden zu erhalten, wie ihn die zahlreichen und kostbaren, dem Vaterlande gebachten Opfer verdienten; andere aus Parteihaß, noch andere, weil sie sich in den von dem Grafen von Orford gegebenen Hoffnungen und Erwartungen betrogen sahen. Auch als Großschatzmeister war er nämlich seinem Lieblings sprache, die Menschen sind gewohnt, sich mehr durch Hoffnungen, als durch Belohnungen leiten zu lassen, treu geblieben. Nicht nur die Einwendungen so verschiedener Parteien waren zu befriedigen, sondern Harley mußte auch das ganze Gewicht der Persönlichkeit des Prinzen Eugen ertragen. Ebenso groß in der Kunst zu unterhandeln als zu siegen, kam Eugen, nachdem sein Waffengenosse Marlborough mit dem Abzuge des Heilzugs vom 3. 1711 das Commando der Armee verloren, nach England, um entweder das wahnsinnige und ehrsüchtige Ministerium zur Erkenntnis zu bringen, oder aber den Unwillen einer geheulenen Opposition zu einer fräftigen Anstrengung gegen die Feinde Marlborough's zu vereinigen. Eugen langte in dem Augenblick an, wo Harley für gut befunden hatte,

seine Partei in dem Oberhause durch die Einführung von zwölf neuen Pairs zu verstärken; die parlamentarischen Debatten um die Friedensfrage erhielten aber nichtsdestoweniger durch die Anwesenheit des geehrten Gastes eine kaum noch erhöhte Lebendigkeit, und der Graf von Orford wurde so weit gebracht, daß er in voller Sitzung die Eröffnung einer Friedenshandlung leugnete. „Wir kennen,“ sagte er, „die Delicatsitten des Bündnisses, und es darf in Rücksicht des Friedens nichts ohne Zustimmung der Allirten gethan werden; denn nichts kann schändlicher oder thörichter, nichts entehrender oder ruhmloser sein, als einen einseitigen Frieden zu schließen.“ Noch dieses, dem Minister abgepreßten, Aufseßgebändnisses erkannte Eugen, daß die Partei, die zu vertreten er gekommen, für den Augenblick der Compagnien der Massen entbehrte, er beschränkte sich auf die Rolle des ruhigen Beobachters, suchte in einer Note vom 18. Febr. 1712 das Ministerium über die wahre Lage des Contingents aufzuklären, und erhielt wenigstens ein zweifelschattes Versprechen, daß der Krieg in dem gegenwärtigen Jahre fortgesetzt werden sollte. Persönlich hatte Eugen sich übrigens des Großschatzmeisters nur zu deuten, und er ermannte daher auch nicht, eines Tages den von diesem empfangenen Toast: „dem ersten Feldherrn der Welt,“ mit dem bekannten Compliment zu erwidern: „Wäre ich das, so müßte ich es Ihnen verbanken.“ Aber während das Parlament sich mit den Euforien zu einem neuen Heilzuge beschäftigte, war es entschlossen, alle Friedensbedingungen, von welcher Beschaffenheit sie auch sein möchten, zu billigen; ein Generalcongreß sämtlicher Bevollmächtigten der Verbündeten wurde auf den 29. Jan. 1712 nach Utrecht aufgeschrieben, und wie gering die Zahl der Minister, welche in dem angesetzten Termin erschienen, so begann doch alsbald, auf die Basis der Preliminarien, das Geschäft der Pacification zwischen England und Frankreich. Sie auch den übrigen Allirten aufzubringen, nahm das Ministerium Zuflucht zu einer jener Zweideutigkeiten, die wir in unsern Tagen mehrmals, zu Moskau z. B., mit dem glücklichen Besolge anwenden sahen. Der Herzog von Ormond, Marlborough's Nachfolger im Commando, erhielt Befehle von einer höchst starken Doppelsinnigkeit; als er sich nach langen, für die gemeine Sache nutzlosen Demonstrationen von der allirten Armee absonderte, war es gewiß seine wie des Ministeriums Hoffnung, daß die zahlreichen, in englischen Sold gegebenen Truppen seinem Beispiele folgen würden. Dann wäre es dem Marschall von Villars ein Leichtes gewesen, zuerst den Prinzen Eugen, die Kaiserlichen und Holländer, dann die Söldner, zuletzt die Engländer selbst einzuschließen, und die ganze conföderierte, jetzt so schwachvoll versädelte Armee auf einmal und in einem Tage zu zerstreuen. Der bössische Plan scheiterte an der ebenfalsen Spannung der Soldtruppen; aber nichtsdestoweniger wurde am 11. April 1713 der utrechter Friede unterzeichnet. Harley, seit dem 26. Oct. 1712 Ritter des Hosenbandordens, hatte auf ihn den Einfluß nicht fortwährend geübt, der seiner Stellung zu gebühren schien; die Unterhandlungen waren zuletzt bei-

*) Dieses als Pfleger von Wigmore, dem alten Hauptstade der Mortimer.
**) Dieses Ausrufen findet sich in der Freude, mit welcher Lord Castlereagh im J. 1815 dem Parlament erklärte, daß man Oesterreich, dem Kaiserlichen, durch die Feuerprobe der höchsten Noth erproben Bundesgenossen, dem England nachgefolgt 1805 seine Rettung verdanke, daß man diesem Bundesgenossen nur die gebührende Aufschaltung für Beigeküllten und den jenseitigen Preis gebracht habe.

nahe gänzlich durch St. John oder Bolingbroke geleitet worden. Früher durch die Hände der innigsten Freundschaft vereint, machten Orford und Bolingbroke die Entzweiung, daß sie beide zu ehegerig, um auch nach dem Siege Freunde zu bleiben. Bolingbroke, die Macht und den Einfluß des Grafen beneidend, hatte die Gunst der Mistress Rasham zu erwerben gewußt, und sich, unter ihrem Schutze, einen Einfluß auf die Königin verschafft, den er durch unbegrenzte Deferezen für die Ansichten der Monarchin stets erweiterte. Darum klagte auch Orford dem Prinzen Eugen, er selbst sich, gleichwie die Königin, zu vielen Maßregeln gegen seinen Willen hingerrissen worden. Den steigenden Credit Bolingbroke's wahrnehmend, wünschte Harley nochmals den alten Witzge sich zu nähern; er versuchte es, der Verteidiger Marlborough's gegen ungeredete oder übertriebene Vorwürfe zu werden, worüber er selbst von St. John und dem Herzog von Argyle grobe Beleidigungen hören mußte; er soll sogar der verfolgten Partei die Hand zur Verbesserung, und wenn sie in sich einig, oder in der Hitze der Leidenschaft für vernünftige Ansichten empfänglich gewesen wäre, so hätten vielleicht noch ganz andere Friedensbedingungen von Frankreich und am Innern monarchischer Cancellationen erlangt werden können, aber der Kriegerthals Marlborough's erlaubte ihm nicht, auf die Ansprüche eines Feindes einzugehen. Des geoffenen Beistandes der Witzge entbehrend, mußte Harley versuchen sich durch eigene Kräfte gegen Bolingbroke und die eigentlichen Jakobiten zu verteidigen. Es gelang ihm, einem Antrage Bolingbroke's, daß man der verwitweten Königin, Gemahlin Jakob's II., den ihr zugesicherten Witwengeld abzahlen solle, auszuweichen. Sie forderte diese Gelder als Königin Mutter und nicht als Königin Witwe. Dieses, zeigte Orford, könne nach dem Gesetze nicht gestattet werden, indem man ihren Sohn zum Hochverräter gestempelt habe. Viel heftiger wurde der Streit um den Entwurf eines Handelsvertrags mit Frankreich, der in dem Hause der Gemeinen durchsief. Orford, schwer verletzt durch die bei dieser Veranlassung von Bolingbroke, Ormond, Harcourt, Akerbury, der Lady Rasham empfangenen Beleidigungen, übergab der Königin in einem meistestasteten Aufsatze eine gedrückte Darstellung von Allem, was er seit seiner Ernennung zum Kanzler der Schatzkammer gethan; es war dieser Aufsatz zugleich eine Schuchschrift für sein öffentliches Wirken und eine Anklage gegen den unruhigen Ehrgeiz des Viscount Bolingbroke gerichtet. Er hatte sich aber mit der allmächtigen Rasham veründet, indem er ihrer Geldgierde zu fröhnen aufhörte, und die Nachsichtige lehrte die ganze Gewalt der Intrigue und des ihr von der Königin verordneten Einflusses gegen den Großschatzmeister. Seine Denkschrift blieb unbeachtet. Von dem Hofe abgewiesen, wo seine Feinde herrschten, suchte Harley den Verbot gegen sie zu bewaffnen, der ihnen am verwerthlichsten werden konnte. Er beschuldigte den Staatssecretair, daß er des Präsidenten auf den Thron von Großbritannien zu erheben gedachte. Schon vorher war die Zwietracht zwischen Orford und Bolingbroke so hoch gestiegen, daß die

fer freimüthig erklärte, wenn es jetzt die Frage gälte, zwischen dem gänzlichen Untergange ihrer Partei und seiner Ausöhnung mit Orford, so würde er keinen Anstand nehmen, das Erste zu wählen. Dieser währende Haß äußerte sich am 27. Jul. alten Stils 1714 in Gegenwart der Königin in einem bitteren Gespräch, das in gegenseitige gemeine Schmädhungen zwischen Orford einerseits und Bolingbroke und der Lady Rasham andererseits ausartete. Die Königin, schwer ergriffen durch die unwürdige Scene, die sie versicherte nicht überleben zu können, entsetzte noch am nämlichen Tage den Großschatzmeister seines Amtes. Der Fall des Ministers war jedoch so wenig vorgesehen, daß es an allen Elementen zur Bildung eines neuen Ministeriums getrachtet. Die Rathlosigkeit, die darüber einbrach, und die Anstrengungen, denen die Königin sich hingeben mußte, um irgend etwas an die Stelle des entlassenen Ministers zu setzen, wirkte zerstörend auf ihr schon erschüttertes Gemüth. Am 28. Jul. wurde sie von leibhaftigen Anfällen ergriffen, am 30. verzwelfte man an ihrem Leben, am 1. Aug. 1714 hatte sie aufgehört zu sein. Lord Orford, dem Umfange vertrauend, daß er schon früher einen Vetter (oder Bruder), den Thomas Harley, nach Hannover gesendet, um mit dem Kurfürsten zu unterhandeln, begriffte ihn nun als König in dem Moment der Verbannung, und blieb, obwohl kalt empfangen, in London, bis er, als angeblicher Theilnehmer der sich vorbereitenden Unruhen, am 16. Jan. 1715 verhaftet und in den Tower gebracht wurde. Des Hofs verlaßs angeklagt verlebte er zwei Jahre in dem Gefängnisse, bis ein feierlicher Urtheilspruch am 1. Jul. 1717 seine Unschuld anerkannte. Harley blieb von nun an allen Geschäften fremd, und widmete sich ausschließlich dem Studium der schönen Künste, und der Sorge für die Vervollständigung seiner Bibliothek und Handschriftensammlung. Er starb in dem 63. Jahre seines Alters den 21. Mai 1724. Viele Schriftsteller haben sich bemüht, sein Bildniß der Nachwelt zu überliefern, doch haben sie den Finkel mit solcher Eigenwilligkeit geführt, daß es schwer halten wird, aus den widersprechenden Ansichten zu einem billigen Urtheile zu gelangen. Der dankbare Pope beschränkt den Minister als eine reine Seele, die dem Reide und der Selbstgier unzugänglich; Bolingbroke überläßt sich den Eingebungen des Hasses, wenn er versichert, daß die Tugenden des Grafen von Orford durch seine Fäulnis verfinstert waren. Auch der Lady Rasham Zeugniß, daß Harley sich gegen die Königin als der un dankbarste der Menschen erwies, ist verwerthlich. Harley war ein Mann von blasser und verschlossenem Charakter, langsam, sehr zweifelhaft in Rath und That, überhaupt einer von jenen Staatsmännern, die dadurch regieren wollen, daß sie zwischen zwei entgegengesetzten Parteien die Schalen schwankend erhalten, bis sie endlich für beide Parteien ein Grenzland des Argwohn's und der Verfolgung werden. Er war als Witzge aufgewachsen, und obgleich die Umstände ihn vermochten zu den Tories zugehen, ja an die Spitze derselben zu treten, so konnte er doch nur Widerwillen empfinden gegen jene beständigen Parteimaßregeln, zu welchen die Tories drängten,

und bedwegen scheint er niemals das volle Vertrauen zu haben. Wie weit Oxford die Grundzüge der Tories auch trieb, so blieb er doch weit zurück hinter den Eiferern, und er war vielmehr einer von jener politischen Sorte, die man damals die Whigs nannte, die Willensfänger, nannte, von denen man annahm, daß sie in ihrer eigenen Seele nicht Bescheid wußten, weil sie den Grundfäden des Erbrechts, der Legitimität, angingen, und zugleich wünschten, daß das Haus Hannover zur Thronfolge gelangen möge. Im Allgemeinen war der Graf voll Achtung in allen seinen politischen Ansichten, ein Freund gesetzlicher Freiheit, ein Feind religiöser Verfolgung, obgleich er sehr eifrig der bischöflichen Kirche zugethan und zu ihrem Dienste zwei stattliche Tempel erbaut; ein Finanzminister von sehr mittelmaßigen Fähigkeiten, verrieth er in allen auswärtigen Angelegenheiten seine große Unbekanntschaft mit dem Continente, die wir auch noch an seinen späten Nachfolgern bewundern. Ubrigens mögen die Urtheile über Harley's Talente als Staatsmann noch so verschieden ausfallen, über einen Punkt sind die Berichterstatter einverstanden, sie rühmen den Gehalt, den er jederzeit den Belehnten angedeihen ließ und seine zutrauliche Hingabe für Freunde. Seiner kostbaren Bücher- und Handschriftensammlung gedankt ein eigener Artikel (Harley'sche Manuscriptensammlung), nur find die auf den Einband der Bibliothek verwendeten Kosten daselbst zu niedrig angegeben. Nicht die ganze Bibliothek, sondern nur eine Abtheilung hatte ihm an Einband 18,000 Pf. St. gekostet. — Harley's erste Frau, Elisabeth, war eine Schwester von Thomas, dem ersten Lord Foley, die andere, Sarah, eine Tochter des Ritters Thomas Middleton, starb im J. 1737. Diese letzte Ehe war unfruchtbar, aus der ersten kamen drei Kinder. Eine Tochter, Elisabeth, heirathete am 15. Dec. 1712 den Herzog von Leeds, Peregrine-Hyde Osborne, die andere, Abigail, wurde an Georg Han, den 7. Grafen von Kinnoul, verheirathet. Der Sohn, Eduard, 2. Graf von Oxford, gefiel der einzigen Tochter und Erbin des im J. 1711 verstorbenen, reichen Herzogs von Newcastle, der Penelope Cavendish-Polles, mußte sie aber, da ihm ihrer Mutter entschiedene Abneigung im Wege stand, durch seinen Vetter Eduard Harley ersuchen lassen. Die Ehe erfolgte sodann am 31. Oct. 1713. Im Oberhause stimmte der Graf stets mit der Opposition. Er starb den 27. Jun. 1741, seine Witwe den 8. Dec. 1753 auf ihrem Prachtvolle Weibsel in Nottinghamshire. Seine einzige Tochter, Margaretha Cavendish Harley, geb. den 11. Febr. 1714, war als die reichste Erbin in England der Gegenstand sehr vieler Speculationen, blieb aber zuletzt dem 2. Herzoge von Portland, Wilhelm Pitt-Rivers. Sie wurde den 11. Jul. 1734 getraut, und starb den 17. Jul. 1785. In den Harley'schen Titeln und Gütern hatte sie aber dem Vater nicht folgen können, diese waren dem Eduard Harley geschenkt, den wir als glücklichen Widdenerüber kennen lernen, und der ein Sohn jenes Eduard, der mit dem Großadmiral einen gemeinschaftlichen Vater gehabt hatte. Eduard, der

3. Graf von Oxford und Mortimer, starb zu Bath den 11. April 1755, aus seiner Ehe mit Martha Morgan fünf Söhne und eine Tochter hinterlassend. Ein Sohn, Thomas, geb. den 24. Aug. 1730, heirathete am 15. März 1752 des Auditors Edward Vaughan's erste Tochter Anna (sie hatte einen Brautloos von 40,000 Pf. St.) und wurde zu Michaelis 1767 zum Lordmayor der Hauptstadt ernannt. Als er sich am 9. Nov. mit dem gewöhnlichen Gefolge nach Whitehall begab, um den dort gebrachten Eid zu schwören und bei dieser Gelegenheit sich in eigenen Hadren, statt in der gewöhnlichen, constitutionellen Staatsperücke zeigte, äußerte der Pöbel die lebhafteste Unzufriedenheit über eine so bedeutende Neuerung, und es wurden große Aufseerungen verübt. Noch stürmischer waren die Paradenmäulen im März 1768. Darin, einer der ministeriellen Candidaten für London, wurde nochmals gewählt, obgleich er unter andern den bekannten Liebling des Volkes, Wilkes, zum Concurrenten gehabt. Der Pöbel, in seinen Hoffnungen getäuscht, richtete seine ganze Wuth gegen den Lordmayor, in den Straßen wurden Pfenniggröbe, die eben damals sehr klein, auf Stangen zur Schau getragen und die Weiber schrien: here is Harley's loaf. Wo der Lordmayor sich bliden ließ, verfolgte ihn ein Regen von diesen Pfenniggröben, ihn zu befehen, daß man ihn für die Ursache des ihmern Brodes halte. Ein Kerl warf ihn mit einer Pomeranze, und sie hätte ihm das Auge mitgenommen, wenn er sie nicht glücklich aufgefangen. Den letzten Tag er stürmte der Pöbel den Palast Whitehall und eine wüthende Menge warf sich auf den Lordmayor unter dem Geschrei: knock him down! Es gelang ihm jedoch, von Wilkes kräftig unterstützt, zu entkommen, auch allmählich durch verböhnende Maßregeln die Ruhe wiederherzustellen und in gerechter Anerkennung des hierdurch erworbenen Verdienstes wurde er im Mai 1768 in die Zahl der königlichen Geheimräthe aufgenommen. Thomas starb den 1. Dec. 1804; seine fünf Töchter wurden als reiche Erbinnen sämtlich verheirathet. Sein ältester Bruder, Eduard, 4. Graf von Oxford, geb. den 2. Sept. 1726, war schon am 8. Oct. 1790 verstorben, ohne daß er aus seiner Ehe mit Susanna Archer Kinder gesehen; Güter und Titel fielen daher an Eduard Harley, den heutigen und 5. Grafen von Oxford und Mortimer, der ein Sohn von Johann, des Lordmayors dritten Bruder, Johann, geb. den 29. Sept. 1728, Bischof von Hereford und Dechant von Windsor, war den 7. Jan. 1788 verstorben, und hatte aus seiner Ehe mit Rosach Vaughan von Trebarry vier Kinder hinterlassen, worunter Eduard der älteste Sohn. Es ist derselbe den 20. Febr. 1773 geborenen, mit Johanna Scott verheiratheten und Vater einer zahlreichen Familie. — Des Grafen eigentlicher Sitz ist, wie schon gesagt worden, Gresham, an der Grenze von Waltham; Brampton scheint gänzlich Verfall erlitten. Wigmore Castle ist nur mehr in Trümmern vorhanden, aber der uralte, ausgebreitete Park prangt mit dem herrlichsten Baubolde. Das prächtige Wappenstein, ein von Aussen blau eingefasster rother, rechter Schrägbalkeim im goldenen Felde, mit der Devise: Virtute et fide, ist dem

nach gänzlich von dem Wappen der französischen Harley verschieden. Wie ungereimt überhaupt die Angabe, daß die Familie ihre Ahnherren in dem Hause Harley in Frankreich suche, geht daraus hervor, daß Richard de Harley bereits im J. 1275 als ein angesehener Edelmann in Schropshire auftritt, während der Stammvater, der französische Harley, Balthar, nicht gar lange vor dem Jahre 1397 geblüht wurde.

(v. Stramberg.)

OXHOFT, OXHOOFD, OXHOFT 1) Flüssigkeit, dessen man sich in den meisten See- und Handelsstädten des nördlichen Deutschlands, Schwedens, Rußlands, Polens, der Niederlande und des westlichen Frankreichs, vorzüglich beim Wein- und Branntwein, seltener beim Ölhandel, bedient, und welches nach den verschiedenen Ländern und Städten eine verschiedene Größe hat und abweichende Unterabtheilungen erleidet. Nimmt man das preussische Maß als Norm an, nach welchem 60 Quart, deren jedes gleich 64 preuss. Kubitzoll enthalten muß, einen Eimer bilden, so ist das Drbst in den Städten Berlin, Danzig, Königsberg, Stralsund und Stettin, sowie in allen übrigen preussischen Städten vorchriftsmäßig gleich 3 Eimern, wogegen die in diesen Städten eingeführten Unter- und Oberabtheilungen von einander abweichen. So machen in Königsberg 14 Drbst eine Pipe, 2 Drbst ein Bohl, in Danzig 2 Drbst ebenfalls ein Bohl oder Scetrippe, 4 Drbst ein Fass, 8 Drbst eine Last. In Stralsund und den preuss. thüringischen Städten wird weiterhin noch nach alten Drbst gemessen, welche in jenem 3 Eimer 3½ Quart, in diesen 2 Eimer 56½ Quart fassen. In Bremen ist das Drbst, welches beim Franzwein 14 Liter oder Ahm = 6 Anker = 30 Viertel = 66 Stübchen = 264 Maß oder Quart, beim Rheinwein aber 67½ Stübchen oder 270 Quart enthält, gleich 3 Eimer 7 Quart preuss. Maß; dagegen enthält in Hamburg das Drbst Franzwein 3 Eim. 19½ Quart und das Drbst Franzbrannt ein von 30 Vierteln oder 60 Stübchen 3 Eimer 9½ Quart. Eine ähnliche Verschiedenheit wie in der letztgenannten Stadt findet auch in Leipzig statt. Hier ist das Drbst Franzwein, welches 2½ Eimer = 168 Kannen = 336 Viertel = 1344 Quartieren enthält, gleich 2 Eimer 56½ Quart preuss. Maß, 1 Drbst Franzbranntwein aber, welches 3 Eimer oder 180 Kannen enthalten muß, gleich 3 Eimer 18½ Quart. In Riga ist der Drbst Franzwein gleich 3 Eimer 44½ Quart und wird in 14 Ahm = 6 Anker = 180 Stöck getheilt. In Stockholm wie in den übrigen schwedischen Städten, wo dieselbe Eintheilung stattfindet, enthält das Drbst 3 Eimer 25½ bittiner Quart; in Warschau und Polen aber, wo es gleich 60 Garnier oder 240 Kneteb ist, 3 Eimer 29½ Quart. In Amsterdam, wo man das Drbst Franzwein in 180 Ringel berechnet, kommt es 3 Eimern 45½ Quart gleich. In Bordeaux treten die Barriques an die Stelle der Drbst, und es macht eine Barrique den vierten Theil eines Tonneau und enthält 14 Literons = 32 Bittel = 110 Pot bei einer Größe von 11 497 par. Kubitzoll oder 228 Liter. Nach preuss. Maße faßt die Barrique 3 Eimer 19½ Quart. — 2) Bezeichnet man mit dem Namen

Drbst oft die Weingeinde oder Häßer selbst, welche aus den Drbststäben oder Fassbäumen, welche gewöhnlich 4 Fuß lang und 1—1½ Zoll dick sind, gemacht werden.

(Fischer.)

OXIA, nach Ptolemäus (VII, 4) ein Vorgebirge der Insel Laprobant, unter 130° der Länge und 7° 30' der Breite.

(Völker.)

OXIAE (*Oxiä*), kleine Inseln vor Äthiopien und dem Ägäischen der Perubab, gehörten zu den Chinäiden; Homer nennt sie *Göa*, „die schnellen“; in den trojanischen Zeiten standen sie nebst den Chinäiden unter Troja (II. B. 629); heute Kuejolari, Strophä. (Plin. H. N. IV, 12, 19. Stephan. Byz. in *Asiatica*. Strab. VIII, 351. X, 458 sq.)

(H.)

OXIANA, ein See zwischen den Flüssen Drus und Jaxartes, gebildet von einem der Flüsse, welche von den sogdischen Gebirgen kommen, nach Ptolemäus (VI, 12) unter 111° der Länge und 45° der Breite. Nach Manert (IV, 452) wäre jener Fluß der Strepenfluß Sogd, an dem Samarkand liegt, den Strabon (XI, 518) und Arrian (IV, 61) Polymistius nennen und der nach ihnen nicht fern von Samarkand unter der Erde verschwindet; vgl. Curtius VII, 10.

(Völker.)

OXIANA, nach Ptolemäus (VI, 12) eine Stadt am Drus in Sogdiana unter 117° 10' der Länge und 44° 40' der Breite. Hier Grabt weilt westlich, unter 113° der Länge und 44° 40' der Breite liegt ihm, ebenfalls am Drus in Sogdiana, die Stadt Alexandria Driana, in der Gegend, wo kein Jaxartes in den Drus fällt, während jenes Driana ungefähr dem Einflusse des Dargidus in den Drus gegenüber läge.

(Völker.)

OXIANI, sind nach Ptolemäus (VI, 12) ein Volk in Sogdiana am Drus.

(Völker.)

OXICESTA (Insecta), eine von Hübner aufgestellte Schmetterlingsgattung (Verzeichn. 144), deren Kennzeichen darin besteht, daß die Vorderflügel mit spitzigen weißen Streifen bezeichnet und strahlig gefärbt sind. Es gehören hierher die beiden Arten *Serica* und *Geographica*, welche der Art *Gastropacha geographica* Treitschke entsprechen.

(D. Thon.)

OXIDRANCAE, nach Ptolemäus (VI, 12) ein Volk in Sogdiana an den sogdischen Bergen. (Völker.)

OXIGONA Latrille (Mollusca), eine Weichtierfamilie, ziemlich derjenigen entsprechend, welche Lamarell Molluscae genannt hat. Die Kennzeichen sind: das Hauptgeschloßband liegt am Rande, ist lang, schmal, stark nach hinten verdünnt, oder sich sogar ganz über den hintern Theil verbreitet. Zwei Sectionen:

1) Das Hauptband getrebt.

a) Kein Vossus. Muelleria, Crenatula, Gerrilla.

ß) Ein Vossus. Perna.

2) Hauptband ungetrebt. Malleus, Melagrina, Avicula, Pinna.

(D. Thon.)

OXII oder **UXII**. Die Urier, von Plinius (VI, 31) Urier genannt, waren ein tapferes Volk an der Grenze von Eufriata und Persis. Sie bewohnten das dicke bei den Ubrer, steile Gebirge, und hatten daher die aus einem in das andere führenden Engpässe besetzt, so daß

fie für den Durchgang selbst von den persischen Königen einen Tribut fordern (*Arrian*, III, 17. *Strab.* XV, 3), Minius nennt sie *latrones*. Auf dem Wege von Susa nach Persis hatte Alexander ihr Land zu passieren und gegen sie zu kämpfen. Er eroberte durch die Verrathung eines unbekanten Berges ihre Festenstadt. Er war östlich von dem Flusse Pasitigris auf sie gestoßen (*Curt.* V, 3. *Arrian*, *Exped.* Al. III, 17). Aber ein Theil der Urier mußte auch noch nördlicher von diesen Strichen bis nach Medien hinein wohnen. Denn der Pasitigris selbst entspringt aus den östlichen Bergen und in dem Lande dieser nördlicheren Urier (*Curt.* I. c. *Diodorus* XVII, 67); nach *Strabon* (I. c.) auch der Ghoaspes. Zum Theil hatte dasselbe Volk auch die Ebenen bis zum Pasitigris besetzt, deren Fruchtbarkeit gerühmt wird. (*Diod.* I. c.) Ihr Land hieß Uria (*Strab.* XVI, 512) oder Uriana. (*Diod.* I. c.) (Völker.)

OXII MONTES, nach *Ptolemäus* (VI, 12) Berge in dem westlichen Theile Sogdiana's, zwischen dem Drus und Zaxartes, in der Gegend, wo ihm die *Pokter*, *Jastier*, *Sachoret* und *Anguler* wohnen. (Völker.)

Oximi, s. Oxiamil.

OXIMUM, alter Name einer Stadt Italiens; *Strabon* (V, 241) nennt sie *Aurimum* (*Ἀύριον πόλις*, *αὐρὸς* *ἐστὶν τῆς θαλάσσης*), bei *Schäfer* (B. C. I, 12 et 13), bei *Vellejus* (I, 15), bei *Eucanus* (II, 466), bei *Plutarch* (*Pompej.* I. c.) heißt sie *Auximum*, *Ἀύζιον*, die Einwohner in einer Inschrift *AVXIMATES* (*Gruter* 372, 4); diese Schreibart muß mithin für die richtige, Oximum aber bei *Strabo* (XLII, 21, 12. XLII, 20) für fehlerhaft erklärt werden; dieser Fehler ist aus der heutigen Benennung der Stadt Osiimo, Osmo entstanden (s. Osiimo). *Aurimum* war eine der beträchtlichsten Städte in Picenum, auf einer Anhöhe gelegen, die jedoch ihre Bedeutung erst später durch die Nähe und Verbindung mit *Ancona* erhielt. (*Cellarius* I, 757. *Mannert*. IX, 1, 489 sq.) (H.)

OXINA, alter Name eines Flusses in Bithynien bei *Arrian* f. Oxinea. (H.)

OXINES, ein Küstenfluß in Bithynien, nach *Arrian* (*Peripl.* in *Huds.* *Geogr.* m. I, 14) zwischen *Stalles* und *Phyladium*, nach *Marcan* (a. A. D. 70) 90 Stadien östlich von dem Vorgebirge *Pasidum*. (Völker.)

OXIONES, ein Volk, mit welchem *Tacitus* seine Beschreibung *Germanien* schließt. Das Ubrige schon mehrdeutlich, daß die *Helluser* und *Drioner* Gesichter und Antlitz wie Menschen, Körper aber und Gliedmaßen wie Thiere führen, was ich, als außer der Erfahrung liegend, dahingestellt sein lassen will. So *Tacitus* (*German.* 46). Ergebnisse für die Witterung lassen sich allerdings nicht daraus gewinnen, oder wol für die trütsche Götterfrage, nämlich daß einige ihrer wichtigsten Theile auch schon damals bestanden, denn woraus sind die *Helluser* anders entstanden, als aus der Götterfrage vom Reiche *Hel's*, der *Adontgerin*, welches man sich im äußersten Norden dachte? Was sind die *Drioner* anders als die *Jötnar* oder *Riesen* der Götterfrage, welche man sich in Döfengestalt dachte. So heißt es in der Sage von *Gefion*, welche vom Könige *Sigfrid* ein Pflugland erhalten hatte.

Da riße sie in *Lotunheimar* (*Riesenwelten*) und empfing dort vier Söhne mit einem Joten (*Riesen*); sie wandelte diese in Döfengestalt, und spannte sie vor den Pflug, und jag das Land hinaus in das Meer und westwärts gegen *Dvinsin*, und wird das Land genannt *Seeländ* (*Seeland*). So sang *Bragi* der Alte.

Ossen jag von Gelf
Groß dem Begüterten mit *Tieferschel**,
Edoas es von den *Kennern* erben
Nachte, *Dänemark's* Verwahrung.
Die Döfen trugen acht
Eitenmanne*, dort wo sie glagen
Vor des *Grundlandes* weitem
Gesicht*, aus der *Schäpfer*).

Man spannte nämlich vier Döfen an einen Pflug. Diese Zahl will der Dichter durch seine Umschreibung angeben. Die *Drioner* mit Menschenantlitz und Thiergliedern und Thierleibern sind also nichts anderes als die *Jötnar* oder *Riesen* der nordischen Götterfrage, wenn man nicht sich in Döfengestalt erscheinend dachte. (*Ferd. Wachter*.)

OXIPETRA, oder Fels des Erus, auch *Ariamages*, heißt ein hoher und steiler Felsen in *Sogdiana*, den *Alex* and eroberte. Nach *Strabon* (XI, 11, 4) war er 30 Stadien hoch; ebenso nach *Curtius* (VII, 11), der ihm einen Umfang von 150 Stadien gibt. Er wurde von *Ariamages* mit 30,000 Mann vertheidigt, jedoch durch *Lisi* und *Überumpfung* von den *Makedoniern* genommen. *Arrian* (IV, 5) scheint ihn mit dem Felsen des *Sisimithes* in *Bactriana* zu verwechseln, vergl. *Polyen*. *Strateg.* IV, 3, 29. (Völker.)

OXIRA, nach *Ptolemäus* (V, 18) eine Stadt unterhalb *Edeffa*, in dem Theile *Mesopotamiens*, den er *Chalkitis* nennt, unter 73° 30' der Länge und 37° 0' der Breite. In andern Ausgaben heißt sie *Dibetra*. (Völker.)

OXISMA, soll ein von *Rosineque* aufgeschaltetes Genus fossiler *Divalven* sein, das ich insofern nicht näher kenne*). (H. G. Bronn.)

OXLEYA. Diese Pflanzengattung, deren Stellung im *Sexualsystem* ich jetzt nicht angegeben werden kann, da die Blüten zur Zeit noch unbekannt sind, aus der Gruppe der *Scrofulen* der natürlichen Familie der *Mesiten*, hat *Gunningham* so genannt nach dem englischen Regierungs-Ingenieur *Dr. Lee*, welcher durch eine im J. 1823 gemachte Reise viel zur genauern Kenntniss von *Neuholland* beitrug. *Char.* Die Frucht ist eine fünf-sächerige Kapself, deren fünf Klappen bis zur Basis aufspringen und deren Scheidewände durch die eingebogenen Ränder der Klappen gebildet werden. In jedem Fache liegt der Länge nach ein zuletzt freier Mutterkuchen, welcher auf jeder Seite drei Samen trägt. Die Samen sind sackgedrückt, mit einem elliptischen, blättrigen Flügel umgeben und enthalten den Embryo mit fleischigen, drüsig-

1) D. d. Gold. 2) D. d. Augen. 3) Siehe die weitem Anmerkungen zu dieser Uebersetzung der Werke bei *H. Wachter*, *Seneci* *Sturion's* *Wetteris* (*Heimskringla* T. I. p. 18, 19.)
*) *Keserfelds*, *Naturgeschichte des Nordpols*. II. (1824.) S. 619.

punktierten Samenlappen, ohne Eimaiskörper. Bei der sehr nahe verwandten Gattung *Flindersia* springen die Klappen nicht bis zur Basis auf, der Mutterlappen trägt nur zwei Samen. Die Klappen und die Samen sind nur an dem einen Ende geflügelt. Die einzige Art, welche Frazer und Cunningham am den Ufern des Droy entdeckten Brisbane-Flusses an der Mündung von New-Holland in großer Menge fanden, *O. xanthoxyla Cunningham* (in Hooker bot. misc. 1. p. 246. t. 54) ist ein sehr großer (bis 100 Fuß hoch, bei vier Fuß Durchmesser des Stammes), ästiger Baum mit unpaar-gefiederten, zum Theil gedrehten, meist vier- bis fünfpaarigen Blättern, gegenüber und weit von einander abstehenden, lanzettförmigen, sehr kurz gestielten, lederartigen, ganzrandigen, langzugespitzten Blättern und flächig-böckerigen, abhangen, drei bis vier Zoll langen Kapseln. Das gelbe Holz dieses Baumes (wobei der englische Name yellow-wood und der Arviolname; *khôr* Holz, *khavde* gelb) ist zum Haus- und Schiffsbau preispä. (*A. Sprengel.*)

OXU, nach Anders Matsw, Fürstenthum auf der japanischen Insel Nippon, eine der größten Provinzen des Reichs, im Norden an die Straße von Sangan, im Osten an den Großen Ocean, im Süden an Fikats, im Südwesten an Simobuse, im Westen an Dewa grenzend. Die hohe Bergkette Dsari scheidet es von Dewa. Im Innern ist das Land bergig; das Meeresthief ist sandig; fruchtbar ist der Boden sehr gut. In einzelnen Gegenden sind Goldminen. Das Fürstenthum besteht aus 55 Gerichtsbarkeiten. (Hassel im weimar. Handb. XV, 471.) (*L. F. Kämtz.*)

OXURA Kirby (Insecta). Eine Käfergattung aus Blaps gefordert, aufgestellt in Linnean Transactions XII. mit folgenden Kennzeichen: Labrum subquadratum, submarginatum. Labium bispinatum, lobis divaricatis. Mandibulae breves, apices bidentatae. Maxillae basi apertae. Palpi maxillares elongati, articulo ultimo magno securiformi, labiales bifurcatae. Mentum fere trapeziforme. Antennae medio attenuatae, subelavatae: clava tricaricata. Corpus lineare. Caput rhomboidale: oculi prominula, triangularibus. Thorax teretiusculus vix marginatus.

Die einzige Art, *Oxura setosa*, ist 8½ Linien lang, kienförmig, schmal, schwarzbraun, mit graulich-borstenhaaren besetzt, die Flügeldecken sind kienförmig, glatt, gerandet, in der Mitte mit zwei erhöhten Längslinien; der Rand selbst ist platt, in die Höhe gebogen und das Ende der Flügeldecken läuft in eine Spitze aus. Das Venterland ist das Vorgebirge der guten Hoffnung.

(*D. Thon.*)

OXUS. Der Drus, heutiges Tages Amu oder Oxiden, in der Volkssprache der Römer Oares (Wos, Virg. Aen. I, 66), entspringt auf dem Knoten des großen Gebirgsfusses, welcher im östlichen Asien an den Grenzen der kleinen und großen Bucharei, Persiens und des nördlichen Vorderindiens zusammenläuft. Die Alten nannten das Gebirg Paropamisus, bei den Römern ist sein Name Belurtog oder Baxlog. Der Drus floß den Alten zufolge

in das kaspiische Meer, nach der heutigen Geographie in den Aralsee. Der Erste, der seiner gedenkt, ist Herodot. Aber er kennt ihn nur unter der appellativen Benennung Araxes (I, 201, 202, 203 sq., 210 sq., 216. III, 36. IV, 11, 40) und scheint ihm zum Theil mit dem armenischen Araxes zu verwechseln, auch wohl mit dem Zarates, schwerlich aber, wie vermutet wird, mit der Wolga (vergl. Bödler, mythische Geogr. der Gr. und Röm. I. B. S. 193). Herodot's Araxes oder Drus kommt von den mairischen Bergen in Medien, ist an Größe dem Jher nahe, bildet Inseln, so groß wie Lesbos, theilt sich in vierzig Mündungen, von denen aber nur eine in das kaspiische Meer gelangt, die übrigen versumpfen (in dem Aralsee?). Er trennt das Land des Korus von den Massageten, die auf der Ostseite des kaspiischen Meeres unter den Issabonen wohnen und ist nach ausdrücklicher Aussage (IV, 40 mit I, 205, nach der unumwundenen Erklärung Schweighäuser's) selbst auf der Ostseite dieses Sees, — also offenbar hier der Drus. Nur hinsichtlich seiner Quellen scheint Herodot durch den armenischen Araxes getäuscht zu sein. Plinius (VI, 18) läßt den Fluß durch die Derbiden fließen und in einem See Drus entstehen, — von welchem See man sonst nichts weiß. Vielmehr ist es eine nicht seltene Ausfließ der Alten, die unbekanten Quellen des Flüsse in Fänsen zu suchen. Strabon gibt ihm seine Ursprung in den indischen Bergen (XI, 7, 5). Am richtigsten bezeichnet Pomponius Mela seinen Lauf (III, 5): „Der Zarates und Drus fließen durch die slythische Wüste, aus Sogdiana kommend, in den Theil oder Busen des kaspiischen Meeres, welcher der slythische heißt und der nördliche ist (der Aralsee?). Der Drus wird durch Nebenflüsse sehr groß, strömt zuerst von Osten nach Westen, beugt sich bei den Dahern und geht nun nördlich zwischen den Amardern und Päsicern in das Meer.“ Nach Ptolemäus (VI, 9, 10 sq.) entspringt er auf den kaspischen Bergen ober dem Paropamisus unter 119° 30' der Länge und 39° der Breite, und geht in das hyrkanische oder kaspiische Meer unter 100° der Länge und 43° der Breite. Von seinen Mündungen hatte man die Eger, die Polybus erzählt (X, 45): er führte sich von solchen Höhen herab, daß sein Fall über ein Stadium abspinge, und Menschen unter dem Strome hinreiten. Nach Andem, bei Strabon (XI, 7, 6) fließen mehrer Strome über das niedrige Ufer des hyrkanischen Meeres von unterhöhten Felsbängen mit solcher Gewalt hinweg, das Kriegsheere unbesiegt unter durchgehen und oft die Einwohner, zu Felsen versammelt, bald unter den Felsungen der Felsen sich lassen, bald unter dem Stromsall im Spinnenfaden, indem sie rechts und links, auf dem gestrichen Ufer voll Gras und Blumen, die Aussicht auf das Meer haben. Es bekräftigt dieses (vom Drus) noch Andere, Theophrastus z. B. bei Dioskur. p. Pomp. Mela III, 5. p. 331, und Pomponius selbst a. a. D. behauptet durch Verwechselung das Nämliche von dem armenischen Araxes.

Aristobulus (bei Strab. XI, 7, 3) erklärte den Drus für den größten der von ihm in Asien gekannten Strome, außer den indischen. Er hatte eine Breite von sechs

bis sieben Stadien (Strab. 5. Arrian. III, 3), und Alexander fand ihn so reich und so tief, daß die ersten Reiterkrieger den Übergang widerriethen. Viele Redensflüße verstärken ihn, worunter der Oxus der bedeutendste ist, der jedoch nach anderer Meinung unmittelbar in das kaspiische Meer ging (Strab. 5); ferner nach Ptolemaeus der Araks, Dargomanis, Sariapeis, Artamis, Dorigius u. A.

Für den alten Weltverkehr war der Oxus von Wichtigkeit. Durch den Felszug des Pompejus gegen den großen Mitridates erfuhr man, wie Vares der Plinius lehrt, und wie Trilobulus und Cratosthenes aus Patrocles bei Strabon bekriegen, daß der Oxus leicht beschiffbar sei und viele indische Waaren zum byzantinischen Meere hinabführe. Diese würden dann von dort nach Albanien übergeführt, und auf dem Korus und durch die nächsten Gegenden an den Eurinos hinabgebracht.

Auch für die asiatische Geschichte ist er von großer Bedeutung. An ihm scheidet sich das kultivierte Land von den Steppen und Sandwüsten, der Ackerbau von dem Hirtenleben, Städte und Cultur von unsterken, unbildsamen Nomaden. An ihm endet die Geschichte, aber auch der Drogopolismus der großen südlichen Reiche. Des Korus Macht zerplüßte an seinem Übergang und die jenseitigen Eroberungen der Malekonier waren von keinem Beslande *).

(Völker.)

OXYA (Insecta), eine von Rudinet Gerwille (Annuaire des Sciences naturelles XXII.) aufgestellte Gattung der Orthopteren, Familie Acrididae. Der Kopf liegt in einer wenig schiefen Ebene, die hinteren Hüfte sind gegen das Ende deutlich erweitert, oben mit einer Rinne versehen, die Fühler sind fadenförmig, haben mehr als 20 und undeutliche Glieder, das Presticium hat eine Spitze. Es ist nur eine Art angeführt:

O. hyla. Fünfzehn Linien lang, grün, mit schwarzem Seitenband. Vom Eregal und von Java. (L. Thon.)

Oxyadenia, Oxyadenia Nutt., f. Eleusine Gärt. (Leptochloa P. B.)

OXYANTHUS, eine von Gandolle (Ann. du Mus. IX, p. 218) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Einflüßigen Klasse und aus der Gruppe der Gardentien der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Die Kelchblätter oberhalb zusammengezogen, mit schmalen, spitzförmigen Saumen; die Corollenblätter sehr lang mit regelmäßig füsselförmigen, Saumen und ablangen, zugespitzten Fegeln; die Staubfäden aus der Corolle hervorsteckend; die Antheren sehr spitz; der Griffel fadenförmig, mit keulensförmigem Narbe; die Frucht zweifächerig, wahrscheinlich eine Beere. Die Gattung Posqueria Aublet. unterscheidet sich nur durch die etwas ungleichen, kumpfen Corollensehen und durch die gelappte Narbe. Dem Namen hat Gandolle der Gattung ge-

*) Oxus, Amu, von Griechisch und Lateinern Oxus, von seiner Quelle bis zum Lande Darnas, von den Cimmeriern Panx oder Pantich, von den Arabern Dschiban, d. i. Fluß, genannt, entspringt in dem Thale Barchan aus dem hohen Schagrebirge Puschkehar, welches von Osten, Westen und Süden jenseit Thol einschließt und einen Theil des Badkischanggebirges aufmacht, fast in der Gegend, wo dieser Bergkette aus dem Hochland Pamir fließt. Er läuft in dem schmalen Thale 9 Kos (ein Kos = 1 1/2 engl. Meile) weit und ist bei seinem Austritte 60 Ellen breit und 5 Ellen tief. Nach 25 Kos flusswärts nimmt er den fast gleich weitserstreckten Fluß Schir oder Oxam auf von der rechten Seite an, nachdem er 7 oder 8 Flüsse von 10–30 Ellen Breite von der linken Seite mit sich vereinigt hat. Er strömt sodann südsüdwestlich 120 engl. Meilen ja auf eine hohe Bergkette, welche von Westnordwesten nach Ostnordosten läuft, die ihn zwingt, einen westnordwestlichen Lauf zu nehmen. Er fließt an der nördlichen Seite dieses Gebirges und fließt durch die Thäler Schagnum, Darnas, Karataghin und richtet sich schließlich in den hohen Lande, welcher sich von dem Hindukusch bis Kasratimam erstreckt. Bis hierher mehr als 300 Meilen lang ist er behältlich von Bergen eingeschlossen, die ihm unendliche Flüsse zuführen, unter denen Euxchob oder Karataghin auf der rechten und der Katscha oder Badkischang auf der linken Seite namhaft gemacht werden. Von Kasratimam strömt er westnordwestlich 250 Meilen, in dieser Richtung durch die nördlichen Anhöhen des Hindukusch gezwungen, über ein flaches, sandiges Land, nur auf der linken Seite mit Wäldern besetzt. Er strömt dann auf Westnordnord, von wo er in verschiedenen Armen in den Kräfte sich ergießt. Die Länge bis hierher beträgt 550 engl. Meilen. — Er nimmt auf unendliche Flüsse, unter denen die merkwürdigsten sind: 1) Schir oder Oxam auf, der fünf Kos vor seiner Vereinigung 60 Ellen breit und an 5 Ellen tief und sehr reichlich ist. 2) Euxchob oder Karataghin, entspringt an der Pamirkette, nimmt viele Bäche, unter andern den Gasskan und Wachscha, auf, läuft durch hohe Gebirge und durch das Land Karataghin, wo er selbst diesen Namen erhält, und vereinigt sich nach einer Länge von 180 Meilen 30 Meilen oberhalb der Katscha auf der rechten Seite mit dem Oxus.

3) Katscha oder Badkischang entspringt in dem Gebirge Badkischan 44 Meilen südlich von der Hauptstadt Heisab, nimmt viele Bäche, vorzüglich von Norden her, auf, läuft nordwestlich 150 Meilen bis zum Dorfe Goshaghar, wo er mit ungeheurer Gewalt auf der linken Seite in den Oxus fließt. 4) Akraa entspringt 5 Kos nordwestlich der Stadt Knudis durch die Flüsse Bahschik, Jachar und Gheri, die sich aus verschiedenen Flüssen gebildet hat. Der Gheri aus 3 Flüssen des Hindukusch, die sich bei dem Dorfe Katscha vereinigen, beträgt von seinem Ursprunge bis Knudis 100 Meilen und von da, wo er in dem Sammitflusse Akraa mündet, bis zum Oxus 40 Meilen; wo er 8 oder 10 Kos unterhalb Kasratimam in den Oxus fließt. Der Jachar in dem südlich von Heisab gelegenen Hochlande und der Bahschik in Daraa Larrang entspringen, fließen 10 Kos unterhalb Kasratimam zusammen, vereinigen sich dann mit dem Gheri und setzen ihren Weg fort. Er strömt alle drei durch anmuthige und fruchtbare Thäler, und können reinen durchschnitten werden, nur nicht in ihrer Vereinigung. 5) Hissar oder Kasratimam, entspringt in einer dem Pamirgebirge südlich anschließenden Bergkette und zwar auf deren südlichen Seite bei Bogara und Karataghin tressen. Er läuft südsüdwestlich 60 Meilen, vereinigt sich dann mit dem Kasratimam oberhalb Rigar und unterhalb Hissar-Pala und fließt nach 70 Meilen bei Timus in den Oxus. 6) Karachin, entspringt an der westlichen Seite desselben Pamirgebirges, fließt ebenfalls in einem Krumm vor der Stadt Schiras (welches mit dem in Persien nicht zu verwechseln ist) vorbei, fließt aber jetzt westlich bis nördlich den Somaten in westlicher Richtung zum Oxus, bin er ganz Tagereffen von Bogara erreicht, nach einem Laufe von 200 engl. Meilen. Da er durch eine sandige Ebene läuft, so gelangt wenig Wasser zum Oxus. 7) Waegob, entspringt im Schagrebirge, einer nordwestlichen Fortsetzung des Hindukusch, läuft erst westlich 70 Meilen zwischen Bergen, dann nördlich durch wüdes Land 200 Meilen und ergießt sich nach Gingen in den Oxus drei Tagereffen westlich von Bogara. Er ist in latter Jahreszeit 50–70 Ellen breit und 2 1/2 Fuß tief. (Erdbecken's Reise nach Kabul, über v. Müls 2. B. vergl. Wahl, Atlas und neues Verber und Mittelasien.) (Fet. Friedr. Kannegiesser.)

gehen, weil Kelchzähne, Corollenschen und Antheren spitz sind (*andros*, *blume*, *δῆρ*, spitz). Die drei bekannten Arten sind gineifische Sträucher mit gegenüberstehenden, elliptischen, zugespitzten, kurzgestielten Blättern, ablang-dreieckigen Afterblättern und in den Blattachsen stehenden, doldentraubigen, großen, wohlriechenden, weißen oder roten Blüten. 1) *O. speciosus* *Cand.* (l. c.) 2) *O. tubiflorus* *Cand.* (Prodr. IV. p. 376. *O. speciosus* *Andr.* *fil.* hort. kew. ed. 2. l. p. 371. *Gardenia tubiflora* *Andrews* bot. rep. t. 183). 3) *O. hirsutus* *Cand.* (l. c.) *O. speciosus* *Sims* bot. mag. t. 1992. *Lindley* coll. t. 13. 1) *Ucrana racemosa* *Schumacher* guin. pl. p. 107). — *O. cymosa* *Reichenbach*. (in *Sieber* l. Mauritania. exa. 2. n. 78) ist *Mussaenda Stadmanni* *Nichols*. (*A. Sprengel*.)

Oxyartes, l. *Oxartes*.

OXYBAPHON (*Ὠξύβαφον* und *Ὠξύβαφον*) eigentlich ein Eßiggefäß, ein Eßignapfchen, entsprechend also dem lateinischen *acetabulum*; wie man aber, auch dieses Wort als Bezeichnung für jedes Gefäß gebraucht und z. B. auch Salz- und Honignapfchen bei Plinius (H. N. XVIII, 71) und Gellius (5, 24), *acetabulum* genannt wird, so heißt auch ein thönerner Weinbecher, namentlich bei den Komikern, *Ὠξύβαφον*, und das so bäusig, daß man nicht bloß *oligon*, sondern auch ohne diesen Zusatz *Ὠξύβαφον* allein dafür sagt (verg. *Athenaeus*, XI, 494). Als Waß flüssiger Körper war das *Ὠξύβαφον* von *Titapor*, $\frac{1}{2}$ von der *Koräx*, $\frac{1}{2}$ des *Elonx*, $\frac{1}{2}$ des *Lox*, $\frac{1}{2}$ des *Megax*; als Waß trockener Körper = $\frac{1}{2}$ *Koräx*, $\frac{1}{2}$ *Elonx*, $\frac{1}{2}$ *Xoinx*, $\frac{1}{2}$ *Hulox*, $\frac{1}{2}$ *Exox*, $\frac{1}{2}$ des *Midux*. (H.)

OXYBAPHUS. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Einflüßigen Classe und aus der natürlichen Familie der Ruytagiaceen. Char. Die Blütenhülle (nach Jussieu, nach Andern der Kelch) fünftheilig, glockenförmig, der corollinische Kelch (nach Andern die Corolle) trichterförmig, mit kurzer Röhre; das Akenium (die Ruß) mit der stehenden, nachwachsenden, trockenfallenden, ausgebreiteten Blütenhülle umgeben. Wegen der Form der Fruchtstiele gab Heritier (in einer Monographie, Paris 1790, mit einer Kupfert.) der Gattung den Namen *Oxybaphus* (*Ὠξύβαφον*, Pfanne, flache Schale); später nannten sie Ruß und Paven nach der Aufschriftzeit den jenseitigen *Thibis* *Calyxymenia* (soll heißen *Hymenoclyx*; *κάλυξ*, Kelch, *κλῆρ*, Haut), wiewohl den Namen *Person* in *Calyxymenia* umwandelte; endlich findet sie sich bei Turra unter dem Namen *Vitmannia*. Die fünf bekannten Arten sind, als präeminenteste Kräuter mit herzförmig-eiförmigen, ganzrandigen Blättern, traubigen oder doldentraubigen, zuweilen gabeligen Blütenstielen und roten Blumen, in Peru, Chile und Neuspanien einheimisch. 1) *Ox. viscosus* *Herit.* (Monogr. *Curtis*, Bot. mag. t. 434. *Mirabilis viscosa* *Cavanilles* *leon.* l. p. 13. t. 19. *Calyxymenia viscosa* *Ruiz*, et *Pavon.* *Flor.* per. *Calyxymenia viscosa* *Person*. syn. *Vitmannia viscosa* *Turra*). 2) *Ox. glabrifolius* *Vahl.* (Enum., *Mirabilis corymbosa* *Cavan.* *le.* IV. t. 379. *Calyxymenia glabrifolia*

Ortega. dec. V. t. 1. *Calyxymenia glabrifolia* *Pers.* syn.). 3) *Ox. ovatus* *Vahl.* (l. c. *Calyxymenia ovata* *R.* et *P.* *Fl.* per. l. t. 76. f. b. *Calyxymenia ovata* *Pers.* syn.). 4) *Ox. prostratus* *Vahl.* (l. c. *Calyxymenia prostrata* *R.* et *P.* l. c. f. e. *Calyxymenia prostrata* *Pers.*). 5) *Ox. expansus* *Vahl.* (l. c. *Calyxymenia R.* et *P.* l. c. f. a. *Calyxymenia Pers.*). — Mehrere andre Arten, welche zu *Oxybaphus* gerechnet wurden, namentlich *Ox. aggregatus* *Vahl.* (l. c. *Mirabilis aggregata* *Cavan.* *ic.* V. t. 437. *Calyxymenia aggregata* *Ortega*. dec. 8. t. 11) in Neuspanien, *Calyxymenia angustifolia* und *Decumbens* *Nuttall* (Gen. am. l. p. 26) am Missouri, gehören zu der nahe verwandten Gattung *Allionia* *Löfving*, welche sich nur dadurch von *Oxybaphus* unterscheidet, daß die ihr mehrere (drei bis fünf) Blüthen in jeder Hülle stehenden, das regelmäßig für Staubfäden (bei *Oxybaphus* nur ausnahmsweise) vorhanden sind und daß eine krugförmige Nektardrüse die Staubfäden trägt. (*A. Sprengel*.)

OXYBELUS (Insecta). Eine Gattung Hymenopteren, von Latreille begründet und zur Familie der Grabwespen gehörig. Einmal rechnete sie ihm bekannt gewesene Art zu den Wespen. Die Kennzeichen derselben sind: Die Lege ganz verdeckt oder wenig sichtbar, die Mandibeln unten nicht ausgerandet, die Augen ganzrandig, nur eine geschlossene Subitalzelle, die Fühler gegen das Ende etwas bider, knieförmig, gedreht und etwas kurz, die Beine flachig, das Schildchen mit drei zahnförmigen Spigen. Diese Insecten sind ziemlich klein, der Kopf ist mehr breit als lang und sitzt mit einem sehr kurzen Halbe am Bruststücke. Die Augen sind wenig vortretend, länglich, und es finden sich außerdem drei kleine Punktaugen. Die Fühler sind fadenförmig, etwas spiralförmig gedreht, kaum länger als der Kopf, bei dem Weibchen aus zwölf, bei dem Männchen aus 18 Gliedern bestehend. Die Lege ist hornartig, sehr kurz und vorn gekrängt. Die Mandibeln sind hornartig, lang, dünn, spitzig, am innern Rande mit einem wenig vortretenden Zahne versehen. Die Maxillen sind hornartig, am der Wurzel zusammengebrückt, dünn und von der Mitte nach dem Ende eingebogen. Die Maxillarpalpen sind fadenförmig, bestehen aus fünf Gliedern. Die Unterlippe ist an der Wurzel hornig, lang, schmäl, im weitem Bereiche fast häutig, bis an das ausgerandete Ende. Die Palpen sind fast so lang als die Maxillarpalpen und bestehen aus vier Gliedern. Der Thorax ist kurz, dick, und fast kegelförmig. Am Schildchen finden sich meist drei im Dreieck stehende Spigen, von denen die untere länger ist, in Gestalt eines Dornes, oben zinnenförmig ausgehöhlt, dagegen die beiden seitlichen, mehr kleinen Schuppen ähnlich sind. Die Füße sind kurz, aber stark, mit dünnen nach Außen gezähnten, oben flachigen Schienen, die Tarsen haben unten starke Fußhaken. Die Dorsalfalten reichen kaum über den Hinterleib, haben eine längliche, mit einem kleinen Anhang versehene Radialzelle, und eine sehr große Cubitalzelle, welche eine zuckersaugende Ader aufnimmt. Der Hinterleib ist kurz, kegelförmig und die

Ringe desselben passen so in einander, daß man nicht, wie bei verwandten Gattungen, die Einschnitte wahrnimmt.

Diese Insekten finden sich meist auf Blättern, wo sie heilig lauzen. Ihr Nest machen sie an sandige, sannige Orte in die Erde, indem sie eine Höhle graben und zur Nahrung für die junge Brut allerhand Insekten, namentlich Fliegen, hineinbringen. Von den verschiedenen Arten führen wir als Typus nur an:

1) *O. mucronatus Fabricius* (Entomol. syst. II. 300. *O. mucronatus Latreille*, Hist. nat. XIII. 308. *Ej. Gen. IV. 79. Fabric. Piez. 318. Panz. Fauna germanica. 101. 19. Jurina Hymenopt. 217. Spinola Insecta Lig. I. 92* (mit Aufschluß vieler Synonymen). *Olivier. Encycl. method. VIII. 596. Guarin. Diet. classiq. d'hist. nat. XIII. 557. Van der Linden, Hymen. Fossile. II. 37*). Körper schwarz, gelb fleckt, das Schildchen mit zwei Zähnen und einem abgestumpften Dorn, Hüfte gelb mit schwarzem Schenkel. Schreit sich in ganz Europa zu finden. (D. Thon.)

Oxycepus Lour., f. Garciaia L.

OXYCERA (Insecta). Eine von Meigen aus Stratiomya gefaserte Zweiflüglergattung, deren Kennzeichen folgende sind: Das dritte Fühlerglied eiförmig, aus vier Theilen bestehend, der Griffel borstenförmig, zweigliedrig, an der Spitze oder kurz vor der Spitze eingefügt, die Augen behaart.

Die Fühler sind bei diesen Insekten kürzer als der Kopf, die beiden ersten Glieder sind kurz, cylindrisch, behaart, das dritte ist spindelförmig eiförmig, viertheilig, der borstenförmige Griffel ist entweder am Ende selbst oder etwas an der Seite eingefügt, die Augen sind bei dem Männchen schwach behaart, der Rüssel ist sehr kurz, bäutig und geht in zwei große, vor dem Kopfe vorspringende Lippen aus, der jedoch nicht schnabelförmig ist. Der Kopf ist mehr breit als lang, die zwei großen Augen stehen seitlich, auf dem Scheitel drei kleine Punktaugen im Dreieck, das Bruststück ist wenig erhaben, rundlich, fast cylindrisch, das Schildchen wenig erhaben, meist mit zwei spitzen, fast geraden oder schwach gebogenen Dornen besetzt. Der Hinterleib ist platt, an den Seiten schneidend, so breit als lang, aber auch breiter und in eine stumpfe Spitze ausgehend. Die Flügel sind etwas länger, als der Hinterleib. Die Füße sind einfach, von mittelmäßiger Länge, an den Tarsen mit zwei oder drei kleinen schwammigen Fußhaken und zwei Klauen. Die Verwandtschaftsgeschichte ist noch nicht bekannt, die Fliegen leben an feuchten Orten auf Blättern und Blättern. Von den bekannten Arten führen wir folgende als Typus an:

1) *O. pulchella Meigen* (Beschreibung der europäischen Zweiflüger. O. hypoleon. Dess. Classification. t. 8. f. 3 das Männchen). Drei Linien lang, am Männchen das Hypostom schwarz, mit weißgrauen Haaren besetzt, die Stirn mit zwei silberfarbenen Punkten, die Fühler schwarz, die Augen mit einer purpurfarbenen Binde, Bruststück schwarz, von der Schulter bis an die Flügelwurzel eine gelbe, sich nach Unten verlängende Binde, zwischen der Flügelwurzel und dem Schildchen ein gelber dreieckiger Fleck, das Schildchen gelb, dessen

Darnen mit schwarzer Spitze, Hinterleib schwarz, ein länglicher Fleck von schönem Gelb, nach Vorn gerichtet, an den Seiten des dritten und vierten Ringes. Auf den fünften in der Mitte ein dreieckiger gelber Fleck, der zweite und dritte Ring in der Mitte gelb, die Hüfte gelb, die Schenkel oben schwarz und die Schwingen gelb und die Flügel glashell, mit braunen Adern. Am Weibchen ist das Hypostom und die Stirn gelb, mit schwarzer Binde, der Scheitel schwarz, der hintere Rand der Augen gelb, der erste Hinterleibsring mit einem gelben Fleck unter dem Schildchen. Gemein in Frankreich, Frankreich, der Schweiz u. (D. Thon.)

OXYCERA. (Palaogeologie, vergl. Oxyceera, Zool.) Nach Marcel de Serres wossmen Udrbleibsel dieses Dipteren-Genus im Kalkmergel zwischen dem terliären Süßwasserbecken von Aix in Provence vor, und zwar von einer Zeit, welche die Größe von Stratiomya chamaeleon Fabr. hat. (H. G. Bronn.)

Oxyceus Lour., f. Randia Hout.

OXYCHEILA (Insecta). Eine aus Dejan (Species des Cleopores. I. p. 15) aufgestellte Käfergattung aus der Familie der Cicadellen. Die Kennzeichen sind folgende: Die drei ersten Glieder der vordern Tarsen sind bei dem Männchen erweitert, lang, an beiden Seiten gleichförmig gekrängt, die beiden ersten Glieder werden gegen das Ende breiter, das dritte ist fast dreyförmig. Die Labialpalpen sind lang, fast so lang als die Maxillarpalpen, das erste Glied ist lang und tritt über das andere Ende der Ausbuchtung des Kinnes vor, das zweite ist sehr kurz, das dritte sehr lang, cylindrisch, schwach gebogen, das letzte keilförmig. Die Feste ist sehr groß, dreieckig und bedeckt fast ganz die Kiefern. Der Kopf ist nicht sehr dick, etwas lang und fast flach, die Augen treten ziemlich seitlich, aber nicht nach oben vor. Die Fühler sind schwach, fein zulaufend und fast zwei Drittel so lang als der Körper selbst. Der Thorax ist fast so breit, als der Kopf, sein hinterer Rand ausgebogen und fast dreieckig, fast ganz das Schildchen bedeckend, dessen Spitze kaum über die Wurzel der Flügeldecken vortritt. Die Flügeldecken sind noch einmal so breit, als der Thorax, ziemlich lang, wenig gewölbt und hinten etwas dreieckig. Der vorletzte Hinterleibsring der Männchen ist stark ausgerandet. Typus der Gattung ist:

O. tristis Fabricius, (Olivier. Entomologie. II. t. III. f. 25). Neun bis zehn Linien lang. Oben dunkel schwarz mit schwachem Geschnitten, die vier ersten Glieder der Fühler schwarz, die übrigen dunkelgrau, die Augen schwärzlich. Der Thorax in der Mitte etwas erhöht, fast glatt, mit einer vertieften Längslinie, oben und unten mit einer dergleichen Ausrandung. Die Flügeldecken bei dem Männchen am Ende zugerundet, bei dem Weibchen fast vieredig abgeschnitten, von der Wurzel bis zur Mitte stark, von da schwach punktiert, in der Mitte mit einem ziemlich großen, unregelmäßigen, gelben Fleck. Unten ist der Körper etwas mehr bläulich. Das Vaterland ist Brasilien. (D. Thon.)

*) M. de Serres, Géologie des terrains tertiaires (Moscovien 1829.) p. 292.

OXYCHELI (Mollusca). Eine von Menke (*Synopsis molluscorum*) ausgeschiedene Abtheilung der Gattung *Helix*, der Gattung *Cochlogena Ferrussac*, und *Limaculatia Schumacher* entsprechend. (D. Thon.)

Oxycocea Turnef., f. *Vaccinium L.*

OXYCRATUM (*ὄξος* — *ὑγίαι*), Dryfat. Schon bei den Alten waren mancherlei Zusammensetzungen des Essigs unter dem Namen: *Oxyeraton*, *Oxalaeum*, *Oxalepum*, *Oxyrrhodinum* und *Oxymel* bekannt. Von diesen Zusammensetzungen kommen aber nur noch die erstere und die letztere (s. d. Art. *Oxymel*) als officinelle Bereitungen vor, und das Dryfat insbesondere findet sich nur in wenigen neuen Pharmacopöen, namentlich der Pharmac. Batava und Bavarica, aufgeführt. Das *Oxyeraton* Galeni, das von Spielmann (Pharm. gener.) aufgeführt, aus gleichen Theilen starken Essigs und Wasser zusammengesetzt, ist nur zum äußeren Gebrauche anwendbar. Dagegen besteht das nach neuen Vorschriften bereitete Dryfat aus einem Theile Essigsäure auf zwölf Theile destillirten Wassers.

Das Dryfat ist ein angenehm kühlendes und schwach weitreibendes Getränk, dessen Wohlgeschmack man für empfindliche Kräfte durch Zusatz von Honig oder Zucker noch annehmlicher machen kann. Es verbindet mit den eben genannten Eigenschaften die eines antipyretischen und — bei reichlicherem Zusatze von Essig — selbst die eines stärker zusammenziehenden Mittels, welches sich außerdem noch dadurch zur Anwendung — zumal in der Hospital-, Feld- und Jagarzt — überhaupt der Arzneipraxis — vorzüglich empfiehlt, daß seine Bereitung nur wenig Zeit, Mühe und Kosten erfordert. Fast immer läßt man das Dryfat kalt trinken, und in dieser Gistalt leistet es in der Synocha, wie bei öftlichen Entzündungen treffliche Dienste; doch vermeidet man es nicht bloß bei den Entzündungen der Athmungswerkzeuge und des Magens, sondern muß auch immer davor sorgen, daß das Dryfat hinlänglich verdünnt sei, damit es wirklich antipyretisch und nicht vielmehr reizend wirke. Die Besorgniß, daß die Letztere vielleicht dennoch leicht geschehen könnte, mag wol der Grund sein, weshalb das Dryfat verhältnißmäßig immer weit weniger in phlogistischen, als in galligen und fauligen Fiebern als Getränk benutzt wird. Indessen ist nicht zu leugnen, daß auch in diesen Fiebern seine Heilkraft außerordentlich groß ist und daß durch sie die Heilung dieser Fieber schon oft ganz allein bewerkstelligt worden ist, wenn nie die Krankheit als eine einfache austrat. Hierzu kommt noch, daß verglenden Kräfte nicht bloß dieses Getränk höchst angenehm zu sein pflegt, und sie eben dadurch zu dem so wünschenswerthen häufigen Genusse desselben veranlaßt werden, sondern daß sie seiner in der Regel auch bei weitem später überdrüssig werden, als es mit allen andern Getränken der Fall zu sein pflegt. — Bei der noch weit häufigeren äußeren Anwendung des Dryfats bemerkt man zuweerde oft ebenfalls seine antipyretische Kraft, wendet es also bei Gengienzuständen (z. B. als Umschlag über Stirn und Schläfengegend bei Kopfschmerzen), wie gegen Entzündungen an, obwohl im letztern Falle, und ganz besonders bei erysipelatösen Ent-

zündungen, sorgsam darüber zu wachen ist, daß nicht der heftige Erfolg der Kälte durch eine bei ihrer Anwendung vorfallende Eiteldung vereitelt werde. Am oberflächlichsten aber bedient man sich des Dryfats äußerlich als eines durch seine abkühlende Kraft zertheilenden Mittels bei Quersungen, Blut- und Erysipelatösen, Blutadrenosen, und selbst aneurismatischen Geschwülsten. Dabei versteht es sich von selbst, daß auch in allen diesen Fällen des äußeren Gebrauchs das Dryfat jederzeit kalt angewendet wird. (C. L. Klose.)

OXYCROCEUM (Emplastrum). Unter diesem ältern Namen und unter dem neuen: *Emplastrum croci animum* und *Emplastr.* da *galbano crocatum* enthalten die verschiedenen Landes-Dispensatorien Formeln zur Bereitung eines reizend ausübenden zertheilenden Pflasters, dessen wesentlichste Bestandtheile Schleimharz, Terpentin und Casran sind. Das Präparat verdankt seinen ältern Namen dem Umstände, daß die ältern Formeln, aber auch manche spätere, z. B. die der Pharm. Genevensis, bei der Bereitung des Empl. *oxycrocei* die Auflösung der Schleimharze, namentlich des Ammonials und Galbanums, in Essig vorschreiben. Die Vorschrift des neuesten preussischen Pharmacopöes zur Bereitung des Empl. da *galbano crocatum* lautet: *Rec. Empl. meliloti, empl. lithargyri simpl. singulorum uncias tres, cereae citrinae uncias duas, Liguatis et semirefrigeratis adde: Galbani depurati uncias sex, antea in terebinthinae Vazetiae uncia una solutus et tandem croci pulveris drachmas sex, F. emplastrum coloris ex flavescens fusi.* — Am zweckmäßigsten dürfte die von Hermann angegebene Formel sein: *Rec. cereae flavae uncias octo, sibi vervecini uncias quatuor, olei olivarum libram unam. Liguatis blando calore adde: pulveris galbani libram unam. Massam adhuc calidam per linteam tralic, tum fere penitus refrigeratae addit: Croci cum alcohole triti unciam unam et dimidiam. Misce bene.* — Man bedient sich dieses Pflasters überall mit Erfolg, wo es darauf ankommt, Eiteldungen, Verstopfungen und selbst Verwundungen in äußern und selbst in innern Theilen, wenn sie nur, wie z. B. die Leber, der Hautoberfläche nahe genug liegen, aufzulösen und zu zertheilen, Falls nämlich mit diesen Krankheitszuständen keine Spur einer phlogistischen Affection, welche die Anwendung der reizenden Mittel ausschließen würde, verbunden ist. (C. L. Klose.)

OXYDABILITÄT, Sauerungsfähigkeit der Stoffe, bezieht ihre Fähigkeit, sich mit Drygene in mancherlei Oxyden und Verhältnissen zu verbinden. Die Größe dieser Drydiebarkeit läßt sich aber in verschiedenen Sinne nehmen.

1) Heißt ein Stoff oxydirbar, welcher mehr Drygene aufnimmt, als ein anderer. So verschlucken

5	Hydrogene	85	Drygene
20	Zink	80	—
28	Kohlenstoff	72	—
42,3	Schwefel	57,5	—
100	Phosphor	114,76	—

oder

1,00 Hydrogen verschlucken	6,666	Drygene
1,00 Azot	—	4,666
1,00 Kohlenstoff	—	2,574
1,00 Schwefel	—	1,359
1,00 Phosphor	—	1,1475

Die Metalle nehmen meist viel weniger, selbst 1,00 Eisen 0,4 Drygene, 1,00 Zink, 0,7 Drygene in sich auf u.

2) Heißt ein Stoff oxydizbarer, welcher größere Anziehung zum Drygene hat, als ein anderer, sobald er diesem dasselbe mittheilt. In dieser Beziehung übertreffen viele Stoffe alle Metalle, weil sie solche darstellen, oder absorbiren; der Kohlenstoff den Schwefel, Phosphor und das Azot, weil er die Schwefel-, Phosphor- und Salpetersäure zerlegt, der Schwefel und Phosphor das Azot, weil sie die Salpetersäure zerlegen. Man könnte sagen, daß Kohlenstoff, Phosphor, Eisen, Zink, Mangan, auch das Hydrogene übertreffen, weil sie gewissermaßen das Wasser zerlegen, nämlich sich im Wasser oxydiren, und zugleich Hydrogene erzeugen, wenn man das Wasser als schon aus Drygene und Hydrogene bestehend annimmt, welches aber nach der neuern Ansicht nicht statt hat. Überhaupt ist bei allen diesen Stoffen, wegen des vielen Theils der Electricität die Wapfermandtschaft sehr schwierig zu bestimmen.

3) Nennt man einen Stoff oxydizbarer, welcher sich leichter, schon in gemittelter Temperatur, schon durch Wasser oxydirt, einen andern minder oxydizbar, welcher sich schwerer oxydirt, und deshalb Stillschläge oder Säuren erfordert. In dieser Rücksicht steht der Phosphor obenan; auch übertreffen Eisen, Mangan, Zink u. m. a. Metalle in diesem Betrage den Schwefel, Kohlenstoff und Stickstoff.

Alle schwarze oder farbige säuresfähige Stoffe werden um so hellfarbiger, je mehr sie oxydirt sind, und im höchsten Grade der Drypation werden die meisten ganz weiß, sodas im Allgemeinen das Gesetz gilt: das Drygene entfärbt. Der Wasserstoff ist an sich selbst, als Wasserstoffgas, nicht farbig, auch Schwefel und Phosphor sind weißlich oder weiß. Aber die Kohle ist schwarz, und macht in Verbindung mit Wasserstoff Schwefel, Phosphor, Metallen, mancherlei Farben, die durch Sauerstoff gemindert und endlich zerstört werden. Selbst die bloße Kohle gibt mit Drygene gefärbt, die farblose Kohlenäure, welche nicht nur als Gas, sondern auch als fester Körper (im reinen Kalkpathe u.) und als liquider (im reinen Quellwasser) sich ganz farblos darstellt. Die unvollkommene Salpetersäure ist rothgelb, die vollkommen ungefärbt. Viele Metalle, doch auch viele Metallorpe, sind im höchsten Grade der Drypation farblos (vergl. d. Art. Oxydation.)

OXYDATION (Oxydation), oxydatio, heißt der Verbindungsact des Drygene oder Säure bildenden Princip mit den übrigen Stoffen in der Körperwelt, wenn die Verbindung keine saure Natur hat, zum Unterschiede von der Drypation (Drygenirung, Sauerföhrung, Säuerung), wo die Verbindung saurer Natur ist. So sind z. B. Schwefel, Phosphor, Kohle u. c. genügt, sich mit

Drygene zu verbinden, und Schwefel-, Phosphor- und Kohlenäure u. bilden. Das Drygene stellt hier den organisirenden, der mit ihm einbare Stoff den organibaren, und zwar respectiv oxydizbaren, Körper dar. Auch nennt man diejenige chemische Operation, durch welche die Metalle mit dem Drygene in eine solche Verbindung treten, daß sie alle ihre metallische Eigenschaften verlieren, und in einem lockern, zerreiblichen, weichen, oder mehr oder weniger farbigen, pulverigen Zustande erscheinen, Drypation, sonst unrichtig Calcination (s. d. Art. Verkalkung). Das Product heißt Metallorpe, nicht Metallkalk.

Die Drypation der Metalle kann auf verschiedene Art geschehen, aber immer nur aus Kosten der Bräugung eines sauerstoffhaltigen Körpers, weil ohne dessen Einwirkung keine Drypation denkbar ist. Sie geschieht: 1) durch atmosphärische Luft, nämlich durch deren Drygeneanteil, auf trockenem Wege (trockne Drypation), und ist eigne Art Verbrennung. Wenn dazu die gemittelte Temperatur nicht ausreicht, so ist, wie bei den meisten brennbaren Stoffen, Erhöhung derselben (Hize), meist wenigstens über den Siedepunkt des Wassers, erforderlich (Drypation durch Luft und Hize). Ohne Hize erfolgt das Anlaufen und Kosten des Eisens u. a. Metalle an der Luft. Einige Metalle, vorzüglich Stahl, brennen in Drygeneas, nur an einem Theile irgend einer Quantität fast genug erhitzt, ohne äußere Erhitzung, wie Hydrogene, Schwefel und Phosphor, fort; 2) geschieht die Drypation eines Metalls durch Wasser; 3) durch Säuren, Salze u. c. (fruchte oder nasse Drypation), durch Dröpfung mit Salpeter u.; 4) durch Electricität. (S. d. Art.)

Es gibt aber verschiedne Drypationsgrade der Metalle: eine niedrigere, höhere und höchste Drypation (vergl. Trommsdorff in Dessen Journ. d. Pharm. IV. 1. S. 63 fg.), wodurch sie a) zu unvollkommenen oder oxydulirten Metallen (Drypulen, Drypulationen); b) zu vollkommenen Metallorpen (zu eigentlichen Dryden oder Drypationen); und c) zu metallischen Säuren oder Salzen werden.

Der erste Grad ist der, wo die Metalle nur wenig, oder noch nicht so viel Drygene in sich aufgenommen, als sie aufnehmen können, aber doch als Metallität eingeküßt haben. Hierbei gebören der Roß und die metallischen Kläfer (Halbgläser) u.

Der zweite Grad ist jener, wo sie so viel Drygene verschluckt haben, als sie verschlucken können, um vollkommenen Metallorpe darzustellen (Dry- oder Deutroxyde).

Der dritte Grad ist der höchste, wo gewisse Metalle, wie Arsenmetall, Weigebän, Chrom, Wollfram u., so viel Drygene absorbiren können, daß sie selbst in den Zustand einer Säure versetzt werden.

Die meisten vollkommenen Metallorpe lassen sich unter fernere Behandlung verglasen, wie Spiegelglas. Übrigens gibt es bei den Dryden oft Zwischengrade, d. h. einige Metallorpe sind mehr oder weniger vollkommen oder unvollkommen Metallorpe. Auch kann ein Metall verschiedene Stufen der Drypation einnehmen, z. B. Ei-

sen, als *ferum oxydulatum nigrum, fuscum, und sulphuratum satum.*

Endlich lassen sich die mancherlei Grade der Oxydation durch Zufuß oder Verminderung des Oxygens einer in den andern umwandeln, so das unvollkommene Oxyd in ein vollkommenes, das vollkommene in ein unvollkommenes. So wird z. B. das graue Bleioryd, ein unvollkommenes Metalloxyd, durch Glühen stärker oxydirt, zu Bleisulfat oder Bleiglüh; aus diesem entsteht durch Befeuchten mit Wasser und durch anhaltendes langsame Köchen ein anderes vollkommenes Bleioryd: die Rennige; durch stärkeres Feuer wird das Bleiglüh zu einem weniger vollkommenen, halbglasartigen Oxyd, zu Bleiglüh, diese aber durch Schmelzsäure zu einem ganz unvollkommenen Oxyd, zu Bleiglüh, umgebildet.

Desoxydation (Desoxygénation, Wiederherstellung, Entbrennung, Entsauerungslösung, Metallisirung), Reductio heißt die Trennung des Oxygens von einem andern Stoffe. Wenn man nämlich dem Metalloxydul oder Oxyde sein Oxygen entzieht, so erscheint es wieder in seinem vorigen metallischen oder regulinischen Zustande. Die Reduktion der Metalle geschieht aber auf verschiedene Weise, je nach der Größe der Anziehung des Oxygens zu den mancherlei Metallen. Einige lassen solches leichter, andere nur schwer fahren, manche, wie das Gold, Platin, Silber, und Quecksilberoxyd, durch bloßes Glühen, andere, wie die übrigen Metalloxyde, die Wege u., erst mittels eines Zwischenkörpers, vorzugsweise durch Kohle u. Auch durch Hydrogenie läßt sich das Blei aus seinem Oxydustande metallisch herziehen, wiewol dies ebenfalls auf dem nassem Wege aus Säuren geschehen kann. Eben diese Veränderung bewirkt der Schwefel, wie z. B. bei Bleiglüh und Rennige. Mittels Phosphors die Metalloxyde trocken zu reduciren, ist dethalb nicht thunlich, weil derselbe zu flüchtig und zu entzündlich ist, um sich mit der zur Herkstellung auf trockenem Wege nöthigen Glühhe zu behandeln zu lassen.

Die meiste Reduktion geschieht auf trockenem Wege, bei einigen Metalloxyden aus ihren Auflösungen in Säuren auf nassem Wege durch andre, dem Oxygen näher verwandte Metalle, wozin z. B. die Metallisirung des Bleies aus seiner essigsauren Auflösung durch Zink gehört u.

Sehr merkwürdig ist es, daß die verstärkte Elektricität (elektrische Entladung), welche Metalle oxydiren kann, Metalle aus ihren Dryden auch wiederherstellt, wie Becaria, Comte de Willy, und neuerlich von Rarum (s. dessen Beschreib. einer großen Elektricitätsmaschine. S. 37 ff. 1. Forts. S. 23 ff.) durch ihre Versuche bestätigt haben (vergl. d. Art. Oxyde). (Th. Schreger.)

OXYDATIONS-PROCESS, heißt jeder Vorgang in der Natur, oder bei einer chemischen Operation, wobei eine Oxydation erfolgt (s. d. Art. Oxydation).

(Th. Schreger.)

OXYDATIONS-SPANNUNG, ist das Streben eines Körpers, im Conflict seines Naturzustandes sich in den Zustand der Oxydation zu setzen und in diesem zu behar-

ren, im Gegenfalle von Hydrogenisations-Spannung (s. d. Art. Hydrogene). (Th. Schreger.)

Oxydations-Stufen, s. Oxydation.

OXIDE (Oxydato), oxyda, nennt die neuere Chemie alle Körperverbindungen nicht saurer Natur. Sie tragen den Charakter der salzartigen Basen oder Grundbasen an sich, welche vorzugsweise am negativen Pole der galvanischen Kette abgehoben werden, bedeutend positiver elektrisch sind und unter einander nur geringe Affinitäten besitzen, oder doch aus ihrem Vereine sehr wichtige Verbindungen hervorgehen lassen, wie die meisten Phosphore, wie Glas u. a. m., zum Theile mit Sauer, Zink, Brom, Schwefel, Phosphor u. meist mit Wasser nach bestimmten Verhältnissen zu Starkegebilden sich verbinden, verschärfen; dethalb große Affinität gegen die Säuren verrathend, diese mehr oder weniger neutralisiren und mit ihnen die Salze im Allgemeinen bilden, dethalb auch Salzbasen genannt werden.

Die erste Classe derselben begreift in sich die Alkalien, die zweite die Erden und die dritte alle salz-sfähige Ermetalloxyde.

1) Als salz-sfähige Oxydats sind jetzt folgende bekannt: Kali, Natron oder Soda, Lithon, Baryt, Strontian, Kalk, Kitten oder Kalkerde, Kalkerde, Yttererde, Magnete, Zirkonerde, Kieselerde und Aboererde u., wozu noch folgende salz-sfähige Ermetalloxyde, von denen sich einige auch als Säuren verhalten, gehören: Gold-, Platin-, Palladium- und Rhodiumoxyd, vielleicht drei Axiomumoxyde und mehrere Dömmumoxyde; ferner Silberoxyd, Quecksilberoxyd und Oxyd, Nickeloxyd, Kupferoxyd und Oxyd, Eisenoxyd und Oxyd, Blei-, Zinn-, Zink-, Bismuth-, Tellur-, Antimon-, Kobalt-, Manganoxyd, Uranoxyd und Oxyd, Certeroxyd und Oxyd, Tantal- und Titanoxyd, Chromoxyd, Selens- und Cadmiumoxyd u.

2) *Su-oxyde**) sind solche, die keine oder nur sehr wenige und lose Verbindungen mit andern Körpern eingehen, wozu sich zu wenig Oxygene enthalten. Man nimmt

*) Nach Berzelius heißt Sauerberg jene Stufe der Oxydation, die nicht genug Sauerstoff enthält, um eine Basis für Salze zu bilden, jedoch ist sich nur unter Aufnahme von mehr Sauerstoff mit Säuren zu einem vermag, z. B. die Phosphore, welche sich an der Luft auf metallischem Viel, Zink u. bilden. — Oxydul und Oxyd sind Oxydationsgrade, die als Grundlagen für Salze dienen können, letztere ist die niedrigere, letztere die höhere Oxydationsstufe.

Sauerberg und bei noch probematische Sauerberg nennt Berzelius jene (als Basis geltenden) Oxydationsgrade, von denen der erste 12 mal so viel Oxygene, als das Oxydul, der letzte aber 12 mal so viel Oxygene, als das Oxydul enthalten soll. So finden z. B. beim Oxidum, nach Berzelius, alle jene Oxydationsstufen statt: ein Oxydul, Sauerberg, Oxyd, Sauerberg, in denen sich der Oxydationsgrad verhältnismäßig wie 1 : 12 : 2 : 22 verhält, und überdies eine, wo er sich wie 4 verhält, welche letzte Stufe Berzelius Oxyd nennt. — Sauerberg oder Sauerberg ist ihm eine Oxydationsstufe, welche mehr Oxygene enthält, als sie in ihrer Verbindung mit Säuren hindurchnehmen kann, jedoch ist, ohne einen Theil davon abzugeben, sich nicht mit derselben verbinden kann, z. B. Manganoxyd. Jetzt hat Oxyd sich, als elektro-negativer Körper, gegen die meisten andern Oxyde aus, so führt es den Namen Säure, z. B. Mangansäure. Hat ein Oxydul bloß eine Oxydationsstufe, die als Basis dienen kann, so heißt diese schlechthin Oxyd genannt, z. B. Zinkoxyd, Bismuthoxyd u.

folgende an: Kohlenoxyd, Boranoxyd, Phosphoroxd, Chloroxyd, oxydirtes Stickgas, Salpetergas, Kalium, Natrium, Natriobrom, Schmelz- oder Borsäure, Titans, Mangan, Arsenik, Antimon, Bismuth, Zink- und Bleisuboxyd, Selenoxyd, Telluroxyd und Suboxyd, Platinsuboxyd, Cäsiumsuboxyd ic.

3) Peroxyde heißen die an Drogenen reichen Metalloxyde, wie namentlich das schwarze Manganoxyd ic.

4) Hyper- oder Superoxyde nennt man jene Oxyde, die fast gar keine Verbindungen mit andern Körpern eingehen, weil sie zu viel Drogenen bei sich führen. Dahin gehören in der Natur: die des Mangans, als natürlicher Braunklein, jene des Nicksels und Kobalts, als Nicksel- und Kobaltschwärze, und die des Bleies, als: Mennige, alle vier auch künstlich darstellbar. Dann hat Bauxein ein zweites Hyperoxyd des Bleies und Kitter ein desgleichen des Silbers entsteht, das erste aus chemischem, das andere nur aus galvanischem Wege darstellbar. Außer diesen hat Avenach neulich noch drei andere aufgestellt, die er durch Einwirkung des Wasserstoffhyperoxydes auf Zink, Kupfer und Nickeloxyd (eine noch höhere Oxydationsstufe, als die bekannte Nickselschwärze) gebildet haben will, woran jedoch Fischer zu Breslau (s. Kasper's Archiv für die ges. Naturf. XVI. 2. S. 215 fg.) aus Gründen zweifelt. Dagegen nimmt dieser noch ein Hyperoxyd vom Palladium an, und eine ähnliche Verbindung, wie beim Silber, auch beim Quecksilber.

5) Deutoxyde (richtiger Deuteroxyde), womit ausländische Chemiker eine höhere, zweite Stufe der Oxydation,

6) Tritoxyde, womit sie eine dritte,

7) Tetroxyde, womit sie eine vierte, wie z. B. bei Bleihyperoxydul (Mennige), bei Bleihyperoxyd ic. bezeichnen.

Von allen diesen Oxyden weicht das ganz für sich stehende Wasser an, welches man bisweilen durch den Namen eines Oxydoids unterscheidet.

Endlich macht das Drogenen einen wesentlichen Bestandteil sämtlicher Organgebilde aus, welche theils als Säuren der organischen Körper, eine saure, theils als organische Oxyde, eine nicht saure Natur haben.

Schon gebildete Metalloxyde lösen sich in Säuren meist leichter auf, als Metalle, auf deren einige die meisten Säuren ganz und gar nicht einwirken; so löst z. B. die Citronensäure das metallische Quecksilber nicht auf, wol aber dessen Oxyd. Doch sind auch manche vollkommenere Oxyde in manchen Säuren schwer, in andern gar nicht löslich; so wird z. B. das vollkommene Eisenoxyd von der Salpetersäure nicht angegriffen. Alle Kalken ic. schlagen die in Säuren aufgelösten Metalloxyde nieder; auch durch ein zugefügtes anderes Metall lassen sich die Auflösungen eines Metalls in Säuren zerlegen, sowie durch Kohle, Schwefel, Phosphor, Wasserstoffgas ic. Mehrere Metalloxyde lassen sich unter einander zusammenschmelzen, und einen sich im Hinfie auch mit verglasten Ölen und Kalken. Aber mit Metallen selbst schmelzen sie nicht zusammen, außer das Eisen (Vergl. Tab. Bergmanni Opp. ch. Vol. II p. 349 sq. Trommsdorff in dessen Journ. der Pharm. c. IV. 2. S. 63 fg.)

Was die Wirkung der Metalloxyde auf den thier-

ischen Organismus im Allgemeinen anlangt, so bestimmt die regulirliche Basis das Charakteristische und Specielle in der Wirkung jedes einzelnen Metalls, die in jeglichem von der eines andern abweicht; das Drogenen aber begründet und ordnet das Mengenverhältniß, das Mehr oder Mindere in Rücksicht des Grades der Einwirkung der verschiedenen mehr oder weniger vollkommenen Oxyde der des einzelnen Metalls. Auch lehrt die Erfahrung, daß sämtliche Oxyde desselben Metalls einerlei Streben in Bezug ihrer Einwirkung auf unsern Organismus haben. So streben z. B. alle Eisenpräparate die Muskelkräfte zu erhöhen, die Quecksilberpräparate dagegen dieselben zu schwächen, alle Quecksilberpräparate wirken reizend auf die festen Gewebehäute und die Drüsen. Nur der Grad ihrer Wirksamkeit wird nicht bei allen Metallen in gleichem Verhältniß durch den Grad der Säure ihrer Oxyde bestimmt. Die Oxyde des einen Metalls wirken nämlich im Zustande der vollkommenen Sättigung einbringender und heftiger, als im Zustande der unvollkommenen. Bei den Oxyden eines andern Metalls findet wieder ein umgekehrtes Verhältniß statt, in dem hier grade die Oxydulate mehr in die Richtung und Thätigkeit des Organismus eingreifen, als die Oxyde. So wirken die vollkommenen Quecksilberoxyde durchaus intensiver, als die unvollkommenen, hingegen die unvollkommenen Speiseglangoxyde intensiver als die vollkommenen.

Therapeutisch benutzt man die Metalloxyde nur bei Krankheiten, die aus einer abweichenden Wirkung und Thätigkeit des Muskels- und Gefäßsystems beruhen, und einen chronischen Charakter an sich tragen. Man vermehrt, oder wendet sie nur mit großer Vorsicht an da an, wo Schwäche des besonders höhern Nervensystems vorherrscht. Man gebraucht in den meisten Fällen allemal zuerst die mildern Präparate, und auch diese nie zu anhaltend, sondern oft abwechselnd mit andern Reizmitteln, die ihrem oxydierenden Streben und ihrer Geringeheit zur Schwächung und Beruhigung entgegenwirken, oder man zieht dergleichen Mittel nach vollendeter Wirkung der metallischen in Gebrauch.

Nie dürfen endlich die Metalloxyde mit solchen Arzneistoffen zusammengebracht, welche ihre Grundanfangung aufheben, das Drogenen ihnen entweder entziehen, oder sie noch mehr oxydiren. — Besonders müssen während ihrer Anwendung alle Säuren theils als Reizmittel, theils in Speisen und Getränken vermieden werden. Auch setzen sich mehrere officinelle Oxydsalzen, wie das Unguentum Zinci und Hydrargyri oxyd. rubri mit der Zeit ganz. Wahrscheinlich bildet sich Fettaure, die mit dem Oxyde in Verbindung tritt, wodurch diese Mittel andere werden, mithin auch anders wirken, als im immer frischen Zustande. — Ihren anderweitigen technischen Gebrauch siehe bei jedem einzelnen Oxyd.

Ubrigens müssen alle Metalloxyde in schwarz angelegenen Gläsern gegen Lichtzutritt streng geschützt werden.

(Th. Schreger.)

Oxydenia Nutt. f. Eleusine Gärt. (Lepiclosia P. B.)

OXYDERCEA, OXYDERCICA (scil. remedia),

augenscheinliche Arzneien, Mittel zur Verstärkung des Sehevermögens. (Hiegand.)

OXYDERCES (Insecta), eine von Schönbein (Glossen et Species Carculionidum I, 646) gesonderte Rüsselergattung aus der Ordnung Geometriden, Unterabtheilung Brachyderiden, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler kurz, etwas schwach, der Schaft keulenförmig, über die Augen vortretend, die zwei Wurzelglieder der Geißel verehrt kegelförmig, die übrigen kurz, knötig. Der Rüssel kurz, etwas schmaler als der Kopf, etwas vortretend, aber in der Mitte eingedrückt, rinnenförmig, an der Spitze tief dreieckig ausgekerbt, die Fühlergrube kurz, gebogen, vor den Augen entgehend, die Augen rund, stark vortretend. Der Thorax an der Wurzel tief doppeltbogig, vorn schmaler, aber in der Mitte flach. Die Flügeldecken lang, vorn einzeln rundlich vortretend, am Ende einzeln spitzig, die Schulten eingedrückt, schief eckig. Die Schienen inwendig an der Spitze mit einem starken Daken. Der Körper länglich, gestülpt, mittelgroß.

Als einzige Art ist angeführt *O. eretaceus* Fabricius (Syst. eleut. p. 511. nr. 24. Ent. Syst. I. 2. p. 462. nr. 246. Olivier. Ent. V, 83. p. 301. nr. 331. t. 2. L. 19. *Herbst* Cat. VI. p. 481. et 497). Länglich, schwarz, dicht schwärzlich beschuppt, Augen und Schildechen schwarz, die Seiten des Thorax mit weißlich eingedrückten Punkten, die Flügeldecken schwach verstreift punktförmig, mit abwechselnden erhabten Zwischenräumen, hinten eintönig, an der Wurzel domespitzig. Vaterland die Inseln Guadeloupe und Martinique. (D. Thon.)

OXYDERKO oder Athene *Ὠξυδερκής*, die scharfsichtige, Beiname der Athene auf der Paria zu Argos in einem Tempel neben dem des Apollon Delphobios, geweiht der Sage nach von Diomedes, weil ihm in Kampfe vor Troja die Göttin den Nebel von den Augen nahm (Paus. II, 24, 2). Es ist hier die Erzählung von II. V, 127 gemeint, wo Athene dem Diomedes den Nebel wegnimmt, der die Menschen die Hände der Götter unter menschlicher Gestalt verbergen läßt. Den Anlaß zu dem Beinamen gibt im Gedankenreicht der Athene ihr Vermögen, jeden Gegenstand in seinem richtigen Verhältnisse zu erkennen und zu behandeln, denn der überall zweckmäßig handelnde göttliche Verstand ist die Wurzel des Begriffs der Athene. Demnach ist das Beiwort die Scharfsichtigkeit eine der bedeutendsten Anlässe, schloß es sich passend an die von Athene ertheilte Aufstellung des menschlichen Verstandes an, die denselben selbst macht, die Götter, auch wenn sie sich verkleiden, zu erkennen. (Klausen.)

Oxydoid, f. Oxydo.

Oxydon Less. f. Oxyodon.

OXYDRACAE, sind eine der tapferen Völker zwischen dem Hydaspes und Alfines in Indien, die sich Alexander unterwarf. Nachdem Alexander vom Hydaspes zum Hydaspes zurückgegangen war, und die Flotte nun auf dem Alfines herunterging, ließ er auf die Rasi, die bis zum Hydaspes wohnten, und die Drydraker, die man verflücht gegen den Indus hin suchen darf (Arrian. VI, 13). Nach Einigen war es die Stadt der Drydra-

ker, in welcher Alexander verwundet wurde, nachdem er zuerst und allein von der Flotte unter die Feinde gesprungen war (Curt. IX, 4, 5. Arrian. VI, 11). Nach Andern geschah es in der Stadt der Rasser (Arrian. I c. Strab. XV, 1). Erstere Volk nannte sich Abkömmlinge des Balchos. (Strab. I. c.) (Völkler.)

Oxydalin oder Oxydulate, f. Oxydation und Oxyda.)

Oxygenarische, f. Wärme.

Oxygenation, f. Oxydation.

OXYGENE, OXYGENIUM, — Sauerungsprincip, Säure bildender Stoff, Sauerstoff, Lebensluft; als Gas 1. Drygenas, Sauerstoffgas, Lebensluft, reine Luft, Feuerluft, dephlogisirte Luft, Gas oxygenium, Gas oxygenes, — ward am frühesten von Cavendish, 1774 von Priestley und 1775 von Scheele entdeckt, von Lavoisier aber am genauesten in seinen chemischen Verhältnissen erforscht, und darauf eine sehr einfache Verbrennungstheorie gegründet (s. d. Art. Verbrennung).

Dieser Stoff findet sich in der Natur am häufigsten, er macht wenigstens 1/4 von unserm Erdboden aus, so weit wir ihn kennen; das Wasser enthält davon an Gewicht 0,87, und die Luft dem Volumen nach 0,21; er hat einen überaus wichtigen Einfluß auf den Proceß des Verbrennens, der Erpyration der Metalle, des Athembolens, der Vegetation u. Er ist ein wesentlicher Bestandteil aller Organische. Bisher hatte man ihn als ausschließlichen Erzeuger der Säuren aufgestellt, aber seit einigen Jahren sieht er sich dieses Vorzugs durch ein anderes sauerndes Princip verdrängt, welches außer dieser allgemeinen Wirkung keinen andern Bezug darauf hat, nämlich durch den Wasserstoff (f. Hydrogen), welcher mit gewissen Basen vereint das hervorbringt, was man jetzt, zum Unterscheid von den Sauerstoffsäuren, Wasserstoffsäuren (Hydracide) nennt (f. Säuren), z. B. Zellulose, Schwefelwasserstoff, oder Hydrothionsäure, Davy's Chlorwasserstoffsäure (s. oxydierte Säuren), Jodwasserstoffsäure, Hydrobromsäure u. Erst als die Bestandtheile der atmosphärischen Luft genauer ausgemittelt waren, hat man auch mehrere Körper kennen gelernt, welche den Sauerungsstoff enthalten und aus sich gasförmig entbinden lassen, aber nicht alle, welche ihn enthalten, lassen sich zur Darstellung derselben benutzen, sondern nur solche, in denen die Wärme dem Sauerungsstoff näher verwandt ist als die Basis, woran derselbe gebunden war. Setzt man daher diese sauerstoffhaltigen Körper einer höhern Wärmequantität aus, so erhält man deren Sauerungsprincip, indem sich solches mit Wärme verbindet, und als Drygenas entweicht.

1. Drygen- oder Sauerstoffgas; nicht zu wenig, aber kein ganz reines Gas liefern die grünen Blätter von gesunden, saftigen Gewächsen, der grüne Pflanzenstoff, der sich aus Brunnwasser an die Geshwände anlegt, wenn dies alles unter Luellwasser in einem Glasrecipienent an die Sonne gestellt wird. Begleitende Pflanzen entwickeln es in der Sommerwärme, häufiger und reiner die Geradace in heißen Ländern. Auch löst es sich in seinen Haardröhen aus dem von der Sonne beschie-

nenen Wasser sammeln. Selbst Silber, Quecksilber u. a. Metalle, so wie es in der Sonne aus. Durch Glühen entzündet sich aus Salpeter viel, aber unreinertes Gas als unter gewissen Vorsichtsmaßregeln, aus befeuchtetem chlorsaurem Kali, welches nach Bergius, in 100 Theilen 39,15 Sauerstoffgas enthält. Das reinste erhält man aus salzsaurem Gas, welches in der Sonne über Wasser gestellt wird. Unter den Metallen geben rothes Quecksilberoxyd wenig, aber reines, und zwar bei schwächerer Hitze, als der Salpeter, schwarzes Braunstein- oder Manganoxyd hingegen das wohlfeilste, und je trockner und reiner der Braunstein ist, ein desto reineres Gas, sowohl durch Glühen, als durch Erhitzen des Oxyds mit gleichviel Bitriolöl. Auf trockenem und nassem Wege läßt es sich auch wohlfeil und leicht vom rothen Bleioxyde (Mennige) trennen u. Die besten Sauerstoffgasgefäße sind mit Thon und Kochsalz u. beschlagene, oder in eine Halbkugel von starkem Eisenblech eingetretete Retorten aus Schmelztiegelmasse mit weitem Halse, auch wohl zwei mit ihren obern Rändern zusammengeklüftete hessische Schmelztiegel, sowie im Reinen und bei nicht allzu starker Hitze sehr dünn geflossene Glasgefäße, dergleichen zum Claryschen Destillationsapparat gehören (s. meine Beschreibung der chem. Geräthschaften S. 11. S. 29). Im Großen zeichnet sich hier Watt's Sauerstoffapparat vortheilhaft aus (f. Chem. II. S. 16, 17. Taf. I. Fig. 1-6). Rein und trocken wie die Retorten u. müssen auch die hier weissen Füllungsbedecken und die Receptien oder Reservoire sein, welche nicht mehr als 3-400 Cubitsohle Gas aufnehmen dürfen. Dasselbe gilt von der Gasreinigungsröhren und allen einzelnen Theilen des pneumatischen Apparats (f. d. Art. Gaasapparat).

Das Drogen gas ist farblos, schwerer als die atmosphärische Luft, gegen Wasser = 1 gesetzt: 0,00135, oder 1:1 gegen die Luft = 1 gesetzt nach Biot u. 1,10359, nach Davy 1,128; nach Thomson 1,104 und nach Berzelius 1026; gegen das Wasserstoffgas = 1 gesetzt 15,0 spezifisch schwer. Hundert Cubitsohle des Gases wiegen nach Kirwan und Davy 34 Gran engl., nach Allen und Phipps 33,82 und nach Thomson 33,672 Grane. Seine Durchsichtigkeit des Lichts verhält sich zu jener der atmosphärischen Luft = 0,8616 : 1,0. Sein Mischungsverhältniß = 1:10. Obgleich comprimirt leuchtet es überaus stark, brennende Körper brennen in ihm viel lebhafter, glänzender und alle Erweichungen beim Verbrennen und Oxydiren gehen weit rascher und vollkommener darin vor sich, als in der atmosphärischen Luft; viele Körper brennen nach eingeleitetem Verbrennungsproceß darin fort, die in gemeiner Luft verlöschen, wie Eisen und Diamant. Thiere athmen ungleich leichter darin, als in einer gleichen Menge gemeiner Luft. Wenn aber auch diese, gleichwie der Mensch, in einer reinen Lebensluft ungleich beglückter und munterer leben, so werden sie eben dadurch schneller zerstört, wie ein brennendes Licht z. g. schwinder in reinem Sauerstoffgas verbrannt, als in der gemeinen Luft. — Rein hat das Gas weder Geruch noch Geschmack, für sich auch keine sauren Eigenschaften. Vom Wasser wird nur dann ein Theil aufgenommen, wenn

solches zuvor möglichst luftleer gemacht worden ist; indessen gibt es keine innige Verbindung damit ein, sondern läßt sich durch bloßes Schütteln und bei gelinder Wärme wieder davon trennen.

Das Drogen ein sich mit allen übrigen einfachen oder Elementarstoffen, ausgenommen mit dem Fluor zc. Seine Anziehung gegen andere Körper ist häufig die größte, größer gegen die elektro-positiven, wiewol z. B. der Kohlenstoff dem Drogen näher verwandt ist, als der Wasserstoff. Die Verbindung geschieht mit Licht und Wärmeentwicklung um so eher, je elektro-positiver die Körper sind, und heist dann Verbrennung (f. d. Art.). Sehr elektro-negativen Körper, wie Chlor, Jod, Brom und Aet, einen sich nur schwierig mit dem Drogen und ohne merkliche Licht- und Wärmeentwicklung. Das Feuer erscheint als Flamme (f. Davy in Annals of Chem. Journ. f. d. Pharm. 1818. II, 1), wenn der brennbare Körper vor dem gänzligen Verbrennen zu Dampf oder Gas wird, im entgegengesetzten Falle zeigt sich ein bloßes Glühen. Die noch unentwickelte Farbe des Feuers ist bei demselben Körper verschieden, je nachdem er mehr oder weniger heftig verbrannt zc.

Nur bei gewissen höhern Wärmegraden vermag sich das Drogen mit den übrigen Körpern zu verbinden; diese Temperaturen wechseln nach der Natur des Körpers und nach dem Cohäsionszustande eines und desselben Körpers, wie auch nach der jedesmaligen Verdichtung des Drogen gasses. Wenn während der Vereinigung sich genug Feuer entwickelt, so befehrt der verbrennende Körper, nach einmal begonnenem Verbrennungsproceß, keines weitem Wärmezutritts von Außen, dessen vorzüglich mehr Metalle bedürfen. Wenn sich das Drogen mit den verbrennenden Körpern sehr langsam verbindet, so wird die Feuerentwicklung wenig oder gar nicht bemerkt, obgleich das Product des Actes dasselbe ist, z. B. Wie bei zum Schmelzpunkte oder bis zum Siedepunkte erhitzt. Diese langsame Verbrennung steht im Gegensatz zu der raschen. Wenn sich ein Körper schon mit einem oder einigen Mischungsverhältnissen Drogen vereinigt hat, so entwickelt er bei der Aufnahme von noch mehr Drogen weniger Feuer, oft auch gar kein wahrnehmbares, z. B. schweflige Säure, Kaliumoxyd, Eisenoxydul u. c. Auch nimmt die Affinität für das Drogen ab. War dieses schon früher an a gebunden, und geht es von diesem auf b über, so ist die Feuerentwicklung minder lebhaft, als wenn sich b mit dem freien Drogen verbunden hätte, sie ist es um so weniger, je weniger die Anziehung von a und b gegen das Drogen in der Größe abweicht. Das a an Chlor, Jod, Brom und Aet gebundene Drogen bewirkt bei seinem Übergange an andere Körper noch die lebhaftesten Feuerentwicklungen.

Der Verbindungsact des Drogen mit den übrigen Stoffen heist die Drogenation (f. d. Art. Oxydation). Da die meisten von diesen Verbindungsacten mit Feuerentwicklung vor sich gehen, so nennt man oft zu allgemein die Drogenation Verbrennung, das Drogen dem verbrennenden, combustiblen Stoff, den organischen Körper oder den brennbaren, combustiblen Stoff und den

überhaupt; Weidens in faulichten Krankheiten, im Storb-
 hut, Hül bei Nervenschwäche, im letzten Zeitraume schlech-
 terer Nervensieber, bei schwächlichen und rachitischen
 Kindern, zur Beförderung des Wachstums und Verbes-
 serung der Deformitäten, bei Knochenabschwächen u. a.
 Knochenkrankheiten, in Gelenkkrankheiten, bei weichen Knie-
 geschwülsen, langwierigen Geschwüren, im Krebs und
 Brand, in Flechten u. a. chronischen Ausschlägen der
 Haut, im äussersten Krampffursten, in der äussersten Ent-
 festung fäugender Mütter, in der Gicht, Epilepsie, im
 Wasserloose, bei Röhmen der Hufe, Harnblase, Aus-
 genleiden etc. mit oder ohne andere innere Arzneymittel. Ubrige-
 ns ist es ein Gegengift des eingeathmeten Wasserstoff-
 gases. Mehrere andere Gebrauchsfälle desselben s. in Lib.
 Cavallo's Verh. über die med. Anwendung der Gas-
 arten, mit etl. Zusätzen von A. N. Scherer u. (Leipzig
 1799.) S. 73—126. Dan. Hill's Beob. und Verh.
 über die Heilkr. des Sauerstoffgases u. Aus dem Engl.
 mit Anmerk. von Winkelmeyer. (Witt. 1801.) I. S.
 15 fg.

Das Einblasen des Gases in die Lungen ohne, oder
 nur mit weniger atmosphärischer Luft rühmt Blech im
 höchsten Grade der Schwäche der Lungen und in
 mehreren Arten schwerer Todesfälle, Goodwin zur Wie-
 derbelebung Scheinertödtet (nur nicht von zu viel geath-
 metem kohlensäurem und Chloringas), der erkrankenen oder
 vom Blute getrossenen Scheintödteten (Sells), apoplektisch
 gebornen Kinder, in Ohnmächten u. Sauerstoffgaslyst-
 riere fand Hufeland zugleich angezeigt in allen Nerven-
 krankheiten von Schwäche, wo mehr Lebensreizung nötig
 ist, in Scheintödtungen etc.

Außerlich wendet man endlich das Gas an, nach
 Warten, entweder auf die ganze Hautfläche in chronischen
 Ausschlägen oder andern Krankheiten der Haut von Schwä-
 che, oder örtlich auf fortdauernde Geschwüre u. Nekrosen
 widerständig es aber im Spitalbrande. In Salbenform, als
 Unguentum oxygenatum, löst es sich nicht lange un-
 verändert aufzuweichen. Die Dosis desselben zum Ein-
 athmen ist Anfangs 1 Pfund mit 20—30 gemeiner Luft
 dem Umfange nach; allmählig mehr davon, aber jedesmal
 mit 20 der letzten verdünnt, wenn nicht dringende Um-
 stände, wie Scheintödtung u., sogleich eine größere Gabe
 fordern, vergleichen auch Kranke die langsamem und här-
 tem Puls, aber, als bei einem langsamem und schwachen,
 vertragen. In Krankheiten von Pangel an Erregbarkeit
 soll man täglich mehr Kubitus anwenden (?). Gibt
 man es nur mit wenig atmosphärischer Luft vermischt,
 so ist mehr davon nötig; denn in Verbindung einer grö-
 ßern Quantität von jener, soll es nach Cavallo mehr und
 länger Gelegenheit haben zu wirken.

Technisch dient das Sauerstoffgas zum Schmelzen
 und Oxydiren der Metalle vor dem Löthrobrst. (s. d. Art.),
 in einer gleichgroßen Menge dieses Gases löst sich vier-
 mal mehr Metall oxydiren als in der gemeinen Luft.

II. Liquides Drogen nennt Thénard ein mit
 der 47fachen Menge Drogenes vom Raume nach ange-
 schwärztes Sauerstoffwasser (s. Gilbert's Ann. der
 Phys. u. 1820. L. S. 1 fg.) Er verband das Wasser

mittels eines complicirten chemischen Processes mit dem
 Drogen in dem Doppelten von dem Verhältnisse, wel-
 ches das eigenthümliche seiner gewöhnlichen chemischen Zu-
 sammensetzung ist, und constituirte so ein wahres diox-
 yde d'oxygene. Es hat eine Dichtigkeit von 1,433
 und enthält Sauerstoffgas, welches das eigene Volumen 475
 Mal, das des nicht organisierten Wassers aber 616 Mal
 übertrifft. Es ist farblos, ohne Geruch, aber von abtrin-
 girendem bitterlichem Geschmack. Es färbt weder Koch-
 aus noch Weizenkaffee. Es mischt sich mit dem gemeinen
 Wasser, gesiebt unzerändert, verfliegt im luftleeren Raume,
 ohne sich zu zerlegen, gibt aber in der Siedhitze alles sein
 Drogen ab. Auch Metalle mit ihren Oxyden und mehrere
 Alkalien, besonders der Kalisloff, verwandelt es wieder
 in gewöhnliches Wasser. Pleisch (bei Gilbert a. a. D.
 S. 245 fg.) hat dies Präparat in gewissen Apoplexien
 als das kräftigste Wiederbelebungsmittel vorgeschlagen,
 wenn man davon dem Scheintödteten einige kleine Löffel
 voll in den Mund bringe, Nase und Mund schliesse, und
 so das Gas daraus sich im Körper selbst entwickeln lasse;
 es sei denn, daß das Mittel die Zunge und andere Weich-
 theile der Mund- und Schlundhöhle nicht minder reizt
 und zersezt als die Haut; denn schon ein Tröpfchen
 davon greift die Epidermis sogleich an, macht sie schmer-
 zhaft und schuppig, erzeugt ein länger dauerndes Stechen,
 in der Folge zerfließt es die Haut, wie alle Schleimhäute,
 verdrängt den Speichel und läßt einen bittern, zusammen-
 ziehenden Geschmack, wie Weidenrinne, auf der weichen
 Zunge zurück. Auch schon das ganze Verfahren dürfte
 unausführbar sein, weil es dabei an einer Kraft fehlt,
 das in der Schlundhöhle plötzlich sich entwickelnde Gas
 in die Lungen der Scheintödteten hineinzuweisen. Wollte
 man aber das gasförmige Drogen aus dem flüssigen so
 darstellen, daß man in eine mit einem Entzündungsgrade
 versehenen Tubularterre durch den Tubulus sein zerriebenes
 und in Wasser zertheiltes schwarzes Manganoxyd,
 oder ein Stückchen Silber zu dem organisierten Wasser
 drückt, und den Tubulus sogleich mittels eines eigenen Korbs
 luftdicht verschließt, das Gas aber über Wasser auffänge,
 und dann schiedlich in die Lungen des Scheintödteten leitere,
 so würden bei diesem Verfahren Glasgefäße häufig mit
 Gefährde für die Umstehenden preisgegeben werden. Doch
 nicht sowohl die Anwendungs-, als vielmehr die leichtere
 Darstellungsmittel dieses mächtigen Mittels in Menge, wo-
 mit man unter Umständen vielleicht Wunder thun könnte,
 bleibt immer noch sehr schwierig.

Technisch kann man es benutzen als Bleichwasser in
 den Indiamfabriken u. Es muß in sehr verschlossenen
 Boutrillen unter reinem Wasser wider zu lange, noch in
 großen Borräthen an einem kühlen Orte aufbewahrt wer-
 den. Seine Stärke prüft man durch blaue Pflanzenstoffe.
 Je mehr und schneller sich z. B. vineigetauchtes Koch-
 mospapier u. rühret, desto reicher ist das Wasser an
 Sauerstoffgas, und so umgekehrt. (Th. Schreger.)

Oxygenäther, s. Sauerstoffäther.

Oxygenum, f. Oxygene.

OXYGENITÄT, ist im Gegensatz von Hydroge-
 nität die Eigenschaft eines Körpers, die sich zunächst auf

das Eingehen des Drogens in seine materielle Natur gründet, als Hauptcharakter aufgestellt. (Th. Schreger.)

OXYGENOMETER (Eaurometer, Eudiometer), Sauerstoffmesser (Lebensluftmesser, Luftgähtester), oxygenometra etc., heißen jene Kunstwerkzeuge, die uns höchstens den größten, oder geringeren Antheil an Sauerstoff in einer gegebenen Luftmasse anzuzeigen, aber nicht dessen absoluten Umfang, noch auch die Wucht und in Luft und Wärme ausgeübten Dünste, viel weniger die mit denselben mechanisch oder chemisch verbundenen fremdartigen Stoffe und Gasarten, wozu man vielmehr alle thermometrische, barometrische, elektrometrische und hygrometrische Beobachtungen zugleich mit den oxygenometrischen u. benutzen muß.

I. Die Salpetergas-Eudiometer, eine Erfindung Priestley's, dienen zur Prüfung des Sauerstoffgehaltes der Luft durch das Salpetergas. Hier beruht Alles auf jener besondern Eigenschaft dieses Gases, daß es, mit der atmosphärischen Luft in Berührung gebracht, sogleich seine Gasform verliert und sich mit dem Antheile derselben an Sauerstoff zu unvollkommener Salpetersäure verbindet, wobei das Stickgas allein übrig bleibt.

a) Priestley's sehr einfache Vorrichtung besteht aus einer Glasphiole (Wagenmaße), und aus zwei Glasröhren, einer größeren genau graduirten und einer kleineren flotten Röhre. Das Maß wird zu Versuchen mit Wasser gefüllt und umgekehrt über die Mündung eines Trichters im Gefäße der gewöhnlichen Luftwanne gestellt (s. d. Art. Gasapparat), um zuerst die zu prüfende Luft, und nachmals salpeterhalbsaures Gas, oder besser dieses zuerst durch denselben in die kleinere Glasröhre, doch ohne sie mit bloßer Hand zu berühren, einzulassen. Das ganze Luftgemenge läßt man endlich in die größere Röhre treten, die nun ganz füllt in das Wasser gesetzt wird, bis die Wassersäule in ihrem Raume mit der des äußern Wassers parallel steht. So kann der Raum, den die zwei Theile eines Maßes bemerkt werden. Das Salpetergas muß aber immer gleich stark und rein sein, und zugleich der Punkt genau getroffen werden, wo die Verminderung des Raums, den das Luftgemenge einnimmt, am größten ist, weil dieses hierauf wieder anzeigt, einen größeren Raum einzunehmen. Ueberhaupt bedürfen die Salpetergas-Eudiometer sehr genauer Beobachter. (Vergl. Priestley's Versuche und Beobachtungen über Luft u. III.)

b) Fontana's neuester Eudiometer, einen verbesserten Priestley'schen s. in meiner Besch. der chem. Gerächtschaften u. (Jüri 1802) II. S. 223 fg. Taf. II. Fig. 29—31; vgl. Ingenhous's Verf. mit Pflanzen, aus dem Engl. (Leipz. 1780.) II. Fig. 1—6.

c) Cavallo's vereinfachter Fontana'scher Apparat (im Dessen Schrift über die Eigensch. der Luft u. Taf. III. Fig. 4, 5).

d) Luz's abgeänderter Fontana'scher Apparat, s. in Dessen Anweis. d. Eudiometer des Fontana zu verfertigen u. Nürnberg u. Leipz. 1784.)

e) Pontanari's Eudiometer (f. in Dessen Ricerche fis. intorno alla natura dell' aria. [Milano 1776, deutsch Berl. 1778.]

f) Ingenhous's Eudiometer (in Philos. Transact. Vol. LXVI. P. 1.).

g) Wagellan's Eudiometer s. bei Cavallo a. a. D. Taf. II. Fig. 23, 24 und meine Beschreib. a. a. D. Taf. II. Fig. 28. S. 232 fg.

h) Berardin's Eudiometer in Rozier Journ. Mars 1778.

i) Stegmann's Luftmesser f. in Dessen Besch. u. (Gassel 1778.)

k) Wbite's Eudiometer (f. Phil. Trans. Vol. LXVIII. 1.) De Saussure's Eudiometer (f. Dessen Reise durch die Alpen u. Aus d. Franz. (Leipz. 1781.) II.

n) Lard's Eudiometer (f. in Dessen ph. d. Abhandl. [Berl. 1784.] I. S. 298, 302. Fig. I.)

o) Gavenbly's Eudiometer (f. Dessen An account of a new Eudiometer etc. [Lond. 1783.]

p) Wiborg's Eudiometer (f. in Tent. Eudiometer. perf. [Havn. 1784].)

q) Wbite's Eudiometer (f. in Gotth. Mag. III, 4. Taf. III. Fig. 2.)

r) Einen Luftsilberapparat zum Eudiometer anwendbar (f. im Gotth. Mag. a. a. D. Taf. III. Fig. 1.)

s) Scherer's Vorrichtung (f. in d. Abhandl. d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. III. [Prag u. Dresd. 1787].)

t) Späth's Eudiometer (f. in Gren's Journ. d. Ph. III. 8.)

u) Klinger's Eudiometer (f. in Gilbert's Ann. d. Ph. u. V. 2. Taf. V. Fig. 4—7.)

II. Wasserstoffgas-Eudiometer, eine Erfindung Volta's, wo in einer eingeschlossenen Luftmenge Wasserstoffgas so lange abgebrannt wird, bis jene keine Flamme mehr unterhalten kann. Durch das Verhältnis, nach welchem 15 Gewichtstheile Wasserstoffgas bei ihrer Verbrennung 85 Theile Sauerstoff verzehren, und sich damit in 100 Wasser verwandeln sollen, läßt sich der Sauerstoffgehalt in der eingeschlossenen Luftmasse sehr genau berechnen, wenn man nur sich eines Maasses gleichen und reinen Wasserstoffgasbedient u.

a) Volta's Eudiometer, (f. in Dessen Lettere sull' aria nat. delle paludi. [Como 1776. deutsch Winterthur 1778].)

b) Dasselbe von Pavy verändert, f. in Oken's Isis 1818 IX. S. 1431 fg. Abbeiner hat es wesentlich dadurch verbessert, daß die Verbindung der Gase durch Platinschwamm langsam und ohne Explosion entzündet wird.

III. Die Schwefelsäure- oder Schwefelsäure-Eudiometer, von Scheele erfunden, bezwecken die Verminderung einer bestimmten Luftmenge mittels aufgelösten Schwefelsäure oder besser Schwefelsäure u. nach Graham.

a) Scheele's Eudiometer (f. in Dessen sämtlichen Werken, herausgeg. von Herm. Kladt. II. S. 207 fg.).

b) Swinton-Worcan's Eudiometer (f. Gren's Journ. III. d. Abtheil., und meine Beschreibung der chem. Gerächtschaften. Taf. II. Fig. 33. S. 248 fg.).

c) Airy v. Humboldt's Eudiometer (f. in Dessen Verf. über d. chem. Berührung des Luftstoffs [Braunschw. 1799].)

IV. In den Phosphor-Eudiometern, einer

Erfindung Achar's sucht man entweder durch das Brennen oder durch das Leuchten des Phosphors die Absorption des Sauerstoffgases zu bewirken. Sie zeigen dieses beständig und genau an, und haben selbst vor dem Sauerstoffgas-Cubidometer, vorzüglich für Ungenübe, die leicht mit diesen irren können, immer noch ihre Vorzüge. Da jedoch ein Gemenge von Schwefel und Phosphor weit brennbarer ist, als der letzte für sich, so könnte dasselbe am besten wol in Verbindung mit Kalilauge zur Bestimmung des Sauerstoffgehalts der Luft dienen.

a) Achar's Phosphor-Cubidometer (s. in Dessen Samml. v. d. Abhandl. I. S. 327. Fig. 2).

b) Reguin's und Lavoisier's Cubidometer (in Gren's Journ. d. Ph. VI.).

c) Gilbert's Cubidometer (s. Journ. de l'Ecole polytechn. 2).

d) Reiboul's Cubidometer (s. bei Gren a. a. D. I. S. 374 und in Scherer's a. Journ. d. Gb. I. 6. S. 582; vergl. meine Beschreibung u. II. S. 253 fg. Taf. II. Fig. 32).

e) Stilling's Vorrichtung (s. in Dessen Taschenbuch etc. II. 1794).

f) Gren's Cubidometer (s. in Dessen n. Journ. d. Ph. IV. 4 und in Dessen Grundriß der Naturlehre. 3. Aufl. [Halle 1797]).

g) Berthollet's Cubidometer (s. in Scherer's a. Chem. Journ. I. 5. u. S. 522 fg.).

h) v. Humboldt's Phosphor-Cubidometer, mit Voigt's Verbesserungen (s. bei Scherer a. a. D. I. S. 573 fg., 682 fg. II. 10. S. 510. Taf. IV. Fig. 4).

i) Cavallo's Cubidometer (s. Ebendas. III. 16. S. 483).

k) Porret's Cubidometer (s. in Voigt's Mag. u. II. 1. Taf. III. Fig. 3. 4 und meine Beschreib. d. Chem. Geräthsch. u. S. 259 fg. Taf. II. Fig. 34).

l) Gradbeck's Apparat (s. bei Scherer a. a. D. 20. Fig. 5 und meine Beschreib. u. S. 261 fg. Taf. I. Fig. 16).

m) Hr. Hildebrandt's Geräthsch. (s. Dessen Vorz. zu meiner Beschreib. der Chem. Geräthschäften u. I. S. VII. Taf. II. Fig. 36).

Zusertem sind noch folgende cubidometrische Apparate bekannt:

1) Lavoisier's Lustgüterprüfer (s. Mém. d. l'Ac. etc. [à Paris 1780], Anzsch in v. Crell's chem. Anzsch. 1787. II.).

2) Morozzo's Cubidometer (s. Geth. Magaz. u. II. 2. 3).

3) Adermann's Weingeist-Cubidoskop (s. Dess. Verf. a. u. D. und J. A. Scherer in d. Samml. physik. Aufzähl. herausg. von Mayer. II. [Dresd. 1792]).

4) Hochheimer's Apparat (s. die Anzeigen der leipziger ökonom. Societät. Michael. 1796).

5) Alex. v. Humboldt's Antroponometer (Drogantensometer, Kohlensäuremeter) auch als Drognometer angewandt (s. in Gilbert's Ann. d. Ph. III. 1. f. 7).

6) Porret's Gasometer (s. in Voigt's Mag. u. II. 1).

7) Van Monst' Phosphorwasserstoffgas-Cubidometer (s. Geth. d. W. u. d. Dritte Section. VIII.

(s. Kastner's Archiv für die gesammte Naturlehre. 1824 III, 1. S. 61 fg.).

8) R. Hare's verbesserter Cubidometer (s. The Philadelphia Journ. of the medic. and physic. Sciences. 1825. Vol. II. Nr. III. Novemb. Art. 6. Vol. V. Mai 1827).

Uebrig. Beschreibung eines Gasgeräthes u. wie auch einiger Cubidometer von S. H. Magellan, aus d. Engl. m. Auf. von Benzl. (Dresd. 1780) Mit Kupf. Die Geschichte der Lustgüterprüfungsstücke für Arzte und Naturforscher, kritisch bearbeitet von J. A. Scherer. (Wien 1785.) 2 Bde. m. R. Beerhollet's Bemerkungen über die Cubidometer in Gilbert's Annal. d. Ph. u. V. 3. B. Arm. Ebendas. VI, 4. A. v. Humboldt's Beiträge zur Cubidometrie in Scherer's a. Journ. d. Gb. I. S. 263 u. 573. III, 13. Hft. S. 81. 14. Hft. R. 10. G. W. Bödmann bei Gilbert u. VII, 2. S. 224 fg. G. H. Adermann's Verf. über die Prüfung der Lustgüter u. (Leipzig 1791.) Einige Resultate aus cubidometrischen Versuchen von Porret in Voigt's Magaz. u. 1800. II, 1, 2. III, 1. Humboldt und Gay-Lussac über die cubidometrischen Mittel in Gilbert's Annalen der Ph. u. XX. S. 1 fg., 129 fg. Weibler's physikal. Wörterbuch u. Art. Cubidometer. Fischer's physikal. Wörterbuch. II. Lehrbuch der Meteorologie von E. Z. Kämp u. (Halle 1831.) I. Bd. 1. Abschn. S. 14 fg. (Th. Schreger.)

OXYGNATHIUS (Insecta). Eine von Dejean (Spec. de Coleopt. II, 475) errichtete Käfergattung aus der Familie der Carabiden, früher zu Stenitiden gerechnet. Die Kennzeichen sind: das Knie gelblich, fast flach und dreilappig, die Felle ist sehr kurz, kaum bemerkbar, die Mandibeln vortretend, gebogen, sehr spitzig, innen zahnlos, das letzte Glied der Labialpalpen fast cylindrisch, die Fühler fadenförmig, das erste Glied zinnlich lang, die andern viel kleiner, rundlich, gegen das Ende größer werdend, der Körper länglich cylindrisch, der Thorax fast vieredig, die vordern Schienen fadenförmig, Typus der Gattung ist:

O. elongatus (Dejean. Spec. de Col. T. II. Supp. p. 475. Scarites elongatus, Wiedemann, zoologisches Magaz. II, 1. S. 38. Nr. 52). Fünf Finten lang, schwarz, cylindrisch, die vordern Schienen dreizähnig, die hintern einedig, die Fingelbrän lang, gleich breit, gefurdt, mit eingedructen Furchen in den Punkten, Fühler und Füße rothbraun. Vaterland Ostindien. (D. Thon.)

Oxygonum Burch., s. Polygonum l.
OXYLIDES Hübner (Insecta). Eine Gattung Tagfalterlinge, dadurch ausgezeichnet, daß die Untersflügel drei Schwänzgen haben und alle Flügel unten weiß, orangefarb gezeichnet sind. Diese Schmetterlinge gehören zu der größten Gattung *Pecania*. Hübner (Verz. S. 77) stellt hierder *Papilio Celmus* Cramer. 55. G. H. und *Panus* Cramer. 39. A. B. und 59. f. G. Hesiodus Herbst. 302. S. 6. (D. Thon.)

OXYLOBIUM. Eine von Andrews aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Class 28

ne'schen Gasse und aus der Gruppe der Euphorben der natürlichen Familien der Leguminosae. Charakter. Der Kelch fünftheilig, soll zweiflügelig, zuletzt zerfällend; der Hüllkelch der Schmetterlingscorolle flach, der Kiel schmalgedrückt, mit den Segeln von gleicher Größe; der Griffel auffallend, mit einfacher Warze; die Hülsenfrucht festsitzend, vielkammig, eiförmig bauchig, ausgefüllt (daher der Gattungsnamen: *labios*, Hülsen, *ovis*, spiz). Die sechs bekannten Arten sind als Eräucher oder Staudegewächse mit wirbelförmigen, drei- oder vierblättrigen, ganzrandigen, steifen Blättern, doldentraubigen Blüthenstielen und gelben oder röthlichen Blumen in Neubolland und auf der Ban: Diemens: Insel einheimisch. 1) *O. arborescens* R. Brown (in *Aiton fil.* Hort. kew. ed. 2. Ker. Bot. reg. t. 392. Loddiges, Bot. cab. t. 163, Bot. mag. t. 2442). 2) *O. ellipticum* R. Br. (l. c. Gompholobium ellipticum, Labillardiere Nov. Holl. I. t. 135. Callistachys elliptica, Ventenat. malmaia. t. 115). 3) *O. obtusifolium* Sweet. (Flor. australas. I. n. 5). 4) *O. cordifolium* Andrews. (Bot. rep. t. 492, Bot. mag. t. 1544. Loddig. Bot. cab. t. 937). 5) *O. spinosum* Candolle. (Prod. II. p. 104) und als zweiflügelig 6) *O. Polianae* Cand. (Legum., I. c., Polianaea sylvatica Sieber. Herb. Nov. Holl. n. 403). (A. Sprengel.)

OXYLOS, der attische Eroberer von Elis in der Genossenschaft der Doree und Herakliden. Eine alte Verbindung der Eie mit den nur durch die weitere Mündung des frischen Meeres von ihnen getrennten Aiolern erkennen wie schon aus Homer, wo Phylax, Epier und Aioler bei den Leichen spielen des Amantinos zusammenkommen. Dasselbe spricht die von Ephoros aufbehaltene Sage aus, nach welcher Antymion's Sohn Atolos aus Elis, vom Salmons vertrieben, nach Aiolien wanderte und dies Land den Aiolern abnahm. Im zehnten Geschlechte nach diesem Atolos wurde Drylos, der Sohn des Hämion, geboren, der Gründer der Stadt Elis, wie die Inschrift an der Bildsäule des Drylos auf dem Markte derselben bezeugt. Hierher nun erzählt man folgendes Ereignis. Andromen zeugte mit Deukos Tochter Gorge den Theos, dieser den Hämion, Hämion den Drylos. Dieses Geschlecht war mit den Herakliden vermandt durch Herakles' Gemahlin, Dejanira, die Schwester der Gorge. Drylos tödtete wider Willen mit dem Diskos einen Verwandten, nach Einigen seinen Bruder Thermios, nach Andern den Alkidamos, des Ekopios' Sohn, und ging deshalb in die jährige Verbannung nach Elis. Mittlerweile rüsteten sich die Herakliden zu einem neuen Angriff auf den Peloponnes und befragten das Orakel über das Unternehmen. Hier ward ihnen geboten, den Dreizügigen zum Führer zu nehmen. Als sie über den

Sinn des Orakels grübelnd fortgingen, begegnete ihnen Drylos eindringend auf zweizügigem Ross, oder nach Andern zweizügig auf eindringendem Maulthiere. Krephontes erkannte, daß dieser vom Gott bezeichnet sei, und sie nahmen den Drylos zum Führer an. Von ihm erhielten sie den Rath, nicht über den Akhmos, sondern von Naupaktos aus über die Meerenge von Rhion in den Peloponnes einzubringen. Für diesen Rath bewilligten die Herakliden dem Drylos das Land Elis, aus dem seine Vorfahren ausgewandert waren. Er gab ihnen die Vertheilung des Peloponneses an und wies alle Mittel zur Eroberung desselben nach; dann sammelte er eine Heere von Aiolern und zog mit denselben gegen die Epier. So erzählen Ephoros bei Strabon und Pausanias, während Apollodorus dem Drylos bloß die Führung in den Peloponnes zuschreibt, daß die Herakliden schon vorher zu Naupaktos lagern läßt, weil der Gott zu Delphi selbst ihnen den Wasserweg nachgewiesen hat. Da aber in der Gegend von Naupaktos die attische Nacht überwiegt, denn die 900jährigen Krieger haben nie eine politische Bedeutung gehabt, weder in der Zeit der Sagen, noch in der historischen, und da Drylos in seiner ganzen Thätigkeit die Verbindung der Aiolen mit den Herakliden darstellt, scheint die Erzählung des Ephoros die Sage am unverfälschten wiederzugeben.

Drylos führt die Herakliden nicht durch Elis, um sie nicht nach dem Besitze des reichen Landes läßern zu machen, sondern durch Arkadien nach Argos, Lakonien und Messenien. „Er selbst aber“, erzählt Ephoros, „wünschte sein Land ohne Krieg zu gewinnen, offenbar wegen der alten Verwandtschaft beider Völker; und als die Epier unter ihrem Könige Diom, dem Sohne des Amphimachos, gegen ihn in Waffen ausgezogen waren, schlug er nach alter hellenischer Sitte einen Zweikampf vor. Gegen den epischen Begegnungsgegner Deimenos trat der attische Schleudrer Pyrrachmos auf, denn die Schleudrer war kurz vorher von den Aiolern erstanden. Deimenos hatte gestaubt, durch die fernwirkende Kraft des Bogens einen Schwerbewaffneten leicht überwinden zu können, aber Pyrrachmos merkte die List, die Schleudrer traf weiter, Deimenos fiel und Drylos erhielt das Königthum von Elis, vertrieb die Epier nicht, sondern ließ die Aiolen unter ihnen wohnen unter Landesvertheilung. Er gestand dem Diops Ehrengerechtigkeit, bewahrte den Dienst der Landesherren, namentlich des Augas, versammelte die Landesbewohner aus der Umgegend in seine neugegründete Stadt Elis und betraf nach einem Orakelsprüche, der einen Pelopiden zum Mitgründer gebot, den Agorios, den Sohn des Damios, Enkel des Pentbios, des Sohnes des Drestes, herein mit einer beträchtlichen Anzahl von Aidiern aus Pelis. Die Herakliden übertragen ihm die bisher den Aidiern zuständige Verwallung des olympischen Heiligtums, weihen das ganze elische Land dem Zeus und setzen einen Fluch auf Leben, der dasselbe beschützte

1) II. XXIII, 693. 2) Strab. VIII, 557. 3) Strab. X, 465: Αττικός ποταμός τῶν ἐν τῇ ἀντιόχῳ ὁμοῦ καὶ ἀντιόχῳ Κουφίῳ γὰρ ποταμῶν καὶ ἀντιόχῳ. Τῆς δ' αὖτις γενεῆς διακρινόμενος Ἀντιόχῳ ἐπὶ Ὀξύλῳ ἀναγὰς ἐκείνῳ τῇδε νόμῳ. Apollodorus nennt den Drylos Sohn des Andromen aus Verwechselung mit seinem Adhären, was bei dergleichen Abweichung beider Worte kaum ein Irrthum zu nennen ist. 4) Paus. V, 8, 6, 7.

5) Apollod. II, 8, 3, 4. 6) Paus. V, 3, 5. 7) Paus. ib. 6. 8) Strab. VIII, I. c. 9) Paus. V, 4, 1. 10) Strab. I. c. Paus. X, 4, 1, 2. 11) Paus. X, 4, 2, 5.

oder auch nur einer Befehdung nicht wehrte, daher die Stadt Elis, welche nach Epiporos nicht von Drylos, sondern später erbaut wurde, ohne Ruinen blieb, und allen durchziehenden Heeren sohnwundend an der Grenze die Waffen abgenommen und erst beim Austritte wiedergegeben wurden¹²⁾. Drylos' Gemahlin, Pietra, von der nichts bekannt ist, gebar ihm zwei Söhne, den Aiolos und Rajas. Der erste starb vor den Ältern und wurde begraben am Thore von Elis gegen Dymphia, nach einem Deakelsprüche, daß sein Leichnam weder außerhalb noch innerhalb der Stadt ruhen dürfe, und der Gymnasarch beachte ihm jährlich Totenopfer. Rajas folgte dem Drylos im Königthume, seine Nachkommen aber lebten als Bürger, und nur Iphitos wurde unter ihnen berühmt als Erneuerer der olympischen Spiele¹³⁾, deren Einsetzung nach Herakles auch dem Drylos selbst beigelegt wurde, nach dessen Tode sie eingefest¹⁴⁾ seien¹⁵⁾. Auf dem Markte von Elis stand eine Bildsäule des Drylos¹⁶⁾, und ein niedriges Denkmal, bestehend aus einem auf Säulen von Eichenholze ruhenden Dache, das ebensalls, aber nicht allgemein, auf Drylos bezogen wurde¹⁷⁾. Eben dort erinnerte die vom Gymnasien nach den Bädern führende Straße des Schweigens an die von Drylos nach Elis gesandten Epäbren, welche verabschiedet hatten, dort lautlos auf die Riden der Sädttre zu horehen¹⁸⁾. Auf dem Kasten des Apfeloß glaubte man ebenfalls die mit dem Drylos gegen die Elter herangezogenen Aiolen in freundschaftlicher Begegnung dargestellt zu sehen¹⁹⁾. Den Namen der Insel Epialtria erklärte man aus einem daselbst von den Herakliden mit dem Drylos geschlossenen Freundschaftsbündnisse²⁰⁾.

Suchen wir nun in das Verständnis der Bildung dieser Sagen einzubringen, so können wir als historische Grundlage gewiss nicht mehr anerkennen, als die Einwanderung der Aiolen in Elis in Verbindung mit den Dorern und ihre fröhdliche Uebereinkunft mit dem Epierem. Drylos, der Vater des Aiolos, der Sohn des Dämon, kann nicht als historische Erinnerung festgehalten werden, vielmehr ist in ihm Aios symbolisch. Denn schon die Bestattung des Aiolos nicht in und nicht außer der Stadt ergibt sich unabweislich als symbolischer Ausdruck für die Einbürgerung der Aiolen in Elis, die nun als Aiolen nicht mehr eigentlich fremd und noch nicht eigentlich einheimisch sind, bis die diolische Eigenthümlichkeit stirbt und sie zu Epierem verschmelzen, zu einem neuen Volke, dessen Fürst der Volksfürst Rajas. Dämon aber ist offenbar nur erfinden, um den Drylos als Sohn seiner Bluttat zu bezeichnen, denn jener Mord teidit ihn zuerst nach Elis, dessen Heros er nachher wird. Vergessenmüßigen wir uns nun das Bild des Drylos in seinen einzelnen Zügen, so erscheint er nicht vorzugewisse als wasfmannsdig und gewaltig, wie etwa Tydeus, sondern als der scharfsinnige Entschlossener des Wdterfpruchs und Beceater der Doree,

zugleich dehtsam gegen diese selbst, indem er sie von seinem Lande abwendet, ferner in Abneigung gegen Gewaltthat, als Ausfender von Epäbren, als Vermittler durch Streitkamp, in dem er nun auch wieder nicht selbst austritt, in dem nicht mit den verwegenen Waffen von Lanze und Schmet gelämpft wird, sondern mit fernstreffenden, bei deren Gebrauch Elis die List überbietet. Uns scheint daher der Name Drylos, der Scharfe, der Spige, den Scharfsinnigen anzudeuten, der bei jedem Falle genau und klar sieht, was für seinen oder Andere Vortheil zu thun ist. Hieraus möchte nun auch jener dunkle Befehl des Deakels eine Erklärung gewinnen. Das dritte Auge ist das des Verstandes, furwahr das beste Auge, ohne welches die Sehenden mit ihren Augen blind sind. Die alten Deakel hätten den Dorern ihren Weg in der dritten Frucht vorgezeigt, diese konnten ihn mit ihren beiden Augen nicht finden; sehr natühdich reichte sich das Gebot an, einen verdäugigen Führer zu suchen, der ihnen sich im Scharfschüdenden darbietet. Und wahrschdlich in der ältesten Form der Sage in dem scharfschüdenden Eindäugigen, weil der concentrirte Blick eines Auges scharfer sieht, als zwei. Man könnte versucht werden, das Kos des Eindäugigen, der die Suchenden nach der Stadt des Schiffbaues weist, für das Wellenroß, das Meer Schiff, zu halten, und die Forderung des Dreidäugigen würde damit nicht aufgehoben, weil auch das Vorder Schiff bei den Däotern vorn mit den Augen auf seinen Pfad schaut²¹⁾, aber wie wollen uns nicht verleden lassen, dies für mehr zu geben, als eine Mdglichkeit. Nur ist einem Einwurfe zu begegnen, daß sie den scharfsinnigen Berater und Entschlüsseler das wilde Volk der Aiolen, als dessen Vertreter Drylos erscheint, wenig passen mag. Aber die Aiolen haben zu allen Zeiten neben der Roheit, wie rohe Völler oft, habdtliche Schlaubrit gezeigt, und es ist beachtungswert, daß die verständige Göttn, die scharfschüdende Athene (Drypeko) bei ihnen vorzüglich verehrt und die Beschüherin ihrer Nationalhelden Tydeus und Diomedes war, nicht etwa der Gott des Betrugses Hermes, sondern die Göttn der Verständigkeit. In ihrem Sinne handelt Drylos, und die Sage von ihm löst sich demnach völlig auf in eine symbolische Darstellung der Thatfache, daß die Doree, nachdem sie die Unthümlichkeit des Eindringens über den Isthmos eingelesen, den verständigen Entschluß eines Einsalls zur See in die Nordküste des Landes sagten, wo der Scharfschüd, vielleicht der Aiolen, eine schwache Bewachung der Achäer erkannt hätte, daß sie, um einen sichern Ausgangspunkt von Naupaktos und dem Vorgebirge Amirion zu haben, sich mit den Aiolern verbündeten und sich Scharen derselben zugesellten, durch die auch in Elis, obwohl minder gewaltam, als in den vordisch gewordenen Staaten, sich die Verhältnisse der Herrschaft umgestalteten. Auch von den übrigen Namen, die in diesen Sagen erweckt werden, sind höchstens die der Herakliden Fürsten historische Erinnerung, weder Drylos' Bruder Epimios, in dem nur die diolische Haupt-

12) Strab. I. c. 13) Paus. I. c. 4, 5. 14) Paus. V. 8, 6. 15) E. Str. 3. 16) Paus. VI. 21, 9. 17) Paus. VI. 23, 6. 18) Paus. V. 13, 6. 19) Steph. Byz. Zynopolis.

20) Aesch. Suppl. 716: καὶ παρὶν πρὸς τὸν ἑμῶν φίλον ὄδον ὁδόν.

Nach Theophrastus erscheint, noch der von ihm getriebene Altheos, der die Kraft aufnimmt, empfindet, der Sohn des Jägers Stophos, noch auch der Epier Dymenos, der den von den Aiolen angebotenen Zweikampf annimmt, sind mehr als erfunden.

Ein zweiter Drylos kommt vor unter den Ahnherren des Einwanderers in Etis, als der Sohn des Ares und der Protagenia, der Tochter des Kalpdon¹⁾. Ein dritter, völlig verschiedener, erzeugt mit seiner Schwester, der Hamadryade, den Aëstus Karyos, den Eirei Pelagos, den Doppel Aëstos, den Brinifich Ampelos, den Fegner Eyles, nach denen jene Bäume benannt sind²⁾. Die Bedeutung dieser Allegorie ist dunkel; man kann entweder den Schäfer Drylos auf den beiden Geschmack der unreifen Früchte und der Skalen beziehen, oder wahrscheinlich die Form Drylos viermal von *drylos*, Holz, beziehen, wie aus dem vom Hunde gebornen Holzflug in der äolischen Sage der Weinstock erhellt.

(R. H. Klause.)

OXYMAGIS. Unter den indischen Strömen, die Arrian (Indic.) aufzählt, ist der Drymagis bei dem Volke der Passaler. Auch Ptolemäus (VII, 2) nennt die Passaler mit einem Flusse, dessen Namen er aber nicht angibt. Sie sind an den südlichen Abhängen des Gebirges Syprus. Aus dieser Gegend schließt Mannert (V, 1, 93), der Drymagis sei der Wogmutz, der von dem nördlichen Strome kommend, der Stadt Monghit gegenüber in den Ganges fällt; oder er sei auch vielleicht der beträchtlichere Kosa.

(Völker.)

OXYMEL (ὄξυς — *sa*), Sauerhonig, eine Mischung von Essig und Honig, deren sich schon die Alten häufig als Heilmittel in vielen Krankheiten bedienten, die man aber niemals für sich allein anwendet, weil die Schärfe des Essigs durch das zur Verrückung des Sauerhonigs erforderliche Aufkochen desselben noch vergrößert erhöht wird, daß sie dem Sauerhonig einen sehr durchdringenden Geruch und Geschmack mittheilt. Der sogenannte einfache Sauerhonig (*oxymel simplex*) wird — nach der Vorschrift der meisten Pharmakopöen — durch Vermischung eines Theils Weinessig mit zwei Theilen abgeseihten Honigs und durch Kochen dieses Gemisches in einem reinen zinnernen Gefäße bereitet; man kocht die Mischung bis zur Consistenz des Honigs ein, wonach sie dann eine rüchlich braune Flüssigkeit darstellt. Dieser einfache Sauerhonig wirkt vorzüglich irritirend, auflösend und die Absonderungen, besonders des Hautorgans und der Luftröhre befördernd, weshalb er besonders bei heftigsten Catarrhen, Rheumatismen und selbst bei Lungenentzündungen, sobald nur die Intensität des phlogistischen Zustandes einigermaßen gebrochen ist, häufig zu einem Quentchen bis zu einer halben Unze als Zusatz zu Mixturen und zum Getränke angewendet wird, z. B. in folgender Form: *Rec. radices granatini unam, coque cum aqua fontanae fixis tribus. Colatura librarum duarum adde: Oxymellis simplicis uncias quatuor.* S. Tassenweise als Getränk zu verbrauchen. Ebenfalls häufig

fig bedient man sich dieses einfachen Sauerhonigs als Zusatzes zu Mundwässern und Gurgelwässern bei catarrhischen Bräunen. — Außer diesem einfachen Sauerhonige führen aber die Alten, und noch manche neuerer Pharmakopöen viele andere Sauerhonige auf, deren Unterschied von dem ersten darin besteht, daß zur Verrückung derselben, statt des einfachen Essigs, ein mit andern beifälligen Pflanzentheilen gekochter Saft benutzt wird, z. B. ein *Oxymel allianum* (Ph. Wirz), *Oxymel belladonnae* (ibid.), *belladonnae* (ibid.), *Narcissi pratensis* (van Moens), *nictotianae* (Ph. Wirz), *pectoralis* (Disp. Brunsv. etc.) u. s. w. Von diesen zusammengesetzten Sauerhonigen hat indessen die ärztliche Praxis fast nur noch das *Oxymel scilliticum*, *colchicum* und *aeruginis* in Gebrauch behalten. Zur Verrückung des ersten werden zwei Theile Meerzwiebelstark mit fünf Pfund gereinigtem Honig bei gelindem Feuer eisz zur Syrup-Consistenz gekocht, wodurch man ein sehr mildes Präparat erhält, welches in einer Gabe von zwei Quentchen bis zu einer halben Unze auf 24 Stunden bei Schleimhautentzündungen in der Athmungsstörung als auflösendes und expectorirendes Mittel theils für sich allein, theils in Verbindung mit andern Mitteln häufig und mit bestem Erfolge angewendet wird. In größerer Gabe bringt der Meerzwiebelstark Honig Ubel, Erbrechen, Krämpfe und Durchfälle hervor, weshalb man ihn auch für sich allein bei Kindern als Brechmittel benutzt und ihn andern Brechmitteln zur Verstärkung der Wirkung zusetzt; ebenso wird er in ähnlicher Weise bei typhoidischen Affectionen benutzt, obwohl er bei diesen nur palliative Hülfe zu leisten vermag. Endlich wird er hiezuweilen auch als Zusatz zu Gurgelwasser und Aëstieren in der Gabe von einer bis zwei Unzen angewendet. Ähnlich, aber viel heftiger, ist die reizende, auflösende, irritirende und diuretische Kraft des Zäitlosen Sauerhonigs (*Oxymel colchicum*), der aus vier Pfund frischen Zäitlorenzweibern und vier Pfund rohem Essig, mit Zusatz von gereinigtem Honig (fünf Pfund zu zwei Pfund jenes Essigs) gewonnen wird, aber so leicht Raste und anhaltende Ubelkeiten hervorbringt, daß man sich seiner gegenwärtig nur noch sehr selten bedient. Das *Oxymel aeruginis* (Unguent. *egyptiacum*, *Linnaei aeruginis* Ph. Bor. ed V) wird durch das Kochen von zwei Pfund rohem Essig mit drei Unzen Grünspan (bis zum dritten Theile eingekocht), Durchsieben des Gemisches, Zusatz von zwei Pfund Honig und nachheriges Abdampfen (bis auf zwei Pfund) bereitet, und ist in dieser Gestalt ein schätzbares Mittel bei der Heilung von Geschwüren, die ein schlaffes, klebriges Ansehen haben, oder von kaltsörn Rändern umgeben, oder mit welchem schwammigen Fleische bedeckt sind, bei Geschwüren des Zahnfleisches, der Zunge und des Schlundes und selbst bei carcinomatösen Geschwüren. Man wendet dieses Eliximent außerdem aber auch gegen venerische Heilgengen, gegen Gangräne und Epyrachas, endlich zuweilen auch dazu an, kalte Geschwülste, die eügerettet werden sollen, in Eiterung zu setzen, was mittels eines mit jenem Eliximent bestrichenen und mitrin durch die Geschwulst gezogenen Haarsiebs bewerkstelligt werden kann. (C. L. Klose.)

21) Apollod. I, 7, 7. 22) Esst. Od. XXIV. p. 1954, 13.

OXYMERIS. Eine von Candolle (Prodr. III. p. 190) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zweiten Rinn'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Melastomaceen. Char. Der Kelch glatt, mit kreiselförmiger Höhre und fünf kurzen, schweligen Zähnen; die fünf Corollenblättern lanzettförmig, lang zugespitzt (daher der Gattungsname: *oxy*, Zähl, *meros*, spitz); die Staubfäden mit abhangen Antheren, welche an der stumpfen Spitze ein kleines Loch, aus dem Rücken der verdickten Basis ein Höckerchen haben; der Griffel säulenförmig; die Narbe punktförmig; die Blüte drei- bis fünfzähliger. Die Gattung *Miconia Ruiz et Pavon* unterscheidet sich nur durch stumpfe Corollenblättern und durch zweizählige Antheren. Die beiden bekannten Arten:

1) *O. quinquecostata Cav.* (l. e.) und 2) *O. quinquecostata Cav.* (l. e. *Martius*, Nov. gen. III. p. 158. t. 285), sind glatte krautartige Sträucher, mit gegenüberstehenden, gestielten, abhangen, ganzrandigen, dreinervi gen Blättern, am Ende der Ästige stehenden Blüthenrispen, pyramidenförmigen Stützblättern und weissen oder gelblichen Blumen. (A. Sprengel.)

OXYMITRA. Eine durch Bischoff (in *Leinb.* synops. hepat. europ. addend. p. 123) von *Riceia Michx.* getrennte und später von Gorda Rupina genannte Gewächsgattung aus der 24. Rinn'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Edermoose. Char. Die glatten, pyramidalen kegelförmigen (daher der Gattungsname *oxy*, Zähl, *mitra*, *eros*, spitz), geschlossenen Kapselfrüchte stehen in einer Längsfurche der Oberflache des Laubes haufenweise beisammen; die Sporenkapseln sind kugelig und öffnen sich nicht; Schleudern der Sporen sind nicht vorhanden. Es sind nur zwei Arten dieser Gattung bekannt: 1) *O. paludosa Benth.* (l. e. *Riceia* pyramidalis *Raddi* in *Opusc. scientif. di Bologna* II. p. 350. t. 15. f. 3. mit Ausschluß der Synonymie) mit fleischigem, konusförmig-dreieckigem, einladem oder gepaartem Laube, an dessen Rande spreublätrige, weißliche Wimpern stehen, während eine oder zwei Reihen fast dreieckiger Kapselfrüchte mit kurzer, stumpfer Spitze die obere grüne Längsfurche einnehmen. Von *Raddi* bei Florenz, von Müller in Sardinien gefunden. 2) *O. polycarpa Benth.* (l. e. p. 125. *Riceia* *madia* etc. *Michx.* gen. pl. p. 106. t. 57. f. 2. *Dillenius* Hist. musc. t. 78. f. 16. *R. pyramidalis Willdenow* in *Unterl. Annal.* 4. 9. *R. incarnata Brotero* fl. Lusit. II. p. 428), von der vorigen Art durch fast glatte Ränder des Laubes und lang zugespitzte Kapselfrüchte unterschieden. Von *Michx.* bei Florenz, von *Willdenow* bei Halle, von *Brotero* bei Coimbra, von Müller in Sardinien gefunden. Beide Arten zeigten ihre Früchte schon im März.

Brissocarpus (*xanthos*, Frucht, *glossos*, Seigel, wegen der schlagigen Kapseln) ist eine nahe verwandte Gattung, welche Bischoff (e. l. p. 123) ebenfalls von *Riceia* unterschieden hat. Char. Die kugelförmigen, geschlossenen, auf der Oberflache des Laubes zerstreut stehenden, laupig-schlagigen Kapselfrüchte sind Anfangs mit einer kurzen, stumpfen Spitze besetzt; die Sporen-

kapseln sind kugelig und bleiben geschlossen; die Schleudern der Sporen sehen auch hier. Br. *riceioides* (*Riceia*) *Benth.* (l. e. *Riceia* maior *Michx.* gen. pl. t. 57. f. 1), die einzige bekannte Art, ist ein unregelmäßig sternförmiges, stumpfgelapptes, grünes, netzflächiggedecktes Lebermoos von aromatischem Geschmack, welches bei Florenz (Widell) und in Sardinien (Müller) zum Herbst bis ins Frühjahr vorkommt. (A. Sprengel.)

OXYMORUM (*Oxymor*), nennen die Grammatiker eine verstellte Spitze des Gedanken, d. h. einen Gedanken oder Ausdruck, welcher aus dem ersten Anschein ungeschickt scheint, wenigstens keine Schärfe enthält und ihn erst bei genauerer Betrachtung zeigt, z. B. einen Contrast von Gegenständen cum incoenit, clamant, strenua nos exerceat incoenit. (H.)

OXYMOS und **Stamandros**, Sohn des Hektor, während der Belagerung von Troja vom Priamos nach Lydien gesandt. Nach der Eroberung drohte zu erst Aeneas den Ida, als aber jene beiden heimkehrten und das Land als ihr Erbtheil ansprachen, wanderte derselbe mit Anakis und mehrern Flüchtigen aus (Conon. 46). Eine wahrscheinlich von Genetagen, die den Stamm der Priamiden nicht ausgeschlossen haben wollten, erfundene Geschichte. (Klausen.)

OXYNOE (Mollusca). Eine im Journ. de Physique T. 69. p. 152 von Ruffinesque vorgeschlagene Weichtiergattung, wie gewöhnlich zu unvollkommen charakterisirt, als daß man sie unterbringen könnte, doch scheint sie mit *Sigaretus* verwandt. Näheres ist zu erwarten. (D. Thon.)

OXYNTES, der vorletzte Aeside, der zu Athen König war, Vater des Euboeus, dem der Pelide Melanthos, der Vater des Kodros, die Herrschaft entriß. Sohn des Demophon (Paus. II. 18. 9). (Klausen.)

OXYODON (**OXYDON**). Eine von Lessing (Linnaea V. p. 357) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Rinn'schen Classe und aus der Gruppe der Verbieren (Rutaceen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch kreiselförmig, mit linen-lanzettlichen, dahingeförmig über einander liegenden Blättern; die Strahlblüthen in zwei Reihen, weiblich, jungensförmig, fast zweizipig; die Schwebelblüthen hermaphroditisch (vielleicht männlich), regelmäsig fünfzählig; dreierlei Blüthen an der Basis mit einem fünfästigen Kranz von langen Haaren, welche in mehreren Reihen stehen, besetzt; das Ährchen (der Samen) glatt, gestreift, an der Spitze mit einem langen, spigen Schnabel (daher der Gattungsname: *oxy*, Zähl, *odon*, spigenähnl). Die einzige bekannte Art, *O. bicolor Lessing* (l. e. *Chaptalia runcinaria Humboldt*, Bonpland et Kunth. Nov. gen. IV. p. 5. t. 301. *Loxodon longipes Cassini* Dict. des sc. nat. t. 37. p. 255), ein premittendes, stengelloses Kraut, mit abhangen, fahlgelben, oben glatten, unten weißlichen Blättern, leuchtigen, stieligen, einladigen Blüthenschäften, weissen Blüthen und braunrothen Haaren an ihrer Basis, auf Felsen in den Anden von Neu-Granada einheimisch. (A. Sprengel.)

OXYOPIA, OXYOPIE (*Pseudoblepsia*, *Pseudopia* *exclaraus*, *Galeropia*, das scharfe Gesicht, das erhöhte Sehevermögen), diejenige Veränderung der Gesichtsfunktionen, welche wie in dem ersten Zeitraume des schwarzen Starks mit Ecthismus der Warzhaut und des Schenkers beobachtet, wo der Kranke viel schärfer und deutlicher sieht und ihm alle Gegenstände weit schärfer umgrenzt und in einem hellen Lichte, das sehr Weiße als Weiß, das Dunkle leuchtet, das Gelbe weiß, das Schwarze braun oder dunkelroth erscheinen. Es ist dieses scharfe Gesicht mit Schmerz und einem Gefühl von Bälle und Spannung im Auge verbunden, weshalb Kranke diesen Zustand nicht lange ertragen können und sich genöthigt sehen, die Dunkelheit zu suchen, bis das Auge von der starken Lichtreizung bald ermüdet und gelähmt und Tagblindheit (*Nyctalopia*) erzeugt wird. (*Wiegand.*)

OXYOPS *Dalman* (*Insecta*). Eine Gattung der Kästler aus *Rhynchaenus* gesondert, zur Ordnung Gonatoceri (*Schönherr*, *Gener. et Sp. Curca.* 3. 483). Kennzeichen: Die Fühler etwas lang, nicht sehr dünn, der Schaft nach und nach dicker werdend, die Geißel fadenförmig, das Wurzelglied kurz, die übrigen länger, fast gleich, die Keule länglich eiförmig. Der Kästler kaum länger als der Kopf, dünn, linienförmig, rundlich. Die Augen fleischig, rund, mäßig vortretend. Der Thorax kürzer, als die Wurzelbreite, an der Wurzel doppelt buckig, die Seiten etwas gerundet, vorn schmaler, die Epighe etwas gekrümmt, etwas zusammengezogen, an den Augen unbedeutend gelappt, das Schildechen länglich, an der Spitze gerundet. Die Flügeldecken länglich eiförmig, vorn einzeln rundlich vortretend, die Schultern stumpf gerundet, wenig erhaben; oben sind die Flügeldecken gewölbt, gegen die Spitze schwielig, das Ende an der Naht einzeln spitzig. Das Brustbein steht vor und ist am Ende zugespitzt. Die Arten sind in Neuolland einheimisch.

Als Typus mag gelten: *O. Forosus* (*Rhynchaenus gibbus* *Fabric.* *Syst. Ent. II.* p. 471. nr. 163. *Curculio* *id. Fabr.* *Ent. Syst. II.* p. 431. nr. 157. *Herbst.* *Col. VI.* p. 307. nr. 280. t. 84. f. 4. *Rhynchaenus convexus* *Olivier.* *Ent. V.* 83. p. 178. nr. 152. t. 8. f. 88. *Curculio* *id. Oliv.* *Enc. méth. V.* p. 507. nr. 167). Eiförmig, schwarz, sparsam mit blauen Haaren besetzt; der Kästler schmal, lang, doppelt buckig, der Thorax warzig runzelig, die Rückenfläche breit eingedrückt, unbedeutend gekrümmt, die Flügeldecken mit abwechselnd größten und kleinsten Gruben reihenweise besetzt und mit einer Reihe von blauen Haarbörsten vor und bei der Naht. Vaterland Neuolland. (*D. Thon.*)

OXYOPUM, nach *Plinius* (*V.* 33) eine Stadt im weströmischen Afrika; sonst unbekannt. (*Völk.*)
OXPETALUM. Eine von *R. Brown* (*Mem. of the H. Soc. I.* p. 41) gestiftete Pflanzengattung aus der Gruppe der Aëtiopiden der natürlichen Familie der Convolviten und aus der zweiten Ordnung der fünften Eintheilung. Char. Der Kelch unterhalb des Fruchtknotens fünftheilig; die Corolle glockenförmig, die Röhre kurz, der Saum mit fünf langen, schmalen, spitzen

Fäden (daher der Gattungsname: *nitulos*, Blumenblatt, bide, spitz); die Krone fleischig, fünfblätterig, die Blättchen mit mehr oder weniger tiefen Einschnitten; die Staubfäden (oder Halter der Pollenmassen) erheben sich oben in einen stumpfen Anhang, den ein spitzer Saum auf jeder Seite begleitet; die beiden Fäden, von einander abgeboogenen Narben stehen weit hervor; die Nagelstücke enthalten Samen, welche mit einem Schoppe versehen sind. Die eif bekannnten Arten sind südamerikanische Schlingkräuter, oder aufrechte perennirende Kräuter mit gegenüberstehenden, herzförmig-ablangen, oder lanzettförmigen Blättern, einzeln oder gehäuft in den Blattachsen stehenden Blüthenstielen und gelblich-weißen, oft wohlriechenden Blumen.

I. Schlingkräuter: 1) *O. riparium* *Kunth.* (*Humboldt, Bonpland, et K. Nov. gen. III.* p. 197. t. 231) in Neu-Granada und Merico. 2) *O. Gothofreda* *Römer et Schultes* (*Syst. veg. VI.* p. 92. *Gothofreda cordifolia* *Ventenan.* *Choix* p. 36. t. 60) in Neu-Granada. 3) *O. Banksii* *R. et Sch.* (*l. c.* p. 91. *Martius* *Nov. gen. I.* p. 48. t. 29) in Brasilien. 4) *O. appendiculatum* *Martius.* (*l. c.* t. 30) ebenda. 5) *O. megapotaemicum* *Spreng.* (*Cur. post.* p. 111) ebenda. 6) *O. berterianum* *Spr.* (*Syst. veg. I.* p. 854) in Neu-Granada. 7) *O. montanum* *Martius.* (*l. c.* p. 49) in Brasilien.

II. Aufrechte Kräuter: 8) *O. foliosum* *Mart.* (*l. c.* p. 50). 9) *O. erectum* *Mart.* (*l. c.*). 10) *O. strictum* *Mart.* (*l. c.*). 11) *O. capitatum* *Mart.* (*l. c.*), die vier letztgenannten in Brasilien, besonders in der Provinz Minas Gerais. (*A. Sprengel.*)

OXYPILOUS *Audinet Serville* (*Insecta*). Eine Gattung der Orthoptera aus der Familie Mantodea mit folgenden Kennzeichen: Die Schenkel sind einfach, ohne blattartige Membran, der Kopf in der Mitte hornförmig erhaben und diese Erhöhung am Ende gespalten. Die Vordersehenbeine sind breit, oval, seitlich sehr zusammengedrückt. Es ist nur eine Art angeführt: *O. annulatus* (*Annales des sciences nat.* T. 22). Ein Zoll lang, vom Senegal. (*D. Thon.*)

OXYPODA *Mannerheim* (*Insecta*). Eine Käfergattung aus der Abtheilung der Brachelytren und aus der Tribus Aleocharides (*Mémoires de l'Académie de St. Petersburg.* 1830). Mit folgenden Kennzeichen: *Palpi maxillares* breves, articulo penultimo clavato, ultimo subulato, retracto. *Antennae* basi fractae, longiores, extrorsum plus minusve crassiores, articulo secundo, tertio, parum minores. *Corpus* posterius attenuatum. Os haud rustratum. *Caput* plerisque subretractum. *Thorax* brevis, convexus, lateribus rotundatis distlexis, angulis anticis valde deflexis, anticis angustior. *Elytra* thoracis non angustiora, at longiora, intra ungulum apicis exterioris excisa. *Abdomen* plerumque subconvexum. *Pedes* plerisque elongati, tenues, tuberculosi. *Tarsi* graciles, articulo primo insequente nonnulli longiore. Von den zwölf durchaus neuen Arten haben wir nur folgende aus: *O. lividipennis*. Braun, seidenartig behaart, die

Wurzel der Fühler, die Füße, die Ränder der Hinterleibdringe, After und Flügeldecken ziegelartig, die letztern vieredig, um das Schildchen herum bräunlich, der Thorax wenig grubenförmig ausgehöhlt, die Füße mittelgroß. Gleich den meisten andern Arten in Finsland einheimisch. (D. Thon.)

Oxyopora Rafin., f. *Lathyrus L.*

OXYPORA (sel. remedia), flüchtige, durchdringende Arzneimittel. (Wiegand.)

OXYPOROS, Sohn des syrischen Königs Kinyras, der auf Kypros Paphos gründete, und der Metharme, der Tochter des syrischen Königs Pygmalion, Bruder des Adonis (*Apollod. III, 14, 3.*) (Klausen.)

OXYPORUS (Insecta). Eine von Fabricius aus Staphylinus gefundene Käfergattung der Familie der Gasteropitren. Sie unterscheidet sich von den verwandten Gattungen durch folgende Kennzeichen: Der Kopf ist vollkommen frei und sitzt mit einer Art Hals am Thorax, die Fehse ist tief ausgerandet, die Fühler bilden eine durchblättrte Keule, die Maxillarpalpen sind fadenförmig, die Labialpalpen haben ein großes halbkugelförmiges Endglied. Die Augen sind groß und vorstehend, die Fühler sitzen an der äußeren Wurzel der Mandibeln, sind kaum länger als der Kopf und die fünf oder sechs letzten Glieder derselben bilden eine lange durchblättrte Keule. Die Fehse ist hornartig, breit, kurz, vorn ausgerundet und gefranzt, die Mandibeln sind hornartig, groß, gebogen, sehr spitzig, inwendig ohne Zähne, die Maxillen sind fast hornartig und gespalten, der innere Theil ist kurz und spitzig, der äußere viel größer, zusammengebrückt und zugrundet. Die Maxillarpalpen bestehen aus vier fadenförmigen Gliedern, die Unterlippe ist klein und schmal, fast ausgerandet und lederartig, ihre Palpen sind so lang, als die Maxillarpalpen und bestehen aus drei Gliedern, von denen das erste kurz ist, das zweite sehr lang, am Ende etwas angeschwollen, das dritte kurz, sehr breit, halbkugelförmig. Das Knie ist fast vieredig und hornartig, der Thorax ründlich und wenig geröhrt, schmaler als die Flügeldecken und schwarz granat, das Schildchen ist klein, die Flügeldecken sind hart, sehr kurz und verbergen zwei häutige zusammengefaltete Flügel. Die Füße sind von mittlerer Länge und die Schenkelbeine behaart.

Diese Käfer leben in faulen Pilzen, sind sehr flüchtig und können sich schnell in die weiche Masse der Pilze eingraben. Auch ihre Larven leben in diesen Pilzen. Von den wenigen Arten führen wir als Typus der Gattung eine der gewöhnlichsten auf:

O. rufus Linné (*Panzer, Fauna Germanica. 16.*)

Der Läs vier Linien lang, die Fühler an der Wurzel rothgelb, am Ende schwärzlich, die Palpen rothgelb, der Kopf schwarz, der Thorax rothgelb, glatt, die Flügeldecken schwarz mit einem großen rothgelben Fleck an der Wurzel, der Hinterleib rothgelb mit schwarzer Spitze, die Füße rothgelb, die Schenkelwurzel schwarz. Findet sich in Holzungen, wo Pilze wachsen, in ganz Europa. (D. Thon.)

Oxyregmia, *Oxyregmia*, *Oxyregmia*, f. *Sodrennen*.

OXYRHÖE, einer der Hunde des Aithon bei Hygin. f. 181. (Klausen.)

OXYRIA. Eine von Sie John Hill (*Vogel. syst. X. p. 24*) so genannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der sechsten Linne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Polygonaceen. Char. Der Kelch vierblättrig, unter dem Fruchtknoten; die Blättchen an der Basis zusammenhängend, die beiden äußeren lanzettförmigen verworren, die beiden inneren (Gorollenblättchen nach Smith), umgekehrt-eiförmigen bleiben stehen und wachsen nach; die Staubfäden kurz, psilmenförmig, mit ablangen, zweifächerigen Antheren; auf jeder Seite des eiförmigen Fruchtknotens steht ein sehr kurzer, aufrechter Griffel mit pinselförmiger Narbe; der Same (das Achmenium) eiförmig, flach gedrückt, mit einem breiten, wellenförmigen, häutigen Flügel eingesaßt; der Embryo in der Mitte des Eimeißelkörpers. *Rumex* unterscheidet sich durch sechs Kelchblättchen, drei Griffel, dreifächeriges Achmenium und feilförmigen Embryo; *Rumex* durch sechsblättrigen Kelch, neun Staubfäden, drei Narben und dreifächeriges Achmenium. Die einzige bekannte Art: *O. reniformis Hooker* (*Flor. seot. p. 111. Oxyria Hill. l. c. Rumex digynus Linn. sp. pl. Fl. dan. t. 14. Gärtner de fruct. II. t. 119. Engl. bot. t. 910. Rumex digynus Wahlberg. Lapp. p. 101. t. 9. f. 2. Lappathum digynum Lamarck. III. t. 271. f. 6. Donia apida R. Brown. in Ross. Voy. ed. 1. Oxyria digyna Camdard Monogr. des Rum. p. 155. t. 3. f. 3*), ist ein glattes Kraut mit starker, verrennender Wurzel, rosenförmig ausgebreiteten, langgestielten, nierenförmigen, strahligerippen Wurzelblättern, spannienlangem, aufrechter, blattlosem oder wenigblättrigem Stengel und aufrechter, mit häutigen Stützblättern versehenen, gelbgrünen Blüthenrispe. Dieses Kraut, welches auf den höchsten Bergen des mittlern Europa und in der arktischen Region von Europa, Asien und Amerika wächst und dem Schilddrüsenkranke (*Rumex acetosella L.*) ähnlich sieht, besitzt eine sehr kräftige, etwas zusammenziehende, aber angenehme Säure und gibt eine gesunde, besonders in hohen Breiten den Seesäpfern sehr willkommenen Speise. (A. Sprengel.)

OXYRRHYNCHII (Crustacea). Patricide und Dumetill belegen mit diesem Namen eine Familie der Krebse, welche seitdem wieder aufgelöst und anders vertheilt worden ist. (D. Thon.)

OXYRRHYNCHII (Paläontologie), Spitzschnäbel, *ὄξυρρυγχος*, hießen vordem die kegelförmigen und spitzlaufenden Veldmannen. Bergl. Verbrant u. A. (Dann haben den Namen Oxyrrhynchus, Oxyrrhynchi, auch Abtheilungen lebender Vögel, Fische und Crustaceen.) (H. G. Bronn.)

OXYRRHYNCHIDES *Schönherr* (Insecta). Eine Abtheilung der Kästler der Ordnung Orthoceri mit folgenden Kennzeichen: Rostrum elongatum filiforme, arcuatum. Antennae breves, porrectae, validae; articuli 7 ante clavum; clava subsolida, apice spongioso, forte articulo ladinisio includens.

Corpus oblongum, durum. Enthält nur die einzige Gattung *Oxyrrhynchus*. (D. Thon.)

OXYRRHYNCHITIS NOMOS, ein Bezirk Aegyptens, röhrend auf Wägen Sabrian's und Antonin's (s. Eckhel, D. N. V. IV. p. 112). Vergl. *Oxyrrhynchos*. (H.)

OXYRRHYNCHOS, einst eine ausgezeichnete Stadt am Jenseitskanal in Aegypten, welcher ihren Namen vom Fische *Oxyrrhynchos* mit der spitzigen Schnauze erhalten hat, welchen wir häufig auf ägyptischen Wandgemälden und Papyrusrollen finden, wo er wahrscheinlich ein Symbol des süßen Nilwassers ist. Da er nur mit dem gut unterhaltenen Wasser des Jenseitskanals dahin gelangen konnte, so forderte er immer zu dessen Erhaltung auf. Aus Misverständniß machten die Griechen daraus die Fabel, der Fische werde dort göttlich verehrt. Der ägyptische Name des Fisches soll das koptische *Pemise* gewesen sein, woraus der Araber den jetzigen Namen *Behnis* oder *Bahnisa* machten. Im Anfange des 5. Jahrh. war dieser Ort durch seine vielen Monasterien und Mäskel berühmt. Nach Palladius und Rufinus sollten dort alle Kauern wieder vom Gefange der Mönche, die Tempel, das Capitol, alles wor voll Mönche, innerhalb Randes 12 Kirchen, um die ganze Stadt viele Monasterien. Das Almosenpenden des dortigen Bischofs lag 10000 Mönche und terno viele Nonnen dahin. Im J. 640 kamen die Araber den Bewohnern dieser Gegend zu Hilfe gegen die Araber; letztere wurden anfänglich geschlagen, blieben aber doch zuletzt Herren. Die Stadt verfiel immer mehr; die Kanäle wurden weniger gut unterhalten, der Sand der Wüste dringt immer mehr vor und hat die Gegend verschüttet. Das jetzige Dorf Behnisch, in dessen Nähe man in den Schuttauern viele Säulenfragmente findet, ist (s. Ritter, Erdkunde I, 788). (L. F. Kämtz.)

OXYRRHYNCHUS Schönherr (Insecta). Eine Gattung Käuffläser aus der Familie *Oxyrrhynchides*, von Hagenbach *Oecotoma* genannt, von Fabricius zu Calandra getrennt. Die Kennzeichen sind folgende: Die Fühler stehen vor, sind kurz, stark und vor der Schnauzwurzel eingefügt, das erste bis sechste Glied sind kurz, verkehrt kegelförmig, ziemlich klein, das achte und neunte bilden eine Krume mit großem becherförmigem Wurzelglied und einem schwammigen, zerfurchbarem Endgliede. Der Rüssel ist lang, etwas särförmig gebogen, bei dem Männchen vor der Einfügung der Fühler stark kugelig, bei dem Weibchen schwächer und glatt. Die Augen sind fleischig und treten unter dem Kopfe fast zusammen. Der Thorax ist länglich eiförmig, an der Wurzel doppelt buckig. Das Schildchen ist länglich. Die Flügeldecken sind länglich röhrenförmig gewölbt, gegen die Spitze schwielig. Der Körper ist länglich, etwas cylindrisch, hart, gestülpt, von mittlerer Größe. Als Typus heben wir von den wenigen Arten aus:

O. discors (Fabric, Entomol. system. II. p. 432. nr. 13. *Oecotoma Germar, Hagenb. in Litt. S. hönch. Gener. et Spec. Corent. I, 379*). Lang, schwarz, mit rehrauem Saube bedekt, der Rüssel schwarz, der Thorax häufig tief röhrenförmig, mit drei weis-

sen Linien, die Flügeldecken an der Wurzel quer eingebrückt, nicht, ziemlich tief punktförmig, eine Linie an der Seite, ein schräges Kreuz und das Schildchen weißlich-pig. Vaterland Java und Sumatra. (D. Thon.)

OXYRRHYNCHUS Temminck (Aves). Eine Vogelgattung, in die Familie der *Certhiidae* gehörig. Der Schnabel ist kurz, gerade, an der Basis dreieckig, an der Spitze sehr dünn, pfriemenförmig, die Nasenhöhle liegt an der Wurzel des Schnabels unter dem hohen Rand des Schnabelröhrens; sie sind unbewehrt, zum Theil durch eine Haut verschlossen, mit einer linienförmigen, nahe am Rande stehenden Öffnung. Die Larven der Fische sind fast von der Länge einer Mittelzehe, von den drei vordern sind die zur Seite stehenden Beine gleichlang, die äußern an der Wurzel mit der mittleren verwachsen, die vierte und fünfte Schwungfeder sind die längsten.

O. flammeiceps Temminck (pl. col. 125. *Suavison. Zool. illust. pl. 49. O. cristatus*). Auf dem Scheitel tritt Haube aus jerten langen, grüßeligen Federn von ponteaurother Farbe. Der Rücken, die Flügel, die Ränder der Schwung- und Steuerfedern von ziemlich reinem Grün, Wangen, Einfassung des Schnabels, Augenhäute und Kehle weiß, mit grünen Flecken und Streifen. Die Unterseite zeigen einen weißlichen und gelblichgrünen Grund in verschiedenen Räumen, und auf demselben eine Menge braunschwarzer, unregelmäßig dreieckiger Flecken. Hüft und Schnabel sind bläulichschwarz, die ganze Länge des Vogels ist sieben Zoll. Die von *Drapiez* (Diet. Class. hist. nat.) angeführte Art, *O. virescens*, scheint nur ein junger Vogel der vorigen Art zu sein. (D. Thon.)

OXYRRHYNCHUS (Pisces). Bei den Alten ein berühmter Fische, der jetzt wol nicht näher bestimmt werden kann. (D. Thon.)

OXYRRHYNCHUS (Reptilia). Eine von Spitz gebildete Kriechgattung, deren Typus *Bufo nasutus Schneider*, welcher aber schließlich mit *Bufo* vereinigt bleibt, wie auch *Bufo* gethan hat. (D. Thon.)

OXYRUS Rafinesque (Pisces). Eine so unvollständig charakterisirte Fischegattung, daß Ouer dieselbe übergangen hat, da man nicht weiß, wozin solche zu stellen. (D. Thon.)

Oxya Plin. f. *Oxalis* L. **OXYASACCHARUM**, der Sauer: ober Eißgader, Zucker, der in Eißig aufgelöst ist. (Fargand.)

OXYSLIA (Mollusca). Eine von Rafinesque (im Journ. de Physique 1819. p. 417) aufgeführte Weichtiergattung, welcher mit *Pinna* vereinigt werden muß, da sie überdies zu wenig charakteristisch ist. (D. Thon.)

OXYSPORA Eine von Canthale (Prod. III p. 123. Men. sur les Molluscs. p. 33. t. 4) aufgeführte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linne'schen Klasse und aus der Gruppe der Adrien der natürlichen Familien der *Melastomaceae*. Char. Der Kelch röhrig, mit vierseitigem Saume: die Beine breit, eiförmig, zugespitzt; die Staubfäden von ungleicher Länge; die Aehren länger, mit derselben Form des Staubes und stumpfen Kappen, die der vier längsten Staubfäden auf

dem Rücken, etwas oberhalb der Basis mit einem kleinen Sporn; die beiden Fächer der Antheren öffnen sich an der Spitze in einem gemeinschaftlichen Loch; der Griffel fadenförmig, mit gekrümmter, etwas verdickter Spitze; die Kapfel vierfächerig, vierlappig; die Samen sehr klein, an beiden Enden zugespitzt (daher der Gattungsname: *oxopod*, Samen, *ὄξος*, spiz). Die einzige bekannte Art, *O. palaeolacra* Caud. (l. e. *Archrostemma palenlacum* Don in Mem. of Wern. soc. IV. 299. Prodr. fl. nep. p. 222), ein kleiner nepalischer Strauch mit gegenüberstehenden Zweigen und Blättern, welche unterhalb mit sternförmigen Haaren, wie die Kelche, bedeckt sind, mit gestielten, lanzettförmigen, fein gezähnten, fünfnerbigen Blättern und weißen Blüthenrispen. (A. Sprengel.)

OXYSTELMA. Diese von R. Brown (Mem. of Wern. Soc. I. p. 40) gestiftete Pflanzengattung gehört zur zweiten Ordnung der fünften kinnförmigen Classe und zur Gruppe der Astelepiaden der natürlichen Familie der Coniariae. Char. Die Corolle fast radförmig, mit sehr kurzer Röhre und fünftheiliger, offensiehendem Saume; das Synocheium (die Befruchtungsfähle der Astelepiaden) hervorstechend; die Staubfäden fünftheilig; die Blüthen spiz (daher der Gattungsname: *oxypus*, spiz, *ὄξος*, spiz), ungetheilt; die Antheren haben an der Spitze ein Häutchen; die Pollenkörner hängen herab und sind mit der samalen Spitze (Pels) besetzt; die Balgfrüchte sind glatt, die Samen mit einem Schosse versehen. Die beiden Arten, welche R. Brown hieher rechnet, sind perennirende, sich windende, glatte Kräuter oder Staudegewächse mit gestielten, gegenüberstehenden, ablang-lanzettförmigen oder elliptischen Blättern, in den Blattachseln stehenden Trauben oder Dolben und weissen, dunkelschwarz gefärbten Blumen. 1) *O. esculentum* R. Br. (l. e. *Periploca esculenta* Linn. fil. Suppl. p. 168. Roxburgh. Corom. I. p. 13. t. 11) wächst an Flüssen auf Ceylon, den Küsten Malabar und Koremandel, wo die Pflanze (vielleicht die Blätter als Gemüse, oder die jungen Sprossen) nach Königs Angabe verpfeift wird. 2) *O. carnosum* R. Br. (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 462) im tropischen Neu-Holland. (A. Sprengel.)

OXYSTOMA Eschsch. u. G. Graphis Adams.

OXYSTOMAE (Mollusca). Eine von Blainville errichtete Familie der Weichthiere, die einzige Gattung *Janthina* enthaltend. (D. Thon.)

OXYSTOMUS Latreille (Insecta). Eine Gattung der Laufkäfer mit folgenden Kennzeichen: Das Kinn gegliedert, sehr ausgehöhlt und dreilappig, Rüssel kurz und dreilappig, die Mandibeln groß, weit vordiehend, spizig, innen nicht gezähnt, das letzte Glied der Labialpalpen ist lang und spizig, die Fühler sind schnurförmig, das erste Glied sehr groß, die andern sind viel kleiner und fast gleich, der Körper ist sehr lang und cylindrisch, der Thorax fast vierdig, die vordern Schenkel sind handförmig. Als Typus der Gattung führen wir *O. cylindricus* Dejean. Spec. des Coleopt. T. I. p. 410 an. Eine neun Linien lang, die Vordersehenkel mit vier Zähnen, die gleich breiten Flügeldecken mit tiefen Längsfurchen. Das Vaterland Brasilien. (D. Thon.)

OXYSTOPIHYLLUM. Diese Pflanzengattung, aus der ersten Ordnung der 20. Liliaceen Classe und aus der Gruppe der Epidendren (Malapiden Lindley's) der natürlichen Familie der Ericaceen, hat Blume (Bijdrag tot de Flor. van Nederl. Ind. p. 335) so genannt. Char. Die Kelchblätter aufrecht, die beiden seitlichen, größern, schließen mit der Basis des Stachelns verwachsen, das Lippen mit der Basis des Stachelns durch eine Gliederung verbunden, ungetheilt, fleischig, auf der untern Seite mit einem Höcker; das Stacheln halb-drehrund; die Anthere sitzt auf einem Zahne des Rückens der Säule und ist zweifächerig und convex; die beiden zuletzt wachseartigen Pollenkörper hängen fest zusammen. Die drei von Blume aus Bäumen in Java gefundenen Arten: 1) *O. carnosum* Blum. (l. e. t. 38. *Aporum concinnum* Lindl. in Wallich. Catal. herb. soc. angl. Ind. p. 55. nr. 2019. *Herba supplex prima* Rumph. Herb. amb. VI. e. 50. f. 2), auch auf Singapore und Amboina. 2) *O. rigidum* Blum. und 3) *O. exanatum* Blum., sind Kräuter, deren schwertförmige, fleischige oder feste Blätter mit der fadenartigen Basis aus dem Stengel reiten; die knospenförmigen ungetheilten Blüthen stehen in den Blattachseln und sind mit trockenen Schuppen umgeben.

Die Gattung *Aporum* Blum. (l. e. p. 334) unterscheidet sich nur durch vier Pollenkörper und den Mangel des Höckers auf der untern Seite des Corollenlippen von *Oxytophyllum*: von *Dendrobium* aber nur durch zweifelhafte, stehende Blätter, welche keinen Gattungsunterschied begründen können. Die fünf ophidischen Arten, welche Blume und Link in *Aporum* rechnen: 1) *Ap. indivisum* Blum. (l. e. t. 39. Lindl. Wall. Cat. nr. 2018); 2) *Ap. incrassatum* Blum.; 3) *Ap. lobatum* Blum.; 4) *Ap. anceps* Lindl. (Orch. soc. Gen. et sp. of Orch. pl. p. 71. Wall. Cat. nr. 2020. *Dendrobium anceps* Swartz. Act. holm. Bot. reg. t. 1239) und 5) *Ap. Serra* Lindl. (l. e.), sind daher mit Unrecht von *Dendrobium* getrennt worden.

(A. Sprengel.)

OXYSTYLII (Mollusca). Eine von Wente (Synopsis Molluscorum) errichtete Abtheilung der Gattung *Halimus*, der Gattung *Cochlosyca* Jussieu's entprechend. (D. Thon.)

OXYTANDRA. Diesen Namen gab Needer (Element. bot. nr. 1005) derselben Pflanzengattung, welche vor ihm Aublet *Apelba* und Schreder *Aubelia* (l. b. Art.) genannt hatten. (A. Sprengel.)

OXYTELUS Gravenhorst (Insecta). Eine Käfergattung aus der Familie der Brachelytren, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler vor den Augen eingesetzt, unter einem vordretenden Rande und gegen das Ende bieder, die Palpen pfriemenförmig, die Schenkel, wenigstens die beiden ersten an der äußern Seite, flachförmig, am Ende ausgerandet und die Tarsen auf die äußere Seite derselben sich zurücklegend. Dies letztere Kennzeichen unterscheidet diese Gattung besonders, sowie daß die vier ersten Tarsenglieder sehr kurz sind, in dessen das fünfte noch einmal so lang ist, als alle übrigen zusammen. (D. Thon.)

mengenommen. Der Kopf dieser Käfer ist rundplatt, meist rutzig, bei einigen Männchen hat er herdnähnliche Fortragungen. Die Fühler sind etwas kürzer als der Thorax und gegen das Ende dicker, die letzten Glieder sind deutlich, fast cylindrisch und erscheinen gleichsam durchblättern, das letzte ist größer und spitzig. Die Leiste ist ganzrandig, hornartig, vorn gestutzt, die Mandibeln sind stark und entigen bei einigen Arten durch zwei ungleiche Zähne; die Maxillen sind lederartig gespalten. Der äußere Fühler groß und rundlich, der innere kurz, stumpf, am innern Rande dicht mit kurzen Haaren besetzt. Die Maxillarpalpen besitzen aus vier Gliedern, von denen das letzte schmal und spitzig ist. Die Unterlippe ist lederartig gespalten, die Theile gleich groß, wenig getrennt, die Palpen bestehen aus zwei Gliedern, von denen das letzte das schwächste ist. Der Thorax ist fast halbkugelförmig oder vieredig, hinten zugerundet; Flügeldecken kurz, hornartig, hart und bedecken die zusammengeschalteten Flügel; der Hinterleib ist lang, nach, platt, gerandet, aus deutlichen Ringen gebildet; die vier vordern Schienen sind an der äußern Seite dornig, am Ende spitzig oder ausgerandet.

Diese Käfer finden sich in menschlichen und thierischen Excrementen, auch an fruchten Orten, unter Moos, faulenden Pflanzen, Sträuchern u. fliegen auch häufig um Misthaufen, auf Wegen und geraden nicht selten bei ihrem Fluge in die Augen der Spaziergänger. Die Gattung ist zahlreich an Arten, die alle klein und sehr klein sind. Ausländische kennt man vornehmlich, fast alle sind Europäer. Wir führen als Beispiele nur an:

1) *O. carinatus* Gravenhorst. Eine bis zwei Linien lang, glänzendschwarz, Flügeldecken schwärzlich, Thorax dreifachig.

2) *O. tricornis* Gravenhorst. Drei Linien lang, schwarz, Männchen mit zwei kurzen Hörnern, Weibchen mit zwei Höckern am Kopfe; Thorax fast herzförmig, in der Mitte mit einer eingedrückt Linie, am Männchen in der Mitte mit einer vorragenden Spitze, die fast so lang als der Kopf; Flügeldecken braunroth, mit schwarzen Rändern, Füsse braun. (D. Thon.)

OXYTENIS Hübner (Insecta). Gattung der Nachschmetterlinge mit folgenden Kennzeichen: Die Vorderflügel schwarz zugespitzt, alle Flügel von einer Spitze zur andern mit einem Striche gerändert. Es gehören hieher als Arten *Bombyx peregrina* Cramer. 305. A. *Modesta* ib. 272 C. D. *Lamis* ib. 367. G. (D. Thon.)

OXYTONON (Ὀξύτονον) nennen die griechischen Grammatiker dasjenige Wort, was den scharfen Accent (den Acut) auf der letzten Sylbe hat (Götting, allgem. Lehr. v. Acc. d. gr. Sp. S. 40). (H.)

OXYTROPIS Eine von Candolle (Monogr. Astragal. nr. 4) aufgestellte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Astragalen der natürlichen Familie der Leguminosae. Char. Der Stiel röhrig, farnähnlich oder farnspaltig; der Kiel der Schmetterlingscorolle mit einer kurzen Spitze versehen (daher der Gattungsname: ὀξύτις, Kiel, ὀξύς, spitz); die Hülsenfrucht wasserförmig oder halbwasserförmig, die obere Naht eingezogen. Der einzige, wol

kaum wesentliche Unterschied von *Astragalus* (s. d. Art.) wird durch die kurze Spitze des Kiels gegeben. Candolle (Prodr II p. 275 sq.) rechnet 50 Arten zu *Oxytropis* und 233 zu *Astragalus*. Seine sind, meist als perennirende, selten als ein- oder zweijährige Kräuter oder kleine Sträucher mit unpaar- gefiederten Blättern, in den Blattscheiden oder unmittelbar aus der Wurzel herorstommenden, gestielten, adremsförmigen Blüten und roten, blauen, weißen, oder gelben Blumen, in Europa (besonders auf Bergen), und Asien (die meisten in Sibirien) einheimisch; eine Art (O. *Lamberti* Pursh. Fl. Am. sept. II. p. 740. Bot. mag. t. 2147) findet sich in Nordamerika an den Ufern des Missouri, und eine (O. *arctica* R. Brown. Chlor. Melvill. p. 20) im höchsten Norden von America auf der Melville's Insel. Im nördlichen Teutschland kommen nur zwei Arten vor: 1) *O. montana* Cand. (Astr. nr. 1. Prodr. p. 275. Sturm, Teutschl. Fl. I. 49. *Astragalus montanus* Linn. Sp. pl. Jacquin. Fl. austr. t. 167. *Scopol. carn. t. 45. Phaea montana* Crantz, austr. 422) mit blaurothen Blumen, durch das ganze südliche Europa verbreitet, auf Kalibergen in Thüringen. *O. montana* Spreng. (Flor. hal. ed. 1. t. 8), sowie *Astragalus arenarius* Spr. (l. c.) sind nur Abarten des voranstehenden *Astr. hypoglottis* Linn. 2) *O. pilosa* Cand. (l. c. nr. 27. Prodr. l. p. 280. Sturm, Teutschl. Fl. I. 49. Bot. mag. t. 2483. *Loddiges* Not. cab. t. 544. *Astragalus pilosus* Linn. Sp. pl. Gmelin. Sibir. IV. t. 16. Jacquin. Austr. t. 51. *Pallas* Astrag. t. 80), mit hellgelben Blumen, auf Sandbürgen und Weinbergen im südlichen Europa, in Thüringen, Manßfeld, bei Halle, in der Mark Brandenburg, auch in der Krain und in Sibirien. (A. Sprengel.)

OXYURI Latreille (Insecta). Symenopteraceen. Tribus aus der Familie *Papirvora*. Bei ihnen sind die Hinterflügel adrenlos, die Weibchen haben eine Legetröhre am Hinterleibe, welche bald als schwanzförmige Spitze heraussteht, bald als Stachel verborgen ist. Die Fühler bestehen aus 10—15 Gliedern, die theils fadenförmig oder gegen das Ende stärker oder bei den Weibchen keulenförmig. Die Maxillarpalpen sind bei mehreren lang und hingend. Es gehört hieher die Gattung *Bethylus*, welche in folgende Unterarten zerfällt ist (Cuvier. Règne animal. V. 300.): *Dryinus*, *Anteon*, *Bethylus*, *Proctotrupes*, *Helorus*, *Belyia*, *Diapria*, *Ceraphron*, *Sparasion*, *Telenia*, *Snellion* und *Platygaster*. (D. Thon.)

OYAPOK, ein bedeutender Fluß in Südamerika, dessen Quellen unbekannt sind, und in der Oberrhinmasse liegen, welche das französische und brasiliische Guyana trennt. Er fließt in der Richtung nach Nordost, fließt die Grenze dieser beiden Länder bildend. Neben dem Cay-Orange fällt er ins Meer und bildet hier die Waapo- Bai. An seiner Mündung ist er etwa zwei engl. Meilen breit und vier Faden tief. Die erudite Bai ist vier Meilen breit; in sie regießt sich noch außerdem der Wassfluß. In der Bai liegt die kleine Insel der Wiche, welche von der Fluth bedeckt wird. Der Fluß hat viele Stromschnellen (Berghaus' Annalen. V. 234).

Von dem Ruffe hat seinen Namen der Canton Dypakol im französischen Guyana mit dem gleichnamigen Hauptort.

OYBIN, 1) Dorf im Gebiete von Zittau der königl. sächs. Oberlausitz, hat mit den daran liegenden Dörfern Schuf und Hayn 800 Einw., welche sich von Leineweber und Beeren sammeln in den benachbarten ausgedehnten Wäldungen nähren. 2) Berg dabei, von Gestalt eines stumpfen Kegels, an dessen Fuße sich das Dorf hingiebt, eine reizende Ansicht gewährend. Auf seinem Gipfel war seit Anfange des 13. Jahrh. ein Jagdhaus errichtet, später ein Raubschloß, das von den Einwohnern zu Zittau zerstört, bald aber aufs Neue hergestellt wurde. Durch Kauf kam der Döbner an die Krone Böhmens, wurde aber bald wieder als Raubschloß benutzt, welches Karl IV. von Böhmen zerstört (1349), worauf der Berg und die Herrschaft Döbner der Stadt Zittau, gegen jährliche Erlegung von 300 Mark Silbers, zugetheilt wurde. Aber der Kaiser bestimmte ihn später (1369) zum Sitz eines Stülkenklosters, welches im J. 1382 eingeweiht wurde. Obgleich dieses reich dotirt war, geriet es doch durch den Hussitenkrieg sehr in Verfall. Unter Kaiser Karl V. wurde es seiner Schätze beraubt, und im J. 1568 fast gänzlich aus. Der Stadtrath zu Zittau kaufte endlich den Berg für eine Summe von fast 70,000 Thlrn. und von der Burg und dem Kloster hat die Zeit nur Ruinen übrig gelassen, als einzelne Stotzen, Spuren vom Kloster und dessen Speisesaal, die Wände der Kirche, Kreuzgänge, einen Thurm, eine Gittere, Überbleibsel des Raubschlosses, den Kirchhof, u. a. Die oberste Spitze, 1597 Fuß über dem Meere, gewährt eine reizende Aussicht auf die Umgegend. (G. F. Winkler.)

OYNGHAUSEN, OEYNGHAUSEN, eine theils gräfliche, theils freiherrliche Familie, welche in den königreichen Hannover und Preußen (Provinz Westfalen) mit bedeutenden Gütern ansehnlich ist. Das Dorf und die Burg Oynhausen in der ehemaligen Grafschaft Ravensberg hält man für die Stammesburg, welche aber jetzt nicht mehr bei der Familie sich befindet. In den paderbornischen Urkunden, die man bei Schaten (Annal. paderb.) findet, trifft man schon in den Jahren 1035 und 1095 einzelne Mitglieder des Namens Oynhausen an. Später wurde der Name latinisirt und ein Andreas de Sola Domo kommt in einer paderbornischen Urkunde im J. 1256 bei Schaten vor. Mit dem Anfange des 16. Jahrh. stellt sich eine vollständige Stammreihe dieses Geschlechtes documentirt dar. Arend I. (Arnold) v. D., Herr zu Grödenburg im Fürstenthume Paderborn, gehörte mit zu den Adeligen, welche die protestantische Lehre im damaligen Fürstenthume Paderborn zu verbreiten suchten. Sein Sohn Arend II. v. D. war lippischer Landdrost und Pfandherr d. s. Amtes und Schloßes Schwalenberg (1570), mit Anna v. Amelungen hatte er drei Söhne erzeugt, Ravan, Arend III. und Janko, wovon Arend III. v. D. lippischer Geheimrath, Landdrost und Pfandherr zu Schwalenberg, in der Geschichte des Landes als ein ausgezeichnete Mann ehrenvoll erwähnt wird. Von Magdalena v. Kerfendruck hinterließ er zwei Söhne und zwei

Töchter. A) Adam Arend, Stifter des noch blühenden Hauptstammes, und B) Moriz I., fürstl. holstein-schaumburgischer Rath und Landdrost, Stifter einer erloschenen Nebenlinie. Die Töchter waren Anna Margaretha, an Anton Wolfgang von Harthausen, und Magdalena, an Konrad von Wengern verheiratet.

A) Adam Arend v. D. pflanzte sein Geschlecht mit Hedrika Schubar v. Wilsching fort; er erhielt mit ihr das Schloß Lindheim in der Wetterau, Parggüter zu Sießen und ward Reichsburgmann zu Friedberg. Mit seinen beiden Söhnen Johann Melchior und Heinrich Hermann theilte sich das Geschlecht in zwei Linien. Der jüngste Sohn, Heinrich Hermann (geb. den 9. Jan. 1615) erhielt außer den mütterlichen ererbten Gütern in der Wetterau noch Nordbocken im Paderbornischen. Er war kais. d. darmstädtische Kammerjunger, Rath und Hofmarschall der Prinzen Ludwig und Georg, die er auf Universitäten und auf Reisen führte (1642). Nach Vollendung dieses Geschäfts erhielt er im J. 1643 das Amt Nidda. Später trat er in herzogl. braunschweig-lüneburgische Dienste, wo er als Geheimrath, Landdrost des Fürstenthums Grubenhagen und Bergbaupräsident am 3. Nov. 1671 starb. Von seiner Gemahlin Anna Magdalena Spiegel zum Dierberg hinterließ er drei Söhne und fünf Töchter, wovon nur ein Sohn, Christian Ludwig, mit Maria Cordula Röder zu Ahrensberg sich verheiratete. Die einzige Tochter aus dieser Ehe war Hedrika Dorothea, Gemahlin des besten darmstädtischen Geheimraths-Regierungsrath Karl Ernst von Weislohausen, genannt Schrautenbach. — Der älteste Sohn, Johann Melchior v. D. (geb. 1618, gest. den 20. Nov. 1675) erhielt das Schloß Grödenburg mit seinen Pfründengütern, als den Dörfern Weisheim und Sudheim nebst mehreren Höfen, ansehnlichen Frucht- und Geldgütern und behielt in den benachbarten Dorfschaften. Er stand als Geheimrath in fürstl. ostfriesischen Diensten und war Pfandinhaber des Amtes und der Stadt Odenkorf. Mit seiner Frau Lisa Dorothea von Rinschhausen hatte er drei Söhne, 1) Friedrich Ulrich v. D., kur-braunschweig. Obrist, verheiratet mit Beate von Dammersheim (er starb den 15. Jul. 1715). 2) Ravan Christoph, Stifter der gräflichen, und 3) Johann Melchior, Stifter der freiherrlichen Linie.

I. Die gräfliche Linie. a) Ravan Christoph v. D. (geb. 1654, gest. 1748) erhielt zu seinem Antheile Sudheim und Oden mit den Handverlehen, und Recken, Steinheim, Bergheim und Driburg im Paderbornischen. Er war königl. großbrit. und kurbraunschweig. Obr.-Jägermeister des Fürstenthums Calenberg und wurde vom Kaiser Karl VI. in den Reichsfürstenthum erhoben (v. 14. Aug. 1724). Er war im J. 1691 mit der Gräfin Sophia Johanna von der Schulenburg verheiratet. Sie und ihre Schwester, die Herzogin von Kenedale, waren die Erbinnen des Lores Gieselsfeld, welches Vermögen als ein Fideicommiss für die dynastische Familie in die Bank zu London niedergelegt wurde. Sie starb im J. 1755 in London im 80. Jahre. Die Söhne und Töchter von Ravan Christoph waren 1) Anton Ulrich, 2) Ferdinand Ludwig (von diesem weiter unten),

3) Johann Georg Moritz, deutscher Ordensritter und Comthur, trat als Obrist unter seinem mütterlichen Onkel, dem berühmten Feldmarschall Grafen Martin Johann von Schulenburg, in venetianischen Dienst (1738), machte die Ketzische gegen die Türken mit und nach Einigung derselben ging er in kaiserl. königl. Dienste (1747), wo er als Generalfeldwachtmeister im J. 1764 starb. 4) Georg Ludwig, war kurländischer Generalmajor, und ihre einzige Schwester 5) Margaretha Gertraud (geb. 1701), verheiratete den Grafen Albrecht Wolszang von der Lippe-Schaumburg. — Der oben erwähnte Ferdinand Ludwig G. v. D., welcher im J. 1702 geboren, wurde von seiner Mutter Bruder, dem Grafen Martin Johann von Schulenburg, adoptirt mit der Pflicht, den Namen desselben anzunehmen, und war der Stifter der gräflichen Linie Oynhausen-Schulenburg, die erst im Anfange dieses Jahrhunderts erloschen ist. Er trat in kaiserl. königl. Kriegsdienste, war im J. 1734 Obrist, das folgende Jahr schon Generalfeldwachtmeister, im J. 1739 Generalfeldzeugmeister, wo er als Commandant in Italien sich befand. Im Jahre vor seinem Tode (im Febr. 1753) trat er zur katholischen Religion über und entsagte seiner Domherrn-Pfende in Magdeburg. Er starb im J. 1754 Anfangs Februar in Italien und hinterließ von seiner Frau Maria Anna Gräfin von Gottulinitz eine Tochter Maria Antonia (geb. 1741, gest. 1788), welche mit dem Grafen Franz Joseph von Daun und nach dessen Tode, mit dem Grafen August Anton von Altmann verheiratet war. Von seinen Söhnen, als 1) Moritz, welcher als kaiserl. königl. Regierungsrath in Wien im J. 1785 sein Leben beschloß, pflanzte 2) Ferdinand Ludwig II. (geb. 1745, gest. 1798) seine Linie mit einer Gräfin von Daun fort. Dieser war früher in kurländischen Diensten Obrist und Generaladjutant gewesen, hatte darauf seinen Abschied genommen, und war nach London gegangen. Hier hatte er durch Vorlegung von Documenten sich als alleiniger Besitzer des in der Bank zu London stehenden Fideicommiss-Capitals legitimirt, und zum Nachtheile der übrigen Theilhaber solche Summe sich auszahlen lassen. Er starb in London und sein Sohn Ferdinand Maria Franz G. v. D. beschloß im Anfange dieses Jahrhunderts als kaiserl. königl. Kammerer sein Leben in Berlin.

b) Anton Ulrich G. v. D., der älteste Sohn von Kwan Christoph (geb. 1692), erblieb die väterlichen Besitzungen Steinheim, Eubach, Deen und Keßlen, war königl. großfürstl. und kurbraunschw. Höfgermeister des Fürstenthums Calenberg, verheiratete sich mit Friederike Wilhelmine de Poraine, Baroness de Beauvernois, wodurch er Stifter der jetzt noch blühenden Linie wurde. Seine Kinder waren 1) Sophia Charlotte, verheiratet an den Grafen von Gaa, Grand von Portugal, 2) Friedrich Wilhelm, 3) Georg Ludwig (von diesen beiden weiter unten) und 4) Karl August. Er starb im J. 1752 seine Lausbahn als Jagdhunter in königl. großfürstl. und kurbraunschw. Diensten an, trat darauf im J. 1757 in die von Hessen-Cassel, wo er Kammerherr und Hauptmann bei der Fußgarde wurde, und als d. a. außerordentlicher Gesandter im J. 1760 nach Berlin sich begab. Im

J. 1774 wurde er auf einmal nach Cassel zurückberufen, und nach der Festung Spangenberg gebracht. Da derselbe befruchtete, einer Cabinetsjustiz zu unterliegen, so entschoß er mit Hilfe einiger Freunde, die Pferde für ihn in Bereitschaft hatten, nach Hamburg. Sobald er seine Geschäfte geordnet, ging er nach Portugal, trat im J. 1772 als Obristleutnant in königl. Dienste, wurde 1776 zum Obristen des Regiments Valencia ernannt, wo er sich nach und nach bis zum Generalleutnant und Generalinspector der Infanterie emporstach. Im J. 1780 war er bevollmächtigter Minister und Gesandter am kaiserl. Hofe zu Wien, woselbst er einige Jahre blieb. Als er zum Ritter des Christusordens ernannt werden sollte, trat er zur katholischen Religion über und erhielt den Namen Peter Maria Joseph. Aufzügen waren die Königin Maria, ihr Sohn Johann, Regent von Portugal, und ihr Enkel Don Pedro. Er hatte sich am 15. Febr. 1773 auf dem Schloß Almaria bei Lissabon, vermählt mit Eleonore von Almeida Portugal, Cornea und Lancastre, Marquise von Alorna, Gräfin von Assumar, Ehrenname der Königin und Ordensname vom strahlenden Kreuze (crux estellado), als einzigen Tochter von dem Marquis Johann von Alorna, Graf von Assumar und Grand von Portugal, und der Gräfin Eleonora von Tavora. Sie war Erbin der Herrschaften Almorais und Almada. Ihre Ehe war mit acht Kindern gesegnet, wovon aber fünf früh gestorben; die übrigen waren: 1) Eleonora Benedicta (geb. 1776 zu Lissabon) verheiratet an Johann Mascarenhas, Marquis de Fronteira, Grand von Portugal. 2) Johanna Maria Luise (geb. 1784 zu Wien), heiratete den Grafen von Ego, Grand von Portugal, und 3) Johann August Friedrich Adrian Ulrich (geb. d. 30. Oct. 1792 zu Lissabon), aus der Ehe gebohren von dem Könige Johann von Portugal und dessen Zante, der Infantin Marianna. Nach dem Tode seines Vaters, der im J. 1792 erfolgte, wurde er in England erzogen, ging mit seiner Mutter, welche die königl. Familie nach Brasilien im J. 1807 begleitete, und kehrte mit derselben wieder zurück. Er war Obristleutnant im 5. leichten Cavalerieregiment und Ritter des Christusordens. Im J. 1817 kam er nach Deutschland, um sich nach seinem väterlichen Güteranttheile zu erkundigen. Die Lehnvöetren wollten ihn, von dem sie nie etwas erfahren hatten, nicht anerkennen; um so mehr, da in dem Kaufvertrage ein Name verzeihen worden war. Erst nach langen Verhandlungen, durch Abdrücken von Zeugen in Portugal und andere Beweise, erkannten die händorischen und preussischen Lehnhöfe sein Recht an. Während dieser Zeit hatte er das Unglück durch einen Sturz vom Pferd um sein Lissabon, im J. 1822 am 14. Aug., sein Leben zu verlieren, und somit war nun der Mannstamm dieser portugiesischen Linie beschloßen.

Friedrich Wilhelm G. v. D., der älteste Sohn von dem Grafen Ulrich Friedrich, früher in kurbraunschw. Diensten als Postmeister im sollinger Walde angeheiratet, verließ im J. 1757 diesen Dienst und wurde 1763 dessen-cassel. Hofjägermeister, bald darauf 1766 Oberjägermeister, 1770 Chef der Fauconnerie und 1775 Groß-

Kreuz des goldenen Löwenordens. Er starb zu Cassel im J. 1778 und hinterließ von seiner Frau, Melusina Elisabeth, Stifin von Kietmannsberge, einen Sohn, Gustav Friedrich Georg Ludwig. Dieser nahm als Rittmeister in der Königl. großbrit. und kurbraunschw. Armee seinen Abschied, ging auf seine Güter im Medlenburgischen, wo er großherzogl. medlenburg. Kammerherr wurde, und sich mit einer Gräfin von Rolik verheiratete. Seine vier Söhne Gustav Friedrich, Ernst Ludwig, Heinrich Georg und Karl Georg steben in Königl. dano. Kriegsdiensten. Die Besigungen sind: Kiedrang im Medlenburgischen, Wierden und Böhne im Königreiche Hannover und Steinheim im Königreiche Preußen (Kreis Paderborn). Der zweite Sohn v. dem Grafen Ulrich Friedrich, war Georg Ludwig S. v. D. (geb. 1748, gest. 1811), als Lieutenant der Garde du Corps trat er in Königl. großbrit. und kurbraunschw. Dienste, wo er sich bis zum General der Cavalerie (1782) emporzuschwang. Von seiner ersten Frau Charlotte von Spiegel zu Schwedhausen hinterließ er zwei Söhne: 1) Karl, der als Königl. großbrit. und kurbraunschw. Lieutenant der Garde in der Schlacht von Farnborough 1794 blieb, und 2) Ernst August, der als Königl. preuß. Kammerherr im J. 1804 zu Hannover unverheiratet starb. Von seiner zweiten Frau Eleonore Kietmann hatte er einen Sohn, Georg Ludwig S. v. D., Königl. dano. Rittmeister beim Regiment Garde-Husaren.

b) Moriz I. v. D., Herr zu Grödenburg, Lichtena, Sudheim und Merlsheim im Paderbornischen und Wafpe im Pippischen mit Magdalene von Kerfensbrud verheiratet, hinterließ zwei Söhne: 1) Joachim, vermählt mit Maria Elisabeth von Bruchhausen, mit dessen Sohne Wilhelm Eimerhaus v. D. auf Wafpe, k. l. Hauptmann, dessen Frau, Katharina Magdalene von Bognburg zu Lengsfeld, diese Nebenlinie ausstarb. 2) Moriz II., der aber holländ. Schaumburgischer Rath und Landdrost (1619) war, erbt durch seine Frau Ernestina Metta von der Hege die ansehnliche Besizung Velme in den Westfälischen. Er hatte mit ihr zwei Söhne und drei Töchter, als 1) Rakan Arend II., welcher 1634 starb, und Bernhard Moriz, der mit Magdalene von Roffau sein Geschlecht weiter fortpflanzte. Die Töchter 1) Elisabeth Magdalene, im J. 1635 mit Franz Ernst von Freiberg, facht. coburg. Kammerjunker, 2) Anna Felicitas, mit Reginer von Bobelschwing, und 3) Katharine Hedwig, mit Johann Dietrich von Brinl verheiratet. Mit den Söhnen von Bernhard Moriz: Bernhard Simon und Rakan Arend, beide an zwei Schwestern Katharina und Gertraud von Steinberg verheiratet, erlosch diese Linie.

II. Die noch blühende freiherrliche Linie. Johann Melchior II., der dritte Sohn von Johann Melchior I., Herr zu Grödenburg, Welfede, Nordborden, Sudheim, Steinheim und Merlsheim, Pfandinhaber von Eldendorf, hatte drei Söhne und eine Tochter, 1) Christian Ludwig zu Sudheim (geb. 1665, gest. 1713) fürstl. lösch. rittersch. Kammerpräsident, starb, ohne von seiner Gemahlin Anna Eleonore Frau von Soltdausen Kinder zu hinterlassen, 2) Karl Eberhard zu Welfede (geb.

1668, gest. 1744), kurbraunschw. Capitain, hinterließ nur eine Tochter, Engel Dorothea, welche Welfede im Handverkauften ihrem Kanne David Ernst von Stietzenkon im J. 1771, dessen Erben es noch besaßen, zubachte 3) Philipp Adolf zu Grödenburg, Nordborden, Steinheim und Merlsheim, auch Pfandinhaber von Eldendorf (geb. 1663, gest. am 9. April 1742), pflanzte seine Linie durch Sophia Christiana von Harthausen mit zwei Söhnen: a) Johann Moriz und b) Friedrich Adolf, bauerhaft fort.

a) Johann Moriz, Herr zu Grödenburg, Nordborden und Steinheim, kurlandischer Kammerherr, erzeugte mit Karoline Spiegel von Welfesheim 14 Kinder, als 7 Söhne und 7 Töchter, wovon nur 6 am Leben blieben. Diese waren 1) Christoph Friedrich (geb. den 13. Jun. 1727), starb als Königl. großbr. und kurbraunschw. Capitain. 2) Karl Hermann Albrecht (geb. 1730; von dem weiter unten). 3) Moriz Ulrich (geb. 1734), starb als Königl. großbr. und kurbraunschw. Major bei der Fußgarde im J. 1779. 4) Ernst Friedrich (geb. 1737) heiratete Sophia von Stodhausen und starb, ohne Kinder mit ihr zu erzeugen. 5) Friedrich Ernst (geb. 1741), Königl. großbr. und kurbraunschw. Hauptmann, auf Grödenburg, heiratete Anna Katharina Wilhelmine von Wengern aus dem Hause Helmsen und Kellkirchen, aus deren Ehe zwei Söhne und eine Tochter entsprossen, wovon der eine Sohn Königl. preussischer Oberberggraf ist.

b) Friedrich Adolf auf Merlsheim und Pfandinhaber von Eldendorf, lippischen Amtleib, heiratete erst, als er 40 Jahre alt war, und erzeugte noch 12 Kinder aus dieser Ehe. Von diesem errichteten das mannbarste Alter: 1) Alexander Moriz (geb. 1746, gest. 1780), Königl. großbrit. und kurbraunschw. Lieutenant, 2) Friedrich Christian (von dem hernach), 3) Sophia Dorothea (geb. 1750), Stiftsdame zu Bückeburg, 4) Heribert Adolf (geb. 1751), hessens. cassel. Kammerherr und Kriegsrath, belag. Dessenrods bei Cassel, heiratete Auguste von Münchhausen, deren Ehe aber kinderlos blieb. 5) Katharina Auguste (geb. 1759, gest. 1780), Stiftsdame zu Walsum. 6) Karl Wilhelm (geb. 1761), Königl. großbr. und kurbraunschw. Lieutenant der Cavalerie. 7) Eilivorus I. (geb. 1762, gest. 1802) s. w. u.

a) Die Linie zu Merlsheim und Langreder. Friedrich Christian, ein Sohn von Friedrich Adolf (geb. 1748, gest. 1823), Königl. großbr. und kurbraunschw. Major, nahm seinen Abschied im J. 1783 und verheiratete sich mit Sophia von Röder zu Thiersberg. Der einzige Sohn dieser Ehe: Karl (geb. 1784), großherzogl. badischer Rittmeister, welchen Dienst er aber 1806 verließ und sich mit seines Vaters Bruders Tochter, die ihm Dessenrods zur Wittig brachte, verheiratete.

b) Die Linie zu Sudheim. Der jüngste Sohn von Friedrich Adolf: Eilivorus I. (geb. 1762), herzogl. braunschw. Oberhauptmann zu Bardorf. Er verheiratete sich zwei Mal, das erste Mal mit Eleonore von Münchhausen a. d. H. Remerinshausen, mit der er einen Sohn Eilivorus II. (von dem weiter unten), und zwei Töchter erzeugte, wovon die eine, Auguste, sich mit ihrem Vetter Karl v. D., dem vorerwähnten badischen Rittmeister, ver-

malte; das andere Mal mit der Tochter eines Parviers aus Bremen, von der er ebenfalls einen Sohn und zwei Töchter hinterließ.

Lidovicus II., Freiherr v. D. (geb. 1784), erhielt seinen ersten Unterricht auf dem Carolinum im Braunschweig, trat nach Beendigung der Universitätsjahre in königl. welfsch-sächsische Dienste als Leutnant bei der Gard. Gendarmerie, befehligte sich seit dem Befreiungskriege als Rittmeister in bezogl. braunsch. Diensten, wo er bald darauf die Stelle eines Kammerherrn und Viceoberstallmeisters bekleidete. Als er im J. 1830 im September schnell ins Schloß zu Braunschweig starb, und gleich darauf die Aegolion dahinst ausbrach, glaubte man, irriger Weise, er gehöre zu den Opfern, die der Herzog Karl vergiftet hatte.

Das Wappen: Im blauen Felde eine aufsteigende Sturmleiter, auf dem Helme eine auf einem Büßle rechte und links schräg stehende halbe Sturmleiter.

(Albert Freiherr v. D. v. Neuenburg-Lengsfeld.)

OYOLAVA, eine der Schiffen im Australocean, welche durch einen 5½ Meilen breiten Kanal von Rausa getrennt ist. La Peyrouse schildert sie als reizend, fruchtbar und stark bevölkert.

OYONNAX, Marktsteden im franz. Département (Bourgogne), Hauptstadt des gleichnamigen Cantons, Bezirl. Rames, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistriungsamtes, einer Sines armeriebrigade, sowie einer britischen Postwache, und hat eine Pfarrkirche und 1538 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten und Tischlerarbeiten und Kämme von Horn und Buchsbaum verfertigen. — Der Canton Yonnax enthält in elf Gemeinden 8386 Einwohner. (Nach Barbichon.)

OYS, ÖS (nordische Buchstabenlehre), ist der vierte Buchstabe der alten Runenschrift, welche sechszehn Runen enthält. Sein Zeichen hat die Gestalt α und bedeutet zugleich vier. Im Fehrbuch über die Runen ist ihm dieser Vers gewidmet:

Oys er fæstra ferda
En skalpur er averda.
Flusses Wundung ist der weissen Foheten
Über die Schiffe ist der Schwerter.

Die zweite Zeile jedes Verspaares ist im Gedächtnis, wie man annimmt, jedesmal bloß des Reimes wegen hinzugesetzt und steht ihrem Inhalte nach mit der ersten in weiter keiner Verbindung. Hier aber gibt es ein schönes Bild, die Flussummündung, welche normally gewöhnlich zum Hafen zu dienen pflegte, und in welcher also Schiffe lagen, ist mit der Schilde verglichen, in welcher das Schwert liegt. Der Vers erhält seine volle Bedeutung, wenn man hinzusetzt, daß der Buchstabe α auch Eiben bedeutete. Der Dichter vergleicht also hier die Flussummündung mit einer Schilde des Schwertes, weil in ihr Schiffe lagen, die eben auf Raubung ausfahren wollten. Eiben war aber nicht bloß Holz der Krieger, sondern auch der Kaufleute, und auch diese fuhren damals gewaffnet, so daß auch hier die zweite Zeile ihre Bedeutung hat. Das Bei-

chen α stellt aller Wahrscheinlichkeit nach eine Flussummündung dar, welche zum Hafen dient. (Ferd. Wächter.)

OYSELAY. Auf der Straße zwischen Besoul und Besançon, in der Nähe von Nioz, wird der Reisende überrascht durch den Anblick einer mächtigen Felsenburg zu seiner Rechten. Es ist das die berühmte Burg Oyselay, wegen welcher Graf Stephan III. von Burgund und Aurogne (nicht von Auxun, Augurdonum, wie es bei Imhof fälschlich heist) am 18. Jun. 1227 befehmt, ein Lehmann Otto's II. des Pfalzgrafen von Burgund zu sein, und die der nämliche Stephan III. (gest. 1240) seinem und der Blantina von Cicon natürlichen Sohne, Stephan, zur Abfindung gab. Ego Stephanus comes Burgundia notum facio omnibus presentes literas inaspeturia, quod ego dedi Stephano filio meo et hereditas Salinaensis in perpetuum habenda et quo sequenter videlicet castrum quod dicitur Oiselet cum omnibus appendiciis ibidem acquisitis et acquirendis et eucodiam de Bonevent. cum omnibus feudis que sunt a Frenn (nicht Trana) et superius, et que non sunt de castellania Frenn etc. Dieser jüngere Stephan, gewöhnlich von seinem Eigenthum genannt, wurde der Stammvater eines zahlreichen Geschlechtes. Wilhelm, Herr von Oyselay, vermählte sich im J. 1270 mit Agathe von Vitaine. Stephan von Oyselay, Ritter, und Alir von Gouffoul, seine Frau, verkauften im J. 1291 die Hälfte der Mühle zu Champierre an die Abtei Moirmond. Johann's und der Maria von Rougemont Tochter, Johanna, Frau von Bonencont, wurde den 28. März 1356 an Johann von Bienne, den Admiral von Frankreich, verheiratet. Johann von Oyselay, Herr von la Villeneuve, war kaum ein Jahr mit Yolantha von Dintreville verheiratet, als sie, groben Mißhandlungen zu entgehen, genöthigt war, richterliche Hülfe anzurufen (1391). Johann, Herr von Oyselay und Frenn, verheiratete sich im J. 1409 mit Margaretha von Vergo. Johann, Herr von Oyselay und Frenn, verheiratete sich, war am d. J. 1480 mit Johanna von Oyselay verheiratet. Wilhelm von Oyselay, Herr von la Villeneuve, hatte Philippote Rolin, eine Tochter und Erbin des berühmten Kanzlers von Burgund, zur Frau; seine Tochter Anna von Oyselay (gest. 4. Jan. 1494) brachte die schöne, von dem Kanzler angekaufte Herrschaft Auxun, in der Breff Chalonaise, an ihren Gemahl Emart Bouton du Sap. Antoine von Oyselay auf la Villeneuve Tochter, Anna von Oyselay, Frau auf Marnay, war in erster Ehe mit Heinrich von Aufschatel; in anderer Ehe (bereits 1519) mit Wolf Heinrich von Fürst verheiratet. Anton von Oyselay, Ritter, Gouverneur von Dole, hatte eine Nichte des berühmten Cardinals von Granvelle, Petronne Perrenot, zur Frau. Sein Sohn Franz Thomas von Oyselay, Baron von la Villeneuve, Kammerherr Kaiser Rudolph's II.

Runicæ, p. 95—97; bei Junius, Gothicæ Glossariæ, p. 28—29 (confr. p. 10); bei Grimm, über teutsche Runen, S. 246—252; bei Eggle, Runenbuch des alten Nordens, S. 76—78. In diesen Schriften wird auch zugleich über die Rune Oys gehandelt.

*) Das Gewicht findet sich abgedruckt bei Fern, Literatur

seit dem 16. Febr. 1607, mit einer monatlichen Besoldung von 40 Gulden, wurde von seinem in dem näml. J. 1607 zu Prag verstorbenen mütterlichen Onkel, von Franz Perrenot, dem letzten Manne des berühmten Hauses Granvelle, zum Erben eingesetzt, unter der Bedingung, Namen und Wappen der Perrenot zu führen. Franz Thomas, dem hierdurch die Grafschaft Cantecroy, in der bishöflichen Meierei Apen, (f. d. Art. Cantecroy), die Herrschaften Ghantonay, Havincourt u. zusehen, schien dem Kaiser Rudolf II. ein passender Ehegatte für seine mit Euphemia von Rosenthal erzeugte, am 1. März 1607 legitimirte Tochter Donna Carolina ab Austria, Markgräfin des heil. röm. Reichs. Die Vermählung erfolgte im J. 1608, und wurde hauptsächlich in Betracht ihrer, Franz Thomas den 3. Dec. 1620 in des heil. röm. Reichs Fürstenthum erhoben. Er war zugleich des goldenen Vlieses Ritter, und Kaiser Ferdinand's II. Kammerer und Geheimrath. Am 5. Mai 1616 verkaufte er, vorbehaltlich des Leihens, die Grafschaft Cantecroy. Er starb zu Besançon den 5. Jan. 1629, seine Witwe zu Mecheln den 12. Jan. 1662. Sein Sohn, Eugen Leopold Perrenot de Granvelle, genannt Deslay, Graf von Cantecroy, des heil. röm. Reichs Fürst, Baron von Billeneuve, Herr von Ghantonay, gewöhnlich der Fürst von Cantecroy genannt, vermählte sich im J. 1635 mit Beatrix de Gussance und starb ohne Nachkommenschaft, der letzte Mann des ganzen Hauses, zu Anfangs Februars 1637. Seine Witwe, die Prinzessin von Cantecroy, ist durch ihren Roman und ihre zweimalige Heirath mit dem Herzoge Karl IV. von Lothringen weltbekannt geworden. Unter den Ruinen der Burg liegt das Pfarrdorf Deslay

(v. Stramberg.)

OYSTERBAY, 1) Bai am atlantischen Ocean in dem nordamerikanischen Staate Newyork, Grafschaft Queens. 2) Townshp an dieser Bai mit einem Postamte und 4725 Einwohnern. (Fischer.)

OYSTERMOUTH, Küstendorf an der Mündung der in der englischen Grafschaft Glamorgan, Fürstenthum Südwalles, mit einem Leuchtturme und einem bedeutenden Aulfersange, indem jährlich mehr als 5,000,000 Austern von hier verschifft werden. (Fischer.)

OZAB, Plural von ozaab, heißen die Inseln auf dem See des alten Tanis oder Tanis in Aegypten, das im J. 624 (beg. 22. Dec. 1226) auf Befehl des Sultans Kämil zerstört wurde, weil die Einwohner keine Ruhe vor den Franken sanden. Jene Inseln sind von Fischen bewohnt, und einige derselben sind reich an Salinen, die ein angenehmes Salz liefern. Salz ist auch das Wasser des Sees, und nur wenn der Nil wechset, vertieft sich jene Salzigkeit in den See. (Gustav Flügel.)

OZAENA (Ozæna, Oza), Nasen geschwür. Im weitern Sinne des Wortes bezeichnet man mit diesem Namen jedes Geschwür der innern Theile der Nase. Es besteht derselbe eine solche Entzündung entweder in einer bloßen Rötterung der Schleimhäuten Haut, und ist nur mit einem geringen Schmerz und fast geruchlos Auswurf verbunden, oder die Krankheit beruht auf dem Einflusse der innern Nasenknochen. In diesem letztern

Falle, den man im engeren Sinne Ozaena zu nennen pflegt, empfindet der Kranke in den leidenden Theilen heftige Schmerzen, und es verbreitet der Ausfluß einen unerträglichen Geruch, den man nicht unpassend mit jenem verglichen hat, welchen zerdrückte Wangen ausströmen. Auch pflegt der Ausfluß im letztern Falle dadurch charakterisirt zu sein, daß er sehr dünn, scharf und braun oder schwärzlich gefärbt ist. Die erste Stattung des Uebels geht indessen bei längerer Dauer oder weiterer Verbreitung und großer Intensität der veranlassenden Ursachen leicht in die letztere über. — Ursachen der Ozaena können alle idiopathisch oder sympathisch auf die Nase bestig treibend einwirkende Einflüsse werden. Sie entsteht daher nicht bloß zuweilen in Folge eines langwierigen oder verkehrt behandelten Schnupfens, sondern noch häufiger nach mechanischen Verletzungen der Nase durch starke Reiben, einen Stoß, einen Fall, besonders Schußwunden, oder Hiebunden, welche einen Theil der Nase wegrißen, ferner nach längerem Mißbrauche des Schnupftubaks, oder der unvorsichtigen Anwendung anderer stärkerer Niesmittel. Manchmal entsteht auch ein Nasengeschwür zugleich mit einem Nasenpolypen, oder entwickelt sich in Folge dieses letztern. Am häufigsten aber verandert es seinen Ursprung einer vorhandenen skrophulösen, skrophulösen und ganz besonders syphilitischen oder auch carcinomatösen Dyskrasie. Den Anfang der Krankheit bezeichnet alldam immer ein starker Schnupfen mit Absonderung eines Eiters, der, auch nachdem die Entzündung ihre acute Gestalt verloren hat, die oben angegebene Beschaffenheit behält. Eine syphilitische Ozaena entsteht zuweilen primäre durch örtliche Infection mit venereum Eiter, ungleich öfter aber ist sie ein secundäres Symptom der Syphilis und wird in diesem Falle meistens durch einen sehr heftigen nächtlichen Kopfschmerz angekündigt, sowie das ausgebildete Ubel zuletzt das Einfallen der Nasenknochen, oft auch häufigen Abfluß aus der Nase zur Folge hat und durch das erstere die Stimme einen widrigen Nasenton erhält. Geschwüre des Maxillär Sinus, welche zuweilen — aus für den genannten Veranlassungen — auch in Folge des ungeschickten Ausziehens eines Zahnes entstehen und bisweilen selbst durch die Anwendung von Zinnoberräucherungen, gegen syphilitische Zustände des Mundes in Gebrauch gezogen, veranlaßt sein sollen, kündigen sich durch Geschwulst und Schmerz der leidenden Stelle an, und sind mit einem Eiterfluße verbunden, der in der Regel am reichlichsten ist, wenn der Kranke auf der dem Geschwüre entgegengesetzten Seite liegt, sowie die mit dem Ubel verbundenen Schmerzen sich gewöhnlich in ebenem Verhältnisse vermindern, in welchem jener Eiterabfluß reich erfolgt, und ungeteilt. — Die Verheerung ist bei der Ozaena allerdings im Allgemeinen nicht günstig zu nennen, doch stellt sich das Ubel um so weniger als ein unheilbares dar, je neuer es ist, und je mehr die davon ergriffene Stelle der Nasenöhle der Anwendung örtlicher angemessener Heilmittel, die aber auch nicht zeitig genug in Gebrauch gezogen werden können, zugänglich ist. Die Cur erfordert bei Abwesenheit allgemeiner Ursachen nur die Anwendung örtlicher, reinigender, austrocknender, gelind-

zusammensetzender Mittel: Einspritzungen von Kalkwasser, eines Decocti scordii, Corticis gallici, chinase mit Hering, Alcum, Porcentinctur u., obwohl die Heilung gewöhnlich zu ihrer Beendigung noch des Gebrauches einer vermittelst zusammengesetzter Gharpie applicirten Salbe von Anilblumen oder weissem Präcipitat bedarf. Von vielen Ärzten wird überdies das Einziehen siccæ Luit in die Nase mit Recht als ein treffliches Mittel zur Reinigung solcher Geschwüre gerühmt. Nasengeschwüre, deren Symptome aus bereits eingetretenen Einflüssen der Rosenknochen schließen lassen, verdanken in der Regel ihren Ursprung den obengenannten inneren Krankheitsursachen. Obgleich daher auch bei dieser Dyana das Geschwür häufig vermittelst einer der vordrin genannten Flüssigkeiten gereinigt werden muß: so kann doch in diesem Falle die Heilung auf diese Weise allein begreiflicherweise nicht herbeigeführt werden, vielmehr fordert sie jedesmal den gleichzeitigen Gebrauch innerer angemessener Mittel, z. B. den Schwefel und die Spiegelazurpräparate, wenn die Dyana Folge eines plötzlich verschwundenen Flechtenschlages ist, eine vegetabilische Kost und die Anwendung der Säuren bei scorbutischer Dystrastie u., und da Einflüsse der Rosenknochen leicht schwammige Geschwülste und Auswüchse derselben veranlassen: so sind alsdann meistens auch äufere Salben aus rothem Präcipitat, Oelzinken u., die man nach Maßgabe der Umstände bald in härterer, bald in schwächerer Form gebrauchen läßt, unentbehrlich. — Vereiterung im Mastdarm-Sinus macht die vermittelst eines operativen Verfahrens zu bewerkstelligende Perforation dieser Höhle nothwendig. Schließlich bemerken wir noch, daß ein durch die Nase ausgeflüssener sehr übler Geruch häufig auch bloß die Folge einer solchen Bildung der Nase ist, welche die Ausdehnung eines allmählig sich verdrängenden Nasenschleimes in derselben zur Folge hat (wie dies namentlich bei stark ausgebildeten Stumpfnasen der Fall ist), und daß das Uebel, wenn es aus dieser Quelle entspringt, am sichersten durch öfteres Eintauschen des Gesichtes in Wasser, wobei das Wasser so hoch wie möglich in die Nase herausgezogen werden muß, beseitigt wird. (C. L. Klase.)

OZAENA *Olivier* (Insecta), Käfergattung aus der Tribus der Carabiden. Kennzeichen: Kinn gegliedert, fast flach, stark dreilappig, Krake schwach ausgerandet; letztes Glied der Labialpalpen kurz, gestutzt, fast keilförmig; Fühler viel kürzer als die Körperbreite, mit dichten, wenig deutlichen gegen das Ende dieser Glieder; Körper platt, mehr oder weniger lang, vordere Schienen nicht konkavförmig. — Der Kopf ist ziemlich lang, die Augen sind ziemlich vorspringend, der Thorax fast vieredig, ziemlich stark gerandet; die Flügeldecken sind am Ende rundlich; die vordern Schienen sind vorn fast ausgerandet. Alle Arten in Südamerika einheimlich.

O. dentipes *Olivier*. Sehn Linien lang. Schwarz, glänzend, Kopf hoch, punktiert; Thorax mit eingebrückter Längslinie, etwas runzelig, Flügeldecken unregelmäßig gestrichelt mit einigen kleinen eingebrückten Punkten zwischen den Streifen, die vordern Schienen innen mit einem Zahn und darüber kurze Haare in einem flachen Einschnitte. Vaterland Cayenne. (D. Thon.)

OZAIL, Herrschaft im kaiserlichen Kreise des kaiserlichen Gouvernementsbezirks in Ägypten, welche sich auf beiden Seiten der Kulpa weit ausdehnt. Das unmittelbare Dominiunm begreift, ohne den davon getrennten präfekturalen Kreis, das Prädium und Schloß Oail, und 68 Dorfschaften, in welchen 732 Häuser mit 4300 Einwohnern befindlich sind. Der Ort Oail selbst ist ein Felsenfelsen, dem seine Lage und natürliche Beschaffenheit eine Haltbarkeit gegen einen feindlichen Angriff verschaffen. Unter dem Schlosse ist ein kleiner, aus 27 Häusern bestehender Ort gebaut, in welchem 100 Einwohner sind. Die ganze Herrschaft enthält 57 Dörfer mit 650 Häusern und 3937 Bewohnern. — Getrennt von dem übrigen Theile der Herrschaft liegt zwischen der Kulpa und der Marien-Konventsstraße die aus vier Dorfschaften bestehende Gemeine Prilische, welche aus sogenannten Felsenassen besteht, die vormalig die Verpflichtung auf sich hatten, zu Oail Schloßwachen und Botengänge für die Herrschaft zu besorgen, übrigens aber von allen Abgaben frei waren; nur mußten in Kriegzeiten alle erwachsene Männer dieser Gemeine unter einem ihnen von der Herrschaft vorgeordneten Hauptmann gegen den Feind ziehen. (L. F. Kämtz.)

OZAMA, ein ansehnlicher Fluß auf der Insel St. Domingo, welcher aus dem Innern der Insel vom Eibogebirge kommt und kurz vor seiner Mündung auf der Südseite der Insel den 90 Fuß breiten, reichenden Fluß Isabella ausmündet. Bei der Stadt St. Domingo ist er 360 Klafter breit, zehn Klafter tief und sechs Meilen aufwärts schiffbar. Handelsfahrte von 400—500 Tonnen und Corvetten können ihn 2 bis 2½ Meilen aufwärts befahren. (L. F. Kämtz.)

OZANAM (Jacques), ein fruchtbarer Schriftsteller im Fache der Mathematik, geboren zu Roulgneur in dem Fürstenthume Dombes im J. 1640. Seine ziemlich wohlhabenden Eltern waren eigentlich jüdischen Ursprungs, doch war die Familie schon vor längerer Zeit zur katholischen Kirche übergetreten und mehr Mitglieder derselben hatten Stellen in den Provinzialparlamenten bekleidet. Unse Ozanam hatte als jüngerer Sohn nach dem Erbrechte seiner Provinz seinen Anspruch auf die Güter seiner Eltern und wurde von diesen für den geistlichen Stand erzogen. Schon früh zog ihn jedoch seine Neigung und der Anblick des gestirnten Himmels zu dem Studium der Mathematik hin, und bereits im 15. Jahre verfaßte er ein mathematisches Werk, das zwar nie ganz gedruckt worden ist, aber aus welchem er doch Monarchen der Aufnahme in seine später erschienenen Werke für würdig fand. Nachdem er vier Jahre lang den theologischen Studien sich gewidmet hatte, starb sein Vater, und nun galt es sogleich diese Studien auf, um sich ganz der Mathematik zu widmen. Bald darauf firmte er sich in Lyon und lebte dort theils von den Honorarien, die er durch Unterricht in der Mathematik erwarb, theils vom Spiele, welches er leidenschaftlich, aber mit Glück trieb. Zwei Freunde, die er in Lyon unterrichtete und denen er ohne Schulchein 50 Pistolen vorgelegt hatte, empfahlen ihn bei ihrer Ankunft in Paris dem Vater des Königs D'Aguesseau und beriefen ihn auf dessen Bitten nach Paris.

Dyanam folgte diesem Rufe und verheiratete sich in Paris mit einem unbemittelten, aber durch Liebenswürdigkeit und Herzengüte ausgezeichneten Frauenzimmer, mit der er in einer sehr glücklichen Ehe viele Kinder erzeugte. Dem Spiele entsagend, fand er während des Friedens so viele Freunde, die seinen Unterricht suchten, daß er im Überflusse leben konnte; als aber der Ausbruch des Kriegs die Fremden von Paris vertriebe, fand er unter seinen Landsleuten keinen genügenden Ersatz an Schülern und suchte nun durch schriftstellerische Arbeiten den Ausfall in seinen Einnahmen zu decken. Leider sieht man es den meisten seiner Schriften aus dieser Epoche an, daß sie sehr flüchtig und um des Brodes willen verfaßt sind. Er wurde um diese Zeit als Ede bei der Academie aufgenommen. Durch den Tod seiner Frau im J. 1701 wurde Dyanam's natürliche Heiterkeit war eine Zeit lang sehr getrübt, doch überwand sein glückliches Naturel auch diese Prüfung, und er lebte noch bis zum 3. April 1717, wo ihn ein Schlagfluß plötzlich binnstieß. Dyanam war ein frommer Anhänger seiner Kirche. Seiner Meinung nach kam es „den Doctoren der Sorbonne zu, über religiöse Gegenstände zu disputiren, dem Papste darüber zu entscheiden, den Mathematikern aber auf perpendicularer Linie ins Paradies zu gehen.“

Außer wiederholten und vermehrten Ausgaben von de Cales' Bearbeitung der Elemente Euklid's, ferner der praktischen Geometrie und des Arcanats über die Sphäre von Boulanger und einigen in den Abhandlungen der Akademie, im Journal des Savans u. empfindlichen Remoires hat man von ihm: 1) *Tables des sinus, tangentes et sécantes, et des logarithmes* (Lyon 1670, Paris 1685 et 1720.) 2) *Traité de gnomonique* (Paris 1673. 12.), neu aufgelegt unter dem Titel: *Méthode générale pour tracer les cadrans*. (Paris 1685. 12.) 3) *La géométrie pratique* etc. (Paris 1684. 12.) 4) *Traité des lignes de premier genre, de la construction des équations etc.* (Paris 1687.) *Monsticia* (Hist. des mathématic. Novv. édit. T. II. p. 168) urtheilt über dieses Werk, daß Dyanam durch dasselbe der Mathematik nützliche Dienste geleistet habe, und daß, wenn er so fortgefahren wäre, er sich einen solidern Ruf erworben haben würde, als durch manche seiner spätern Werke, die, des Widerwerts halber, auf einen schielern Absch Absch brechen waren. 5) *L'usage du compas de proportion expliqué etc.* (Paris 1688.); novv. édit. revue par Garnier. (Ibid. 1794. 12.) 6) *Dictionnaire mathématique*. (Paris 1690. 4.) 7) *Cours de mathématiques*. (Paris 1693. 5 vol. nachgedruckt in Amsterdam 1699.) 8) *Traité de la fortification etc.* (Paris 1694.) 9) *Récréations mathématiques et physiques*. (Paris 1694. 2 vol., neu vermehrte Ausgabe ibid. 1720. 1735. 4 vol.) Einige Exemplare haben die Jahreszahl 1741. Ganz ungearbeitet erschien das Werk aufs Neue zu Paris 1778 oder 1790 in vier Bänden. 10) *Nouvelle trigonométrie etc.* 1699. 12. neu gedruckt unter dem Titel: *Méthode pour lever les plans et les cartes*. (Paris 1750. 12.) und mit Zusätzen von Jacques Audierne. (Ibid. 1781. 12.)

Z. Gneyll. B. II. u. A. Dritte Section. VIII.

11) *Méthode facile pour arpenter ou mesurer toutes sortes de superficies* (Paris 1699. 12.), und mit Verbesserungen 1725; ferner mit Zusätzen von Aubien ebenfalls selbst 1779. 12. unter dem Titel: *Traité de l'arpentage et du toisé*. 12) *Nouveaux éléments d'algèbre* (Amsterdam 1702.), welche von Leibniz im Journal des Savans gelobt worden. 13) *La perspective théorique et pratique* (Paris 1711., neue Aufl. 1720.) 14) *La géographie et cosmographie, qui traite de la sphère etc.* (Paris 1711.) Ein ungebrühter *traité de l'analyse de Diophante* soll aus Dyanam's Nachlaß in die Bibliothek von d'Aguesseau gekommen sein *). (Gartz.)

OZANNE oder OZANNES, eine ausgebreitete Künstlerfamilie Frankreichs, welche sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Landschaftsmalerei, besonders im Fache der Darstellung des Marinewesens, auszeichnete. In diesem Zweige der Kunst tieferen sie nicht allein viel Schönes, sondern stellten auch alles, was zum Seewesen gehörte, auf eine deutliche und belebende Art mit aller Genauigkeit dar. Die beiden Brüder Nikolaus Marie *) und Pierre (geboren zu Brèst 1737, gest. ebenfalls des 10. Febr. 1813) malten oder zeichneten Gegenstände des Seewesens oder Ansichten von Häfen und andern Landschaften an den Decken, Wänden und mehrer Blätter in verschiednen Festen, und ihre beiden Geschwister:

Jeanne Françoise und Marie Jeanne Dyanne (geb. 1734) (lehtere war die Frau des Kupferstechers Voeg le Bouas und starb zu Paris 1786, 52 Jahre alt) widmeten sich der Kupferstecherkunst und waren Schülersinnen von Jak. Allamet, wo sie dann mehrer Arbeiten

*) *Eloge de M. Ozanam in der Hist. de l'Académie, Année 1717, von Fontenelle; Dictionnaire hist. de Chauspign; Mémoires de Nicéron. T. 6; Biographie universelle. T. 52. (von 2318).*

1) Geboren zu Brèst den 12. Jan. 1728, zeigte von frühester Jugend an solches Talent zum Zeichnen, daß seine Eltern ihn der Leitung Roblin's, des Professors der Marineschule zu Brèst, anvertrauten; unter diesem geschickten Lehrer machte er so rasche Fortschritte, daß er kaum 14 Jahre alt, ihn in seinem Unterrichte nachhelfen konnte. Zur Ausführung eines ihm von Marinemalster Robuit erstellten Auftrags, zu den Kupferplatten für die Vase von Honor die Zeichnung der Schiffe zu liefern, ging er nach Paris, vervollständigte sich hier in seiner Kunst durch den Rath der Maler Ratier und Boudier und des Kupferstechers Lagran. Nachdem er diese Arbeit beendet hatte, legte er zu seinen amtlichen Functionen am Hofen von Brèst jenseit. Jedoch sehr bald wurde er zu andern Aufträgen nach London berufen. Nachdem er zehn Jahre lang als Zeichner bei der Marine gearbeitet hatte, wurde er dem Baron der Ingenieur-Geographie im Kriegsmuseum zugetheilt. Nachdem er auch diesen Posten zehn Jahre inne gehabt hatte, legte er ihn nieder. Im J. 1767 beehrte er die Construction der Fregatte *Aurora*, auf welcher der Marquis von Courlauban die Ehren des Pierre Kreuz erproben ließ. Diese Fregatte wurde wegen ihrer Schönheit, außerordentlichen Schnelligkeit und manövrirten Reisigkeit allgemein bewundert, auch in Rotterdam, wo ihm die Holländer sehr vortheilhafte Aufträge machten, sich bei ihnen niederlassen, die er aus Anhänglichkeit an sein Vaterland ablehnte. Bald darauf wurde ihm die Unterweisung der französischen Prinzen in Construction, Manövrer und Taktik von Kriegsschiffen übertragen. Im J. 1799 zog er sich nach schließlicher Dienstzeit aus dem Staatsdienste zurück. Er starb zu Paris den 3. Jan. 1811. (H.)

rer Brüder in Kupfer stachen und ihnen die hülfreichste Hand leisteten.

Von Nikolaus Ozanne eigener Hand radirt giebt es: 1er Cahier des principales Manoeuvres de la marine dess. et grav. par Nic. Ozanne, dess. de la marine, 6 Bl. 2. Cahiers, différents vaisseaux, N. Ozanne fec. 12 Bl. 1. Cahier, Sujets de marine, N. Ozanne fec. 6 Bl. 1. Cahier Marine, N. Ozanne fec. 12 Bl. in qu. 16. Als ganz vorzügliche Vüe du vaisseau du Roi le Duc du Bourgogne lancé dans le port de Rochefort le 20. Oct. 1781. gr. qu. fol. Embarkement au bord du Brest, Ozanne l'ainé fec. qu. fol. Construction du bassin au port de Brest, id. fec. qu. fol. Vue pittoresque de côtes de Provence. N. Ozanne sc. qu. fol.

Nach ihm: 2 Bl. Vue de côtes d'Angleterre N. Ozanne pinx. Mar. Jeanné Ozanne sc. 2 Bl. Vues pittoresques de Suisse et d'Allemagne, id. pinx. Jeanné Ozanne sc. 1 Bl. Petit port de Boulogne, id. pinx. Jeanne Françoise Ozanne sc. 2 Bl. Première et seconde Vue de côtes de Roulogne, Marie Jeanne Ozanne fec. 18 Bl. 3 Cahiers de paysages, Marie Ozanne fec. 2 Bl. I. et II. Vues de Marines, Jeanne Ozanne fec.

Ferner: 6 Bl. 1. Cahier de quelques vaisseaux à la voite gravé par Pierre Ozanne. 17 Bl. Ansichten verschiedener Häfen Frankreichs, als Vastia, Antibes, Boulogne, Brest, Rouen, Rochefort, Calais u. Vieux le Boulogne fec. fl. qu. fol. Schöne Blätter im Geschmack von J. Bernet. Diese Blätter gehören zu der kleinen Ausgabe der französischen Häfen nach Bernet^{*)}, deren große Blätter von Cochon, Choffard und le Bas gestochen sind. (Frenzel.)

ÖZARK, ein großes, noch nicht ganz erforschtes Gebirge, welches von 33° 20' — 38° 50' n. Br. und von 280° — 287° l. zwischen dem Red und Missouri in dem nordamerikanischen Gebiete Arkansas, wo einzelne Berge unter dem Namen Potatoe Hills, Sugar, Loofs und Gerne Mountains bekannt sind, und in dem Staate Missouri hinstreicht. In letztem nimmt es eine bedeutende Breite ein und theilt sich in zwei Ketten, welche sich am Missouri wieder vereinigen. Eine große Anzahl Flüsse verdankt ihm seinen Ursprung. — Der District in den Westerridistricten enthält auf 83,350 □ Meilen 26,500 Einwohner, unter denen sich 2000 Weiße befinden. (Fischer.)

ÖZAROW, Stadt in dem russischen Etwod Sandomir und in der gleichnamigen Wojwodschast, hat 200 Häuser und 1200 Einwohner. (Fischer.)

ÖZAROWSKI (Peter von Alcantara), Castellan

2) Auf den ersten Drucken dieses Blattes liest man: Seconde Vue de Provence, welches später in Vue de côtes d'Angleterre umgewandelt wurde. 3) Die vorerzählten 16 Bilder, mit den Geschnitten von Bernet, sind in dem pariser Museum, zu den 16 großen Bildern darnach von Cochon und le Bas gestochen. Man mag noch zwei Ansichten von Rouen, von Cochon geschnitten, hinzusetzen, so daß die ganze Suite 18 Platte beträgt.

von Boyniez und Großfürstenthum von Polen, hat sich in der Geschichte seines unglücklichen Vaterlandes auf eine tragische Weise berühmt gemacht. Einer der ersten Familien des Königreichs angehörend und mit dem sehr reichen Hause der Potocki aufs Innigste verbunden, war er einer der ersten, welcher in den Tagen der allgemeinen Entfesselung, als die von Ignaz Potocki, Piotrowski und Hugo Kolontay entworfene Constitution vom 3. Mai 1791 ins Leben getreten war und den vielfach bedrückten Polen die Morgenröthe einer schönen Zukunft verkündete, jenem Geheimbunde von Targowitz (targowitzer Conspiration) beitrug, welcher, durch die Reactionen und Selbsthändel des schlaunfarnatischen Kräftes für Potocki verurteilt, unter Leitung dieses russischen Satrapen, des Reichsfürstenthums Branicki, dessen Gemahlin eine Nichte Potemkins war, und Jazykowski, diese Verfassung als das Grab der polnischen Freiheit zu vernichten beschloffen hatte. Von Rußlands Übermacht unterstützt errichteten diese Männer ihren Zorn. Als aber der heldenmüthige Kosciuszko im Jahre 1794 die Fahne des Aufstandes erhob und im Vereine mit Warschau's und Krakau's Bürgern, sowie der tapfern Banden die russischen Truppen unter General Jozefström aus der Hauptstadt vertrieben und die Unabhängigkeit der Nation erklärt hatte, forderte der höchste Criminalrath alle Theilnehmer des targowitzer Bundes vor Gericht. Die meisten waren entflohen. Özarowski aber, dessen Anhänglichkeit an Rußland schon seit langer Zeit bekannt war, wurde aus dem königlichen Palaste, welchen er bewohnte, in das Gefängniß abgeführt und mit vielen andern Hochverräthern dem peinlichen Gerichtshof überwiefen. Aus den Papieren des Generals Jozefström, welche dieser, eiligst vor der Volkswuth flüchtend, in Warschau zurückgelassen, ward er eines sorgfältigen Briefwechsels mit diesem russischen Feldherrn überwiefen, woraus sich ergab, daß er mittels eines Jahrgehaltes von 2000 Dukaten von der Kaiserin Katharina erkauf war. Nachdem sein Hochverrath aus mehr denn einem Umfange als unabweislich bargethan worden, verurtheilte ihn das höchste Criminalgericht zum Strang. Als des gleichen Verdictes überwiefen traf der nämliche Urtheilsspruch auch den Vicegroßfeldherrn Zabiello, den Bischof von Eliand Jozeph Koszlawowski, dessen Bruder Simon von den Einwohnern Wiens wegen einer ähnlichen Anklage bereits schon mit dem Tode bestraft worden war, und den Marschall Graf Jozeph von Ankwitz. Der Bischof von Warschau brach in stürmische Buth über diese Gefangenen aus, und griff schon im J. 1794, wie nachmals beim zweiten Ausbruche in der Sclavenmacht des 15. Aug. 1831, der Gerechtigkeit gewaltfam an. Am 9. Mai 1794 fand man vor dem Kathause drei Galgen und einen vierten vor der Bernhardenkirche in der kaiserlichen Vorstadt errichtet. Das todtende Volk holte die „Opfer der Gerechtigkeit“ — wie man seine Gausamkeit beschönigend die Verurtheilten nannte — unter lauten Gesänsen aus dem Gefängnisse ab. Der alte Herrmann Özarowski, ein Greis von 70 Jahren, wurde, weil er Schwäche halber nicht gehen konnte, auf einem Stuhle unter den Galgen getragen und aufgeführt. Zabiello, der ihn nachfolgte, betraf sich noch un-

ter dem Hochgerichte auf seine Unschuld, allein das Geschrei der Menge „Verräther! Verräther!“ überdauerte seine Rede. Ganz gefaßt schien Ankwij zu sein. Er schnallte sich selbst den Riemen um den Hals, nahm alldam noch eine Pflife Schnupftabak und schenkte seine goldene Dose dem Scharfrichter zum Andenken. Als Koslawowski erschien, hatte man Nähe, den wüthenden Pöbel abzuhalten, daß er ihn nicht mit Gewalt den Schergen entriß und niederließ. So oft ein Beamteter in die Höhe gezogen ward, ertönte ein lautes: „Es lebe die Revolution!“ Der Mann aber, an welchem sich die Volkswuth am gräßlichsten äußerte, war Djarowski's Freund, der Fürstbischof Moskaloff. Er wurde durch die Straßen der Stadt geschleppt, und dicht am Thore in Pontificalibus ausgehängt. Djarowski's Söhne blieben dem Vaterlande treu und dienten mit Ehre unter den Reichen der Patrioten. Einer derselben, Soltan Djarowski, bedeckte sich im J. 1794 als Brigadier bei Gheln mit Ruhm. Als aber alle Anstrengung der Polen vergeblich und Kokiutsko in der Schlacht von Raciejowice (10. Oct. 1794) gefangen worden war, wurden die Güter der Djarowski'schen Familie, wie diejenigen aller Uebelthemer sequestrirt. Nach vielen Bitten erhielt die Witwe ihr Eigenthum; ihre vier Söhne nahmen alldam russische Dienste. Zwei derselben fielen in der Schlacht bei Friedland 1807. Der dritte, Adam Djarowski, wurde im J. 1808 vom Kaiser Alexander zum Adjutanten ernannt und erhielt nach Nikolaus' Thronbesteigung den Oberbefehl über das litauische Armeecorps, nahm aber schon 1827 seinen Abschied und lebt jetzt als Privatmann. Der vierte, Franz Djarowski, welcher eine Zeit lang Gouverneur von Jaroslaw-Selo, später kais. russ. Kammerherr gewesen, erhielt seine Entlassung und bewirthschaftete seine Güter in Lithauen.

(Karl Falkenstein.)

OZE, bei Gelfus der äble Geruch aus dem Munde, welchen man bei vielen Kranken vor dem Anfaße des Fiebers wahrnimmt.

(Wiegand.)

OZENE, nach Ptolemaeus (VII, 1) unter 117° v. Länge und 20° n. Br., Hauptstadt des Reiches Karila in Indien über dem bangajenischen Meerbusen, Residenz eines Fürsten mit dem Titel Asikamus. Auch der Periplus (Per. Arrian. p. 28) weiß, daß sie einst der Wohnsitz der Fürsten des Landes war, die jedoch zu seiner Zeit in Minnagara saßen. Für den Handel lieferte Dyne nach Bangaya Dmyrstine, Murrina, indische baumwollene Stoffe &c. und versorgte die berühmte Handelsstadt Bangaya mit allen Arten von Lebensbedürfnissen. Nach Mannert (V, 1, 179) hat sich der Name Dyne in dem heutigen Uzen, der Hauptstadt von Walwa und Residenz eines marattischen Fürsten, erhalten. (Völcker.)

OZINEK, Vollendung der Ernte, hieß das dritte Fest, welches die alten Preußen dem Vergubrius brachten. Der Name ist russisch, sowie überhaupt die Sprache der alten Preußen beinahe eine Mischsprache aus dem Himmelschen und Slawischen ist, doch aber auch aus Bestandtheile einer eigenen Ursprache hincunet. Russisch ist der Name, weil er dieser slawischen Mundart zunächst angehört. Im Allgemeinen ist er slawisch, da auch bei den Polen zae

und bei den Sorben zoez ernten bedeutet. Das erste Erntefest bei den alten Preußen hieß auch mit russischem Namen Zaisikek, Anfang der Ernte, und wurde vor Anfang der Ernte gefeiert; das Ozinek hingegen nach Vollendung der Ernte zu Ausgange des Octobers. Die Bauern kamen aus einem Dorfe, manchmal auch aus mehreren, zusammen, legten zuerst auf den Tisch Heu, dann Brod. Die herbeigebachten Thiere, von jeder Art allemal ein Männchen und ein Weibchen, einen Eber und eine Sau, einen Hahn und eine Henne, einen Gänserich und eine Gans, und zwei Kälber von brüderlei Geschlecht (nach Murinus auch ein Schaf und einen Widder, eine Ziege und einen Ziegenbock) schlachtete der Dpserpriester auf diese Weise: Er sprach zuerst einige heidnische Gebete, schlug das Haupt und die übrigen Glieder des zu opfernden Thieres mit einem Prügel, krachte nebst dem Wolfe über die Schläge, welche das Thier erbt und sprach folgende Worte: Dieses, o Gott Ziemmit, bringe wir dir dar und sagen dir Dank, daß du uns dieses Jahr gegnad erhalten und uns Allen reichlich gegeben hast, und bitten, daß du es auch künftig thust. — Der slawische Name Ziemmit oder Ziemienil, der der Landleute, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verrennung für Vergubrius. Nach Vollbringung des Opfers, bevor man zum Schmause ging; warf (nach Matthias Strylos) jeder von den versammelten Bauern, oder (nach Murinus) ein Jeder der Anwesenden ein von dem Gerichte abgeschnittenes Bißchen in alle Theile des Hauses und sprach diese Worte: Nimm, o Ziemienil, dankbar das Opfer an, und speise frohlich mit. — Das preussische Volk der Sudiner beging das Fest Dyneel auf diese Weise: Das Volk versammelte sich in einer Schume. Ein Bock ward herbeigeführt. Der Wuschpitz, ihr Dpserpriester, legte auf das Dpserthier beide Hände und rief die Götter nach der Reihe an, den Gott des Himmels und der Erde Oskobin, den Gott des Meeres Antrimps, den Gott der Schiffer Sardoas, den Gott der Flüsse und Quellen Potrimps, den Gott des Reichthums Pitoi, den Gott des Frühlings Vergubrius, den Gott der Donner und Gewitter Pargnes, den Gott der Unterwelt und Himmels Reich Pocios, den Gott der Lustgeister Pocollos, den die heiligen Faine beschützenden Gott Pucki, den Gott der Gesundheit und Krankheit Auskato, den Gott der Großen und Edeln Marcopolos, und die Vorküsten, welche die Tauchenden Erdmännchen nennen. Nach Anrufung dieser Götter durch den Priester hoben alle, so viel deren zugegen waren, den Bock in die Höhe, bis ein Lied gesungen war. Nach Beendigung des Gesanges ließen sie den Bock wieder auf den Boden nieder. Hierauf folgte eine Ermahnungsrede des Priesters an das Volk, daß sie das von ihrem Vorfahren angeordnete Fest ehrerbietig feiern, und sein Andenken auf die Nachkommenschaft bringen sollten. Dann Schlachtung des Dpserthieres, wobei der Priester das Blut in einer Schale auffang, und es versprenge. Das Fleisch gab er den Weibern, es in der Schume zu kochen. Während das Fleisch kochte, braten die Weiber Kuchen aus Roggenmehl, welche sie nicht in den Ofen legten, sondern die den Herd umstehenden Männer ohne Antrieß durch das Feuer warfen, bis sie gekadert wurden. Hierauf Schmaus und Trinkgelag den

ganzen Tag und die ganze Nacht. Die Überbleibsel des Mahles vergruben sie früh am Morgen außerhalb des Dorfes, daß sie nicht von Vögeln oder Thieren gefressen würden. Man hat sehr merkwürdig folgende Gebeluche gefunden, welche der Priester Simon Grunau, der um das Jahr 1520 seine preussische Chronik schrieb, mit eigenen Augen sah, und hat geglaubt, daß diese Gebeluche um so echter sein müßten, je mehr der sie beschreibende Grunau dieselben als Augenzeuge hätte kennen gelernt. Er wohnte nämlich dem Feste Dymet, welches die Bauern im Schutze in einer Schürze hielten, durch einen Zufall bei, wozu zwar entdeckt, wurde aber beiseitigen, nachdem er hatte schwören müssen, es dem Bischofe nicht zu verrathen. Die Bauern begingen nun das Fest auf die so eben beschriebene Weise, thaten aber dabei noch Folgendes mehr. Nachdem der Weidelotta die oben angeführten Götter der Reize nach angerufen, beichteten die Anwesenden alle gegen die Götter begangenen Sünden. Das Sperkeblut verstrengte nicht der Sperrpriester, sondern die Anwesenden kochten es in Gefäßen auf, um es zu Hause dem Viehe zu geben. Das Hochpfeif war nicht gelocht, sondern gebraten. Während dieses geschah, beichteten die Bauern auf christliche Weise, fingen über den Weidelotten her und rauchten ihn tüchtig. Hierauf ertheilte er den Bekehrten Unterricht zu einem rechtschaffenen Leben. Das Christenthum mußte natürlich auch auf das Heidenthum seinen Einfluß üben, und die christlichen Einschiebel konnten so ihre Erklärung finden. Nach unserer Meinung aber waren sie nicht gewöhnlich, sondern der Weidelotta und die Bauern machten diese Einschiebel dem christlichen Priester zu Ehren. Dieser mußte sich über das Beichten der diesem heidnischen Feste sehr freuen, und vor allem darüber, daß die Bauern den Weidelotten tüchtig misshandelten. — Das Fest Dymet, wie wir es oben zuerst als bei den Preußen im Augustinen gewöhnlich beschrieben, wurde auch von vielen Russen und den Lithauern am Allerheiligentag gefeiert, wiewohl aber nicht Dymet, sondern Ygi). (Ferdinand Wuchter.)

OZIUS Leach (Crustacea). Nicht charakterisirte Krebsgattung, nirgends aufgenommen. (D. Thon.)

OZOÄ, Stadt in Persien, unter 85° 45' d. B. und 35° 20' n. Br. nach Ptolemäus (VI, 4). (Völcker.)

OZOABIS, OZOAMIS, Stadt der Paropoten in Indien unter dem Berge Hindius, nach Ptolemäus (VII, 1) unter 120° 36' d. B. und 23° 40' n. Br. (Völcker.)

OZOANA, Stadt der Dryophylliten unter dem Gebirg Urentum in Indien, unter 137° 30' d. B. und 21° 40' n. Br. nach Ptolemäus (VII, 1). (Völcker.)

OZOCHOWCE, eine kleine Kreisstadt in der russ. europäischen Statthalterchaft Polynien, mit einer Kreisschule, 175 Häusern und 1140 Einwohnern, welche südliche Gewerbe und Landwirtschaft treiben. (J. C. Petri.)

OZOGARDANA oder Zargardina. Ozogardana ist

1) Simon Grunau, Wirtus, Mathias Stropus, Garinus alle bei Hartnack, Altes und Neues Preußen und darauf bei Franzel. De Illa Borussia et Slavonia aliorum, sp. Hoffmann. Scripta. T. II. B. p. 195, 196. 2) Kose, Geogr. des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. B. S. 68, 88.

nach Ammianus (XXIV, 4) eine Stadt in Mesopotamien am Euphrat, welche Ptolemäus (III, 15) Zaragartia nennt. Es war in ihr ein erhabener kleinerer Berg, den die Einwohner den Berg des Anjan nannten. (Völcker.)

OZOLA, Axola, Stadt in Thracien unter 114° 15' d. B. und 32° 15' d. n. Br. nach Ptolemäus (VI, 20). (Völcker.)

OZOLER, ozolische Lokrer, *Ozola Auxoi*, auch die westlichen, *iozoi* oder *Zagiroi Auxoi* genannt, die Bewohner des gebirgigen Districts zwischen Atolien, Phokis und dem thrakischen Meer, durch den Parnassos und die berückte Atropolis getrennt von den östlichen Lokren, den opuntischen und epineubischen. Ozolische Lokrer nannten sie sich selbst und führten daher in ihrem öffentlichen Siegel den Abendstern; Ozoler aber hießen sie insgesamt bei den übrigen Griechen, und zwar mit einem Schimpfnamen im Sinne des Gesankes. Die Herleitungen dieses Namens sind mannichfach; der Anlaß, der noch deutzigste Grund scheint in der Landesbeschaffenheit, liegt in dem salarischen Geruch, den die vorzüglich in der Gegend vom Salaribi, dem alten Dantpe am thrakischen Meerbusen, reichlich wachsende Pflanze Euphorbia Characias, eine gelbbühende Art von Wolfsmilch mit weißem Saft im Stengel, zur Blüthezeit durch die Luft verbreitet. Bei den Alten findet jedoch diese Herleitung sich nicht; sie beziehen den Namen theils auf den im Lande häufig wachsenden Akropolis, der ebenfalls zur Blüthezeit starken Geruch verbreite, und dessen Zwiebel dort, wie in der Heimat des Hesiodus, die gewöhnliche Nahrung der geringen Leute gewesen sein wird; theils auf einen Schweissgeruch der Bewohner, von dem man die Erklärung gab, daß ihre ältesten autochthonischen Vorfahren in Ermangelung gewedter Gewänder mit ungarbten Riegenfellen gegen die Kälte bedeckt und des besten Aussehens halber die jottige Erde nach Aussen gewandt hätten, daher ihre Haut den Geruch jener Heide angenommen habe; theils auf den Geruch eines Gewässers, entweder eines Flusses an der Grenze des thrakischen Feldes, der, wie Diodorus anzuversetzen scheint, selbst den Namen Lyon führte, oder der Schweissquellen am Berge Tapiaios, deren Gesank man von der Verwesung des dort begrabenen Kentauren Nessos, der vom Eumelos, wo Herakles' Pfeil ihn getroffen, dahin geschickt sei, hergeschrieb. Auch an der östlichen Landesgrenze finden sich Heilquellen beim jetzigen Mandelino. Und so erkennen wir wenigstens das, daß Menschen und Land zu jenem Schimpfnamen Anlaß genug gaben, wie denn auch eine andere Sage die Lust des ganzen Landes von dem überdrüßig verwehten Nessos verpflaßt worden läßt, oder vom Drachen Ophion, dessen Leichnam das

1) Strab. IX, 416, 425. *Zagiroi* Eust. Dion. Perieg.

2) Strab. IX, 416. 3) *Dodwell* II, 181 *iozoi* *auxoi*.

4) *Plin.* X, 28. 5) *Herod.* Op. 41. 6) *Paus.* X, 86, 8. *Plut.* Qu. Gr. 15. *Didym.* Schol. II, 11, 527.

7) *Plin.* X, 28. 8) *Plin.* X, 28. 9) *Plin.* X, 28. 10) *Plin.* X, 28.

11) *Plin.* X, 28. 12) *Plin.* X, 28. 13) *Plin.* X, 28.

14) *Plin.* X, 28. 15) *Plin.* X, 28. 16) *Plin.* X, 28.

17) *Plin.* X, 28. 18) *Plin.* X, 28. 19) *Plin.* X, 28.

20) *Plin.* X, 28. 21) *Plin.* X, 28. 22) *Plin.* X, 28.

23) *Plin.* X, 28. 24) *Plin.* X, 28. 25) *Plin.* X, 28.

26) *Plin.* X, 28. 27) *Plin.* X, 28. 28) *Plin.* X, 28.

29) *Plin.* X, 28. 30) *Plin.* X, 28. 31) *Plin.* X, 28.

32) *Plin.* X, 28. 33) *Plin.* X, 28. 34) *Plin.* X, 28.

35) *Plin.* X, 28. 36) *Plin.* X, 28. 37) *Plin.* X, 28.

38) *Plin.* X, 28. 39) *Plin.* X, 28. 40) *Plin.* X, 28.

41) *Plin.* X, 28. 42) *Plin.* X, 28. 43) *Plin.* X, 28.

44) *Plin.* X, 28. 45) *Plin.* X, 28. 46) *Plin.* X, 28.

47) *Plin.* X, 28. 48) *Plin.* X, 28. 49) *Plin.* X, 28.

50) *Plin.* X, 28. 51) *Plin.* X, 28. 52) *Plin.* X, 28.

sich des Namens und gab sich für ätolisch, doch wol ausdrücklich erst seit der Aufnahme vieler Ätoler in die Stadt in die römischen Zeit“). Die Stammeslage Amphissa's leitet die Stadt her von Amphissa, der Tochter des Naupaktos, des Sohnes des Aelos, der Geliebten des Apollon“), der in den iolischen Sagen überhaupt vorzugsweise hervortritt als Vogelfang und Beschützer des mit Pfeilen kämpfenden Volkes“). Aber die Hinnäigung zu den Ätolern zeigt sich in dem neben dem Grabe der Amphissa dastehend heilig gehaltenen Grabmale des Andranon und der Sorge, der Tochter des Dneus, und aus der Heiligung des ehernen Pallastbildes auf der Burg vom Ätoler Aboas, der es aus Ilion gebracht habe“). Als iolische Götterdienste werden außerdem erwähnt der der Anakten zu Amphissa, zweier Götternaben, die man bald als Dioskuren, bald als Kurreten, bald als Kabiten ausdeutete“), der Befruchtigungsgötter mit nächtlichen Opfern, deren Fleisch vor Sonnenanbruch verzehrt sein mußte, zu Myonia, und der des Poseidon im Hain und Tempel des Gottes oberhalb dieser Stadt“), der des phödischen Apollon in dem danach benannten Hafen bei Chaldon“), der der Approbite und der der Artemis mit einem Haine von Cypressen und Fichten zu Panthea“), der des ne-messchen Zeus im Heiligtume bei Dneon, in welchem Herakles gekostet sein sollte, dem der Tod in Nemea geweiht war“), der des Poseidon mit Tempel und ehernem Standbilde am Meere zu Naupaktos, der der Artemis Ätola mit einem dem Episkos weihenden Marmorbild, der der Approbite in einer Höhle, wo namentlich die Wäutern sich eine zweite Heirat ersuchten, der des Asklepios ebendortselbst, dessen Tempel erbaut vom Phalagos, dem in einer Augenkrankheit der Gott von Epidaurios die Aente mit einem Kratze gesundete, den er allein leiten konnte, worauf er, die Heilung des Kratzes erfüllend, der Aente 2000 Statere Goldes gab und geheilt war“). Diese Götterdienste haben sämmtlich durchaus ursprünglich hellenischen Charakter.

Die Ätoler waren roh und räuberisch, trugen deshalb nach alter Sitte, wie die Ätoler und Akarnanen, beschämte Waffen“), und birnten im Kriege als Leichtbewaffnete“). Am trojanischen Kriege nahmen sie keinen Antheil und werden daher von Homer nicht erwähnt, nur schlossen die Ätolen aus seiner Bezeichnung der ilyischen Lokrer als Euböa gegenüber wohnend“), daß er sie in Gedanken den westlichen entgegengesetzte“); eine unbegründete Voraussetzung, da die Erwähnung Euböas den Übergang bildet zu der sich dort anschließenden Aufzählung der Akanten. Die Dorer zogen ohne Hinderniß durch ihr Land nach Naupaktos“), und die Lokrer werden bei diesem Unternehmen gar nicht berücksichtigt, sondern nur die Ätoler, welche von der heroischen Zeit der politisch mächtig dastanden, während diese Lokrer ein vereinzelter

Räuberleben geführt zu haben scheinen, doch legte Epiktetos ihnen schon vor dem Heraklidenzuge Schiffbau zu Naupaktos bei“). Im Perserkriege flüchteten die Phokier in die iolischen Gebirge und nach Amphissa“), im Ganzen aber bestand zwischen den Phokern und Amphissiern nachbarliche Feindschaft“). Während des dritten messenischen Krieges entziffen die Ätoler den Ätolern Naupaktos und räumten dasselbe nach der Vernichtung desselben den ausgewanderten Messeniern ein“). Dieser Ort wurde den Äthenern einer der wichtigsten Stützplätze, weil sie durch denselben den Eingang des korinthischen Meeres beherrschten. Die Ätoler stießen im Anfange des Krieges auf ihrer Seite, offenbar weil sie sich mit dem mächtigen Staate, der sie durch die Bundesgenossenschaft mit den Phokern und den Befehl von Naupaktos von beiden Seiten bedrohen konnte, gern gut abgefunden hätten. Die Messenier an diesem Orte riefen den Demosthenes gegen die feindlichen Ätoler herbei, und dieser fürchtete selbst, daß die Epitroten und Ätoler durch das ätolische Land in Westien einfallen möchten; er unternahm daher den Angriff vom ätolischen Dneon aus und bot die ganze Macht der Ätoler dem Bundesvertrage gemäß als Hilfstuppen auf, weil er von ihnen bei ihrer Vertheilung den wirksamsten Beistand erwartete“). Da er aber ihre Ankunft nicht abwartete, ward er von den Ätolern geschlagen und rettete sich mit Mühe nach Dneon zurück“). Im Herbst sandten die Spartaner den Euryklos mit 3000 Hoplitern den Ätolern zu Hilfe; dieser unterhandelte von Delphi aus, um gegen Naupaktos vordringen zu können, mit den Ätolern, die Amphissier gaben ihm zuerst Geiseln und unterstützten seine Vorschläge aus Besorgniß vor dem Hasse der bei den Äthenern viel geltenden Phokier; und ihnen stimmten zuerst ihre Grenzgebirge der Myonier, wo das Land am unzugänglichsten war, bei, dann die Iynner, die Messenier, die Kritäer, die Chalkier, Aolo-phoniier, Hestier und Panther. Alle diese zogen den Spartanern zu Hilfe, die Dypäer schlossen nur einen Vertrag mit Geiseln, ohne mitzuziehen, die Phokier aber weigerten ihre Zustimmung, bis ein ihrer Dörfer, Polis genannt, mit Gewalt eingenommen wurde. Er durchzog nun das Land, nahm Dneon und Eupalion, die den Äthenern treu blieben, mit Gewalt und kam bis vor Naupaktos, an dessen Eroberung ihn aber die Stärke der Besatzung und die herbeigerufenen akarnanischen Bundesgenossen verzögerten“). Nach der Schlacht von Agostopolis aber ward Naupaktos den Lokrern zurückgegeben“). Doch schloß dies sich nachher an die Ätoler an und nach deren Vertreibung durch Epaminondas übergab Philippos die Stadt den Ätolern mit dem ganzen zugewonnenen Ätolien. Der zweite Hauptort der Lokrer, Amphissa, verlor nach dem heiligen Kriege die Amphistonen durch die Herstellung des zerstörten Kirchens, und wurde zur Vergeltung zerstört“); nachher wurde er von Philippos durch

46) *Paus.* X, 38, 4. 47) *ib.* 48) *Bezgl. den Artikel Oileus.* 49) *Paus.* X, 38, 5. 50) *ib.* 7. 51) *ib.* 8. 52) *Plin.* IV, 8, 8. 53) *Paus.* X, 38, 9. 54) *Thuc.* III, 96. 55) *Paus.* X, 38, 12, 13. 56) *Strab.* I, 5. 57) *Thuc.* III, 97. 58) *ib.* II, 531. 59) *Strab.* IX, 426. 60) *Apoll.* II, 7, 8.

61) *Strab.* IX, 426. 62) *Herod.* VIII, 82. 63) *Thuc.* III, 101. 64) *Thuc.* I, 103. *Diod.* XI, 85. *Paus.* IV, 24, 7. X, 38, 5. 65) *Thuc.* III, 95. 66) *ib.* 98. 67) *ib.* 100–102. 68) *Paus.* IV, 26, 2. X, 38, 10. 69) *Strab.* IX, 419, 427.

eine Kriegsgelb eingenommen"), sollte jedoch gegen die Gallier wieder 400 Hopliten"). Unter August, der die Aitolier nach Nikopolis trieb, wandten sich viele derselben lieber nach Amphissa"), und daher erscheint dies bei Pausanias als die größte iolische Stadt, aber mit dem Anspruche auf aitolische Nationalität. Die andern ozolischen Städte sämtlich unterwarf Augustus den Achaern von Patras"). Über diese einzeln und über die besonders Altstädter von Amphissa und Naupaktos sind die einzelnen Zeitschriften zu vergleichen und die Beschreibung in Kruse's Heilung"). Die Namen der Städte sind folgende: Amphissa, Myonia und Phidias im Binnenlande, Tolophon und Dantia am kristallenen Eufen, Jonner, Hyäer, Dipsäer, Messapier, Aitaea, Phylakier im Binnenlande, Tolophon und Onon nahe am Meere, Hestier und Alope") im Binnenlande; endlich in Aitolien Epiktetos, Erpethä, Naupaktos, Moigtria am Meere, Eupalion, Apollonia, Potidamia im Binnenlande. Einen Bundesstaat der Dyzier hat es nie gegeben, doch erkennen wir aus der Nachricht von dem gemeinschaftlichen Siegel"), daß einzelne Aite gemeinsam unternommen sind. Die heutigen Nachkommen der Dyzier, die Krataroioten, sind nichts würdige Bettler, welche ganz Griechenland durchstreifen und alle Arten von Verkrüppelung zum Selbstverderb zu benutzen wissen"). (R. H. Klausen.)

OZOLUS Latreille (Crustacea). Nicht mehr aufgeführte Gattung aus Argulus foliaceus. (D. Thon.)

OZOMENE, nach Hygin (l. 14) Gemahlin des Theaumas, Mutter der Harpyien, sonst nirgends erwähnt. Man hat den Namen ändern wollen in Oeanina, weil Elektra, die Tochter des Okeanos, bei Hesiod an ihrer Stelle steht; aber der Name Ojomene, die Kriegerin, bezeichnet, wie mythologische Aitern öfters, eine Eigenschaft der Harpyien in der Schilderung der späteren Dichter, wo sie die Speisen nicht bloß forttragen, sondern auch verunreinigen (Virg. Aen. III, 216: foedissima venter proluviae). Bei den Aitern kann sich Nichts der Art finden, weil denselben die Harpyien nur Personifikationen der Erlöse sind. (Klausen.)

OZONIUM. So nannte Link (Berl. Mag. III, S. 21) eine Gerdagattung aus der Untergruppe der Incompten der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24. Linne'schen Classe. Er charakterisirte sie folgendermaßen: Nidulgerüste, verwirrt, fädige Fäden (daher der Gattungsnahme: *Ooc*, Faden), deren erste Verästelungen dick und ungegliedert sind, während ihre obern Enden dünn und gegliedert erscheinen; Sporidien sind noch nie bemerkt worden. Link rechnete nur eine Art hieher: 1) *O. auricomum* Link. (a. aug. O.). *Byssus fulva* Hudson, *Humboldt*. Fl. Friberg. B. barbatia Engl. bot. t. 701. *Dematium strigosum* Persoon. Syn. fung. O. *salvum* Pers. Myc. europ. l. p. 87; dazu fügte Per-

soon vier andere: 2) *O. croceum* Pers. (l. c. p. 86. *Himantia sulfurea* Pers. Syn. fung. Sporotrichum *croceum* Kunz. Bot. Hft.); 3) *O. laterale* Pers. (l. c. p. 87. *Himantia lateraria* Pers. Syn. fung. *Clavaria lateraria* Bulliard. Champ. t. 448. L. J. Solvay. Engl. fung. t. 387. f. 4); 4) *O. stipitatum* Pers. (l. c. Dematium *stipitatum* Pers. Syn. fung. *Byssus* *intertexta* Candolle. Fl. fr.); 5) *O. radicans* Pers. (l. c. p. 88). Endlich machte noch Fries, welcher (*Monium* als Unterattung zu *Aerothamnium* zählte, zwei neue Arten: 6) *O. arenarium* und 7) *O. lignorum* Fries. (Flor. dread. II, p. 268) bekannt. Alle diese Pilze zeigen sich als ein gelbes, röthliches, braunes oder schwärzliches Gewebe auf feuchter Erde, in Bergwerken, Höhlen und Kellern, auf trockenem oder faulem Holze. Fries (Elench. fung. p. 159. Syst. myc. III, p. 265) hält diese Gattungen nicht für selbständige Pilze, sondern für wuchernde Wurzelasern (*Mycealla*) verschiedener Schwämme, wie dies neuerdings Dutrochet aus dem andern Epistatzen nachgewiesen hat (Journ. de Chimie méd. Mai 1834. p. 300—304). Die Schwämme, zu welchen die Dyonien in dieser Beziehung gehören, können noch nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; nur *O. croceum* Pers. gibt Fries als Wurzelbildung der *Thelephora sulfurea* Fr. (Syst. myc. I. p. 452) an, welche oft auf dieser niedern Entwicklungsstufe stehen bleibt. (A. Sprengel.)

Ozophyllum Schreb., f. *Ticorea* Aubl.

OZOBA (Aozora), nach Ptolemaeus (V, 13) eine Stadt in Großarmenien unter 76° 30' d. B. und 40° 40' n. Br. (Völkler.)

OZORA, ein ungrischer Marktflecken in der tolnen Gespantschaft, am Schioflusse, unter 46° 44' 47" nördl. Br. und 36° 4' östl. E., mit einer katbolischen Pfarrkirche, fürstlich Esterhazy'schen Schlosse, 2600 Einwohnern, großem Gefälle und zahlreichem Wildpret, dessen Erlegung den von dem gastfreundlichen Hausherrn geladenen Herrschaften von Zeit zu Zeit großes Vergnügen gewährt. Um sich eine Vorstellung von solcher Erlegung zu machen, so diene hier zur authentischen Nachricht, daß in den fünf Tagen vom 31. Aug. bis 4. Sept. 1829 von jenen Herrschaften an Hochwildpret 170, an Damwildpret 822, an Rehwildpret 15, an Schwarzwildpret 10, zusammen 1025 Stüd., erlegt wurden. (Gamauf.)

OZOTHAMNUS. Eine von R. Brown (Linn. transac. XII, p. 125. Bern. Sch. II, S. 573) aufgestellte Gerdagattung aus der ersten Ordnung der 19. Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatoriaceen (nach Cassini der Jaulen, nach Lessing aus der Untergruppe der Gnaphalaceen der Gruppe der Senecioneen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus dachziegelförmig über einander liegenden, trockenhäutigen, gekrümmten Schuppen, von denen die innern oft abwärts gebogen sind; der Fruchtboden nackt; die Blüthen röhrig, alle zwittrig, oder wenige weiblich am Rande; die Antheren an der Basis zweifachförmig; die Narben an der Spitze stumpf abgestutzt, mit kurzen, steifen Härden besetzt; die Samentreue auf-

70) *Asch. Clex* p. 415. *Demost. Cor* p. 505. *Folyan* IV, 2, 8. 71) *Paus* X, 22, 15. 72) *Paus* X, 88, 4. 73) lb. 9. 74) *Paus* II, 2, 161—175. 75) *Strab* IX, 457 bei Kruse ausgefallen. 76) *E. Rott* 2. 77) *Pausanias* III, 239 sq. *Paus* II, 2, 160.

stehend, schiefhaarig oder pinselförmig. Es gehören hieher: 1) *O. pinifolius* *R. Br.* (*Calea pinifolia* *Forster* prodr. nr. 288. *Chrysocoma pinifolia* *Spreng.* *Syst. III.* p. 424), in Neuseeland; 2) *O. ferrugineus* *R. Br.* (*Eupatorium ferrugineum* *Labillardiere* *Nov. Holl. II.* p. 38. t. 180. *Chrysocoma ferruginea* *Spr.* l. c.); 3) *O. rosmarinifolius* *R. Br.* (*Eupatorium rosmarinifolium* *Labill.* l. c. t. 181. *Chrysocoma rosmarinifolia* *Spr.* l. c.); 4) *O. cinereus* *R. Br.* (*Chrysocoma cinerea* *Labill.* l. c. p. 39. t. 182); 5) *O. reticulatus* * (*Chrysocoma reticulata* *Labill.* l. c. p. 40. t. 183. *Gnaphalium reticulatum* *Spr.* l. c. p. 471. *Faustula* *Cassin.* *Dict. des sc. nat. XVI.*); mit pinsel- oder feulenförmiger Samen-

krone; 6) *O. squamatus* * (*Chrysocoma squamata* *Labill.* l. c. t. 184), alle in Neuholland, und 7) *O. ericoides* * (*Helichrysum ericifolium* *Lessing.* *Syn. comp.* p. 314. *Gnaphalium ericoides* *Linn.* *Sp. pl.* *Stoebe aspera* *Thunberg.* *Fl. cap.*), am Vorgebirge der guten Hoffnung. Diese sieben Arten sind Sträucher (nur Nr. 6 ist krautartig) von durchdringendem Geruche (daher der Gattungsname: *δάμνος*, Strauch, *δύειν*, riechen, stinken), mit zerstreuten, filzigen, ganzrandigen, leberartigen, am Rande meist zurückgerollten Blättern, zusammengebüschten oder doldentraubigen, am Ende der Zweige stehenden Blüthen, gelben Blümchen und weißer Samentkrone. (*d. Sprengel.*)

Ozy, f. Ottokar.

N a t r à g e.

OBAAJ (أبو), Name arabischer Schriftsteller, wie

1) des Abu Mansur Obajj, als Historiker und Verfasser einer Geschichte der Stadt Rei bekannt.

2) Abu Said Mansur Ben-elhosein Obajj, der Bezier, der ums Jahr 420 (1029 n. Chr.) lebte und sich viel mit den schönen Wissenschaften beschäftigte. Seinen Eifer in diesen Studien beweisen zwei anthropologische Sammlungen von ihm, eine größere, betitelt: Angenehme philologische Unterhaltung (نزهة الأدب), und eine

zweite, die zwar nur als Auszug aus der ersten bezeichnet wird, aber dennoch vier Bände stark und auch weiter verbreitet ist. Sie führt die Aufschrift: Zerstreuung der Verlen (نثر الدرر), und zerfällt in vier Sectionen, von denen jede wieder in Capitel nach Art aller bekannten Anthologien getheilt ist.

3) Obajj Ben Chalf, der Korischeide und heftige Gegner des Propheten Muhammed, den dieser in eigener Person im Treffen von Chod zu Boden stieß.

(Gustav Flügel.)

OBDÛN (عبدون), arabischer Name, der aber richtiger Abdûn zu schreiben ist. In Verbindung mit Ibn, Sohn, ist er die Benennung mehrerer großer Schriftsteller jener Nation geworden, unter denen wir hier folgende drei nennen wollen:

1) Abu'labbas Muhammed Ben Abdallah Ibn Abdûn, der im J. 299 (911 oder 12 n. Chr.) starb, harnestlicher Scheich und später Bezier war, und sich vorzüglich durch Erläuterung der Rechtsfälle seiner Secte und durch sein Dichtertalent auszeichnete. Auch war er ein Freund der allgemein bildenden Wissenschaften, und führt daher bisweilen den Beinamen Philosoph neben Koctin, weil er sein Geschlecht auf einen der Könige des glücklichen Arabiens mit Namen Du Koctin zurückführte. Sein Hauptwerk ist eine Verteidigungsschrift der Ansichten seiner Secte und Abu Hanifa's unter dem Titel: Itilâl oder Ihtidâchâdach, Entschuldigung oder Beweisführung. Eine andere Schrift von ihm ist eine Kasse oder Gedicht, in dem er die untergegangenen Könige aus dem Hause der Beni Maslama, die mehr noch unter dem Namen Beni Afsas bekannt sind, und ihre Zeit besang. Das ganze Gedicht ist geschichtlichen Inhalts und erwähnt nebenbei die berühmtesten Männer, wie die Kalifen und sonstige Große. Auch wurde es vielfach von spätem Gelehrten commentirt.

2) Der Scheich Ahmed Ben Abdûn, mit dem Beinamen Châtimi, dessen Todesjahr zwar unbekannt ist,

von dem wir aber ein Werk: Verhaltensregeln der Ärzte (آداب الحكمة), besitzen.

3) Der Arzt Mochtar Ben Hasan Ibn Abdûn, der durch seinen Schorffinn Berühmtheit erlangt hat. Wir kennen zwei Schriften von ihm: a) Gesundheits-Reglement (تقويم الصحة) und b) Gebet der Ärzte (معوطة الأطباء). (Gustav Flügel.)

OBDÛS (عبدوس) und Ibn Obdûs, Name arabischer Schriftsteller, unter denen die vorzüglichsten folgende sind:

1) Abu'lfnah Obdûs, der Sohn Abdallah's aus Samoban, Lehrer des Abu'Ischâk Muhammed Kaifarâni, der sich so vortheilhaft durch seine Kenntniß der Arabischen auszeichnete, und auch Befußt derselben große Reisen machte. Obdûs blühte zu Anfang des 11. Jahrh.

2) Der Scheich und Grammatiker Abu'Hasan Ali Ben Muhammed Ben-elhosein, gewöhnlich Ibn Obdûs genannt, der entweder aus Kuso gebürtig war, oder sich wenigstens lange Zeit daseibst aufgehalten hat. Wir besitzen von ihm: a) Beweis über die Fehler in der Grammatik (البرهان في علل النحو); b) Gedanken, die in der Formel „Gelobt sei Gott“ und in dem Gebete überhaupt enthalten sind (معاني التوحيد والدعاء); c) Gedanken in den Gedichten (معاني الشعر); d) Über die Abwägung des Vermaßes in den Gedichten (ميزان الشعر); und vielleicht sind auch noch von ihm e) Nachrichten von Gelehrten (أخبار العلماء).

3) Abu Bekr Ibn Obdûs, der Koranexegese, Zeitgenosse und Lehrer des Theâlî-bi, des Verfassers eines berühmten Commentars zum Koran. Auch Ibn Obdûs gab einen Commentar heraus, der aber wahrscheinlich unvollendet blieb.

4) Der Scheich Nûr-ed-dîn All Ben Abi Bekr Obdûs, von dessen Verhältnissen sonst nichts Näheres bekannt ist, hat eine Schrift hinterlassen unter dem Titel: Leiter zur rechten Leitung (معراج الهداية), die wahrscheinlich das kanonische Recht zum Gegenstande hat.

(Gustav Flügel.)

OBEID, OBEIDA, OBEIDALLAH, OBEIDI, weiterverbreitete Muhammedanische Namen jeden Standes und Landes, und unter den Trägern derselben solche, die nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch in Europa bekannt geworden sind und mehr bekannt zu werden verdienen. Wir fügen den oben (3. Sect. B. I. S. 27) genannten folgende bei:

1) Obeid (عبيد), der Dichter, mit dem Vornamen Abu Daebandal, und sonst Obeid Ben Hossin Ben Moawija Ben Daebandal genannt, aber noch bekannter unter dem Namen راعي, Râi, d. h. der Hüter, der Weidende, der ihm deshalb beigelegt wurde, weil er gern Schilderungen von Kamelen in seine Gedichte aufnahm, und auch in der Kenntnis dieser Thiere sehr bewandert war. In der Hamâsa finden sich mehrere Bruchstücke seiner Gedichte, z. B. S. 136. Er blühte zur Zeit des omayyadischen Kalifen Abd-el-melik, des Sohnes Nerman, also gegen das Ende des 7. Jahrs.

2) Obeid, der persische Dichter, gewöhnlich Safâni genannt, von dem Dorfe Safân in der Nähe von Kaswin, wo er geboren war. Von Hause aus arm lebte er blos von den Widatshaten seiner Gönner, denen er sich vorzüglich durch seine possenhaften Einfälle und Schwürren empfahl. In diesem Geiste verfasste er auch mehrere Sendschreiben (Risâlet), die aber wahrscheinlich grobe Schwurgerien enthielten. Er lebte in dem glänzenden Zeitalter der persischen Poesie und an dem Hofe eines Fürsten, der als einer der größten Beförderer der Wissenschaften und Künste aus der Familie des Dschengischan in Iran herrschte. Es war dies Abu Said, der Sohn des Rhodabende, der siebente und letzte große Regent dieser Dynastie. Auch hielt sich Obeid zu Samarkand an dem Hofe des Abu Ihsan aus der Familie Jaischan auf, die die Mogaffiden stürzte. So groß er aber in seiner Epikre als Dichter dastand, ein so großer Rhetoriker war er auch. Als er dem letztgenannten Sultan ein Werk über die Rhetorik überreichen wollte, aber seinen Zutritt erhielt, weil der Hofnarb beim Sultan war, sagte er folgende Verse (s. Pers. Metekünste. S. 250) aus dem Siegehre her:

Vertig' dich nicht auf Wissenschaft wie ich,
Das nicht gering geschätzt zu sein wie ich,
Euch du geschäft hin von den Zeitgenossen,
Zu den Narrenschreien, vertige dich auf Wissen.

3) Obeid, der Sohn des Abas, ein arabischer Dichter, der eine Kasse moralischen Inhalts schrieb, die Zehrij kommentirt hat. Das Original wie der Commentar befinden sich auf der oxford. Bibliothek (vergl. Uri p. 262 und 264).

4) Taki-ed-din Abu'l-kâsim Obeid Ben Muhammed Ben Abbas wurde im J. 622 (1225 n. Chr.) zu Kahirâ geboren, hörte in seiner Jugend die Traditionenlehre Ibn-eimoghre und Ibn Kenadisch, schrieb später selbst viel, und gewandte sich vorzüglich im Ausuchen der Überlieferungen aus andern Werken, in der Kenntnis der Namen der Überlieferer und in Zurückführung der Überlieferungen auf ihren ersten Urheber aus. Dabei ist er in

seinen Resultaten zuverläßig und glaubwürdig. Er starb im Monate Schaban 692 (d. i. in der Mitte des Jahrs 1293).

5) Abu Obeid Ahmed Ben Muhammed Ben Abi Obeid, Herewi, d. i. aus Herat, oder Caschani, d. i. aus Kaschan, einem der Dörfer bei Herat, beigeannt, war als ein lustiger Bruder bekannt, der Spiel und Freude liebte, dabei aber in einer der heiligsten Wissenschaften der Muhammedaner sich auszeichnete, in der Überlieferungskunde und deren Sprachgebrauch. Die grammatischen Studien hatte er vorzüglich unter dem Sprachkundigen Abu Mansur Abiri betrieben, und scheint sich überdies viel unter den Schöngesistern Khorasan's herumgetummelt zu haben. Er starb im Monate Rebschab 401 (d. i. zu Anfange des Jahrs 1011), und hinterließ ein ausgezeichnetes Werk über die seltenen Ausdrücke im Koran und in der Sunna unter dem Titel: Buch der seltenen Ausdrücke im Koran und in den Überlieferungen (كتاب الغريبين). Es wurde später von Andreem theils in Auszüge gebracht, theils fortgeführt (vergl. auch Hamak. Spec. p. 148. nr. 550).

6) Der Imam Abu Obeid aus Tâb, deshalb Tâbi genannt, ist Verfasser des Werkes: Der Gesäthe der Reisenden (النس المسافرين).

7) Abu Obeid Abdallah Ben Abd-el-aziz Bekri, der Andalusier, der 487 (1094) starb, und durch ein geographisch-historisches Werk unter dem Titel: Straßen und Reiche (مسالك وممالك), seinen Namen der Nachwelt erhalten hat.

8) Abu Obeid Cäsım Ben Sellâm, dessen Vater, von Geburt ein Grieche, Sklave eines Kreschners der Stadt Herat war, Abu Obeid wurde in dieser geboren, wahrscheinlich 154 (771 n. Chr.), beschäftigte sich viel mit der Traditionenlehre, den schönen Wissenschaften und der Jurisprudenz, und grüdete sich dabei durch einen in jeder Beziehung musterhaften Lebenswandel aus. Überdies war er in der Geschichte sehr bewandert, und 18 Jahre lang vermallete er zu Aller Zufriedenheit das Nichte-teram-in Karfus. Die Nacht theilte er in drei Theile, wovon er den einen dem Gebete, den andern dem Schlaf, den dritten der Abfassung seiner Werke widmete. Nicht weniger als einize 20 der letztern haben seinen literarischen Ruhm der Nachwelt überliefert. Sie betreffen hauptsächlich den Koran, die Überlieferungslehre, und ihren Sprachgebrauch und die Jurisprudenz. Auch war er der erste, der die Koranrecensionen sammelte, und außer den sieben kanonischen Koranlesern noch 25 andere in einem Werke vereinigte, nach Einigen ferner der erste, der über die ungewöhnlichen Ausdrücke des Koran schrieb, und für die Zuweisung seiner Schrift fürderte soll ihm Abdallah Ben Tâbi monatlich 10,000 Dirhem angewiesen haben. Er hatte sich aber auch nach seiner eigenen Aussage nicht weniger als 40 Jahre damit beschäftigt. Die wichtigsten seiner Werke sind folgende: Über die seltenen Ausdrücke im Koran (غريب المصنف) و

anken der Gedächtnis; gänge und gehe Sprichwörter (الأمثال السائرة), die vielfach commentirt wurden; eine Übersetzungssammlung (موسند); über die aufhebenden und aufgehobenen Stellen im Koran (ناسخ القرآن); über die Wörter, die Masfür und Mambūd in der Grammatik heissen; über die Koranrecensionen (القرآن); über die Masculina und Feminina; über die Genealogien (كتاب النسب); über die Art und Weise, die geschehenen Dinge grammatisch auszu-drücken (كتاب الأحداث); über das von Richtern zu beobachtende Verfahren und Betragen; über die Zahl der Verse des Koran; über die Schwüre und Drohungen (vermuthlich im Koran); über die Mensuratur. Über einige dieser seiner Werke bleibt er auch eine Zeit lang Vorlesungen in Bagdad, unternahm alsdann die heilige Wallfahrt, und starb nach vollzogener Pilgerung entweder in Mekka oder Medina 222 oder 223 oder, gar 224 (d. h. zwischen 837 und 839). Er soll 67 Jahre alt geworden sein (cfr. Ann. Mosl. II, 172 und Ann. 159. Adoll. p. 337 el 495 (74). Hamak. Spec. p. 167 (593). Biogr. univ. I, 96).

1) Abu Obeida, mit dem vollständigen Namen Abdallah Ben Abd-el-aziz Ben Mosab Bekri, des Spanier, schrieb einen werthvollen Commentar zu dem umlaufenden Sprichwörter des Abu Obeid (s. 3. Sect. 1. Bd. S. 27 wo السائرة zu lesen), unter dem Titel: Faal el-melaf, in dem er zugleich auch das nachtrug, was etwa der Verfasser des Originals ausgelassen hatte (s. Haji Khalifa. T. I, p. 435. nr. 1255). Derselbe scheint auch in den arabischen Genealogien sehr bewandert gewesen zu sein, und starb 487 (1094).

2) Abu Obeida Mamar Ben-el-mothanna, ein Gelehrter des Stammes Temim aus Basra, als einer der ältesten größten Grammatiker ausgezeichnet. Die biographischen Schriften sind voll des Ruhms seiner Gesamtheit, obgleich er Kharidif war, d. h. sich unter Fakhri Ben-el-melaf an die Rebellen anschloß hatte. Harun el-Raschid ließ ihn zu Folge einer ziemlich verbürgten Nachricht im J. 188 (804) von Basra nach Bagdad kommen, und las in Person einige seiner Schriften unter seiner Leitung. Er hatte auch die weitest ausgemessene Schüler, wie den Ali Ben-el-moghbiria, Kasim Ben Selām (s. Abu Obeid nr. 8), Abu Dhiman Māzini, Abu Hātim Schafschāni und Andere, als er selbst Lehrer gehabt hatte. Dessen ungeachtet drückte er sich nicht immer schön aus, verstand mit allen grammatischen Kenntnissen selbst nicht einen Vers richtig zu lesen, und den Werth der Seiten durch die Aussprache anzudeuten (s. Annal. Mosl. II, 144, wo die Nachrichten alle aus Ibn Kallakān Nr. 741 genommen sind). Dagegen hebt man vor Allem die Klarheit und Nützlichkeit seiner Uebersetzungen heraus; eine Anekdote aber (vergl. Köhler in

Eichh. Repert. II, 26—30) beweist, daß er nicht eben der ordentlichste Mensch war. Seine Geburt fällt in den Monat Rebi'ul-farb des Jahres 110 (728) zu Ende, und diese Angabe ist die richtigere, obwohl Andere die Jahre 111, 114, 108 und auch 109 sehen, und er starb 209 (oder 211, oder 210, oder 213) in Basra, d. i. 824 oder 825 n. Chr. Seine Schriften betrafen sich auf nahe an 200, von denen uns Ibn Kallakān nach dem Vorgange Ibn Rebin's in seinem Katalog der Wissenschaften einen sehr großen Theil verzeichnet hat. Wir verweisen auf seinen Artikel Nr. 741, und bemerken nur noch, daß auch in Haji Khalifa eine nicht geringe Anzahl mit Bemerkungen angegeben ist. Sie betreffen Geschichte (wie Nachrichten über die Majiniden, den bekannten Statthalter Heddschāfīsh, über die Richter von Basra, über die Ermordung des Dhimān Ben Ḥafān, über die bei den Arabern vorgefallenen Schlachten, deren er in einem größeren Werke 2400, in einem kleineren 75 aufzählt, über die Beschreibungen der beiden Dichter Dischāir und Herzaf unter einander etc.), Grammatik (über Dual und Plural und ähnliche Erscheinungen, wie sie eben unter Abu Obeid angegeben worden sind), Jurisprudenz, Biographie (in diesem Theile der Sprachkenntnis leidet er Größtes), Philologie, die Wissenschaften des Koran und andere mehr und weniger wichtige Zweige des gelehrten Fortschritts (s. auch Hamak. Spec. 166 [nr. 393] und De Rossi, p. 24).

1) Obeidallah Omari Ben Hafs Ben Asim Ben Omar Ben Chaitāb Omari (scheint ein Gefährte des Propheten gewesen zu sein, wenigstens sagt Ibn Koteiba, daß er einer derjenigen war, welche die Aussprüche des Propheten verbreiteten und - dadurch Ueheber der Traditionenlehre wurden).

2) Obeidallah Ben Hasan Ben Obeidallah, welcher letztere ein Sohn des Abbas, Enkel des Ali und Ur-enkel des Abu Tālib war, bekleidete unter dem Khatif des Mamūn die Gouverneurstelle aus Mekka und Medina, und ging alsdann nach Bagdad, wo er auch unter der Regierung desselben Khalifen farb.

3) Abu Muhammed Obeidallah Abai, Sohn des Rufa, war als Koranleser weit und breit berühmt und farb im J. 213 (828).

4) Obeidallah, Sohn des Eri und Bruder des Ali, welcher letztere wider Willen des Khalifen Mamūn Gouverneur von Ägypten war, und nach seinem Tode 206 (821 oder 822) seinen zum Nachfolger hatte. Mamūn, der diese Usurpation um jeden Preis bestrafen oder doch für sich unschädlich machen wollte, schickte den Khalid Ben Zeid mit einer Armee Araber nach Ägypten. Obeidallah, der nicht der Mann war, seine Unterwerfung wohlfeil zu verkaufen, zog ihm entgegen, während der rechtmäßige Statthalter Ali sich mit Khalid verband, und ihm allen Kriegs- und Munitionbedarf lieferte. Dobeidallah verband sich bei Fakuṣ, und so kam es denn hier im Juli 821 zu einem allgemeinen Kampfe, dem mehr Geschäfte folgten, denen zufolge sich Khalid in die Provinz Hauf zurückziehen mußte. Allein diese war eine derjenigen Länderlein, in denen Ali anerkannt war, und mithin

das Heer des Kalifen am wenigsten zu sehen wünschte. Er wandte also alle Kunstgriffe an, um ihn von dort zu entfernen. Khalid ging wirklich auf die Westseite des Nils, während Ali nach Tennes zurückkehrte, wodurch Ersterer aufs Neue in eine trostlose Lage versetzt wurde. Obeidallah, diesen Stand der Dinge bemühend, marschierte zu Ende des Jahres 822 auf sein Standquartier Nehia los, nahm ihn selbst gefangen und schickte ihn zu Wasser nach Mekka. Nun blieb Wamam nichts übrig, als Obeidallah die Provinzen zu überlassen, in deren Besitz er war, Kossät, Sald und die westlichen Theile Ägyptens, während Ali die Landschaften Haus und Tennes und die Anweisung auf die dort zu erhebenden Abgaben erhielt. Als er jedoch letztere in Haus einzutreiben sich aufgemacht hatte, widersetzten sich die Einwohner und daten Obeidallah um seinen Beistand. Dieser schickte auch seinen Bruder mit Truppen ab, und beide Heere lieferten sich im Monate Juni 824 bei Balkina ein Treffen, das ebenso wenig für die eine als andere Partei entschied, wie mehrere andere, die sich noch im nächsten Monate folgten. Ali kehrte jetzt mit seinen Truppen nach Damiette zurück, Obeidallah aber ließ Tennes und Damiette durch eine Armee erobern. Ali wandte sich nun über Fenna nach El-Arisch (Rosette), und schlug zwischen dieser Stadt und Giza sein Lager auf, kehrte aber bald nach Fenna zurück, worauf die Besatzung Obeidallah's in Tennes die Flucht ergriff. Endlich kamen sich beide Heere bei Schatun gegenüber zu sehen, und Ali war im Anfange der Schlacht Sieger, fiel jedoch in einem ihm gestellten Hinterhalt, und mußte sich deshalb nach Rosette zurückziehen. Obeidallah, der Tennes und Damiette wieder in Besitz nahm, mußte bereits beide Plätze wieder im Juni 825 an Ali abtreten. Während sich so beide bekämpften, langte der neue Herrscher Abdallah Ben Tähim im Auftrage des Kalifen in Ägypten an. Ali leistete diesem dieselben Dienste, wie früher dem Khalif und lagerte sich mit ihm in der Nähe von Belbeis. Obeidallah stellte auch jetzt der Gewalt Gewalt entgegen, und Abdallah, der langsam zu Werke ging, hatte nichts Anderes zu thun, als das Land zu brandschatzen. Alsdann setzte er bei Bessia eine Heeresabtheilung über den Nil, und vertraute dem Ali das Commando über seine aus Ägypten mitgebrachten Rüstschiffe an. Dieser schlug auch wirklich die Flotte des Obeidallah im April 826, worauf Abdallah mit Obeidallah im folgenden Monate Frieden schloß, und ihn mit einem Ehrenkleide und 10,000 Goldstücken beschenkte. Hierauf befehlet er ihm, sich zum Kalifen Wamam zu begeben, und mit diesem Beschele war die Ruhe Ägyptens wieder hergestellt, aber auch Obeidallah verschwindet aus der Geschichte.

5) Obeidallah Ben-elhasan Abu'leasim; gewöhnlich Gollam Zuhai (غلام زحان, puer Saturni)

genannt, blühte unter dem Kalifen Abdoh-ed-dewlel, als berühmter Chronom und Astrolog. Er galt überdies in Bagdad für einen der ausgezeichnetsten Arithmetiker und schrieb über alle diese Wissenschaften bedeutende Werke. Von diesen nennen wir hier folgende: Über die Bewegung

der Fixsterne, ein großes und kleines Werk über die Stunden, über die Astrologia judiciaria, über die Zagenkurrelei, und die beiden Werke, betitelt der große Sammel und die klar dargestellten Elemente der Chronom (Bergh. Cas. Bibl. I, 404 und De Rossi, Diction. p. 154).

6) Obeidallah Ahmed, aus Zagagha (زغاجة)

in Afrika, ist Verfasser eines Commentars zu dem Gedichte des Abu Abdallah Muhammed Ben Dajim aus Geräbis in Spanien, das eine Umschreibung des Korans enthielt (Cas. Bibl. I, 501).

7) Obeidallah Casim Ben Jusuf Ben Ali Todschibi aus Valentia, schrieb eine Reise durch Spanien und Afrika, die er im J. 626 (1228—29) unter dem Namen Bernämehsch (Bernämeh, persisch) herausgab.

8) Obeidallah Ben Malik Fachri aus Gortuba (Gordoba), der ein so ausgezeichnetes Rechtsgelahrter war, daß ihn Abdrakman der Erste zum Richter von Gortuba machte. Dieses Amt bekleidete er 14 Jahre mit großem Lobe und starb 182, 14 Djetradet (d. i. um 799 n. Chr.).

9) Obeidallah Ben Omar Ben Heschäm Hadhrewi, der in Gortuba geboren und erzogen wurde, erlangte durch sein Redner- und Dichtertalent großen Ruhm und lehrte auch die auf dieselben begünstigten Wissenschaften zu Murcia, Almeria und Marokko. Er starb zu Sevilla 550 (1155). Er hinterließ mehr schätzensvolle Schriften.

10) Obeidallah Ben Ahmed Ben Jali Ben Wähb aus Gortuba, Gouverneur von Toledo und Badajoz und später Herrscher unter Abdrakman Nasir. Vorzüglich zeichnete er sich im Dec. 938 in dem sogenannten Grabentreffen gegen die Christen aus, indem dasselbe, wer von diesen nicht fliehen konnte, seinen Tod fand (Cas. II, 49). Diesen Sieg besang er selbst in einem Gedichte.

11) Obeidallah, nach Andern Abdallah, der Sohn Gabriel's und Enkel des Bochtischua, mitbin aus der so berühmten Medicinerfamilie der Bochtischua, über die mehr an ihrem Orte nachzuweisen ist; war ebenfalls ein großer Arzt am Hofe des Wrotae, des 21. der abbasidischen Kalifen, und gab auch ihm zu Ehren seinen medicinischen Aufsatzen (روضة) in 50 Capiteln im J. 330 (941—42) heraus. Nach dem Katalog der papirer Mas. (nr. MLXVI) ist von ihm auch ein anderes Werk: über den Hugen, den uns die Thiere gewähren, mit Abbildungen der Landthiere, der Vögel und Fische.

12) Obeidallah Ben Muhammed aus Andalusien oder Spanien, von dem sonst nichts bekannt ist, als sein Name und folgendes Werk, das er schrieb: die Leitung zum Tessen des Rechten (ارشاد الي اصابة الصواب).

13) Obeidallah Ben Abdallah Abu Ahmed, war als Dichter bekannt, und die arabischen Bibliographen setzen ihm einen ganzen Dwan bei. Auch schrieb er ein rhetorisches Werk unter dem Titel: Buch der ausgezeichneten Beredsamkeit (كتاب المراجعة والقصاحة), und trat als Politiker auf, was sein Werk über die Staats-

verwaltung (كتاب الرياسة في السياسة) beweis. Ferner ist von ihm eine Biographie der Dichter des 7. Jahrh. (أشارة في أخبار الشعراء) und eine Sammlung seiner Correspondenz mit Abdallah Ben el-motezz. Er war Emir und Oberster der Leibwache in Bagdad erst im Namen seines Bruders und dann wirklich. Diese Stellung jedoch hinderte ihn nicht, die Wissenschaften zu pflegen, und mehrere Proben seiner Dichtergaben liegen auch in Ibn Khallikan vor. Er starb im Juni 913 in einem Alter von 77 Jahren in Bagdad.

14) Obeidallah (nach Andern Abdallah) Ben Abdel-kafi Ben Abd-el-medachid Obeidi, dessen Todesjahr unbekannt ist, gab einen Commentar zu der in Sam ausgehenden Kaside des Sadr-ed-din Muhammed Ben El-Sawi heraus. Jenes Gedicht ist unter dem Namen: Lustgarten des Sawi, bekannt (روض السوي).

15) Obeidallah Ben Muhammed Ben Jacob, der um 932 (um 1526 n. Chr.) lebte, schrieb einen Commentar zu dem national gemordeten Lobgedicht auf den Propheten, bekannt unter dem Namen die Wurde (جربة), und nannte ihn die Hilfe des Trostlosen (إغاثة اللهفان). Derselbe ist der Verfasser eines Commentars zu dem Gedichte Munfaridat von Ibn el nahbi.

16) Obeidallah Ben Ahmad Abu'l-fath, der Grammatiker, war einer der Gelehrten des 4. Jahrh., und ist Verfasser folgender dreien Werke: a) Eine Geschichte der Dichter (أخبار الشعراء) und b) Buch der Einsamkeit (كتاب العزلة).

17) Obeidallah Chan, Emir im transoxanischen Gebiet, ist Verfasser eines Commentars zum Koran, den er kürzliche Bekehrungen nannte (الغوايد الخاتمة), und ein anderer desselben Namens:

18) Obeidallah Chan, ist Dichter, dabei aber ein Muthürfüger Tyrann, dessen Regierung durch die Hinrichtung von 40,000 Schlachtopfern gebrandmarkt ist. Er war der Neffe Scheib Khan's, und Sami Mirza gen. d. seiner in der Geschichte persischer Dichter (vergl. 1. Bd. S. 28 Obeid Khan).

19) Obeidallah Chuschikani, der Dichter, mit dem vollständigen Namen Abu'l-tscham Obeidallah Ben Ahmed Ben Muhammed Ben Chuschikan Corroschi Amir aus Nisabur, gewöhnlich Ibn Chudja (ابن خذأ) genannt, ein in der Traditionslehre ausgezeichnet bewandeter Gelehrter, der darüber sammelte, schrieb, Vorlesungen hielt. Auch trieb er das kanakische Recht eifrig und starb nach 472 (d. i. nach 1077).

20) Abu Abdallah Obeidallah Ben Abdallah Ben Oiba Ben Mesudi, ist einer der sieben berühmten Rechtsgelehrten in Medina, von denen alle Rechtskenntnis und die Entscheidung zweifelhafter Rechtsfälle aus-

ging. Sie legten recht eigentlich den Grund zu dem Wissen, das der Kadhi und Mufti in der Folgezeit als dessen Hauptfach ansehen mußte. Ja, man sagte sogar, daß der, welcher den Ansichten jener sieben nicht folgt, von der Wahrheit abweiche und sie überste. Die übrigen sechs aber sind Drua, Gafim, Said, Solaiman, Abu Bekr und Kharidifa. Unser Obeidallah war einer der jüngsten Jünger (Tabiun) des Propheten, die zwar diesen nicht gesehen, wol aber seine unmittelbaren Gefährten zu Lehrern gehabt hatten. Er gehörte zu dem berühmten Geschlecht der Mesudi, die aus dem Stamme der Hudjeiten hervorgingen und deren Abstammung und Kette aus Ibn Koteiba in den Anmerkungen zu Ann. Mosl. I. p. 118—20 nachgewiesen hat. Auch hat uns Abu'l-feda von jenen sieben Rechtsgelehrten einige kurze Nachrichten (T. I. p. 442—446) aufbewahrt und von unserm Obeidallah spricht noch Ibn Khallikan besonders (vergl. Tydem. Consp. nr. 363). Nach Abu'l-feda starb er 102 (720 oder 721 n. Chr.), und Ibn Khallikan nimmt ebenfalls dieses Jahr seines Todes an, bemerkt aber, daß Andere die Jahre 99, 98 und 97 vertheilten. Ibn Abbas und Abu Horira waren seine Lehrer und die Afscha machte ihm manche Mittheilungen aus dem Munde des Propheten. Einer seiner Schüler (Muhammed Ben Abder-aziz) äußerte auch, daß ihm eine Sitzung in Gesellschaft des Obeidallah lieber sei als die ganze Welt. Von seinen Gedichten finden sich Bruchstücke in der Hamäa.

21) Abu'l-hakim Obeidallah Ben-el-motazzar Ben Abdallah Bahili, der Mediciner, Philosoph und Philolog. Er stammte aus Almeria in Spanien, er selbst aber war in Jemen 486 (1093) geboren. Von da begab er sich nach Bagdad, wo er eine Zeit lang Knaben unterrichtete. Er selbst aber war in den blühenden Wissenschaften, in der Medicin und Geometrie bewandert. Auch erwähnt man von ihm eine Gedichtsammlung. Am meisten schätzte man seine medicinischen Kenntnisse und er soll selbst Syriacalox im Lager des Sultans der Seltschukiden Mahmud gewesen sein. Auch legt man ihm ein Werk unter dem Titel: Weg der Demuth (نهج).

الرخصة لاوى الخلاعة) bei. Hierauf begab er sich nach Syrien und wohnte in Damascus, wo er auch nach am 4. des Monats Dyladet 549 der H., oder, was richtiges ist, 548 (d. i. zu Anf. des J. 1152).

1) Horhan-ed-din Obeidallah Ben Muhammed Obeidi, der banaisische Richter aus Tebris, daher Tebrisi genannt, hat sich als Kenner des fanonischen Rechts, der Metaphysik und der Grammatik vortheilhaft bekannt gemacht. Er hat auch den ehrenbaren Beinamen eines Scherif, weil er aus der Familie des Propheten seine Abstammung herleitete, und war entporend aus Bergama, jenseit des Drua, gebürtig oder hielt sich dafelbst längere Zeit auf. Sonst heißt er gewöhnlich Ibr, und starb im J. 743 (1342 oder 1343), nachdem er sich durch seine Erklärungen vorzüglich um die Werke Bedhawi's verdient gemacht hatte. Wir kennen von ihm: 1) Einen Commentar zu dem Compendium über die Re-

taphysit des Richters Beidhäm, das den Titel: Aufgänge der Lichter (طواع الانوار), führt. Obeidi schrieb ihn zu Gunsten des Schech-eb-din Mobarekshah. 2) Einen Commentar zu desselben Werke über die abgeleiteten schäpfitischen Rechtslehren, betitelt: der weit entfernte Zweck (الغاية الاقصى). So ebenfalls 3) zu seinem Handbuche über die Grundlehren, unter dem Titel: Weg des Erlangens (منهاج الوصول الى علم الاصول), und 4) endlich zu dessen Leuchte der Geister (مصباح) über die Metaphysik zwei Commentare, wovon der eine den Titel: Erleuchtung (ايضاح), führt.

2) Jahja Ben Dachafar Obeidi, der Genealog, hat sich als Geschichtschreiber von Medina bekannt gemacht. Sein Werk führt den Titel: اخمار البعينة (confr. Haji Khalfa T. I. nr. 228 et 2302).

3) Fadhallah Obeidi, Mathematiker und Astronom, schrieb einen Commentar zu dem berühmten Handbuche des Fakhramini über die ebene Form, was nach seiner eigenen Aussage das Beste über jenen Gegenstand enthalten soll.

Obeidi Ben Mahmüd Abu'l-casim, ein geborner Maure aus Jaen in Spanien, der sich aber später nach Ägypten begab. Selbst einer der bereitesten Dichter und bewandert in den dichterischen Ergüssen seiner Nation hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, in einem Werke, das er die spanische Dichtsammlung betitelt, alle die Gedanten und Verse zu sammeln, die auswärtige Gelehrte von Spanien entlehnt und in ihre Werke aufgenommen hatten. Er starb zu Cadix 511 (1117 oder 1118 n. Chr.) (vergl. Casir. II, 138). (Gustav Flügel.)

OBEIRID Ben-elmoaddasir, ein Lomimit, der den Beinamen Rijähi führt, blühte im Anfange der omayyadischen Dynastie als Dichter, und es haben sich da und dort in grammatischen und anthologischen Werken Bruchstücke seiner Gedichte erhalten. (Gustav Flügel.)

OBERBLINDE (voile de Perroquet de Honaupré), heißt das Segel an der Blinden- oder Vogellänge, d. i. dem kleinen Mast, der senkrecht auf der Spitze des Vogelpriests steht. Dieses Segel sitzt an der Oberblinde den Kaa (vergue du Perroquet de Honaupré) über der Unterblinde und ihrer Kaa, die an dem Vogelpriest selbst hängt. (v. Carisien.)

OBERMASTEN sind auf großen Schiffen die obere Theile (Stengen) der Masten, wodurch diese verlängert (in der Schiffersprache: überseht) werden, und welche die obere Segel mit ihren Raan tragen. Der Mittel- und Hochmast bestehen jeder aus drei Theilen, haben daher jeder zwei Obermasten, der Besanmast hat nur einen, indem er nur aus zwei Theilen besteht. (v. Carisien.)

OBERONIA, eine von Lindley (Gen. and sp. of orch. p. I. p. 15) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Verbindung der 20. Linn'schen Classe und aus der

Gruppe der Epidendreen (Malapidum Lindl.) der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Reichblättchen frei, offenstehend oder zurückgeschlagen, meist gleich; das Lippchen aufsteigend, vierlappig, verschiedenes Gestalt, häufig langgestreckt; das Scädelchen sehr klein, frei; die Antheere zweifächrig; zwei birnförmige, wachstartige Pollenkörper. Von Pleurothallis unterscheidet sich Oberonia nächst dem Habitus nur durch die freien Reichblättchen, von Stelia durch die Bildung des Lippchens. Die dreizehn Arten, welche Linley hier zählt, wachsen als Kräuter mit zweizeiligen Blättern, oft zweischneidigem Blüthenstange und langen, grünlich-gelben Blüthenähren auf Bäumen und Felsen in Hindien, Nepal und auf den Südseeinseln. Schon seit längerer Zeit bekannt sind folgende drei: 1) *O. iridifolia* Lindl. (l. c. Cymbidium iridifolium Roxburgh, hort. beng., Malaxia ovalifolia Smith.) in Hindien und Nepal; 2) *O. brevifolia* Lindl. (l. c. p. 16, Epidendrum equitans Forster, prodr., Cymbidium equitans Swartz, Petit-Thouars orch. t. 92, Pleurothallis disticha A. R. Richard, orch. t. 8, f. 1), in Hindien, auf den Gesellschafts- und Maskarenischen Inseln und auf Madagaskar; 3) *O. Myosurus* Lindl. (l. c., Epidendrum Myosurus Forster, Dendrobium Myosurus Swartz) auf den Gesellschaftsinseln. (A. Sprengel.)

OBERSEGEL. Die Segel eines großen Schiffes hängen in mehrern Reihen über einander, am großen und Hochmast in drei, am Besanmast und am Vogelpriest in zwei Reihen. Die unterste Reihe besteht daher aus vier Segeln, welche Untersegel heißen (sie sind: das große oder Schönschiffsegel am Mittelmaße, das Hochsegel am Hochmaße, das Besansegel am Besanmaße und die große oder Unterblinde am Vogelpriest). Alle darüber hängende nennt man Obersegel (sie sind: das große Mastsegel und über diesem das große Bramsegel, beide am großen Mast; das Vornmastsegel und über diesem das Vortramsegel, beide am Hochmaße, das Kreuzsegel am Besanmaße und die Oberblinde an der blinden Stenge des Vogelpriests. Zuweilen kommen noch die Lappsegel an den Lappen oder Spitzen der Masten hinzu, z. B. wenn man Jagd auf ein Schiff macht und der Wind nicht zu stark geht). Die Stagssegel rechnet man aber nicht dazu. (v. Carisien.)

OBERWIND haben, ist gleichbedeutend mit: über dem Winde sein (f. d. Art. Wind). (v. Carisien.)

OBOLUS (Paläozoologie), ein von Eichwald gebildetes Geschlecht *) für zwei Arten unvollständig erhaltener fossiler Bivalven, welche in Trümmern einzelner Schalen zu hunderttausenden einen solchen Sandstein unter Trilobiten-Schichten am Zuglusse bei Zamburg in Angermünde zusammenstehen *). Wegen der Form der Klappen und ihrer vier Muskeleindrücke weist er ihm seine Stelle neben Crania an. Da mir nicht möglich gewesen, diese Reste selbst zu sehen, so wage ich keine Vermuthung über den Werth und die Stelle dieses Geschlechtes. Teut! ad-

1) Eichwald. Zoologia specialis. 1829. I, 274. *) Eichw. Geognostico-zoologica per Ingham maris Baltici provinciae, nec non de Trilobitis observationes (Casani 1835. 4.) p. 3, 4.

fixa; valvae aequales suborbiculares, unice nonnunquam otterustae, margine ibidem inflexo et intus dilatato, ibique medio sulco exarato pro ligamento sane recipiendo. Impressiones musculares quatuor: duae anticae distantes sub inflexo margine, et duae pone eas in media testa sitae.

1) O. Apollinis *Eichw.* Zool. I, 274. t. IV. f. 5, testa antrosum parum attenuata, apice tamquam bilabiato, sulco scilicet in eum excurrente. Oberflache platt, concentrisch gestreift; Breite von 4".

2) O. Inglejus *Eichw.* ib. testa antrosum dilatata, sulco longitudinali marginis inflexi latius parum conspicuo. Die vier Muskelindrücke sind tief, die Schale ist größer, als bei voriger, vorn 5" breit.

(H. G. Bronn.)

OBRECHT (Jakob), einer der berühmtesten Componisten zu den Zeiten *Vdenheim's* (s. d. Art.), welcher mit und neben ihm blühte. *Glarean* (s. d. Art.), der ihn öfter anspricht und uns auch noch einige Sätze seiner Composition aufbewahrt hat, nennt ihn *Hobrecht*, weshalb ihn unser *Gerder* in seinem neuen Veriton der Conträntler unter diesem Namen kurz angibt. Viel Zuverlässiges ist leider bis jetzt von diesem Gelehrten nicht zu berichten, auf dessen Lebensumstände für eine geordnete Geschichte der Tonkunst nicht wenig ankommt. Also abermals ein Punkt, der mit Fleiß genauer zu berichtigen wäre. Zeits war man in jenen Zeiten im Aufzeichnen solcher Gegenstände sehr nachlässig, theils haben wol auch die Unruhen jener Periode viele Urkunden verlit, theils sind aber auch die niederländischen Archive lange noch nicht hinlänglich benutzt worden, sodas uns Hoffnung bleibt, noch manches bis jetzt Unsichere in ein helleres Licht gesetzt zu sehen. *Forkel* in seiner Geschichte der Musik im zweiten Theile S. 320 nennt ihn vor *Vdenheim*, dagegen ordnet ihn *Riesewetter* in seinem Abriß der Geschichte der abendländischen Tonkunst jenem unter und rechnet ihn mit zu den Nachfolgern *Vdenheim's*. Weiden kann vor der Hand nicht mit gültigem Grunde widersprochen werden. Für *Forkel* sprechen die Thatsachen, die aus *Obrecht's* Compositionen genommen werden: *Obrecht* ist im künstlichen Contrapunkte einfacher, als alle jene berühmten Meister, die aus *Vdenheim's* Schule hervorgingen, sodas er aus der frühesten Periode der niederländischen Tonkunst hervorgegangen zu sein scheint und in *Vdenheim's* Zeit hineingehört haben muß. Wigmans ist so viel gewis, das beide Männer Zeitgenossen gewesen sind. Auch wird *Obrecht* keinesweges mit unter den Schülern *Vdenheim's* aufgeführt, was gewis geschehen wäre, wenn er von *Vdenheim* gebildet worden. Es ist daher so gewis, als es beim Mangel bestimmter Angaben seiner Lebensverhältnisse sein kann, das *Obrecht* seine Bildung der ersten niederländischen Schule zu verdanken hatte, welcher er auch in größerer Einsamkeit treu blieb, obgleich damit nicht geleast werden soll, das er von der weiter getriebenen contrapunktischen Künstlichkeit der zweiten niederländischen Schule *Vdenheim's* Nachahmer annahm. Weil aber *Vdenheim* zu den Zeiten der Blüthezeit seiner Kunstgenossen eine weit um sich greifende Schule ge-

bildet und viele in der nächsten Folge kunstberühmte Männer in ihr erzogen hatte, *Obrecht* hingegen keine, so hat *Riesewetter* gleichfalls ein Recht, ihn dem ersten unterzuwerfen. *Baini* hat dagegen offenkundig Unrecht, wenn er in seinem Werke über *Palestrina* auch unsern *Obrecht* mit unter diejenigen zählt, von denen er sagt: „Die Niederländer zu *Vdenheim's* Zeit häuften Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, womit sie der Kunst einen Dienst zu erwiesen glaubten.“ *Obrecht* unterscheidet sich, wie schon gesagt, durch größere contrapunktische Einfachheit von den Meistern jener Periode. Das übrigens auch er, wie viele Niederländer, manche Franzosen und Teutsche des 15. Jahrh., in Italien war, bezogen nicht Wenige, unter welche auch *Baini* gehört. Zwischen den Jahren 1470 und 1480 hielt er sich mit dem Teutschen *Heinrich Isaak* einige Jahre zu *Florenz* am Hofe des Herzogs *Lorenzo II Magnifico* auf. Nach seiner Rückkehr aus er sich in Utrecht niedergelassen haben; nur kann 1475 nach *Gerder* nicht für gewis angenommen werden. Die ganze Angabe beruht darauf, das *Obrecht* der Lehrer des *Erasmus* war, welcher dort *Georg* Schüler der Kathedrale war, bis in sein 19. Jahr. Nun wurde aber *Erasmus* erst im J. 1467 zu *Rotterdam* geboren. *Erasmus* hatte ihn nie genannt und bezogt von ihm, er sei nulli secundu. *Glarean*, als Schüler des *Erasmus*, kommt in das Lob seines Lehrers ein und rühmt namentlich von ihm, er habe so viel Schnelligkeit der Erfindungskraft gehabt, das er in einer Nacht eine vortrefliche, von allen Kennern bewunderte Messe zu setzen im Stande gewesen sei. Mehr Würde und Natürlichkeit als den übrigen seiner Zeit wird seinen Leistungen ausdrücklich zugesprochen, sodas er seltene Gänge und Ueberdungen, ob er sie gleich so gut wie Andere zu geben vermocht, verschmäht habe, überhaupt aller Prahlerei abhold gewesen sei. Nach *Wegner* (Biblioth. univers.) sind von ihm fünf Messen bekannt gemacht worden, wovon die nähere Bestimmung fehlt; sie sollen sich auf der münchener Bibliothek befinden. *Riesewetter* führt unter den Druckwerken des *Octavio Petrus* folgende auf, die hieher gehören: 1503 zu *Venedig* Cauti cento cinquanta, wo auch von *Obrecht* Einiges vorkommt; 1504 in der Sammlung *Motett*, Libro quarto; 1505 *Motetti a cinque*, Libro primo; auch ein großes Messenwerk von *Obrecht*, das zwischen 1503 bis 1516 ungefähr gedruckt wurde; die Überschriften der fünf Messen (vielleicht mit dem von *Wegner* angeführten dasselbe Werk) heißen: *Je ne demande; Greecorum; Fortuna desperata; Molheur mo bat; Salvo diva parens*. Noch findet sich eine Passion von ihm in *Soloet Harmon.* 4 voc. (Vitab. Rhaw. 1528), die in der Biblioth. zu *Jena* aufbewahrt wird. *Forkel* gibt im 2. B. seiner Gesch. S. 621 f. einige *Rotterdamsche* Spiele, welche man nachzusehen hat. (G. W. Fink.)

OCAIL (جك) (s. auch *Okail*), ist der Name

eines ausgedehnten Stammes der Araber der Wüste, deren Oberhaupt und Ahnherr *Osail*, ein Sohn des Ka'b und Enkel des *Rebia*, ist (s. *Eichh. Monum. ant. hist. Arab.* p. 47, 112, 117 und *Tab. geneal.* VII). Aus ihm gingen mehrere Dichter und später ausgezeichnete

Schriftsteller hervor, und Leila und Widschnün, die Helden der romantischen Liebe der arabischen Vorzeit und der Segensfund einer großen Anzahl Romane der Nachwelt, gehören ihm ebenfalls an. Auch wird der Stamm und seine Helden öfter von den Dichtern erwähnt, wie von Ibtisnabbi (f. Chrest. ed. de Sacy. III. p. 10—12). Wir erwähnen hier einige dieses Namens und Ursprungs, die sich in spätere Zeit in irgend einer Beziehung auszeichneten. Einer der dieselben, von dem aber weniger erzählt wird, ist Ocail, der Sohn des Khalid, der ein Schüler des Isbri war und im J. 144 (761) starb (f. Ann. Mosl. II, 14). Mehr Vermuthungen erlangte

2) der schäufische Imam Abu Mohammed Abdallah Ben Abd-el-rahman Ibn Ocail (der jedoch richtiger Ibn Aekil geschrieben zu werden scheint), mit dem Ehrennamen Beha-ed-din. Er lebte in Ägypten, dessen höchste Richterstelle ihm im J. 759 (1358) übertragen wurde und die er auch bis an seinen Tod, der ihn 769 (1367 oder 1368) in Kahirra in einem Alter von 70 Jahren erlöste, inne hatte. Sein thätiger, wissenschaftlicher Leben verbandete er durch Abfassung mehrerer aus Koran-ergehete, Jurisprudenz und Grammatik bezügliche Schriften, die wir jetzt etwas genauer angeben wollen. Von ihm haben wir: 1) eine Kritik der Irrthümer, die sich Renewi, Ibn Rasaf und andere Juristen und aesthetische Schriftsteller haben zu Schulden kommen lassen. Ein weitausgelesener, aus mehreren Bänden bestehender, obwohl unvollendeter Werk. Er bewährte 2) seinen Ruhm als Grammatiker durch die mehrfachen Bearbeitungen der Grammatik Alfija von Ibn Malik. Er schrieb über dieselbe zunächst einen Commentar, zu dem der Volschreiber Soljuti Hossen herausgab. Später versetzte er einen geträugerten, mehr einem Auszuge ähnlichen Commentar, dem er den Text beifügte, dessenungeachtet aber erst nach zwei Jahren vollendete. Gerade diese Arbeit verschaffte ihm großes Ansehen unter den Sachverständigen. Endlich entschloß er sich auch noch zu einem Auszuge aus der Alfija in 600 Versen, und gab diesem den Titel Behijet.

3) Ist er Verfasser eines Commentars zu dem Tschil el-farid und we Achmil el-machid (vergl. Anth. grammat. p. 215), dessen Verfasser ebenfalls der genannte Ibn Malik ist. Dieser Commentar führt den Titel Murid, d. i. der Hilse bringende, und ist nach Hadjef Khalifa unvollendet geblieben, während Spätere seine Vollendung behaupten.

4) Ein Commentar zum Koran, der aber nur bis zum Ende der dritten Sure geht. 5) Ein Commentar zu dem Werke Tenzib über die abgeleiteten Rechtslehren der Schafiten, dessen Verfasser der im J. 476 (1083 oder 1084) verstorbene Schirazi ist. 6) Der schäufische Sammler (El-Dscham' el-Mesid) über dieselben speziellen Rechtslehren, ein Originalwerk unter Schriftstellers. 7) Eine Fetwasammlung, und 8) ein Auszug aus der schäufischen Rechtslehre des großen Imam Schafai, die dieser unter dem Titel Wehsid, d. i. das gedrungene Handbuch, herausgab.

3) Ocail, einer der berühmtesten Söhne der muslimännischen Welt unter einem der argwohnlichsten und grausamsten Fürsten, unter dem tolen Schamsiamallah. Dieser ward durch seine verdächtigten Angaben Ursache,

daß mehr als einem der Beamten dieses Fürsten die Glieder des Körpers verflümmelt wurden.

4) Mohammed Ben Ocail, aus Balch, ist Verfasser einer Geschichte seiner Vaterstadt, betitelt Tarich.

5) Ibn Ocail, der Sowatrimier, vermuthlich ein Gelehrter der spätern Zeit, schrieb Aphorismen über die Wissenschaft der Grundregeln. (Gustav Flügel.)

OCAILI. 1) Mohammed Ben Amru Ocaili, der im J. 934 starb, beschäftigte sich viel mit der Arabischen Lehre, und gab ein Verzeichniß derjenigen Uebersetzer heraus, deren Glaubwürdigkeit durchaus zu bezweifeln ist.

2) Der Scheich und Imam Schems-ed-din Ahmed Ben Mohammed Ben Ahmed Ocaili Ansari aus Buchara, in welcher Stadt er auch in der Mitte des J. 1259 starb. Er erlernte die Jurisprudenz unter seinem mütterlichen Großvater Scherefeh ed-din Omar Ben Muhammad Ben Omar Draili. Wir haben von ihm eine poetische Ausarbeitung des kleinen Sammlers (El-Dscham' el-Sagir) der persischen Rechtslehren von Scheibani, der in dem größten Ansehen steht. Nach Ibn Kotlubaga, der in den Classen der Pandecten commentirte, er auch dasselbe Werk.

3) Kemal-ed-din Omar Ben Ahmed Ben Hibatallah Ocaili aus Balch, starb im J. 660 (1261 oder 1262), und hinterließ ein Werk über Kalligraphie und Schreibmaterialien unter dem Titel: Kitab el-hatt we arabibi we wasf torisibi we aliamibi.

4) Omar Ben Muhammad Ocaili Ansari, starb im J. 576 (1180 oder 1181), und hinterließ eine Anleitung zur Abfassung von Rechtsprüchen unter dem Titel: Minhadsch el-fetam.

5) Ahmed Ben Jahja Ben Zohair Abu'lhasan Ben Abi Dschafar Ocaili, aus Balch, wo er unter Abu Dschafar Muhammad Ben Ahmed Semsi das Recht studirte. Er ist Verfasser eines Werkes, das die verschiedenen Ansichten des Abu Hanifa und seiner Schüler entwickelt und diejenigen Punkte, die jener allein gegen diese geltend zu machen sucht. Als er im J. 424 (1032 oder 1033) nach Mekka wallfahrte, gerieth er in die Gefangenhaft der Kräher. Wahrscheinlich war er im J. 390 (990 oder 991) geboren.

6) Abu Moab Beschair Ben Nord Ben Jordeschah Ocaili, ein blindergeborener Dichter, stammte aus Zocharshan, und erhielt den Namen Draili von einer Frau aus dem Stamme Draili, die ihm die Freiheit schenkte. Als Gefangener war er in die Hände der Kräher gerathen, die ihn an jene Frau verkauft hatten. Sein Geburtsort war Bakra, er vertauschte aber später seinem Aufenthalt in dieser Stadt mit dem in Bagdad. Auch gab man ihm den Ehrennamen Muraath (مرعث), weil

er in seiner Jugend Dyringe (درة pl. دراهم) trug. Außerdem hatte er hervorragende Augen, war aber stark und groß von Statur. Auch hatten ihn die Wurmern hart mitgenommen, so daß er im Ganzen keine Schönheit sein konnte. Vorzüglich pries er in seinen Gedichten den Khalifen Walid, wurde aber der Unhänglichkeit en

den Persismus beschuldigt, indem er das Feuer der Erde vorziehen sollte, und lud auch deshalb den Fluch aller Rechtgläubigen auf sich, weil er behauptete, der Teufel habe sich mit Recht geweigert, der Adam anbetend niederzufallen. Noch wird erzählt, daß man um dieser Anlässe willen seine Bücher durchforcht, aber nichts gefunden habe, was jenen Veracht bekräftigte. Dessen ungeachtet ließ ihn Mahdi, wie Einige berichten, 70 Peitschenhiebe geben, denen er unterlag. Eins seiner Familienglieder schaffte seinen Leichnam aus der Sumpfgegend Balda, zwischen Basit und letzterer Stadt nach Basra, wo er im J. 167 oder 168 (zwischen 743 und 745) begraben wurde. Zuerst dagegen behauptet, er sei als Opfer seiner Satyren auf Isak Ben Daroud, den Westr Mahdi's, der ihm habe nachstellen lassen, gefallen. Abu'Isarabid Isfahani und Ibn Kallakan erzählen nicht nur das Leben unseres Dichters, der über 90 Jahre alt wurde, sondern theilen auch Proben seiner Gedichte mit. (Vergl. noch da Sary, Chrestom. III, 520 sq.) (Gustav Flügel.)

OCATH (عكاظ), Name eines Ortes zwischen

Nachla (نخلة) und Tayef (طائف), wo alljährlich zu Anfang des Monats Dhu'l-cade 20 Tage lang jener berühmte Markt gehalten wurde, auf dem sich die arabischen Stämme vereinigten, nicht nur um zu kaufen und zu verkaufen, sondern ganz vorzüglich um dichterische Wettstreite zu bestehen (ينعاطون). Es war diese Einrichtung und Gewohnheit in vielen Städten der der griechischen Spiele ähnlich. Bekanntlich legten die Araber vor Muhammed alle ihre Weisheit in dichterischen Ergüssen nieder, die Gedichte waren gleichsam eine Encyclopädie ihrer Gesamtwissenschaft, und auf die Dichtkunst gingen sie als zu dem Endpunkt ihrer Weisheit zurück und bezogen auf sie Alles. Daher suchte ein Dichter dem andern unter den größten Anstrengungen den Ehrenpreis abzugewinnen, zumal da jeder glaubte, durch den hohen Ausdruck seiner Gedanken zugleich auch den Adel seiner Geburt zu erkennen zu geben. Jener Wettkampf war übrigens nicht die Sache einiger Personen, sondern der ganze Stamm schloß sich durch die Krönung eines der Dichter aus seiner Mitte vor allen gerührt; ja die andern Stämme vereinigten sich dem beglückten ihre Glückwünsche darzubringen, Gastereien anzustellen, zu musizieren und durch den Preis der Ruhmgewürten überall ausruhen zu lassen. Die Gedichte, welche den Preis erhielten, wurden von den Fürsten als ein kostbares Besitzthum in ihrem Schatz aufbewahrt und aufgehängt, und daher kommt es, daß jene sieben berühmten Gedichte der vorislamischen Zeit Moallakat, d. i. die aufgehängten, heißen, mochten sie nun von jenem Aufhängen als Gemälden der Fürsten, oder, wie Andere wollen, von dem Aufhängen an die Ka'ba diesen Namen erhalten haben. Sie wurden mit Goldschrift niedergeschrieben, daher man sie auch unter der Bezeichnung „die vergoldeten“ angeführt findet. Der Markt sowohl als jene Zusammenkünfte wurden durch die Erscheinung Muhammed's aufgehoben, da von nun an der Araber den Schauspiel eines Ruhms

eine Zeit lang nicht mehr in der Poesie, sondern in dem Kampfe suchte. Zugleich gingen aber auch deshalb eine Menge alter Gedichte verloren, die nur im Gedächtnisse des Volkes vorhanden waren. (Gustav Flügel.)

OCBA (عجدة), Ibn. Wir erwähnen unter den arabischen Gelehrten dieses Namens: 1) Abu Dawud So-leiman Ibn Ocba (nicht Ben Akla, wie da und dort heißt, während doch d'Herbelot schon Ben Ocba hat) ist Verfasser eines Commentars über die Lineare binomiales und apotomas des zehnten Buchs des Cullides. Vergl. *Haj. Khalif.* Tom. I. p. 362 und *Gart.* de Interpret. et Explanat. Enchirid. arab. §. 10.

2) Dschomah-ad-din Ahmed, mit dem Beinamen Ibn Ocba, der im Jannar 1425 starb, hat uns eine Genealogie der Familie des Abu Laib hinterlassen unter dem Titel: Stützpunkt des Studirenden (Omdet el-talib), die wichtige historische Angaben enthält. Sie deckt hauptsächlich aus Zusätzen mehrerer Werke seiner Väter, wie des Genealogen Abu'Isa'an Ali, seiner des Esuf und Abu Rafe Esal Boqari, zu deren Nachrichten er seine eigenen hinzufügte.

3) Musa Ben Ocba, der aus Medina gebürtig war und im J. 141 (758 oder 759) starb, ist Verfasser einer Geschichte der Feldzüge der Araber unter dem einfachen Titel: Khab el-meghaji.

4) Hajja Ibn Ocba, der Lehrer der beiden Söhne Ali's, Hasan und Husein, der aber mit Recht bei Andern Ibn Acab heißt. Er vertrat ein auf Eän ausgehen des Gedicht, daß den Titel *Acab*, Erklärung, führt.

5) Abu'l-harith Ghellän Ibn Ocba Ben Behisch, der berühmte und unter dem Beinamen Dschurromma wohlbekannte Dichter. Er starb 117 (735), nachdem er viel Abenteuer bestanden hatte, und hinterließ einen Diwan. Diese seiner Gedichte beziehen sich auf das Lob des Belat Aghari, des Sohnes des Abu Borda. Auch in der Hamasa finden Verse von ihm. (S. Hariri p. 280 und Anthol. *græc.* p. 146.) (Gustav Flügel.)

OCBARI. Wir fügen dem, was oben (S. Crit. 1. Th. S. 238) über den Gelehrten dieses Namens unter 2 gesagt worden ist, da er einer der geistigen und gelehrtesten Männer seiner Zeit war, folgende wenige Bemerkungen bei. Er war der Sohn Husein's und Enkel Abdallah's, und sein Leben hat uns Ibn Kallakan beschrieben. Seine Familie stammte aus Ocbara, ab, daher sein Name, er selbst war aber in Bagdad im J. 538 (1143—1144) geboren und lebte auch da. Seiner religiösen Überzeugung nach hielt er sich zur hanbalitischen Sekte, und zeichnete sich auch in der Kenntnis der Rechtsansichten derselben aus. Außerdem verstand er Arithmetik und die Erbschaftsberechnung und war in der Grammatik ausgezeichnet bewandert, obwohl blind. Man gab ihm den ehrenvollen Beinamen Mohibbe'd-din, der die Religion liebt, und wie thätig er war, zeigt die Menge Schriften in den verschiedensten Fächern, die wir von ihm kennen. Die nennenswertheu derselben sind: 1) Eine vollständige Anleitung über die Arithmetik unter dem Titel *Ma'ad fi et-hisab*. 2) Belehrung in der Grammatik (*Hisab*).

3) Eine Auseinandersetzung der grammatischen Endreiserionen in den Überlieferungen des Propheten (Trab el-habit, grammatisch). Ein ähnliches Buch verfaßte er über diese Endungen in der unter dem Namen Hamasa bekannten Gedichtsammlung. 4) Ein weitläufiger Commentar zu dem grammatischen Werke des Samachschir, das den Titel Mofasssil führt. Dabari nannte seine Erklärung Abhah. 5) Eine alphabetische Anordnung des Werkes Schah el-manzil von Ibn el-khattib, das unter den Philologen großes Ansehen genießt. Es ist das Ganze ein die Sprachrichtigkeit bestimmendes Hilfsbuch. 6) Ein Commentar zu dem grammatischen Werke Abhah von Farisi. 7) Das bedeutendste Werk über die grammatischen Endungen des Korans (ilm ind el-koran) ist ebenfalls von ihm und führt den Titel Abhah, d. i. erklärende Anleitung, zwei Bände. 8) Ein Werk unter dem Titel Bulget, d. i. hinreichende Belehrung, von nicht zu bestimmendem Inhalte. 9) Ein grammatisches Werk unter dem Titel Tarsil, d. i. Anordnung der Wortfolge. 10) Ein Anhang zu der Dialektik. 11) Ein Commentar zum Koran. 12) Ein Auszug des Bessim über das Erbschaftsrecht und die Erbschaftsteilung (Taschis si el-ferah). 13) Ein grammatisches Werk, Taidin, d. i. ansehnlicher Unterricht, betitelt. Das Buch wurde wegen seiner Brauchbarkeit von Andern commentirt. 14) Ein Werk ähnlichen Inhalts, betitelt Abhah, Erklärung des Fehlerhaften. 15) Sein Commentar zur Hamasa, der sich aber bloß mit den Vocalen der Endung beschäftigt. S. vorher 2). 16) Ein Commentar zu den rhytmischen Reben des Ibn Nobata, philologischen Inhalts. Auch Andere commentirten das Werk. 17) Ein Commentar zu dem Dwan des Motenebbi, der aber ebenfalls hauptsächlich die grammatischen Endungen der dort vorkommenden Formen zum Gegenstande hatte. 18) Ein Commentar zu dem Fehid, d. i. der Bereds, kserigraphischen Inhalts. Ein Werk, das von einer Menge Gelehrten commentirt wurde. 19) Ein Commentar zu den in der Grammatik Sibawaih's vorkommenden Werken. 20) Ein Commentar zu dem sogenannten lamischen Gedichte des Logra, d. b. zu der auf den Buchstaben Lam ausgehenden und zuerst von Pocode herausgegebenen Kade jenes Dichters. 21) Ein grammatisches Werk, betitelt das Mark über die Fehler in der Construction und den Endformen (Abhah). 22) Ein Commentar zu dem grammatischen Werke des Dhaman Ibn Adhinni, betitelt: Der Glanz (Ram'on). 23) Anregungsmittel (Mushdewil) des Lesers zu dem Buchstaben des Alphabets, philologischen und kserigraphischen Inhalts, wegen der Gelehrsamkeit des Verfassers noch vorzüglicher als das oben erwähnte Schah el-manzil von Ibn el-khattib. 24) Ein Commentar der schwierigen Ausdrücke in den Reklamen des Harir, in einem sehr schwachen Bande. 25) Eine Auswahl des Besten über die Koptik. 26) Ungewiß ist, ob ihm auch über die Wergungellehre (ilm el-lari) das Werk Nughat zukommt, da dieses Einige dem Meidani zuschreiben. Aus diesem Viertheilungsteile so ganz zugewandte Werke geht so viel hervor, daß ihm vor allen Bezeichnungen die eines Grammatikers zuerst zukommen muß, denn der Grammatik

schenkte er seine größte Thätigkeit, obwohl er weniger in selbstgeschaffenen Werken auftrat, als vielmehr durch Erläuterung schwieriger Werke von Andern sich verdient machen wollte. Zu Lehrern in der Grammatik hatte er in Bagdad unter Andern den Abu Muhammad Ibn-el-shahschah, der eine gleiche Tendenz in seiner Schriftstellerthätigkeit hatte. Nicht weniger soll er nach Ibn Akkaltan in der Überlieferungslehre bewandert gewesen sein, daher er auch den ihm gebührenden Ruhm noch bei seinen Lebzeiten eintrachte. — Noch bemerken wir, daß die oben Theil 1 unter 1) und 2) angegebenen Gelehrten unter dem Namen Dabari einer und derselben sind, da Abdallah auch Farbi, d. b. ein des Erbschaftsrechts Kundiger, war. Dagegen fügen wir ihnen als dritten Gelehrten des Namens Dabari den Enkel des Obengenannten, Muhammad Ben Abdelrahman Ben Adibell Abdallah Ben-el-hosin Dabari bei, der in einem Werke von sechs Bänden aus angeblich vierzig Büchern die besten Erläuterungen der Gedanken der Sprichwörter zusammenzutrag unter dem Titel Moshchi, d. i. der Sammler. (Gustav Flügel.)

OCCOPINROS, OKKAPINRAS, Gott bei den Preußen und Letten, dem wir schon im Artikel Ozinok begegnet sind, und gesehen haben, wie ihn die Preußen als Gott des Himmels und der Erde anrufen. Henkel *) erklärt ihn durch: Vater des Hügels. Henkel sagt von ihm in Beziehung auf die Letten: Okkopirnas (Okkopirnos), der den Lauf der Gestirne und der Jahreszeiten ordnet, aber nirgends eigentlich verehrt wird. Nach Radtut ist Okkapiernas (Okkapiernas) bei Letten der Beschäfer der Ritz, schuf den Keng und den Herbst, und theilte das Leben der Menschen in traurige und frohe Tage. (Ferdinand Wachtler.)

OCDSCHIZADEH (vergl. oben Oegi Zadeh). Dieser verdienstvolle Emir schrieb nicht nur jene angeführten Commentare (vergl. Haji Khalifa T. I. p. 168), sondern auch noch folgende Werke: 1) Ein türkisches Inseha, das in 30 Tagen, zu zehn Blättern jede, Muskerbriefe seiner Zeit an die verschiedenen regierenden Fürsten enthielt, und auf Verlangen eines Fürstenden, der Radhi war, beigeirt wurde. 2) Eine poetische Erläuterung der 40 Überlieferungen, unter dem Titel: El-Natam El-Mobin; eine Sammlung von Erklärungen Anderer in dichterischer Form. Er gab sich selbst den dichterischen Ehrennamen Schahi, und von Hammer erwähnt seiner auch ruhmvoll in der osmanischen Geschichte. Er war Dichter in Aegypten unter Sultan Ahmed. (Gustav Flügel.)

1) Abraham Fraenkel. De Düs Soraborum, ap. Hoffmann. Script. T. II. p. 169 ist ign aus durch: Occopirnos autem vox compoſita, latine dicere Patrem fulminis. Est enim ex Oc, Slavon. (Sorabis Hoc, vel Hoc, per posthesis) id est, pater etc. und weiter unter: Pirnus, posterior vocabul per sonata est ex Poloa. Pirnus, fulmen, ignis coelestis. Unde Pirnus bijo, id est, fulminat; et Pirurnen uderzon, fulminatus, fulmine tactus. Et Pirurnac, Komien Pirurnadow, bronita, ein Donnerwetter. 2) Henkel. Die Begriff. Volant. 1. Bd. S. 160. 3) Theodor Radtut in dem polnisch geschriebenen Werke Dzieja starozytno narodu litewskiego (Alte Geschichte des litauischen Volkes. 1. Bd. Wilna 1835). Vergl. Blätter für literarische Unterhaltung. (Leipzig 1836.) Nr. 3. S. 12.

OCHIROSTIGMA (Insecta). Eine von Hübner (Verzeichniß bekannter Schmetterlinge, S. 146) aufgestellte Gattung der Raupschmetterlinge, zum Stamme Psilodonta gehörig, sonst zu den Spinnern gezählt, von Dörfenheimer der Gattung Notodonta einverleibt. Es gehören hierher die beiden Arten velutaria und malagana der letztern. (D. Thon.)

OCHSENKOPF, ist nebst dem Schneeberg der höchste Berg des mehr als sechs Meilen Umfang habenden Nistalgebirges im bairischen Ober- und Niederbayern, und der von allen benachbarten Bergen, über welche er, zu einer weiten Ansicht, hoch hervorragt, durch enge Thäler abgetrennt ist. Er ist ein von Abend nach Morgen gegen zwei Stunden hinziehender Berggraben im Mittelpunkt des Nistalgebirges, im bischöfgrüner Thale, dessen westlicher und nördlicher Abhang am steilsten, dessen östlicher aber am leichtesten ansteigend ist, und dessen Höhe über die Meeresfläche von Einigen auf 3617 Fuß¹⁾, von Andern auf 3219 Fuß²⁾ angegeben wird. Er ist durchaus mit Nistalwald bewachsen und lieferte ehemals Stämme von außerordentlicher Größe. Jetzt sind aber diese Forsten durch den täglichen Verbrauch der nahen Hüttenwerke, durch Windbrüche und Raupenfraß sehr gelichtet. Drei Wege führen zum Gipfel. Der eine geht am Frohbessammer vorbei und an der Ostseite des Berges fast eine Meile lang hinan; der zweite führt am sogenannten Schläglein hinauf; der dritte, der sogenannte tiefe Weg, ist der kürzeste, hinlänglich gebahnt, nicht sonderlich steil, und mit ungefähr 5000 Schritten auf seinem Gipfel ist die höchste Höhe erreicht, die sich als eine Felsenkuppe von übereinandergestürzten Granitmassen darstellt, von welcher man den erfreulichsten Umblick genießt und auf deren Felsenplatte, die den äußersten Punkt bildet, man das Namensbild des Berges, einen Ochsenkopf mit Hörnern und Ohren, eingegraben findet. Nicht weit entfernt von dem Gipfel trifft man eine umgefallene Granitkugel an, auf welcher gleichfalls die Figur eines Ochsenkopfes mit den lateinischen Buchstaben R. H. M. eingegraben steht. Sechzig Fuß unterhalb der Bergeshöhe erblickt man das sogenannte Schneeloch, ein 15 Fuß tiefes Gefälle, in welchem man öfters noch in den Monaten Juni und Juli Schnee findet und in welches man aus den Ästen hineingeleiteter Waldbäume hinabsteigen kann. Alle Höhlungen und Spalten, welche man hier wahrnimmt, sind durch Berrüttungen des Granits gebildet, an dessen Oberfläche der Feldspath überall vermischt ist. Zuweilen findet sich etwas Schiefer; an einigen Stellen ist der Glimmer wie der Schiefer schwarz, an andern goldgelb und glänzend, durch welche Beschaffenheit, sowie durch den auf dem Boden der Röhren und Spalten sich vorfindenden goldgelben Sand, vielfache bergmännische Versuche, aber stets erfolglos, veranlaßt worden sind³⁾. (Fenkohl.)

OCHT (Ibn). Ibn-elocht, d. h. der Sohn der Tochter, Abulhasan Järisi, Grammatiker und Schüler des großen im J. 377 (987—88) gestorbenen Scheichs und Grammatikers Abu Ali Hasan Ben Abiham Järisi, dessen grammatisches Werk Johd, d. i. Erläuterung (cf. Abdoll. 535. el. 481), er auch commentirte.

(Gustav Flügel.)
OCHTERA Latreille (Insecta). Eine Gattung zweiflügelige Insekten, die von Reigen Macrochira genannt wurde, welche Benennung als die spätere eingehen muß. Sie gehört in die Familie Anthozera und in die Tribus Muscidae. Ihre Kennzeichen sind: Die Schüppchen über den Schwingflüßchen sind klein und die letztern unbedeckt; die Flügel liegen flach auf; die Fühler sind kürzer als das Gesicht und stehen zwischen den Augen; der Kopf ist fast dreieckig und die vordern Füße haben sehr große, zusammengedrückte, unten gezähnelte Schenkel; gebogene, am Ende mit einem starken Dorne versehene Schenkelbeine, welche auf jene eingeschlagen werden können (Fangfüße). Die Augen stehen sehr weit von einander, und zwischen ihnen finden sich drei kleine Nebenaugen (Ocellen). Die vordern Fühler bestehen aus drei Gliedern, von denen das erste sehr klein ist, die beiden andern aber fast von gleicher Länge sind; das letzte ist zugespitzt und trägt eine gefiederte Borste. Der Rüssel ist kurz, zwölffüßig, zurückziehbar. In der obern Öffnung der Mundhöhle ein kleines, querstehendes, fast kreisrundes Plättchen, welches Latreille als Leiste betrachtet. Die Palpen sind am Ende erweitert. Das Rückenschild (thorax) ist wenig gewölbt, fast glatt. Der Hinterleib ist eiförmig, etwas plattgedrückt. Die hintern Füße zeigen nichts Außerordentliches, wol aber die vordern, indem diese sehr viel Ähnlichkeit mit denen der Fangschrecken (Mantis) haben. Die einzige Art ist O. Mantia Degerer (Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes VI. pl. 8. f. 15, 16, 17. Musca et Taphritis manicata Fabric. Macrochira Mantia Meigen). Sie hat die Größe einer Stubenfliege, ist schwarz, der Bauch dunkel braungrün und glänzend; der Kopf ist vorn grau, die Schwingen (Schwingflüßchen) sind hellgelb. Sie findet sich in wasserreichen Gegenden, an Sümpfen, wo sie auf dem Wasser gewandt herumfliehet und mit ihren Fangfüßen kleine Insekten zu ergreifen sucht. (D. Thon.)

OCHTERUS (Insecta). Früherer Name einer Hemipterengattung, den Latreille wegen der Ähnlichkeit mit vorigem in Pologonum (f. d. A.) umänderte. (D. Thon.)

OCHTHEBIUS (Insecta). Eine von Erach errichtete Käfergattung, von Fabricius zu Elaphorus, von Illiger zu Hydraena gezählt. Sie gehört zu der Ordnung Pentameria und zur Familie palpicornes, nach Latreille's neuester Eintheilung in Guvier's Regne animal IV. p. 520. Erach zählt sie zu der Familie Helophoridae. Kennzeichen: Das Brustschild fast halb eiförmig, das Kopfschild ganzrandig, die Maxillarpalpen

1800.) Goldfuß und Bichsel's Beschreibung des Nistalgebirges 1817.

1) Munkshud im Verken von Franken. 4. Th. S. 241.
2) Bergl. I. Sect. hist. Geogr. 7. 24. S. 168.
3) Bergl. k. k. Verzeichniß der geographisch-naturhistorischen Beschreibung des Nistalgebirges u. s. w. 2. Theil. (Joh. 1794,

haben ein schwächeres, kurzes und kegelförmiges oder spindelförmiges Endglied. Es sind kleine Käferchen von dunkler Farbe, im Äußeren der Gattung *Helophorus* (f. d. Art.) ähnlich, von langsamer Bewegung; ihr Aufenthalt ist im Wasser, gleich dem der genannten Gattung. Von den wenigen Arten, die in Europa, und namentlich auch in Deutschland, einheimisch sind, führen wir ausführlich nur an: *O. riparius* Illiger *). Eiförmig, plattgedrückt, schwarz erfarbten, das Brustschild halbkreisförmig, mit einer Furche in der Mitte und einer Grube zu beiden Seiten, die Flügeldecken punktiert gestreift, die Spitze derselben, sowie die Füße, verengt. Nur etwa eine Linie lang, dem *Latridius poratus* Herbst's sehr ähnlich. Findet sich im Frühjahr nicht selten in stehenden Wassern, an Brüden; in Deutschland nicht selten, namentlich auch in Österreich, außerdem auch in Frankreich, England, Schweden, sogar in Kappland. Zu dieser Gattung gehört noch *Helophorus* (*Helophorus*) *marinus* Paykull und die Arten *O. foveolatus*, *exsculptus*, *gibbosus* Müller, *bicolor* Kirby, über welche vergl. *German. Insectorum species novae* I. p. 90.

OCHTHOSIA (Cirripoda). Ranzani begründete diese Gattung in seinem *Mémoire de Storia Naturali*, Dec. I. (Bologna 1820) und gab von derselben folgende Kennzeichen an: Die Röhre hat äußerlich sichtbare Klappen; drei niedergedrückte Fächer (*areae*), jedes mit einer Nabe in der Mitte; drei vortragende Fächer, von denen zwei größer, eins kleiner, nur die letztere hat eine Mittelnaht; die Mündung (*apertura*) ist länglich-dreiseitig; die innern Blätter sind viertelhaft, mit drei aus den drei vordern Naben der Röhre entspringenden Vorrägen, welche die Höhlung in drei Fächer theilen. Die Basis ist häutig. Der Deckel ist zweiflappig, die Klappen sind schief pyramidal und auf der hintern Seite der Öffnung angeheftet †). In der Erläuterung zur Mittheilung dieser Diagnose in *Gerassac's Bulletin des Sciences naturelles*, Tom. IV. p. 386, wird sehr richtig bemerkt, daß bereits Schumacher (und zwar im *Essai d'un nouveau Système des Habitations des vers testacés* [Kopenh. 1817] p. 91) diese Gattung begründet und ihr den Namen *Verruca* gegeben habe, ihr aber bestimmt vier Klappen zuschreibt. Blainville erklärt in seinem *Manuel de Malacologie* (Paris 1825) p. 597, daß er den Gattungscharakter von Ranzani entlehne, schiebt aber in diesen das Kennzeichen „drei Klappen“ ein, und läßt in dem gleichlautenden Artikel des *Dictionnaire des Sciences naturelles*, Tom. XXXV. (Paris 1825) p. 337, die Klappe sogar nur „innenwärts“ sichtbar sein,

verbreitet sich aber hierauf umständlich darüber, daß nur drei Klappen da sein sollten, da es doch viel wahrscheinlicher, daß ihrer vier! indem er selbst eine Art mit vier Klappen beobachtet habe, die wol die *O. Siroomia* sein möge. Wir geben dies, selbst zu, nach der Abbildung Malacol. pl. 85. f. 4. (Balane de Siroom.) Deshayes schreibt dies Alles getreulich nach im *Dictionnaire encyclopédique d'histoire naturelle*, Tom. XII. (Paris 1827.) p. 52, und fügt noch hinzu, nach der Figur in der *Zool. danica* schiene der Kronentheil (*partie coronale*) nur aus drei Stücken zu bestehen. Offenbar hat er ebenso wenig den Art zu dieser Figur gesehen, wo deutlich von vier Klappen die Rede ist, noch Ranzani's Diagnose besser als Blainville verstanden. Zu verwundern ist, daß beide Gelehrte übersehen haben, daß Ranzani die Gattung in diejenige Abtheilung gestellt hat, welche durch vier Klappen charakterisirt ist. — Wir sind so weitläufig geworden, um die vielen französischen Zweifel über die Richtigkeit dieser Gattung zu zerstreuen, welche letztere schon aus *Gerassac's* Classification (*Bulletin* V.) hätte entnommen werden können. Ranzani's Kennzeichen passen vortreflich, wenn man nicht willkürlich „drei Klappen“ einschleibt, sondern die Fächer mit der Figur *Zoologica danica* III. t. 94. f. 3 vergleicht. Erach hat die Gattung *Clitia* genannt, *Gerassac* den Namen *Verruca*, der nach Ranzani's Grundgesetzen vorzuziehen ist, beibehalten. — Typus der Gattung ist *O. Siroomia* (*Lepas Siroomia*, *Zoologia danica* I. c. f. 1, 2, 3, 4, gut, Balane de Siroom., *Malac. I. c.* mittelmäßig). Die *Barygenichia* Chemnitz, *Conchyliocabinet* VIII. t. 98. f. 834 schlecht, *Cremia Siroomia* und *Verruca Lamarck*). Die Schale ist nur klein, einige Linien groß. Die Schalenstücke sind ungleich, zwei größer, welche aus drei Fächern bestehen, von denen die zwei Randseiter ganz sägezahnig in einander greifen. Die kleinern Schalenstücke haben jedes nur ein zahniges Randfeld und fassen unter einander ohne Zähne zusammen. Die sechs Tentakeln des Thieres sind roth. Es findet sich in den arktischen Meeren auf Muscheln und Tang, und soll sich auch im mittelländischen Meere aufhalten. (D. Thon.)

OCKENHEIM (Johann), der auch zuweilen *Oeckehem*, am meisten jedoch mit dem ersten Namen genannt wird, gehört unter die merkwürdigsten Künstler des 15. Jahrh., und muß, von Allen und seit lange anerkannt, als Haupt der zweiten niederländischen Schule der Tonkunst angesehen werden. Seine Compositionen, die sich in contrapunktischen Künsten so bewundernswürdig auszeichnen, daß schon aus diesem Stande der Tonkunst es deutlich werden muß, welche Fortschritte die neue harmonische Musik bereits vor ihm gemacht haben mußte, was nun auch nicht mehr als Hypothese, sondern als geschichtlich nachgewiesenes Factum zu betrachten ist, machen ihn ebenso sehr zum Stammvater funktirter contrapunktischer Schmelze, als seine vielen und höchst ausgezeichneten Schüler seine Abkömmlinge und seinen außerordentlichen Einfluß auf Erhöhung und große Verbreitung harmonisch scharfsinniger Verwobung vieler Stimmen, den Ruhm dieses patriarchalischen Contrapunkts in

*) *Hydraena riparia*, Käfer Preuss. I. 279, 1. *Ochthebius riparius*, Leach, *Zoological Miscellany*, III, 91. *O. pygmaeus*. *Ahræna*, Fauna insectorum Europae, VIII, 7. c. fig. *Helophorus pygmaeus*, Fabr. *Kleinf.* *Cyllenhal.* Ins. suec. I, 158. *Hydraena riparia*, *Zeltzerstedt* Faun. Ins. Lapp.

†) Wie können nicht ungen, zur Aufklärung des Raststehens hier die tatsächliche Diagnose, so weit als möglich, ansetzen. Tubus — 1 areis depressa tribus, angula sutura media; areis prominentibus tribus, duntaxat majoribus, una minore, hinc tantum sutura media; —

Zu Artikel Ockenheim, Seite 255.

kyrie ex, Missa Gaudemann. (Ex eod. biblioth. auf. Vienna)

ky ri - e

ky ri - e

ky ri - e

ky ri - e

Zu Artikel Odington, Seite 261, 262.

Pluvium, Serenitas, Trinitas, etc. Virgo, Ruvirga, Trivirga, B.

Dei-ut Do-mi-nus Do-mi-nus me-o

Be-ne-dic-tus Do-mi-nus De-us Is-ra-el.

Fe - lix il - le ani - mi, quem non de tra - mi - te rec - to

Fe - lix il - le ani - mi, quem non de tra - mi - te rec - to

tu - pi - a sa - cri - le - ga flet - it con - ta - gi - o tur - ba;

tu - pi - a sa - cri - le - ga flet - it con - ta - gi - o tur - ba;

Horat. Lib I Od 4.

Sol - vi - tur u - eria hy - eme gra - ta vi - ce re - ris et Fa - vo - ni,

Tro - hunt - que sic - cas ma - chi - na ex - ri - mus.

Zu Artikel Ornithoparchus, Seite 428.

Auflösung.

alle Welt trugen. Aus dieser zweiten niederländischen Schule der Composition wanderte die neue kunstreichere, mehr auf Harmonie und Verstandesverbindung der Töne, als auf Melodie und geschmackvolle Gefühlsdarstellung berechnete Art, auch in das Ausland, und brachte mehr Vortheil, als Viele von denen kaum mehr glauben wollen, die es nicht begriffen haben, daß die neue harmonische Musik zunächst mit dem Verstande in ihren Begründungen erst völlig erstet und praktisch sicher gestellt werden mußte, ehe man mit Freiheit und Gediegenheit poetisch Gedachtrees zu geben vermochte. Es ist nicht bloß als ein Blick zu betrachten, daß sich der Geist der dormaligen Kunstwelt, erst in allen möglichen Berechnungen harmonischer Verhältnisse nach allen Seiten hin, gründlich festsetzte, sondern es ist als eine Naturnothwendigkeit anzusehen, mit deren Überbringung das ganze Gebäude der neuen Kunst sehr bald wiederum hätte zusammenstürzen müssen, wenn man nicht von Neuem das Harmonische der Musik hätte verlassen und zum Almelodischen, nicht mehr für die anderweitigen Fortschritte des christlichen Abendlandes Passenden, zurückkehren wollen, was ohne Zweifel die ganze Kunst, die in ihrer ersten Kindheit keine Ansprüche mehr finden konnte, lächerlich gemacht und auf diesem Wege vernichtet haben würde. Hatte sich seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, und durch sie der Künste, die neu hinzugefügte Harmonie vieler, zu einer Zeit zusammenflingender und in verschiedenen Verhältnissen sich selbständig ausgleichender Stimmen, dem menschlichen Ohr und Gemüthe, einmal als unerschöpfliche Verschönerungs- und Erfrischungsgewalt wichtig gemacht; so mußte auch diese neu hinzugekommene Macht von den Künstlern erst von allen Seiten kennen gelernt und verstanden, ja bezwungen und befreundet werden, bevor man etwas erhöht und geistreich Nüchternes mit ihr anfangen konnte. Und so durfte denn diese Periode nicht fehlen, vielmehr haben wir diesen letzten Schritt harmonischer Ausbildung sogar mit seinen Überkünstelungen als einen Höherpunkt zu verehren, von dem aus erst das frei wallende Gefühl ohne Nothwehr in seine Rechte wieder eingesehrt werden durfte. Und dieser Höherpunkt harmonisch kunstreicher Gewalt geht mit unserm D. an, dessen Kunstsehr und Kunstkraft sich zum Glücke in einem langen und thätigen Leben höchst wirksam machen konnte, nicht bloß durch eigene Arbeiten, sondern auch durch eine Menge Schüler, die zu den vorzüglichsten und einflussreichsten jener ganzen Zeit gehören. — So hoch wir demnach die Person D.'s als eine geschichtlich nothwendige zu stellen haben, so viel ihm auch seine Zeit und die Folgezeit zu verdanken hat, so wenig Gewisses ist und könnend von seinen Lebensverhältnissen übrig geblieben, nur Vermuthungen und einige bestimmte, aber auch allgemeine, nicht genug befriedigende Angaben sind es, die wir hier zusammenreihen können. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, man setzt es folgender zwischen die J. 1420 — 1430; Dennegau ist wahrscheinlich die Grafschaft, wo er geboren wurde; man vermutet nach einigen Angaben die Stadt Bayay in dieser Grafschaft. Wer aber sein Vater gewesen ist, liegt noch völlig im Dunkeln, so

sehr dies auch für die Geschichte der Musik zu beklagen ist. Beachtenswerth und in der Theorie der Musik zum Mindesten höchst erfahren, war er zuverläßig. Jede nähere Bestimmung darüber wäre als Gewinn anzusehen. In Italien war er eine Zeit lang, wenn wir den Angaben Ariosto's, in seiner Geschichte der italienischen Oper, Glauben beimeßen können, da weder die Zeit noch die Dauer seines dortigen Aufenthalte angegeben wird. D.'s Thätigkeit als Componist und als Lehrer darf füglich vom J. 1450 an gesetzt werden. In den letzten Jahren seines Lebens war er zu Tours an der erzbischöflichen Kathedrale des heil. Martin Desaurarius geworden, was Kieselwetter für eine Prämie hält. Auch sein Todesjahr ist ungewiß; gewöhnlich wird angenommen, er sei am Ende des 15. Jahrh. gestorben, wegen Petis anführt: der in Frankreich berühmte Dichter und Geschichtsschreiber Jean le Maire des Belges schreibe in einem Briefe aus Blois (nicht weit von Tours) im J. 1512 von seinem Landsmanne D. als von einem solchen, der noch am Leben sei. Hier wären also noch viel merkwürdige Hauptpunkte zu untersuchen. Von der großen Anzahl seiner Schüler können nur diejenigen mit Gewißheit als solche bezeichnet werden, welche in zwei Todtenbüchern auf D. namentlich gemacht worden, nämlich: Boquin, Brumel, Pierchon, Compere; und in dem andern werden den genannten noch zugefügt: Agricola, Verbonnet, Prioris und Gaspar. Man liest die beiden Klänen, wie auch die besten Zusammenstellungen über D. in Kieselwetter's gekürzter Preßschrift: „Die Verdienste der Niederländer um die Kunst.“ S. 24. Zur nähern Bezeichnung dieser überaus wirksamen Schule wollen wir wenigstens ein vom Abte Stadler in Wien in unsere Notizen gebrachtes Kyrie aus Joh. D.'s Messe, unter dem Titel Gaudeamus her mittheilen. Mehrere Beispiele hat Hertel im 2. B. seiner Geschichte der Musik, S. 528, abgedruckt geliefert, welche Jeder, da das Werk in allen Städten doch wol einmal gefunden werden wird, leicht nachsehen und mit dem gegenwärtigen vergleichen kann. (S. d. musik. Zeit.) (G. W. Fink.)

OCLADIUS Schwenherr (Insecta), *Oniadus*. Eine Gattung Kästflüßer von Schöberr, in dessen *Circulionidum dispositio methodica* (Lipsiae 1826), p. 316, aufgestellt, zur Ordnung Gonatoceri, Legion Meoorthyachi, Division Cryptochneides gehörig, aus der ältern Gattung Rhynchaeus Olivier's gefondert. Die Kennzeichen sind folgende: Die Flügel sind von mittlerer Länge, ziemlich schwach; die Flügel (der obere Theil) ist siebengliedrig; die ersten Glieder sind etwas länger, die übrigen kurz, an der Spitze abgestutzt; die Keule ist eiförmig, spitzig; der Rüssel ist lang, rund, gebogen, nicht sehr schwach; die Augen sind klein, rundlich, versenkt; das Brustschild (thorax) ist entweder kugelförmig oder fast kugelig, und nach den Augen zu deutlich in Lappen vorgezogen; die Flügeldecken sind etwas eiförmig, oben sehr gewölbt, schließen an den Seiten den Hinterleib fast en; die Schenkel sind unten mit einer Rinne versehen, die Schenkeine eingezogen, typus der Gattung ist Rhynchaeus Salicorniae Olivier's. (W. Thon.)

OCNERIA Hübner (Insecta). Schmetterlingsgattung aus der Ordnung der Spinner, kennbar durch die mit dunkeln Mittelflecken und Wellenlinien gezeichneten Flügel. Es gehören hierher die Arten *rubea* und *detrita* aus Dufrenoy's Gattung *Liparis* (f. d. Art.) und eine ausländische, *Gramer's Pilumnea*, pl. 307. D. (D. Thon.)

OCREALE Oken (Annulata). Eine Gattung Ringwürmer (Den, Lehrbuch der Naturgeschichte, Zoologie I. S. 381) mit folgenden Kennzeichen: Schale kalkig, kegelförmig, das hintere Ende im Querschnitt umgebogen, gegen die Mündung wieder enger, vorn Kopf eine Menge steifer Fasern (wahrscheinlich Kiemen). Typus der Gattung ist *Sabella rectangularis* Linné ed. Gm. Die Schale gegen neun Zoll lang, einen halben Zoll dick, weiß und braun geringelt, die Kiemen roth. Vaterland Estland? Vielleicht gehört auch *Sabella ocrea* hierher. Guvier hat dieser Gattung in der neuen Ausgabe seines *régne animal* nicht gedacht, ebenso wenig Blainville in seiner neuesten Arbeit über die Würmer. Artikel Vees im Dictionnaire des Sciences naturelles. Tom. LVII. (Paris 1828.) (D. Thon.)

OCSOR (اخصر), Name einer der bedeutenden Städte Ober-Ägyptens. Man nannte ihre Einwohner *Maris*, was eine mittägliche Gegend bezeichnet. So nannten nämlich die Bewohner des Delta Ober-Ägypten und einen Theil von Rubien. (Gustav Flügel.)

OCTOMERIS Sowerby (Cirripoda). Ein der Gattung *Balanus* sehr nahe verwandter Genus, welches sich von jener durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Die Schale ist fast kegelförmig und besteht aus acht Klappen, welche, ungleich groß, seitlich zusammenhängen; die Spitze ist offen, die Basis flach auf; der Deckel ist zweitheilig und besteht aus vier Klappen, von denen die vordern größer sind. Die Röhre sind innen eckig, alle schalen Theile blättrig, eine innere Platte fehlt und außen zeigt sich eine, wenn auch selten bemerkbare, Dornhaut. Nur eine Art, *O. angulosus*, vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Diese Gattung ist aufgestellt im Zoological Journal, Vol. II. (No. VI.) p. 244, abgebildet selbst pl. Suppl. XII. f. 1—11. (D. Thon.)

OCULATAE (Insecta). Latrille hat unter diesem Namen in seinen *Familles naturelles* du *régne animal* 1835 eine Tribus der Hemipteren, die Gattungen *Leptopus*, *Acanthis* (nicht Fabricius, sondern dessen *Salda*) und *Pelagonus* umfassen errichtet, deren er in Guvier's *Régne animal* 1829. V. II. p. 203 nicht einmal erwähnt. (D. Thon.)

Oculus Commerson (Pisces), f. *Megalops*.

OCULINA Lamarck (Zoophyta), Augenkoralle. Eine Gattung der Steinkorallen aus der Ordnung der Madreporen, welche bei Linné und Pallas mit der gleichnamigen Gattung vereinigt war. Sie ist mit *Caryophyllen* nahe verwandt und von Schwämmen mit dieser in der Gattung *Lithodendron* (Handbuch der Naturgeschichte der Steinflecken, ungetriebenen Thiere, S. 415) vereinigt worden. Die Kennzeichen sind folgende: Der Polypenstamm ist von dichter Masse, baumartig, ästig;

die Äste kurz, ungestreift; die Zellen setzen an denselben zerstreut, sind regelmäßig, sternförmig, mit 24 Wülsten, von denen zwölf abwechselnd kleiner; der Polyp hat die Gestalt einer Dornrinne; die Scheibe ist mit 30—32 Tentakeln umgeben; die Mündung ist linienförmig und hat innen kleine Falten oder Wülste, die Scheibe selbst erhebt sich kegelförmig. Die Arten scheinen alle in den Meeren heißer Gegenden einheimisch zu sein. Als Typus der Gattung diene die bekannteste Art: *O. virginica* Linné (*Madrepora oculata*, Esper's *Pflanzenzither* I. t. 12), Jungfernkoralle, weiße Koralle, *Corallium album* der Officinen. Der Stamm ist sehr ästig, fast zweitheilig, milchweiß, die Äste in einander gehend, zusammengewachsen, die Sterne zerstreut, einige mehr als andere vorspringend. Findet sich im Ocean an den Küsten beider Indien und im Mittelmeer. War sonst unter dem angegebenen Namen officinell. Von *Oculina varicosa* hat Le Sueur in den *Mémoires du Musée d'histoire naturelle* VI. p. 291 sowohl Stamm als Polyp beschrieben und abgebildet; beide sind tödtlich. Von mehreren Arten ist das Vaterland noch nicht bekannt. Eine seltenere Art ist *O. scabelliformis* Lamarck (*Scaba*, Thomsen, t. 110. f. 10). — *O. echidnaea* scheint, als sehr zellig gebaut, nicht hierher zu gehören. (D. Thon.)

ODA (اودا), f. I. Th. S. 316, ist der türkische Name zur Bezeichnung der Compagnien, in welche die Janitscharen (f. d. Art.) eingetheilt waren. Daher auch die Würde des *Dababashi* oder Vicebefehlshabers einer solchen Compagnie. Dieser mußte bei ihr schlafen, während der wirkliche Befehlshaber neben dem Behältnisse der Compagnie seine besondere Wohnung in den Kasernen hatte. Außerdem nennt man noch in ähnlicher Bezeichnung *Dababashi* den zweiten Intendanten der Khan in den größern morgenländischen Städten, der als Stellvertreter der eigentlichen Oberaufseher (Chandachi) die Ordnung in den Khan oder öffentlichen Geschäftshäusern zu überwachen hat. Derselbe muß auch, treuen Frauen in dergleichen Gebäude ein, Zeuge ihres Gesprächs sein. (Gustav Flügel.)

ODACANTHA Fabricius (Insecta). Als diese Gattung aufgestellt ward, rechnete ihr Begründer, der sie aus Linné's *Atelabus* sonderte, sechs Arten zu derselben, von welchen in der neuern Zeit so viele hinweggenommen worden sind, daß nur eine einzige die Gattung bildet. Diese hat folgende Kennzeichen: Das Bruststück (thorax) ist fast cylindrisch, die Flügeldecken sind abgestutzt, die Larven ungetheilt. Latrille rechnet dieselbe (*Régne animal* ed. 2 IV. p. 372) zur Familie *Carnivora* der *Pentameriden* und zur Tribus *Carabus* und deren Abtheilung *truncati pennae*. Die einzige, die Gattung bildende Art ist *O. melanura* (*Atelabus melanurus* Linné, *Carabus angustatus* Olivier, *Cicindela angustata* Panzer, *Fauna* X. No. 1). Sie ist länglich, fast cylindrisch. Der Kopf ist ziemlich groß, eckig und läuft in einen cylindrischen Hals aus. Er ist blaugrün, glänzend, der vordere Theil und der Mund schwärzlichbraun. Das letzte Palpenglied ist länglich, ei-

förmig und läuft fast in eine Spitze aus. Die Mandeln stehen wenig vor. Die Antennen sind so lang, als Kopf und Brustschild zusammengekommen; das zweite Glied derselben ist etwas länger als die folgenden, welche ungefähr von gleicher Länge sind. Die drei ersten Glieder sind gelbroth, die andern bräunlich. Das Brustschild hat die Farbe des Kopfes, es ist schmaler als dieser, in der Mitte stark punkirt, mit einer vertieften Längslinie und einer unentworfenern an jeder Seite. Das Schildchen hat die Farbe der Flügeldecken. Diese sind etwas breiter als der Kopf, nach hinten fast viereckig abgestutzt, kaum bemerkbar punkirt gestreift, gelbroth, am Ende in der Mitte mit einem großen, nicht an den Rand stoßenden dunkelblauen Fleck. Unten ist die Brust gelb, der Hinterleib blaugrün. Die Beine sind gelb, die äußere Seite der Schenkel schwarz, die Tarsen dunkel. Länge drei Linien, Breite 2 Linien. Das Vaterland ist Aushland, Schweden, England, Frankreich, der Aufenthalt an fruchtbaren, sumpfigen Orten.

(D. Thon.)

ÓDAINSAKUR (nord. Mythologie), Ader des Ungesessenen (d. h. der Unsterblichkeit). Von ihm berichtet die Hervarar-Saga¹⁾ dieses. In alten Büchern findet man überliefert, daß die Länder gegen Norden in Gandvik²⁾ gelegen, haben Jotunheimar (Riesenwelten) getheilt, aber zwischen ihnen und Helgeland gegen Süden Vinsland³⁾; aber bevor die Ästren und Äsen in den Norden einwanderten, bewohnten die Nordgegenen der Riesen und Halbriesen. In der Zeit war große Völkermischung; die Riesen nahmen aus Mannheimar (Menschenwelten) Weiber, und dahin verheiratete ein Theil seine Töchter. In Jotunheimar wird Gudmund ein König genannt, seine Wohnung Grund, sein Land aber Glænsa-vellir (Glänzere-Gebirge⁴⁾). Er war ein großer Dyfmann und mächtig und weise (in die Zukunft schauen). Er und die Seligen kamen zu einem solchen Alter, daß sie viele Alter anderer Menschen überlebten, und die Heiden glaubten, daß in seinem Reiche der Ort sei, der Odainsakur (des Ungesessenen Ader) heiße. Für jeden Menschen ist er so heil'ig, daß der, wer krank dahin kommt, wieder gesund, wer als Greis, wieder jung wird, und Niemand stirbt. Es wird erzählt, daß die Menschen Gudmunds nach seinem Tode verehrt und ihren Gott genannt haben. So nach der Hervarar-Saga. Wonach hat den Odainsakur mit dem Elysium verglichen, ihn auch das Paradies der Hyperboreer genannt⁵⁾. Aber unpassend ist, dem Elysium den Odainsa-

kur zu vergleichen, denn der Unterschied ist zu bedeutend. Nach Homer, Odyssee (IV, 563) ist in Elysios Flur nicht Schnee, nicht viel Winter (oder Sturmwitter, *χειμών*), noch jemals Regen (*ὕψιστος*), sondern immer sendet der Eleanos die taubblausenden Winde des Zephyros, die Menschen zu erfrischen. In Gudmund's Reich ist dagegen ewige Kälte. Wenn man den Odainsakur Paradies der Hyperboreer nennt, so finden sich mehrere Vergleichungspunkte, wenn man nämlich in Paradies bloß den Begriff von einem glücklichen Lande legt. Nach der Sage bei Älian (Var. Hist. III, 18) ist in der Gegend der Hyperboreer, des glücklichen der Völker, auch ein großer Verein von Menschen mit dem Namen Keropter, und bei diesen ein Ort, die Nichtwiederkehr genannt. Da seien zwei Ströme, der Freude und der Trauer, wer aus diesem trinke, müsse ewig weinen, wer aus jenem, der werde frei von allen Begierden, versünne sich mehr und mehr, bis er wieder ein Kind, aufgelöst und endlich werde. Nun aber der bedeutende Unterschied: im Odainsakur wird der Greis verjüngt, um nie zu sterben, nach der Sage von dem Freudenfluß wird man zum Kinde, um aufgelöst zu werden und seine Endthat zu erreichen. Hier tritt der bedeutende Unterschied des nordischen und griechischen Glaubens hervor. Der Germane hält fest am Glauben der Unsterblichkeit, glaubt, daß sie entweder durch Wiedergeburt bewirkt, oder durch Zauberkraft, wie z. B. durch Älfr's Äpfel, erlangt werden könne. Der Grieche dagegen, namentlich Herodot (IV, 94), behandelt den nordischen Unsterblichkeitsglauben, welchen auch die Äten hatten, als eine nichtige Lehre, und in der Sage bei Älian wird man zum Kinde, um nicht eigentlich verjüngt zu werden, sondern um zu sterben. Auch der bedeutende Unterschied zwischen dem Lande der Hyperboreer und dem Odainsakur ist dieser. In jenem ist der Todten vortrefflich, das Klima höchst günstig, weshalb in einem Jahre zwei Ernten gemacht werden. Wie schildert dagegen Saxo Grammaticus nach den Sagen der Isländer Vinsland, wo Gudmund herrscht. Das Land ist besänftigter Ralle empfänglich und überschüttet mit sehr hohem Schnee, und trägt keine Früchte. Wie kommt aber der Ader des Ungesessenen dahin? Ist die Sage vielleicht Entleerung und Umgestaltung aus der Sage bei Älian, hat es vielleicht eine ähnliche Verwandlung damit, wie in der Hjalmar-Saga, der Ader aus dem Aarits und der Samois aus dem Jomolris gestaltet ist? Sein könnte es, doch scheint Saxo Grammaticus eine bessere Antwort zu geben, indem er Gudmund's und seines Bruders Reich als das Land der Zauberei schildert. Die häufigen Dyfer, denen man Zauberkraft beilegte, waren es also, was dem Gudmund und den Seligen so langes Leben verlieh. Kranke wurden dort wieder gesund, und Alte wieder jung, nicht etwa weil man glaubte, daß die natürliche Beschaffenheit des Landes dieses bewirkte, sondern weil

fern, der am unsäglichsten von dem Odains-aker, Eðlaesaker, aus dem Opfrelunde, T. III, p. 139 sq. IV, p. 27, 233, 269—297 handelt. Vögel drüben Lat. Mythol. p. 466, 1139. S. auch G. C. Müller, Urtisik Untersuchte. S. 133—148.

1) Hervarar-Saga als Heidek's Koenigs, Epenbogens Ausg. Cap. I. S. 2. Hervarar thættir hies samli. 2) Buch der Zauberkraft, der Zauberschönheit, Name des zweiten Werkes. Eyrbyggja Saga af Olafu hialm Helga c. 145 in der großen Ausgabe. Skuttskringla. 2. Ab. S. 222. 6. Ab. S. 379. 3) Land Jutis's (eines berühmten Riesen, d. h. zauberkundigen Geistes). 4) Von glæsur, Glanz, glänzende Sache, hier aber Wahrscheinlichkeit nach Göttern und Göttern. Älfr's Hæfingir (Lat. Isländico-Latino-Danica. T. 1. p. 295 nennt Glæsa-vellir für einen Theil Sibirien's, Nahe, in einem Aufsatz dazu, für das heutige Kamtschatka aber schwedische Nordland. Der Gudmund ist der Gudmund bei Saxo Grammaticus (Hist. Danica Lib. VIII, ed. Stephani. p. 161) nach herrscht im Vinsland. 5) Es Glæsa-vellir X. Geogr. d. W. u. A. Dritte Section. VIII.

man es für ein Bauberland hielt. Nach der Sage von Gorm und Thorkell Gorm sendet jener diesen auch in diese Nordgegenden, um zu erforschen, zu welchem Eih er, nachdem er den Geist verlaßen, gelangen werde⁶⁾. Der Odainsakur ist in dem Lande Glasinn-vollir. Aber diese Beside können nicht von dem Glasir genannt sein, der in Aegard vor Walhöll, Döpin's Wohnung, steht⁷⁾, und von dem es im Liede heißt:

Glasse stiet
Mit goldenen Blättern
Vor Eigtör's Eiden,

und von dem die Elfa bemerkt, daß der Wald oder Baum der glänzendste oder schönste ist bei den Menschen und Göttern, denn alle seine Blätter sind goldbroth. Dichterlich wird daher im alten Hárkannál das Gold umschrieben durch Glasir glóðarrá (Glasir's Glühblätter). Dieser Glasir hat mit den Glasinn-vallir nichts gemein, obgleich beide die Eeten Abgeschiedener sahen. Walhöll darf man nämlich nicht im Norden suchen, sondern im Süden. So singt Heigi, als er aus seinem Grabhügel, in welchem er die Nacht bei Eigrum zugebracht, wieder nach Walhöll reiten will⁸⁾:

Zeit ist mir zu reiten
Roths Riege,
In Laffen das saße Roß
Den Hingstret treten.
Ich soll (sein) im Westen
Der Windhalmströcke⁹⁾,
Ob der Souhoyn
Des Eigtör's Weide.

Unter Westen muß hier Südwesten verstanden werden. Der Dichter konnte aber, des Stabreims wegen, Westen überhaupt brauchen, da bei den Nordmannen Osten und Westen nicht den Gegensatz von Licht und Dunkel machte, sondern Süden und Norden bildete ihn; so begeben sich, wenn die Sonne aufgeht, die Gygiar (Riesenweiber) und Thursar (Riesen), die Bewohner des Zwerges und die Dök-Alfar (Schwarz-Eisen) nicht etwa nach Westen, sondern gehen in Joranngrunds (des Erdgrundes) nördliche Kogithre unter die äußerste Wurzel des Edel-Baumes (der Eiche Yggdrasil) zu Bette, und die Níola (Nacht) sucht nicht den Westen, sondern

nordwärts nach Ríðheim¹⁰⁾. Alsoheim als Gegensatz von Ríðheim ist also im Süden zu suchen. Die Glóðs-Bellir im Norden, in welchen sich der Odainsakur befindet, haben also mit dem Glasir vor der Walhöll, die im Süden ist, nichts gemein. Die Sage von dem Odainsakur, wenn sie echt nordmannisch ist, steht also vereinzelt da. Willst du aber ist sie sinnfälliger Ursprungs, und von Finnen unter die Nordmannen, bei denen jene Zauberei trieben, verpflanzt. Sie brachten sie wahrscheinlich unter die Nordmannen, um ihnen zu veranschaulichen, was sie für mächtige Zauberer waren. Welcher Nordmann hätte ihnen sich nicht hingeben sollen, wenn sie vermochten, das menschliche Leben zu verlängern, Griffe jung und Kranke gesund zu machen? Ehi nordmannisch dagegen kann sein die Sage von Gorm und Thorkell, welche Reuere mit dem Odainsakur in Verbindung gebracht haben, aber wol mit Unrecht. Diese Sage steht auch nicht vereinzelt da, denn eben im Norden war Helheim, wo die sinkenden, die an Krankheit und vor Alter starben. Den Gorm läßt aber die Sage in den Norden senken, nicht, daß er dort ein nordisches Elysiun finden sollte, sondern die Scheußlichkeit von Ugarðsifli (s. d. Art. Orakel). Diese Sage hat also entweder Zusammenhang mit Helheim, der Welt-Hell's, der Tochter Rök's, oder ist entstanden in feindlicher Absicht, um vor der Zauberei der Finnen ein Schreckbild aufzustellen. Ist letzteres der Fall, so ist der Odainsakur allerdings nicht ohne Zusammenhang mit der Sage von Gorm und Thorkell, aber diese ist erfunden, um die geträumten Herrlichkeiten des Odainsakur zu vernichten. Wenn es im Saxo Grammaticae Lib. IV., basler Ausg. vom J. 1534 heißt: Fiallerum Seanae exilio adegit: quem ad locum, eos Unden-sakre nomen est, nostris ignotum populus, concessa fama est, so versteht man¹¹⁾ nicht mit Unrecht den Odainsakur darunter, nur daß der Name verdorben ist. Für die Gegend, wohin man den Odainsakur ver-

gehört, sondern im Westen (d. h. Südwesten). Wäre Walhöll im Osten, hätte Heigi sagen müssen hier westen. So heißt es z. B. in der Heimskringla gr. Ausg. I. Th. S. 6: Hektir fyrir mustan Aala, enn fyrir vestan Europa, fyrir mustan Tanquaid var kallað Aaland oder Aasheinar, enn höfnborginn, er i var landinn, höfnuð their Aaland (i. die Überfahrt zum Tanquaid var. Nachtr. I. Th. S. 15). Aber hier in Osten ist das himmlische Aegard nicht zu suchen, denn in der Völsungasaga ist Thor, wenn er von Aegard abwesend ist, und Klein erschlagen, im Osten (schwädet, ansetzt) oben der Ölgangur (i. Austrveg). S. Harbarðslög, gr. Ausg. v. Odde-Gunnar S. 80 und Eir. 22. S. 101, und Snorra Edda, Ausg. von R. et S. 106. Der Osten konnte in der Nordwelt oder der Welt der Nordmannen auch seine so gute Rolle spielen, als in der Südwelt, denn die Sonne zeigt dort erst ihre wohlthätige Wirkkraft, wenn sie so hoch heraufgerückt ist, daß sie im Süden steht. Die Morgenröthe ist in ihren Wirtungen noch schwach. Die Mittagssonne erst bringt dem Nordmann erwünschte Wärme. Schon die himmlischen Helligkeitskörper geben von Norden nach Süden. In den Thüringensagen sind die Töchter mit den Rüdén bald nach Norden, bald nach Süden gerufen, scheuen jedoch nach Osten, nicht nach Süden. Der Westmann dachte sich also den Osten immer noch fort, wiewol weit weniger als den Norden. Daher hat dort die Kleinsanne, welche Thor erschlagen.

10) Hrafn-Galdr Ouhna. Eir. 25, 26. S. 231, 232. 11) G. J. B. G. A. Hartz, Die altentische Religion. S. 106.

6) S. den Art. Orakel. 7) S. die Skálda p. 150. Grä-ter, Nordische Blumen. S. 440. Finn-Magnussen; Lex. Mythol. p. 688 und den Art. Glasir in d. Encycl. 8) Helga-Quida Handlingsbana II. Str. 47 in der gr. Ausg. der Edda Gunnarar. 2. Th. S. 114 und in trefflicher Übersetzung bei J. Hecker, Gormar der Artist. 2. Bdk. I. Abth. S. 135. 9) Beal er fyr vestan Wind-hálma brúar, wörtlich: soll ich vor Westen der Windhalmströcke (sina), fyr bedeutet vor und vestan von Westen her, fyrir vestan ist also beifolgt, als wenn wir sagen: im Westen der Windhalmströcke. Die Wörter Grimm (Eidre der alten Edda. I. Bdk. S. 120) bemerken hierzu: Wenn Heigi westlich von dem Regenbogen sein will, so muß er von Westen nach Osten ausgehen gedacht werden, so daß Heilgall am entgegengelegten Ende im Osten liegt, welches ganz richtig ist, da es in Aegard gehört. Aegard dachte man sich zwar im Osten, aber erst später, als man die Völsungasaga in Menschenfage umgewandelt und bei Aegard an Ales gedacht und zwei Aegard gebissen hatte, da lag das alte Aegard östlich im Osten (i. Gerk. Nachtr. Snorra Eddas) Weltreis. I. Bdk. S. 15, 34). In unserer Stelle des Heigtör's Liedes wird aber Walhöll nicht im Osten

legte, und für die Beschaffenheit desselben, als eines Zauberlandes, ist auch bemerkenswerth die Saga af Thorsteinn Baernmagnal. Thorsteinn segelt in die Gegend (i Austroegina) und kommt in ein ihm und seinen Gefährten unbekanntes Land, welches schöne Bergseiten und Wälder hat, trennt sich in einem Walde von seinen Gefährten, geht den ganzen Tag durch den Wald, ohne etwas gewahr zu werden, kommt dann, als der Tag sich neigte, zu einem breiten Wege, geht darauf fort, bis es Abend wird, bringt die Nacht auf einer großen Eiche zu, hört am Morgen große Donner- und Menschengespräche, sieht dann 22 Männer reiten, von so hohem Wuchse, wie er noch nie zuvor gesehen. Nachdem diese vorüber sind, reiten zu ihm drei Männer, gewappnet und so groß, daß er Niemanden zuvor gleich groß gesehen. Thorsteinn nennt sich. Der große Mann gibt ihm zur Namensbezeichnung ein Fingerring (goldenen Fingerring), drei Unzen schwer. Thorsteinn fragt darauf, wie er heiße und in welches Land er gekommen. Der große Mann antwortet: Gudmundr heiße ich, ich rathe (herrsche) dort vor, wo es auf Gläsfvöllur heiße, dazuhin dient das Land, das Rissland (Risseland) heiße; ich bin Königssohn, aber meine Knaben (Diener) heißen: der eine Fullauekr (Vollsafter), der andere Allsteiur, aber saßt Du Niemanden dinreiten am Morgen? Thorsteinn sprach: Hier ritten durch zwei Männer und zwanzig, und ließen nicht klein. Die sind meine Knaben (Diener), sagt Gudmundr. Das Land liegt hier zunächst, das Jörunheimar (Rissenvösten) heiße, darüber herrscht der König, der Geirraude heiße; unter ihm sind wir schatzschuldig (skattaskildir, schätzpflichtig). Mein Vater heiße Ulfhödnir trauste (der Truist), er war genannt Gudmundr, wie alle Andere, die hier auf Gläsfvöllur wohnen; aber mein Vater fuhr nach Geirraudargardar, einzuhändigen dem Könige seine Schatzungen, und auf dieser Fahrt empfing er den Tod; der König hat gethan mir Gebot, daß ich sollte trinken den Erdtrunk (erfi) nach meinem Vater, und nehmen solche Namensverbesserungen (nafnlaetr, Titel), als mein Vater hatte, und doch sind wir über damit zufrieden, den Jönar (Rissen) zu dienen. Gudmundr erzählt nun weiter, wie der große Fluß, der Homra heiße, sein und Geirraud's Land scheide. Er ist so tief und reichend, daß ihn keine Pferde waden können, als solche, welche Kumpene (kumpanne), wie Gudmundr, reiten. Thorsteinn bietet sich als Reisesgefährte an. Gudmundr macht ihn auf die Gefahr, die er dabei als Christ laufe, aufmerksam. In einem Hause am Flusse nehmen sie andere Kleider und kleiden sich um ihre Pferde. Diese Kleider waren von der Natur, daß kein Wasser an ihnen haften, aber das Wasser war so kalt, daß sogleich der Schlag (drep) hineinfiel, wenn etwas naß ward. Sie ritten über den Fluß und Thorsteinn saß mit auf Gudmund's Dregles; dieser stolperte und Thorsteinn ward naß an der Bege. Sogleich läuft der Schlag (drep) hinein. Als sie aus dem Flusse gekommen, baul Thorsteinn sich die Bege ab. Sie reiten nun weiter über den Weg, und Thorsteinn bietet sie, ihn nicht zu verziehen, indem er machen könne des Verhörsenen Spiel

(hollins hjálm) ¹²⁾, daß ihn Niemand sehe (ohne selbst im Besitze von Zaubermitteln zu sein, hätte sich natürlich Thorsteinn nicht in das Zauberland wagen können). Geirraude empfängt sie wohl und Gudmundr wird in die Königshalle geführt. Der König saß auf dem Hochsitz und der Lord bei ihm, der Agdi heiße. Er herrschte über das Herad (Reich), das Grundir (Gründe) heiße, das ist zwischen Rissland und Jörunheimar, er hatte seinen Sitz zu Gnipalund. Er war vieltennig (höfkunnigr, zauberkun'ig) und seine Namen waren den Thöden (geisterhaften, zaubermächtigen Wesen) ähnlicher, als den Menschen ¹³⁾. Hier werden also die Grundir ausdrücklich als Eig der Zaubertunde und zaubermächtigen Wesen angegeben, und oben sehen wir nach der Hervarar-saga, wie Gudmund's Wohnung Grund und sein Land Gläsfvöllur heiße. Gudmund, er hier heiße, spielt auch im Thätr Hvala Thörissonar (im 3. Bde. der Fornamanna-Sägne p. 135—141) eine Rolle. Wesentlich saß König Olaf Trygvason von ihm: Das habe ich hören sagen von Gudmund von Gläsfvöllur, daß er sei sehr vieltennig (höfkunnigr, zauberkun'ig). Im genannten Thätr tritt vorzüglich auf Ingibjörg, die Tochter Gudmund's von Gläsfvöllur. Die Erläuterung der Hvala und Thöri thun eine Kaufahrt nordwärts nach Finnmark, als sie zurückkehren, kommen sie eines Tages in das Vorgebirge Vinland. Hvala geht weiter in den Wald hinein, als die andern Männer. Er kann diesen Abend nicht wieder an das Schiff zurückkommen, und es beginnt zu dunkeln, da sieht er zwölf Weiber reiten aus dem Walde, und die vorzüglichsten darunter, und die Herrin der andern, ist Ingibjörg, Tochter Gudmund's von Gläsfvöllur. Die Schäge, welche Hvala von ihr erzählt, verschwinden in einer der Tot-Nächte ¹⁴⁾ wieder,

12) Gudmund nennt das eine gute Kunst, über den höllins hjálm s. mehr bei G. Wachter, Engel's Geschichte d. Weltreis. 2. Bd. S. 308, 309. 13) Das Wort der Erklärung s. in der Saga af Thorsteinn c. 3—15 (in den Fornamanna Sögur. T. III. p. 181—196, in den Ger. Hist. Island. Vol. III. p. 178—196). Es kommen da noch mehr Stellen vor, woraus erhellt, daß jene Gebrüder als Eig der Zauberei gedacht wurden. Nun bemerken wir, daß Thorsteinn Geirraud'n umbringt, und aus Gudmundr wird dieser Land herrscht. Thorsteinn heirathet das Tochter Agdi Tochter Gudmund, wird Gudmund's Frau, und erhält das Erbe (den Hval's Grund). Bei seiner zweiten Reise, welche er zu diesem Hval's beginn unternehmen, segelt er wieder in die Gegend (i Austreg) und kommt nach Gläsfvöllur zu Gudmund. Die Vorzeichen konnten nämlich das Rissland, wenn Menschen zu Ihren gelangen sollten, nicht anders als in den Nordwesten zerlegen. Bevor sie Island- und von da aus Grönland entbricht, mußten sie glauben, daß von Kermegon aus nach Nordwesten kein Land, sondern bloß Meer sei. Weil aber wollten sie, daß in Nordwesten sich Land befand. Sie legten also das Rissland dahin, und später, als sie über in Nordwesten entbricht, hatte die Sage sich schon so an den Nordwesten geklopft, daß man hier erwarten als das Dampfen der Trübe nicht ausgeben konnte. Daraus ist auch Thöri hinaus in der Gegend (i Austreg) s. d. h. im Nordwesten, die Trübe zu rüchlagte. Da auch die Göttergötze der Edda einen Rissen Geirraud und heißen Eig Geirraudargardar hat, und Thöri eine Fahrt dahin thun und den Rissen erschlagt, so ist in der Götterzeit aus Thöri, welcher nicht mehr zu brauchen war, der mit Zaubermitteln ausgerüstete Thorsteinn geworden. Im übrigen jedoch wird in der Sage von Thorsteinn Geirraud's Tod anders herbeigeführt, als in der Sage in der Edda. 14) Wie die Totenächte,

woraus, sowie auch daraus, daß sie zugleich Belgis's Namen weiß, hervorgeht, daß auch sie, wie ihr Vater, ein zaubermächtiges Wesen ist. Man konnte also auf zwei Wegen in jene Gegenden des Zauberlandes gelangen, einmal wenn man nordwärts um Norwegen und das andere Mal, wenn man durch die Oefier in den finnischen oder in den dänischen Meerbusen setzte; denn die Sage ist keine Freundin von Gemeinlichkeit bei geographischen Gegenständen. Nur brachete sie dieses dabei: das Wunderland darf nicht zu nahe liegen, weil man sonst leicht finden würde, daß die Wunder dort nicht waren, aber da Glückseligkeit und Abenteuer auch in das Wunderland müssen, um die Wunder zu sehen und die Schätze zu holen, wie in der Saga of Thorsteini Haearnaguni und dem Thátte Helga Thórisannar geschieht, so wird das Wunderland auch beliebig näher gerückt. Dieses möge zur Rechtfertigung dienen, warum wir nicht versuchen, geographisch zu bestimmen, wo die Glaesina-walir und der Odainsaukur in ihnen gelegen haben.

(Ferdinand Wächter.)

ODAX *Cuvier* (Pisces). Eine FischeGattung, aus *Scarus* Linnae's gekörpert (*Régne animal* ed. 2. II. p. 266), zur Familie Labroides der Abtheilung Acanthopterygii gehörig. Sie nähert sich der Gattung Labrus sehr durch ihre aufgeschwollenen Lippen und eine ununterbrochene Seitenlinie; ihre Kieme sind wie bei der Gattung *Scarus* gebildet, aber platt, und werden von den Lippen bedeckt, die Gaumenzähne stehen pflasterartig, wie bei der Gattung Labrus. Cuvier führt als Typus der Gattung *Sparus pullos* Forster (*Scarus pullos* Bloch, *Systema Ichthyologiae* ed. Schneider, p. 288) an. Dieser Fisch ist durchaus, auch die Flossen, schwarzbraun; nur die Iris des Auges ist gelb. Die kleinen Schuppen sind von der gemeinschaftlichen Haut bedeckt. Der Aufenthaltort dieses Fisches ist der stille Ocean, und die Einwohner von Neuseeland nennen ihn nach Schneider's Angabe *Maracoe*.

(Dr. Thon.)

ODFEWI und **ADFEWI**. Der schaffitische Schreich, Imam und Grammatiker Abu Bekr Muhammed Ben Ali Odfewi (nach Andern Ibn-e-odfesi), ist uns als Verfasser mehrerer arabischen Werke bekannt, unter denen nur hier folgende bemerken wollen: 1) Ein Commentar zum Koran, angeblich in 100. (?) Bänden bestehend und betitelt: „Das Fragen um Rath“ (istifai). 2) Hinreichende Anleitung über die Gelege der Musik (lenä), obwohl Andere behaupten, daß dieses Werk über Schreikunde, Schreibregeln und Schriftdoratorik handelt. Nur eine Ansicht des Werkes selbst könnte eine Vereinigung dieser Angaben vermitteln, zumal da eine noch größere Unsicherheit aus der Nachricht hervorgeht, daß Kemat eddin Dschafar Odfewi ebenfalls ein Werk über die Musik geschrieben hat, woraus zu ersehen scheint, daß eine Verwechselung der Namen statt gefunden hat. Unser Muhammed Odfewi starb im J. 388 (998 n. Chr.).

(Gustav Flügel.)

vorgeliegt der Jotenobend, die wichtigste Zeit für die Jauderei war, herüber i. Belgis bei F. Wächter, Enneri Eustichius's Weltreis. I. Bd. S. 146, 147, 148, 149 und in besser Form der Ausfl. I. Bd. 1. Abth. S. 54. 2. Abth. S. 103, 104.

ODHAIB (العَدْيَب). So heißt das erste in der arabischen Provinz Nabhsch den von Asua nach Afrika ziehenden durstenden Reisenden aufsteigende Quellwasser. Es liegt in jene Wüste, womit jene Provinz nordöstlich beginnt. Nach Abulbeha ist aber dieser Name auch anderen Quellen der arabischen Wüste eigen. (Rommel.)

ODHR, **ODR** (nordische Göttergattung), ohne Zeichen des Nominativs Od, bedeutet die (ingenium) oder Rasender, ein Mann (Person), mit dem Freya verheirathet ist. Man schließt aus dem Ausdrucke made der jüngern Edda, daß es kein Gott, kein Ase (ein solte). So heißt es in der Heimskringla bei F. Wächter (1. Bd. S. 17) von Dithin: „Er zog und alle Djar (Götter) mit ihm, ob Mannfolk an dieser Stelle genus humanum, Menschengenossenschaft, bestritten soll; denn auch von anderen, als vorläufigen Menschen, brauchte man Menn; so heißt es in den Grimnismal, Str. 31. S. 55, von den Wurzeln der Esche Yggdrasil: „Hier wohnt unter der einen, (unter) der anderen die Heimthursen (Reisefreien), (unter) der dritten die menschlichen Menschen (men-zkir menn, homines vera humanitate praediti).“ Od's und Freya's Töchter heißen Hnag und Gersimi. Sie sind so schön, daß von ihrem Namen die theuersten Asgardsleiten genannt werden, und Alles, was schön (saguri) und kostbar (gersomallig) ist, von Anossens Namen Innoasir heißt. Der feurige (reisse) lange Bege und Freya weint ihn nach. Ihre Ähren sind rothes Gold. Freya hat viele Namen, und Ursache ist dazu, daß sie sich andere Namen gab, als sie unter unbetannten Wölfen reiste, um Dven zu suchen. Die Stalpa *) führt unter Freya's dichterischen Benennungen kona Oda (Weib Od's), und Einor Skulofon (S. 109) umschreibt Freya'n durch „freundliche Zweiloberin des Wettes Od's.“ Nach Mone's Deutung ist Ddr die stürmische und feurige Begeirde (dem Worte nach die Wuth, der Sache nach die Weibheit); sie entsieht nach der ersten Befriedigung, wenn sie den Genuß (Innoas) erzeugt hat, aber die Lust folgt ihr nach in alle Länder; überall ist sie, unter verschiedenen Gestalten tritt sie auf, immer dieselbe. So nach Mone. Rubbed und Kanne vergleichen Dven mit Adonis und Freya'n mit Venus. Große Wichtigkeit erhält die Sage durch die wahrscheintliche Vermuthung, daß Ddr und Dithin früher ein Wesen waren, bevor aus Freya oder Frigg zwei Wesen gemacht wurden. So nennt Paulus Diaconus die Gemahlin Hwoban's (Dithin's) Freya, und die Grimnismal Str. 14. S. 46 fügen:

- 1) So Grimm, Teutische Mythol. S. 193.
- 2) Vergl. Ferd. Wächter, Enneri Eustichius's Weltreise (Heimskringla) übersetzt und revidirt. I. B. S. 18. Ein anderes Beispiel, wo Innoasir wenn als Gegenst. dient, f. im Art. Orna Saga Stordiswonn die in diesen Nachträgen.
- 3) Enneri Edda, Zuzg. von Rast. S. 57. Enneri in der Heimskringla bei Ferd. Wächter. I. Bd. S. 37, 38 und die 15. Ann. bazu.
- 4) In der Enneri Edda, Zuzg. von Rast. S. 709.
- 5) Mone, Geschichte des Germanismus im nordischen Europa. I. B. S. 402.
- 6) Rudbeckius, Atlant. II. p. 406 und andere Ärt.
- 7) Paulus Diaconus, Hist.

Folk-rangr ist der neunte,
Aber dort freya herrschet
über der Eige Riefungen im Soal.
Den halben Wohl?) sie fieset
Ihren Tag,
Aber den halben Ditha hat —

Den Schlüssel zu dieser vielfach ausgelegten Stelle, deren Deutungen wir im Artikel Odhin betrachten haben, glauben wir bei Snorri Sturluson in der *Himniskringla* bei F. Wächter (2. Bd. S. 212) gefunden zu haben. Snorri sagt dort, wo er von Olaf Tryggvason: „Son als sich in Garða-Ríki befindend handelt: „Das war große Eitte der mächtigen Könige in jener Zeit, daß die Königin sollte haben die halbe Hird (Leibwache, Hofgesinde) und halten auf ihre Kosten, und dazu haben Schatzungen und Zinsen, sowie es bedurfte.“ Was sind aber die Einheiten anders als die Hird Odins? Freya erbieth also die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen?), damit sie die Hälfte der Hird hätte als Odins Ehehälfte. Der Verf. der *Grimnismál* dachte sich also Freya'n noch als Odins Gemahlin, noch als Himmelskönigin. Als später Frigg Odins Hauptgemahlin ward, machte man für Freya als Gemahl aus Odin einen Od, aber die Sage von ihm läßt sich nur hindänglich deuten, wenn wir Odin als Freya's Gemahlin statt Od's nehmen. Odin, der einzügige Gott, der das eine Auge in Mimir's Brunnen (d. h. im Meere) zum Pfande gesetzt hat, ist der Himmel bei Tage und sein Auge die Sonne. Freya aber ist der nächtliche Himmel mit dem Monde. Odin sieht weite Wege und Freya weint ihm nach. Ihre Adornen sind rothes Gold, d. h. der funkelnde Thau. Odin, der Himmel, hat auch noch ein anderes Weib, das er beständig umarmt, das ist Frigg oder die Erde. Mit dieser hat er die zahlreichste Nachkommenschaft, und deshalb wird Frigg als die Stammutter der Götter und Menschen angesehen, und verdrängt nach und nach Freya'n aus ihrem Range als Himmelskönigin, und gilt nicht mehr bloß als Odins Geliebte, sondern als seine Gemahlin. Aber da Frigg eben die Erde ist, behält doch Freya die Hälfte der himmlischen Hird. Nehmen wir Odin als Freya's ursprünglichen Gemahl an, erklärt sich auch leicht, warum Freya's Adornen Hnos und Gefsimi so schön sind, da die Umarmung des Tageshimmels und des Nachthimmels so schöne Erscheinungen, nämlich die

Morgenröthe und Abendröthe, erzeugen. Wie läme aber jener Odhr dazu, der Vater so schöner Adornen zu sein! Ungeachtet so Odr aller Wahrscheinlichkeit nach aus Odin gebildet ist, so ist diese Umfassung doch nicht nur nicht unecht, sondern auch nicht einmal sehr spät oder am Schlusse des Heidenthums anzunehmen, denn der Verf. der *Völuspá* (Str. 23. S. 35) umschreibt Freya'n durch Odr meg, Od's Mädchen, d. h. Frau. (*Ferd. Wächter.*)

ODINGTON (Waltham), ein Benedictiner von Evesham, schrieb unter Heinrich III. von England, umgekehrt im J. 1240, nach dem deutschen Hauptschriftsteller Franco von Oden (s. d. Art.) über Mensuralmusik. Burney spricht in seiner Geschichte der Musik von dem Buche dieses Mönches, das unter dem Titel: *De speculationibus musicis*, Lib. VI, in Cambridge sich vorfindet. Nach ihm gibt Fortell die Überschriften dieser sechs Abtheilungen so an: *Prima pars est de inaequalitate numerorum et eorum habitudine*. Dieser Theil enthält neun Capitel, worin von der Theilung der Töne leitet und von den harmonischen Verhältnissen gehandelt wird. *Secunda de inaequalitate sonorum cum portione numerabili et ratione concordantiarum in 18 Capitelis*. In der Einleitung zu diesem Theile werden noch die Consonanzen Symphonien genannt und folgende Fragen aufgeworfen: *In qua proportione sint diapason et semidiatonum et an sint symphonias? An diapason cum diatessaron sit symphonia? An diapente cum diapason sit symphonia? etc.* *Tertia de compositione instrumentorum musicorum*, wo vorzüglich die Canto, d. i. Berechnung des Monochords und der Orgelstufen, verhandelt wird. Auch wird von den drei Arten der Melodie, nach Franco oder Pseudo-Boetius, gesprochen, wobei man bemerkt haben will, daß dieser Mönch auch mit den musikalischen Schritten der Griechen nicht ganz unbekant gewesen sein könnte. *Quarta de inaequalitate temporum in pedibus, quibus metra et rhythmus decurrunt, was mehr auf Dichtkunst als auf Musik bezogen worden sein soll.* *Quinta de Harmonia simplicis, i. e. de plano cantu*. Das von Burney für sonderbar und wunderlich ausgegebene Ganze dieses Theils ist in 18 Capitel vertheilt, unter welchen eins, *de signis vocum*, uns lehrt, daß noch damals die Töne durch die sieben ersten Buchstaben des Alphabets angedeutet wurden, nämlich durch sieben große, sieben kleine und sieben doppelte, a. B. aa, bb, cc &c., grade so wie zu Guilelmo's von Arrago Zeiten. Darauf wird jedoch auch von Notensystemen *alphabeticis* und eine Tabelle geliefert, die Gestalt und Verhältnisse ausdrückt. Die Namen sind eigen und darin nicht allein zur Andeutung des Eigens und Fallens der Töne, sondern auch zur Andeutung ganzer, aus mehreren Tönen bestehender Sätze. Burney setzt: *Punctum, Diapasonum, Triplex punctum; Apotropa, Bistropa, Tristropa; Virga, Bivirgia etc.* (s. in d. musik. Zeitl. unter A.) Andere Zeichen sollen zu größern Intervallen und zu ganzen kleinen Sätzen dienen, unter den Namen: *Sinuosa, Flexa, Recupina, Pos, Pos quassus etc.* (s. in d. musik. Zeitl. unter B.) Nach diesen Zeichenüberlieferungen werden verschiedene Arten des

Langobard. Lib. I. c. VIII. ap. Muratori, Script. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 411.

B) D. h. die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen. 9) Über Od als eine Verkörperung des Namens Odins vergl. Finn. Wogasen zum *Grimnismál* und auch ihm Egil's, Randgrubens des alten Norweds. 2. Bd. S. 157 und daher ist Freya's Gemahl im Ganzen eine Personifikation der Ennos, und ursprünglich Odin, bis Frigg an Freya's Stelle trat. L. r. erste altschwedische Mythos von dem Himmelslicht der Sonne mit dem Monde ward achilles von den spätern Dichtern verdrängt. Nicht allein die Schaulichheit der Dichtung und Odin hat sich in der Götter erhalten, sondern auch jene von Odin aufgeführte Sage, daß Freya einß mit dem Odin gewohnt hätte. Doch freylich hat sein großes Gewicht, da Odin (Aegisdreki Str. S. 163) hier im *Algrimsmál* sagt: von den Töchter und Ästen, die hier sind, ist keiner dein Rukje (heer) gewesen.

Kirchengesanges beschreiben und Regeln zur Vorfertigung derselben geben. Die von Burney angeführten Proben der Melodien Dington's sind die in d. musik. Zeit. unter C angegebenen. Wie gewöhnlich sucht Burney, wenn er von vortrefflichen Werken spricht, zu viel darin. Die Beispiele selbst liefern nichts mehr als den altbekannten Mischgesang. *Sexta et ultima de harmonia multiplici, i. e. de organo et ejus speciebus; nec non de compositione et figuratone.* Die vorzüglichste Capital dieses letzten Theiles gehen ausführlich und größtentheils in der Ordnung und mit den Worten Franco's die Lehre von der Mensuralmusik, sodas Dington Franco's Werk entweder kennen, oder diese Lehre von andern, nun verlorenen, Schriftstellern genommen haben mußte. Da aber bis jetzt der Codex nicht durch den Druck bekannt gemacht worden ist, läßt sich nichts weiter darüber sagen, als was uns im Allgemeinen von dem in solchen Dingen nicht immer ganz zuverlässigen Burney mitgeteilt und aus Treu und Glauben von Forkel benützt worden ist. Daß ihn Forkel in seiner allgemeinen Literatur der Musik wegließ, war nicht wohlgethan, und ist nur einem Versehen zuzuschreiben, was die Folge gehabt hat, daß Dington auch von Peter Richter in seinem *Dizionario e Bibliografia della Musica* (Milano 1826) und in Reder's neuester *musikalischer Literatur* (Leipzig 1836) übergangen wurde. Wünschenswerth wäre es, daß bald einer der Engländer des Werkes sich annähme und es treulich ebnete. Es wäre glücklich, wenn in dem neuen, großen, englischen Reisehandbuche auch auf solche Manuscripte mit Rücksicht genommen worden wäre. Ein Werk auf Kosten der englischen Nation wird kein Verdienst um die Literatur von sich weisen. Wäre es noch nicht geschehen, so läme es zuverläßig noch unter andere bedeutende Veröffentlichungen alter Handschriften.

(G. W. Fink.)

ODONATA Fabricius (Insecta). Eine Ordnung der geflügelten Insekten, mit vier Flügeln, welche jetzt unter die Neuroptere gerechnet wird und nur die Gattungen Liballula, Aeschna und Agrion umfaßt.

(D. Thon.)

ODONESTIS (Insecta). Eine Gattung der Spinner: Nachschmetterlinge (*Bombyx Linné*), von Germar, in dessen *Prodromus systematis Glossatorum*, aufgestellt, von Schenckner zur Gattung *Gastropacha* gezählt. Es gehört ihr aber der ältere Name *Echondra*, *Lasiocampa* (s. d. Art.), unter welchem sie auch Boisduval (*Europaeorum Lepidopterorum index methodicus* [Paris 1829]) wieder aufstellt. (D. Thon.)

ODONTAEUS Ziegler (Insecta). Diese aus der Fünftigen Gattung *Scarabaeus* gebildete Käfergattung gehört unter die Familie *Lamellicornes*, *Tribo Scarabaeides*, und ward später von Kirby *Bolboceus* genannt. Die hierher gebörenden Arten nähern sich der Gattung *Ochodaeus* sehr; sie haben, wie diese, eine einsache und eine an der Spitze zweizählige Kinnkeule; die Maxillarpalpen sind kaum länger als die Labialpalpen, und das Kinn ist nicht ansehnlich. Als Typus der Gattung dient *O. mobilicornis* (*Scarabaeus m. Fabric.*

Syst. 1. l. Herbst, Payson, Gyllenhal, Panzer. Von letzterem monographisch beschrieben und abgebildet in dessen *Symbolae anatomologicae*, p. 75. t. VII, auch in dessen *Fauna XII*. f. 2, in Sturm's *Fauna I*. t. VI. f. 5. t. U. V.). Dieser Käfer ist nur 3½ Linie lang, sehr kugelförmig; auf dem Kopfschild steht beim Männchen ein langes, dünnes, wenig nach hinten gebogenes, bewegliches Horn, statt dessen das Weibchen nur zwei Höckerchen hat; das Brustschild ist stark punktiert, hat in der Mitte eine Furche und ist vorn mit vier Höckerchen besetzt. Die Flügeldecken sind punktiert gestrichelt. Dieser Käfer ändert sehr ab, theils in der Größe des Horns, welches fast zu der Kleinheit eines Höckers herabsinkt, theils in der Farbe. Gewöhnlich ist diese oben schwarz, unten braunroth, ändert aber bis ins Rosige ab (*Scar. tenebrosus Fabr. Panz. Faun.* 28. f. 6). Der Aufenthalt ist auf dünnen Bergen in Deutschland, Frankreich, Schweden, England; Strahlung sieht ihn des Abends auf Wiesen herumfliegend (Insektenkalender I. S. 121), und bei Jena sieht ihn auch in der Ebene, des Abends, in der Nähe der Landstraße. Er ist überall selten. Von andern Arten gehören hierher *S. quadridens*, *cyclops* und *Lazarus Fabr.* und *Bolboceus Australasiae Kirby* in *Transact. of Linn. Society XII*, 23. 5. (D. Thon.)

ODONTASPIDIS (Palaeozoologie). Ein von Agassiz aufgestelltes, aber noch nicht näher charakterisiertes Geschlecht fossiler Fische aus seiner Ordnung der Placoiden, wovon die Art *O. raphiodontus* in Kreide zu Lemes in Suffer und zu Wistrich in den Niederlanden fossile Theile hinterlassen hat*.) (H. G. Bronn.)

ODONTEUS (Palaeozoologie). Ein ebenfalls von Agassiz angenommenes Geschlecht fossiler Fische, aus der Familie der Sciaeniden, wovon eine Art, *O. sparoides Ag.*, im alten Zerätkolke des Monte Bolca vorkommt. Näher bekannt ist das Genus noch nicht†.) (H. G. Bronn.)

ODONTOCNEMUS Zoubkoff (Insecta), (*doctus, doctus, Sabu, arxus, Wein*). Diese Käfergattung gehört zu den Curculioniden und soll, nach Angabe des Begründers, neben Schönberr's (*Synopsis Curculionidum*) *Deraenothus* ihren Platz einzunehmen haben. Sie findet sich aufgestellt im Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou I. année 1829, p. 151. Die Kennzeichen derselben sind folgende: Die Fühler sind kurz, stark, das Wurzelglied derselben ist viertheilig kegelförmig, länglich, gebogen; das zweite Glied ist dreitheilig, die übrigen sind fast perlschnurähnlich, das sechste ist größer; die eiförmige Keule hat dicht verbundene Glieder; der Rüßel ist kurz, dick, oben breit und kumpfenförmig ausgebildet, treppenförmig aufgeschnitten, die dadurch entstehenden Vorrangungen sind johnsförmig; die Fühlergrube ist tief, gebogen und von den Augen entfernt; diese letztern sind länglich, plattgedrückt; das Brustschild ist kurz, kugelig; die Flügeldecken sind eiförmig,

*) Agassiz, Recherches sur les Poissons fossiles, Feuilleton, p. 55. not. und Jahrbuch für Mineralogie. 1835, 6. 495.

†) Agassiz, Recherches sur les Poissons fossiles, IV, 40, 49. note.

gerundet; die Tarsen stehen gedrängt, sind breit, vorstichig; die vordern Schienbeine sind gekrümmt, nach vorn erweitert und mit sieben Zähnen besetzt. Die einzige Art ist *O. Fischeri* (l. c. p. 153. t. zool. IV. f. 10). Die Kennzeichen sind: Schwarz, weiß beschuppt, mit schwarz-grauen Flecken bestreut; die Flügeldecken sind punktiert gestreift. Die Länge dieses Käfers ist fünf, die Breite 2½ Linien; Kopf und Büchel sind mit wenigen Punkten, die Fühler mit kurzen, weichen Härden besetzt; das Brustschild ist fast kugelig, an den Seiten aufgeschwollen, hinten scharf eingezogen, vorn und hinten stark gerandet; an der Basis steht ein klarer Längseindruck und in der Mitte ein großer aschgrauer Fleck mit zwei schwarzen Punkten; nach dem Vorderrande zu stehen zwei andere, etwas hellere Flecken; die Flügeldecken sind stark gerundet, eiförmig, gestreift, mit Punkten in und zwischen den Streifen, aus welchen weisse Haare hervortreten. Sie sind mit schwärzlichen Flecken übersetzt, und an der Wurzel steht ein großer Fleck von der Farbe desjenigen auf dem Brustschilde. Von den sieben Zähnen an dem vordern Schienbeine stehen zwei seitlich an der Einfügung des Tarses dicht neben einander, drei, wo das Bein runder ist und zwei höher. An den Schienbeinen der mittlern Füße stehen acht Dornen; die hintern Schienbeine haben zwei kleine Zähne an der Einfügung des Tarses, drei weiter oben; die Unterseite ist auch weiß beschuppt. Vaterland das süßliche Russland, in den Steppen zwischen dem Ural und der Wolga bei Glinianow. (D. Thon.)

Odontophorus Vieillot (Aves), f. *Pardix*.

ODONTORAMPHI Dumeril (Aves). Eine Abtheilung der sperlingsartigen Vögel, die Gattungen *Buceros*, *Momotus* und *Phytodoma* umfassende. (D. Thon.)

Odontorhynchi Dumeril (Aves), f. *Dentirostres*.

ODONTOSIA Hubner (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung aus *Bombyx* Linne' getrennt, von Dufrenoy als *Notodonta* (f. d. Art.) geteilt. (D. Thon.)

ODOTROPIS Rafinesque (Mollusca). Eine Gattung Schnecken, aus *Helix* getrennt, zu *Gervillae* Helicodonta gehörend, und nicht ins System aufgenommen. S. d. Art. *Helicodonta* und *Helix*. (D. Thon.)

ODREYRIR, ODRERIR, ODHRAERIR, ODHRAERIR (nordische Göttergötter). Das erste ist von *odr*, Geist (ingenium), oder *odr*, Lied, und *reiri* (ich) bildet sich zusammen, also Geisteszusammenhalter oder Liedzusammenhalter, Geistesfleher, Liedesfleher, die drei andern Formen sind von *hraeri* (ich) rühre, bewege, also Geistesrührer, Geistesbeweger oder Liebeweger, Liebererger; die wortwichtigen Nordmannen verfahren dabei nicht streng etymologisch, sondern dachten dabei zugleich an Geist und Lied. Da sie auch *Hraeri*, Dedel eines Kessels, hatten, so dachten sie zugleich auch dabei an Kessel, denn nach der jüngern Edda tödteten die Zwerg Gnomas und ließen sein Blut in zwei Flüsse rinnen, *Son* und *Bodn*, und in einen Kessel *Odreirir*, mischten Honig in das Blut, woraus ein so herrlicher Weib entstand, daß, wer davon trinkt, Dichter und weiser Mann (weisgesandter) wird. Die Dichtkunst wird deshalb *Odreirir's*, der *Bodn's*, oder

Son's Koff genannt. Euttung nimmt den Zwergen den Weib, und *Odhin* betrügt den Kiesen darum. Bei dem ersten Trunk leerte er den ganzen *Odreirir*, bei dem zweiten *Bodn*, bei dem dritten *Son*). Der *Odreirir* spielt die Hauptrolle, *Bodn* und *Son* sind da, damit die beliebte Dreibreit nicht fehle. Nach der ältern Edda heißt nicht bloß der Kessel, in welchem der begehrteste Weib ist, sondern auch der Trank selbst *Odreirir*, denn nach dem Theile der *Hávamál*, welcher von *Odreirir's* Fange handelt, sagt *Odhin*: Sunland gab mir auf dem goldenen Stuhle einen Trunk des theuren Weibes, und weiter unten: Nun ist emporgekommen *Odreirir* auf die Freilichthumsländer der Seiner (Menschen, á alda ves jardar), und die Kiesen kagen dann, daß *Odhin* Euttung um den Trank betrog. Nach den Auslegern ist in der Strophe 108 der Kessel *Odreirir* für den Trank selbst gesetzt), doch wir glauben, daß auch der Trank selbst *Odreirir*, *Odreirir* hieß, und wahrscheinlich früher den Namen hatte, als der Kessel und dessen Benennung erst abgeleitet war. Die wichtigste Stelle über den *Odreirir*, als Kessel der Weisigkeit, findet sich im *Hrafnagaldr* *Odina*. Str. 2. S. 207:

Odhræris skyldi
Urdar geyma
Máttkat veris
Nestum therra.

(Sich) selbst brauchen
Den *Odhræir* der Urdar,
Wicht mächtig (zu) wehren
Der meisten Menge.

Das heißt: die Aen bewachen den *Odhræir* der Urdar (der Hauptnorne des Schicksals); sie ist nicht mächtig, das bezugsnehmende Menschenwohl abzuhalten, in so großer Menge erscheint es. Die Aen sind nämlich um Baldur besorgt und wollen über sein Schicksal die Orakel befragen. Aber sie selbst können nicht leicht zu dem *Odhræir* kommen, da er von der Menge umlagert wird, welche aus ihm Kunde über die Zukunft schöpfen wollen, und müssen ihn nun bewachen und die Menge abhalten. Aus dem Zusammenhang und der Verbindung, wie der *Odhræir* in dem Hensna *Galdr* *Odina's* vorkommt, und aus der oben angeführten Stelle aus den *Hávamál* läßt sich die wichtige Folgerung ziehen, daß in heidnischen Tempeln der Nordmannen ein Kessel stand, der *Odhræir* hieß, und dessen man sich zum Weisigen bediente, und zwar

1) *Enorra* *Odha*, Ausg. von *Kast*. S. 83—87. 2) Große Ausgabe der *Edna* Samundar. S. 2d. S. 115. 3) In den Text der großen Ausgabe ist dafür gesetzt der *Reinatio* *Urdar* und für *máttkat*, mächtig, welches die Handschriften haben: *máttat* at, welches letztere dann zu *bedeutet* und die Stelle lautet:

Den *Odhræir* sollte
Urdar behüten,
Mächtig zu wehren
Der meisten Menge.

Aber *máttkat*, nicht mächtig, gibt einen bessern Sinn, und *máttat* als Bezeichnung ohne Bezug zu dem *Geist* *Urdar* ist auch ganz unbedeutend. 4) S. d. Art. In Beziehung auf die Urdar steht im S. 294 der Text der großen Ausgabe gefolgt, welche Geist wir im gegenwärtigen Kessel in der vorhergehenden Note betrachtet haben.

zur wichtigsten, zur Schicksalsweis sage. Im Betreff der Kräfte überhaupt, welche man dem Weib im Dvreeit beilegte, ist wichtig die Stelle in der Havamal (Rannatala-thaur Othina). Str. 143, 144. E. 131, 132:

Finbuliustur *) acun
lernte ich von dem berühmten Sohne
Bautthorn's, des Batres Bekla's *),
Auch erhielt ich einen Aunul
Des theuren Weibes
Geschöpf aus Dvreeit.

Da lernte ich Ispieren,
Und vielwissend sein,
Und wachsen und weis mich haben,
Wert mir von Worte
Wert erlangte,
Wert mit von Worte
Wert erlangte.

Das heißt: ich nahm eadch in Wortweisheit, Thatkraft und Fertigkeiten zu. (Ferdinand Wacher.)

ODYNERUS Latreille (Insecta). Eine Hymenoptergattung aus Rinn's Vespa gebildet, zur Tribus Vespinae der Diptoptera gehörig. Kennzeichen: Die zwei ober drei letzten Glieder der Maxillarpalpen reichen über die Maxillen heraus; der Endlappen dieser letztern ist kurz und lanzettförmig zugespitzt. Im Aderverlaufe der Flügel findet zwischen dieser Gattung und Vespa ein Unterschied nicht statt, weßhalb Jurine auch die Gattung nicht angenommen hat. Die Mandibeln sind sehr schmal, das Bängelchen ist dreilappig, mit vier bräunlichen Punkten am Ende, der mittlere Lappen ist schmal und lang. Der Kopf steht senkrecht, ist zusammengekrümmt und fast dreieckig, die Augen sind aufgerandet, die Fühler wie bei Vespa gebildet, die Mandibeln sind schnabelförmig verlängert. Der Hinterleib ist ei-förmig, an der Basis nicht in einen Stiel zusammengezogen, bei dem Weibchen mit einem starken, verborgenen Wehrstachel bewaffnet. Diese Insekten unterscheiden sich in ihrer Lebensweise sehr von den eigentlichen Wespen. Sie leben einsam und bauen keine Nester, wie diese. Reamur hat diejenige Art, welche der Gattung als Typus dient, genau beobachtet, sowie besonders die Weife, wie sie ihr Nest verfertigt. Das Weibchen gräbt nämlich in ten Sand oder in Mauerbellesung ein mehr Zoll tiefes Loch, an dessen Öffnung es eine erst gerabe, dann gebogene Röhre aus einer erdigen Masse in großen Ringen anbringt. In den Grund der Höhle werden 8—12 kleine, grüne, fuslose (unbekannte) Larven ringförmig und über einander gelegt, und auf diese kommt das Ei. Dann wird die Eingangsöffnung zerstört. Die auskriechende Larve lebt von jenen kleinen Larven bis zur Veranblung. Nach Latreille gehören die 26 letzten Arten der Gattung Vespa bei Fabricius (Syst. Piezatorum) dieser Gattung an. Ty-

pus desselben ist O. murarius (Vespa muraria Linne). Sie ist schwarz, die untere Seite der Fühler und die Mitte der Stirn ist gelb, das Brustschild hat vorn zwei gelbe Flecke, der Hinterleib vier gelbe Bänder. Der Aufenthalt ist überall in Teuffland, Frankreich u. s. w., an sandigen Ermdänden und Mauern. (Dr. Thon.)

ODZRA (عذرة), Ibn. Abu'l-häsim Hasan Ben Abd-el-rahman Ibn Dzra Hadhrämi, der Scheich und Grammatiker, ist Verfasser einer arabischen Abhandlung über die Geheimnisse der Locale in der arabischen Sprache, unter dem Titel Irab. Die Lebenszeit desselben ist unbekannt. (Gustav Flügel.)

ODZRI (عذري). Abu'l-bekä Ali Ben Dthman Ben Ruhaimmed Ben Käsh Dzari, der Mathematiker, Astronom und Koranleser. Er starb 801 (1398 oder 1399), und hinterließ folgende nennenswerthe Schriften: 1) Über die Operationen mit dem Quadranten des Astro-labium unter dem Titel: "Geschenk an Studierende" (Tahfet-el-tollah). Es ist ein aus 90 Capiteln bestehendes Handbuch. 2) Ein ähnliches in Capitel abgetheiltes Handbuch über die Kenntniss der Zeiten des Tages und der Nacht, unter dem Titel: "Die Perle der Gedanken" (Dorret-el-akäde). 3) Eine Kaside über die durch die Uebersetzung herabgekommenen sieben Konstanten. Er nannte das Gedicht nach seinem Namen Ali, das Älteste (Casidet Alewjet), und 4) endlich ein ähnliches Werk in Prosa, über die traditiönen und auf glaubwürdigen Zeugnissen beruhenden dreizehn Recensionen des Korans, betitelt Mostalich el-ischärah. (Gustav Flügel.)

OECODOMA (Insecta) Latreille, substituiert diesen Namen statt des von Fabricius angegebenen Alta, im Nouveau Dictionnaire d'histoire naturelle, hat jedoch denselben in Cuvier's Règne animal ed. 2 wieder zurückgenommen. (Dr. Thon.)

OELSCHLEGEL oder OELSCHLOGL (Johann), auch Lobelius genannt, geboren im J. 1724 zu Dux in Böhmen, wurde zu Marlaschein unterrichtet, wo er Organist der Jesuiten wurde. In Prag, wohin er sich seiner Bekehrung wegen gewendet hatte, wurde er in der Dominikaner- und Marienfirche als Organist angestellt. Im J. 1747 trat er in den Orden der Prämonstratenser, die ihn im J. 1756 zu ihrem Director der Sigualmusik ernannten. Die treue Verwaltung dieses Amtes, das er bis an seinen Tod bekleidete, machte es ihm zur Pflicht, sich höhere Kenntnisse in der Tonkunst zu erwerben. Es ging wurde sein Lehrer in allerlei nothwendigen Gegenständen praktischer und theoretischer Art, und Franz Habermann im Contrapunkte, den er sich durch fleißiges und anhaltendes Studium vieler Partituren anerkannter Meister theils erleichterte, theils verbeutlichte. Nun erst wagte er sich an Compositionen höherer Art; je mehr ihm diese gelangen, desto eifriger wurde er in der Composition und lieferte außer vielen Glanzsachen acht Dratorien, fünf Pastoralopern, viele Messen, Offertorien und Vitanen, von denen mehrere am Hofe zu Dresden mit vielem Beifall aufgeführt wurden. Da die

*) Finbuli-licd, Fimbul ist jetzt im Nordischen ein dunkles Wort, jedoch hat das Angelsächsische fymbla, fabela, mythos schmecken, auch bedeutet es Wissenschaft und Weis überhaupt.

*) D. h. Dithin lernte die neun Weisenlicher oder Schickler von seinem Mutter-Vater, dem Hiesigen Bautthorn, da man sich die Wissenschaft ursprünglich nicht bei den Aen, sondern bei den Siegen dachte.

erst im J. 1746 neuerbaute Stiftdrgel in schlechtem Zustande sich befand, gab er sich alle ersinnliche Mühe durch Lesen ausgezeichneter Werke und durch anhaltende Versuche es dahin zu bringen, daß er sie in eine brauchbare umzuwandeln im Stande sei, und es gelang ihm. Nach 15jähriger Anstrengung gehörte seine Drgel zu den vorzüglichsten in Böhmen, in welcher die Blöde sehr verstärkt worden waren und besonders das Bassethorn sich auszeichnete. Als ansehend und lehrreich wird seine Schrift gerühmt: Beschreibung der in der Pfarrkirche des königl. Prämonstratenserklosters Strahob in Prag befindlichen großen Drgel, sammt vorausgeschickter kurzgefaßter Geschichte der pneumatischen Kirchenorgeln. Bei Anführung dieses Werkes im 16. Bande der allgem. musk. leipz. Zeitung. S. 854 wird er Red. Joh. Delschlägel genannt. Er behauptet in dieser Übersicht gegen Eponfels's Geschichte der Drgel, daß unsere jetzige Art Drgel früher als im 14. Jahrh. bekannt gewesen ist. Auch wird ein Unterricht für Orgelbauer beigelegt, auf welche Art eingetretene Mängel sich am besten verbessern lassen. Ueber der Arbeit, dieser Drgel noch eine Vox humana zu geben, erkrankte und starb er am 22. Febr. 1788. In den beiden letzten Jahren hatte er noch zwei Salvo Regina à 4 voci con Organo gesetzt. Die sehr gerühmt werden. Sein Bild steht vor seinen Werken und im 12. Heft der Statistik von Böhmen.

(G. W. Fink.)

OESTERREICH (Georg), geboren im J. 1576, hatte sich durch seine musikalischen Talente beim Markgrafen von Ansbach beliebt gemacht und lebte lange am Hofe in glücklichen Verhältnissen, die ihm eine schöne Verheirathung möglich machten. Gerber berichtet, daß er im J. 1621 Cantor zu Windsheim geworden und daselbst 1633 gestorben sei. Dagegen schreibt Hermann in seiner Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. 1795. 1. Bd. S. 21, daß er das Amt eines Cantors und Collaborators der Schule zu Windsheim 33 Jahre verwaltet und im 57. Jahre daselbst gestorben sei. Die Jahre seiner Amtsführung sind jedoch wahrscheinlich eine Verwechselung mit seinem Sterbjahre 1633. Dennoch scheint auch Gerber's Angabe vom Antritte seines Amtes zweifelhaft, da dieser Mann schon im J. 1615 sein Cantorschreiben zu Rotenburg an der Tauber in 8. herausgab, das geistliche Lieder seiner Wort- und Tonbezeichnung enthält, wodurch er hier angeführt zu werden verdient. Man glaubt nämlich in der Regel von jenen Zeiten, daß sich die meisten Cantoren durch thätige Kirchenarbeiten hervorgethan hätten; es wird sich darum wohl auch mancher Liebhaber jener Zeiten um die sehr selten gewordenen Dichtungen und Compositionen dieses Mannes Mühe geben. Solchen Männern zum Dienste setzen wir Hermann's Angaben darüber hieners: Das Buchlein enthält 28 Katechismusaussprüche, welche in die Gesangbücher zu Ansbach, Heilsbrunn, Rotenburg und Windsheim in jenen Zeiten aufgenommen und lange im Gebrauch geblieben sind. Für den Geschmack unserer Zeiten sind sie nicht mehr; doch haben sich noch folgende erhalten: Das achte Gebot besetzt, — Das fünfte Gebot hat Gott, — Das neunte und das zehnte Gebot, — Das stehende:

du sollst stehen nicht, — Das vierte Gebot, das von der Pflicht, — Den Eßtag hat Gott, — Mensch hat vor Augen, — Nun merket jetzt das dritte. — Wenn Dein Herz richtig steht, — Diese angeführten Lieder stehen auch im Register des Choralbuchs von König, und werden sämmtlich nach der Melodie gesungen: „Dies sind die beiligen zehn Gebot.“ Dagegen finden sich wieder die Lieder noch die Melodien derselben in den großen Sammlungen von Schein, Popellus, Grüger, Krelinghausen u. s. w., was nicht für ihre Aesthetik spricht. Die Mühe eines eifrigen Nachforschers nach diesen Ergänzungen dürfte sich wahrscheinlich nicht sonderlich belohnen. Man hat aber diesen, jetzt ziemlich verschollenen, Mann nicht mit einem andern Georg Oesterreich zu verwechseln, der im J. 1664 zu Magdeburg geboren wurde und dort vom Cantor Schöffler seinen ersten Unterricht genoß, im 14. Jahre nach Leipzig auf die Thomasschule kam und unter Joh. Schelle die größten Fortschritte im Gesange machte. Er erhielt daher im J. 1680 als Altist einen Ruf in die hamburgische Katholische Kapelle, erhielt dort viele Vortheile und setzte seine Studien auf dem Johanneseum fort, studierte darauf in Leipzig und ging als Tenorist wieder nach Hamburg. Nach drei Jahren kam er unter dem Kapellmeister Zelle im J. 1686 in die Kapelle nach Wollenbüttel, wo er im Gesange von einigen Italienern und in der Composition von Zelle gefördert wurde. Im J. 1690 wurde er Kapellmeister in Gottorp, wo er festgehalten wurde, auch nachdem die Kapelle im J. 1702 bei der Minderjährigkeit des Erbprinzen aus einander ging. Nach Thätigkeit verlangend erhielt er die Erlaubnis, nach Braunschwieg zu gehen, und nahm, da die Pest in Schleswig im Gefolge des Krieges wüthete und sein Jadelied wegiel, die Stelle eines Kapellisten und Cantors an der Schloßkirche zu Wollenbüttel an, wo er oft die Stelle des Kapellmeisters vertrat und mehrere Sängern, auch eine seiner Töchter, bildete. Ob er gleich im J. 1719 einen neuen Ruf nach Gottorp erhielt, ist er doch in Wollenbüttel geblieben und im J. 1735 in glücklichen Verhältnissen gestorben, ohne daß und von seinen Werken etwas übrig geblieben wäre, es wäre denn im Manuscript.

(G. W. Fink.)

OFNIR, d. h. Weber¹⁾, heißt in der nordischen Götterlage 1) eine Schlange, von der die Grimnismål Str. 34 (S. 56) singen: Gewirme (Schlangen) mehr liegen unter der Erde Högdrasil, als das glaube jeder der unweisen Äsen (Thoren): Grim und Mein, sie sind Grafwitnir's Söhne, Grabat und Grafmölur, Olme und Swafreik glaube ich, daß (sie) immer sollen des Baumes Zweige naen. 2) Ein Name Döfnir's, und zwar in den Grimnismål Str. 53 (S. 65) in einer Zeile Ofnir ok Svafnir (Döfnir und Swafnir), da die Nordmannen die Unreinen liebten. Döfnir kann Weber,

1) Von vasa, weira, d. h. was, aßen, anessen. Svafnir, Fufair wird erklärt als Svafnir (Schwaber), die Einwohner, die gleichsam durch ihren Rhythmus zusammengebracht, sich ein Gewebe von Weid macht, da man glaubt, daß die Schlangen auf Weide lägen (s. die Art. Fufair und Dachsen).

als Gott der Künste, genannt worden, aber der Name ward sicher auch zugleich in der Bedeutung von Schlange genommen, sowie die Stallda auch S. 180 Ofnir als dichterliche Benennung der Schlange aufzuführt, und der Codex regius nach Esopir und Grimme als Schlangennennung hinzusetzt, die beide auch Namen für Ofnir sind. Ofnir konnte auch sehr bedeutsam mit Schlangennamen bezeichnet werden, da er bei gewissen Gelegenheiten die Gestalt einer Schlange annahm. So froch er in Schlangengestalt durch das Loch im Felsen, das er gehohlet hatte, um zu Suttung's Weib, dem Dd breyfir (s. v. Art.), zu gelangen. So sagt Ennri Sturleson von ihm: Ofnir vertauschte seine Hüllen, da lag der Leib wie eingeschlossen oder todt, aber er war da Vogel oder Thier, Fisch oder Schlange. Bezüglich mochte man sich Ofnir in Schlangengestalt denken, in Beziehung auf den Glauben, daß er durch Zauberlieder der Herr alles Erdgutes, d. h. alles in der Erde verborgenen Gutes, sei²⁾. Man glaubte nämlich, daß Schlangen auf dem Golde schliefen. Daher vermutet man, daß die vielen mit Runenschrift bezeichneten, im Norden gefundenen Goldbracteaten, die meistens auf ein Bildniß führen, das man für das des Ofnir's zu halten geneigt ist, deshalb Schlangens- oder Drachengestalten haben, weil man auf Ofnir als Ofnir ansahen wollte³⁾. Wenigstens ist so viel gewis, daß man glaubte, Schlangen lägen auf Golde, und daher wahrscheinlich, daß jene Schlangengestalten auf den Goldbracteaten auf jenen Glauben anspielen sollten. Dabei dachte man aber zugleich auch an Ofnir, da er es war, vor dessen Zaubertönen sich die Erde, Berge, Steine und Hügel auflöseten, und er mit bloßen Worten band alle die, die vor dem Erdgute lagen, und er so viel von dem Erdgute nahm, als er wollte. Die Langobarden vererbten göttlich ein goldenes Schlangenschild⁴⁾, und sehr wahrscheinlich ist die Vermuthung, daß sie unter diesem Bildniß Boden (Ofnir) vererbten, dabei den Germanen die göttliche Vererbung nicht den Thieren selbst, sondern den Göttern galt, von denen man glaubte, daß sie die Gestalt der Thiere annahmen⁵⁾. Dabei sind in Beziehung auf Ofnir als Ofnir wichtig die Überlieferungen der Schlangenerzählung im Norden. Gewissermaßen bis auf unsere Zeiten vererbten einige Bauern Norwegens die Kringemutter, die sie Bos-orm (Vieschlange) nennen, und begten sie in Schaffkästen, daß sie dem Viehe Gesundheit ertheile. Von der Schweifschlange, Hydrom, Hyotrom, Quotrom, erzählen sie, daß der, wer ihr gelochtes Fleisch esset, Weisheit erlange. Dieser Schlange ist all, wie aus der Sage von Kraka, Koller's Mutter und Koller erhellt. Kraka hing an ein dünnes Seil drei Schlangen, setzte Speise darunter, und aus der Schlangen Rinde bediente ein tropfenweise fließender Saft das Gesicht mit Kauchigkeit. Zwei von den Schlangen waren schwarz, die

dritte sah an den Schuppen weiß aus und war etwas höher als die übrigen aufgehängt. Sie war am Schwanz festgebunden, während die beiden andern von dem durch den Bauch gezogenen Seile gehalten wurden. Kraka feste ihrem Stiefsohne Erich und ihrem Sohne Koller, welche beide zusammen aßen, die Schüssel verschiedenfarbiger Speise vor. Der eine Theil sah prächtiger, mit verschiedenfarbigen Farben punkirt, der andere Theil weiß aus, wie nämlich nach der verschiedenen Art der Schlangen die zwiesche Farbe das Aussehen hatte. Sobald beide etwas davon gekostet, wandte Erich, welcher die Speisen nicht nach der Beschaffenheit der Farbe, sondern nach dem kräftigen Gehalte beurtheilte, den schwarz aussehenden, aber von einem vorzüglichen Saft bereiteten Theil des Gerichts sich zu, und den weißen, der ihm früher zugekehrt war, Koller, indem er, um der Sache das Auffallende zu benehmen, bei Herumdrehung der Schüssel sagte: So pflegt auf dem wogenden Meere das Hintertheil des Schiffes an die Stelle des Vordertheils getrieben zu werden. Erich, auf diese Weise durch die glückliche Speise erquickt, gelangte durch die ihr inwohnende Kraft zur höchsten Stufe der menschlichen Einsicht und Weisheit. Durch ihre Kraft ward ihm die Fülle aller Kenntnisse eingeimpft, so daß er nicht nur der erfahrene in den menschlichen Dingen ward, sondern auch die Stimme der wilden und zahmen Thiere auslegen verstand. Außerdem erlangte er solche große und schöne Brecklamkeit, daß er alles, was er vortradete, aus dem Steigrie mit der Hiertlichkeit von Sprüchwörtern sagte⁶⁾. Sigurd nimmt Ofnir's Herz und bratet es am Spieß. Als er glaubt, daß es gar gebraten ist und das Blut aus dem Herzen schäumt, da greift er mit seinem Finger daran, und sieht zu, ob es gar gebraten ist. Er verbrannt sich und steckt den Finger in den Mund. Aber als das Herzblut auf die Zunge kommt, da versteht er die Vogelsprache. Vogel rathen ihm, das Herz Ofnir's zu essen. Er kauft es und trinkt von Ofnir's Blut, und hört, was die Adalrinnen sagen. Guthrun ist auch von Ofnir's Herz und auch sie versteht die Vogelsprache⁷⁾. Die Vogelsprache war eines der Hauptmittel der Weisheit. Ofnir war Gott der Weisheit, der Brecklamkeit und überhaupt der Künste und Wissenschaften. Daß er daher Schlangennamen trägt und

6) Saxo Grammaticus, Hist. Dan. Lib. V. Ausg. von Copenhagen. S. 72. Mit dem, daß nach dem Glauben der Nordländer der Genuß von Schlangenfleisch die Kenntniß der Vogelsprache bewirkt, verliert verglichen zu werden, was Dmetrisus (bei Plin. H. N. X. 49. XXIX, 4) sagt, daß es nämlich Vogel erbe, aus deren Blute, wenn es vermischt werde, eine Schlange aufstehe, und wer diese gekostet, lerne die Stimmen und Sprache der Vögel auslegen. Mehreres über die Kenntniß der Vögel und Thiersprache, welche Schwärze des griechischen Alterthums erhebt, habe ich schon, s. bei Stephani, Notae in Librum V. Histor. Dan. Saxo Grammatici p. 132, 133 und bei v. der Hagen, Saga Eder von den Riebelingen. (Berlin 1814) S. 85. 7) Quitha Sigurdur Fafnisbana in sanna; idari Partir eitr Fafnisbana, gr. Ausg. der Edda Edmunder. 2. Th. S. 180—183. Quitha Dryahildur Budla dóttur der Sigurdur-Mal p. 190. Volungna-Saga c. 28, 29 bei v. d. Hagen, Altnordische Eegn. S. 52—54. Formall zur Quitha Gudragnar Glakadóttur la fyrsta gr. Ausg. der Edda Sam. 2. Th. S. 270.

2) E. J. Wächter, Ennri Sturleson's Weltreis (Halmkringa). 1. Bd. S. 22, 24. 3) Finn-Magnus, Lex. Mythol. p. 652. 4) Vipera simulacrum, viperae aut metallo feruntur etc., nach der Vita Barbari, f. bei Eriksen der Grimm, deutsche Mythologie. S. 395, vergl. 43. 5) Vergl. den Art. Opfer (bei den Germanen). 6. Sect. 4. Th. S. 107, 108.

Schlangengestalt annimmt, daß also mit dem Glauben, daß Schlangenkraft Wissenschaft ertheile, den innigsten Zusammenhang. Öthin war auch Gott der Heilkunde, und auch in dieser Beziehung steht er im Zusammenhange mit dem Schlangen. Noch jetzt schreibt das Volk in Norwegen Schlangenküden Heilkräfte zu. So wird die Art Dittner, welche die Bauern Hviddræm, den Weiswurm, nennen, aufgesucht und verwardt als eine Kranei bei allerlei Krankheiten des Viehes; dann wird ein Stück dieser Schlange, besonders der Kopf, in einen Teig gewickelt und dem kranken Viehe in den Hals geschoben. Das Heli, welches die Schlangen selbst abwerfen, bindet man einer kreisenden Frau, die eine schwere Geburt hat, um den Leib, und das Schären wird, wie man glaubt, dadurch erleichtert. Von der Geburt der Schlangen ist aus vieler Erfahrung dem Normweger bekannt, daß die Mütter sich an einen Baume hängt und ihre Jungen, eins nach dem andern, von sich fallen läßt. Auch hierbei wird man an Öthin's Namen Öfnir erinnert. Er sagt im Rúnatala-Thätur Öthins:

Ich weiß, daß ich hing
Auf wiebigem Baume
Neu gewirte Klüfte,
Mit Spinnweb verwebt
Und gewoben Öthin'en
(34) selbst mit selber;
Auf dem Baume,
Von dem Niemand weiß,
Wo er von den Marjin reunt (schleift).
Die Brode sie mich nicht bedüchten,
Nicht mit dem Horat (Aulthorut)
Ich spidite aber,
Ich saumt empor Komon,
Schreidit nachm (sante ih).
Ich sel' zuweil von da.

Diese Weibe hat den Sinn einer geistigen Wiedergeburt, und der Nordmann dachte dabei zugleich an die Geburt eines Theiles der Schlangen, die im Mutterleibe am Baume hängen und dann herabfallen. Mit Öthin's Hängen, um sich ihm selbst zu geben, ist verwandt, daß man Opfer an heilige Bäume hing. Ähnliche Meinungen, wie das norwegische, hegt auch noch das heutige schwedische Volk. Sie glauben, daß der Lindorm (Eindwurm), den sie bisweilen auch Hyltorm nennen, unter Linden und gewissen heiligen Eichen, die im Winter ihre Blätter bebalten, wohne. Solche Bäume nennen sie Bostrad, Hylsbäume, Heilbäume, wörtlich Befruchtungsbaum. Die Elvar (Elfen) und Tomtar (Kobolde) lieben diese Bäume und die Menschen verehren sie sehr. Begegnen jene Schlangen den Menschen, ertheilen sie ihnen Heil und geheime Wissenschaft über die Naturkräfte. Eine solche auch zu Linne's Zeit ihre Haut einem Bauernjünglinge. Er that sie in einen Topf mit Wasser, tauchte in diese Kräfte Brod, als es, ward ein Weiser und Arzt und that selbst Wunder. Diese Überbleibsel von dem Schlangenglaube

den zeigen zur Genüge, wie wichtig er im Heidenthume und wie bedeutsam der Name Öfnir für Öthin war. Öfnir ist der einundfunfzigste der zweiundfunfzig Namen Öthin's in den Götternämäl; er wird daher von Finn-Magnusen im nördlichen Kalender als die 51. Woche bezeichnend genommen, die den 17—23. des Gormannar (den 8—14. November umfaßt). Da Öthin symbolisch als der Himmels bedeutet wird, und wegen der, aber in Beziehung auf Etymologie nur äußern, Namensähnlichkeit hat man Öfnir mit jenem mythischen Öpilon zusammenge stellt, der nach Beöga's und Anderer Meinung ursprünglich allegetisch den Himmels bedeutete. (Ferdinand Wachter.)

ÖGMUND KRAEKIDANZ erhielt vom Könige Haken dem Alten die Eysla oder Toparchia in Raumsdal, begab sich (im J. 1239) auch dahin, wandte sich aber wieder südwärts zum Könige, dann Herzog Skuli hatte sich gegen den König empört und seine Anhänger, die Walbergir, verfolgten überall des Königs Mannen. Ögmund kam vor Weidenachten in Bergen an und weilte bei dem Könige bis in den neunten Tag. Der König gab ihm 100 Mann Hirdmenn (Hofschienen) und Wäffe. Hieraus zog Ögmund hinaus auf das Gebirg. Bischof Ruman, der die Eysla auf Heidmök hatte, war vor den Walbergirn geflohen. Er und Ögmund zogen (im J. 1240) hinaus nach Dölo und dünkten sich wenig Kriegsvolk zu haben, wenn der Herzog von Norden käme. Hieraus zogen sie hinaus in das Land, und waren in Dölis (Gutbrandsdölis). Als sie hörten, daß der Herzog von Norden gekommen war, wandten sie hinaus nach Heidmök. Vor Kinsigast war Aise von Leisfad. Ihn bedrängten sie so, daß er in die Kirche floh. Hier belagerten sie einen großen Theil des Tages. Da aber der Herzog von Norden zu erwarten war, da wandten sie hinaus nach Dölo, thaten dann Bottschaft dem Jarl Knut und seinen Jönsen und den andern kenne Mann (Rechnshäuptlingen) in der Bül und zogen großes Heer zusammen. Die Birkibeinar und die Walbergir schlugen sich in der Schlacht auf Raka. Erstere wurden sieglos. Dagegen gewann der König die Schlacht von Dölo. Der Herzog floh. Die Birkibeinar verfolgten. Der Herzog begab sich nordwärts nach Dölis mit 80 Mann und von da nach Ringabu. Da hörten sie, daß vor ihnen waren die Birkibeinar, Ögmund Kräftdani, Öddr Einflisk, Einir Löppr. Sie saßen bei der Brücke. Die Walbergir zogen hinüber und die Birkibeinar ihnen entgegen. So kam

10) Finn-Magnusen, Specimen Calendarii Gentilis. p. 1152. 11) Rind. Lex. Mythol. p. 651. Etwas d. Öthin's Gode des Weßens 1. Rind. S. 53. Nach ihm erinnert Öfnir auch an Öpithous anglicus, (sonst auf Öthelst als auf Aetolap deutbar. Fragweise erinnert nach Einöth Öfnir auch an Ophiosoma in der vielgeachteten Stelle des fünften Pörrthues: *Katirir ystirar, auir ystir öfir mægr, auir ystir öfir* nach Clemente (die erste gestrichelte Zeile. — Öpithous) — *auir ystir öfir* — f. Phorecy, tragm. v.m. Sturz. 1789. p. 51. So nach Einöth. Mit Öthin als Öfnir kann man auch vergleichen, daß nach Herapollon (I, 61, 64) die Ägypter den *zoönophion* (Weißbeherriger) und den *norroöphion* (Ältester, Ältester, der Bezeichnungsnamen Öthin's) unter dem Bilde einer ganz vollkommenen Schlange verhielten.

8) Pentepiphan, Norste Naturhistor. 2. Bd. S. 39, 40 f. von Öthelst. 2. Bd. S. 63, 69. Ström, Gestr. oder Ödn. 3. Lind. Vest-Götha Resa. p. 100. Geijer och Asellus, Svenska Folkvärd. T. III. p. 114, 121. Finn-Magnusen, Lex. Mythol. p. 652, 653.

es zu einem Treffen. Die Viskibinar zogen sich hinaus auf die Seegräbe und beschossen die Walbergir; der Herzog selbst ward verwundet. Er zog sich über das Gebirg, und die Viskibinar verfolgten ihn und erschlugen Awarden, den die Walbergir auf Steig gelassen hatten. Der Herzog zog sich nach Midaros, mußte aber von den Viskibinaren auch hieraus entfliehen, und fand durch sie bei dem Kloster Eghete den 23. Juni 1240 den Tod. Bei der großen Herrfahrt, die König Halon im J. 1253 nach Dänemark that, hatte Ögmund Kråfðing eins der Großschiffe, nämlich den Gunnarskått. Als Halon bei der dänischen Herrfahrt im J. 1256 einen großen Theil seines Kriegsschiffs südwärts von Heland absandte, um das Land durch Feuer und Schwert zu verheeren, ließ er zwei Theile südwärts nach Gylmskinn und den dritten nach Weikfår. Unter denen, welche jene beiden ersten Theile besetzten, war Ögmund Kråfðing der Oberste. Er landete bei Gylmskinn am Bagholmsaußlage, fand keinen Widerstand, erschlug viele Dänen und verbrannte alle bewohnte Orte bis Eide. Hierauf ging er zurück zu seinen Schiffen. Den Sonntag kamen die Dänen mit harter Veranlassung und erschlugen einige von dem norwegischen Volke auf dem Lande. Nachdem sie den Norweger fort von Gylmskinn und verbrannten zuvor die Stadt Kræneby; diese Herrfahrt unter Ögmund hat der Skalde Sturla Thorodsson durch zwei Reimen verewigt. König Halon lag in Eikrepp (Eide) außerhalb Hising), als das Meer zu ihm kam und sie theilten ihren Hering (Beute) nach des Königs Rathe. König Halon fuhr aus Eikrepp, ließ zurück bei der Elv (Gaut-Elv) seinen Sohn, den König Halon. Dieser lag den Herbst über in Straumfjund mit zehn Großschiffen. Unter den Schiffsteuerern (Schiffsführern), welche bei dem jungen Könige zurückblieben, war der erste Ögmund Kråfðing. Die Dänen in den Bezirken Helands, die unverbrannt blieben, wurden zur Erlegung von großen Brandschadungen gezwungen. Halon der Junge fuhr vor Weihnachten zum Tolenschaufse nach Lunsberg, ließ aber Ögmund zurück im Osten und Ostlunden (Vogel) mit ihm. Kurz nach Weihnachten sandte Ögmund, dem viele Drohungen der Dänen zugebracht worden waren, Botchaft zu König Halon dem Jungen nach Lunsberg. König Halon der Alte führte im J. 1257 wieder eine große Flotte gegen Dänemark. Ein Vergleich endete den Krieg. Ögmund Kråfðing stand an der Spitze der Gefandtschaft, die im J. 1261 nach Dänemark ging und die Königsstöchter Ingridberg für den König Magnus nach Norwegen abholte, und nahm dann auch Theil an der großen Hochzeitsfeier. Mit großer Herrschmacht zog König Halon im J. 1263 gegen Weikfår, und unter den Leuthe Mann, die den König begleiteten, war Ögmund Kråfðing. Die Flotte kam zu den Drænar und griff dann Schottland an im J. 1264. Als der König in Kiabætt (einer der Hebriden) lag, theilte er sein Herr, und sandte südwärts nach dem Vorgebirge Satri (Sattiri in Schottland) fünfzig Schiffe. Einer der Häuptlinge darüber war Ögmund Kråfðing. Die Häuptlinge Morgard und Engus, welche über Satri herrschten, unterworfen sich dem Könige Halon und

retteten so einen Theil des Vorgebirges vor der Verheerung. Doch mußte das Vorgebirge dem Könige Halon 200 Rinder entrichten. Während dessen war der Herrschtheil, bei dem sich Ögmund befand, nach dem Vorgebirge Sattiri gekommen, hatte dort gelandet, verbrannte die bewohnten Orte, die ihm zunächst lagen und erschlug Menschen. Als sie aber an die Hauptorte gelangt, kam ein Brief des Königs Halon und verbot ihnen zu weichen. Sie fuhrten da hinaus unter Gubry, dem Könige Halon entgegen. Als der König zu St. Michaelis bei dem Hebriden lag, trieb ein allgewaltiger Sturm seine Schiffe an die Küste von Schottland. Hier griffen die Schotten die Nordmänner an. Doch kamen sie ans Land, und die Schotten flohen. Den Tag darauf erschien ein so großes Schottenheer, daß man glaubte, der Schottenkönig würde es selbst sein. Ögmund Kråfðing war auf einem Hügel und 200 Mann bei ihm. Die vordersten Schotten griffen ihn an. Die übrigen Norweger, welche auch gelandet waren und deren Zahl 6—700 Mann betrug, stand unten bei dem Strande. Die Schotten hatten 500 Ritter mit bepangerten Rossen und auch ein wohlbewaffnetes Fußheer. Die Nordmänner auf dem Hügel brachten sich nach der See hinab und wollten nicht, daß die Schotten sie umzingeln. Anders Nikolaus kam hinauf auf den Hügel und bat Ögmund, sich auf den Strand hinabzugeben. Dieses geschah eiliger, als sie wollten. Da glaubten sie auf dem Strande, daß sie stehen wollten, und ein Theil lief zu den Booten und entfernte sich vom Lande. Auch erlitten die Nordmänner, die sich vom Hügel auf den Strand zogen, einigen Verlust. Aber Ögmund und die andern Häuptlinge verloren den Muth nicht, und schlugen die härteste Schlacht, indem zwei Schotten auf einen Norweger kamen. Mehrere schlugen die Schotten. Die Geschlagenen zogen sich auf den Hügel. Aber auch von diesem trieben die Nordmänner sie durch kühnen Angriff hinab, und die Schotten flohen. Diesen Sieg hat verewigt der Skalde Sturla Thorodsson durch seine Reimen. Ögmund spielte unter König Halon dem Alten unter allen Leuthe Mann die glänzendste Rolle. König Halon der Alte starb in der Nacht vom 15. zum 16. December 1263. Ihm folgte ein Mittergent König Magnus, der auch an der Herrfahrt gegen Schottland Theil genommen. Verglebens ward um Frieden zwischen Norwegen und Schottland im J. 1264 unterhandelt. Da sandte König Magnus Ögmund Kråfðing nach den Drænar und gab ihm die Gewalt darüber zur Landesverteidigung oder vielmehr zur Landverweirung. Ögmund kam im Herbst in die Drænar und botte, daß der Schottenkönig nach Katanes ein Heer gesendet hätte, und großes Gut von der Katnesingar'n darum nahm, daß König Halon Schatzung auf die Katnesingar gelegt hatte. Da ging großes Gerücht um, daß in den Drænarpingarn würde gehert werden, und deshalb wollte Ögmund das

1) S. Saga Hakonar Konungs Hlikonar-Sonar, gr. Aeg. br. Primskrinola. 5. Bd. Norrega Konunga Sögur. p. 204, 213, 220, 223, 257, 305, 316, 318, 319, 321, 343, 346, 360, 362, 370—372. Fornmannna-Sögur. T. IX. p. 458, 474, 481, 484. T. X. p. 102, 125, 126, 138—140. 2) til landvarnar.

Kriegsvolk nicht aus Dörfen führen, als Jon Thiori und Eirik Bosi mit Eirik Dugalsen, der vom Könige Magnus nach den Hebriden gesendet war, dahin aus Dörfen führen sollte. Dugalsen schlug die Schotten auf Rames, kam im Frühling nach Dörfen und hat um Kriegsvolk. Da ließ Dgumdr Eirik Dugalsen und Eirik Bosi und Jon Thiori mit Dugal fahren. Eiride ist die Saga Magnus Königs nur in Bruchstücken auf uns gekommen und unbekannt, welche Rolle Dgumdr Kristidson ferner gespielt hat. (Ferdinand Wächter.)

ÖGWALLDR (nordische Sagen Geschichte), ein König und großer Herrmann, verbrachte durch Opfer vor allen eine Kuh, und hatte sie mit sich, wozu er immer zog. Ihm drückte beiläufig immer von ihrer Milch zu trinken. Er fiel in der Schlacht gegen den König Birin. Auf dem Vorgebirge, das von ihm Dgwallöns (Dgwallöns Vorgebirge) genannt ward, wurde er in einem Hügel nicht weit von dem Gräbe gleiches Namens begraben, und ausgerichtet Baustein (Abwechslung). In einem andern Hügel nicht weit davon ward die Kuh gelegt. Von Dgwallöns ist noch insbesondere zu erwähnen die große Schlacht zwischen König Hakon dem Guten und den Söhnen Eirichs Blutar (Eirik Bloddy). Beide Theile sanden sich auf Armit, flogen von den Schiffen und schlugen sich auf Dgwallöns. Aber von beiden hatte viele Mannschaft und ward dort große Schlacht. Wacht drang König Hakon vor und kam vor den König Gudorm, Erikson. Sie hatten Hiebtauf. Gudorm fiel, seine Fahne ward niedergebunden, und viele Mannschaft sank mit ihm in den Tod. Da flohen die Eirikidye zu den Schiffen. Diese Schlacht ist officiert von Gudorm Eintri in der Hakonar Dräpa. Man setzt die Schlacht auf Dgwallöns ins Jahr 957. (Ferd. Wächter.)

OHHUD (Uhhüd bei neuern Reisebeschreibern, auch bei Abulfeda). Ein, wie neuere Reisebeschreiber behaupten, aus braunem und rothem Jaspis bestehender hoher Berg, in der ehemals vulkanischen nordafrikanischen arabischen Provinz Hebscha, nördlich von Medina, nach Eirich 6000 Schritt davon entfernt; welchem gegenüber, 1½ Meile südlich, der Berg Atr, sitzt, den man für einen

vulkanischen Basaltkegel hält. Merkwürdig ist der Berg Ohhud wegen der Schlacht, in der Muhammed seinen Oheim Hanzab, Hölol und Zaid verlor. Als im ersten Kampfe ihm Ali etwas Wasser aus der nahen Quelle Rehbas zutrug, verschmähte er davon zu trinken und wusch sich nur das Blut von seinem Antlitze ab (Abul. feda). (Rammels.)

OIDEMIA Flemming (Aves). Eine aus Aaaa geforderte Gattung, unterschieden durch den breiten, an der Wurzel oben hohen und höckerigen Schnabel und die gelappte Hinterzähne. Die sämtlichen Artenarten sind so nahe mit einander verwandt, daß mehrere Naturforscher der Ansicht sind, sie nur in Unterabtheilungen zu bringen, keineswegs aber als Gattungen zu trennen. Wie hat diese Gattung Melanitta genannt, Bonaparte betrachtet sie nur als Untergattung der von ihm aufgestellten Gattung Fuligula, und rechnet zu ihr Oidemia und Bistrura Leach's, indessen er Oidemia Steppenfon's zum Theil zu seiner Gattung Oxysa zieht. Oidemia enthält die sogenannten Macreuxa der Franzosen, als Aaaa fusca, perspicillata, nigra, leucoscapula etc. (Dr. Thon.)

OKOLNIR (nordische Götterfage), Unterfätter, Unfalter, von kölna, *friggscara*, Kalt werden, kalt sein, frieren, sich erkalten. Er bildet den Gegensatz zum Saale des Eintrigsflichts. Von ihm singt die Balu in der Völuspá:)

Ein Strom fließt von Oken
Durch Götterdörr
Wilt Schwänen und Schwerten
Götter? heißt der.
Stand im Norden
Auf Nifelsklo?
Aus Götter der Saal
Des Götterflichts Eintri's,
Aber ein anderer Saal
Auf Okslein,
Der Wölfsaal des Niflen.
Aber der? Birmit heißt.

Hierauf singt die Balu, wie sie leben sah einen Saal von der Sonne fern auf Nostrand. Seine Thüren wunden sich nach Norden, und in ihm duften Weichendüfte der, Reineidye und Verführer der Frauen anderer Quaslen. Die Balu sagt von dem Saal auf Okslein: er stand, weil sie ihre Götter erzählt, die sie gehabt hat. Das Bestehen des Saales auf Okslein wird in dem götterfälglichen Lande vor den Götterbrand oder das Ende dieser Welt gesetzt. Die jüngere Edda dagegen, nicht ganz frei von christlichem Einflusse, bringt ihn nach dem Götterbrand, und zwar in Beziehung darauf, daß jeder Mensch irgendwo ewig leben soll, wird gewahrtet: Es gibt viele gute und viele böse Aufstehende.

8) Sögnöret Magnusar Könungs Hakonar-Sonar im 5. B. der gr. Ausg. der Heimskringla. Nereus Könungs Sögnar. p. 385, 387, 388. Formanna-Sögnar. T. X. p. 156, 158.

1) Ist Abulöns auf der Insel Armit. Dgwallöns war ein berühmtes Heide, auf dem die nordlichen Könige stadt setzen ließen. S. die gr. Ausg. der Heimskringla. 1. B. S. 118, 145, 267, 268. 2. B. S. 183, 184, 185, 188, 190, 195, 194, 196. 3) S. B. Wächter, Enneri Eirikson's Melitris (Heimskringla). 1. B. S. 6. 4) Olaf Saga Tryggvasonar bei Enneri Eirikson. Cap. 71 bei B. Wächter, a. a. D. 2. B. S. 310. Die große Olaf Saga Tryggvasonar, a. 196 in den Formanna-Sögnar. T. II. p. 137, in den Scripta historica Islandorum. T. II. p. 126. Die Döblige Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 39 in den Formanna-Sögnar. 10. B. S. 299, 300. 4) Götterfälg auf Oken den Guten, i. die Eirichsen bei B. Wächter, Enneri Eirikson's Melitris. Sagt Hakon des Guten Cap. 20. 2. B. S. 51-58. 5) Sögnöret. Chronologia ad historiam Enneri, Starus filii, illustranda pertinens im 1. B. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 141.

1) Gr. 331 in der gr. Ausg. der Edda Sögnöret. 3. B. S. 42. 2) Sögnöret. 3) D. b. den Göttern der Hinterzähne. 4) Es ist nicht ganz klar, ob das ad (her) auf den Niflen oder auf den Saal geht (i. E. Rubach). Eirich's Götter des Niflen. S. 13. Der Verfasser der jüngeren Edda bezieht es auf den Wölfsaal, und nimmt Birmit als Name des Saales, nicht des Niflen, an.

ort. Am besten ist es im Sinn die Surtur zu sein. Gemeng des guten Franks ist auch für die, die daran Lust haben, in dem Saale, der Brimie heißt, und der in Dölnir und gleichfalls im Himmel ist. Auch ist eine gute Wohnung aus dem Widsiföl (Gebirgen der Finsterniß), aus rothem Golde gebaut, die Sindri heißt. In diesen Wohnungen sollen gute und rechtschaffene Menschen sich aufhalten. Aber der Saal des Sindrigslechts auf den Gehirgen der Finsterniß und im Norden ist nach der echten unversäfflichen Göttersage sicher nicht im Himmel, und kein guter Aufenthaltsort, sondern der Verfasser der jüngern Edda hat sich, wie wir im Artikel Dualismus bei den Germanen bemerkt haben, höchst wahrscheinlich dadurch verführen lassen, ihn zu einem guten Aufenthaltsorte zu machen, weil er mit Golde gedeckt ist. Der Brimie in Dölnir soll zu ihm einen Gegensatz machen. Nur wird nicht deutlich, ob sein Unfallsin in Beziehung auf seine Lage zu setzen, oder aus andere Ursachen. Dem Liebe nach scheint *hry nordan* (vor von Norden her, d. h. im Norden), welches die Lage des Saales des Geschlechts Sindri's (des Feuerleins) bezeichnet, den Gegensatz zu dem Unfallen, aus dem der Saal Brimie oder der Saal des Riesen Brimie's steht, zu machen, und ein Saal in der Südwest zu verstehen, vielleicht gar in Muspellsheim, der Welt Surtur's. Nimmt man hingegen den Saal im Norden an, wohn er, da sein Herr ein Riese ist, am ersten gehört, so sind, wie man vermuthet, unter dem Brimie von brimi, Flamme, Hitze, also Flamme, Hitze, vulkanische Abgründe zu verstehen¹⁾. Der Dölnir erhielt dann seine Hitze durch unterirdische Feuer; der Gegensatz zu dem Saale des Sindrigslechts könnte dann immer so bestehen, daß, während das Lied den Saal des Sindrigslechts als im Norden auf dem Widsiföl liegend bezeichnet, der Dölnir auf der Südseite der Widsiföl oder der Gehirge der Finsternisse liegt. Allein obgleich der Saal einem Riesen angehört, so ist er doch nicht als ein ganz schlechter Aufenthaltsort zu denken, da er ein Bierfaal ist. Die nordische und deutsche Göttersage liebt ungemein die Drickel, und selbst hiebt drei Aufenthaltsorte aus. Der Saal im Norden auf den Alpen der Finsterniß ist als kein guter Aufenthaltsort zu denken, aber auch nicht als der schlechteste, da er mit Golde gedeckt ist. Besser ist der Saal Brimie, der dort aus genannt wird, denn er liegt auf dem unfaulen Riese Dölnir, und ist ein Bierfaal, aber der eines Riesen. Aber der dritte Ort, der darauf genannt wird, Nästrond, wo Rauchschwärze, Meindrige und Verführer der Frauen anderer in Gistströmen wohnen müssen, und wo an den Leichen der Gestorbenen Niddöggar (die Selänge) saugt, und der Wolf die Männer zerrißt, ist ein Qualort. Der Saal auf Dölnir ist dagegen als ein Lichlicher Aufenthaltsort, aber doch nicht als eine Walsöl zu denken, da er nicht dem obersten Wlen Döln, sondern einem Riesen angehört. Brimie kann auch von Brandung, d. h. Meerestbrandung, genant sein, und wir erhalten dadurch

in dem Bierfaal auf Dölnir einen ähnlichen oder auch einen und denselben Bierfaal mit der Halle Agir's (des Meeres), bei dem die Asen zur Flackserntezeit ein Trinkgelag hatten²⁾. Agir ist auch ein Riese, und konnte als das Meer sehr gut den Namen Brimie (Brand) erhalten, und der Ort, aus dem sein Bierfaal steht, heißt dann Okolnir, entweder weil er durch unterirdische Feuer erwärmt ward, oder wahrscheinlich, weil es eben zur Flackserntezeit auch am Meere nicht kalt war. Später, als man die Göttersage in Menschenfage umwandelte, konnte auch der Bierfaal des Riesen diesem Schicksale nicht entgehen, denn der Verfasser der spätern Vorrede zur jüngern Edda sagt: Jener herrliche Saal, den die Asen Brimie sal (Brimie's Saal) oder Bior-saal (Bierfaal) nannten, bedeuete den Hof des Königs Priamus. (Ferdinand Wachtler.)

Ökonomie, s. Landwirtschaftsfaht.

ÖKUTHOR (nordische Göttersage) ist der wichtigste Name Thor's, des Donnergottes, und bedeutet den mit dem Wagen fahrenden Thor. Die bedeutsamste Stelle in Beziehung auf diesen seinen Hauptnamen ist in der Edderedsa in der Thryms-Quida (St. 22, 23), wo Loki sagt:

„Wir sollen fahren (aka)“ beide
Nach Totenheimer.“

Dann heißt es weiter:

Geglich wurden die Böde
Feimgetrichen,
Zurige an den Dackstein
Sollten wohl rannen,
Die Bergflüssen herketten,
Die Erde brandt in Flamme,
Echins's Sohn fuhr (ak)“
Nach Totenheimer.

Donnerschläge hießen und heißen reidar-thrumur, Wagentonner, von reid, Wagen, und thruma, Donner, da man sich die Donnerschläge als das vom Wagen des Donnergottes verursachte Getöse dachte. Donnerschlag wird genannt deshalb auch Reidarslag (Wagenschlag). Ja reid selbst bedeutet auch Blitz und Donnerwetter, und reidiskialf, Erschütterung durch den Donner bewirkt. Da man den Donner als durch das Rahren entstehend dachte, ist auch des Donnergottes bedeutungsvollster Name Öku-thor, Fahrthor, d. h. Donnerer durch Rahren mit dem Wagen. Daß er mit Böden fährt, kommt wol daher, daß die Böde als Sinnbild der Fruchtbarkeit genommen werden, in Beziehung auf das Befruchtende der Gewitterregen³⁾. Daß Ökuthor mit Böden fährt, wird

6) S. Hymisquida St. 39. gr. Ausg. der Edda Edmundo. 1. Th. S. 145 von den Art. Hymisquida, 2. St. 12. Th. S. 436 und die Aegia-dreka. gr. Ausg. der Edda Edm. 1. Th. S. 148 fg.

1) In der gr. Ausg. der Edda Edmundo. 1. Th. S. 150, 191. Vergl. F. Wachtler's Uebersetzung im Journ. für Literat. Kunst, Lurus und Wissen. 36 Bt. Jahrg. 1821. (Wilmac 1821.) S. 12, 13. 2) Vergl. den Wagen fahren. 3) Fahrt mit dem Wagen. 4) Vergl. F. Wachtler, Edder's Edder'sen's Edder'sen (Helm'skugla), 4te Aufl. und erläutert. 1. St. S. 236. Kap. 29.

1) So nach Himm. Magneten zur Völusp. und nach ihm E. g. 6, Fundgruben des alten Norðens. 2. Bd. S. 46.

bei seinen Fahrten gern bloß durch die Sorge für seine Böde angegeben. So heißt es in der Hymisquida Str. 6, 7:

Fahren (fóra) ? fast
Den Tag vorwärts
Was Äggar
Wie (h) ? zu Äggr ? kamen
Hirdi ? han hafa
Hornausgasta,
Brachte er in die Hände die Böde,
Die mit Hörnen begabtesten,
Reiten zu halle,
Die somit sollte.

Oben wird fóro, reiten, bloß im Allgemeinen gebraucht, und nicht öko, fahren mit Wagen, sondern dieses erst weiter unten veranschaulicht, durch Thor's Sorge für seine Böde. Sollte Thor nicht schädlich werden, mußte er nach der Edda von seinem Wagen steigen und aufhören Äkuthor zu sein. So singen die Grimmsmål. Str. 29, 30. S. 84, 85:

Kaumt und Marm
Und die brühen Kerklauger,
Sie soll Thor durchwaden,
Jeden Tag, wenn er (zu) richten geht ?
Zu der Giske Hagdrafl,
Indem die ganze Älfenwelt brennt in Flamme
Und die heiligen Gewässer glühen.

D. h. wenn Thor nicht durch die Ströme waden, sondern über die Götterbrücke (den Regenbogen) und durch die Ströme mit dem Wagen fahren wollte, so würde jene ganz in Feuer brennen, und diese erglücken. Weiter singen die Grimmsmål:

Wäthir und Wäthir
Öter und Elds-Örmir,
Sölfin-Löppur und Einir,
Wöl und Bal-Östfir,
Wöl-Löppur und Eitl-Östir
Auf den Kesseln reiten sie Äfen,
Jeden Tag, wenn sie (zu) richten reiten ?
An der Giske Hagdrafl.

Äkuthor, der im Donnerwagen fahrende Gott, macht also einen Gegensatz zu den übrigen Göttern. Sie haben Pferde, Äkuthor keine. Darf er nicht im Wagen fahren, so muß er zu Fuß gehen. Wenn daher Thor Hlördi, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach so viel als Hlöridi, Flammenreiter¹¹⁾, bedeutet, und Eindridi, welches, wie

wir vermuthen, des Wohlklangs wegen, auf Hlöridi, Einreiter, Kleinreiter¹²⁾ gebildet ist, zu Namen hat, so ist bei rida nicht an einen wirklichen Reiter zu denken, sondern, aber doch die Namen vor (at) rida gebildet, welches nicht equitare, sondern auch vehi, in sublime ferri, sublimis ferri bedeutet¹³⁾. Nach Grimm deutet sich ríðhi in Hlördíhi wol auf reich (Wagen)¹⁴⁾. Doch auch reich (Wagen) ist als verwannt mit ríðha, reiten, d. h. sich schnell bewegen, anzunehmen. Äkuthor wird also als Flammenreiter nicht in specialer Bedeutung als Reiter zu Pferde, sondern überhaupt für einen genommen, der sich schnell in Flammen dahin bewegt, und als Äkuthor (Wagenreiter) zwar im Wagen. Die Stalten beschreiben die Wirkung, die Äkuthor hervorbringt, wenn er in seinem Wagen fährt, so heißt es: mánnavegr dundi und hianom, der Mondesweg (d. h. der Himmel) erdorte (donnerte) unter ihm; glannaga-va brinna der Glanungen (der leeren Räume), Heiligthümer (d. d. die Lustre glionen) verkennen, upphimin manna brann¹⁵⁾, der Emporhimmel der Menschen brennte. Gormak singt:)

heidi sitr Thór i reidha

D. h. Thór sitr i heidh-reidha, Thor sitzt auf dem Heiterkeitswagen, auf dem Wagen des heitern Betters¹⁶⁾. Hier wird Äkuthor entweder genommen, wie er bei heiterem Wetter nicht blüht, oder auch die Reiterart hat den Sinn: Ein Blick aus heiterm Himmel. Doch ist nach dem Zusammenhang der Strophe wahrscheinlicher, daß gemeint ist: Es ist jetzt heiteres, gemüthsloses Wetter, und ich fühere deshalb mein Gedicht an Sigurd weiter fort. Auch donnerte und bligte Äkuthor, wenn er fuhr im Gegensatz der Ansicht der Edda nach den Grimmsmål nicht immer, so nennt die Thorsdrápa seinen Wagen: hnen högreidh, der Böde Gesswagen, Thor donnerte da nicht. Aber sie nennt ihn auch herdruma vigg, des Herdonners Fahrzeug. Da donnerte Thor. Die jüngere Edda sagt in Beziehung auf unsern Gegenstand, daß Thor Äkthor, Thor der Äfen, und Äkuthor (Wagenreiter) heiße, und weiter unten: Thor hat zwei Böde, Namens Rangiofst und Rangrénis und einen Wagen, in dem er fährt. Die Böde ziehen den Wagen, darum

oder des Donnergottes Namen von bligender Fahrt durch die Luft. Nehmen wir auch die Form Hlöridi, Lödrich, so braucht man sie doch nicht, wie Finn-Magnusen (Lex. Mythol. p. 436, 437) will, durch locos sine aris supervolantes zu erklären, sondern das erste d ist anagnum als anagnum des Wohlklangs wegen auf Veranlassung des zweiten a, ähnlich wie wir vermuthen Hlördi ursprünglich Hlöridi hieß, oder nicht so gut klang, und deshalb dem Hlördi Plag machen mußte. S. h. Wäthir, Ennri Sveinsson's Mittheil. 2. Bd. S. 191-193.

11) D. h. ein Reiter, welcher allein (d. h. ohne Hirsch) zum Kampfe reitet. Vergl. den Art. Kioheri, welches auch ein Name Thors ist. 12) Vergl. Finn-Magnusen's Glossar zum 2. Bande der gr. Ausg. der Edda Sönnar. S. 761. 13) Grimm, Zeitsch. Mytholog. S. 118. 14) S. Finn-Magnusen (Lex. Mythol.), wo aus der Thorsdrápa auch die Stelle angeführt wird, wie die Frauen (Wannen (Kagen) durch die hohe Flamme des Himmelsfeuers bei dem ägerten Älste (dem gelben Anker) getreten (verleitet) werden. 15) In dem Bruchstück in der Edda. S. 174 und daraus in Anhang zur Kormak Saga. p. 278, 274. 16) Heidi, sodan, sornan, hærð Bettet

5) Von fara, es hat aber nicht die Bedeutung von unserm jetzigen Fahren (mit dem Wagen), sondern bedeutet bloß reiten überhaupt, möchte es zu Fuß geschehen (f. i. B. f. Wäthir a. a. D. S. 201, wo für durch Reiten gegeben werden mußte), oder zu Pferde oder zu Wagen. 6) Hier für Riese überhaupt. 7) Högáttir, beforzte, brachte in den Stall; hiedi von (at) hieda, emendare, servare. 8) Fezz, wörtlich fährt, d. h. reitet. Göl, die jüngere Edda: Thor aðst (gongr) zu dem Gerichte und durchwaden der Rüste. 9) Fara, fahren. 10) Nach Grimm (teutsche Mythologie S. 115) scheint Hlördihi affinität aus hloðridi und S. 157 fragt er: sollte nicht Hlördihi, ein Bismarck-Thor's, des Sohnes der Hloðin aus Hloðridi gebildet werden können? und scheint das erste r des Wohlklangs wegen Verdröpfung für Hlördi (Reiter, Flammenreiter), sowie auch Wöthir Hölfrina (Lauten Hölfrina-Lauten-Danien. T. I. p. 385) hat: Hlördi, m. agnomen Thelis ex equitatione ignita per aera, Thors est Zordengabent Alkann, af synthe fast glannm kuffen, Thors

heißt er Ökuthor?). Ökuthor saß einst mit seinen Vätern, und mit ihm der Hse Kokl. Am Abend schlachtete Ökuthor seine Röcke, und kochte sie, und ließ den, bei dem er übernachtete und seine beiden Kinder milchspalten, lagte die Helle an die Seite des Herdes, und ließ sie die Knochen auf die Helle werfen?). Hsialsi, der Sohn des Hausherrn, zerstückte ein Schenkelfleisch von dem einen Röcke, um zum Wacke zu gelangen. Am Morgen darauf hob Ökuthor seinen Mölinie (Zermalmer, d. h. den Donnerhammer) in die Luft und bezauberte damit die Helle. Die Röcke erhoben sich, aber der eine war am Hinterfuße lahm. Ökuthor schloß, daß Zimand mit dem Knochen müßig unvorsichtig umgegangen sein, und kassete den Hammerstiel drohend an. Der Hausherr und die Söhne boten um Frieden, und boten Alles, was sie hatten, zum Erlös an. Ökuthor ließ sich mit den Kindern Hsialsi und Ksösa zur Erlöstung begnügen, und sie folgten ihm freudig als seine Dienstknecht. Nach der jüngern Edda heißt Ökuthor das Unglück mit dem einen Röcke auf seiner Fahrt zu Ugardlöki, nach der Hymisquida, als er von seiner Fahrt von Hymir zurückkehrte, durch Foh's Engel (s. d. Art. Hymisquida). Daß auch die Teufelsch in eigens Bedeutung dem Donner (Ältnunar, Donner) Böde beilegen, lehrt dieses, daß der männliche Heerschneipe (*scelopax gallinago*) wegen ihres weithin schallenden merkwürdigen Geräusches oder widerwärtigen Ruckens, das sie zur Paarungszeit am warmen Frühlingsabenden hoch in die Luft heissen, mittels des Zusammenklagens der Flügel hören läßt, nicht nur Himmelsjäger, sondern auch Donnerjäger, Donnerstiefel heißt. Man glaubt, daß ihr Flus Gewitter verkünde. Sie hat auch, da eben waimie Frühlingsnächte mit dem Gewittern in nähem Zusammenhang stehen, mit dem Donner natürliche Beziehung. Man vermuthet (Grimm, Deutsche Myth. S. 126), daß das Ziegenopfer der Langobarden dem Donner gegolten, weil die Kämmer, wo der Blitz einschlagen hatte, dem Jupiter ein Lamm opferten und die Diener und Cassier ihr dem Donnergott bei der vom Blitze getroffenen Reiche eine Ziege zum Opfer schlachten, und das Ferkel an einer Stange aufhängen. Der Gebrauch des Ferkelaufhängens hatte auch bei den Langobarden statt. Für Ökuthor war auch eine andere Benennung des Gottes Raddityr. (Bagnertott). Ökuthor war der Name für Thor, wenn man ihn in seiner Macht dachte. So sagt der Riese Ugardlöki, als er Thor'n verhöhnt: Ist dieser kleine Rursche Ökuthor? Bist du vielleicht größer, als du scheinst? Als man später aus der Götterliste Raskensgehirn zu machen suchte, spaltete man den einen Thor, der Wathor und Ökuthor hieß, in zwei Thor. So heißt es in jenem spätern Aufzuge zu Gylfaginning S. 78: Damals (nämlich in Schweden bei den Älten) ward genannt Thor, der wirklich Asinhor war; denn jener alte Thor ist Ökuthor. Ihm werden zugeschrieben jene Großthaten, welche Hektor in Troja that. Nach der spätern

Portrede zur jüngern Edda sind Hektor und Ökuthor einer und derselbe?), und Ökuthor's Söhne sind Mober und Magni, für, die auch Ökuthor's Söhne in der Götterliste sind. Nach ihr werden nach dem Surur's Brande oder dem Untergange dieser Welt Mober und Magni den Mölinie (den Donnerhammer des Vaters) haben. Auch dieses mußte der Umwandler der Götterliste zu benützen. Der Brand Troja's heißt der Sururbrand. Ökuthor's Söhne, Mober und Magni, kehren aber zurück, um die Länder von Äli oder Eldar zurückzuführen?). Ungeachtet jener Deutung der Götter: in Menschenfage hat doch Ökuthor seine Herrschaft als Donnerer behauptet. Donner heißt noch jetzt in Schweden Torden (Thorbonner) und in Dänemark Torden (Thorbonner). Donner heißt es in Schweden auch Aska, und aska, donnern, und das Aska in den westgotischen Gesetzen deutet dahin, daß Aska verführt ist aus Asaka, Wogen oder Fahren des Gottes, nämlich von As, Deus, Divus, und Aska (schwedisch Aska) where, wehi. Auf Gotland bedient man sich für Donner des Ausdrucks Thorsäkan, Thor's Fahren mit dem Wagen. Wenn es donnert, pflügt das Volk in Schweden noch jetzt zu sagen: Godgubben Äker, der gute Geist fährt, und Gosar Äker, der gute Vater fährt. Den Blitz nennt der Norweger Thors Varms (Thor's Wärme). Mit Ökuthor findet man zusammengefaßt den Ucto oder Ucto, Turan der Finnen und Ajsko oder Auko der schwedischen Lappen. Auko für Ajsko der andern war im lulebör Lande gebräuchlich und be deutete einen Vater oder Geis?). Ajsko bedeutet Blüher,

19) Vergl. die ältigen mährischen Stammbäume, wo Thor auch des Pelamut Sohn oder rächend auch Gsel ist und überdies aus den verschiedensten Namen Thor's verschiedene, von einer abklingenden Person gemacht sind. Diese Stammbäume finden sich zusammengefaßt von Gräim, Aestliche Mythologie. Anhang S. XX, XXII. über Ökuthor vergl. Finn-Magnum, Lex. Mythol. p. 917. 20) Die Valthrudnismal St. 61. S. 32 fagen nämlich:

Widar und Wili
Bewohnen die Helligshäuser der Götter,
Da, wenn Surin's Stamm verlißt,
Weht und Wagn!

Rürten Wälinie haben
Und grinzten an dem Schlachtermannesgung.

d. h. werden sichtlich die große Schlacht brechen, in der die Väter Ökuthor durch die Raskensgehirne umgekommen ist, die er zwar erschlagen hat, durch deren Gift er aber auch des Lebens beraubt wird. 1) Schaffer, Lapponia, p. 92. Lindahl et Öhring, Lex. Lapp. Eszupinisch: Ajsa, Ajskuts, Ajsa, der Donner und der Donnerstiefel, Raide, der Donner, Ajsa raide, das Wurm des Donners; Ajsa justa, Ajsa klisma, Ajskuts klisma oder Dudas, es donnert. Nach der Würdheit der Gelehrten in Stud. termi Novemcolor: Diernes, der Donner, Diernes shiergo, der Donnerstiefel shiergo, es donnert! In den russischen Lappen: Horngehe, Ajsa, Thor, der Donner. Hsialsi sich Jansen! Lex. Finn. in vielen besonders Hsialsi: Paskas, Calto, Piskänen, Uekönen, Jyls, Jyls, Jyls, Jyls, Jyls, der Donner, Jyls, Jyls, es donnert, Jyls, Jyls, der Donner, Jyls, Jyls, der Donner. Donnerstiefel der alten Lappen und Auren auf Ost hieß Tars-pilla, in Aural heißt Piske, Piskne, der Donner, mürstiana, Wenera, pikne mürstia, pikne bäb, es donnert! In Dorpat Piske, der Donner, mürstiana, mürstiana, karkua, tonnen, pikne mürstia, es donnert; in Dorpat: Le-

17) Snorra Edda. Ausgabe von Rast. S. 25. Röde, Edda. S. 184. 18) Vergl. über den ältlichen Brand bei den Fäppländern den Art. Opfer. S. Sect. 4. A. S. 108.

und Ajak bei den Affanen Blig, vorzüglich Ök bei den Dsiaten, wird als mit Sturor übereinstimmend angenommen. Ist die Übereinstimmung nicht bloß äußerlicher Klang- und zufälliger, d. h. besteht sie nicht bloß im ähnlichen Klang, sondern ist es eine innere Übereinstimmung und wirkliche Verwandtschaft, so find Ajak und Ök als obgleichliche Bezeichnungen zu nehmen. Da man sah, wie, wenn man mit dem Riagen fuhr, die Räder Feuer aus dem Eisen schlugen, auch die Ähren, wenn sie nicht gestreut oder mit Hette gesäht waren, sich selbst entzündeten und der fahrende Wagen ein dem Donner ähnliches Geschwölk hervorbringt, so mußte man leicht darauf kommen,

[illegible]

einen Wagen als *Woiwot* des Sieges und *Donner* anzunehmen, und dem Wagen als abgeleitete Bedeutung die Bedeutung von *Witz* zu geben, sowie im Isländischen reichlich wirtlich Wagen und *Witz* und *Donnerwetter* bedeutet. Auch bei den Lappen bedeutet *Ruide Witz*. Die Finnen, wie die Norwanner, die Lappen nannten, verkehrten nämlich häufig als *Wandrer* unter den Nordmannen. Auch bei den *Rugaren* bedeutet *Reid Witz*. *Witz* mit *Waktor* verwandt, findet man ferner das *Akdi* (*Witz* der Tungenen und das *Akdu* der *Rantfau*"), vermuthet, und auch verglichen mit *Dor-oehti*, dem höchsten Gott und Bestrafer der bösen Menschen bei den Tungenen, und entfernt zusammengehalten mit dem *Wille* der *Wojwajr* in *Amerika*! (Ferdinand Wacker)

[illegible]

22) *Klaproth*. Asia Polyglotta. p. 170, 267. 23) *Pinn-*
Magnusen. Lex. Mythol. p. 944, 946, 968.
1) *Sept Gjerrestad*. Bergt. Schoening. Norv. Hist. T. I.
415 und Geogr. Oplysn. p. 221.

(einem) Hofe im norwegischen Bezirke Nedenaae) brühen zwei norwegische Könige: 1) Olaf, Gudrød's und Alfild's Sohn. Sie war Tochter des Königs Alfara's aus Alfheimar, und brachte ihrem Gemahle Winkulmörk zu. Der Sohn Olaf ward nachmals Geirfada Alf genannt. Alfheimar (Glenwellen) war damals genannt das Land zwischen der Raumfild und der Gaultfild. Olaf war im Zwangsjugalter¹⁾ als sein Vater starb, nahm das Königthum nach ihm, hatte aber bloß Beskold, indem König Algeir unter sich nahm Winkulmörk. Er setzte darüber seinen Sohn, den König Gurtolf. Dann gingen Vater und Sohn mit Macht nach Raumfild, und eigneten sich zu den größten Theil dieses Reiches und Fylkis (Landchaft). Högni, der Sohn Eysteins, des Mächtigen, des Königs der Upplendingar, legte da unter sich ganz Heimörk und Thoin und Hadaland. Auch wandte sich da von Gudrød's Söhnen hinweg Bermaland und fügte sich zu Schatzgaben unter den Schwedenkönig. Als Olaf's Bruder, Halfdan der Schwarze, das gehörige Alter erreicht, da ging er zum Reiche mit seinem Bruder, und sie theilten das Reich unter sich. Olaf hatte den östlichen Theil, aber Halfdan den südlichen. So Snorri Sturleson im Algrimeinen. Der Thätre Halfdanar Svarta (Formn. S. T. X. p. 167) sagt von Halfdan dem Schwarzen, daß nachdem er Eysteins wegen Blutsverwandtschaft halb Heimörk gegeben, und hieauf Thoin und Hadaland unter sich unterworfen, er seinem Bruder, Olaf Geirfadaalf, Beskold gegeben habe. König Olaf hatte den Sitz in Geirfadir. Er war aller Männer (schönster und stärkster, und größter von Wuchse, war ein mächtiger Mann und großer Herrmann. Er bekam Fußescharmen (Podagra) und starb davon, und er ward in einem Hügel begraben in Geirfadir. Von ihm singt der berühmte Stalder Thiodolf von Hvin²⁾ im Ynglinga-Sal (Aufzählung der Ynglingen):

Olaf herrschte
Gist (mit) Heftigkeit³⁾
Über weitem Grund
Von Almar,
Wie Fischherz
Auf des Weidens Saum
Den Schlachterscheiter
Abzulegen sollte.
Nun liegt der kampfkühne
Dreckling⁴⁾
Weit Hügel begeben
In Geirfadir⁵⁾.

¹⁾ Schoeningh. Chronologia ad historiam Snorrii, Sturleson filii, illustranda pertinet in 1. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. C. LI. sagt Olaf's Geburt ins Jahr 804. ²⁾ Rimeich Hvin, einer Insel in Agde in Norwegen, weshalb es Hvin á Agde, Hvin auf Agde, hieß. C. s. J. R. Islända Landnámabók. T. III. c. 12. fopnþagener Ausg. v. 1774. ³⁾ Ofen, Nomine, ofen, Heftigkeit der Bestimmung, Uebermuth, aufbrausende Leidenschaft, doch wird ofen nach anderer Auslegung sehr zu viel gezogen und wir erhalten: herrschte einst über zu weitem (d. h. sehr weitem) Grund von Almar. Jedoch war Olaf's Reich eben nicht zu groß. ⁴⁾ Dreckling hieß ein König, der oft Raubfahrten machte; nachbald auch Snorri Sturleson von Olaf sagt, daß er ein großer Herrmann (hermann, ein Mann, der verheert und raubt) gewesen. ⁵⁾ Ynglinga-Saga c. 58 bei J. B. Kochter, Snorri

Olaf's Sohn war Ragnvaldr Heimbumhærr. Von Olaf besteht ein eigener Thätre Olafs Geirfadaalfs. Das erste Capitel desselben ist gewidmet der Angabe der Abkunft Olaf's, und wie er von seinem Hofe Geirfadir, auf welchem er seinen Sitz hatte, genannt ward Geirfadaalf. Er hatte zur Erberziehung zwei Fylki, von denen das eine auf Uplo, das andere auf Beskmar hieß, überdies seine Vaterverlassenschaft; so sagt Thiodolf der Hvinische, und nun läßt der Verfasser die Stelle des Stalder folgen, aber mit so bedeutenden Abänderungen, daß wir die Fiederstelle, so weit die Abänderungen gehen, wiederholen müssen:

Olaf herrschte
Gist gewaltig
Weit der berühmte¹⁾
Und über Beskmar,
Der den Göttern gleiche
Und über Schmalms Fylki,
Wie Fischherz
Bei der Urt Saum
Dem Schlachtersengen
Wort zum Schaben.

Hierauf folgen die vier letzten Zeilen: Nun liegt der kampfkühne u. u. wir wir sie oben nach der Heimskringla übersezt haben. Hierauf werden die Eroberungen angegeben, die nach Gudrød's Falle die von uns oben genannten Könige machten, und hieauf gesagt: Aber Olaf Geirfadaalfs hielt alles sein Reich von Alfen und Eysteins und allen andern bis zum Todestage. Sein Sohn war Ragnvaldr Heimbumhærr²⁾, der König war nach seinem Vater; auf ihn machte Thiodolf der Hvinische das Ynglingatal. Was die Geschichtsschreiber aus Thiodolf's Liede geschöpft haben, und wir aus des Lieder's Stelle noch schöpfen können, ist also wohl begründet, und dabei nur zu bedauern, daß zwischen der Fiederstelle, wie sich bei Snorri Sturleson und wie sich im Thätre Olafs Geirfadaalfs findet, so bedeutende Verschiedenheiten statt haben. Bezüglich wird zu beachten sein, daß: godhinn likr (der den Göttern gleiche), welches bloß der Thätre hat, wenn wir zum zweiten Capitel: Traum Olaf's, übergehen. Olaf Geirfadaalf hat einen Traum, läßt ein Thing (Volksversammlung) durch sein ganzes Reich ansagen, das Thing wird nach Geirfadir gesetzt. Der König trägt dem Alvef: seinen Traum vor, wie ihm deuchte, ein schwarzer und grümmiger Däse süß von Nektar nach Westen aus das Land, wie vor ihm und seinem Anblafen eine Menge Menschen fielen, und zuletzt ihm schien, daß er seine Hird (Erbwache, Vögelsinbe) tödtete. Der König bittet die Menschen, den Traum zu erröthen, sie aber sagen, daß er selbst der Mächtige zur Deutung des Traumes sei. Der König hält wieder einen Vortrag, dessen Inhalt dieser ist: Guter Friede, Gang

Sturleson's Weltreis. 1. Bd. S. 125. Cap. 54. S. 128, 129. Sage Hvaldan der Schwarzen, Cap. 1 bei demf. S. 132.

⁷⁾ Über nach anderer Auslegung:

Olaf mit Heftigkeit

Der mit Heftigkeit

⁸⁾ Über den Jannum Heimbumhærr f. J. B. Kochter, Snorri Sturleson's Weltreis. 1. Bd. S. 131.

der Fruchtbarkeit⁹⁾ ist lange in diesem Reiche gewesen, und viel mehr Menschen, als das Land tragen möge, aber der geträumte Todte wird die Krankheit bedeuten, die fahren wird von Osten auf dieses Land, und wird folgen großer Menschen Tod; meine Hird wird es am letzten treffen, und am wahrscheinlichsten wird selbst auch. Der König rüht darauf den vielen Menschen, die gekommen, einen großen Hügel hier auf dem Gebirge aufzuwerfen, und ihn vor dem Gange des Viehes durch Umzäunung zu schützen, und das jeder Mann von Ansehen eine halbe Unze Silbers mit sich zur Brust und in den Hügel bringe. Bevor die Krankheit nachlasse, werde der König nach seinem Tode in den Hügel gebracht werden. Aber er verbiete ihnen allen, daß keiner thue, wie ein Thell zu thun pflege, nämlich die Männer, an denen sie Trost (Beskand) so lange sie lebten, gehabt, nach ihrem Tode durch Dpfer zu verehren; denn die todtten Menschen könnten keinen Nutzen bewirken, und so könnte geschehen, daß mit der Zeit die für böse zaubermächtige Wesen erklärt würden, die zuvor wären durch Dpfer verehrt worden¹⁰⁾. Dieselben illar vaettir (bösen Wesen, Geister) schienen manchmal Nutzen (gagn) zu machen, manchmal Schaden (meini); sehr fürchte er, daß unsuchbare Zeit¹¹⁾ auf das Land werde darauf kommen, nachdem er behauptet¹²⁾ (in den Hügel gebracht) sei, doch werde er demnach durch Dpfer verehrt, und nachher für ein Tröll erklärt werden¹³⁾, und er werde doch weder bei diesem, noch bei jenem walten (etwas bewirken), d. h. es sei an Wirkung gleich, ob sie ihn durch Dpfer als einen Gott verehrt oder für ein Tröll erklärt. Sehr merkwürdig ist dabei der Ausdruck: Dieselben bösen Wesen (illar vaettir) schienen manchmal Nutzen zu machen in dem (d. h. wenn man ihnen Dpfer bräute), manchmal Schaden. Man könnte geneigt sein, sie für eine christliche Ansicht zu halten, da von den Geistern auch die Götter zu illar vaettir gemacht wurden, und also kein Unterschied zwischen dem Tröll und dem Gotte mehr war. Aber die Annahme, daß es ein christlicher Gedanke, ist nicht nöthig. Die Heiden konnten auch glauben, die Tröll stifteten bösen Willen aus Eigennutz d. h. um Dpfer, wie Götter zu empfangen; der Unterschied der Tröll von dem Gotte ist also dieser, die Tröll stifteten in der Regel Schaden, aber bisweilen auch Nutzen, aber nicht von Dauer. Hatte man den dauernden Nutzen durch göttliche Verehrung eines Menschen, der den Nutzen zu bewirken schien, gehofft und sah sich später getäuscht, so schloß man: es ist kein Gott,

sondern ein Tröll gewesen. Was wir ihm als einem Gotte zu verdanken schienen, daß er durch böse Zauberkünste hervorgerichtet. Der Thair O. G. Geirastadaals erzählt weiter, wie das verarmte Alkost folglich daran geht, einen wundergehoßen Hügel aufzuwerfen, und ihn umzäunt. Große Krankheit kommt, viel Volk stirbt und alle werden in den Hügel gebracht. Zuletzt stirbt die Hird, und König Olaf wird zuletzt in den Hügel gebracht und zu seinen Mannen gelegt mit großem Gute (Zaügen). Der Hügel wird verschloßen. Das Menschenfieber hört auf. Nachher entsteht große Unfruchtbarkeit und theure Zeit. Da fassen sie den Rathschluß, daß sie bebluteten (durch Blutopfer wie einen Gott verehren) den König zur Fruchtstätte für sich¹⁴⁾, und nannten ihn Geirastadaals, Alse (Else) von Geirslabir. Der hat vielleicht dieser Bezeichnungsnamen erst die Veranlassung zur Sage gegeben, daß Olaf durch Dpfer nach seinem Tode verehrt worden? Seine Mutter war die Tochter Alfarin's aus Alfheimar (Eisenzeiten). Auch spielt sonst in Olaf's Geschichte der Name Alf eine Rolle. Nach dem Tode des Königs Gudröd, des Vaters Olaf's, nahm König Alfmar, der Alfgeir mit andern Namen hieß, unter sich ganz Vingulmörk, und setzte darüber Alf, seinen Sohn, der genannt war Gnadhalls (Zauberwollf). Olaf konnte das her schon eher seinen Beinamen Geirastadaals haben können, bevor er durch Dpfer verehrt ward. Merkwürdig ist, daß Snorri Sturleson einen so wichtigen Umstand gar nicht erwähnt. Auch werden wir noch einen Olaf mit dem Bezeichnungsnamen Geirastadaals finden, ohne daß davon die Rede ist, daß er diesen Bezeichnungsnamen wegen göttlicher Verehrung habe. Auch sollte man erwarten, daß, wenn Olaf Gudröd's Sohn wegen dieses Umstandes seinen Bezeichnungsnamen hätte, dieser nicht bloß Geirastadaals, und nicht vielmehr Geirastadaals wäre, wie weil die Alfien allerdings auch beblutet (d. h. durch Blutopfer verehrt wurden; s. Kormak's Saga. 22. Cap. S. 216 u. 218). Des Thair's Olaf's Geirastadaals zweites Capitel: Her segir frá Hrana draum (hier wird gesagt von Hrana's Traume), verzieht uns in das erste Jahr des Reichs des würdigen Herren, des Königs Olaf's Trugvalden's. Hrana wohnt nicht weit von Geirslabir. Seine Mutter hieß Löf (wie Olaf Geirastadaals' Mutter nach dem Thair O. G. Nach der Heimskringla hieß Olaf's Mutter Alfhildur). Hrana¹⁵⁾ ist Pflegebruder Harald's Grank's. In einer Nacht

9) Arferd. 10) Al standu eru thair tryllidir, er áður voru blótt, mit der Zeit werden die vertrieben, die vorher wurden beblutet; jenes kommt von tröll, böse Zauberkünste. Die Stelle ist für die neuesten Glaubensrichtungen ungemein wichtig, denn sie enthält dieses: Verehrt man sehr Menschen, welche so lange sie lebten Nutzen zu bringen schienen, nach ihrem Tode durch Dpfer, d. h. als Götter, und der erwartete Vortheil trat nicht ein, so verehrt man sie für Tröll oder böse Zauberkünste, d. h. entsetzte die Berggötter wieder. Über tryllidur vergleicht auch den Art. Orma Saga Sturrolfssonar hier in diesen Nachrichten. 11) Hal-læri. 12) Heygáir. 13) Munnu ver thinnast blótadur ok aldan tryllidur, werden wir demnachst werden beblutet, und nachher vertrieben.

14) Their blótuda Olaf kœndu til árs aðr. 15) Hrana kommt auch anderwärts vor. Sein Vater ist Hrati, Pfleger des todtten Grank's (von Gröndal, in Norwegen). Hrati ist mit seinem Pflegebruder, dem Könige Harald Grank's, in Schweden, und hat den Beinamen Vidfóll, welcher auf seine anderwärtigen Reisen schiefen liest. Hrati ist dann auch der Pflegebruder des Sohnes seines umgekommenen Pflegebruders, nämlich Olaf des Heiligen. Hier Hrati s. Snorri Sturleson's Heimskringla, Olaf's Saga Trugvaldenar. Ausg. von Schöningh 1. Th. S. 179, 244, 245. Olaf's Saga Helga. 2. Th. S. 1, 3, 25, 27, 33. Große Olaf's Saga in den Fornmannna-Sögur. 1. Th. S. 60. Olaf's Saga Helga daf. 3. Th. S. 20, 21, 26–29, 64, 67, 68. Scripta Islandorum Historica. Vol. I. p. 78. Vol. IV. p. 20, 21, 26, 28–33, 35–37, 65, 68, 79.

träumt Hrani, daß Olaf Grifabaafr zu ihm komme. Dieser erzählt ihm sein ganzes Leben, und wie der Grabhügel gemacht worden. Dann sagt er ihm, daß Ewein, der Sohn des Karls Harald's, in Kurzem werde aus dem Lande fahren, indem er sich nicht vor der Nacht des Königs Olaf Trugasoaf's werde halten können, und großen Mangel an Gelde habe. Er solle ihm deshalb das viele Geld im Hügel aus Grifabaafr zuweisen. Olaf unterrichtet ihn nun, wie er mit Ewein den Hügel erstechen und sich der Schätze bemächtigen soll. Wie lernen dabei, wie die Todtenhügel beschaffen waren. In einem kleinen Hügel mitten auf dem Boden des großen Grabhügels liegt das Geld. Auf dem Stuhle mitten im Hügel sitzt ein Mann (Olaf), hat einen Goldring, ein Messer, einen Gürtel (helsi) um sich, und ein Schwert um die Knie gebunden, diese drei Kostbarkeiten soll Hrani nehmen, nachdem das Geld aus dem Grabhügel hinausgezogen worden, und mit dem Schwerte soll er dem Manne das Haupt abhauen, und es wieder unfädig auf das Bett legen. Mit den drei Kostbarkeiten soll er dann in die Wilt fahren zu König Harald Grandsfi. Als Gubbrandebotte liegt und könne nicht gebären. Um sie soll er den Gürtel legen. Sie werde nun schnell entbunden werden. Dem Knaben soll er den Namen Olaf, und zur Befestigung den Ring und das Schwert Basing geben, das ihm Olaf Grifabaafr zugewiesen. Noch gibt Olaf dem Hrani noch andere Vorschriften, was er thun soll. Das vierte Capitel: Hrani gekk i hauginn Geiradnaals (Hrangi ging in den Hügel Olaf Grifadnaals), handelt nun davon, wie aufgeführt wird, was Olaf Grifabaafr vorgeschrieben hat. Die Sage ist sehr merkwürdig. Die Todten pflegen sonst ihre Grabhügel zu beschützen. Olaf gibt Anweisung, wie sein Hügel erstochen und seiner Schätze beraubt werden soll. Ohne Grund heißen Olaf's und Hrani's Mutter wol nicht beide Olaf. Hrani's Mutter wird daher wahrscheinlich als wiedergeborene Mutter Olaf's gedacht. Olaf Grifabaafr war an einer Krankheit gestorben, und gegen seinen Willen verheirathet man ihn nach seinem Tode durch Dyrer. Er wünscht daher, daß ihm das Haupt abgehauen werde, nachdem man ihn nicht mehr als Gott verehrt, sondern zu einem Todt gemacht hat. Ein wichtiges Ereigniß ist die Folgerung, daß die Menschen, welche man nach ihrem Tode göttlich verehren wollte, andrer begrabnen wurden, als die, welche man nicht verehren wollte. Dritte, wie aus der Geschichte der Thuringer bekannt ist, ein Mensch an Krankheit zu sterben, so hieß man ihn Sterbenden das Haupt ab. Olaf's wird dagegen das Haupt nicht abgehauen, und doch wol aus seinem andern Grunde, als um ihn an den Hügel zu fesseln, damit er nicht nach Baldhö gelangen und dann auf die Erde wiedergeboren werden könne. Man vergleiche mit der Sage von Olaf die von Witotbin (Wid. Döbin, d. b. Witelotbin). Die, welche sich seinem Grabe näherten, wurden pöblich. Die Einwohner nahmen ihn daher heraus, brew'ten ihn des Hauptes und stecken in seine Wacht einen Pfahl und das half. Die heidnischen Sagen sind bei Saxo Grammaticus emselt. Der Witotbin ward wahrscheinlich Anfangs wie Olaf durch

Dyrer verehrt, und ist mit der Zeit für ein Todt erklärt worden. Wie aber konnte man glauben, daß Olaf und andere todte Menschen etwas bewirken könnten? Man glaubte, daß durch die Blutopfer die Kraft dessen vermehrt werde, dem man die Blutopfer brachte. So J. B. nennt Einar Skulaglam, der heidnische Stab, in Beziehung darauf, daß der Jarl Halon den Dyrerinn wieder hergestellt, die rögn (Götter) rann aukinn, an Stidre vermehrt, und sagt, daß die stärkervermehrten die Macht Halon's trügten (f. die Vellula in der Heimskringla, Olaf's Saga Trugasoaf. 28 Cap. Bei H. Bachter. 2. Bd. S. 229, 230). Der Thätre Olaf's Geiradnaals ist herausgegeben aus der Flateyrbók in den Fornmanna-Sögur. Eptir gömlum Haudritum útfærnar adh iithlutan hina kónungliga Norraena Fornsedna Felaga. Thunda Vindi Kaupmannabösa 1835 p. 269—213, und dänisch úterstet in 10. Bd. der Oldnordiske Sagnar. Die Herausgeber bemerken p. VIII, daß ihr Inhalt werde angenommen sein aus Geschichtserzählungen (úe sögu sögnum), welche jünger seien als der Tod des Königs Olaf's Grifadnaals, und dabei aus andern, welche erst zusammengesetzt sein werden nach dem Tode des Königs Olaf's des Heiligen. Hrani's Traum, wie ihm Olaf Grifabaafr erscheint und anweist, wie er die Schätze aus seinem Grabhügel nehmen und die drei Kostbarkeiten davon zu Asa, Olaf's des Heiligen Mutter tragen soll, steht auch in der Olaf's Saga Helga, Cap. 16 (in der Fornmanna-Sögur. T. IV. p. 27—29) dem Inhalt im Wesentlichen gleich, aber nicht mit denselben Worten, und auch sonst mit Abweichungen, wovon wir die Stelle als Probe mittheilen wollen, wie Olaf Grifabaafr ihn anweist, das Haupt abzuheben, und die Leibe, wie die Todten angethan waren: nimm von ihm Helm und den Ring, Goldbratte und Schwert und Mantel; hirtau bau von ihm das Haupt, und wird das leicht giban; und wenn du es nicht schwingst von ihm, den ich sage, so folgt dir Heil (hamingia) oder liegt an die Strafe. Es sind nämlich viel Menschen in dem Hügel begrabnen, und der Sinn ist: Hauf Du nicht mir das Haupt ab, sondern einem Andern, so folgt die Unheil, hauf du es mir ab, so folgt dir Glück. Auch aus den übrigen Stellen ist ersichtlich, daß das 16. und 17. Capitel der Olaf's Saga Helga zwar dieselbe Sage vom Erbrechen des Grabhügels Olaf's Grifabaafr's, aber doch eine verschiedene Bearbeitung von der im Thätre Olaf's Geiradnaals enthält. Letztere ist auch noch unvollständig. Im 23. Capitel S. 37 erzählt die Olaf's Saga Helga, wie Asa ihrem Sohne, Olaf Haraldson, als er acht Winter alt war, das Schwert Basing übergibt, das Hrani, sein Pfleger, ihm gegeben, und Olaf Grifabaafr gedabt hat. Auch denkt sie S. 3 dieses Königs Olaf's von Baldhö. Die Olaf's Saga Helga hat Capitel 16 auch die Liederselle aus Thidolf's Unglingatal, stimmt aber in den Ersten mit denen der Heimskringla. Nur daß sie beginnt:

Olaf Grifabaafr
Olaf Grifabaafr

Welt, der berühmte,
und über Weltmar.

Den Göttern gleich wird weiter unten nicht genannt, und die Väterstelle hat auch die übrigen Abweichungen nicht, wie sie sich in der Väterstelle im Thátir Olafs Geirastadalsfinnir. Auch erzählt die Dlofs Saga nicht, daß Dlof wieder durch Dylfr verehrt worden, sondern sagt nur: Er (Frani) wußte genau, daß Dlof Geirastadalf (geliebt), und der Menschen بهتر an sich, derjenigen Menschen, welche in der alten Sitte (i fornnum sidh, in der alten, v. d. heidnischen, Religion), gewesen waren. So sang Thiodolf der Thiodolfe der Hwinitze:

Redh Olaf etc.

Nach der Väterstelle heißt es: Dieser Dlof war des Sohn Gudröds des Bendentönigs (Vinda könungs, richtiger Veidhikonungs; i. g. Wächter. 1. Bd. S. 125) und wußte vor seinem Tode von seiner Traummweisheit (draumseki, Traumweisung). Die Dlofs Saga helga begnügt sich also noch, Dlofen, nach welchem Dlof der Hellige genannt war, den besten der Heiden sein zu lassen. Aber es war so ein noch näherer Dlof, nach dem er auch genannt sein kann, und welchen wir unter Nr. 2 betrachten werden. Doch kann Dlof der Hellige immer von jenem berühmten Dlof Geirastadalf den Namen erhalten haben, und wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar durch den zweiten Dlof Geirastadalf, wenn er nämlich nicht den Namen von Dlof Truggoson erhalten hat, der ihn christlich taufen ließ. Wie Enneri Sturleson (bei g. Wächter. 2. Bd. S. 275) erzählt, hieß jedoch Harald Gernit's Sohn schon vor seiner christlichen Taufe Dlof. Er sagt nämlich: Asa Gudbrandsdottir gebar Knabenkind da im Sommer; der Knabe ward bezogen mit Wasser. Rani bezog ihn mit Wasser. Weiter unten S. 305 erzählt er dann die christliche Taufe. Aber als König Dlof Truggoson kam Hringariti, zu gebieten dort das Christentum; da ließ sich taufen Sigurd Eyre und Asa, sein Weib, und Dlof ihr Sohn; und machte Dlof Truggoson Gottverwandtschaft mit Dlof Haraldsson (v. d. verrat Pathestelle bei ihm); damals war er zweiwintertig (zwei Jahre alt). War also Dlof der Hellige wirklich auch heidnisch Dlof getauft, so erhielt er doch auch diesen Namen von seinem Vater, und ward zwei Mal Dlof getauft. Der Ruhm, den Dlof der Hellige erlangte, warf dann auch Strahlen auf die andern Dlof aus dem Geschlechte der Inglingen jürd, und besonders auf jenen Dlof, den Eifen von Geirastad, den Bruder Halvdan's des Schwarzen, des Vaters Harald's des Haarföhnen, und bewirkte, daß Dlof, der Eise von Geirastad, durch Dichtung einer Saga veredlicht ward, die ihn mit Dlof dem Heiligen in Verbindung brachte. Enneri aber sagt noch nicht, daß Dlof Geirastadalf der Beste der Heiden gewesen. Erst in der in die Dlofs Saga später eingefügten Partie findet man ihn als den Besten der Heiden genommen. Aber der Thátir Dlofs Geirastadalfs begnügt sich nicht einmal damit, sondern dieser Dlof muß ein so außerordentlich König gewesen sein, daß man ihn nach seinem Tode durch Dylfr verehrt, wie einen

Gott, also vergöttert. Der christlich zu einem Heiligen gemachte Dlof durfte nur nach einem seiner Aehnlichen genannt sein, den die Heiden auf ihre Weise vergöttert hatten. Aber da diese Vergötterung durch Blutopfer geschah, so muß Dlof Geirastadalf dieses schon im Leben wissen, aber darf es, um sich als Aehnlichen des heiligen Dlof würdig zu zeigen, nicht billigen, sondern muß sich die Verehrung nach seinem Tode durch Blutopfer verbitten. Um aber ganz in den heiligen Dlof überzugehen, muß er sich das Haupt abhauen lassen, und dem, in den er übergeht, die Kostbarkeiten übergeben, die er in seinem Grabe hatte. Es war Glaube im Alterthume (der Heidenzeit), daß die Menschen wieder geboren werden, aber das wird nun (in der Christenzeit) genannt alter Weibererzthum x. (i. das Weite der umgebundenen Rede zum Heiligthum bei g. Wächter. Forum der Kritik. 2. Bd. 1. Abth. S. 136). Im Thátir Olafs Geirastadalfs, sowie in der in die Dlofs Saga helga eingefügten Partie, wird zwar nicht deutlich ausgesprochen, daß Dlof der Heilige der wiedergeborene Dlof Geirastadalf sei, aber die Idee schwärmt dem Dichter jener Sage vor. Zur Wiedergeburt war gewaltfamer Tod nöthig. Dlof Geirastadalf hatte diesen nicht erlitten, und lebte durch Blutopfer verehrt in seinem Gedächtniß fort. Vor Dlofs des Heiligen Geburt aber läßt er sich das Haupt abhauen, stirbt also gewaltfamen Tod und macht sich zur Wiedergeburt fähig, und läßt durch seinen Gürtel bewirken, daß das Kind geboren werden kann, und diesem Kind seinen Namen und seine Kostbarkeiten geben. Dlof der Hellige ist also der wiedergeborene Dlof Geirastadalf. Seinen Eigennamen und seinen Beziehungsnamen (kenningar-nafn) setzt auch noch einer seines Gedächtniß, nämlich: 2) Olaf Geirastadalfs, Sohn Harald's des Haarföhnen, Dylfrs Sohn von Svanhildin, der Tochter des Jörds Eystein, erhielt, als sein Vater das Reich unter seine Eddne theilte, mit seinen Brüdern von väterlicher und mütterlicher Seite Biörn, Sigroga, Frodi und Thorals, Vingulmörk, Raumark, Westföld und Thelamörk. Als sein Bruder von väterlicher und mütterlicher Seite Biörn Kaufmann durch ihren Halbbruder Erik Blaut geführte, nahm Dlof das Reich über Westföld", und zur Pflege Gudröds, den Sohn Biörn's. König Harald der Haarföhne hatte seinen Sohn Erik Blaut zum Oberkönig über Norwegen gemacht. Als solchen nahmen ihn auch die Hódrar (Bewohner des Hódrlands) an. Als dieses die Bistümer (Bewohner der Bist) hießen, da nahmen sie Dlof zum Oberkönig in der Bist und er behauptete das Reich. Das mütterliche Eiland sehr. König Erik nahm alle die Einnahmen (teklor), die der

16) So nach Enneri Sturleson in der Heimfringa. Nach dem Upphof Rikis Haralds Harfagra (in den Fornmanns-Sögur 10. Bd. S. 196) hat Dlof bei Biörn's Erbhilfen Weisthüf vermerkt, denn es wird gesagt: Dlof Geirastadalf hat die Verwaltungen (yfrska, Verwaltung) auf Westföld, und waren beide sehr zusammen (er) und Biörn, er herrschte über Östland (nämlich in Norwegen). Über yfrska, Verwaltung, welches yfrska von Westföld, d. h. Verwaltung hat. i. g. Wächter, Enneri Sturleson's Weisthüf. 1. Bd. S. 162.

König hatte im Mittlande (Mittellande) das nächste Jahr nach dem Tode des Königs Harald's (gest. 936); aber Olaf in der Wit; aber Eigröd, ihr Bruder, hatte alles in Ätlandbald. Das ererbte Erich's sehr, und das Gerücht ging, er werde mit Gewalt versuchen an seinen Brüdern, ob er erlangen könnte Ältingenreich (einvalldariki), sowie sein Vater ihm gegeben hatte. Als Olaf und Eigröd dieses hörten, da lassen sie Einemänner zwischen sich geben; demnach machen sie Versammungsbefimmung, und Eigröd reist im Frühling ostwärts nach Wit, und die Brüder Olaf und Eigröd haben Zusammenkunft in Lundberg, und verweilen hier eine Zeit lang. Derselben Frühling entbrach Erich großes Kriegsvolk und Schiffe hinaus, wendet sich ostwärts nach Wit, und erhält so günstigen Wind, daß er Tag und Nacht segelte und seine Kundschaft von ihm vor ihm vorausging. Als er nach Lundberg kam, gingen Olaf und Eigröd mit ihrem Kriegsvolk ostwärts aus dem Hofe auf den Abhang und ordneten die Schlacht dort. Erich hatte viel mehr Kriegsvolk und erlangte den Sieg, aber Olaf und Eigröd fielen beide, und ihr dort jedeswegs Hügel auf dem Abhange, wo sie gefallen liegen. König Erich unterwarf sich da die Wit. Olaf's Sohn von der Wit ist Tryggvi¹⁾, nach dem Olaf Tryggvason genannt ist.

(Ferdinand Wächter.)

OLAFR, Hvítankalld¹⁾, ward so zum Unterschiede von dem gleichzeitigen Olaf Swartaskalld²⁾ genannt, war Eiröb's Sohn, der ein Bruder des noch berühmten Enorri Sturleson war, hielt sich, wie aus der Sturlesonsgaga hervorgeht, oft bei seinem eben genannten Vaters Bruder auf, ward wahrscheinlich selbst bei ihm erzogen, lernte auch bei dem Könige Waldemar II., bei dem er zwischen dem Jahre 1236—1240 war, viele gelehrte Stücke (marga fraedri) und hatte (erhielt) viele der besten Erzahlungen (margen ättaligrn frögngr) von ihm³⁾.

17) Enorri Sturleson's Heimskringla, Sage Harald's des Haarfächers bei F. Wächter. 1. Bd. Cap. 25. S. 225. Cap. 26. S. 224. Cap. 46. S. 237.

1) Weißer (d. h. weißhaariger) Elstbe. 2) Schwarzer (d. h. schwarzhaariger) Elstbe. Auch dieser Olaf Swartaskalld spielt eine Rolle in der Geschichte der Sturlesonen, er leitet so glänzende, als Olaf Hvítaskalld, war auch sein Sturleson. Olaf Swartaskalld war aller Wege entsetzt, als ihn Jon Wart der Sohn Enorri Sturleson's, in seine Dienste nahm. Jon Wart schloß im J. 1229 mit seinem Schwager Gissur Gnossonenschaft und segelte aus dem Lande nach Norwegen. Sie besaßen nicht, da der König ihnen seinen Urlaub nach Island zurück gab, in Bergen ein Zimmer und schickten blasse ein Wirtshaus. Einmal Abends kamen sie betrunken nach Hause. Die Diener hatten die Wirtshaus nicht zu Rechte gemacht und von ihnen widersprechend Olaf Swartaskalld seinem Herrn. Dieser wollte ihn dafür mit einem Stiche schlagen. Gissur suchte sie zu verhindern, und hielt seinen Schwager Jon Wart. Als Olaf das sah, ergriff er ein Messer, schlug seinem Herrn eine Wunde, stieß darauf los, ließ sich nachher nimmer wieder sehen, und Niemand wußte, wohin er gekommen. Jon's Wunde schien Anfangs nicht gefährlich, aber er schenkte sich nicht zu schaden sich durch zu reichlichen Genuß von Wein und durch zu blässige Nacht. Durch ein furchtbares Entzündung brach die Wunde wieder auf. Daran starb Jon Sturleson, Nachbarn seiner Olaf Hvítaskalld's. S. F. Wächter, Leben Enorri Sturleson's. Cap. 26. Einleitung zur Heimskringla. 1. Bd. S. LXL 3) Knytinga-Saga. c. 127

Olaf hatte aber auch in jener schmerzreichen Zeit Gelegenheit, sich in den Waffen zu üben: So brach im J. 1234 Enorri Sturleson's Sohn Ulfia in das Gebiet seines Vaterbruders, Eiröb's Sturleson's, ein. Dieser ließ durch seine Söhne Olaf und Sturleson's Wirtshausbier zu Knytiaball plündern. Im J. 1236 ging Olaf mit seinem Bruder Sturle nach Saurbär. Eiröb's Söhne waren in den Streitigkeiten zwischen seinen Brüdern Enorri Sturleson auf der einen und Eigröd Sturleson und Sturle Eighwä's Söhne auf der andern Seite stets Anhänger Enorri Sturleson's. Aber dieser wollte sich aus Frömmigkeit in der großen Hölle im J. 1236 mit seinen Feinden nicht schlagen, wie sein Sohn Ulfia beabsichtigte. Enorri's Gegner waren weniger bedenklich, und so mußte er vor ihnen aus seinem Eige Knytiaball fliehen. Da so seine Macht gänzlich gebrochen schien, hielten es auch Olaf und sein Bruder Sturle für ratsam, sich an Sturle, Eighwä's Sohn, anzuschließen. Sie gingen zu ihm. Er bekehrte sie auf das Frömmlichste, und gelobte sie zu großen Männern zu machen. Olaf konnte jedoch seiner Abhängigkeit an Enorri Sturleson nicht auf immer entsagen. Thorleif von Gardar verlor gegen Sturle, Eighwä's Sohn, die Schlacht in Bär, und ward nebst den meisten seiner Partei mit Verbannung gestraft. Da schloß sich Enorri an jene Verbannten, und ging im J. 1237 nach Norwegen. Die Sturlesonsgaga erzählt diese Händel umständlich. Aber auch die Saga Halonar Halonarsonar weiß Nicht auf sie und namentlich auch auf die Geschichte unserer Olaf Eiröb'son's. Sie sagt Cap. 194: Diesen Sommer zuvor kamen heraus von Island Enorri Sturleson, Eiröb's Kall, Thorleif aus Gardar, Olaf Hvítaskall, und waren in Ätlandheim den Winter über. Im Cap. 196 heißt es vom Könige Halon: Er erfährt da, daß der Herzog geben hatte Urlaub nach Island Enorri Sturleson, Ulfia's und Thorleif's. Da Olaf Eiröb'son's nicht dabei erwähnt wird, so läßt sich schließen, daß er in Norwegen zurück blieb. Da ferner sein Aufenthalt in Dänemark zwischen die Jahre 1236—1240 fällt, so geht hervor, daß er sich von Norwegen nach Dänemark begab. Dieser Aufenthalt bei dem gelehrten Könige Waldemar II., war ihm für seine Ausbildung sehr förderlich, und ist auch, wie wir weiter unten sehen werden, ein in anderer Beziehung merkwürdiger Umstand. Auch war Olaf Hvítaskall, wie man vermuthen kann, in Schweden, denn er wird in dem Skaldal (bei Peringskiöld, Heimskringla. 2. Bd. S. 430) als Skalde für Gissur Gnosson aufgeführt. Im Norwegen hat er sich, wie sich schließen läßt, bei dem Streitigkeiten des Jarls und Herzogs Skuli mit dem Könige Halon sehr weise betragen und keine Partei genommen, wenigstens nicht für die Dauer, denn er war, wie aus seinen Gedichten und aus dem Skaldal (S. 433, 434) hervorgeht, Skalde für den König Halon Halonarson und für den Jarl und Herzog Skuli. Auch wird er S. 435 als Skalde für Waldemar Gamil (Ad-

in den Fornmannasögur. 11. Bd. S. 396. F. Wächter, Enorri Sturleson's Weltreise. 1. Bd. Einleitung S. XCV.

nig von Dänemark) und S. 484 für den Jarl Knut Hakonarson (von Norwegen) aufgeführt. Arna-Magnus (Vita Samundis Multascii, p. XVIII.) folgert aus dem Skaldatal mit Gewisheit, daß er mit allen denen, für welche er als Skalde aufgeführt wird, vertraut geliebt habe, wir jedoch nur, daß er auf sie Gedichte gemacht hat. Nur bei dem Könige Waldemar läßt es sich erweisen, daß er mit diesem vertraut gelebt und auch in dessen Diensten gestanden. Der Zweck des Skaldatal ist bloß aufzuführen die hohen Personen, auf welche Skalde Lieder gemacht haben, und wor sie gemacht hat. Doch läßt sich vermuthen, daß der Skalde, der auf eine gleichzeitige Person Lieder macht, auch diese Person besucht hat. Seltenere wurden die Lieder bloß zugesandt. So z. B. einmal von Snorri Sturleson (f. S. Nach. Snorri Sturleson's Weltreis. 1. Bd. S. XXVI, XXVII.). Doch war diese Zuwendung nur Einleitung zu seiner Reise nach Norwegen. Olaf Hvitaskald, als er in sein Vaterland heimgekehrt, brachte es hier zu dem höchsten Posten, zu dem man hier gelangen konnte. Er war nämlich in den Jahren 1248 und 1252 Rådsgumadr (Gesessgumadr), d. h. oberster Richter über ganz Island. (Es war dieses die schwierigste und ehrenvollste, aber wechselnde Stelle. Man ward zu ihr gewählt. Olaf Hvitaskald hatte seinen Wohnsitz in Stafholt. Dierhe zu seinem Vaterbruder Olaf Hvitaskald begab sich im J. 1251 Thorgils, Bödvar's Sohn, wozu ihn seine schwierige Lage nöthigte. Thord Kalfi, Eigwahr's Sohn, im J. 1250 vom Könige nach Norwegen gerufen, hatte seine Freunde und Verwandten Sturli Thorbachon, den Bruder Olaf Hvitaskald's, Rasm Odd's Sohn, Thordleif'en von Gardar, Hran, Kobran's Sohn und Sæmund Dem's Sohn über seine Bezirke gesetzt, der König von Norwegen aber im J. 1251 über dieselben Bezirke Gissur, Thordwald's Sohn, und Thorgils, Bödvar's Sohn. Daber Zwietracht unter diesen Großmännern. Man hielt zwei Versammlungen. Aber Thorgils konnte nicht weiter verlangen, als daß Gissur, Sæmund's Sohn, ihm das Gut Reykiaból abtrat. Unter diesen schlüpfrigen Verhältnissen war es, wo Thorgils sich mit 14 Bewaffneten nach Stafholt zu seinem Vaterbruder Olaf Hvitaskald begab. Hier überfielen und töteten ihn Rasm und Sturli. Sehr unwillig ward hierüber Olaf und machte seinem Bruder Sturli harte Vorwürfe. Sie aber lehrten sich nicht daran, und zwangen Thorgils'en, ihnen den Eid der Treue zu leisten, daß er alsbald mit ihnen gegen Gissur ziehen wollte. Rasm hätte Thorgils'en gern erschlagen gehabt; aber Sturli entzog ihm den Tod, entweder von seinem Bruder Olaf demogen, oder weil Thorgils sein Verwandter war, Sturli war ein ebenso großer, wenn nicht noch größerer Skalde, als sein Bruder Olaf, aber viel kampfslüßiger als dieser, so daß er in den Fehden seiner Zeit eine weit größere Rolle spielt als Olaf*). Dieser dagegen hat sich außer dem Skaldenthuume noch den

Ruhm erworben, der Verfasser eines Theils der Edda in weiterer Bedeutung, nämlich des Theils derselben, der Skalda (Lehre von der Dichtkunst) heißt, zu sein, während sein Bruder Sturli sich verdient um die Nachwelt gemacht, daß er die Saga Hakonar Hakonar-Sonar, die Saga Magnusar Hakonar-Sonar und den letzten Theil der Sturlungasaga oder der großen Saga der Isländer verfaßt hat, welche auch die Hauptquelle für das Leben Olaf Hvitaskald's*) ist. Letzterer starb im J. 1259. Er verfaßte mehrere Deapen oder größere Ehrengebichte auf König Waldemar von Dänemark, auf König Hakon Hakonarson von Norwegen, auf den Herzog Sturli und auf den heiligen Thorlak. Er fällt in die Zeit der zweiten Blüthe der Skaldenkunst. Die erste war zur Zeit Harald's des Haarshöhen, Hakon's des Guten und des Jarls Hakon. Aus diesen Zeiten haben wir die größten heidnischen Skalde, und von ihnen brachte die meisten Norwegen hervor. Die zweite Blüthe ist die der Christenzeit. Aber nun ist das Vaterland der berühmtesten Skalde nicht mehr Norwegen, sondern Island, wiewohl die Skaldenkunst überall noch blühte, selbst auf den Orkneyen (f. d. Art. Orkneyinga-Saga in diesen Nachrichten). Unter den Geschlechtern, welche auf Island die besten Skalde hervorbrachten, ist vor allen das Geschlecht der Sturlungen zu nennen, zu dem Snorri Sturleson und seine beiden Vaterbrüder Olaf Hvitaskald und Sturli hin Fródi (der Weise, Gelehrte). Das Geschlecht der Sturlungen zeichnete sich nicht bloß durch Skaldenkunst, sondern auch durch Gerechtigkeit überhaupt aus. Bevor wir unsern Olaf in letzterer Beziehung betrachten, wollen wir ihn zuvor noch als Dichter kennen lernen. Um den Geist seiner Lieder zu veranschaulichen, wollen wir zwei kleine Proben mittheilen, eine ganze und halbe Strophe. Sie sind im Drotumál Gedichtet, aber nicht in dem der ältern Skalde, dessen Zeile drei Hebungen hat, sondern in einem Drotumál von vier Hebungen, welches weniger künstlich, aber auch weniger möglich ist, da dabei die halben und ganzen Anreime*) weniger in das Ohr fallen. Wie lassen sie durch cursive Lettern bemerkbar machen. Die Strophe, welche wie zunächst folgen lassen, befindet sich im 234. Capitel der Sage Hakon's Hakonarson's, wo der Kampf des Königs Hakon mit dem Herzog Sturli an der Kirchhofthüre beschrieben wird. Unter des Königs Fahnen waren nicht mehr als 20 Mann. Der König wies seine Knechte gegen des Hofes Thüre, aber er selbst wandte mit der Fahne gegen den Herzog. Da war große Waffenbürde (Andrang von Waffen) bei der Kirchhofstüre. So sang Olaf Hvitaskald:

5) Sturlunga-Saga oder Islendinga Saga hin mika árga-
fa at líðlum hins íslensku Bókmennta Feilaga. 1.—2. Bd. (Ror-
penhagen 1817, 1829.) über Olaf's Leetereise 1259 f. die Ana-
les Regii ap. Langebek. Script. rer. Dan. T. III. Mit ih-
nen stimmen die Annales Rescensionis, Piteyones et Chartae
nach Arna-Magnus, Vita Samundis Multascii in der ar. Hæ-
der Edda Bödvardar. 1. Bd. S. XVIII. 6) über die halben
und ganzen Anreime f. S. Nachter, Snorri Sturleson's Welt-
reis. 1. Bd. Einleitung.

*) über Olaf und seinen Bruder f. außer der Sturlunga-
Saga auch die Vita Sturles Thordii im 5. Bde. der gr. Ausg.
der Heimtellinga. S. XVI—XXV.

Andr þu járn sem ísmót yrpi
 áða struma með helnu blóði,
 Heratseir raud hanni ofna
 Hildar serki frammerjum;
 Grimmonn stóð á Góðdatt hímni
 Gíkr regnbóði Hnikars rögna
 Herðar lótu fylking stréða
 Fár-eldingar meginara.

Scharfe Eisen blissen, wie (wenn) Eiser's *) würde geworfen.
 Mit des wüthigen Stroms hellem Blute
 Der Heratseir *) rühret die mit dem Hammer gewundenen
 Herbu Hildur's *) weissen zorn *) , als die Föhnen.
 (Es) stund auf dem Góðdatt Hímni *) der Hnikar-Degen *)
 Der graue Regenbóði *) der Hnikar-Degen *)
 Die Krafmennan harrt Gefährliche
 Schlagen der Männer Schlachtseir *).

Die christlichen Skalden bedienten sich noch der Dichtersprache der heidnischen, und ihre Hauptstreben war, dieser Sprache durch neue Wendungen den Reiz der Neuheit zu geben, und Olaf Hvitafallb zeigt sich glücklich in diesen Variationen. Aber er gehört zu dem Theile der Skalden, welche die räthselhafte Dichtersprache nicht sehr häufen, und hat das künstliche Drottsmál so in seiner Gewalt, daß er die halben und ganzen Anreime auch bei einfacherer und schlichterer Rede weise möglich macht. So z. B. in der folgenden halben Strophe, welche wir dem 25. Capitel der Saga Olafon Hakonarson's entnehmen. Es handelt dieses von der Fruchtbarkeit im Lande, welche man dem Verdienste der Könige zuschrieb (s. *Ferd. Wächter*, *Heimskringlas illustratas et Germanorum historiam illustrantis specimen*, p. 4—9, und desselben Enorri Sturleson's Weltreis, 2. Bd. S. 106—108). Da als Olafon ward zum Könige genommen, war große Fruchtbarkeit oder Fruchtfülle (hár mikni) im Lande. Der Sommer war so gut, daß das war weit durch das Land, daß der Fruchtbaum (allidvindrinn) trug zweimaligen Zuwachs (axóxt) und die Auenobstg *) warfen (brúten) zwei Mal. So sang Olaf Hvitafallb:

Maerir glóðstú miklu árl
 Menn, hár axóxt ísvann,
 Feglig syndist, viðhr ok fuglar,
 Visa grein á sumri einu

Dß der großen Fruchtbarkeit sich freuen
 Gesiehet *) Männer — ba tragen zweimaligen Zuwachs
 Baum und Vögel (prächtig erheben der
 Erstlinge *) Abzuehlet in einem Sommer.

7) Olafson, keine Gisháde; nämlich die Schwerter verließen die Schwimmschiffe so, wie man mit einem Beil auf das Eis deut und die kleinen Gisháde unerschlagen. 8) Rr König Hakon. 9) Die Fremden der Schiffsbesáttin sind die Panzer. 10) Nämlich der König stand so an der Spitze, daß er vor den Föhnen voraus war. 11) Wóndu ist eine Hauptworte; ihr Himmel, das die Krieger drückte Schilt oder auch der Helm und die Schwimmschiffe überhaupt. 12) D. h. das Schwert. 13) Dóinn's Degen (Unterbanen, Mannen) sind die Krieger. 14) Frucht. 15) Ue pugnaler, wird in der lateinischen Uebersetzung im 5. Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla E. 33 durch aves maritimas, und in der holländischen durch Erbsengärten übertragen. War vorüber unter den Augenstern die weißen Vögel im Heren überhaupt, im Gegenstuck zu den zu Fuß gebenden, von die weißen auch an ihrem Kränzen der Natur ab. 16) Maerir, hell, klar, reine, berühmte (illustres, insignes). 17) Visa Nomn. visi (Wisser, Anzeiger).

Auf diese Weise sind viele Strophen von Olaf's Liedern in die Saga Hakonar Hakonarson eingewebt E. 25 (große Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 33). E. 114. E. 117. E. 176. E. 180. E. 182. E. 188. E. 190. E. 195. E. 199. E. 206. E. 219. E. 228, 229. E. 221. E. 231, 232. E. 234. E. 250. E. 235. E. 250., in den Fornuanna-Sögur. 9. Bd. E. 265, 430, 446, 450, 457, 464, 492, 494, 514. Roteinlich übersezt sind, sie im 5. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla und im 6. Bd. findet sich wieder gedruckt in der Uebersetz. nebst einer Auflösung der verstandenen Wortstellung in die prosaische Wortfolge nebst lateinischer Uebersetzung dieser Auflösung und kurzen Erklärungen. S. 208, 214, 216, 218, 219, 220, 221, 222. Dänische Uebersetzungen sind im 5. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla und in den Ditmarsche Sagur. 9. Bd. Großes Interesse hat Olaf Hvitafallb auch erregt durch seinen großen Antheil an Abfassung der Edda und insbesondere der Skalda, denn der größte Theil der Abhandlungen ist von ihm. In einem Pragmaentotter der Edda, der am Anfange oder um die Mitte des 4. Jahrh. verfaßt ist, heißt es: Haer aer lykt theim lú bókur, aer Olafr Thordarson (Hvitaskall) haeft samannaet. Uphaefer skaldskopplugar kenningar, aeprir thvi san fundist haefer í kenndum hafud-skaldum oc Snorri haefer samannaet oc snett *), d. h. hier ist (wird) geschlossen (mit) dem Theile des Buches, das Olaf Thordarson (Weiß-Kalde) hat zusammengefest. Emporbet (anfangs es) die skaldschastlichen Bezeichnungen, nach dem, wie sie sich fanden in den Gesängen der Hauptskalden, und Snorri hat hierauf zusammengebracht und geordnet (geordnet). Der Titel des uplatar Eoder aus dem 14. Jahrh. hat dieses: Bok thessu haitr Edda. Hana hevir samannaetla Snorri Sturleson giirr theim haeft, san her skiput. En fyrir frá Asum ok Ymi; har anest Skaldskaparmál ok heiti margra himn; síðax hátatal, er Snorri haeft ort um Hákon konung ok Skula Hveruga Skula. Dieses Buch heißt Edda. Sie hat Snorri Sturleson zusammengefest nach der Weise, wie es hier geordnet ist. Aber zuerst von den Ásen und Ymir; darnach die Skaldschastsprache (Sprache der Dichtkunst) und die Namen vieler Dinge. Vergleichend wir die obige und diese Angabe mit einander, so dürfen von den Götterfagen dem Snorri Sturleson die Gylfaginning, und seinem Bruderfohne Olaf die Bragnarædur zugeschrieben sein. Gemäß dagegen ist, daß Olaf den größten Theil der Abhandlungen der Skalda verfaßt hat. In der orthographischen Abhandlung, im Wormischen und im Cod.

bedeutet König (Hüter) und Erstlinge der Früchte, gleichsam Weiser, welche man abkneimt, und daraus auf die künftige Ernte schloß. Die Doppelheit in des Weisers Abkneimt ist dem Skalden schon recht, weil es zugleich auf den König anspielt, dessen Verdienste man bei fruchtbarer Ernte schloß. Auch nahm der König seine an dem Jahr Abt, welches man dem Reine der Ernte anstelt, um die Erstlinge feierlich einzubringen.

18) Arna Magnæus, Visa Sacmundi Multiseil. p. XVIII. Eufm., Rik. Söl. af Damm. 2. Bde. S. 660. Bregl. Es bning um j. 14. der gr. Ausg. der Heimskringla. E. 5.

749. E. 18 sagt der Verfasser, bei einem Spruche, in welchem altnordische Ruchnamen vorkommen, daß ihn sein Herr, der Dänenkönig Waldemar, gemacht habe, und in der darauf folgenden topologischen Abhandlung wird bei einer rhetorischen Figur gesagt, wie Olaf sie genannt, ebenso E. 10, daß Olaf etwas über Euphonie gesagt habe. Dieses findet sich wörtlich in der vorigen Abhandlung (E. 17), die Benennung Ringelknot für die Figur Catepation; sicher ist, dennach die nämliche Abhandlung gemeint, und sie von Olaf Thorbarson verfaßt. Auch wird Olaf Thorbarson am Schluß vom 10. E. der zweiten Abhandlung als Verfasser genannt. Die beiden zusammengehörigen Abhandlungen sind dann von späterer Hand fortgeführt worden. So auch wird Olaf E. 18 wieder angeführt ¹⁾. Auch hat Olaf großen Antheil an den Illiáds greinir (Heldensingstücken), d. h. verschiedne Arten der Strophen ²⁾. (Ferdinand Waechter.)

OLAFR, Jarlamágr, d. h. des Jarls Schwager, hatte diesen Bezeichnungsnamen (kennengrann) als Schwager des Jarls Harald's, des Sohnes Maddab's von Orney, war ein Hauptmann bei den Raidschlägen, welche Hakkell, Sohn Jon's, des Sohnes Hakkell's und seine Gemahlin Ragnhild, die Tochter des norwegischen Jarl Erling und Christina's könungs-dóttir (Königstochter) gegen den König Swerrik von Norwegen thaten. Sigurd war ein Geliebtensohn des Jarls Erling und Pflegesohn des Königs Swerrik. Er wußte um Hakkell's und Ragnhild's Raidschläge. Sigurd, der Sohn des Königs Magnus Erlingsson's und Syrid's, der Tochter Áskell Ung's, war unter der Versorgung und dem Schutze Hakkell's und Ragnhild's. Sie gaben ihn Olaf'sen Jarlamágr in die Hände, und er nahm ihn mit sich nach Bergen. Olaf war stets in Unterredung mit Swerrik und war da kein Argwohn. Einmal, als Olaf's Schiff bereit war, da sprach König Swerrik: Treu sollst du mir nun sein. Olaf antwortet: Wie redest du Solches, Herr? Der König hatte ein Messer in den Händen, und sprach vor sich, und sprach: Die Schutzgeist (Hylgjör) unserer Unfreunde schreien nun in die Kläbe. Als Olaf aus der Stube ging, lies dahin der Knabe Königsohn. Olaf sprach: Was war es jetzt mit uns, Pflegesohn! Olaf nahm den Knaben im Herbst mit sich nach dem Hialland (Hertland), wo er große Eichen (Grundbesitzungen) hatte. Das war im J. 1192. Im Frühlinge darauf (1193) fuhren Olaf und Sigurd südwärts nach den Ornepar zur Zusammenkunft des Jarls Harald's, des Sohnes Maddab's. Derselben Frühling fuhr auch Hakkell Jonson unter dem Vorgeben, daß er nach Bergen in die Wiking (Herausfahrt) wolle, zu den Ornepar. Olaf Jarlamágr und die andern hielten den Jarl

Harald um Unterstutzung für den Sohn des König Magnus. Letzterer war der größte Freund des Jarls gewesen. Der Jarl gab seines vormaligen Freundes Sohne ein gutes Langschiff, und erlaubte jedem Manne von seinem Reiche, zu Hakkell und Olaf und ihren Fahrtgenossen zu gehen. Olaf und Hakkell gaben da Sigurd's Königsnamen. Da schworen ihm viele den Eid der Treue. Zu ihm schreite eine Menge Orkneyingar und Hiallar (Hertländer). Sie fuhren im Sommer darauf nach Norwegen zurück, übertraten in Lunsberg die Virsteinmar, und erschlugen ihre's viele, namentlich ihren Anführer, Swerrik's Better Jon, und Hólgi Bring, der vorher die Råde des Königs Swerrik getragen hatte. Nachdem hatten sie Abing. Da ward König Sigurd zum Könige genommen. Diese Partei ward die der Epiarsteggar (Epiandeherrigen) genannt. Hierauf fuhren sie hinein nach Oslo, und alles Landvolk unterwarf sich ihnen. Sie enthielten sich alles Raubes, hatten aber kein Geld, das viele Kriegsvolk zu unterhalten, machten daher eine Raubfahrt nach Süden, nach Dänemark, nahmen bei Tressir Kaufmannsschiffe hinweg, und gewannen unermessliche Schätze, und kehrten nach Norwegen zurück. Als die Epiarsteggar von Süden in die Wit kamen, da sammelten sich die Virsteinmar in Borg. Da lezten die Epiarsteggar hinauf in die Rausf, landeten bei Borgarvallir und ordneten ihr Kriegsvolk zur Schlacht. Die Virsteinmar stoben vor dem großen Kriegsvolke der Epiarsteggar, und erlitten, von diesen verfolgt, Verlust an Leuten. Die Epiarsteggar sandten von da seinen Widerstand in der Wit mehr. Als der Herbst sich zu Ende neigte, fuhren sie nordwärts nach Bergen, überwinterten dort, und legten unter sich zu Schatzungen und Zinsen alles Land im Süden von Etad. Die Burg in Bergen auf dem Berge über dem Bischofsbofe hatten die Virsteinmar mit einer großen Hertschar besetzt. An einem kläglichen Tage in der ersten Zeit der langen Kälte (1194) hörte Olaf Jarlamágr die Messe in der Klosterkirche auf Hakom (den Hügeln), und stand draußen während der Messe bei der Kirche und hatte seine Hand an die Kirchthüre gelegt. Ein Mann in der Burg schoß ihn mit dem Bogen in die Hand, so daß die Pfeilspitze fest in dem Fleische stand, und ward das eine große Wunde. Die Epiarsteggar thaten von sich einen Theil des Kriegsvolks in Geschäften an verschiedene Orte, denn sie glaubten nicht, daß König Swerrik sie vor dem Frühlinge angreifen werde. Aber er kam unerwartet mit Hertschmacht, und die Virsteinmar erlitten nicht eher Ruckschaft von der Fahrt des Königs, als bis er in ihrer Råde war. Sie hatten Abing den Sonnabend vor dem Palmsonntag. Olaf Jarlamágr sprach vor dem Kriegsvolke, und leitete die Beratung ein, ob sie sich mit dem Kriegsvolke, das sie jetzt hätten schlagen sollen, da Sigurd Jarlfon mit sechs Schiffen in Estafang und Eiviken mit drei Schiffen in Sogn sei. Sie zogen sich deshalb aus Bergen nach Floreovagar, und Swerrik kam nach Bergen und lezte dann zu seinen Schiffen zurück, die sich an Hafsnes gelagert, nachdem er besahen, daß dahin auch die Besatzung der Burg zur Schlacht kommen

1) J. d. v. d. Hagen, Altnordische Nleder und Sagen. Einleitung. S. CXV. Müller, über die Götter der Nider. E. 26—28. Waechter, Swerrik Eriksfons's Weltkreis. Einleitung. S. XVI, Cl, CII. 20) Norweg, Nidst over Norens dretzte Posten. S. 19. 56.

schickte. Hierauf fuhr Emeric auf einem Boote nach Flörevogur, um die Wägen der Epistatleggiar auszulassen. Hierbei hörte er, wie Hälld den Söhnen aus einander setzte, wie am Morgen darauf die Erstgeburt geschlagen werden sollte. Hiernach richtete Emeric seinen Schlachtsplan ein. Die Epistatleggiar fügten ihre Schiffe zur Schlacht zusammen. Die Birkibearn beschloßen sie eine Zeit lang, und legten dann ihre Schiffe wieder hinweg. Da glaubten die Epistatleggiar, daß sie siegen wollten. Olaf Jarlsmagi hieß da die Zaun, mit denen die Schiffe der Epistatleggiar zusammengefügt waren, zerbaun, um die Feinde zu verfolgen. Da rüberzuckte die Birkibearn herzu, umlegten zwei oder drei Schiffe an eins. Auch kamen die Borgarmenn (die Besatzung auf der Burg in Bergen) dazu, und die Birkibearn entlößten nach und nach die Schiffe der Epistatleggiar ihrer Mannschaft. So auch das Schiff, auf dem Olaf Jarlsmagi war. Er lief über Bord, und schwamm nach dem Lande. Die Birkibearn warteten ihm entgegen, und erschlugen ihn, bevor er an das Land kam“). (Ferdinand Wächter.)

OLAFR, Tretelja (der Zimmermann), war ein Sohn *) des Königs Ingiald Harald's von Schweden, hatte zur Mutter Gautbild, die Tochter des Königs Algaunt, des Sohnes des Königs Gautelk des Wilden, des Sohnes Gaut, nach welchem (nach der Sage) Gautland (Götaland) genannt ist. Der Knabe Olaf ward von seiner Mutter zu Bovi, ihrem Pfleger, nach Westö Gautland geschickt und dort aufgezogen. Sein Vater Ingiald der Höderstige war auf König *), als er hörte, daß König Ivar Vidfadmi mit Heer dahin gekommen. Er war zu schwach, sich mit ihm zu schlagen, hoffte auch wegen seiner Menge Feinde, wenn er stöbe, sein Bestehen, und verkannte sich nebst seiner Tochter Asa mit der Halle, in der er war. Olaf war der allein übrige Sproß der Inglingen in Schweden. Ivar unterwarf sich das Schwedenreich, und mit Ingiald Harald schied das Geschlecht der Inglingen aus Uppsälvi's Macht. Olaf zog mit dem Volke fort, das ihm folgen wollte, als er den Tod seines Vaters hörte, denn die ganze Länge der Schweden stand einhellig auf, das Geschlecht der Könige Ingiald und alle seine Freunde zu vertreiben. Es hatte sich nämlich Ingiald durch seine Untertanen sehr verhasst gemacht. Olaf zog zuerst hinauf nach Nidri. Aber als die Schweden von ihm hörten, da vermochte er nicht dort zu bleiben. Da zog er westwärts auf Baldvog zu dem Fluß, der von Norden in den Winäse fällt, und Elfe *)

hieß. Dort verweilten sie, begannen dort auszuweiden und zu verbrennen und anzubauen. Bald entstanden dort große Herde (Böjerte). Sie nannten das Vermaland *), denn dort waren gute Landeshäbrungen. Als man in Schweden hörte, wie Olaf Wälder ausbreute, nannten sie ihn Tretelgia (Holzhauer, Zimmermann), und sein Rathschluß dünkte sie lächerlich. Große Menschenmenge ging von König Ivar Vidfadmi in Verbannung, und zu König Olaf nach Vermaland, da sie hörte, daß dort gute Landeshäbrung war. Aber die Menschenmenge ward bald so groß, daß sie das Land nicht nähren konnte. Die Schweden waren gewohnt, ihren Königen beides, Frucht und Fruchtmangel, anzuzuschreiben *), und so thaten sie auch hier mit Olaf. König Olaf war ein kleiner Pfaffenmann (opferste wenig). Das mißfiel den Schweden (man glaube nämlich, daß fruchtbare Zeit mit dem Opferbringen zusammenhänge). Die Schweden glaubten, daß daraus, daß König Olaf wenig opferte, die theure Zeit entstehe, jogen ein Heer zusammen, umringten sein Haus, verdrängten ihn darin, und gaben ihm Dth'in und opfersten mit ihm um fruchtbare Zeit für sich. Das geschah am Wäner. — Olaf hatte zur Frau Solweig oder Sölwa, die Tochter Hälstan's, Gudind's von Westen aus Solvar *). Hälstan war der Sohn Sölwi's, des Sohnes Sölwar's, des Sohnes Sölwi's des Alten, der zuerst die Solvar reutete. Die Mutter Olaf's Tretelja, Gautbild, hatte zur Mutter Asa, die Tochter Olaf's des Scharfsichtigen von Nidri. Olaf Tretelja und Sölwa hatte zwei Söhne, Ingiald und Hälstan; Hälstan ward aufgezogen in Solvar bei Sölwi, seinem Mutterbruder. Die Schweden in Vermaland, die weißer waren, sahen, daß dieses den Fruchtmangel bewirkte, daß das Menschenvolk mehr war, als das Land zu tragen vermochte, aber der König dabei nicht Schuld war; unterthänigen Solvar, erschlugen den König Sölwi und machten Olaf's Sohn, Hälstan Weißging zum Könige *). Er unterwarf sich Solvar, und erobert Kauma-Nidri. Die Inglingen bringen darauf noch mehr norwegische Hölle (Landchaften) unter sich, bis Harald der Haarschöne sich ganz Norwegen unterwirft *). So macht Olaf Tretelja ein wichtiges Mittelglied zwischen der schwedischen und norwegischen Geschichte, nämlich:

expressa a G. Schoening. A. 1777 im 1 Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla.

- 4) Land der Wärme, Wädeland, d. h. ein pfingentes, weithinverbreitetes Land; es bedeutet im Allfälligen nicht viel, sondern im eigentlichen Sinne, sondern auch pflegen, begünstigen, wie in unserer Dithmarscher: sich wärmen (sich wohl thun).
- 5) Bergl. F. Wächter, Heimskringla illustrata et Germanorum Historiam illustrantes Specimen. Cap. 1. Da regibus Germanorum discriminibus fortune belli et aegrotum copiae obnoxia p. 4—9.
- 6) Es den heitnischen Staaten in der Meistheit bei Emeric Eturleson. Heimskringla, Saga von Olaf Trygvason. Cap. 16 bei F. Wächter 2. Ab. S. 191—195.
- 7) Solde in Norwegen.
- 8) Thierhof von Dwis (auf Islet in Norwegen) bei Emeric Eturleson und dieser selbst, Heimskringla, Ingiald-Saga Cap. 38—49 bei F. Wächter 1. Ab. S. 95—118.
- 9) Bergl. Brief. Einleitung zur Heimskringla. 1. Ab. S. CXXIV—CXXVI.

*) Sverris-Saga c. 118—122 in der gr. Ausg. der Heimskringla S. 206—214, in den Fornmannas Sögur p. 280—291.

1) Olaf Tretelja ward nach Eöndig (Chronologia ad historiam Scandinaviam, Skutlas fili, illustrandam pertinens im 1. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 1.) geboren im J. 613. 2) Als der auf dem Ulande des Nidaröf. Bergl. Lagerbring, Schwedische Geschichte. 1. Th. S. 125. 3) Nach Eöndig's Norm. Hist. 1. Th. S. 159, 856 und dem Index Geographicus im 6. Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla, der Olaf Saga, doch kann es eben so gut die Alara-Gis sein, die an ihrem Hauptstamm in den Egypten-Hölle (Nidri) hieß; v. die Karte: Facies trium Regorum Borussiae Europae. Ad normam veterum Scripturum

Ingalld Illrabi,
König von Uppsalir

Olaf Tretelgia,
König von Bermaland

Halfdan Hvitbein,
König von Soler og Raumariit

Eysteinn

Halfdan

Gudreid

Halfdan Schwarz

Haraldr der Haarföhne.

(Ferdinand Waechter.)

OLAFS DRÁPA, heißen fünf wichtige geschichtliche Eide, welche wir der Zeitfolge nach betrachten wollen. 1) Zwei Drapur auf König Olaf Trygvason, eigentlich drei, jedoch sechs Olafs Drapur wären, aber von des von Biarni ist nichts auf uns gekommen, aber wir wissen wenigstens nicht, daß es aus der Drapa auf Olaf Trygvason ist. Ein fast gleichzeitiges Zeugniß für die drei Olafs Drapur Trygvasonar ist das von Hallarfein in seiner Olafs Drapa Trygvasonar, die auch den besondern Titel „Wettstien“ führt. Er singt in den beiden letzten Strophen: viele haben auf Olaf Trygvason bloß Fjoklar gemacht, Halfred eine Drapa, auch Biarni, und er (Hallarfein) die dritte, und zwar eine Triskelfsa Drapa, welches wir weiter unten erklären wollen. Da wir von Biarni's Drapa nichts Näheres wissen, betrachten wir der Zeitfolge ihrer Verfassung nach

A) Olaf's Drapa Trygvasonar von Halfred Wandraba-Stald. Er ist ein gleichzeitiger Eide, und tritt in der Olafs Saga Trygvasonar nicht bloß dichtend, sondern auch dandend auf. Zeugniß für seine Drapa gibt Snorri Sturleson im 22. und 29. Capitel der Olafs Saga Trygvasonar. Im 22. Cap. (bei F. Waechter, Snorri Sturleson's Wettstien, 2. Bd. S. 215, 216) sagt Snorri Sturleson: Halfred Wandraba-Stald gedicht deß in der Drapa, die er machte auf den König Olaf 7):

Der Herrscher ließ in Holm 7) die
Forten Reichthum-Schätze 7) mit Blute
(Was vertheilt hat die Hölle 7) 7)
Nützen, und schwand in Gestrir (Stupend).

1) Vergl. die große Olafs Saga Trygvasonar in den Fornmannasögur. 1. Bd. Cap. 59. S. 101; so sagt Halfred Wandraba-Stald in der Drapa, die er machte auf König Olaf:

Himle lit at heim
Hvæðid reita hval,
Hvat of dyldi þess hvalda,
Hord at mæti Gírdom.

7) Berganarþæl, Bornholm. 8) Schwert. 9) Mächtig nach der Färbung der Heimgirungla Hölle, nach der Färbung hólða.

In der Eddischen Saga Olaf's Trygvasonar 7) stehen Cap. 77 sechs Strophen, und darunter die vier Himlar vana 7) at hölm u. f. w. Im 29. Cap. (bei F. Waechter 2. Bd. S. 233) sagt Snorri Sturleson in Beziehung auf die Schlacht der Dänen gegen Kaiser Otto, in dessen Kriegsvölge der Wendenkönig Burislaf und sein Schwiegersohn Olaf waren. Dieser Schlacht gedicht Halfred Wandraba-Stald in der Olafs Drapa 7):

Des Schlachters Wille hiet hiet 7)
Hes von Hvaldr
Schwerts in Danmark den Stamm 7),
Der laufen löst die Hölle 7).

Diese Halfstrophe findet sich auch in der Eddischen Saga Olaf's Trygvasonar, Cap. 77. S. 375, und zwar als zweite Hälfte der zweiten Strophe: banderklar hio hiki. Hieraus geht hervor, daß alle jene Strophen im 77. Cap. der Eddischen Olafs Saga Trygvasonar der Olafs Drapa Trygvasonar angehören, und daraus wieder, daß auch die Strophen bei Snorri Sturleson im 25. 30. und 31. Capitel der Olafs Saga Trygvasonar, wo er bloß bemerkt: so sagt Halfred Wandraba-Stald, Bestandtheile der Olafs Drapa Trygvasonar von Halfred sind, nämlich Cap. 25 (bei F. Waechter 2. Bd. S. 218, 219) 7):

Rennr. ließ der Samtar Grosse
Der Kämmer 7) in der Schlacht fallen,
Und der Wenden 7), er gedicht
Und das sich ließ der Runggrimm 7)
Gleichlich war der Herr der Herr 7)
Der Gleichheit 7) der Wenden Eide;
Daß auf Eide festsetzt, erfuhr ich,
Gestrirum 7) der Schwertwender 7).

Beide Halfstrophen finden sich auch in der Eddischen Olafs Saga Trygvasonar; die erste die letzte Halfstrophe der ersten und die letzte die erste Halfstrophe der zweiten Strophe bildend. In der ersten Halfstrophe der ersten Strophe wird Olaf hörgbríotr, Bröder der Heimgirungla, der Wendenbilder, genannt, weshalb auch für veggimr (rungsgrimm), welches in der großen Ausgabe der Heimgirungla aufgenommen ist, die andere Färbung veggimr, Grimmiger gegen die Heiligtümer (der Heiden), vorzuziehen sein dürfte. Das hörgbríotr zeigt zu

weiche wir in obiger Note nach den Fornmannasögur gegeben haben, erhalten wir: was der Hölle (weicher von den Hölle 7) vertheilt hat, oder als Accusativ genommen: was vertheilt hat den Hölle 7), d. h., allen Menschen ist deß bekannt. Hölle (Hölle) sind freie Erbsenigthümer, und setzen hier dichtend für Menschen überhaupt.

5) In den Fornmannasögur. 10. Bd. S. 575, 576. 6) Nach der Heimgirungla lit. 7) Vergl. die gr. Olafs Saga Cap. 70. S. 150. Dieses Strettes gedicht Halfred in der Olafs Drapa, denn sie hatten in Danmark: Band verklar hio hiki etc. 8) Hietrich die Panzer. 9) D. h. Schlacht, da hiet auf Hiet in die See gezogen werden. 10) In der großen Olafs Saga Trygvasonar. Cap. 70. S. 125. 11) Der König. 12) Der Hammer und der Hämmer (Wenden) der Schlacht oder Kämpfe. 13) Der nach Röm außer Eide, der, der auf Röm zu verlassen nichts Vertheilende. 14) Raront. 15) Die Wendenliche Überführung des hörgbríotr von Hör, Hauer, Hieser, Schwerer, also der Schwerthölle. 16) Schlacht. 17) Der Heimgirungla.

gleich, daß Hallfred auch diesen Theil seiner Drapa machte, nachdem Dlaf-Arggvaason das Heidentum im Normegen geführt hatte. Den letzten Theil der Drapa verfaßte er nach Dlaf's Tode, da dieser von des Königs letzter Schlacht handelte. Daß er die ganze Drapa erst nach Dlaf's Tode verfaßt habe, ist an sich nicht wahrscheinlich. Auch erzählt die große Dlaf's Saga Arggvason Cap. 170: Der Stalbe Hallfred Ottarson war bei Olaf Dlaf; er ging einen Tag vor den König und bat ihn, anzuhören den Gesang (quaedhi), den er hatte gemacht (ort, gewirkt) auf den König Dlaf. Der König sagt, daß er seinen Gesang (quaedhi) nicht hören will; da sagte Hallfred, du wirst darüber walten, Herr! aber ich werde dann aufgeben die Wissenschaften (sraedhi), die du mir hast lehren lassen, wenn du den Gesang (quaedhi) nicht anhören willst, denn nicht find die Wissenschaften (sraedhi) dichterischer (skaldigri) als der Gesang (quaedhi). Der König sagte: Stalbe der Schwierigkeiten (Vandraedhi skald) bist du, mit (dir) zu haben (hretten), und (ich) werde anhören deinen Gesang (quaedhi). Hallfred trug vor seinen Gesang (quaedhi) viertel; war das eine Drapa (Ötträngedicht mit Stief, Kehrreilen); aber als (es) gedullesen war, sprach der König: Willst du nun werden mein Mann und sein bei mir? Hallfred antwortet, er sei vorher Uirðmandhr (Reidwächter, Hofgeinde) des Jarls Hakon gewesen, und werde verder dem König Dlaf nun einem andern Häuptling handgänge werden (sich in seine Dienste begeben), wenn der König ihm nicht das verzeihe, daß er um seine Sache ihn entlassen wolle. Der König sagt, daß Hallfred das Ansehen habe und auch die Sagen gehen; daß er wenig Müßigkeit besitze, und etwas thun möchte, was der König nicht billigen könne. Hallfred antwortet, da solle er ihn erschlagen! Der König: Gewiß bist du Stalbe der Schwierigkeiten (vandraedhi skald), aber mein Mann sollst du doch werden. Hallfred fragt, was er ihm zur Namensbesetzung (ad namsfesti) gebe, wenn er Stalbe der Schwierigkeiten (vandraedhi skald) heißen solle. Der König antwortet, er sehe, daß er diesen Beinamen (kenningarnamn) haben wolle, und gibt ihm ein schönes, kostbares Schwert ohne Scheide. Der Stalbe singt nun eine Weise (Stroffe) auf dieses freibleibende, kostbare Schwert. «Es ist jedoch dieses eine andere Weise, als jene, wo der Stalbe auf des Königs Befehl in jeder Zeile das Wort Schwert anbringen muß. Er thut es, aber in einer Zeile fehlt das Wort, und der Dichter entschuldigt sich damit, daß es in einer andern Zeile zweimal angebracht hat. Der Name Vandraedhi skald hat wol zu den Sagen Veranlassung gegeben, wie der Stalbe auch im Leben Schwierigkeiten macht. Ursprünglich hat er den Beinamen wol in Beziehung auf seine Dichtkunst. Man deucht dieses darauf, daß seine Lieder schwer zu verstehen seien, und sind bei der Bezeichnungsnamen überseht durch poetenintelligenz. Aber es sind seine Lieder eben nicht schwerer zu verstehen, als die Lieder der meisten andern Stalben im künstlichen Drottmet mit halben und ganzen Antrimen. Vandraedhi skald kann aber auch heißen:

Stalbe der Rathlosigkeit, ein Stalbe, der sich nicht zu raten weiß. Hallfred ist zwar im Ganzen ein trefflicher Dichter und seine Dlaf's Drapa ein herrliches Werk. Aber sie und da kommen doch Schwächen, namentlich darten, vor, die ihm leicht den Beinamen zugezogen werden können. Je berühmter er war und je größer seine Rolle ist, die er in Dlaf's Geschichte spielt, um so aufmerksamer mußte man auf seine Schwächen sein. Unmäßigen ruhte er sich nicht, wie der König ihm auch vorwirft, und wie er namentlich bei seinem Liebesabenteuer mit der Kollfinna, dem Weibe eines Aetern, zeigt. Aber sehr rühmlich war seine treue Anhänglichkeit gegen den Herrn; den er sich einmal gewidmet hat. Diese Anhänglichkeit erstreckte sich selbst auf die heidnischen Götter, deren Glauben zu entsagen, er vom Könige Dlaf gezwungen worden war. Die große Dlaf's Saga Arggvason, Cap. 170 S. 52, erzählt: Hallfred lasste die Götter nicht, obgleich andere Menschen sie tadelten; nicht bedurfte es, ihnen zu misprechen, obgleich die Menschen nicht an sie glauben (trua) wollten. Er sang dieses einmal, sobald der König hörte: das war zuvor, daß ich wohl (gut) blüete (durch Blutopfer vererbte) den geistreichen Herrn Hildhialf's (Dobin) selbst; verändert wird an der Menschen Glücke. Der König sprach: Dieses ist allhöfliches Gesungenes und Verbesierungen werth. Hallfred sang: Alles Geschlecht der Menschen hat zu Dobin's Huld Lieder verfaßt; ich erinnere mich der allgütigen Keit unsrer Vorfahren, aber ungern, indem Hildhialf's (Dobin's) Gewalt dem Stalben wohl (gut) befaßt, lege ich Haß auf Krigg's ersten Mann (Dobin), indem ich Christo diene. Der König sprach: Den grösstmächtigen Sinn legst du darauf, die Götter zu loben, und ist das übel zu würdigen für dich (dir als Böses anzurechnen). Da sang Hallfred abermals: Wie enthalten uns, Brier (Besenker) der Hildar (Menschen) des Namens des Götli's (Priesters) des Rabenones (tes den Raben opfernden Dobin's), dessen, der gebat bei Lobe der Wöler Trug im Heidentume. Abermals sprach der König: Nicht beßert es sich, und ist solches schlimmer als nicht gemacht, und singe du nun eine Weise zu Verbesierungen. Hallfred sang: Wir sollen Freyr und Freya, der starke Thor mit Gimmir (Dobin) ernist und grimmig (sein). Ich lasse von der Einbildung Niids's. Der König sei gnädig. Christum allein will ich um alle Liebe und Gott bezaugen; der Born des Sohnes ist mir lieb; (er) hat berüht den Gewalt der Erde unter dem Vater. Der König antwortet: Solches ist besser, als nicht gesungen, und mache eine andere Weise. Hallfred sang: Daß ich Sitte bei dem Könige der Sagnar (Bewohner der Sogn), daß die Möt (Opfer) verboten sind; (wir) müssen die meisten einst gehaltenen Festungen der Norneu vermeiden. Alle Menschen lassen Dobin's Geschlecht vor Niids (verachten es). Auch ich werde genötigt ab von Niids's Kindern (Freyn und Freya) Christum zu bitten. Bei dieser Stimmung des Stalben läßt sich nicht erwarten, daß er, ungeachtet der König Dlaf doch ein großes Mißfallen an den heidnischen Göttern hatte, in seiner Drapa werde den beliebten Umschreibungen, wobei die

witternd die Begierde schloß 7). Diese und die obigen Strophen der Olafs Drapa besingen des Königs Thaten, als er noch nicht König von Norwegen war. Eine andere Partie Strophen hat auch Snorri Sturleson in der Heimskringla erhalten und sie beziehen sich auf Olafs letzte 8) Thaten, nämlich auf seine Schlacht gegen den Dänenkönig Swein, den Schwendekönig Olaf und den Jarl Eirik bei Svold im J. 1000. Die große Olafs Saga Troggvasonar bemerkt (Cap. 250. S. 311): So saget Hallfredr Bandadráfsfall in der Olafs Drapa: Hept var lík á lopti lídu þrvar fram gjörva etc. Die Strophe enthält, wie man schon mit den Spießen schoß, bevor noch das Pfeilschießen aufhört, und wie des Skalden Herr (Olaf) auf das härteste vordrang. Aus dem Zusammenhange läßt sich schließen, daß auch die übrigen Strophen, bei denen bloß bemerkt wird: so sagt Hallfred, oder des gedicht Hallfred Bandadráfsfall, seiner Olafs Drapa angehören, nämlich die Halbstrophe: Flughverf nam surri 9), wie der berühmte Fluchverderber nicht zuvor geschoben, die Ganzstrophe: Gein akal mála thess er maela 10), wie Olaf durch Worte des Muthes seine Krieger an der Flucht verhindert, die Ganzstrophe: Thar hygg viat til mjök misti 11), wie der schlaechttragende König die Hilfe vieler Thrandir verloren hat, viel Volk auf die Flucht kennet, und er allein mit zwei Königen und dem Jarl, dem dritten, steht, die Ganzstrophe: Söti heyr thar er hneiti 12), wie ein großmächtiger Herr angreift, der König sein Schiff gegen die Dänen vortreibt und der Skalde großen Nachtheil erleidet, da mehrere seiner Heldenfreunde dort mit dem Könige fallen, die Ganzstrophe: Herakordir klauf hardan 13), wie der König Helme spaltet, durch

Hornische verummet, und viel Streiter erschlagen liegen, die Halbstrophe Upp angnda þús lögdas 14), wie mit dem Schwerten von den Norwägern eine große Niederlage unter den Schweden angerichtet wird, die Ganzstrophe: Lét it hygg leifa brannar 15), wie den Schweden der Kampf mit König Olaf verliert ward, die Ganzstrophe: Dukka nidhr af nadhri 16), wie die Helten verummet aus dem Dm (dem Schiffe Olafs) sanken, die Halbstrophe Eigi látast ýtar, wie kein vorzüglicher Mann je in der Schlacht gefunden worden, als Olaf, die Ganzstrophe: Kirðhist unettir, áá er vandhi 17), wie der Unerschrockene aus gerechtem Grunde die Gefasche rührete, die Halbstrophe: Hverr var hraeddr vídh þrann 18), wie alle den muthigen Sohn Troggvas furchtetten. Ähnlich enthält außer den genannten die große Olafs Saga Troggvasonar 19) noch vierzehn 20) Ganzstrophen der Olafs Drapa, welche sich alle auf Olafs letzte Schlacht und auf seinen Tod und das falsche Gerücht, daß er nach Osten entkommen, beziehen, und in einer derselben beklagt der Skalde, daß er nicht habe dabei sein und mit seinem Herrn fallen können. Ein für die geschichtliche Nachwelt günstiger Umstand, nämlich des Skalden Reise nach Island, diente ihm zur Erfüllung dieses Wunsches gehindert. Herausgegeben sind diese und jene Strophen in der großen Olafs Drapa Troggvasonar, in der Stalttholter Ausgabe und in den Fornemanns-Nögr, in der Ausgabe der Heimskringla von Þringsfiöld nebst lateinischer und schwedischer Uebersetzung, jene von Þringsfiöld, diese von Gudmund Dlafsson in der großen Ausgabe der Heimskringla im ersten und wieder im sechsten Bande bei nebst einer Auflöschung der dichterischen Wortstellung in die prosaische Wort-

50) Die hier und oben angegebenen Strophen finden sich in der Þringsfiöldischen Ausgabe der Heimskringla. 1. Th. S. 219, 227, 234, 235 und in der großen Ausgabe ober der Heimskringla. 1. Th. S. 214, 216, 221, 222. 6. Th. S. 45, 46, 48—50. 31) Nämlich die Strophe Cap. 90. S. 289, und der gefasste Skald ein Schwert vom König empfangt und in der achtzigsten Strophe acht mal Schwert anbringen muß, gehört wol nicht zur Olafs Drapa. Der Dichter müßte sie denn eingeschoben haben. Noch weniger gehören zur Olafs Drapa die Strophen Þallfréds, die er seinem Heldenbegraben mit der schönen Kallina gewidmet hat oder gewidmet haben soll. S. die gr. Olafs Saga Troggvasonar. 2. Th. S. 243—250. Bregl. die Scripta Historica Islandorum. Vol. II. p. 232—234. Auch fallen in der Olafs Drapa nicht anheim die drei Strophen, in welchen der Skalde sich verneigt hat, wie Einarur ihn muthwillig anfaßt, wie er ihn erschlagt und sich und seinen beschwerten Augel, den Einarur umgebracht hat, rücht. Er stehen in der großen Olafs Drapa Troggvasonar Cap. 175. 32) In der großen Olafs Saga Troggvasonar Cap. 249. S. 305. 33) Bei Snorri Sturleson, Þringsfiöldische Ausg. S. 119. S. 360. gr. Ausg. Cap. 119. 1. Th. S. 336. 6. Th. S. 57. Obdliche Olafs Saga Troggvasonar. S. 64. S. 349. 34) In der Heimskringla bei Þringsfiöld S. 122. S. 363, bei Schwning Cap. 123. S. 339. Obdliche Olafs Saga Troggvasonar Cap. 64. S. 349. gr. Olafs Saga Troggvasonar Cap. 250. 35) Olaf in der gr. Olafs Saga Troggvasonar Cap. 250. S. 313. 36) Obdliche, doch findet sich die letzte Halbstrophe auch in der Skalde mit der Bemerkung: Das ist (wider) markat, was geschieht (ist wider), wie Hallfred sang: Kumi gram at guani Guunthinga járnmanum (margt lá hvar um höggvina) Hóll barkat á sarkat, der König in der Schlacht mit der Guunthinga (der Schwerter) Stennum

den (der Herr lag durchhaus) drangestrefte lebendes Fleisch etc. Guunthing in der Olafslage bedeutet Gerüchtverammlung, Zusammenkunft Guans (Guunar, Schwärz, ist Name einer Haisfalte), in der Olafslage bedeutet Guunthing, zur Schlacht gehende Wreitung, Koffmanns-erfing.

37) In der gr. Olafs Saga Troggvasonar. Cap. 250. S. 315. 38) Obdliche. 39) Bei Snorri Sturleson, bei Schwning Cap. 125. 2. Th. S. 341. 6. Th. S. 69, bei Þringsfiöld Cap. 124. S. 365. Obdliche Olafs Saga Troggvasonar Cap. 69. S. 360. gr. Olafs Saga Troggvasonar Cap. 251. S. 319. 40) Dilekte Cap. 252. 41) Obdliche. 42) Nämlich Cap. 251. S. 319. Cap. 252. S. 321, 322, 323. Cap. 256. S. 326. S. 3—10, 12, 13. Von diesen vierzehn Ganzstrophen, deren Inhalt wie der Kürze halber nur im Allgemeinen angegeben, hat Snorri Sturleson bloß 2. Th. S. 345: Lymrædr ad andu, bei Cap. 130. 2. Th. S. 345. 6. Th. S. 61: Vætt eigi hilt hvort heita, 2. Th. S. 347. 6. Th. S. 61: Samr var árr af andu Mudat thess alls thegmar, endlich Kam segir audar kemal in der Þringsfiöldischen Ausgabe der Heimskringla finden sie sich Cap. 128. 129. S. 370—372. 43) Von den vierzehn Ganzstrophen der gr. Olafs Saga Troggvasonar, die wir nicht besonders angeben, hat die Obdliche Olafs Saga Troggvasonar bloß Cap. 67. S. 364: Uðveitir (so lies þú) ad andu, Cap. 70. S. 365: Vættu eit hvarr breglir (so lies þú), doch können Olaf die erste Halbstrophe, und die Ganzstrophe begreife var mér né meira. In der gr. Olafs Saga Troggvasonar Cap. 250. 2. Th. S. 314, 315, nicht die Ganzstrophe: Vættu ad Vættu, myrdrið þinn þallfréttir, angegeben, nach dem Cod. B. Da aber Cod. C. und P. in dem Hallfred bezeugen, und sie sich in der Þringsfiöldischen Olafs Drapa nicht findet, so ist die letztere der Cod. C. und P. vorgezogen, und auch sie fällt der Hallfred'schen Olafs Drapa anheim.

setzung, nebst lateinischer Uebersetzung von Jon Olafsson, im ersten Bande nebst lateinischer Uebersetzung von Schelling, und in dänischer von Jon Olafsson, ferner in dänischer Uebersetzung nebst der Urschrift in profaischer Wortsprache von Kohn in den *Oldnordiske Sæger*, 1. 2. und 3. Bd., und in lateinischer Uebersetzung nebst Auflösung der dänischen Wortsprache in die profaische von Egilsson in *Scripta Historica Islandorum*, Vol. I, II et III. und in teutscher Uebersetzung und Erläuterung von F. Wächter, Snorri Sturluson's *Wettreis* (Helmkringla) 2. Bd. Von letzterer Uebersetzung haben wir oben beiläufig Proben mitgetheilt. Da die schwierige veränderte Wortsprache nicht selten mehrere Auslegungen zulässt, so weichen alle diese Uebersetzungen mehr oder weniger von einander ab. In der letztgenannten Uebersetzung sind diese verschiedenen Auslegungsarten in den Anmerkungen angegeben. Von dieser Olafs Drapa Tryggvasonar, der Hauptquelle weiss, was man von Olafs Geschichte mit Gewissheit weiss, wenden wir uns zu einer andern, deren Verfasser die Hallfred'sche Drapa aufführt, und die also später als diese gesungen ist.

B) Olafs Drapa Tryggvasonar, wegen ihres Verfassers Olafs Drapa tvískældar genannt, von Hallarstein. Die Bezeichnung tvískældar hat sie erhalten, da der Verfasser Strophe 35 sagt: Ek fœr ena thjóð tvískældra drápu, (ich fange (reiche dar) die dritte (nämlich in Beziehung auf die Drápur Hallfred's und Varnfr's) tvískældra drápa. Der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar (Cap. 250. S. 310) nennt sie nach einem Lesart tvískelda, nach der andern tvískalda. Er sagt nämlich: Nun sagt so Snorri“) und die meisten andern Menschen, dass Swin, der Dänenkönig, legte zuerst mit seinem Kriegsgewalt an die Schlang der Länge (at Orminum lángr) und die größten Schiffe des Königs Olaf. Aber Hallarstein sagt in der Olafs Drapa der Zwölfköpfigen (i Olafs drápu hinna tvískalda, nach andrer Lesart tvískeldu), dass Olaf der schwedische zuvor hatte gesegelt zur Begegnung wider Olaf Tryggvason, aber Swin, der Dänenkönig, nachher. Den Anstrich tvískalda hat Egilsson zu erklären gesucht durch duplici metri genere constans, das Wort schrine zusammengesetzt aus tví und skálda, quasi duplici modo carmine sacro, und in der Lesart des Cod. A. tvískelda (siehe e für æ“). Später“) jedoch als er die Olafs Drapa im Byrgers Gode von Verfasser selbst tvískældra Drápa genannt fand, zieht er diese Lesart vor und erklärt die Benennung dadurch, dass das Vermaß skíallhendt (tremulum) und tvískelt (bitremulum), von welchem die Snorra Edda S. 242“) §. 14 handelt, mit einander verbunden, und daher gesagt sei tvískelt, q. d.

plici modo tremulum. Elden Haldorson“) erklärt tvískæld drápa durch ode duplicata, et dobetur Digt (Doppelgedicht), und hat vorher: tvískæld ox, bipennis, en Hellebarde, tvíeggdr (zweischneidige Art) und tvískæld, bipennis, (adfect.) tvíeggdr (zweischneidig), akarp til beggo sider (scharf auf beiden Seiten) à skáli. Dieses bedeutet aber eine Reihe Schneideedgen an den Edgen, Bahn am Hufeisen &c. Nach der andern Abtheilung kommt tvískeld von (ek) skélt (ich) zittere. Reiten wir die Benennung der Drapa tvískeld nicht von dem Vermaß tvískæld, zweimal gezittert, her, so könnte das Lied zweischneidig genannt sein, weil Str. 1 bis 8 gleichsam die eine Schneide, dann die fünf Stesfimal Str. 9—23 gleichsam das Eilen zwischen den dreien Schneiden, und endlich Str. 24—35 gleichsam die dritte Schneide bilden. Aber der Edda sagt in der letzten Strophe:

Eigi eiskar lög
ek fœr ena thjóð
byrnvörðr hróðit staerda
hápa, tvískældra drápu;
Slikt hóttr (auch man ek vótr)
sjálfundum verðtr fœrðum
herr, þrátt hótr, kœda
hafi gægti en ek thuga.

Ich bringe, Wörder des Feuers, des Meeres (d. h. des Goldes, d. h. fruchtbarer König) die dritte (Drapa), eine nicht sehr niedrige, eine Drapa tvískelda, solche Wess (so werde ich bezeugen) wird die seltenste Wale gefunden, Meer (Wenige) geschmückt mit Eimen (d. h. Feuern), der Gesang habe seinen Vortheil! aber ich schwöre. Worin besteht nun diese Seitenheit? Das Lied nennt der Edda auch Rekatesia, dieses bezieht sich auf die Rehrzeiten. Sind Drapa tvískelda und Rekatesia Benennungen für eine Sache, oder bezeichnet Drapa tvískelda noch etwas anderes als Rekatesia? Rigt die Seitenheit in der Rekatesia oder in der tvískeldaf Vermuthlich nennt die Drapa tvískelda nicht in Beziehung auf Anordnung der Stof, sondern darauf, dass in vielen Stellen doppelte Anreime vorkommen, z. B. in der vorletzten Zeile der oben mitgetheilten Strophe und Str. 27:

eldrútr elna foldar
upp eðna neðtr frá midhlja

Str. 4:

Olaftr, ek klæmt stáðum

In diesen und vielen andern Stellen kommen bald zwei verschiedene Anreime oder auch manchmal bloß Anklänge vor (s. über den Unterschied beider §. Wächter, 2. Bd. S. XVII) vor, also doppelte, wie oben in der vorletzten Zeile der mitgetheilten Strophe und Str. 4. oder den Anreim und rüchthich Anklänge bilden nicht bloß ähnliche Spiren, sondern drei, wie Str. 27. Der Dichter konnte also die Drapa recht gut tvískelda nennen, da sie nicht den gewöhnlichen einfachen Anreim und rüchthich Anklänge, sondern in vielen Stellen den doppelten hat. Nun geben wir zu der andern Benennung des Liedes über. In dem Byrgers Gode ist es überschrieben, Rekatesia er Hallarsteinar ort um Olaf

44) S. Helmkringla, Saga af Olafi Tryggvasoni, Cap. 128. S. 339 der gr. Ausg. 45) S. Scripta Historica Islandorum, Vol. II. p. 296, 297. 46) Excursum de poeta Hallarsteina, et carmine ab eo in honorem Olavi Tryggvi f. composita. Ber. Hist. lat. Vol. III. p. 229, 231. 47) Der Text des Cod. A. ist. Gæltosar gælti Str. 116. Island. Vol. II. p. 257 eine lateinische Uebersetzung dieser Stelle und handelt auch weiter über diese Reiter, vergl. Vol. III. p. 230, 231.

48) Lexicon Islandico-Latino-Danico. Vol. II. p. 587.

konung Tryggvason, Ríkisfla, welche Hallarfeinar wúnne (fertigte) auf König Olaf, Tryggvason's Sohn. Die große Olafs Saga Tryggvasonar sagt Cap. 58. 1. Bd. S. 100: *Esja* wird gedacht in der Ríkisfla, die gemacht (ort) ist auf Olaf Tryggvason, daß er aufgezogen ward in Garbie (Rußland): *Vegmildir* vidhvar soldar etc. Es ist dieses die zweite Strophe der ganzen Drapa im Vorgesetzten Godey und darnach herausgegeben in den *Sar. Hist. Island*, Vol. III. p. 242. Die große Olafs Saga Tryggvasonar sagt Cap. 59. S. 105 in Beziehung auf Olafs Heerfahrt gegen die Wenden: dieser Heerfahrt des Königs Olaf wird gedacht in der Ríkisfla; hier wird so gesagt: Olafs allra jófna etc. Es ist dieses die dritte Strophe der Drapa. Ríkisfla aber wird sie genannt, weil der Dichter in der ersten Strophe selbst sagt:

Þlæs góðit brunda alvrum
hljóðs kvæðit ek mer at óðli:
gamalvells renna! — thundi
ríkisfla tek ek þessa;
Skuruma⁴⁹⁾ skjaldrar lína
skal ek fridvinn lof senda
þingablaði thóttar — mildum,
þeim er framtur var brima.

Þess⁵⁰⁾ geizt er framtur var brima,
þess⁵¹⁾ id mér von óðar⁵²⁾ lífist;
Des Skuruma's Schildr. (Ahnung)⁵³⁾
Eine Ríkisfla ergreif ich anzuheben.
Ich werde der Schlange der Schildes⁵⁴⁾
Verwundung's Wund⁵⁵⁾ lof senden
Dem (Ahnung, dem (Ahnung's⁵⁶⁾ Schlangen milden⁵⁷⁾,
Dem, der vorzüglichste ward der Krieger.

Hier haben wir zugleich Beispiele, wie der christliche⁵⁸⁾ Ektabe nicht bloß der Umschreibung des heidnischen Schlacht die heidnische Dichtersprache braucht, sondern auch der Umschreibung der Kriegerhelden, hier Ahnung (Rome Dithin's) und Baltur braucht. Nun zu Betrachtung dessen, warum er eine Drapa Ríkisfla nennt! Das Erstodern einer Drapa ist, daß sie Stief (versus intercalares) habe. Aber die Art und Weise, wie diese

Stief⁵⁹⁾ beschaffen sind und angeordnet werden, ist mannichfaltig. Der Bau unserer Drapa ist dieser: erst acht Strophen sind ohne Stief, dann das erste Stiefjamál, von welchem das erste Stief (die naunte Strophe) als Endzeile: hann var ríkat konungmanna; das zweite Stief (die 10. Str.) als Endzeile Olaf und veg jólar; das dritte Stief (die 11. Str.) als Endzeile Háll ok fremtar at állo; soßen wir diese drei Strophen zusammen; erhalten wir: er war der mächtigste der Königsmänner, Olaf unter der Prachtfonne, Háll und der vorderste (vorzüglichste) in Allen. So folgen das zweite Stiefjamál (Str. 12—14), das dritte Stiefjamál (Str. 15—17), das vierte (Str. 18—20), das fünfte (Str. 21—23), und von jedem dieser Stiefjamál hat jedes erste Stief die Endzeile hann var etc., jedes zweite als Endzeile Olaf und etc. und jedes dritte Stief als Endzeile Háll ok etc. In der 24. Strophe sagt der Dichter: hefi ek thar loka stufum, ich habe dadurch geschlossen mit den Stief. Str. 24 bis 35 oder bis zu Ende sind ohne Stief. Von den Stief gibt es zwei Hauptgattungen, die verbundenen und die getrennten. Der verbundenen Stief sind zwei oder vier Zeilen, welche neben einander stehen und in dieser Stellung einen vollen Sinn geben. Von den ungetrennten Stief geben die vermittelnden Beispiele Gáll Stalogrimsson in der Hauptlösung Orduyr of gae Eirir ae that, Lov erlangte Eirir bei dem, und das Stief, das er weiter unten braucht: Haud alsum heio Eirir of sae, bot den Wölfen Reichthum Eirir durch die See. Ein Beispiel von dem vermittelnden verbundenen Stief wird und die Olafs Drapa Helga in diesem Artikel geben. Die getrennten Stief zerfallen in vier Arten, in die zwiefach, in die dreifach und in die vierfach vertheilt. Sie geben nur Sinn, wenn man sie mit einander verbindet. Was dazwischen sich findet, steht mit ihnen in keinem grammatischen Zusammenhang, und die Stief passen nur im Allgemeinen zu dem übrigen Inhalte der Strophen, in welchem sie sich finden. 1) Zwiefach vertheilte getrennte Stief hat Sigvat in der Knut's Drapa. Der Anfang eines Theiles der Stiefstrophen ist: Knut var himinn⁶⁰⁾, Knut war unter den Himmeln, und die andern Stiefstrophen haben als letzte Zeile Háfud fremtar jófur⁶¹⁾, hauptvorderster (erster) König, also zusammen: Knut war unter den Himmeln der hauptvorderste König. Da die meisten Drapur nur in Buchstufen auf und gekommen sind, so haben die getrennten Stief bei den frühern Uebersetzungen große Verwirrung hervorgerufen, wo-

49) Skuruma ist dunkel und nicht bestimmt dem Wermum, weshalb auch Gullason's Uebersetzung entweder skuruma oder skuruma zu lesen. Wie nehmen an, daß das in skjaldr bei Anfang zu linna bildet, und skurum der Datin von skur. Regenschauer, und das at regnen des folgenden skjaldr sicherst anordnend ist. 50) Wenge. 51) Anrede an die alten verwundeten Frauen. 52) Auspostieren, wörtlich zum Schlitten Fiedr, hat aber die and die Bedeutung von ungefährlich. Das lid lid aber ein gekränktes oder gekorn. 53) Dem Krieger, Randab ist das Schild, aus Thund (Donner), die Rame Eirir's, des Wettes der kommenden Schlacht, hier für Fiedr, remal von (at) remma, härten. 54) Das Schwert. 55) Rome des Wettes, hier zu Umschreibung des Königs gebraucht; bald kann entweder ein Anrede für einen amnesten König genommen werden, und ist dann Vocativ, oder sich auch für baldi, den Baltur, und bezieht sich auf Olaf Tryggvason. Da aber auch in der letzten Strophe eine Anrede ist: Hafa þey-múrdi! Wörder des Feuers des Meeres (Götter) d. h. mit dem Golde freigeig umschreiben Könige, und König Olaf Tryggvason hier in der ersten Strophe und in derselben Zeile eine Umschreibung hat, so ist skjaldr linna thingablaði am wahrscheinlichsten mit Anrede für den König zu nehmen, der gebürtig ist. 56) Dithin's. 57) D. h. der in der Schlacht verdrückte Dithir ausricht. 58) Daß er dieses ist, geht z. B. aus Str. 33. S. 265 hervor.

59) Über die Stief handeln J. Dalsen, Rerens gamla Dichterk. Keph. 508, 602. Rast, Anstalts til Salmstien. (Stockholm 1818.) S. 269, 3. 504, 505 und nach Rast K. 618, Hundgrub der Rerens und Rerens, die Rerens der Rerens von G. Rer. Rast S. 49, 50. Rerens nicht in diesen schwierigen Organismen hat jedoch ein gebroch Gullason, Skuruma a. n. D. S. 228—230. 60) G. Olafs Saga Drapa Cap. 155. gr. Ausg. der Heimskringla S. 213. Cap 157. S. 165. 61) G. Rerens Saga Cap. 17. in den Formmanns-Sagen II. Bd. S. 202. Da nur eine Háfudstrophe mitgetheilt ist und das Háfudstremar jófur in der letzten Zeile steht, so weiß man nicht, ob es in der Stiefstrophe die vierte oder achte Zeile gebildet hat.

von mir unten ein Beispiel Olafs börina söla finden werden, und hier ein in Kautr var und hinnum das den"), welches sie als mit den übrigen Versen der Stroche in grammatischer Verbindung stehend genommen haben. 2) Dreifach verteilte getrennte Stief, zerfallen in zwei Arten; a) solche, welche die letzte Zeile der ersten Halkstrophe, oder, was dem gleich ist, die vierte Zeile der Gangstrophe bilden. Sie heißen Klofastel, Kluft oder Spaltenstief, weil sie die Stroche, in der sie sich finden, gleichsam spalten. Drei solcher Klofastel hat die Strukturssaga Buch 4. S. 56 nämlich in der ersten Stroche: Nordmúla varðh Skúli, in der zweiten Rannblikla framur mikla, in der dritten *) Guaphjacks skapadhe jacta. Darauf die Parodie: oss hia lír at kysna. b) Solche dreifach getheilte getrennte Stief, wo das Stief die letzte (achte) Zeile der Stroche bildet. Wir haben diese Stief oben aus der von uns betrachteten Olafs Drapa Truggosonar, die auch Relfjesla heißt, angeführt. Ein anderes Beispiel wies uns unten die Olafs Drapa Kyrra geben. Da die von uns hier betrachtete Drapa auch Rektessla heißt, so müssen die dreifach verteilten am Ende der Gangstrophe sich findenden getrennten Stief Rektastel heißen haben. Rek heißt Forttreibung, Raßbaum, rek-angli, ein Bettelstief, (ek) rek, ich treibe fort. Rektesslen können sie recht gut heißen haben, da jedes Stief an sich seinen Sinn gibt, sondern erst alle drei zusammengekommen, und der Dichter also gleich rasch über das, was davorhien liegt, fortgetrieben wird. Über man hat auch ein (ek) rek (ich) einwiedele, löse. Die Rektessla sind dann so viel als aufgelöste oder getrennte Stief, und bilden keine Untergattung der getrennten Stief, sondern machen den Gegensatz zu den verbundenen Stief überhaupt. Letzteres dürfte das Wahrscheinlichste sein. Der Stalder sagt ausdrücklich am Eingange, er wolle eine Relfjesla vortragen. Rachte Rektessla den Gegensatz zu Klofastessla, so wäre das nicht so wichtig zu bemerken gewesen, denn hätte erheischen die größte Aufmerksamkeit die Zuhörer. Bildet aber Rektessla den Gegensatz zu Klofastessla, so macht sich des Stalder Bemerkung besser. Die Zuhörer konnten leicht in Erwartung einer Drapa, in der sie waren, an eine Drapa mit ungetrennten Stief denken, und den Stief um so weniger Aufmerksamkeit schenken, weil ihr Sinn leichter zu fassen war. Eine Drapa von getrennten Stief erfordert die größte Aufmerksamkeit. Um die Hörer nicht gar zu sehr anzuermüden, wurden 3) die vierfach getrennten Stief angebracht auf zweierlei Weise; a) in der vierten und achten Zeile des Stiefstrophens, so in der Raudadrappa"), b) was sie weit näher zusammenbezieht, am Anfang und

Ende jeder Halkstrophe, also in der ersten, vierten, fünften und achten Zeile der Gangstrophe, so in der Fornsvikingsdrappa") vom Bischofe Biarni. Der Ueberblick des Inhalts der Olafs Drapa Truggosonar von Halorsstein ist dieser: Str. 1 Eingang, Str. 2—8 besingt Olafs Thaten, bevor er König von Norwegen geworden, nämlich seine Heirathen in Windland (Windeland), darauf, wie er den Tod seines Vaters in England rächte, in Island und Schweden getödtet, dann, wie er das Reich Norwegen erobert, und vor den inneren Feinden und den Geradenen vertheilt. Nun folgen die fünf Stiefmal, das erste (Str. 9—11) besingt, wie er die Mithras (Opferkäufer) verbrennen läßt, und fünf Thiodskönd (Vollkinder) glücklich macht, Norwegen, Hattland (Schweden), die Eyrar (Eylände, d. h. die Orkneyen), Island und Grönlund, das zweite (Str. 11—14) handelt von seiner Frömmigkeit, die er auf allerlei Weise bewährt, und von seinen Theilnahmen im Allgemeinen, das dritte Stiefmal (Str. 15, 16), in dem gewarnt, wie er zum letzten Mal aus der Wohnung des Mercurius Abreise heim schiffte, unterworf auf drei Hirschen fuhr, und die schwedische Flotte besiegte, das vierte (Str. 18), wie die Schiffe der Dänen an das Schiff aus dem er fährt, an die lange Schlange (Ormon) laßen anlegten und ein furchtbarer Kampf entstand, und die Dänen endlich die Flucht ergreifen müssen, das fünfte (Str. 21—23) wie Tati mit seinen Schiffen an die Schlange anlegt, unter den Stricken vorzüglich Örnung (des Königs Olafs Schwager) sich auszeichnet, wie die lange Schlange beschirmt, erobert und aller Mannschaft entloßt wird. Str. 24 bildet den Übergang zu des Königs übrigen Taten und Vorzügen, Str. 25 besingt dann die beiden Künste (i. theuere) des Königs, wie er geschickt mit Hantforn (kleinen Schwertern) spielte (lok vandla hand-drum) und auf (nach anderer Lesart hi) harm), Str. 26—28, wie zwei Hirtinnen des Königs mit einander einen Hirtkampf in Erseilung eines Heizen eingehen, einer derselben den Heizen beilegt, aber dann weiter vor: noch schwach kann, und der König auf den Heizen steigt und den Hirtmann herabträgt, Str. 30, 31, wie der König den Hirtstall von der langen Schlange herabstößt, und des Königs beschwichtigtes lockeres Kleid in seinen Hirtstall in einem Schwip wieder so schön, als zuvor war, Str. 32, wie er in einem Hause bei den Engeln des Herrn gesehen wird, Str. 32, wie die Hird (das Hofamt) durch seinen Fall traurig war, Str. 33, wie Christus ihn von der Welt zu sich entbietet. — Welt den Hirtstall freuntlich empfängt, und diese bei ihm die höchste Seligkeit erhält,

63) So auch das getrennte Stief in der Tögdrapa Kautr er und außer das die kürzeren vermehrt. S. gr. Zug, der Heimdrappa. 2. Ab. S. 298. 6. Ab. S. 193. 64) Diese Klofastel setzen sich Stroche auf Stroche; die zwei getheilten Stief, die wie in der Anis Drapa haben können getrennt, sondern die Strophen aus einander zu liegen; wahrscheinlich eben ganzen Strophaliter. 65) S. die erste Olafs Saga Truggosonar. Kap. 248. 2. Ab. S. 188. — Vergl. Egilsson. Ser. Hist. Isl. Vol. II. p. 276. 74.

66) S. Fornmanns-Saga II. Bd. S. 167—175. Str. 14, 15, 26, 30, 31. Es ist hier also jede Stroche eine Halkstrophe, und in jeder Halkstrophe das Stief vierfach verteilt. Die Stroken suchten nicht bloß eine Eins in die fünften Zeile des Stroche und den fünften Zeilen und ersten Zeilen einer Stroche, sondern auch in der fünften Einleitung der Drapa vor Stief, wobei jeder Stroche durch einen Anhang zu gleichen steht. Vergl. S. 167. 74. S. 167. 74. S. 167. 74.

Str. 34, wie sehr diese auf den Sohn Truggvold's Klettar gemacht, und nur Halfred und Eirni Drapa, Str. 35, wie der Verfasser die dritte Drapa und zwar eine Drapa triskelda gefertigt hat. Diese Drapa enthält mehrere Eigenthümlichkeiten, was anderwärts nicht leicht vorkommen möchte. Zu diesen gehört, daß erzählt wird, Olaf habe in England den Tod seines Vaters geahnt. Von Eirni's und Gunnhild's Söhnen waren damals nur noch Ragnfrid und Gudrød übrig. Letzterer hatte den König Argyrvi, Olaf's Vater, erschlagen⁶⁵⁾. Vom Karl Hasen vertrieben, hielten sich Eirni's Söhne im Westen auf (in England, Irland und Schottland und den umliegenden Eilanden). Da auch Olaf in Westen Raubfahrten machte, so konnte er leicht mit ihnen zusammentreffen und ihnen eine Niederlage beibringen. Vielleicht hat er auch Ragnfrid'en erschlagen, wenigstens ist nicht bekannt, wie dieser sonst umgekommen. Sener wird nicht gedacht, als Gudrød im J. 999 aus England segelte, in Norwegen einfiel, und von des Königs Olaf's Schwägern, Hyrning und Thorgnir, erschlagen ward. Snorri Sturluson⁶⁶⁾ sagt hiezu: waren da todt alle Söhne Eirni's und Gunnhild's. Der Stabe erzählt, wie König Olaf auch Gudrød zum Christenthume bekehrte (Str. 10, 11). Dieses erwähnt wol nur nach die Fagnraklana und die Dölske Olaf's Saga Truggvafonar Cap. 48. S. 317. Im Betreff der übrigen Lieder erzählt es auch Snorri Sturluson. Wie wir oben bereits bemerkt, weicht der Verfasser dieser Olaf's Drapa in Erzählung des Herganges der letzten Schlacht Olaf's von Snorri Sturluson und Andern ab. Im Betreff des Todes Olaf's war schon, als Halfred seine Olaf's Drapa sang, ein Gerücht, Olaf sei aus der Schlacht noch Kisten entkommen. Aber derselbe Halfred erwähnt darauf, er habe gewisse Nachricht von Olaf's Morde (Erstschlugung) erhalten⁶⁷⁾. Den Schriftstellern im 12. Jahrh. war jenes Gerücht sehr willkommen. Sie konnten da den, der das Christenthum in Norwegen einführt, in Griechenland oder Syrien als Mönch leben lassen⁶⁸⁾. Der Verfasser der Riksfella erwähnt hievon nichts, sondern sagt: hiezu war hans at morderugg, das Hofgesinde war bei seinem Morde (seiner Erstschlugung) trauig. Doch er von dessen Erstschlugung redet, und wie aus dem Zusammenhange erhellt, von dessen Falle im J. 1000, ist äußerst wichtig für die Bestimmung der Zeit, wann die Olaf's Drapa triskelda verfaßt ist. Da ihr Verfasser Olaf'm im Ubrigen so wunderbar als möglich zu halten sucht, so hätte er sicher des Mönchstodes Olaf's gedacht, wenn man zu seiner Zeit schon diese Sage gehabt oder wenigstens geglaubt hätte, ja! er würde wenigstens des Gerüchtes im Allgemeinen, daß Olaf nach Osten entkommen, erwähnt haben, wenn man damals nicht mit Halfred für wahr gehalten, daß Olaf wirklich in der

Schlacht umgekommen. Über den Verfasser der Drapa sind die Gedichte nicht einig. Der Gebr., nach welchem die große Olaf's Saga herausgegeben ist, nennt ihn Stein und Hallarstein, der Flateyriske hingegen Marcus Egmadr. In Snorri Sturluson'sen wendet man sich vergeblich. Es findet sich zwar Cap. 21 (bei F. Wächter, 2. Bd. S. 211): König Waldmar setzte ihn (als) Häuptling über das Herrold, das er sandte dazu, zu wehren das Land, so sagt Hallarstein:

Snellur var Vatnir en Aldur
 Als des Herres des Bogensches (der Hände und Arme)
 Der Rulle, ba, als glatte⁶⁹⁾ Derscheiffe
 Der Högur Fjurdur aus Garbie.
 (Es) beluden (mit) Hambr's Kisten⁷⁰⁾
 Und des Schwerter's Hambr's Schilern⁷¹⁾
 Des Wälschens Mannen, sowie (mit) Helmen
 Die Gellion-Riffe⁷²⁾, aber (es) mocht das Steurer.

Aber die Worte: so sagt Hallarstein und die Strophe haben nur allein der Riksfella'se Gebrer der Heimskringla. Die Strophe findet sich auch nicht in der Olaf's Drapa triskelda, wie sie im Vörsger'schen Gebrer auf und gekommen. Auch hat die Strophe die große Olaf's Saga Truggvafonar nicht. Weiter im 21. Capitel der Snorri'schen Olaf's Saga Truggvafonar (bei F. Wächter, S. 213) steht: Hierauf beginnt Olaf seine Fahrt, und ging auf die Schiffe, und blett so hinout in das Meer in das Eyrira Salt⁷³⁾. [So sagt Marcus Edegislaon in der Riksfella:

Egaglich alle sebonn ramtinn
 Schanden-Rerde⁷⁴⁾ aus Garbie
 Die Rissen⁷⁵⁾ herrlich: herrolett⁷⁶⁾ des Sverres
 Högur's unter dem Högur's, midern.
 Die Riksfella liegt auf den Vögler⁷⁷⁾
 Des Meeres herren, und der Wälschen⁷⁸⁾
 Geshichter Truggv's alterer Erde
 Olaf spallerte mit Staphle.

Diese Strophe hat bloß der Gebrer der Heimskringla, nach welchem sie von Veringkild herausgegeben ist. Die Worte, so sagt Marcus Edegislaon in der Riksfella, haben die Herausgeber der leydensberger Ausgabe der Heimskringla hineingesetzt, weil die große Olaf's Saga im Cod. Flateyriske bemerkt: So sagt Marcus Egmadr in der Riksfella. In dem Gebrer hingegen, nach welchem die große Olaf's Saga herausgegeben ist, steht: so sagt Hallarstein. Diese Strophe findet sich wirklich im Vörsger'schen Gebrer, nach welchem die Olaf's Drapa triskelda herausgegeben ist (Str. 4. S. 246). Kritisch wichtig ist, daß Snorri Sturluson nichts aus dieser Drapa hat. Er wendet nämlich gleichzeitige Stalmenieder als

65) S. F. Wächter, Snorri Sturluson's Riksfella, 2. Bd. S. 114. 67) Olaf's Saga Truggvafonar Cap. 104. S. 192 (bei G. Aufg. der Heimskringla). 68) S. Halfred's Strophe bei Snorri Sturluson und in der Dölsken und in der gr. Olaf's Saga Truggvafonar nach den von und oben gegebenen Nachrichten. 69) S. die Dölske Olaf's Saga Truggvafonar. Cap. 75. S. 370, 371.

70) Das Feuer des Bogensches (der Hände und Arme) ist das Gold: sein Högur, Wälschbügel (Hals) ist der Reingebirge, der den Goldschmied getrieben und vertheilt. 71) Polierte, glänzend machte (glattete) d. h. antschleifte, da zur Antschleifung der Schiffe auch die Alerung derselben gehörte. 72) Panzer. 73) Schiffe. 74) Schiffe. 75) Riksfella'se Gebrer. 76) Eine der Schiffe. 77) Die Risse, d. h. das Meer, weil es die Schiffe umgibt. 78) Sehr viele gibt auf Schandenberge, d. h. Schiffe des Königs. 79) Verloren, nichtig, nichtig, Meeresfischen (Schiffen) eigentlich Meeresfischen. 80) Dichters für Männer überhaupt.

Briege an. Auch hat er auf die Dlaf's Drapa tvískellsa gar nicht Rücksicht genommen bei Darstellung der letzten Schlacht Dlaf's. Die zweite Dlaf's Drapa Tryggvasonar hatte Biarni verfaßt. Aber auch von dieser Drapa hat Snorri Einarsson nichts für die Geschichte Dlaf's benützt. Wahrscheinlich war auch Biarni nicht gleichzeitig genügt. Dieser Biarni ist sicherlich ein anderer als Biarni Sullenskiöld, der einen Floß auf Kalf Arnason (sag) *), und unter Magnus dem Guten blühte. Auch wird er im Skaldatal S. 481 unter den Skalden aufgeführt, die Lieder auf König Dlaf Tryggvason gemacht haben. *). Weniger kritisch als Snorri Einarsson in der Heimskingla ist der Verfasser der großen Dlaf's Saga Tryggvasonar verfahren. Doch vermutet man, daß der Dichter der Dlaf's Drapa tvískellsa als Quelle Einar Þambarsleioe, der im J. 1054 starb, und Thordel Þorbil, der unter Magnus dem Guten noch lebte *), benützt haben. Sie waren große Freunde Dlaf's und können Überlieferungen dem Skalden mitgetheilt haben. Hat der Cod. Flät. darin Recht, daß Þorvarus Steggjason der Verfasser der Ríkisska ist, so ist dieses zwar auch ein Skalde des 11. Jahrh., aber Snorri Einarsson mußte auch ihn mit Recht als zu fern lebend nehmen, um ihn für Dlaf's Tryggvason's Geschichte als Quelle brauchbar zu finden. Doch brachte er seine Jünglingsjahre an den Höfen Dänemarks, Norwegens und Schwedens zu, und war dann in seinem Vaterlande (Island) Königsmann in den Jahren 1081 und 1108 *). Seine geschichtlichen Lieder betreffen Anund den Heiligen, Eirík Swarinson (den Guten) und Ingi Einarsson *). Wahrscheinlicher findet man jedoch die Angabe des andern Edder der großen Dlaf's Drapa Tryggvasonar und die der Þurgarðsen's Handschrift, daß Hallarstein der Verfasser der Olafs Drapa tvískellsa oder der Ríkisska, und eins mit Stein Herdansson ist. Die große Dlaf's Saga Tryggvasonar braucht auch für Hallarstein bloß Stein, und bemerkt Cap. 250. S. 315, so sagt Stein: Fimlun fjörnis manna etc. Es ist dieses die zweite Halbtropfe der 16. Strophe der Ríkisska S. 254. S. 250 sagt sie, dessen gedekt Stein: Grá roif fjördu drifu, und dieses ist die 17. St. und S. 317, sowie Stein sagt: Tandr slaug, tiggi rendi, und dieses ist die zweite Halbtropfe der 20. St. der Ríkisska. Siehe auch Cap. 251. S. 318, wo unter Stein's Namen die erste Halbtropfe der 21. St. aufgeführt wird. In Hallarstein, d. h. Stein der Höll (Hall; alle Wahrscheinlichkeit nach Königshalle, weil er sich am norwegischen Königshofe aufhielt), erhalten wir dann einen Bezeichnungsnamen (Königsnamen), der auf eine Art gerichtet ist, die sehr gedächtnisreich war, so z. B. Gullhallrallr *). (Goldhallaub, wegen seines vielen Goldes, das

er erbeutet, Torf-Elnar, weil er den Dänenjarn jurell Toef stehlen ließ *). Der Skalde Einar Skallaglam war Vater der Thordgeir, der Mutter der Hátla, der Mutter des Skalden Stein. Mit dem Uffe Einarli (dem Hofmarschall) war Stein Herdansson verwandt *), und er besang ihn. Er wohnte der Schlacht von Riga bei, und sang die Rígar-Bisur *). Auch sang er die Dlaf's Drapa Kyrra, von welcher wir weiter unten handeln. Sie muß vor dem J. 1085 verfaßt sein, da in ihr der gegen England unternommene Verriacht nicht gedacht wird. Außerdem, daß nie in diesem Jagelunde keine andern Skalden Stein finden, als den Herdansson, ist auch der Umstand wichtig, daß in der Dlaf's Drapa Kyrra und in der Dlaf's Drapa Tryggvason tvískellsa die St. sich auf eine und dieselbe Weise angeordnet finden. Auch ist die Dichtersprache und der Geist der beiden Drapur sich gleich. Eine Schwierigkeit scheint jedoch die Annahme, daß der Verfasser der Dlaf's Drapa Tryggvasonar und Dlaf's Drapa Kyrra ein und derselbe ist, dadurch zu haben, daß der Verfasser der ersten Cu. 26 singt: wissen die Menschen, daß ich sah zwei Hirdbäume (Hiedmannen, Leidwächter) weiten des Mannes Schödel (Haupt) mit einem lichten Ringe (indem sie einen Ring zum Fange gaben). Er erzählt nun den Wettkampf wegen Befreiung des Fellsens. Für sa des Þorgeir'schen Edder hat die große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 237. 2. Bd. S. 275: frá, ich erfragte, erfuhr, hörte. Dieses konnte auch statt haben von einem Edelknecht, welcher vor des Skalden Geburt sich zugezogen. Doch braucht man auch ek als nicht zu erweisen. Man braucht dann kein zu hohes Alter desselben anzunehmen. Die Annahme, daß er an Dlaf's Hofe erzogen worden, erklärt auch besser seinen Beinamen Hallarstein. Daß Skalden sich an Königshöfen aufhielten, war ja das Gewöhnliche von der Welt, und ein geringerer Umstand, ihm den Bezeichnungsnamen Hallarstein zu geben. Mehr geeignet zu eim Bezeichnungsnamen war, wenn Stein am Hofe erzogen ward. Er war zwar ein geborner Isländer, stammte aber aus Island und kann daher leicht in Norwegen bei seinem Blutsverwandten in Pflege genommen, und dann vollends am Hofe des Königs seine Erziehung und Ausbildung zum Skalden erhalten haben. Merkwürdig ist auch der Umstand, daß er nicht nach seinem Vater, sondern nach seiner Mutter genannt wird. Daraus läßt sich schließen, daß entweder sein Vater von geringerer Abkunft war, als seine Mutter, oder daß sein Vater sehr früh gestorben war; ähnlich werden die Eirík'sche häufige bloß Gunnill'sche Edda genannt. Auch mehrere andere Fälle kommen vor, wo Kinder nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter genannt werden, aber diese setzt immer voraus, daß die Mutter bekannter

51) S. Eiríksson, Eiríksson I. c. p. 235—240. 52) S. Snorri Einarsson, Saga af Olaf hloosn Helga c. 240 (ar. Þur. a. d. Heimskingla. 2. Th. S. 507). Cap. 194. S. 5. 5. 5. Cap. 187. S. 507. Saga af Magnosi Gudi c. 6. T. III. p. c. 14. p. 18. c. 57. p. 50, 51. 53) Arl Frodi's Schied. 84. *). Thordel Þorbil Þersingsteld, Jónson zur Heimskingla. 2. Th. S. 480, 481. 55) S. E. Wächter, Snorri Einarsson's Ríkisska. 2. Bd. S. 152, 153.

56) S. E. Wächter 1. Bd. S. 210. 57) S. Islands Landnámabók. Zug. 1774. C. 91. 58) S. Eiríksson's Saga c. 25 in den Fornmannasögur S. 215 und die Saga Ljarralds Hardrada, deren Sitze wir unten bei der Olafs Drapa Kyrra angeben werden, wo wir davon handeln, wie die Nixar Viur nicht zu der Dlaf's Drapa Kyrra gehören.

war, als der Vater, oder wenigstens länger auf dem Schutze der Welt war, als ihr Mann. Ausgegeben hat sie die Olase Idrup twiskalla nebst Aufzählung der höchsten Wortführung in die profaische; und mit lateinischer Uebersetzung dieser Aufzählung und Erläuterungen von Egilsson in den *Scriptis historicis Islandorum*, Vol. III. p. 245–276. Fast alle Etrophen stehen auch in der großen Dafs Saga Triggvafonar in den Fornmanns-Sagen. Vol. I. c. 59. p. 100. c. 60. p. 105. c. 77. p. 143, 144. Vol. II. c. 234. p. 258, 259. c. 236. p. 274. c. 237. p. 275–277. c. 238. p. 279. c. 239. p. 280. c. 240. p. 282. c. 248. p. 290. c. 250. p. 312, 314–317. c. 251. p. 318. c. 255. p. 328–330. Uebersetzt hat diese auch von Egilsson reist der U. Schrift in profaischer Wortführung in den *Scriptis historicis Islandorum*, Vol. I. et II., und dänisch von Rafn, *Eldroisste Sagnar*, I. u. 2. Bd. Endlich das Genie in der Heimskringla.

II. Das Drapa helge, Lied mit Stief auf Ab-
gias Das den Brüggen. Für die Geschichte Das Ha-
raufens sind Eghwats Lieder die Hauptquelle; ob-
er darunter eine Drapa sich findet, ist sehr zweifel-
haft. Snorri sagt in der Dásá Saga Helga (Cap. 4)
in Beziehung auf die Schlacht von Estafser: Der
Eskale Eghwatt sagt von dieser Schlacht in dem Ge-
sange (I thvi qundi), in dem er aufzählte die Schöp-
fer des Königs:—

Länge bar út enn únga etc.

Quaedi bedeutet Gefang überhaupt, und es kann auch eine Drapa darunter begriffen werden. Da jedoch so viele Strophen auf diesem Quaedi mitgetheilt werden und kein Cies sich findet, so vermuten wir, daß es kein Drapa gewesen und betrachten dieses Quaedi hier nicht näher. Einiges von ihm haben wir auch im Art. Olaf's Saga Helga in dem letzten Nachtrage bemerkt. Keine Drapa *) facimen auch Sigward's Ketjar-Bisfar (f. d. Art.) gewesen zu sein, noch weniger andere Wesen, welche sich zwar auf Olaf's des Swart's Geschichte beziehen, aber erweislich keiner Olaf's Drapa angehört haben. Am ersten können die Strophen (Cap. 192 in der Heimskringla, Cap. 172 d. E. Schr.), welche des Königs Redteigle bezingen, einer Olaf's Drapa anheimfallen, und zwar der Ersi Drapa, die er auf Olaf machte. Von den andern Strophen, welche dieser angeordnet, handeln wir im Art. Olaf's Erle Drapa Nr. 1. Hier betrachten wir daher nur die beiden Olaf's Drapur, welche erweislich Drapur, aber doch keine Ersi Drapur sind, nämlich A. die von Dilar Swart, und B. die von Einor Eulafsen.

A) Die Dlaf's Drapa Helga von Ottar Swarti. Snorri sagt in der Dlaf's Saga Helga (Cap. 109): Dessen gedenkt Ottar Swarti in der Drapa, die er wirkte (ort, machte) auf König Dlaf:

89) Die Dief's Sage heisst als Einzelschrift sagt Cap. 26.
 90) hierfür bloss: so sagt der Skalde Eigwot: Längst dar et
 hinn änga it. 90) Eine berühmte Drapa hat jedoch Eigwot
 ordnung, nämlich die Kútsdrapa. (f. b. Xit)

Gagn ero thér at thagnom
Thúðakillidunga góðra
Hollit hœft á valldi
Hlaktlendirgar kendir.
Kngl vord á jörð
Ógnbróðr áðr thér náðum
Austr sk er eyum veslan

Ynglings und die Thengvi.
Geschichte²¹⁾: die sind als Unterthanen
Auf guter Position²²⁾

Wenn all das (sic) gehalten —

Es kann die Platttemperatur

Keiner ward auf der Erde

കുലകർമ്മങ്ങൾ, അവർ (വീ) കു

Der Hapling⁹⁴⁾ im Osten⁹⁵⁾,

Die Götter (26) unter sich brü

er Esalbe den König antel

Daß der Skalde den König anredet, ist ein herrlicher kernwerther Umstand, aus welchem man um so fester schließen kann, daß auch die übrigen Strophen, welche von Ottar Schwarzem in der *Blaf's Saga Helga* angeführt werden, aus der Blaf'se Drapa Helga sind, und auch in ihnen immer gesagt wird, nicht der König hat das getan, sondern Du, König, hast das vollführt, nämlich Cap. 4. in der Heimskringla, Cap. 26 in der *Blaf's Saga Helga* als Einzeilschrift, die zwei Ganzstrophen und die Halbstrophe, wo der junge König nach Dänemark schiift und dann die Vorgebirge von Schweden (Skioldbjörn nor) verheert (Cap. 6 d. H., Cap. 27 d. E. Schr.), die Ganzstrophe, wie der König das gotische Volk zwingt, Pfandabgabe zu zahlen, und vor ihm das Volk von Engila flieht (Cap. 12 d. H., Cap. 31 d. E. Schr.) Die Halbstrophe, wie Blaf die Rikide von London bittet, und die Ganzstrophe, wie er Aaleaden das Reich wieder schafft. Letztere hat auch die *Amotlinga Saga* (Cap. 7. E. 185), und zwar mit der Einleitung, in welche sie sich auf die *Blaf's Saga Helga* bezieht: *Alfrid Aladrad* fuhr heim in das Land und kam sich da in das Reich mit *Starke Blaf's des Heiligen*, sowie gesagt wird in seiner *Saga* (Vestfridit, i sögu hans), nach den Worten *Ottar Swart's* des Skalden, er sagt so

Komatu (land ok lendir etc.

Enorei hat ferner (Cap. 12 d. H., Cap. 32 d. E. Schr.) die Grenzfluthe von Laß's Schlacht auf der Hringmarcheithi (Cap. 12 d. H., Cap. 33 d. E. Schr.), die von der Einnahme der breiten Cantaraborg (Gontesburg), die von der Verabreichung des englischen Volles (Cap. 18 d. H., Cap. 33 d. E. Schr.), die Halbfluthe von der Verdringung Petö's (Poitons) und der Schlacht in Tuskaland, nach anderer Lesart Tuskaland, wessu

91) *Gēga*, cordatus, conveniens, qui rem quamcumque recte
aestimât. 92) *Thiódakiðlónga*, bjóðrifið fur thiðkónunga:

[illegible]

reht vermuthen ursprünglich Nykaland (Bleikna) hand (Cap. 27 d. H., Cap. 42 d. E. Schr.), die beiden Gang strephen, wie Olaf auf zwei Kauffchiffen nach Norwegen fährt, und die Schiffe erst in Gesefer kamen, von den Wellen verschlungen zu werden, bevor Olaf nach Norwegen kam (Cap. 23. d. H., Cap. 44 d. E. Schr.), die Gang strepve, wie Olaf das Schiff des Jarl Hakon's nebst denen nimmt, die darauf sind, und der Jarl nicht verbinden konnte, daß Olaf in die Lande seines Geschlechts kam, und (Cap. 74 d. H., Cap. 73 d. E. Schr.) die drei Gang strephen, wie Olaf die Könige von Heimbröl besiegt und züchtigt, momentlich dem nördlich stehenden die Zunge aufschneiden läßt, und das Land bedrückt, das die fünf Könige vorher hielten (nämlich vom schwedischen Könige als Lehn) und nun unter dem norwegischen Könige die breiten Lande seines Geschlechts nach Osten bis Eider (einen Hof in Wermland) sind. Herausgegeben in der Ueberschrift sind die von uns betrachteten Strophen der Edda'schen Dichtung Olafs Drapa Haraldssonar von Þorvaldsson und Schöningh, in den Ausgaben der Heimskringla und übersezt, 1) Lateinisch: a) von Þorvaldsson, und b) von Eddingr dort im ersten, hier im zweiten Bande der Heimskringla, und c) von Sveinbjörn Egilsson im vierten Bande der auf Veranstaltung der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Norvegiarum, wo die Ueberschrift in prosaischer Wortstellung unter dem Texte beigegeben ist. 2) Dänisch: a) von Jon Olafsen, welcher auch die wieder im sechsten Bande der großen Ausgabe der Heimskringla in Ueberschrift abgedruckten Strophen, mit einer Zuthung in die prosaische Wortstellung nebst lateinischer Uebersetzung derselben; b) von Grundvig in Snorri St. Þorgr's Konge Retsnise; c) von Rasm in vierten Bande der Dannebiste Sagare, nebst der Ueberschrift in prosaischer Wortstellung unter dem Texte⁹⁹). 3) Schwedisch von Gudmund Egilsson bei Þorvaldsson.

Bevor wir zu B. der Olafs Drapa Helga eines nicht gleichzeitigen Stalden übergehen, bemerken wir hier noch, oder ohne sie zu numiriren, da nichts von ihr auf uns gekommen ist, die Olafs Drapa Helga von dem Isländer Skapti Thordodsson. Dieser mieste (ort) eine Drapa auf König Olaf und lehrte sie seinem Sohne Stein, mit dem Vorhaben, daß er sie dem Könige bringen sollte. Stein war einer der isländischen Völscher, die im zehnten Regierungsjahre Olafs (muthmaßlich im J. 1025) an den Hof des norwegischen Königs gerufen wurden. Von ihnen wurde das Jahr darauf bloß Steinn zurückgelassen und die andern drei als Geiseln zurückbehalten. Thordodde Snorsson und Stein Skaptason waren sehr mißgerathen darüber, da sie nicht nach ihrem eigenen Willen dahin reisen durften, wohin sie wollten. Stein konnte

sich nicht enthalten, in gebundener oder ungebundener Rede auf den König zu schimpfen. Es ward diesem hinterbracht. Eines Tages ging Stein vor den König und fragte ihn, ob er die Drapa anhören wolle, die Skapti, sein Vater, auf ihn gemacht hatte. Der König verlangte aber, daß Skapti das singen sollte, was er selbst auf den König gemacht hatte (1. das Rådere und Wætere bei Snorri Sturleson, Olafs Saga Helga, Cap. 148, gr. Ausg. d. Heimskringla. 2. Bd. S. 234, die Þorings stichtse, 1. Bd. S. 636, 637, die Olafs Saga Helga als Einleitsstift, Cap. 134; in den Fornmannasögur, 4. Bd. S. 316 fg.). Vielleicht gehet, daß Skapti eine Drapa auf Olaf den Heiligen gemacht, der seinen Sage an, und ist erkunden, weil sich der Gegenstand schon macht, daß Stein seines Vaters Ehrengedicht auf Olaf vortragen will, und der König verlangt, er solle lieber das singen, was er selbst auf ihn verfaßt habe. Wenigstens findet sich Skapti im Skaldatal (bei Þorvaldsson, 1. Bd. S. 481) nicht unter den Stalden aufgeführt, welche hier auf Olaf den Heiligen gemacht haben. Noch führt auch Snorri etwas aus Skapti's Drapa an, was er, da Skapti ein dem Olaf Gleichzeitiger war, sicher gethan hätte, wenn sich etwas von der Drapa erhalten gehabt hätte. Daß die ganze Erzählung von der Drapa der reinen Sage angeht, schließen wir auch daraus, daß erstens Stein ein Jahr verfließen läßt, bis er den König bittet, die Drapa seines Vaters anzuhören, und zweitens daraus, daß der, über jene unerwartete Geisteskraft misgerathene Stein, noch Willens gewesen sein sollte, dem Könige das Ehrengedicht auf ihn vorzutragen.

B) Olaf's Saga Helga, Lied mit Stef auf Olaf den Heiligen, vorfaßt vom Priester Einar Skulason; dieses berühmte Gedicht ist ganz auf uns gekommen, hat auch sehr sorgfältige Herausgeber und Uebersetzer gefunden. Es heißt auch Geisli (Strahl), und als einen andern Namen findet man auch Vattar Drapa angeben. Snorri Sturleson⁹⁹) sagt nämlich im 16. Cap. der Saga af Hakoni Herabædd: Einbridi war damals in Viklagarð, als diese Zurednisse sich machten; er sagte diese Saga (Geschichte) in Norrg, sowie Einar Skulason sagt in der Vattar Drapa (sagt i Vattar-drápa, des Beugen, Blutzugens, Drapa), die er machte auf Olaf den Heiligen, und wird dort gesungen um dieses Jahr tragniß. Vielleicht ist der Name aus Witterstänðis entstanden; wenigstens konnte ein solches bei städtischem Ansehen die Stelle im 230. Cap. der Olafs Saga Helga geben¹): Einbridi war damals in Viklagarð (Gosfane

⁹⁹) Nach Snorri Sturleson aus Thorlacius, Einar Skulason's Remett-Bibliothek. Vita Rikari, Skuli hli im 3. Bande der großen Ausgabe der Heimskringla: Þorvaldsson af Digtar Geisli (auch, som det og kaldes, Vattar Drapa, Olafs Drapa &c.) Auctor carminis Geisli (Radus), vel, quo alio nomine vocatur, Vattar Drapa. 2. Olaf Drapa (Martyria a. Osk Encomia). Es auch: Die Uebersicht der ihm zugehörten gekürzten Staldenbezeichnungen, Regls, Hundgraden des alten Norwens. S. 196.

1) In den Fornmannasögur. Rikis gömlon handritum.

⁹⁸) Wie Noten unter dem Texte gezeigt haben sich die Strophen auch in die Ausgabe vom J. 1855 von Peter Clausen's dänischer Uebersetzung der Heimskringla unter dem Titel: Snorri Sturlesons Herf. Konges Edda (Kopenh. 1858. 8. Bogen. 8. Nachtr., Snorri Sturlesons Bistritia. 1. Bd. S. 188.

sinopen), als diese Zulägnisse sich machten, und sagte diese Saga (Geschichte) in Norez, sowie Einar Skulason bezeugt in der Drapa (váttaf i drápa), die er machte auf König Olaf den Heiligen, und der Gesang ist gelungen auf dieses Zuträgniß¹⁾. Der Verfasser der Olafs Saga Helga beruft sich hier auf die 40—47. Strophe der Olafs Drapa. Namentlich heißt es in der ersten Hälfte der 42. Strophe, wobei wir die Sylben, welche die halben und ganzen Anreime²⁾ bilden, durch cursive Lettern bemerkbar machen lassen:

Nú finnr, að er gal gumnum
Gang árðhr jófra fyrða
Núðng³⁾ Kolríði ángi
Ánglaede i brag raedhu.

Als Beispiel, wie Einar Skulason die verkürzte Wortstellung liest, geben wir die Auflösung nach Thorlacius: Endicði Ungi, áu gumnum gal árm-glaedor, finnr nú fyrða raedhu i brag, er göfug jófra árðhr álung, d. h. Enticði Junge, der den Männern Armgulthen⁴⁾ (goldene Ringe) gab, findet nun der Menschen Reide im Gedichte, das der ansehnliche Ruhm der Fürsten schleuderte (d. h. zu dem der ausgezeichnete aller Fürsten den Stoff gab). Nach Callisen: Kadríði ángi, á er gal gumnum ármglaedhr, finnr nú raedhu fyrða i brag: göfug árðhr jófra álung, Enticði Junge, der, der gab den Männern Armgulthen, findet nun die Reide der Menschen im Gedichte: der ansehnliche Ruhm der Fürsten schleuderte es (d. h. die Krone der Fürsten gab die Veranlassung dazu). Ein Zeugniß für Einar Skulason als Verfasser der Olafs Drapa Helga gibt die Olafs Saga Helga, auch im 259. Cap.⁵⁾ und die Grimmskringa, Saga of Sigurði Jórfalafari Cap. 37. S. 286, 287: Kolbein hieß ein junger und armer Mann, aber Thora, die Mutter des Königs Sigurð Jórfalafari⁶⁾, ließ schneiden die Zunge aus dem Haupte ihm, und war zu dem keine größere Sache⁷⁾, als daß der junge Mann hatte ein Eiðe gehabt⁸⁾ aus der Schüssel der Königsmutter, und sagte, daß der Koch (es) ihm gegeben hatte, aber wagte nicht damit vor die Königin zu gehen⁹⁾, nachher fuhr

áfgesaf að tilhlutum hins kóngliga Norraena Fornfræðha Félags. Vol. V. p. 112.

2) Ok erth. kvaedi hveðit um thema atburð. In der lateinischen Uebersetzung, Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Islandiae, latine reddita et apparatus critico instructa, emendata societas Regia Antiquariorum Septentrionalium. Vol. V. p. 117, wird bemerkt, daß dieses nicht wahr ist, sondern dafür zu setzen: ok er i því kvaedi etc. und ist in diesem Besatze ne. Doch ist dieses nicht nöthig, der Verfasser der Olafs Drapa hat entweder nur die Strophe 40—47 verstanden vor sich, oder konnte, wenn er auch die ganze Drapa vor sich hatte, diese Partikeln kvaedi, Gesang, nennen. Doch hat Sæveris Eriksen in der entsprechenden Stelle in der Saga of Hakoni Herdabald c. 15 (bei Thorlacius, S. 37. der gr. Ausg. der Grimmskringa, S. 408): so er thar kveit um thema atburð, und wieder dort gelungen um diese Zuträgnisse. 3) Außer den Anreimen oder Einreimen hat auch noch der frühere, der Stabreim, statt der je zwei Stellen vordahel. 4) Nach anderer Lesart wönd. 5) Kramlingsskröten. 6) In der Formanna-árgur p. 159. 7) Jórfalafari. 8) Sok, Urfehde, Bräutigam. 9) Gienemmen. 10) Es nicht zu bekennen.

der Mann lange Zeit sprachlos; dessen geteilt Einar Skulason:

Göfug lét hörn or áfsta
Hringra of sök hirla,
Árðhr ánum bæðli
Laga munu aðra tangi;
Thann áin vœr, er þorun
Fástant ánum mull
Hönd-hjót thar er heitir
Állid, áin víkum ádar.

Nun eine Probe von Egilssens Uebersetzung der Olafs Drapa zu geben, theilen wir die Strophe in dessen Uebersetzung mit:

Illustra matrona iussit linguam
K capite miseri cuneoqum hominis
Kreacari, quavis illa vir juvenis
Nihil graviter deliquerat.
Vidimus certe hunc audire
Hominem, non linguæ destitutum
Cum paucis post hebdomadibus
In opplo Hilde dicto versabatur.

Es ist dieses die 34. Strophe in der Olafs Drapa. Die Drapur haben außer dem künstlichen Verbruche des Stabreims und Anreims auch noch eine künstliche Strophenentheilung. Bei der Olafs Drapa Helga ist es diese. Esst folgen 17 Strophen ohne Keilweise, oder, nach dem nordischen Ausdrucke, ohne Eies, die letzte Hälfte der 18. Strophe aber hat

Greitt að gumnum líta
Góðis ríðhrítr stríðum
Róskr thíggr átt sem ætíð
Olaf af gram solum.

Leicht vermag den Menschen zu erschauern
Gottes Ritters die Streite¹¹⁾:
Der róske¹²⁾ erhält alles, was (er) heißt
Olaf vom König der Sonne¹³⁾.

Diese vier Zeilen wiederholen sich in der 21., 24., 27., 30., 33., 36., 39. und 42. Strophe. In dieser zum letzten Male. Nun folgen noch 60 und 20 Strophen, aber wie die ersten 17 ohne Keilweise oder Eies. Nun wollen wir den Gang und Inhalt des Gedichtes beleuchten. Es beginnt:

Kins má ord ok borgir
Alla völdanda¹⁴⁾ himn áinalla
Vel er fríðt á er getr góða
Guds thrennung mer kenna,
Góðst hr líti hódar Geitli
Gann-býgr mikannót
Ágætt átt á itum
Gísl brag álar.

Nun auch eine Probe von der Uebersetzung von Thorlacius zu geben, folge dessen Uebersetzung:

Verba et preces, qui audit, benam
Præpotentia Dei Trinitatem
(Admodum ille aspirans est),
Nihil facili dabit nocere.
Illi arripotens radius notat
(Optimo Olavo carmen

11) Die Reih. 12) Bedeutet auch der Asperer. 13) d. h. von Gott. 14) Nach anderer Lesart allvöldanda, welches auch des Kaisers Bekehrschanden bedeutet.

Conclanum offero), nobile
Sella misericordiae iubar¹⁵⁾.

Der Skalde fährt nun fort, wie der König der Sonne in dieser Welt die Finsterniß vertrieben, und die Sonne sich als Licht von einem glänzenden Sterne gebildet, und dadurch Hell entstand (Str. 2), wie nachher das Licht des Sonnenlichtes sich wandelte (verfinsterte) und dieses den Menschen eine andere große Sonne vorbebrachte, und wie wir das beste Heil erhielten, als er ungenüßig am Kreuze starb (Str. 3). Nun die Auferstehung Christi und einer großen Menge mit ihm und Bestätigung unserer Hoffnung dadurch (Str. 4). Der Sohn, der Könige bester (Christus), steigt auf mit Günst in die höchsten Hallen des Hies Herrschenden, sitzt über den Engeln auf ihrem Stuhle, und die Lebewache (hird) des Königs der Könige vereint sich dahin (Str. 5). Der Ehre Herr gibt den Menschen die Gaben des mächtigen Geistes. Da erhebt sich das christliche Volk (Kirche), das einem Gotte gehorcht. Der höchste Stützungsur (König) emblett die Hölldar (Menschen) zum Aufenthalt im Himmel (lit himin-vistar; vist bedeutet Wohnung, Haus, Hof, und der Dichter entlehnte den Ausdruck nicht christlichen Schriften, sondern wandelte nur den Dithin und die Walhöll christlich um; Str. 7). Nun sollen wir alle vertheilen den allfaken Strahl der Gotteshalle, den, welcher der herrliche Dlaf heißt. Von ihm weiß das Volk, daß er weit unter dem windbrüchigen Himmel mit Wunderreichen (Jartegnum) scheint (glänzt) (Str. 8). Nun Anruf des Skalden an den König Gyheim und Sigurd und Ingi auf des Skalden Lied zu hören (Str. 8). Hierauf Anruf an den Dvermann der Geleider, Jon (d. h. an den Erzbißhof Johann), daß er auf das Gedicht lauschen solle, denn die Hölle (Ehre) des Stuhles dort, wo der heilige König weile (begraben liege), wache (nämlich durch das Gedicht; Str. 9). Dann weitere Aufforderung an das Volk (alld), Dlaf's Lob anzuhören; niemals habe der Skalde eine bessere Wahl ausgezeichneter Männer in einem Hause gefunden (Str. 11). (Hieraus geht hervor, daß der Skalde sein Lied vor einer Versammlung vortrug, und zwar, wie alle Wahrscheinlichkeit dafür ist, in der Christkirche zu Riddarö.) Die Isländin und alle Nordmenn (Norweger) seien auf das Gedicht auf den tapfermüthigen Degen Christi hören, der in der höchsten Halle sei, und dem gleich kein König in diesem Reiche werde geboren werden (Str. 11). Der angestrichelte Eigwast sagte des Königs Thaten; das Volk (alld) hat gehört, daß Dttar über des Volkes (drottar) König wirkte (machte, orli, nämlich ein Gedicht), sie diesen Hauptskalden; auch er (Einat) wolle den König wissen. Wie viele Stellen des Gedichtes, so läßt auch diese mehrer Auslegungsarten zu, so stellt Aetholacius die Worte: Their er frar heta höst-akald, hafa syat helgum söst; thvi lrt et maera frama lytann thengil, „qui dicti vatum supremi, cum

sancto regi dederint operam, his est, ut principem laudes celebrem avidum: Egilsson mit der letztern Art für fix starr; their er heta höstakald skäl fir, hafa lytann thengil Maera“); thvi er syat frama; ek lrt helgum söst; illi, qui appellati sunt pectus primarii, regem celebrant Maerensium, cuius sic gloria eluet. Ego sanctum regem veneror. Wie Egilsson hat auch Bösl (in der Anvisning till Isländiskan eller Nordiska Fornspäket) die Worte zusammengefügt, und geistigt, worin Aetholacius gefehlt. Da der Raum nicht erlaubt, bei den vielen Stellen die verschiedenen Auslegungsarten anzugeben, so folgen wir bei der Inhaltsangabe der, welche und die bessere scheint, ohne daß wir dadurch diejenige, welche wir nicht berücksichtigt, als unrichtig annehmen. Wie und warum viele Stellen der Skaldenlieder eine verschiedene Deutung zulassen, ohne daß man jedoch jedes Mal die eine die richtige, und die andere die unrichtige nennen könne, hierüber s. mehrs bei J. Bachter, Enocri Skrifstoffs Weltkreis. 1. Bd. S. CCXVI u. f. Weiter singt Einat, daß Hugin (des Rades) Rundreiter (der tapfere Krieger) viele Thaten gethan, aber wegen dessen, was er misgethan, dem einen Gotte Buße geleistet (banti sin mein Guld enam, bester seine Schanden dem einen Gotte. Diese herrliche Thaten vertheilt er vor den Menschen. Str. 13). Jene Kriegerthaten sind nämlich nicht unser Dichters Gegenstand. Dttar und Eigwast haben sie besungen. Die Dlaf's Drapa helga seiht nur das, was sich auf Dlaf's Heiligkeit bezieht. Daher wird in der 14. Str. nur im Allgemeinen besungen, daß der beste und gottgläubige Volk König 13 Winter (Jahre) herrschte, bevor er innerhalb Dttiswange im Donner der Schilde (nämlich in der Schlacht von Estilaskabir) fiel (Str. 14). Bevor er sich schlug, ergabte er seinen Gefährten seinen Traum; er glaubte eine glänzende Steige (Fenster) von der Erde zum Himmel (Str. 15) zu sehen, und hinaufzusteigen und das Himmelreich lag vor ihm geöffnet“ (Str. 16). Der König läßt das Blut der Wunden der Inntrindar in der Schlacht von Estilaskabir fließen, wird aber selbst dem Leben dieser Welt einnehmen (Str. 17). Begierig ist der Skalde, ein Stes auszuarbeiten, wenn er kann; denn der größte der weisen Könige hat herrsch gethan, und nun folgt das Stes (18), welches wir oben mitgetheilt haben. Die 17 ersten Strophen sind also mehr als Einleitung zu betrachten. Der Skalde will nicht das Leben des Königs besingen, sondern nur die Wunder, die er gethan, so lange er lebte, und die, welche er seit der Zeit gethan, seitdem er dem Leben dieser Welt entrückt ist. Mit der 18. Strophe beginnt also eine neue Abtheilung des Liedes, welche die Abtheilung einleitet, wo von Dlaf's Wundern gehandelt wird. Als

15) Man wird bemerken, daß Aetholacius sich sehr bemüht, die verschiedenste Übersetzung der wichtigst beyzubehalten, u. s. diese Egilsson theil.

16) Wie maera, welches Genitiv von Maeri, aber auch das Selbstwort maera, rühmen, sein kann, auch anderswärts zu verschiedenen Auslegungsarten Stes bietet, s. J. B. bei J. Bachter, Enocri Skrifstoffs Weltkreis. 2. Bd. S. 199, 200, wo die verschiedenen Auslegungsarten zusammengestellt sind. 17) über den Traum des Königs vergl. der Dlaf's Saga Helga Cap. 227 in der großen Ausg. der Primittlinga. 2. Bd. S. 355.

der Held sein Leben schloß, schien die Sonne nicht, des Grundes Saalwörter (Gott) that seine Zeichen, vormalß verwandelt des Himmelsüberwunders Tod allein den Sonnenchein (19). Große Wunder (Jarteknir) geschahen, als der Spühendörber gegen das Ross sich schlug. Dieser Rüst war nicht gewohnt zu fündigen. Ein Licht brannte über der Leiche des Königs denselben Tag, als Gott seinen Geist zu sich importirte (20). Der alles heilt (Gott), befohl dem Rukm des besten aller Könige. Dann das Stief (21). Der Ergrissenen Blut rief abgewaschen, und er in eine Hütte gelegt. Ein Wänter wusch sich aus der Quelle, die mit Lof's Blut gemischt war, sein Antlitz und erlangt sein Gesicht wieder (Str. 22—24 mit dem Stief). Nachdem der König zwölf Monate und fünf Nächte *) begraben war, erhielt ein Mann, dem die Zunge ausgehauen war, seine Sprache wieder (Str. 25—27 mit dem Stief). Bevor der Sohn Lof's des Heiligen, Magnus der Gute, auf der Heide von Hjörsflog sich gegen Heiden (die Wenden) schlug, erschien ihm sein Vater, versprach ihm Beistand, und Lof verließ ihm den Sieg *) (Str. 28—30 mit dem Stief). Gutterm löst zu Ehren des heiligen Königs ein Gewiss zum Andenken an erhaltenen Sieg machen in der Christliche *) (zu Nataras). Am Feste des heiligen Lof bät eine Dänin in Schonen Brod. Es wird in Essen verwandelt und ganz Dänemark feiert seitdem das Lofsfest *) (Str. 31—33 nebst dem Stief). Eine angesehene Frau löst einem jungen Menschen die Zunge ausnehmend. Er sucht den auf, der den Erleiden Hilfe gibt (den heiligen Lof) und erhält die Zunge und Sprache wieder *) (Str. 34—36 nebst dem Stief). Die heidnischen Wenden schneiden einen kühnen Mann (Haldror) auf der See die Zunge aus. Er erlangt die Sprache und Gesundheit am Lof's schreine *) wieder *) (Str. 37—39 nebst dem Stief). Lof's Schwert, Hættir, warb, als er in der Schlacht von Estilastadie gefallen, von einem Schweden gnommen. Nachher ward es unter dem Kirchengelbe der Griechen bei den Wäringern in Constantinopel gefunden. Eindeutige Zunge erzählt von den herrlichen Thaten des Königs *) (Str. 40—42 nebst dem letzten Stief). Das

Schwert wird dem unter freiem Himmel schlafenden Krieger vom heiligen Lof drei Nächte nach einander aus der Scheide genommen und in einiger Entfernung wieder gefunden. Dem Kaiser werden diese Wunder erzählt und er weigt das Schwert mit Gold aus *) (Str. 43—47). Auf den weiten Gebirgen der Pyhnan (Peixinaevallir) wird eine Schlacht geschlagen. Die Griechen fliehen; aber die Wäringers ruhen den heiligen Lof an, und die Heiden werden besiegt *) (Str. 48—54). Ein Feind wird verhöhet und verurtheilt. Der heilige Lof stellt ihm das lobene Reich, die angesehnen Augen und ausgehauene Zunge wieder her *) (Str. 55—58). Die folgenden Strophen (59—66) sind dem Tode des wundertätigen Lof nur im Allgemeinen gewidmet, ohne daß die vielen Wunder, von denen der Strophe, wie er sagt, nur wenige erzählt habe, weiter nachhaft gemacht werden. Str. 67 sagt der Strophe, daß dieses Gedicht (brage) noch belohnt werden würde, wenn Sigurd der Ättre *) noch lebte. Er kennt dieses Königs freigegeben Sinn. Indem er dessen Freigebigkeit lobt, scheint er einem andern Könige mitleiden Sinn ansprechen zu wollen, denn er schließt das Gedicht:

Drine Ättre hab' ich Königs
Wort-Schärfer siederlich geschänt:
Hættislos haben wirs dem Herrscher *)
Ausgesprochen Preis *) mit (wir) thara.
Der Unvergessliche *) sagt den Ausgesprochenen *)
Wie ich das Wortes Ende läßt.
Ich liebe den Rukm des Wänters *)
Des Wänters *) oder ich schneide.

Hier wendet sich der Dichter nur an einen König, und sagt, er habe seine Bitte erfüllt, und ein Lobgedicht auf den heiligen Lof verfaßt, und fordert ihn auf, sein Urtheil zu fällen. Dnin in der 7. Strophe fordert er Colfin, Sigurd und Ingi auf, sein Gedicht anzuhören. Sind vielleicht unterdessen zwei von ihnen gestorben? Schwerlich! Der Strophe führt jedoch keinen Namen, damit es es nicht auf sich deuten möge, wenn der Dichter sagt,

S. 407, 408. Lof's Saga heigt in der Fornmanns-Sägar Cap. 230. S. 110, 111.

18) Bergl. Snorri Sturleson's Primringla, Saga Lof's Saga Cap. 258. gr. Auga. 2. Th. S. 228. 19) Bergl. dens. Saga at Magnusi Geda Cap. 25—29. S. 2. Th. der Primringla S. 33, 34 und Lof's Saga heigt in der Fornmanns-Sägar. Cap. 248. S. 139, 140. Man sieht, Lof's ist nicht aus dem Glauben verschwunden. Aber frühlich bist er nicht mehr Lof's, sondern Lof der Hölle. 20) Bergl. Snorri Sturleson, Saga at Harald Harefada s. 57. S. 2. Th. der Primringla S. 113—115 und Lof's Saga heigt Cap. 239. 1. Th. des Fornmanns-Sägar S. 135, 136. Gutterm, Lof's bei S. Nataras Schreine, löst nämlich das Hölle auf die Wandbühne, ruft vor der Schlacht mit dem König Margab Stief und den heiligen Lof an, und gewinnt mit dem Beistand den Sieg. Aber König Nataras soll falk. 21) Snorri Sturleson Saga at Harald Harefada s. 115, 116. Lof's Saga heigt Cap. 239. 1. Th. des Fornmanns-Sägar S. 135, 136. Gutterm, Lof's bei S. Nataras Schreine, löst nämlich das Hölle auf die Wandbühne, ruft vor der Schlacht mit dem König Margab Stief und den heiligen Lof an, und gewinnt mit dem Beistand den Sieg. Aber König Nataras soll falk. 22) Snorri Sturleson Saga at Harald Harefada s. 115, 116. Lof's Saga heigt Cap. 239. 1. Th. des Fornmanns-Sägar S. 135, 136. Gutterm, Lof's bei S. Nataras Schreine, löst nämlich das Hölle auf die Wandbühne, ruft vor der Schlacht mit dem König Margab Stief und den heiligen Lof an, und gewinnt mit dem Beistand den Sieg. Aber König Nataras soll falk. 23) Snorri Sturleson Saga at Harald Harefada s. 115, 116. Lof's Saga heigt Cap. 239. 1. Th. des Fornmanns-Sägar S. 135, 136. Gutterm, Lof's bei S. Nataras Schreine, löst nämlich das Hölle auf die Wandbühne, ruft vor der Schlacht mit dem König Margab Stief und den heiligen Lof an, und gewinnt mit dem Beistand den Sieg. Aber König Nataras soll falk. 24) Snorri Sturleson Saga at Harald Harefada s. 115, 116. Lof's Saga heigt Cap. 239. 1. Th. des Fornmanns-Sägar S. 135, 136. Gutterm, Lof's bei S. Nataras Schreine, löst nämlich das Hölle auf die Wandbühne, ruft vor der Schlacht mit dem König Margab Stief und den heiligen Lof an, und gewinnt mit dem Beistand den Sieg. Aber König Nataras soll falk. 25) Snorri Sturleson Saga at Harald Harefada s. 115, 116. Lof's Saga heigt Cap. 239. 1. Th. des Fornmanns-Sägar S. 135, 136. Gutterm, Lof's bei S. Nataras Schreine, löst nämlich das Hölle auf die Wandbühne, ruft vor der Schlacht mit dem König Margab Stief und den heiligen Lof an, und gewinnt mit dem Beistand den Sieg. Aber König Nataras soll falk.

26) Snorri Sturleson, Saga at Harald Harefada s. 21. p. 408. Lof's Saga heigt in der Fornmanns-Sägar. Cap. 230. S. 111. 27) Bergl. Snorri Sturleson, Saga at Harald Harefada s. 20 und in der Note d) des Thorlacius geschichtliche Bemerkungen über diese Schlacht. Auch Lof's Saga heigt Cap. 250. S. 136—138. 28) Unklarheit erzählt den Hergang der Primringla, Saga at Sigurdr, Inga et Kristin Cap. 25. S. 364—367 und der Ungenauigkeit in der Saga Lof's heigt Str. 152—151. Der Feind wird verurtheilt von zwei Helden, deren Schwertschärfe in der Primringla in Lof's Saga genannt wird. Der Strophe führt sich nur im Allgemeinen, und sagt hier, daß der Feind verurtheilt wird. 29) Nämlich Sigurd der Grimmschere, welcher den 26. März 1150 starb. Rukm unter Sigurd dem Ättren in der Lof's Saga heigt weniger wahrscheinlich Sigurd Rukm (auch Rukm) genannt zu verstehen, s. bei Thorlacius in der Beschreibung des Lebens Lof's in 3. Bande der gr. Auga der Primringla S. 450. Rukm Rukm ist wahrscheinlich der Sigurd, an welchem sich der Strophe Str. 8 wendet. 30) Nämlich den heil. Lof. 31) Lobgedicht. 32) Beidmütig. 33) Kämpfer. 34) Hölle, d. h. Hölle. 35) Des Himmels Reich erscheint den Menschen als ein Dasein, zu welchem der Wänter, (Himmel) wegen im großen Hölle führt.

Eigend der Ältre würde, wenn er noch lebte, dieses Gedicht herrlich belohnt haben; er kenne des Königs freigelegten Sinn. Jeder der drei Könige soll diesen Gegenstand nicht auf sich, sondern auf die beiden andern Könige beziehen, und jeder der drei Herrscher³⁶⁾ den Dichter herrlich belohnen, wie Sigurd der Ältre es gethan haben würde, wenn er noch lebte. Der Strophe zeigt sich also noch ganz, wie heidnische Stalten, von denen die meisten nichts Höheres konnten, als für ihre Gedichte reichlich belohnt zu werden. Ist der heidnische Stalde Eynund Staldaspillur zeigte sich weit weniger eigenmächtig. Er sang die heiligen Illakonarnar³⁷⁾ zum Preise Halon des Guten, als dieser todt war, ja! scheute sich nicht, dadurch den Born der Nachfolger Halon's des Guten, der Eit's Söhne auf sich zu laden. Der Priester Einar besang den heiligen Olaf nicht blos um dessen Heiligkeit willen, sondern hofft auch noch Belohnung von den lebenden Königen. Die Bilderprache des Stalden ist, vorzüglich wenn er von Schlächten redet, zum Theil noch die der heidnischen Stalten, nur daß er bei Umschreibungen der Helden nicht mehr die Götternamen braucht, und auch die Schlacht selbst nicht mehr durch Dithin's Welter und ähnliche Bezeichnungen umschreibt. Andere christliche Stalten brauchen auch noch häufig die heidnische Göttersprache zu dichterischen Umschreibungen, und diesen glücklichen Umständen verdanken wir die Erhaltung der jüngern Edda. Einar als Priester ist natürlich in einem Eddagedichte auf einen christlichen Heiligen einflußreicher. Merkwürdig ist, daß die Nordmannen sich so schnell mit einem eingebornen Heiligen versehen, ungeachtet an Olaf's Leben außer der Heidenverfolgung nichts Heiliges und er von den meisten Norwegern gehaßt war. Schnell stellen auch die Dichtersinger sich einen eingebornen Heiligen in dem Jari Magnus auf. Es hängt dieses damit zusammen, daß die Nordmannen im Heidenthume so leicht Könige, unter denen eine fruchtbare Zeit gewesen, nach ihrem Tode durch Opfer göttlich verehrten. Da sie nun auch die heidnischen Götter aufgeben mußten, war ihnen ein vergötterter König um so nothwendiger. Sie rufen nun, wenn sie in Noth sind, den heiligen Olaf an, wie sie vorher den Dithin anrufen hatten. Die vermeintliche Abkammerung der Könige von Dithin gab ihnen in der Christenheit kein Ansehen mehr. Deshalb bedürften auch die Könige schnell eines christlichen eingebornen Heiligen, aus dessen Schwärze sie entsprossen waren. Hieraus ist ersichtlich, warum sie sich von Einar ein Gedicht erheben hatten, in welchem die Wunder des heiligen Olaf besungen werden. Die Olaf's Drapa Helga³⁸⁾ ist in der Urchrift nebst einer Auflösung der verkränkten Wortstellung in die prosaische,

und lateinischer und dänischer Uebersetzung von Thorlacius herausgegeben im dritten Bande der großen Ausgabe der Heimskringla. S. 461—480. In der Beschreibung des Lebens Einar's untersucht er, zu welcher Zeit die Olaf's Drapa am wahrscheinlichsten vorgetragen ist, und entscheidet sich für das Jahr 1152. Wäre hingegen der Sigurd, an den sich der Stalde in der Str. 8 wendet, nicht Sigurd Bronch, sondern Sigurd, der Pfleger des Markus, so müßte man die Vortragung des Gedichtes in der Christliche zu Ricardo in die letzten Monate des Jahres 1156 setzen, da der Erzbischof Johann den 24. Febr. 1157 starb. Herausgegeben ist die Olaf's Drapa Helga auch in der Urchrift in den Fornmannasögur. 5 Bd. S. 349—370, und in Uebersetzung der dänischen Wortstellung in die prosaische nebst lateinischer Uebersetzung von Götteson in den Scriptis historicis Islandorum de rebus gentis veterum Borealium. Vol. V. p. 321—349, und in dänischer Uebersetzung von E. C. Wafn in den auf Veranstaltung der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen herausgegebenen Nordiske Sagae. 5. Bd.

III) Olaf's Drapa Kyrra, auf Olaf Kvær, gesungen von Stein Herbjarfson. Vor allem ist zu bemerken, daß Stein Herbjarfson auch ein Vlla-Floeki versagt hat. Endri Sturleson sagt im 38. Cap. der Saga af Haralldi Hardskaga³⁹⁾, wo er von Vll Spaldson dem Stasari (Hofmarschall) handelt, so sagt Stein Herbjarfson im Vlla-Floeki⁴⁰⁾. Die Strophe oder Strophen sind jedoch nicht auf und gekommen. Mehr wichtige geschichtliche Strophen von Stein Herbjarfson finden sich jedoch bei Snorri Sturleson im 63—65. Capitel der Saga af Haralldi Hardskaga⁴¹⁾ und bei den Ungenannten in der Haralldi Hardskaga Saga. S. 77, 78⁴²⁾. Sie beziehen sich auf die Schlacht von Risa (Riss in Halland), geschlagen zwischen den Dänen und Norwegern den 10. Aug. 1062. Der Stalde Stein wohnte ihr bei, und zwar auf dem Schiffe Vlla's, des Stalals, und dieser wird auch in zwei Strophen erwähnt. Die Beisen werden in den genannten Gedichtstücken nicht betitelt, bleiben aber nach der Anspielungssaga Nizarwian, Risa's Beisen, und sind mit der Olaf's Drapa nicht zu verwechseln. Snorri Sturleson⁴³⁾ und der Ungenannte sagen, jener im 88., dieser im 115. Capitel der Saga von Harald Hardskaga in Beziehung auf die Schlacht vom Jumber den 20. Sept. 1066. Dort kam um Jarl Mauro-Karl. So sagt Stein Herbjarfson:

Beit kam um viel im Risse,
Angegriffene Männer ertranken,

36) Thiorlacius, Einar Stakins Ernets Heftrio. Vita Olavi, Skuti illi. im 3. Th. der gr. Ausgabe der Heimskringla bezieht S. 457, 489 die letzte Strophe blos auf den König Einar, da Einar an dessen Hof war. Nach diese Deutung ist zu lesen. 37) S. fr. bei W. Richter, Snorri Sturleson's Weltreise. 2. Bd. S. 98—106. 38) Barum das Gedicht auch Gistil (Strat) hieß, s. Sagen af Gungulung Orustungu ok Skald-Rafal ihre Gungulung Vermählung u. Rafal Poetas Vita. Kopenhagener Ausg. von 1775. Cap. 1. c. 16. Not. 11.

X. Enchir. d. B. u. A. Dritte Section. VIII.

39) Bei Þoringsfloð, Heimskringla. 3. Th. S. 102, bei Thiorlacius, große Ausgabe der H. 3. Th. S. 98. Vergl. die Anveitlinga Saga Cap. 25. S. 215, 216. Er bemerkt: So sagt Stein Herbjarfson in den Nizar-Visar, die er machte auf König Harald Sigurdsson. 40) Über Floeki als Gegenw. zur Drapa f. die Art. Drapa und Floeki. 41) Bei Thiorlacius S. 124, 124, 125. Bei Þoringsfloð S. 119—132. 42) In den Fornmannasögur 7. Bd. S. 213, 217. 43) Heimskringla bei Þoringsfloð S. 162. Bei Thiorlacius S. 155.

unwaise Königliche Jagen frühe
über den jungen Rödr-Karl.
(Der Jäger⁴⁴), der trieb die Füchsteigen —
(Das Jäger⁴⁵), der giß zu Karim
Karl vor dem rathen Jäger⁴⁶ —
(Der ehegatte weit von Untra⁴⁷).

Diese Drapa machte⁴⁸ Stein Herdison auf Olaf, den
Sohn des Königs Harald's⁴⁹, und gedentet er dessen,
daß Olaf war in der Schlacht bei König Harald, seinem
Vater. Der Ungenannte hat kurz zuvor S. 407 eine
Gangstrophe: Unger viel leze Uua und eine Halbstrophe:
Fella viet um volla, von Stein Herdison auf die
nämliche Schlacht. Mit Eiderheit läßt sich schließen, daß
auch sie aus der Olaf's Drapa sind, zumal da der Unger
viel (junge König) genannt wird. Die Halbstrophe hält
sich zwar im Allgemeinen, folgt aber wenige Zeilen nach
der Gangstrophe, und wird eingeleitet: aber so viel (Kriege
völl) war gefallen, das große Blutbäche fiesien (floßen)
weit durch das Gefilde, wie Stein sagt:

[G] Keten weit durch das Gefilde —
(Der Wolf erlangt dort⁵⁰ zu werden gebozen —
Der Wundenanger, aber der Männer⁵¹)
Blut die Weisager⁵²) mochten.

Enorri Sturleson draucht im 106. Capitel der Saga af
Haralldi Hardrada⁵³) als Krieg eine geschichtlich sehr
wichtige Stelle, woraus erhellt, daß der Dänentönig
Swein nach dem Tode Harald's Hartrabi's Erbschaftsrechte
auf die Eddale (Erbgüter) und ganz Norwegen gemacht,
welche aber König Olaf Keri und sein Bruder Magnus
zu erfüllen sich geweigert haben. Enorri Sturleson schickt
vor der Strophe voraus: So sagt Swen Herdison
in der Olaf's Drapa:

Stein Obste wird Swen'sin
(Der Angriffstang⁵⁴) im Handelsplage⁵⁵).
Dort, wo der brügle König⁵⁶) weilte⁵⁷) —
(Der⁵⁸) ist ein mächtiger Herrscher — verbieten.
Stein Geschlecht wird lieben
König Olaf⁵⁹) herrlich,
Wif's Erbe⁶⁰) betraf deshalb nicht
Ganz Norrg anzupfuchen.

44) Nach der andern Lesart sin, der Männer; Fila ist wol
zusammengesetzt aus Fila, und bedeutet die Fialir, nach denen
Fialirski genannt ist. 45) Vinn, dem Weiler, dem Könige, b.
d. dem Königssohne Olaf. 46) Olaf trieb die Füchsteigen weit
hinan. 47) Ordi, wickte. 48) So Enorri. Der Unge-
nannte: auf den König Olaf Keri. Dieser hat auch Herdisson⁴⁹
nicht, da er ihn schon kurz zuvor so bezeichnet hat. 49)
Thar, dort, dadurch. 50) Fortlich dragen. Bergl. 3. Wa-
ter; Enorri Sturleson's Beileiter. 1. Ab. S. 48. 51) Eder-
vander, der dichterisch für Feiden. 52) Bei Thorlacius,
Ermittingla 3. Ab. S. 177, bei Peringskjöld 2. Ab. S.
186. 53) Olaf Keri. 54) In Thrandheim. 55) Olaf
der Heilige. 56) Hagarbin liegt. 57) Olaf Keri oder viel
der Heilige. 58) Nach Olaffen in Carminum in Heimsakringla occu-
rentium, vocabula in ordinem redacta, exodito in 6. Bande
der gr. Ausg. der Ermittingla S. 175, ist Olaf der Heilige zu
verstehen, und dann wäre auch hanc er riter jöfura er ist ein
mächtiger König auf Olaf den Heiligen zu beziehen. Aber von
Olaf Keri auch konnte der Heilige sagen: Er wird sein Geschlecht
lieben (sagt dann man), indem er dem Könige Swen sein An-
sehen nicht verliert, also ganz Norwegen der seinem Geschlechte
läßt. 59) Ist König Swen von Dänemark, dessen Vater Wif

Der Ungenannte Olaf's Saga Kyrra, die auch Saga af
Magnusi ok Olafi Harallsdonum⁶¹), hat im ersten Cap.
auch diese Strophe, und schickt voraus: So sagt Stein.
Er hat im nämlichen Capitel auch noch drei andre ge-
schichtlich wichtige Strophen, welche, wie aus dem Zusam-
menhange zu schließen, auch aus der Olaf's Drapa sind,
die erste S. 435 mit der Einleitung: Waren da hinaus-
gebote (Aufgebote zur Herrfahrt) in jebedem Reiche,
hatten (brachten) die Harald'söhne den Amerning (die
ganze Gemeinde) hinaus vor Nöreg zu dem Kriegsvölle
und den Schiffen; wie Stein sagt:

Oh lade Engla stillir etc.

Nach dieser Strophe hat er wieder die Einleitung: König
Swein hielt von Süden mit dem Dänentherre; Stein wei-
set so an, daß König Swen bereit begenat einigen See-
zugsvölle (leidungsräidi) des Königs Olaf, und sching
sich gegen sie; er (Stein) sagt so:

Gengu dankir drongir etc.

Nach der Strophe die Einleitung: Die Brüder, König
Olaf und Magnus, rüsteten ihre Heere und die Landweh-
ren nördlich im Lande; so sagt Stein:

Sin odal mun Sveinl etc.

Nach dieser Strophe, die wir oben in der Übersetzung mitge-
theilt haben, fährt er fort: Aber als sie hörten, daß Kö-
nig Swen fuhr von Süden mit seinem Heere, hielten sie
sich vorwärts mit Lande⁶²), sie hatten allgeröst Kriegsvölle;
so sagt Stein:

Kna at gerra gunni.

Aus diesen Andeutungen wird die geschichtliche Wichtigkeit
der Olaf's Drapa hinlänglich erhellen. Auch die Strophe
ist als der Olaf's Drapa angehörig anzunehmen, welche
der Ungenannte im zweiten Cap. der Olaf's Saga Kyrra
mit Einleitung hat: König Olaf war alleiniger König
nach dem Tode seines Bruders Magnus. So sagt Stein
Herdison:

Halde, sist hafi földu.

Beide, Enorri Sturleson im ersten Cap. der Olaf's Saga
Kyrra⁶³) und der Ungenannte im zweiten Cap. derselben,
haben auch noch eine Strophe von dem Eddale Stein,
welche man als einen Bestandteil der Olaf's Drapa an-
sprechen muß. Der Ungenannte hat die Einleitung: Alle
Zeit war er friedsam, so lange sein Reich (Regierung)
stand, deshalb ward er genannt Olaf Keri (der Kette,
Stille), so sagt Stein und Enorri Sturleson: friedsam,
so lange sein Reich stand; Consimuläsigkeit und Wälsig-
keit liebt er in allen Stätten. Des gebent Stein Her-
dison:

Die Lande will der Fürst der Abstände —

(Das gefüllt wohl den Klammern) —

Lit mit gungender Brädel

Der Schwedenberozeng⁶⁴) in Frieden legen:

war, der aber bei den Geschichtschreibern Olaf's Sohn aus
seiner Mutter heißt.

60) In der Fornmannu-Sägar S. 436. 61) Das Land
entlang, längs dem Lande hin. 62) Bei Thorlacius, Ermi-
tingla 3. Ab. S. 179 und bei Peringskjöld, 63)
Schwertköpfe.

Der Schmiedler genötigt
Die Dagen⁶⁴⁾ zu Friedensverträgen
Der Schwerer der Gagnar — das Wort denkt,
Dass Olaf geboren von der Comt⁶⁵⁾.

Es nämlich nach der Weise der frühesten Überseher, welche das Olaf horinn sólo nicht als getrenntes Stief erkannt. Da die haben und ganzen Anreime sich nur zum Theil wiedergeben lassen, wollen wir die Strophe auch in der Uebersicht folgen lassen:

Lend vill thegnill Tharanda
Thar likar vel elatoun
Öll við arma austi
Þegnarleif á fíla leggja
Hugnar theld er thegna
Tharalyndr til frídmála
Kægar Kæga ægla
Olaf horinn sólo.

Olaf horinn sólo kommt auch wieder in der zweiten der vier Strophen vor, welche Snorri Sturleson im neunten Cap. der Olaf Saga Kyrra hat, und dem Stalden Stafur zuschreibt. Der Ungenannte hingegen legt sie dem Stalden Stein Herbjósson bei. Dieses Olaf horinn sólo⁶⁶⁾, ist eins von den drei Refkist (voraus intercalares sinnes), die beiden andern als Schlussverse anderer Strophen sind Ríklundadr veit andr und Sik beztan gram mikla⁶⁷⁾. Aus der Betrachtung des Zusammenhangs der Strophen ergibt sich, dass die Strophen mit den drei verschiedenen Stief sich so folgten: die erste hatte als Endverse ríklundadr veit andr, die zweite als solche aik beztan gram mikla, die dritte als solche Olaf horinn sólo, wenigstens stehen zwei Strophen bei Snorri Sturleson im 9. Cap. in dieser Ordnung in Beziehung auf die beiden letzten Stief. Seht man diese drei Refkist zusammen⁶⁸⁾ und löset die dichterische Wortstellung in Prosaische auf, erhält man: Ríklundadr Olaf veit aik beztan mikla beztan gram andr sólo, der großmüthige Olaf weiß sich den weit besten König geboren unter der Sonne. Aus diesen Refkist löset sich zugleich mit Sicherheit schließen, dass auch die Strophen, welche Snorri Sturleson dem Stalden Stafur zuschreibt, auch dem Stein Herbjósson angebunden. Sie tragen auch überdies ganz das Gepräge dieses Stalden, und fallen, wie aus den

Refkist hervorgeht, der Olaf's Drapa anheim. Über ihren Inhalt und die verschiedene Stellung bei Snorri Sturleson haben wir im Artikel Olaf's Saga Kyrra in diesen Nachrichten gehandelt, weshalb wir darauf verweisen. Herausgegeben in der Uebersicht und übersezt sind diese und die oben von uns angegebenen Weisen der Olaf's Drapa lateinisch in zweifacher Uebersetzung bei Þeringskiöld und bei Þorlacius, doch im 2., hier im 3. Bd. der Heimskringla, schwedisch von Gudmund Olafsson bei Þeringskiöld, dänisch von einem andern, dem berühmten Jon Olafsen, der auch im 6. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla eine Auflösung der dichterischen Wortstellung in die prosaische nebst lateinischer Uebersetzung gibt, und dänisch im 7. Bd. in den Eldenriske Sæger, wo die Säger des Ungenannten übertragen sind.

(Ferdinand Wachtler.)

OLAFS ERFIDRAPA, Lied mit Stief auf die Todtenseel Olaf's (des Heiligen), dessen zwei geschichtliche Lieder, eins von dem berühmten Stalden Stafur, und das andre von Thordre Swartskald Sturleson. Wir betrachten

1) Olaf's Erfidrapa von Sigvat, von welcher Snorri Sturleson in der Olaf's Saga Helga (S. 224, in der Heimskringla, S. 193 in der Einzellchrift) sagt: Thordre Kalund trug die Fahne des Königs Olaf, so sagt der Stalde Sigvat in der Erfidrapa, die er wirkte (machte) auf König Olaf, und stellte (versetzte) nach der Geschichte des Aufrufs (eplir uppreistar sögu) n. Nom. uppreist bedeutet aber auch Aufsehung. Dieses hat zur Erfindung eines legendenartigen Rätselansatz gegeben, welches sich in der zweiten Bearbeitung der Olaf's Saga Helga im Flateyjar Edda und darauf im 5. Bd. der Fornmannna-Sögur, p. 210, 211, findet, und dessen Inhalt folgender ist: Sigvat wirkte (machte) eine Erfidrapa auf den heiligen König Olaf, und gedachte sie zu stellen nach der Geschichte Sigurd's Hofnabann's (eplir sögu Sigardar Hofnabann). Sigvat kam zu Schiff zu dem Uplande, das Sula heist. Ein Bonde (Bauer) aus dem Hestlande ward todtkran. Seine Frau saß mit betrübtem Muth bei ihm. Die Kraft des Bannes begann zu schwinden. Da erschien König Olaf seiner Frau im Traume, und sagte, daß er statt der Frau bei dem Banne wachen wolle, die Frau aber solle zu Sigvat, dem Stalden des Königs Olaf, gehen und ihm sagen, der König wolle, daß Sigvat die Drapa, die er auf ihn wirkte (machte), nicht nach Sigurd's Geschichte (eplir Sigardar sögu), sondern Lieder nach der Geschichte der Auferstehung (eplir uppreistar sögu) stellen solle. Nach dieser Erscheinung reist die Hausfrau zu Sigvat, und sagt ihm, daß der König ihr erschienen sei. Während sie von Hause weg ist, erscheint König Olaf dem Banne und macht ihn gesund. Sigvat wandte da die Drapa um (andri thia dráppum) und stellte (sie) nach der Drapa der Auferstehung (nælli eplir uppreistar drápa)¹⁾. Kurz darauf ward Sig-

64) Unter thegna, Unterthanen, dichterisch Wraschen überkaupt, versteht Olafsen die Dänen und Þorlacius die benachbarten Völker. Aber es kann auch thegnar in eigenlicher Bedeutung von Unterthanen genommen, und darunter die Normen, und unter den frídmál die Nichtkrieger verstanden werden, welche Olaf aufnahm, um die inneren Feinden zu bannen, oder nach andern Ausdruck den Landrücken aufrecht zu erhalten. 65) Dieses bezieht es nämlich an sich, wona wie die drei Refkist, die drei Ende und Refkist, an den drei verschiedenen Strophen nicht mit einander verbinden. 66) Kommt als Anheiler dreier Strophen vor. 67) Stiebt bei dem Ungenannten als Endverse der 1. Strophe im 1. Cap. S. 436, und dann wieder in der 2. Strophe im 7. Cap. S. 447, welche Strophe Snorri Sturleson Cap. 9. S. 189, als erste Strophe hat, (sodas und thegnar hervorgeht, daß diese Strophen nicht dem Stalden Stafur angebunden. 68) Die Galtison merkt hier in der Facsimile de poëta Hallarstetle et carmine ab eo in laudem regis Olavi Trygvæsi f. compoito in 5. Bande der Script. hist. Island. p. 229. Er handelt darin von dem zweifachen und dreifachen Stief und kommt so auch auf die Olaf's Drapa Kyrra.

1) Für eplir uppreistar sögu haben auch in der Stelle bei Snorri in der Olaf's Helga Saga als Einzellchrift die Handschriften

war schwer krank. Olaf erschien ihm; und gebot ihm, mit ihm zu fahren, und sagte den Tag, wenn er würde ihm entgegenkommen. Am bestimmten Tage sang Olaf die Weise: *Heinn Hikki mér unnan etc.* Nachdem das er. Diese Legende hat Aeneas bemerkt, auch in der Stelle bei Ennori उपpreisat in der Bedeutung von Aufseherung *) zu lassen. Ist man findet angenommen, Ennori bemerkt dabei gegen seine Gewohnheit, in welchem Gesänge Sigvat diesen Gesang gedichtet habe, und ist damit ohne Zweifel auf obige Legende **), als wenn diese Legende schon zu Ennori's Zeit vorhanden gewesen sein müßte. Da Sigvat so viele Pieder und Weisen in Beziehung auf Olaf's Geschichte gemacht hatte, so gibt er bei der des Olaf's Erfdrapa an, was sie enthalten habe, nämlich nicht Olaf's ganze Geschichte, sondern nur die seiner letzten Lebenszeit, nämlich die Geschichte des Aufstandes der Noengete, welcher Olaf's Tod herbeiführte. Ähnlich hat er auch früher, da es so viele Weisen Sigvat's auf Olaf den Dichten gibt, Cap. 5 in der Hymn-tringa *) bemerkt in Betreff der ersten Schlacht Olaf's, nämlich der von Stokke: der Stabbe Sigvat sagt von dieser Schlacht, in dem Gesänge (s. thingi quædli), in dem er aufzählte die Schlachten des Königs Olaf's. Ein anderer und tiefer Grund ist dieser: Man hielt nach dem Formall zur Olaf's Saga Olaf nur das für ein vollständiges Zeugnis, wenn der, von dem die Nachricht kam, dem Ereignisse selbst beigewohnt hatte (s. d. Art. Olaf's Saga Olaf hier in diesen Nachrichten). Sigvat wol mochte der Schlacht von Stokke nicht bei. Deshalb bemerkt Ennori: der Stabbe habe die Olaf's Erfdrapa nach der Geschichte des Auftritts gestellt, d. d. er selbst habe ihr nicht beigewohnt, welches nach der Regel die Stabben thaten. Sigvat aber war auf seiner Pilgerfahrt nach Rom gewesen. Wie wollen nun die Strophe betrachten, von welcher Ennori sagt, daß sie aus Erfdra-

drapa sei, die Sigvat auf den König machte, und nach der Geschichte des Auftritts stelte:

*Þvíðra fór ek thar að?) herða
Þhrifst sókn, með Olaf
Góðf fórn thar, geirum,
Gjort þú saman hjörtu
Stung þar hjótt fyrir árings,
Hjálte með þum gram bróður
Fallt van lagra gyra*

Freundlicher Begrüßung.

Afor þin þér í þu? so hätten?) —

Der Angriff wuchs — bei Olaf's

Mit Spießen reichten die Schuttsamp?) —

Dort (sahen zusammen?) gute Dergen.

*Die Stange *) rang hoch vor dem in der Klinge *)*

Geräusch muth'gen Hertscher

Die glühend verglühete, Balles

Thot Ogmund's brüderlicher Bruder.

Wie der Zusammenhang lehrt, fallen die Olaf's Erfdrapa auch an dem die Strophen (Cap. 225 d. H., Cap. 199 d. E. Sde.) *Óld vann Olaf seldu, wie Olaf der Diste *)* Voss erschlügt, und die Schweden, die mit dem milden Könige von Hien gekommen, im Blutstrudel waden (Cap. 236 d. H., Cap. 210 d. E. Sde.), *slur erumz harmz ad er bilmt, in welcher der Sänge seinen Schmerz ausdrückt, daß der König wenig Kriegsmacht von Hien brachte, und die Unterthanen, gegen die er sich schlug, um die Hälfte mehr waren* (Cap. 238 d. H., Cap. 214 d. E. Sde.), *Vitt er sold und lörm, von dem geschnen Geisse und Stahlgewitter auf Stillskaldie, das sich erlob, als am Morgen die Streiter auf einander türten, die Halbstopfen für i slyking theizra, wie die Ränder sich um die Fäbne der Thandir sammelten und sie es nun geteet, Mezt frá ek merkum næstan, wie des Staden Herr am nächsten vor seinen Fäbnen voraufging, und nur eine Stange vor dem Könige war, die Ganzstopfen, Geiz hygg ek grimlike vert, wie Olaf's Löwendilde die Streiter schwärzten, und die Thandir sich ihm nicht in die Augen zu sehen wagten, Hand i reka blóðli, wie der angegriffene König die Schmeiter in Blut der Männer röhete, und seinen Hien in den Schüpten der Samtráðir sich besinnen ließ* (Cap. 239 d. H., Cap. 211 d. E. Sde.), *Vndr lán thuz tiaz, von dem großen Wunter, daß die wellenlose Sonne die Menschen an dem großen Schlachttage nicht zu erdmühen vermochte, und dieses das Jundgiss vorbedeutete, welches den König traf, Mildr lann gjórt hys galdraz, wie der König empfand, daß die Macht der Sauberkunst der Finnen Thoiris Mund schügte, als*

schleiten B. K. F. S. *optis uppreisat drápa*, und man (so Schöning zur Olaf's Saga Olaf in 2. Bande der gr. Antz. der Quædliinga S. 313) vergl. *Apollonius Scripta historica Islandica Vol. V. p. 29* *hæst Ennori þessat gættan og þærnir* die Uppreisatdrápa (Resolutions carmen, wie es Schöning, *opus constitutionis*, wie es Gellisen überträgt) verstanden, welche nach der großen Olaf's Saga Kruggeslöser Cap. 220 in der Formanna-Saga, T. II. p. 215 (vergl. *Scripta historica Islandica Vol. II. p. 200*) *þálfred Mæðræðsfalli* auf Befehl der Königs Olaf Kruggeslöser zur Befestigung dessen verfaßt, daß er eine deutsche Frau geheiratet und sich unter Heiden zwei Jahre in Gottland aufgehalten hatte. Man sieht daraus die Evidenz Uppreisat Drápa ver, weil in Geschichtsmann Uppreisatdrápa (*motus constitutionis historia*) nicht bekannt ist, als wenn durch Saga allmal ein bestimmtes Geschichtsbuch zu verstehen und es nicht ursprüngliche Geschichte überhaupt bedeutet; ok stannli optis uppreisat sögu, was stillet (versteht) nach der Geschichte des Aufstandes, heißt hier nichts anderes, als der Gegenstand der Erfdrapa war die Geschichte des Aufstandes, wie Sigvat sie von denen gehört hatte, welche der Schlacht beigewohnt hatten.

2) *Stabbe drápa* (Script. hist. Island. Vol. V. p. 29) *Quædliwoodum Sigratuz pœta testator in carmine, quo mortuus laudat regem Olafum, quodque ad exemplum historiarum remotionis componit.* 3) *p. G. Møller*, *histor. sctungum áðr Ennori's Dærlum. S. 999.* 4) In der Singel schreift sich die Bemerkung nicht.

5) Nach anderer Lesart: *thar slau, und man findet nach dieser Auslegungsthat die Stelle überlassen: ich habe Aeneas in demselben härten (nach mach) Angriff bei Olaf's mit dem fuhren dort zusammen mit Spießen wuchs zusammen Schuttsamp? 6) Hart machen. 7) D. p. ich herte, das Thore bei Olaf's rechte Schlacht tärfer schlug. 8) Gute Dergen gingen dem einen zugest. 9) Die schwärzende Stange in die Fäbne. 10) Panzer. 11) Schmeiter und ähnliche Bezeichnungswörter, von so gewöhnlich, man dabei an nichts Irres dachte, und der Dichter konnte eine Unfluth, aus im Liede den Bezeichnungswörtern annehmen, den man den von ihm beschriebenen im geschichtlichen Leben gegeben hatte.*

er ihn mit dem Schwerte durch die Schultern schlug, und das Schwert nicht schnitt, Tholre dytr sananar anill, von Thori's ungemein großer Muth, daß er es wagte, einem Königsmann entgegen zu treten (Cap. 240 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.), Hjöen ¹³⁾ sah er auch an er-
 mune, wie der Stallar Biken lebte, wie tüchtige Stal-
 larer ihre Truppen gegen ihren Herrn halten mußten, und
 mit dem König in der Schlacht fiel (Cap. 243 d. H.,
 Cap. 219 d. E. Schr.), Hörðr er vír her-menn sírðo,
 von dem darten Verluste, der statt hatte, daß ein solcher
 König des Lebens beraubt ward, und wie Dagr entkam,
 und Adr víro eigi meidar, daß Krieger nie zuvor solche
 Stärke der bündamanna (der Bauern) gekannt, welche
 einen solchen König fällte. Man könnte vielleicht noch
 einige Strophen der Olafs Erfdrapa zurechnen. Doch
 diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, daß
 ihr Gegenstand der Zustand der Bonden gegen den Kö-
 nig, und die große Schlacht derselben gegen ihn auf
 Eitlaskabbe war. Den Schluß der Erfdrapa bildete
 aller Wahrscheinlichkeit nach die Strophe (Cap. 260 d.
 H., Cap. 232 d. E. Schr.), in welcher Sigvatr Gott
 bittet, daß er den Vater Olafs gütig empfangen möge.
 In dieser Weise wird weiter bemerkt, Olaf habe 20
 ordentliche Schlachten (hólkorrostur) geschlagen und das
 christliche Kriegsschiff immer zur rechten Hand sehen las-
 sen. Der Stalde denkt sich also hier den Christengott als
 eine Art von christlichem Dithin, indem er Olaf'n als
 Schlachtküden hervorhebt, und daran das Gebet knüpft,
 daß Gott der Herr den Unerschrockenen wirklich empfangen
 möge. Den Olaf betrachtet daher der obgleich chris-
 tliche Stalde als einen Einheri. Bei Andern vertritt in der
 Folge Olaf die Stelle des hegerrückenden Gottes selbst,
 doch so, daß er über den Sieg trauet des Christengottes
 waltet. Der vergöttete Olaf vertrat also theils die Stelle
 Dithin's, theils eines untergeordneten Gottes des Sieges,
 wie Tyr war, und die Stelle der Valkyrien. Den sieg-
 verleibenden Christengott dachten sich die Kriegermannen,
 welche der Heidenzeit zunächst lebten, dem Bedenke mit
 den Römischen entfernter stehend, als Dithin, und ge-
 stalteten daher aus dem christlich vergötterten Olaf ein Mit-
 telglied zwischen dem alten Dithin und den Valkyrien.
 Olaf'en riefen sie um Segen an, aber zugleich auch den
 Christengott selbst. Aber Gott erscheint nicht selbst, wie
 es nicht selten Dithin gethan hatte, sondern an seiner
 Statt der heilige Olaf in Träumen, vorzüglich den Kö-
 nigen aus seinem Gesichte, wie Dithin den Königen er-
 schienen war, wie sich für seine Nachkommen hielten. Die
 Ausgaben und Übersetzungen der von uns betrachteten

Strophen der Olafs Erfdrapa hat sie mit der Heims-
 kringla und der Olafs Saga Helga als Einzelschrift ge-
 mein (s. d. Art. Olafs Saga Helga hier in diesen Nach-
 trägen).

2) Olafs Erfdrapa (Olafs Erftindrapa).
 Ehrengedicht mit Stief auf die Todtenfeier des Königs
 Olaf des Heiligen, heißt auch Rothdrapa, Drapa des
 Kreuzes, so in der Olafs Saga Helga, nach der Lesart
 der andern Handschriften und auch nach der großen
 Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 272 ¹⁴⁾; Rothdrapa,
 Drapa der Rösche (des Strahles), gesungen von Thordhr
 Svarin-skald Sireksson; aus ihr die Strophe auf die
 Schiffschlacht zwischen dem Könige Olaf dem Heiligen und
 dem Dänenkönige Knut Sveinsson vor dem Flusse Hol-
 go-a im J. 1072:

Atti Egða drottinn
 Olafu thinnu stala
 Váðing agoran Jón
 Óðling thinn er klaf þingja
 Skaut nær kapti á mál
 Stálunga gram kinnun
 Sveins varst sarr at reyna
 Stær thaut Ulf af Masi.
 (Es) hatte der Herr der Götter ¹⁵⁾
 Olaf den Donner der Stahle ¹⁶⁾
 Wälder den unversglichen, der Jotar
 Gering ¹⁷⁾, den, der spaltete Ringe ¹⁸⁾,
 (Es) schoß sehr scharf auf Beigangung ¹⁹⁾
 Ihm der Stangung ²⁰⁾ Skaut
 Svein's Sohn war nicht zu verzeihen
 Schloß ²¹⁾ — (Es) brante der Wolf um Eichen ²²⁾.

Herausgegeben in der Heimskringla Olafs Saga Helga
 Cap. 160; bei Veringstied. 1. Bd. S. 683; bei
 Schöning. 2. Bd. S. 272; in den Fornmannasögur.
 4. Bd. S. 362, 363, und hat mit ihr die Übersetzungen
 gemein ²³⁾. (Ferdinand Wacht.)

OLAFS SAGA HELGA, Geschichte Olafs des
 Heiligen, ist verfaßt auf und gekommen. A. Von Enorri
 Starleson 1) in der Heimskringla; 2) als Einzelschrift.
 H. In späterer weilsäufiger Bearbeitung in dem Flateyar
 Codex oder der Flateyar bók. Derselb ist die Haupt-
 frage, welchen Antheil hat Enorri an diesem Werke von
 bedeutendem Umfange; hat er es wirklich verfaßt, oder
 bloß dafür gesorgt, daß das, was ihm überflüssig schien,
 hat streichen lassen, und angeordnet, was der Abschreiber
 in seine Sammlung aufnehmen sollte? Man findet Reg-
 reses belagt, und zwar aus diesen, aber nicht haltbaren,
 Gründen. In der dritten Recension der Olafs Saga
 Helga kommen die Stellen vor: So sagt Einarinn,
 der Unterrichte (hla Fródi), daß König Olaf Haraldsson
 habe genommen die Reiche elf Königen in Upslond ²⁴⁾ vor

12) Dem Zusammenhang nach gehört auch diese Strophe der
 Olafs Erfdrapa, wiewol Enorri sie einleitet: Sigvatr skald
 kvað um Hjöen stallara, der Stalde Sigvatr sang um den
 Hofmarschall Hjöen. Man kann daraus schließen, Sigvatr habe
 diese und andre Melken, welche Enorri nicht mittheilt, dem Enorri
 Biken unbekannt gegeben. Doch dinstes aus kann die
 Strophe auch in der Olafs Erfdrapa gestanden, und Enorri sie
 doch so eingeleitet haben, wie es er that. Er heißt nämlich um-
 mittelbar vorher eine Strophe mit der Einleitung mit: Hjöen
 Gudbrandsson sang diese um Rolf Arnason.

13) In den Fornmannasögur T. III. p. 88. 14) Perso-
 nne von Agde, ihr Herr der König von Norwegen. 15) d. h.
 Schloß. 16) Den König der Stahle, d. h. Dänen. 17)
 Feind. 18) Entgegen. 19) König der Schweden, der Dä-
 nen König. 20) Bersäthe tapfer. 21) über Eichenmann.
 22) S. h. Wacht, Enorri Starleson's Bezeichnung. 1. Bd. S.
 CLXXII—CXCVIII, CCLVII.

1) Fyrr Olaf Svía konung, d. h. er nahm die Könige;
 welche dem Schwedenkönig Olaf unterworfen waren.

dem Schwedenkönig Olaf; aber er sagt, daß dadurch hätte Olaf der Schwedische (Svenski) Uppländ, daß Erik Hakonarson es ihm verzeihen um Willen für sich, da, als er sich schlug mit ihm gegen den König Olaf Tryggvason. Die zweite Stelle ist: da als König Olaf hatte unter sich gelegt das Reich, welches die fünf Könige hatten gehabt vorher, und andere sechs Könige, die, die Styrmir rechnet in seinem Buche. So sagt Sigdwat: Uppländ felle (til) onda etc. Nach der Strophe heißt es weiter: da nahm der König Weisen von den belehnten Männern *) und Bonden †). Für diese Stelle hat Enorri (Cap. 76. S. 95) bloß: König Olaf legte da unter sich das Reich, das diese fünf Könige gehabt hatten, nahm da Weisen von den belehnten Männern und Bonden. Die Einzelschrift der ersten Bezeichnung (Cap. 73. 1. Bt. S. 152) hat: König Olaf legte da unter sich all das Reich, das diese fünf Könige 11, buchstäblich nun wie Enorri. Wieder die Heimskringla, noch die Einzelschrift haben die Strophe, welche die weitläufigere Bezeichnung bietet, und ungewiß bleibt, ob sie auch aus Styrmir's Buch ist, oder anderswoher oder gar später erdichtet ist. In der Strophe wird gesagt, daß eilf Könige vorher die Uppländ gehabt. Die Heimskringla und die Einzelschrift haben viele Strophen von Sigdwat, aber diese nicht, und unmittelbar vorher eine von Ottar Svart, in welcher gesagt wird, daß das Land vorher sinna dragnigar (fünf Könige) hießen; sinna bildet den Stabreim, und ist also zuverlässig. Die dritte Stelle ist: da, als er (König Olaf) die Gewalt erhielt über Norwegen, legte er unter sich alles Land, und verordnete alle Volkskönige ‡), wie gesagt wird in seiner Geschichte (sowas segir i sögu hans) mit versicherten Aufzeichnungen, die unterrichtete Männer (fróðir menn) geschrieben haben; denn das wird stets gesagt, daß er nahm die Reiche fünf Königen in einem Morgen; aber im Ganzen nähme die Reiche neun Königen dort innerhalb des Landes, nach der Erzählung Styrmir's des Unterrichteten §) (sögu sögn Styrmir hins fróða). Aus diesen Stellen geht noch nicht hervor, daß auch Styrmir eine Olaf's Saga geschrieben. Er hatte eine Landnámabók Islands hýðdar geschrieben, und dabei pflegen häufige Rückblicke auf die normwegische Geschichte zu geschehen. Da in diesen drei Stellen immer nur von Vertreibung der Volkskönige die Rede ist, so kann Styrmir recht gut dieses in seinem Buche über die Besitznahme Islands gesagt haben ¶). Da aus der letzten Stelle läßt sich selbst schließen, daß Styrmir keine Olaf's Saga Helga geschrieben hat. Es wird darin die Olaf's Saga der sögn (Sagung) Styrmir's entgegengelegt und diese sögn war in Styrmir's Buche, wie aus der andern Stelle erhellt. Also Styrmir's Buch (bók) war nicht die Olaf's Saga Helga. Aber im Hlatvarp Edder steht in dem Aufsatze zu der

Olaf's Saga, welcher sich nicht unmittelbar hinter der Olaf's Saga Helga, sondern erst nach der Sverris Saga und der Saga Hakonar Hakonarson findet, heißt es ¶): Diese kleinen Artikel, welche hier zusammengelesen sind, stehen in der Lifasaga (Lebensgeschichte) des Olaf's des Heiligen Haraldson's selbst, in denselben, welche der Priester Styrmir der Welle (hinn fróði) zusammengelegt hat, obgleich sie nicht völlig geschrieben sind hienovon in diesem Buche. Nun folgen märchenhafte Anecdoten und Verse, als deren Verfasser Styrmir angegeben wird. Ist, was nun folgt, wirklich von dem Priester Styrmir, so stand er seinem Zeitgenossen und Freunde Enorri an Geist und Kritik weit nach. Doch das wollen wir gern glauben, da wir im Artikel Olaf's Saga Tryggvasonar in diesen Nachrichten gesehen haben, wie weit die Mönche Edder und Gunnlaug von Enorri Sturleson, dem isländischen Hünpling, an Einsicht in die Lebensverhältnisse übertraffen werden. Da Enorri mit Styrmir vertraut war, so mußten auch dem Sohne Sturlo's die maßgebendsten Dinge bekannt sein, welche die Styrmir's Lifasaga hinga heilige Olaf's künftigen Haraldsonar enthalten haben soll. Doch Enorri nahm in seine Olaf's Saga Tryggvasonar die Nachrichten nicht auf, welche Edder und Gunnlaug hatten, und wir glauben gern, daß des Priesters Lifasaga hinga heilige Olaf's anders ausfiel als die des weltlichen Hünplings, des größten Geistes des Nordens. Aber in den kleinen Artikeln, welche aus Styrmir's Lebensgeschichte Olaf's des Heiligen genommen sein sollen, heißt es S. 227: diesen Hielt (Held ohne Stief) machte König Olaf, nachdem er gewonnen hatte Landunaborg (London in England). Es folgt nun die Flokkur von zehn Strophen. Warum hat Enorri Sturleson in der Heimskringla und in der Einzelschrift keine Strophe von diesem Helden, und auch keine von den andern Weisen, welche König Olaf der Heilige gesungen haben soll? Der wahre die Eroberung Londons durch Olaf nicht wenig gewissem mit des Königs eigener Strophe belegt zu werden? So aber führt Enorri (Cap. 12. S. 12, 13) nur Strophen von Ottar und Sigdwat an ¶). Der Flokkur Olaf's, wenn ein solcher vorhanden gewesen, hätte dem literarischen Enorri noch bekannt sein müssen, als Styrmir's, oder hätte wenigstens ihn von seinem Freunde bekommen. Diesem ist aber auch nicht zu vertrauen, daß er den Hielt selbst gedichtet habe. Wir schließen daraus, daß jener Unbekannte, der sich nicht scherte, jenes Lied und die andern Weisen zu dichten, auch kein Bedenken trug, eine Lifasaga Olaf's Helga zu schreiben und als Styrmir's Werk auszugeben, um dem darin Erzählten Glauben zu verschaffen. Aus jenen drei Stellen, welche aber nicht beweisen, daß Styrmir eine Olaf's Saga Helga geschrieben, und jener vierten Angabe, welcher aber über Wahrscheinlichkeit kaum erdichtet ist, hat man wichtige Folgerungen gezogen. Styrmir war nämlich ein Zeitgenosse Enorri's, war ein dem Jahre 1210 und 1232 Lösguadr (Gefolgsmann, oberster

§) S. die vollständige Strophe in den Fornmanns-Sögur. T. V. p. 170. §) Af löðum mönnum, d. h. den Lehensleuten. §) Enorri. §) Könige einer Volksherrschaft, kanthöfde. §) Weiser, s. Hlatvarp bei H. Richter, Enorri Sturleson's Weltreise. 1. Bt. S. CXII—CXV. ¶) Fornmanns-Sögur. T. V. im Thátur Eymundur ok Olaf konungar. p. 263.

§) Fornmanns-Sögur T. V. p. 225, 226. §) Hlatvarp bei Fornmanns-Sögur T. III. p. 50, 51.

Richter in Island) und starb 24 Jahre nach Snorri, nämlich im J. 1265. Nun schließt man, wenn der Verfasser des Olafs Saga Helga Styrmir's Schrift gelesen hätte, ist das unendlich, warum er diese Klugheit nicht aufgenommen hätte; folglich können die Citationen von Styrmir's Schrift in Olafs Leben in der Hrafnkall nicht von dem Verfasser der Lebensbeschreibung kommen, sondern müssen von dem Sammler des Danischstift eingetragenen sein. Hat aber der Mensch, der alle diese Erzählungen über Olaf sammelte, die hochgeachtete Schrift Styrmir's nicht gekannt, so hat er wahrscheinlich vor ihm gelebt, und ist folglich auch älter gewesen, als sein Zeitgenosse Saegri Sturleson. Bezieht es sich auf diese Weise, so folgt wieder daraus, daß Olaf's des Heiligen Leben; wie es in der Hrafnkall gelesen wird, und sich fast wörtlich in der weitläufigen Bearbeitung der Flateyarskóla findet, älter ist als Snorri's Arbeit, welche nicht besteht im Niederschreiben, sondern im Ausschreiben, oder im Hineinsetzen dessen, was sein Schreiber sollte in seine Sammlung eintragen. So P. Müller¹⁰⁾. Diese Annahme widerspricht, daß auch das Olafs Saga Helga ganz das Gepräge des Snorri'schen Stils trägt, wie die übrigen Sagen seines großen Geschichtswerts. Auch ist die Annahme gar nicht nöthig. Was Olafs Saga Helga als Einzelschrift mehr und anders hat, kommt recht gut der, welcher daraus eine Einzelschrift machte, einschließen, und vollends vertrauen sich solche Einschreibungen in der Olafs Saga Helga in der Flateyarskóla noch mehr, und zwar als spätere Einschaltungen, nicht als Ausschreibungen von Snorri Sturleson's Hand. Sollte, was aber nicht wahrscheinlich ist, wenn nämlich darin gefunden haben soll, was im Anfang in der Flateyarskóla für Styrmir's Arbeit ausgegeben wird, sollte wirklich Styrmir auch Hand an die Olafs Saga Helga gelegt haben, so könnte er es leicht¹¹⁾ gewesen sein, der aus der Snorri'schen Olafs Saga Helga eine Einzelschrift in der ersten Bearbeitung gemacht habe. Daß die Olafs Saga als Einzelschrift aus Snorri's großem Geschichtswerte entnommen ist, wird dadurch fast zur Gewissheit erhoben, daß Snorri's Vorrede (bei P. Müller, 1. Bd. S. 3—10) fast ganz wörtlich sich auch vor der Olafs Saga konunga ens helga Haraldssonar findet, nur daß der letztere Theil über Priester Ari hier voranstellt. Dieser Theil der Vorrede

ist, wie wir weiter unten sehen werden; auch für die Olafs Saga Helga als Einzelschrift ganz geeignet. Aber daß das übrige nicht so gut hierzu paßt, als vor die Hrafnkall, geht daraus hervor, daß die Vorrede so viel Rücksicht auf die Inglinga Saga nimmt. Auch eignet sich die Stelle (S. 3 im 1. Bd. der Olafs Saga Helga) gar nicht vor die Olafs Saga Helga als Einzelschrift: Schreiben habe ich lassen vom Anfange die Leben derer Könige (næst konunga theirn), welche Reiche haben gehabt in den Norðlænd, und auf dänische¹²⁾ Zunge haben geredet, so auch einige Geschlechtsprosse (kynslóðhir, Genealogien) derselben, nach dem wie wir sie gelernt haben von weisen Männern, und ferner gesagt ist in Alþingum, sich findet, dort, wo Könige haben berechnet ihre Geschlechter. Thiodolf der Weise (hinn fróði), der Erlaube, den einige den Hvinverðeren nennen, machte einen Gesang auf den König Rögnvald (vergl. die Vorrede der Hrafnkall bei P. Müller, 1. Bd. S. 3): In dieses Buch ließ ich schreiben alle Erzählungen von den Hrafnkall, welche haben gehabt Reiche in den Norðlænd, und auf dänischer Zunge haben geredet u. s. w. fast ganz wörtlich wie in der Vorrede vor der Olafs Saga Helga. Die Worte der letztern: Schreiben habe ich lassen vom Anfange die Leben derer norðvegis Könige, machen sich ganz unpaßend, da nur das Leben Olafs des Heiligen beschrieben ist, und nur als Einleitung einige Nachrichten von Harald dem Haarschönen und seinen Nachfolgern gegeben werden; welche dieses sind, werden wie weiter unten sehen. Daß in der Vorrede der Olafs Saga Helga das Inglingatal Thiodolf's von Hvin besonders hervorgehoben wird, hat weniger Sinn, da von daraus S. 29—30 nur eine Stelle mitgetheilt wird. Diese Vorrede, obgleich ihr das Meiste mit dem Formali der Hrafnkall gemeinsam, hat zuerst einen eigenthümlichen Schluß, welcher sich auf die Olafs Saga bezieht. Von dieser eigenthümlichen Partie lauter das Ende: Ich weiß, daß so wird dünken, wenn anderslands kommt die Erzählung (saga) frögn, die Besorgung, wie ich habe viel gesagt von isländischen Männern; aber das trägt zu dem, daß isländische Männer, die, welche diese Zeitungen haben oder hörten, trugen hieher zum Lande diese Erzählungen (frögnir) und haben die Menschen seitdem bei ihnen gelernt. Aber doch schreibe ich das Reiske nach dem, wie ich finde in den Gesängen (i kvæðum) derer Stalten, die waren bei König Olaf. Hierfür haben Cod. D. und K. dieses: Aber dieses Buch habe lassen schreiben nach dem, wie gesagt wird in den Gesängen (i kvæðum) derer Eigwars und Ottars, welche stets waren bei König Olaf, und haben und hörten diese Zeitungen, aber einen Theil nach Sagung (sögnir) des Priesters Ari, und dünken mir die Gesänge (kvæðin) am mindesten aus der Stätte gebracht¹³⁾, wenn die recht gesungen (quæðin) sind, und verständig

10) In seiner Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bande der großen Ausgabe der Hrafnkall. S. 305, 306, angenommen und erweitert wird, was Müller sagt, in der Prosaatio von der Scripta histor. Islandica. Vol. IV. p. V, VI. 11) Dem scheint zu widersprechen, daß in Sturmi's Bok die Zahl der von Harald ihrer Richte beworben Helli-Könige anders angegeben wird. Doch mag das sein eigenes Schwermüßigkeit. Styrmir kommt in seinem Buche über die Besorgung Olafs einer andern Darstellung folgen, und doch, als er aus seines Freundes großem Geschichtswerte die Olafs Saga Helga als Einzelschrift entnahm, das schon lassen, was sein Freund geschrieben hatte, indem er sich nicht mehr erinnerte, was er in seinem Landnámabók geschrieben, oder verfaßt vielleicht auch diese später. Doch dürfte immer wahrscheinlich, daß Snorri selbst die Olafs Saga Helga, die überaus einen bedeutenden Umfang hat, auch als Einzelschrift herausgegeben hat.

12) Dänische Zunge wird damit für altnordische Sprache überhaupt gebraucht, und man begriff darunter auch namentlich die norwegische und isländische. 13) Verändert.

aufgefaßt. Mit dieser richtigen Ansicht schließt auch die Vorrede der Heimskringla bei J. Wachter (1. Bd. S. 10). Wie wenn Enorri-Sturleson selbst eine Zugabe der Olafs Saga Helga als Einzelschrift verfaßt, und dazu eine besondere Vorrede geschrieben hätte, zu welcher dann die spätere Abschrift und Bearbeiter auch die Vorrede des großen Geschichtswerke hinzugefügt hätten, oder wenn Enorri selbst die Vorrede vor seinem großen Geschichtswerke, da sie über die Quellen der nordischen Geschichte überhaupt, auch vor die Ausgabe seiner Olafs Saga Helga als Einzelschrift setzen ließ, und nur noch einen hierzu passenden Schluß hinzufügte. Doch werden andere wahrscheinlicher finden, daß ein späterer Abschreiber diese Verschmelzung beider Vorreden vorgenommen hat, wiewol diese Verschmelzung auch leicht ein Werk des Schreibers sein kann, dessen sich Enorri Sturleson bediente. Da Olaf der Heilige der wichtigste König für die Norweger war, so erklärt sich leicht, wie Enorri sich veranlaßt fand, seine Olafs Saga Helga als Einzelschrift dahin zu schicken, wie er drücklich zu verstehen gibt: *el niðnlands komu sa frásögn*. Der Vorredner zur Olafs Saga Helga als Einzelschrift betradt sich zu sehr als Verfasser derselben, als daß man annehmen könnte, er sei ein anderer als Enorri selbst. Von der Vorrede theilen wir S. 4 u. 5 noch dieses mit: Das war mehr als zwei hundert der Winter vollstättig¹⁴⁾ (d. h. mehr als zwei hundert vierzig Jahr) als Island war bewohnt, bevor Menschen begannen hier Geschichten (sögur) zu schreiben, und war das lange Zeit, und schwer, daß sie nicht vergangen wären im Munde¹⁵⁾, wenn nicht waren Gesänge (kvaedhi), beides neue und alte, die, von denen die Menschen die Wahrheit der Wissenschaffen (sænnendi sænnðinnar) abnahmen. So haben gerhan vorher die Wissenschafftsmänner (sænnðinnennir), da, als sie wollten Wahrheit suchen, zu nehmen für wahr deren Menschen Worte, die selbst sahen die Bestungen und damals waren naðstättig (jugegen). Aber dort, wo Staden waren in den Schlachten, da werden genommen die Zeugnisse dero, so daß auch, was er sang vor den Håuplingn selbst, da wöhrte er nicht wagen zu sagen die Worte von ihm, von denen der Håupling, und alle die, welche sie hörten, wußten, daß er wäre nirgend näher (jugegen) gewesen¹⁶⁾, das wöde da Höhn, und kein Lob. Nun schreiben wir die Zeitungen mit (bei) einiger Erinnerung¹⁷⁾ (Erinnahrung), welche sich machten das Leben des Königs Olafs des Heiligen über, beides um seine Thaten und Landessteuerung (landstættin, Landesregierung), und fer-

ner etwas von den Zugängen des Unfriedens, den die Landeshåuplinge in Norrg machten durch Schlacht gegen ihn, da, als er siel auf Stiklastabir. Vergleichen wir, was oben vom Verfaher der Wissenschafftsmänner vor dem Verfasser gesagt wird, mit dem, was in der Vorrede vor der Heimskringla gesagt wird: wir nehmen hier die meisten Belege (daemi) davon, was gesagt wird in den alten Gesängen, welche gesungen worden von den Håuplingn selbst und ihren Söhnen: wir nahmen alles das für wahr, was in diesen Gesängen sich findet von ihren Thaten und Schlachten z. (f. das Weitere bei J. Wachter). Vergleichen wir dieses mit dem Obigen, so erhalten wir dieses wichtige Ergebnis. Die Geschichtsmänner¹⁸⁾ vor Enorri hatten sich damit begnügt, das als wahr zu glauben, wenn dabei bemerkt ward, dieser oder jener ist bei diesem oder jenem Ereignis gewesen, z. B. Einor Håambarstir bei der Schlacht von Emðvödr. Er hat dieses oder jenes aufgesetzt, folglich ist es wahr. Enorri Sturleson, der gute Kritiker, mußte aber, zu gut, daß solche Aussagen, wenn sie sich nicht in Verse gebracht fänden, sich nicht unverfälscht eine so lange Zeit im Munde der Menschen erhalten konnten. Er stütze sich daher vorzüglich auf Lieder, und will, was er nicht durch Lieder belegen kann, nicht verbergen. Aber auch selbst in Beziehung seines Glaubens der Ereignisse, welche in den Liedern besungen werden, macht er einen Gegensatz zwischen sich und den frühesten Geschichtsmännern, wenn er in der Vorrede zur Heimskringla bei J. Wachter (1. Bd. S. 4) sagt: Aber ein anderer Theil ist geschrieben nach alten Gesängen oder Geschichtsliedern¹⁹⁾, welche Menschen zu ihrem Seidvertreibe gehabt haben. Obgleich²⁰⁾ nun wir nicht wissen die Wahrheit darüber, so wissen wir doch Beispiele (daemi), daß alte Wissenschafftsmänner (sænnðinnennir) solches haben für wahr gehalten. Vergleichen wir dieses mit dem, was er weiter unten sagt, so war es ihm nicht genug, es war andere darum als Wahrheit zu nehmen, weil es in einem alten Liede stand, sondern es mußten Lieder von gleichzeitigen Staden sein, die an den Höfen der Håuplinge waren, deren Thaten sie verewigten, oder auch solche Gesänge, welche bei der Todtenfeier des Håuplings vorgetragen worden, wie es in der Stelle der Vorrede zur Olafs Saga Helga S. 4 heißt: Aber doch dünkt mit das mercklich zur Wahrheit (merkligast til sænnend)²¹⁾, was mit dazern Worten gesagt wird in Gesängen (i quæddum) oder anderer Gesangschaft (kvedhakap) der, welche so ward gemacht auf Könige oder andere Håuplinge, daß sie (sie) selbst hörten, oder in den Erbtunkungesängen (i erkvaedhim) denen, die die Staden brachten deren Söhnen. Die

14) 2 hundert verra tollraed, oder mit andern Worten große Hundert. Der Cod. H. hat 2 hundert verra tressi, zweihundert der Winter zehntstättig, d. h. zwei kleine hundert, zwei hundert Jahr. 15) Cod. C. 1. minni, in der Erinnerung. 16) Burch. die entsprechende Stelle in der Heimskringla bei J. Wachter 1. Bd. S. 7, nur setze da: Aber keiner wöde das wagen, zu sagen ihm selbst die Worte von ihm, von denen alle, die sie hörten, wußten, daß sie loles Zug waren und Erchtung. In der Vorrede zur Olafs Saga wird verlangt, daß der Stab selbst auch jugegen gewesen sein soll, und mit Recht, weil er dann erst wöde von der Wahrheit überzeugt sein konnte. 17) Moðr ækkvætti minningu, er war also daga aufgesetst worden.

18) Fræððinnennir, fræðhi bedeutet Gelehrsamkeit, Wissenschafft und dann vorzugweise Geschichte, mit das geschichtliche Berogha (historia). 19) Kþir fornum quæddum eðdr ægu-ljóðum. 20) Dieses: „Obgleich“ z. bis „für wahr gehalten“ setzt sich in der Vorrede zur Olafs Saga Helga nicht. Wahrscheinlich theilt ein späterer Abschreiber einen solchen Zweifel vor dem Geschichtswerke des heiligen Olafs für anstößig. 21) Hæc nihil ad hunc historiam momenti momenti esse videtur, wie es Gyllens Historie Regis Olavi Sancti, Pars prior p. 4 fortsetzt.

Einleitung zu der Olaf's Saga als Einzelschrift beginnt: Harald der Haar schöne war lange König über alles Norreg, aber zuvor waren dort viele Kleinkönige (smákonungar), einige hatten ein Hölzl zur Verwaltung (til forráðna); aber alle diese die setzte König Harald der Haarschöne vom Reiche; einige fielen, andere flohen das Land vor ihm, aber andere ließen von Königthum, und erlangte sein Reich Kleinkönigen zu tragen, außer er allein; einen Jarl setzte er über jedes Hölzl zur Landesregierung (til landastjórnar, zu Landesregierung) und Gesetze zu beurtheilen. Einen buchstäblich gleichen Eingang, nur daß sie für smákonungar blos konungar hat, und sagt: Einige hatten ein Hölzl zur Verwaltung (til forráðna), aber andere einige mehr, und für ließen von hat vertilg; einen im übrigen buchstäblichen Eingang hat auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar, sodas sie ihn, aller Wahrheitsähnlichkeit nach, dieser Einzelschrift der Olaf's Saga Helga entlehnt hat. Die übrige Einleitung der großen Olaf's Saga hat auch schöne Stücke, da sie meist ganz buchstäblich der Heimskringla entlehnt sind. Aber als Einleitung betrachtet ist die der Olaf's Saga Helga einer weit geschickteren Hand entflohen. Wo es ihrem Zwecke entspricht, nimmt auch sie umständliche Angaben und zwar buchstäblich aus der Heimskringla, weiß aber, um diese nicht als Bruchstücke ohne Zusammenhang erscheinen zu lassen, die allgemeine Geschichte Norwegens und seiner Herrscher von Harald dem Haarschönen an, bis zu Olaf dem Heiligen in leichtesten Ueberblick so geschickt einzuflechten, daß man nicht zweifelhaft bleiben kann, daß auch diese Einleitung der zeitgewandten Feder Snorri Sturleson's ebenso entflohen ist, als die Olaf's Saga Helga selbst. Es war auch eine solche Einleitung für die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift sehr zweckmäßig. Nach jenem von uns mitgetheilten Eingange S. 1 handelt er von Harald's des Haarschönen Vätern und Kindern, fast wörtlich wie in der Harald's Saga des Haarschönen bei F. Wächter (1. Bd. S. 194, 195), doch mit kleinen Zufügen, wirft dann Blicke auf Harald's des Haarschönen Lebens- und Regierungsgeschichte, und handelt dann wieder ausführlicher darüber, wie Harald der Haarschöne das Reich unter seine Söhne theilt, fast ganz buchstäblich übereinstimmend mit der Olaf's Saga des Haarschönen S. 35 bei F. Wächter (1. Bd. S. 225—227), doch wird gesagt, daß damals, als Harald der Haarschöne das Reich unter seine Söhne theilte, er ein fünfziger an Alter gewesen, und in der Einleitung zur Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, daß er ein Sechsziger an Alter war. Doch dieses berichtigt nicht anzunehmen, der Verfasser der Einleitung sei ein anderer als Snorri Sturleson selbst. Er konnte, als er dinstete, leicht einen Gedächtnisfehler begangen, oder folgte, da die Zeitrechnung der Geschichte Harald's des Haarschönen so ungewiß ist, später einer andern Angabe, die er für wahrscheinlicher hielt, als die, welcher er früher gefolgt war. Bei der Aufzählung in der Einleitung S. 9, welche Söhne Harald's des Haarschönen auf der Herrung (i hernadhi) fielen, drist es: die waren damals auf der Herrung, sowie Geschichten (sögur) sind dazu, bevor

Halldan Hviti fiel auf England (nach der andern mit der Heimskringla stimmenden Art auf Estland)“); Halldan Haldaga sit in den Orkneyar, Frosti und Thorgils ließen sich in Deslin (Dublin) in Irland, Guitorm sit in den Eilskirvislor (Ärmen der Eil) vor Sölvaas flasi. Unter den Sögur sind hier nicht besondere Geschichtswerke zu verstehen, sondern die Erzählung der besondern Umstände, unter welchen jene Söhne Harald's des Haarschönen fielen, und so finden wir in der Heimskringla in der Saga Harald's des Haarschönen S. 31 bei F. Wächter (S. 215—218) ganz umständlich und mit Strophen belegt, wie Halldan Haldaga umkommt, Thorgils' und Frosti's Raubfahrt und Fall (S. 55, S. 227), sowie Guitorm's und Halldan Hviti's Raubfahrt und Fall (S. 30, S. 220, 221) wird dagegen nur mit den Hauptumständen erzählt, aber doch sind die Angaben umständlicher als in der Einleitung zur Olaf's Saga, weil hier bei dem, was nur sehr entfernt mit Olaf's Geschichte zusammenhängt, die gedrängteste Kürze sehr zweckmäßig war. So umständlich als in der Heimskringla ist aber der Verfasser der Einleitung sogleich bei der Verbrennung Ragnvalds des Rittbeins, sodas er sogar auch die Weise, welcher Witziger singt, und die im 36. Capitel der Olaf's Saga Harald's des Haarschönen bei F. Wächter (S. 228) sich findet, mittheilt. Und warum ist der Verfasser bei diesem Gegenstande umständlicher? Einmal, weil der Übergang des Seidmanns Ragnvalds in Norwegen selbst statt hatte, und aus dem zweiten Grunde, weil es ein Vorspiel jener großen Verbrennung der Seidmänner und des Übergangs des Seidnesohns Ragnvalds, nämlich des Seidmanns Gwynn's Rida's durch Olaf Tryggvasonar (i diesen Saga S. 49—60 bei F. Wächter. 2. Bd. S. 307—309) und zweitens ein Vorspiel des völligen Sturzes des wiedererhebenden Heidenthums durch Olaf den Heiligen war. Die Seidmänner wurden als mit dem Christenthum ganz unvereinbar betrachtet, weil sie die gefährlichste und wirksamste Art Zauberei trieben, und so macht sich in der Einleitung zur Geschichte dessen, der das Heidenthum, das nach Olaf's Tryggvason's Tode wieder auflebte, vertheilt, die Erzählung der Verbrennung des Seidmanns Ragnvalds, des Sohnes Harald's, des Ahnherrn Olaf's des Heiligen, sehr gut. So mächtig war damals das Heidenthum, daß selbst ein Königssohn, und selbst König von Hebsaland die gefährlichste Zauberkunst trieb. Es war daher ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß Harald der Haarschöne, obwohl ein Heide, selbst seinen eigenen Sohn²²⁾ darum verbrennt, weil er ein Seidmann war, weil nämlich der Seid, wenn ihn Männer trieben, verachtet war (i. F. Wächter. 1. Bd. S. 23). Der Umstand, daß die Seidmänner dem Könige Harald so böse dachten, war für diesen Ahnherrn Olaf's des Heiligen ein so ehrenrer Umstand, daß er mehr als bloßer Andeutung werth schien, weshalb ihn der Verfasser auch hier mit derselben umständlichen Darstellung be-

22) Estland. 23) Ragnvald Rittbein war zwar Harald's Sohn, aber von einer gawerbhändigen Flanke, i. F. Wächter 1. Bd. S. 204—208.

handelt, als dieses in der Heimskringla geschieht. Von diesem Kaufmänn wird G. 2 fast ganz so umständlich gehandelt, als in der Heimskringla und Saga Harald's des Haarfächens Cap. 38 bei F. Wächter (1. Bd. S. 230, 231), und zweckmäßig, da Björn unter Harald's des Haarfächens Söhnen den heiligen Olaf am nächsten anget, da er dessen Urogoßvater ist. Bei Erzählung der Streitigkeiten zwischen Harald dem Haarfächern und seinem Sohne Hjalstan Smari, welcher seinen Halbbruder den dreierbrüderlichen Erik Blutar verbrinnen wollte, ist auch wie in der Saga Harald's des Haarfächens (G. 39 a. a. D. S. 234, 235) die Halbstrope des Eilafsmöðrens Torun angeführt, und unter dem Texte aus dem Ueber E. noch eine Halbstrope und zwei Ganzstrophen, welche wahrscheinlich unecht sind (S. 12, 13). Doch sind sie in der lateinischen Uebersetzung in den Scriptis historiciis Islandorum. Vol. I. p. 12, 13 in den Text aufgenommen. Capitel 4 handelt von Olaf's des Guten Geburt und Erziehung nach England. Es wird dabei bemerkt: „Höfnlich deutete Harald's Söhnen um Olaf und nannten ihn Hrostslangarson“ (Sohn der Stange von Rost, wie nämlich seine Mutter Thora zubenannt war). Im 40. Cap. der Saga Harald's des Haarfächens bei F. Wächter (2. Bd. S. 236—238) wird das, was wir mit Anführungszeichen drucken lassen, nicht bemerkt, obgleich weit umständlicher von Olaf's Mutter und seiner Geburt gehandelt wird. Sind der Verfasser der Einleitung zur Olaf's Saga Helga und der Verfasser der Heimskringla, woran nicht zu zweifeln ist, eins, so ist es ein Beweis, wie Snorri Sturluson nicht alles ängstlich anzubringen suchte, was er von Sagen wusste. Daß er in der Einleitung zur Olaf's Saga keinen Auszug aus der Heimskringla gehen wollte, sondern nur immer die Zweckmäßigkeit dieser Einleitung vor Augen hatte, hat bewirkt, daß der große Kenner der norwegischen Geschichte in der Einleitung zur Olaf's Saga Helga, als er die Einleitung dictirte; manche Bemerkung einfügen ließ, welche in der Heimskringla nicht steht. Auf der andern Seite wird er in der Einleitung nicht durch Andeutungen läßt, daß er dieses oder jenes mehr von der Saga wisse, aber absichtlich hier nicht erzähle. So sagt er z. B. dies: König Harald sandte Olaf seinen Sohn zur Pflege (til söurs) Adalstein'en, dem Engelskönig. Wie diese Entsendung dabei- und ausgeführt wird, von jener schönen Erzählung im 41. u. 42. G. der Saga Harald's des Haarfächens gibt er keine Andeutung, weil schon für die Einleitung die Angabe der Thatsache genigte, daß Olaf in England aufgewachsen war. Ein verriethes Gemüthe ist die Saga Olaf's des Guten im Ganzen und in den einzelnen Partien (s. F. Wächter a. a. D. 2. Bd. S. 3—106). Aber schon ist auch, wie der Verfasser der Einleitung (G. 7—9. S. 15—18) das Wichtigste aus der Geschichte Olaf's des Guten und der Eiriksöhne in diesem Zeitraum zusammenbringt. Welches thut er dann auch mit der Geschichte der Eiriksöhne in dem Zeitraum nach Olaf's Tode. Vorsichtig bemerkt er (G. 10. S. 19) in Beziehung auf die Verbrüderung des Olaf's Sigurd: Das war zwei Winter spä-

ter, als Jarl Olaf starb, nach Sagung“) des Priesters Ari, des Kundigen (enn fróðs), des Sohnes Thorgills.“ Da er wußte, wie unsicher die Zeitrechnung der norwegischen Geschichte in jenem Zeitraum war, so ist jener Zusatz am rechten Orte, und zugleich auch gerechtfertigt, daß er den Prologus, welche Ueberschrift für Fornalli einem spätern Abschreiber beizulegen ist, mit einer Nachricht vom Verfasser Ari Thorgilsson gibt. G. 11. S. 20) handelt von König Arngräfi Olafsson, und Gudrid Bjarnarson, der bei diesem aufzuziehen ward, und dann von des letztern Sohne, Könige Harald Gränski“) Gudrödarson. Dieser Harald von Gränland (in Norwegen) war Olaf's des Heiligen Vater, und seine Geschichte hat mehrere interessante Partien, namentlich seine Liebe zu Sigrid Lodskottir und seinen tragischen Tod durch dieselbe. Sie findet sich G. 11—15. S. 21—27, ist mit unentbehrlichen Ausnahmen eben so umständlich, als die Partien von diesem Harald Gränski in Heimskringla, und stimmt auch mit dem, was Snorri's großes Geschichtswerk in der Saga von Harald Gräfski G. 11. bei F. Wächter (2. Bd. S. 142—144), Olaf's Saga Arngräfskonar G. 15 bei demselben S. 189 G. 43. S. 242—272 erzählt, dem größten Theil nach ganz buchstäblich überein. Die Vorfälle, welche mit Harald's Gräfski's Geschichte zusammenhängen, z. B. G. 12, wie König Harald Gräfski durch des Dänenkönigs Harald's Wormskönig's und des ihn dazu erlassenden Jarl Olaf's Umkomme und Norwegen dadurch an den Dänenkönig gelangt, welcher nun Harald's Gräfski's Leben Hölle zur Verwaltung gibt, werden ganz getrennt erzählt, und das Reiste nur angetrührt; hingegen, was sich insbesondere auf Harald's Gräfski's Geschichte bezieht, z. B. so gleich die Kambastattung der sieben Hölle, die er erhält, stimmt in der Umständlichkeit mit der Heimskringla bei F. Wächter (2. Bd. S. 189) buchstäblich überein. Verheißt ist bei jener einleitenden Uebersicht der norwegischen und dänischen Geschichte zur besondern Geschichte Harald's Gräfski's die kleine Abweichung der Olaf's Saga (G. 12. S. 22) und der Heimskringla Saga von Harald Gräfski (G. 15. S. 152). Dort wird bemerkt, Jarl Harald und Gudrödarson haben sich in der Austraviking (Kaufahrt in Dänem) getroffen, und beide seien im Herbst nach Dänemark gefahren, und den Herbst und Winter über dort gewesene. Jenes Zusammenstreffen auf der Kaufahrt, gedrückt die Heimskringla nicht, sondern beschreibt dort bloß von dem Jarl Olaf: verweilt dort bei ihm (dem Dänenkönig) den Winter über. Da war auch bei ihm der Mann, der Harald hieß ic. Da beide, Jarl Olaf und Gudrödarson auf Kaufahrt zogen, so findet der Verfasser der Uebersicht in der Olaf's Saga Helga zu Gudrödarson in dem, wie er es erzählt, den passendsten Übergang. In der Heimskringla hingegen kommt Jarl Olaf nicht aus der Kaufahrt nach Dänemark, sondern aus Norwegen, weil er daraus der Gunnhild's Söhne hatte entweichen müssen. Aus dieser und andern solchen

24) At Sögn.
in Norwegen.

25) d. h. der Gränländer, von Gränland

keinen Abweichungen ersieht man, daß die Verfasser der Edda bei den Nebenumständen, welche sich nicht im Gedächtnisse der Menschen hatten erhalten können, selbstschöpferisch verfahren. Nachdem die Dlaf's Saga Helga mit der Erzählung, daß Åsa, Harald's Gränf's Witwe, zu ihrem Vater in die Uppland gereist, und beide über Harald's Bestrebungen ²⁶) in Schweden zornig gewesen, das 15. Capitel geschlossen, beginnt sie das 16. Capitel: Eine Nacht träumte Hrani u. s. So ganz unpassend ist dieser Übergang insofern nicht, als Hrani im vorigen Capitel ein Rolle spielt. Aber von dem, was nun Cap. 16 und 17 erzählt, wie Hrani von König Dlaf Weisklabauter ²⁷) im Traume aufgefodert wird, seinen Grabbügel zu erschrecken, der darin liegenden Schätze sich zu bemächtigen, davon gewisse Kostbarkeiten zu Åsa Gudbranddottir zu bringen, und von ihnen den Gürtel um Åsa, die nicht gebären könne, zu legen; und den Knaben, der geboren werden werde, Dlaf dessen zu lassen, und wie dieses alles geschieht, und Åsa'n, als er ihr den Gürtel umgelegt, leichter wird, von diesem. Allen findet sich in der Heimskringla keine Andeutung, und beide haben nur dieses gemein, daß Snorri's großes Geschickswort auch die Lieberstelle aus dem Unglücksgarbe des Hiodolf von Hvin hat, welche die Dlaf's Saga Helga (G. 16. S. 29) hat, aber die Lieberstelle bezieht sich nicht auf Hrani's Traum, wie ihm Dlaf Weisklabauter erscheint, sondern auf die Geschichte dieses Königs (s. die Strophe bei F. Wächter. 1. Bd. S. 129) und daraus im Artikel Olaf Geirstadadill hier in diesen Nachrichten). Da dieses, wie Dlaf's Geburt durch den Gürtel Weisklabauter's erleichtert wird, und auch diesen Schwert erhält, eine wichtige Sage ist, so hätte Snorri Studeren sie sicher, wenn er sie gekannt hätte, wenn auch nicht in der Umständlichkeit, doch in schon zusammengefaßter Darstellung gegeben, und wenn er das Gedächtniß nicht glaublich fand, sein kräftiges Gedächtniß abgelesen, durch sein: *sua segin menn, so segin þu þessum, oder nach Umständen durch daß er sögn nokkora, das ist Sagung einiger, oder durch: ok er thar sumra manna sögn, und das ist Sagung eines Theiles der Menschen. Aber zu dem, daß bei Snorri sich nicht einmal eine Hindeutung auf diese Sage findet, sehen noch überdies das 16. und 17. Capitel in den Handschriften der Eingskrift B, D, G und L ²⁸) ganzlich ²⁹). Auch entsteht nicht die mindeste Lücke, wenn sie*

hinwegfallen; ja es zeigt sich deutlich, daß sie später eingeschoben sind, zumal, wenn man das 49. Capitel der Snorri'schen Dlaf's Saga Tryggvasonar (bei F. Wächter, 2. Bd. S. 275) mit dem Schluß des 15. Capitels S. 27 und dem Anfang des 18. Capitels der Dlaf's Saga Helga S. 32 vergleicht. Aus dieser Vergleichung geht deutlich hervor, daß der Gang der Snorri'schen Darstellung durch Einschubung des 16. u. 17. Capitels unterbrochen worden ist. Nachdem im 18. Capitel übereinstimmend mit der Snorri'schen Dlaf's Saga Tryggvasonar gesagt worden: Åsa Gudbranddottir gebar Knabenkind da im Sommer ³⁰); da Knabe ward genannt Dlaf, als er ward begossen mit Wasser, Rani begoss ihn mit Wasser, brüht es weiter; und ist das Sagung eines Theiles der Menschen (ok er thar sumra manna sögn), daß Gudbrand wollte nicht aufstehen lassen den Knaben vor dem Borne, den er hatte auf seinen Vater ³¹), bevor als Hrani sagte ihm, daß es läbe List über dem Hause, in welchem der Knabe geboren ward. Gudbrand ging hinzu, zu sehen (ok) selbst; ward fortgenommen ³²) der Knabe, und aufgezogen mit großer Liebe. Von dieser Wundererzählung hat Snorri nichts. Man kann annehmen, er habe sie nur aussermäßig gefunden in der Dlaf's Saga Helga als Eingskrift, und habe sie in der Heimskringla in der Sage Dlaf's Saga Tryggvasonar, wo er Dlaf's

erst der Thätigkeit Olaf's Geirstadadill aus der Hietarvord im 9. Bande der Fornmannasögur p. 209 — 215 einmischt. Wäre, in welchem er von der Partie der Dlaf's Saga Helga abwich, ist bemerkt im Art. Olaf Geirstadadill hier in diesen Nachrichten. Vergl. auch D. G. Mälte's Eingskrift B, D. unter Olaf Geirstadadill's Thattir.

30) „Da im Sommer“ hat Snorri Studeren bei F. Wächter 2. Bd. S. 275 noch. 31) Hier hat nämlich Gudbrand's Tochter Åsa, die er zur Ehefrau hatte, verlassen und die Eingskrift beirathen wollen (s. Snorri Studeren bei F. Wächter 2. Bd. S. 275 f.). 32) Vor thar äbrött tekinn ævenninn: est sublatum deinde puer. Ist nicht dieses aus einem lateinischen Worte über die Dlaf's Saga Helga genommen? Das Adverbosum war bei den Germanen zwar nicht verboten, aber ganz ungewöhnlich, und hatte, wenn es wirklich stattfand, nur bei den außerordentlichsten Fällen statt. Bei den alten Eddaern ward es für gottlos gehalten. Früher findet man einzeln thar erlöst, welche jedoch nicht aus späterer Dichtung geschöpft sind, wenigstens nicht es immer etwas Ungewöhnliches, und von einer gewöhnlichen Dichtung, ob der Vater des Kind emporkommen sollte oder nicht, ist eben nicht die Rede. Nun findet man, wiewohl in nicht frühen Eddaern, das es in Herden als Wod geiz, ein Kind aufwachsen, das mit Wasser begossen war, und das es bei den Eddaern heiliger Brauch war, daß der Auslegung nach vor nicht genesen habe, und ein Tropfen Milch oder Honig ihm das Leben sicherte. S. die Quellenstellen bei Grimm, Teutische Mythologiemerkmale. S. 457—459. Da das Emporkommen des Kindes durch den Vater bei den Germanen nicht als ein heiliger Brauch verkommen, so ist jenes vor thar äbrött tekinn ævenninn insofern aus dem Werke eines lateinischen Übersetzers genommen; oder der Knabe wird hinweggenommen, weil er mit Wasser begossen werden soll, oder aber der Gedanke denkt sich den Knaben schon angelegt, und er wird nun wieder hinweggenommen. Aber dann wäre nicht das Licht über der Erde erschienen, in welcher der Knabe ausgelegt war und nicht über dem Hause, in welchem er geboren war. Am wahrscheinlichsten steht daher immer, daß er Knabe fortgenommen wird, weil er mit Wasser begossen werden soll, dieses aber nicht gesagt wird, weil es schon vorher bemerkt war. 39*

26) Es ward nämlich hier um Eigris's Thron, obgleich er schon eine für ihn passende Frau hatte — S. das Nähere bei F. Wächter, Snorri Studeren's Heimskringla (Heimskringla), 2. Bd. S. 272—274. 27) S. den Art. Olaf Geirstadadill in diesen Nachrichten, wo auch bemerkt ist, wie bei dieser Erzählung sich der Thätigkeit Olaf's Geirstadadill und die Dlaf's Saga Helga Cap. 16—19 verbinden. 28) S. das Nähere über diese Handschriften im Formel zur Dlaf's Saga Helga in den Fornmannasögur p. 2—25 und ferner gegen Ende in der Praefatio zur lateinischen Übersetzung der Dlaf's Saga Helga im 4. Bande der Scripta Historica Islandorum p. VI—IX. 29) Der spätere Thätigkeit Olaf's Geirstadadill in der Hietarvord und in der Handschrift D. haben sich unvollständigere Angaben, welche auch in mehreren andern von uns versehenen ist, welche nach dem Cod. A. in der Dlaf's Saga Helga der Fornmannasögur T. IV. p. 27—32 sich findet, wöh-

Geburt schon erzählt, weil er in der Heimkringla die einzelnen Sagen nicht als einzelne abgeschlossene Geschichten, sondern sie alle als ein großes zusammenhängendes Geschichtswerk behandelt, nicht erwähnen wollen, weil es keine allgemein gültige Sage war. Befremdend kann es dabei scheinen und als ein Einschiebel von späterer Hand, daß schon erzählt worden, wie Olaf mit Wasser begossen worden, und einen Namen erhalten hat, und dann erst erzählt wird, wie Guddrandr habe Anfangs den Knaben nicht aufheben lassen wollen. Wenn wir aber dieses näher betrachten, ist es ganz Enorriß. Sturula's Sohn läßt, wie wir im Artikel Olafs Saga Tryggvasonar, bei der Saga, wie Jarl Hakon seinen Sohn gepflegt haben soll, leben werden, Sagen, welche nicht allgemein gültig, nicht in den Sang der Edda eingereiht, sondern bringt sie so an, daß Jedermann sofort erkennt, Enorri Sturleson selbst habe sie nicht für wirklich Geschehenes gehalten, ja! es sei nicht einmal eine allgemein gültige Sage gewesen. Enorri selbst könnte also immer jene Sage in die Olafs Saga als Einzelschrift aufgenommen haben. Aber es folgt sogleich darauf: Hrani gab ihm den Gürtel (hætti) und das Messer (knifinn) zum Jahngute (at tannfö) und als ihm wuchs Alter⁵⁵⁾, da gab Hrani ihm den Ring und das Schwert. Hiermit ist, wie der angehängte Artikel zeigt, nichts anderes gemeint, als jene Kollbarkeiten, welche von dem toten Olaf Geirfadalsfr genommen waren. Da Enorri diese Sage nicht hat, so rührt diese Stelle in dieser Fassung nicht von ihm. Doch kann er in der Olafs Saga Helga als Einzelschrift bemerkt haben, was er für die Heimkringla nicht wichtig genug hielt, Hrani habe den jungen Olaf, den er mit Wasser begossen, Gürtel und Messer zum Jahngute⁵⁶⁾, und als er zu seinen Jahren gekommen, Ring und Schwert gegeben. Aus dieser Bemerkung kann man sich veranlaßt gefunden haben, eine Sage zu erfinden, in welcher angegeben wird, was für wichtige Kollbarkeiten diese waren, die Olaf durch Hrani erhielt. Um so mehr muß man dies glauben, da Cap. 16. S. 29 mit Cap. 18 nicht übereinstimmt, denn dort sagt Olaf Geirfadalsfr zu Hrani⁵⁷⁾: Die Kollbarkeiten, welche du nimmst von mir in dem Hügel, will ich daß du lieferst in die Hände Afla's, und bitte du sie (es) zu bewahren, und zu geben in die Hände ihrem Sohne, da, wenn er aufwächst. Nach dem 23. Cap. S. 37, 38 sagt Afla zu dem achtjährigen Olaf Haraldsson, welcher fragt, wer das Schwert habe, das er in einer Kiste erblickt: Du hast (es), mein Sohn! und ist das das Schwert Bifings, das Hrani, dein Pfleger⁵⁸⁾, gab dir, aber gehst du das Olaf Geirfadalsfr. Olaf Haraldsson verlangt das Schwert zu führen. Seit Eiríkr Eiríkrsson will das kostbare Schwert selbst bewahren, und

seinen Stiefsohn einstweilen ein leichteres geben. Der Knabe zieht das Schwert, und sagt unter andern: Nicht habe ich das Alter dazu, Euch zu verwehren, zu wehren von mir den Bösen, wenn ich gegungen werde etc. Der achtjährige Knabe bemerkt nun selbst das Schwert. Nach dem 18. Cap. S. 32 gibt Hrani ihm das Schwert, als ihm Alter gewachsen ist, zum maiunar. Hieraus geht hervor, daß das, was das 23. Capitel enthält, auch erst später eingeschoben ist, ebenso wie das, was im 16. u. 17. Capitel erzählt wird. Was das Capitel 19 enthält, gibt sich auch fund als ein späteres Einschiebel. Der Lende maddr (belebter Mann, Lebendorn), Bisse Guddrandsson, und Sigurdr Eir, der König auf Hringarill, bewerben sich beide um Afla's, Olafs Mutter, und der sechsjährige Knabe beweist durch seine That, ob es seiner Mutter besser dünke, zu haben einen lemda manna zum Sohne, oder den, der Vollköm⁵⁹⁾ wäre über Norwegen. Wie dieses später eingeschoben ist, geht sowohl aus dem nächstbenannten Inhalte hervor, als auch daraus, daß Cap. 20 beginnt: Einen Winter später, als Harald Grånssi fiel in Svithjóð⁶⁰⁾, da nahm die Thrandir⁶¹⁾ vom Leben den Jarl Hakon, und nachdem zum König Olaf Tryggvason. Es wird nun weiter das Wichtigste aus Olaf Tryggvason's Geschichte angedeutet; und dann die Tausche Olaf Haraldsson's mit verschiedenen Vötern erzählt, wie es Enorri in der Heimkringla in der Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 67 (bei F. Wächter 2. Bd. S. 306—308) that. Nur bemerkt Enorri dabei, daß Olaf damals unwirksam war. Auch nach Enorri ward Olaf schon bei seinem Stiefvater Eiríkr Eir erzogen, als er getauft wird. Aber der Dichter der Sage im 19. Cap. der Olafs Saga Helga läßt, seiner Erfindung zu Liebe, Afla's sechs Jahre Witwe sein, und läßt dann im 20. Cap. hinweg, daß Olaf zwei Jahre alt gewesen, als er getauft worden. Nach Erzählung, daß Olaf Tryggvasonar bei dem gleichnamigen Haraldsson Gevatter gestanden, heißt es weiter Cap. 20. S. 34: So wird gesagt ic, und nun werden die Worte angeführt, die Olaf Tryggvason, während er den gleichnamigen Haraldsson unter der Taufe hielt, zum Preise des Kindes gesagt haben soll, und dann Weissagungen von weisen Männern über den künftigen Ruhm Olaf's Haraldsson's. Da diese Partie eingeleitet wird, doch auch er sagt, so kann sie immer von Enorri sein, wiewol er sie in der Heimkringla nicht hat, da es eine zu schwach beglaubigte Erzählung ist. In der Olafs Saga Tryggvasonar als Einzelschrift konnte diese Partie, da sie überdies sehr gedrängt dargestellt ist, auch von Enorri gesagt worden sein. Was nun folgt, ist ebenfalls von Enorri. Er hat nämlich, weil sein großes Geschichtswerk ein zu-

55) Nach dem deutschen Anordr: als er zu seinen Jahren kam. S. darüber Grimm m. S. 412—415: Nach den nordischen Sagen erscheint das vollste Jahr als das gewöhnliche Jahr, wo der Knabe an männlichen Thieren Theil nahm. S. F. Wächter 2. Bd. S. 211 und die Olafs Saga Helga in der Heimkringla. Cap. 4. 54) Vergl. die 5. Str. der Grimmsmål, gr. Ansg. der Edda. 1. Th. S. 42. 56) Födur.

56) Thiodkonungr, Diefinngr, König über Diet, eines jungen Volkes, Königsfag in Hylkingssaga, König eines Volkstags, Fandhsaf, f. B. Wächter, Enorri Sturleson's Beiträge. 1. Bd. S. CXXI ff. 156. 57) Schweden. 58) Der Verfasser der Einleitung zur Olafs Saga Tryggvasonar fast hier der Kürze halber, die Thrandir haben den Jarl Hakon vom Leben genommen, da ihr Aufstand des Jarls Tod herbeiführte. S. das Register bei F. Wächter 2. Bd. S. 282—288.

summenhängendes Ganzes bildet, in der Olafs Saga Tryggvasonar an den passendsten Stellen bereits Olaf's Haraldsson's Geburt und heidnische und christliche Laufe erzählt, und beginnt seine Saga Olafs königste hinaus, Haraldssonar. Cap. 1. „Aufzucht (uppsöstr) Olaf's des Heiligen, Haraldsson's.“ Olaf, der Sohn Harald's des Grönländers, ward aufgezogen bei Sigurd Eyr, seinem Stiefvater, und Asla, seiner Mutter. Rani der Weitzerrisse (hin Vidförl) war bei Asla m. Es wird nun weiter erzählt, wie Olaf zeitig an Körper und Geiste vollkommen wird, und sein Stiefvater Sigurd Eyr ein eifriger Brauflüchter der Haus- und Landwirtschaft ist, und Cap. 2, wie einmal, als Niemand zu Hause ist, Olaf's Haraldsson seinem Stiefvater Sigurd das Pferd füttern soll, und ihm statt des Pferdes den größten Bod füttern, und Sigurd ihn nun für künftig von solchen Zusatzen freispricht, da er Größeres im Sinne habe, als Sigurd selbst. Was in der Olaf's Saga Helga in der Heimskringla Cap. 1 u. 2 erzählt wird, hat die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift Cap. 20 das Weisse hauptsächlich so, nur mit kleinen Zusätzen oder Hinzufügungen, wie sie sich die Abschreiber zu erlauben pflegten. Daß Snorri die Sage von dem Satteln des Bod's statt des Koffes ohne Vorbemerkung hat, zeigt, daß es eine allgemeingültige Sage war. Auch konnte er sie nicht für unglaublich halten, da er erwo, daß es nicht im Sinne eines kühnen Königssohns liegen konnte, sich als Dienstmann brauchen zu lassen. Wir halten die Erzählung natürlich für reine Sage, geben aber an, warum sie Snorri für nicht unglaublich halten konnte. Capitel 21 der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift enthält, wozon dieselbe Saga in der Heimskringla nichts hat. Olaf reitet nämlich einmal aus die Adersjagd und Halldar Mannveigarson mit ihm, und fällt auf der Jagd vom Koffe. Olaf singt am Abend vor dem Trinken eine Weise, in welcher er Halldor'n wegen des Falles aus dem Sattel des Koffes durchzieht und wie er deshalb nichts zu trinken bekommen soll *). Halldor singt eine

andere Weise, wie König Olaf seinem Stiefvater einen Bod gefüttert, und deshalb nichts zu trinken bekommen soll. Da Snorri, wo es möglich ist, mit Lieberstellen belegt, so hätte er sicher diese Weise aufgenommen, wenn er sie gekannt hätte, und ebenso die Weise des Königs Bläsig. Da er so reich an Hilsmitteln für die nordische Geschichte war, und die beiden Weisen nicht kannte, schlossen wir, daß sie erst später gedichtet sind, um das Bodfüttern nicht glaublich zu machen. Der reinen Sage scheint auch anzugehören, was Snorri Sturluson hat, daß nämlich Sigurd Eyr, Olaf's Stiefvater, sich eifrig um die Wirtschaft bekümmert, und Olaf schon als Knabe etwas Größeres im Sinne hat. Daß aber der eigentliche Geist des Mittelalters den Nothen noch nicht durchdrungen hatte, als die Sage von Olaf's Jugendjahren sich bildete, zeigt, daß der junge Olaf, der ein Heiliger werden sollte, zu seinem Stiefvater nicht den Gegenstand eines frommen Christen zu einem Unfrommen macht, sondern den eines Knaben, welcher der größte Kriegerheld zu werden verspricht, zu einem Manne, der nicht auf Reichthum denkt, sondern dessen höchstes Thun die Brauflüchtigkeit seiner Feld- und Schmiedarbeiter ist. Capitel 22 der Einzelschrift enthält wieder einen kurzen Überblick des norwegischen und dänischen Geschichts, und beginnt: Olaf's Tryggvason herrschte fünf Winter über Noerg; er fiel in der Schlacht (schwädet vor Windland (Wendenland), wie gesagt wird in seiner Geschichte (i sögu hans) k. Unter dieser Olaf's Saga Tryggvasonar ist keine andere zu verstehen, als die von Snorri Sturluson, und was diese in ihrer letzten Partie umständlich enthält, deutet das 22. Cap. der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift einleitungsweise an. Auch dieser Theil der Einleitung ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Snorri Sturluson, als er, wie wir vermuthen, von seiner Olaf's Saga Helga eine Ausgabe als Einzelschrift veranstaltete. Aber das, was Cap. 23 erzählt wird, gibt sich als ein späteres Einschreiben kund. Es handelt davon, wie der achtzigjährige Olaf Haraldsson sich das Schwert Bläsig von seiner Mutter geben läßt, und sich weigert, es seinem Stiefvater Sigurd Eyr in Verwahrung zu geben. Dieses spätere Einschreiben ist auch nicht einmal an einer passenden Stelle eingeschoben. Capitel 20 ist bereits erzählt worden, wie sein Stiefvater von ihm verlangt, daß er ihm das Pferd füttern soll. Dieser Stellung nach wäre Olaf Haraldsson, als sein Stiefvater diesen Dienst verlangt, noch nicht einmal acht Jahre alt gewesen. Das 23. Cap. beginnt nämlich: Da als Olaf Haraldsson war acht Winter alt, da war er dabei, schlüßte einen Tag, als seine Mutter Asla suchte in einer Truhe (hirsta). Nun wird erzählt, wie Olaf etwas so Glänzendes darin erblickt, und so die Erzählung einleitet, wie er das Schwert Bläsig erbt. Das 24. Capitel beginnt: Da war Olaf zehn Winter, als Sigurd ihn bat; einladen Menschen zum Schmause, und selbst die Zuthaten zu besorgen u. Olaf

89) Dieses ist in der Weise sein und zwar so ausgedrückt: Asla drachte Olaf's Bier zu trinken, da sang er die Weise:

Höll das Horn, Hebl!
(Es) fiel vom Hengste
Monnwig's Sohn,
Nicht können die Segnate
Auf Gotteshirn
Solmste fahren:
Bring mir und dir.

Halldor sang eine andere Weise auf Olaf über die Zutrag, die zuvor sich gemacht hatte:

Höll das Horn, Hebl!
Ich erfuhr, das Weisere
Sich König Olaf
Wie großen Munder,
Da, als er füttere
Seinem Verschwendeten
Unter Bod zu reiten:
Bring mir und dir.

Mägr bedeutet Schwager, Schwagerdatter, und hier Stiefvater. Das hier mer ok thei, heißt so viel als: bring dies und jenes,

wie zwei bios wollen trinken, eine Mannsperson und das Weib (die Königin Asla). Die zweite Mannsperson Olaf oder eüthlich Halldor sollen nichts bekommen.

läßt alles Vieh ausschachten, und laßt ein mehr als die Hälfte Menschen, als Sigurd gefloht hatte. Sigurd beschloß ihn darüber. Daß antwortet, daß Könige auf andere Weise zu leben hätten, als ein Bauer (koikar), Enorri Thurfeson hat diese Erzählung nicht. Hat er sie schon gekannt, so muß sie ihm natürlich zu unwahrscheinlich gedeutet haben. Der für das Hauswesen so besorgte Sigurd soll dem zehnährigen Olaf arbeiten haben, über die Zertritte zu wachen (radha siallan eilfangum⁴⁰), wörtlich: zu rathen selbst den Fußgänger. Sumal wird dieses Verbotens Sigurd's ganz unapologetisch, nachdem schon Cap. 20. S. 33 erzählt ist, wie Sigurd seinen Stiefsohn hat durch das Bodfjället kennen gelernt. Capitel 25 enthält dann wieder eine Partie von Enorri Thurfeson, nämlich das, was in der Heimskringla Cap. 3 steht, eine Schilderung von des jungen Olaf's Lebens- und Lebensbeschaffenheit und seinen Künften und Fertigkeiten. Capitel 4 in der Heimskringla und Cap. 26 in der Einzelschrift beginnen: Olaf Haraldsson war zwölf Winter, als er stieg auf Herrschiffe das erste Mal. Seine Mutter Alf stieg nämlich zur Walthung (il forráðna) über das Kriegsschiff Hrani'n, den Königsflieger, der oft auf Seerung gemen. Dann wird weiter erzählt: Da, als Olaf griff zu Kriegsgut und Schiffen, da gaben die Weiskundsmänner (Kriegsweltmänner, lidsmenn) ihm Königsnamen, sowie Sitzgewohnheit dazu war, daß die Herrkönige (herkonungar), welche in der Wiking (auf Raubfahrt) waren, wenn sie waren königsgeborene (konungsbörnir), sie du trugen Königsnamen folglich, obgleich sie läßen nirgend zu landen. So in der Heimskringla. In der Einzelschrift lautet die Stelle: Aber als Olaf griff zu Kriegsgut und Schiffen, da gaben ihm die Weiskundsmänner (Kriegsweltmänner, lidsmenn) Königsnamen, wie Sitzgewohnheit dazu war, da, wenn Herrkönige saßen auf Herrfahrten (i herfari), wenn sie waren königsgeborene (kynbörnir) zu Königsnamen, obgleich sie läßen nicht zu landen, folglich als sie waren Herrkönige (herkonungar). Diese Stelle kann zugleich als ein Beispiel solcher Stellen gelten, wo die beiden Ausgaben nicht ganz buchstäblich, sondern nur dem Inhalte nach übereinstimmen. In anderen Stellen stimmen sie wieder ganz buchstäblich überein. In andern aber sehr wenigen sind dann wieder größere Abweichungen, als in der oben mitgetheilten Stelle. Solche Abweichungen veranlassen die Abschreiber theils absichtlich, theils wurden sie auch beigegeben, wenn der Abschreiber dieses nicht im strengen Sinne war, sondern dictirt erhielt. Man würde nur vermehrte Erzählungen von den Kriegsthaten Olaf's haben, die er unter Leitung seines Fliegers Hrani hienieden Jahre im Ausland führte, wenn nicht der Ertale Sigward, dessen Vater Thor Olaf's auf einem Theile seiner Streifzüge gefloht war, des Königs Thron auf diese Weise vererbt hätte, daß er angereist hat, an welchem Orte jede Schlacht geschlagen worden. Vor enthalten diese Strophen, welche Enorri Cap. 4 n. 5, und Cap. 9 u. 10, Cap. 12—18 in der Heimskringla, und Cap. 26

und 27, Cap. 31—38 in der Einzelschrift hat, nicht viel mehr als die Angabe der Gegenden, wo sich der junge König schlug und siegte, aber diese Angabe ist wichtig, um zu sehen, wie weit er herumstreifte, und wie diese Schlachten auf einander folgten, denn Sigward bezeichnet die Schlachten zugleich zählungsweise, und verlangt so zur 13. Schlacht. Dazu hat Enorri noch die Schlacht von Karlka (in Portugal), die aber durch keine Strophe belegt ist, und das 18. Capitel in der Heimskringla dot die Überschrift: die funfzehnte Schlacht. Doch erzählt Enorri selbst keine Schlacht, sondern nur, wie Olaf in Peitland⁴¹ herrt, und die Kauffahrt Varrandi verbrennt. Dieses belegt Enorri durch eine Strophe Sigward's, welche bringt, wie Olaf an der Voire, dort wo alte Epische zerfprangen, und die Stadt in Peitland verbrennt. Dne Schlacht ist es also, da alte Epische dort zerfprangen, nicht abgegangen, und die Capitellüberschrift hat Recht, obgleich Sigward es nicht als 14. Schlacht auführt. Also 14 Schlachten werden durch Sigward's Strophen belegt, die Schlacht von Karlka, welche in der Capitellüberschrift als 14. aufgeführt wird, nicht. Daß Olaf in Peitland geheret, dieses Enorri auch durch eine Heldstrophe Ditar's Ertale: Junger schlachtfroher König, du erlangest, du verbrichst Velia! Führer! du verbrauchtest den größten Schatz auf Lufkaland. Dieses ist doch wol kein anderes Land als Toskana. Sigward erwähnt hiervon nichts. Auch läßt Enorri Thurfeson den König Olaf westwärts bis in die Kariskar (Karlskrone) kommen. Er herrt dort, hat eine Schlacht, liegt in den Kariskar und gerade zu segeln hinaus in den Nörvalund⁴², und von da nach Torfala-bim (Jerusalemelnd). Aber ein sördlicher Mann erscheint ihm im Traum, und beist ihm jurid zu seinen Ddalen (Erdbefestigungen) fahren, denn er werte König über Norwegen werden zum Ewigleben (für die Ewigkeit), nämlich immer als heiliger Olaf über Norwegen für alle Zeiten herrschen. Durch diesen Traum bewegen segelt Olaf heimwärts. Wie aber, wenn Olaf auf seinen siebenjährigen Raubfahrten wirklich in das mittelländische Meer gefloht wäre; aber diese Partie unglücklich abgelaufen wäre, und Sigward deshalb sie nicht hätte verweigern wollen? Doch würde man es Olaf's immer als hohen Ruhm angerechnet haben, daß er schon vor Sigward dem Jerusalemfahrer durch den Nörvalund gefahren wäre. Für Tuskaland, Tuskland sind andere Bedeutungen Tuskaland, Tyskland. Wir vermuten daher, daß die ursprüngliche Lesart Hyskland gewesen, und Biskapa darunter zu verstehen. Den Isländern war aber wegen ihrer Walfahrten nach Rom Toskana bekannter, und so konnte sich für Hyskland leicht Tuskland dem Hörer oder Schreiber einbilden. Die Schlacht im Biscapishen, deren bios Ditar Ertale gedenkt, überging vielleicht Sigward, weil es keine siegreiche Schlacht war, auch nennt es Ditar vorsichtig nur einen Verlust der Schiffe. So erhalten wir 15 durch gleichzeitige Ertale belegte Schlachten⁴³, von denen die beiden letzten

40) über Wäldung vergl. Song del H. Wächter 2. Bd. S. 38.

41) Polou. 42) Straße von Gibraltor. 43) Römisch

die eine im Biscopsteden, die andere an der Voire ist. Außer der von uns betrachteten Hallsprope enthält diese noch Strophen von Olaf, nämlich Cap. 4 d. H., Cap. 20 d. E. Schr.), wie Olaf zurück nach Dänemark und von da nach Osten segelt. Capitel 6 d. H., Cap. 27 d. E. Schr.), wie er das Volk in Gautland zwingt, Schätzung zu zahlen, Cap. 12 d. H., Cap. 31 d. E. Schr.), wie er die Städte von London dringt und Alaradon wieder in sein Reich einsetzt, Cap. 13 d. H., Cap. 32 d. E. Schr.), wie er die Hringmaraböi (in England) mit Blute röhret, Cap. 14 d. H., Cap. 33 d. E. Schr.), wie er die Engländer nöthigt, Schätzungen (gild), Gelder, Strafgelder, hier sowie oben Brandschätzungen) zu zahlen. Am meisten hat in dieser Partie von Olafs hiebenjährigen Reizen die Kelster seine Hertschafft in Schweden beschäftigt. Hierbei wird nun die Schlacht von Sotasker, welche Olaf's erste Schlacht war, durch die Strophe Sigwart's Cap. 6 d. H., Cap. 26 d. E. Schr., S. 41 belegt. Was daraus das 6. Cap. d. H. und das 26. d. E. Schr. S. 41 u. 42 von Olaf's Hertschafft in Schweden enthält, ist ohne Beziehung durch eine Kiederfalle, und hier wider sie am nöthigsten gewesen, da eine außerordentliche That darin erzählt wird. König Olaf ist in den Mälarser gefesselt. Olaf der Schwedenkönig zieht ein Heer zusammen. Olaf Harellsson fährt hinaus in den Stotlund, und kann dort nicht hinauskommen, indem vor dem westlichen Sund ein Gasseil ist, und im Osten ein Mannheer. Olaf hört, daß der Schwedenkönig ist auf die Schiffe gekommen, und geräth an sie anzulegen (zur Schlacht). Da läßt Olaf den moorigen Rand (sitina) bis zum Meere durchgraben. Es ist grade Regen. Die Fische regieren sich in den Mälarser und nicht ins Meer selbst. Daher stürzt das Wasser aus dem Stotlund wie ein Wasserfall. Olaf's Graben auch hat so nicht Mangel an Wasser, und sogar Strom, und seine Schiffe kommen mittels der Segel und der Ruder unbeschädigt in das Meer hinaus. Der Seeborn heißt nun Königslund, und kann mit großen Schiffen nicht besetzen werden, als wenn das Wasser am höchsten, gestiegen ist. Die Sache ist an sich nicht

unmöglich⁴⁵⁾. Sicher ist es, wenn es reine Sage sein sollte, eine sehr gangbare. Im 71. Cap. d. H. S. 86 und im 72. Cap. d. E. Schr. legt Enorri dem Schwedenkönige in den Mund und ist das wunderbar, daß er sich nicht erinnert dessen, daß er entkam auf das Nöthigste (mit der größten Noth) hinaus aus dem Läge (dem Mälarser), da, als wir Schweden ihn hatten eingeschlossen (burgt) im Jahr 10. Ja! es scheint, als wenn die Sage bei den Schweden auch wirklich im Gange gewesen wäre. Enorri sagt nämlich Cap. 26. S. 6 d. H.; Cap. 26. S. 41 d. E. Schr.: Aber das ist Szogung eines Theiles der Menschen, daß die Sviar (Schweden) es gewahr wurden, da als die (und) Olaf hatten ausgegraben den moorigen Rand (sitina), und geschrien zu verwehren dem Könige Olaf, daß er führe dort hinaus. Aber als die Wasser ausgebrun auf beiden Seiten, da stießen die Ufer, und das Volk mit, und ging verloren (hyndia) dadurch eine Mannesfülle (Hülle Menschen). Aber die Sviar widerprechen diesem, und zählen (es als) Verdröhnung (tella hegöma), daß dort wären Menschen umgenommen (saeria). Hier wird also angenommen, daß auch die Schweden von der Einschließung Olaf's gewußt, und davon, wie er aus dem Stotlund durch Grabung eines Canals gekommen. Nur das wollten die Schweden nicht glauben, daß sie auch noch Leute dabei eingeschloß. Ein Theil der Normannen brennigte sich nämlich nicht an dem schon an sich wunderbaren Entkommen des Königs Olaf; es mußten dabei auch noch eine Fülle Schweden das Leben verloren haben. Denn, daß Sigwart günstig schmeizt und nur als erste Schlacht die von Sotasker, und als zweite die in Eysfossa (Höfssil) vorwagt, setzt man entgegen, daß es Sigwart in seiner Drapa absichtlich übergangen habe, weil die Fahrt in den Mälarser einen unglücklichen, wenigstens nicht ruhmvollen, Ausgang hatte, nämlich in einer Zeit nicht ruhmvoll, wo man vorzüglich die Tapferkeit des Pjells werth fand, und den Ruhm, welchen J. H. Hannibal durch seine Kriegskünste gewann, weniger schätzte. Aber es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß sich Olaf oder vielmehr sein erfahrener Pfleger, in den Mälarser gewagt haben sollte, da vor dem Stotlund ein Gasseil war. Auch nimmt man an, daß es in dieser Zeit, in welcher es Enorri sagt, nicht wohl geschehen sein könne, weil Olaf damals nur eine geringe Heerschar gehabt habe, und sich schwerlich damit nach Schweden hinein gewagt haben würde⁴⁶⁾. Der Name Stotlund könnte, wie man den

14 durch Sigwart und die 15. durch Olaf. Torfness, Hist. Norv. Vol. II. p. 34. Sigwart habe Verheerungen Schiffe und Menschen, die König Olaf getödtet, aber diese Bemerkung des Schlußes bezieht sich auf Olaf's ganzes Leben, nicht nur auf seine Jugend. Enorri sagt nämlich (Cap. 26 in d. H., Cap. 26 d. E. Schr.): König Olaf war da Jüngerlicher an Alter (d. h. 35 Jahre), als er mit nach Szogung (mit Sögen) des Priesters At in den Rindgen, er hatte getödtet 20 Schiffe; so sagt Sigwart: Sönnir tröð etc.; er nennt sie sich agustar, Volksheld; soll bedeuten oder auch Schlichter, Schlichter, also Schlichter, in welchen der Priester ordentlich in Schlichterung aufsteht. Hier ist Sögn steht in der Heimskringa bei Pjellingstich S. 83 u. Sögn, bei Schöningh S. 398 u. Sögn, andere Form für Sögn, also nach der Schlichter. Doch ist es als Sögn der Einschliff des Verheerers und wahrscheinlich auch in der Heimskringa die ursprüngliche Lesart. Børgl. J. Wachter a. D. S. CIX.

45) Wir bezeichnen nun den Kürze halber Heimskringa durch d. H., und die Olaf's Sage Helga als Eingskrift durch d. E. Schr.

45) Man vergl. J. H. ein ähnliches Entkommen in der Draga. 46) Hierfür hat die Eingskrift: Da er that manna sögn, nun ist das Szogung eines Theiles der Menschen, daß die Sviar es gewahr wurden, da, als der König hatte ausgegraben den moorigen Rand (sitina), und das Wasser sei hinaus, daß die Schweden da saßen zu mit Mannheer, und verloren gingen (hyndia) dadurch eine Mannesfülle (Menschenfülle); aber die Sviar widerprechen diesem und nennen das Verdröhnung (tella thögöma), daß Menschen dort umgenommen wären (saeria). Dieses ist zugleich ein Beispiel von den nicht seltenen Abweichungen in dem Verroge zwischen der Heimskringa und der Eingskrift, während sie an den meisten anderen Stellen durchaus übereinstimmen. 47) Dieses steht P. E. Mäler in seiner

merkt findet“), ein Schild von einem Holme bedeuten, oder einen aufgeschöckten, oder aufgesperrten⁴⁸⁾ Holm (oon stökva, stöckle) und die Sage veranlaßt haben. Nach unserer Meinung ist Stoftholm darum so genannt, weil es am Stofthund erbaud ward, und der Stofthund hatte seinen Namen, weil er ganz die Gestalt eines Stodes oder Stodes hatte, oder auch, weil er ein Hund in rechter Bedeutung war, ähnlich wie wir Stodente, Stodaar, Stodfinkler &c. sagen. Die Sage aber entstand, weil ein kleiner Nebenfluh, ein natürlicher oder wahrscheinlich ein gegrabener⁴⁹⁾, der Königshund hieß. Später roustte man nicht, weil er diesen Namen erhalten hatte, mußte aber von einem unglücklichen Streifzuge Olafs Haraldson's nach Schweden und brachte mit diesem berühmten Könige die Entstehung des Königshundes in Verbindung. In der mehrerwähnten Bearbeitung der Einzelschrift der Olaf's Saga Helga in der Hlatarbol ist die Sage von Entstehung des Königshundes so aufgeschmückt worden, daß sie hier nicht mehr Sage genannt werden kann, sondern den Namen Märchen erhalten muß. So z. B. bewirkt Olaf's Gebet, daß, als er an das Vorgebirge segelt, welches von Agnesi geht, die Erde entzwei springt bis zur See mit so gewaltigen Grotzfelsen, daß &c. Weiter unten heißt es dann: Das heißt seitdem Königshund, aber Stoftholm das, was abspiang zwischen der Rindung und dem Königshunde. Auch anderwärts findet man die Sage aufgeschmückt. So läßt Olaf Schoosböld den Stofthund oder Auslauf des Helars mit Ketten sperren (s. Dalin's Gesch. d. R. Schweden, 1. Thl. G. 20. S. 470). Zwei andere Märchen finden sich in der Partie von Olaf's Jugendthaten im Auslande, auch in der ältern Einzelschrift der Olaf's Saga Helga, von welchem das gleiche Geschichtswerk in der Heimskringla keine Andeutung hat. Nachdem nämlich Snorri Olaf's Geschichte bis dahin geführt hat, daß dieser nach Westen in die Kariskar (Karlskröme) gekehrt ist, und dort herrte und eine Schlacht dort hat, wobei die Einzelschrift noch hinzusetzt: und fing (erlangte) den Sieg, hat sie Cap. 35 und 36 zwei Märchen. Capitel 35 beginnt sie: So wird gesagt, daß die Hiden“), welche dort herrschten in Kariskar debiliteten (blödiat, durch Blutopfer verehrten), zwei wunderbare Geschöpfe zum Beistande für

sich, die, welche stärker wurden als ihre Widerstandsmänner (Begnar), das eine war eine Meererrisin (margryge) &c. Die Nacht des Gesanges dieser Margry und ihre Gestalt wird nun so beschrieben, daß man darin sogleich erkennt, daß es nicht aus dem nordischen Volksglauben geschöpft ist, sondern dem Daler hat eine Sirene ihren Ursprung. Zum Uebersusse heißt es weiter unten noch: thotta akrinnal, er i bokum kallast surna odha hyronus &c. Dieses und das folgende Capitel sind also aller Wahrscheinlichkeit nach⁵¹⁾ aus einer lateinischen Schrift über Olaf den Heiligen geschöpft worden. Auch ist die Beschreibung von dem schönen träglichen, gebrängten Stuhl Snorri Sturleson's weit entfernt. Olaf wird von dieser Sirene angegriffen, und erlegt sie. Im folgenden Capitel ist die Erzählung, wie Olaf und die Seinen das Eudre aus einem Dpfertage (blöbauge) nehmen und zu den Schiffen tragen. Olaf bleibt allein zurück. Ein furchtbarer Eber bricht aus dem Walde hervor. An ihm hatten die Menschen des Landes große Religion, a honum höfsta landsmenn mikian átrúnadh“⁵²⁾ (Zuversetzung). Olaf wird von diesem Eber angegriffen und erlegt ihn. Seitdem nannte Olaf das Schwert Hneitir, das vorher Haesinge hieß &c. So wird erzählt der Haesinge mit dem Hneitir, wie eigentlich Olaf's Schwert hieß, zu einem und demselben gemacht. Da Olaf in der Normandie (Normandie) überwintert, so thut Snorri sehr zweckmäßig einen Blick auf die Herzoge (Vorlar) der Normandie, und bemerkt dann von Gungo-Rolf, welcher die Normandie gewann: Er war der Sohn Ragnvalds des Jari von Märi, wie vorher geschrieben ist. Dieses hat Snorri in der Saga Harald's des Haarshönsen gethan, Cap. 24 (bei J. Wächter, 1. Bd. S. 201—204). In die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift ist diese Geschichte Olaf's Gungo-Rolf's und der schönen Weise, welche Hilbur, Gungo-Rolf's Mutter, fingt, buchstäblich aufgenommen, und diese Einschaltung macht sich ganz zweckmäßig, weil sie erklärt, wie Olaf in der Normandie frielaland erhalt, da er doch zwei Sommer und einen Winter westwärts in Balland (Gallien, Frankreich) gehert hat. Diese Einwerbung kann daher recht gut von Snorri herrühren, wenn er es ist, der seine Olaf's Saga Helga auch als Einzelschrift herausgab. Nachdem Snorri Olaf's bis dahin begleitet, daß er in der Normandie überwintert, berichtet er die Darstellung seiner Heerfahrt nach Norwegen passend dadurch vor, daß er Nachicht gibt von den Großmännern, welche bis dahin dem getheilten Norwegen vorgestanden, nämlich von Erling Erligelsen, Olaf Trygvesson's Schwager, Einer Adambarkelise und vorzüglich dem Jari Erlig, G. 20—23 in der Heimskringla. Bald Jari Erlig, der so berühmte geworden, daß er die beiden größten Schlachten jener Zeit, die Schlacht gegen die Nornewikingar und die

Unternehmung über Snorri's Todten und Glaubwürdigkeit im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 291 entgegen, nimmt aber an, daß man glauben müsse, Olaf habe wirklich einmal einen Streifzug nach Schweden gemacht, weil Snorri Cap. 71 die von uns oben angeführte Sage vom Schwertbäume in den Mund legt. Man mußte also annehmen, daß Olaf's Jüng in Schweden unglücklich gewesen, daß er mit Hülfe daraus entkämpfe, und daß Olaf's merke desfalls nicht ausdrücklich davon spricht in seiner Drapa.

48) Torfæna Vol. III. p. 55. 49) Wahrscheinlich ein gegrabener. Das Hloftr fängt sich sehr gekränkt aus dem Stofthund ins Meer, man mußte daher leicht darauf kommen, einen Kanal für kleiner Schiffe zu graben. Dieses that der Schwedenkönig. Daher hieß der Kanal Königshund, und man ersand später, was dieses nicht mehr wußte, jenz Sage dazu. 50) Die Helsinginger sollen doch wohl die moslimischen Araber in Portugal sein. Ihnz brachten die kleinen Eichen Bootspfer, und auch weniger Obere, bei verachteten Ältern. Doch ist das Märchen im Geiste des übrigen Mittelalters erkennbar, ähnlich wie die trutz-

lichen Geschichte des Mittelalters diese Feiden, wie sie die Westmennen nannten, nach dem Römischen (Ruphamma) auch den Äpöl (Aspöl) nannten, laßt.

51) Auch kommt natürlich darin vor, welches Snorri Sturleson nicht beachtet. 52) Nom. átrúnadh, sörula, religio.

Schlacht von Smölvir gegen Olaf Trygvasson siegreich geschlagen, nicht zeitig gestochen; Olaf würde kaum gewagt haben, es zu unternehmen, sich auf den königlichen Hochstuhl von Norwegen zu setzen. Über den Erling Skjalgsson weht Snorri Cap. 21 Strophen von Eigsmat ein. So auch die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, hat aber die Nachrichten von Erling Skjalgsson in anderer Folge, nämlich 43 unmittelbar vor der Darstellung, wie Olaf mit dem Jarl Hakon, dem Sohne des Jaris Eirik, im Seeburgsland zusammenstieß. Capitel 39 hat sie das von Einar Thambarskelfir und dem Jarl Eirik, noch im 20. Cap. In der Heimskringla steht. Capitel 40 handelt die Einzelschrift dann von der Botschaft des Königs Knut's an den Jarl, und wie dieser nach England reist. In der Heimskringla dagegen wird im 21. und 22. Cap. vom Erling Skjalgsson gehandelt⁵³⁾, und dann Cap. 23 von Knut's Botschaftsfindung an den Jarl Eirik und dessen Reise und Thoten in England. Beide, die Heimskringla und die Einzelschrift, haben Strophen aus der Eirik's Drapa von Thore Kolbeinsson, erzählen dann (Cap. 24 d. H., Cap. 40 d. E. Schr.) wie Knut König die Söhne Adalab's vertreibt, nebst einer Stelle aus Eigsmat's Knut's Drapa, und (Cap. 25 d. H., Cap. 4 d. E. Schr.) wie Adalab's Söhne nach Walland (Frankreich) kommen, mit Olaf Bündniß schließen, und dieser seinen Pfleger Kistil nach England sendet, um dort durch Gisle Knutsson auf ihre Seite zu bringen, und (Cap. 26 d. H., Cap. 40 d. E. Schr.) wie Olaf und Adalab's Söhne nach England fahren, die Stadt (borg) Ingafurda erobern, des Königs Knut's Mannen ein Heer zusammenziehen, Adalab's Söhne nicht stark genug sind, und nach Walland (Frankreich) zurückfahren, Olaf hingegen nach Nordimbraland segelt und dort im Hafen Forowalld Sieg und Kaufmannsgüter gewinnt. Darauf erzählt die Einzelschrift Cap. 41, wie Olaf's Schiffe, als er in Irland heret, trocken gelegt werden, die Iren ein großes Heer sammeln, und Olaf nur durch ein Gelübde und durch Gebet sich und die Seinen und die Schiffe rettet. Snorri in der Heimskringla hat von dieser ganzen Erzählung keine Andeutung. Sie ist also später in die Olaf's Saga Helga eingeschoben. Da die wirkliche Geschichte Olaf's von seinen Zugenthöthen nichts als Raubfahrten und Schlächten wußte, so mußte den Spätern bedenklich scheinen, wenn nicht an das Ende jener Raubfahrten eine erhebliche Geschichte gesetzt würde, und daher jene legendenartige Erzählung, welche das 41. Cap. der Einzelschrift hat. Doch damit war man nicht zufrieden, man ließ das 42. beglücken:

Da, als König Olaf hatte geboert und gestoen gimniglich die heidnischen Völker durch die Glande und Landjungen (andnes), Danndel und Swithjod, Austrvegir (L'Aggrenden) und Ballend (Frankreich), Irland, England, wandte er mit seiner Flot zu rück. In der Heimskringla steht diese Stelle nicht, und es läßt sich mit Sicherheit schließen, daß sie erst später in die Olaf's Saga Helga eingeschoben. Wir haben oben, wo von den Heiden des Landes der Karikar die Rede war, die Erinnerung in dem Sinne genommen, wie es im Mittelalter überhaupt von den Moslemim gebraucht ward. Aber diese Stelle hier überhebt uns, bei der obigen Stelle an die Muhammedaner zu denken. Daß es damals in Frankreich, Irland, England und Dänemark⁵⁴⁾ noch heidnische Völker, warum hätte es solche nicht auch im Lande von Karikar geben sollen? Der spätere Einschieber von mühsenhaften Stellen hätte so, wenn die Thatsache wahr wäre, daß Olaf die heidnischen Völker geboert und gestoen hätte, die Erzählung von seinen Raubfahrten passend geschlossen. Capitel 42 d. E. Schr. und Cap. 25 in d. H. handelt von Olaf's Fahrt nach Norwegen. Der reine Sage müßte es heimgesallen scheinen, wenn auch in der Heimskringla erzählt wird, Olaf habe die Langschiffe zurückgelassen, und zwei Knörreer (Kaußschiffe, Handelschiffe) gerücket, und mit 220 altpanzerten Mannen besetzt, wenn die eingeübte Strophe des gleichzeitigen Eilaf's Einar nicht bezeugte, daß Olaf zwei Knörreer gerücket, und bemerktlich machte, daß es nicht bloß dichterisch für Schiffe ließe, indem er sie auch kaupakip (Kaußschiffe, Handelschiffe) nennt, und wenn ferner nicht aus folgendem hervorginge, daß Olaf nicht nach Norwegen gefahren war, um es so gleich mit Wassergewalt zu erobern, sondern sein Plan war, nach und nach sich von den Bänden der einzelnen Landschaften zum Könige annähern zu lassen. Bei den Bänden war die Hauptmacht. Wäre er mit Heer Schiffen gekommen, so wäre sofort Heerlauf geworden. Er hätte sich mit den Bänden schloßen müssen, und sie wären ihm sofort abgeneigt geworden. Überließ Olaf seinen Stiefvater, an dem er eine Stiege finden konnte, und auch fand. Daß er den Jarl Hakon zwar hing, lag nur in einem glücklichen Zufalle, und wurde allerdings dadurch nur möglich, daß Olaf auf Kaußschiffen, nicht auf Langschiffen, gekommen war. Die Verfasser der Sagar lieben die Ereignisse so überraschend als möglich darzustellen, und so scheint es als ungemeine Kühnheit, und als außerordentliches Glück, welches diese Kühnheit begleitet, daß Olaf nur mit zwei Kaußschiffen ankommt, um sich auf den Königsstuhl von Norwegen zu setzen. Nehmen wir aber an, daß er, bevor er es wagte, nach Norwegen zu schiffen, sich durch vertraute Eindemmer mit den Freunden seines Vaters und seinem Stiefvater in Verbindung gesetzt, und sich zuvor des Regenten Westlandes versichert habe, so fällt das Unglaubliche hinweg, welches die Erzählung hat, wie sie sich jetzt vorfindet. Nach ihr läßt sich Eilaf's Eyr nur ungern, und nur, weil sein Stiefsohn

53) In der Heimskringla ist die Anordnung insofern zweckmäßiger, da sie dadurch einen Gesammtbegriff erhalten, wie es damals in Norwegen anfiel. In der Einzelschrift wird hingegen diese Übersicht unterbrochen. Die Anordnung, die sie befolgt ist aber insofern nicht ungewöhnlich, als sie die Vorbereitung zu dem, was Cap. 45 erzählt wird, oder herangebracht wird. Beide Anordnungen, die in der Heimskringla das die in der Einzelschrift, versehen künstlerische Zwecke und sind in ihrer Art zweckmäßig, da der kann auch die Anordnung in der Einzelschrift von Snorri herleiten, wenn er die Ausgabe der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift selbst befolgte.

54) Selbst in Schweden war das Christenthum kürzlich angenommen worden.

schon da ist, dazu bewegen, ihm seinen Bristand nicht zu entziehen, daß er Volkönig von Norwegen werde, und Asla und Sigurd werden von des Sohnes Ankunst ganz überrascht. Weit wahrscheinlicher ist jedoch, Dlaf habe sich schon vorher mit seinem Stiefsohn in Unterhandlung gesetzt gehabt, und diesem umfichtigen Manne ist es zu erwarten, daß er seinem Stiefsohne den Rath ertheilt habe, seine Winklinge zu entlassen⁶⁵⁾, und nur heimlich und mit geringer Schar nach Norwegen zu kommen, und zu suchen nach und nach seinen Zweck zu erreichen. Wäre er hingegen mit Kriegsschiffen und ausländischen Wikingern gekommen, so hätte er sogleich alle Bänder gegen sich gehabt. Es ist anzunehmen, daß er nur mit den Norwegern zurückgekommen sei, mit denen er ausgefahren, und daß er, da viele von diesen gefallen sein mußten, nur die auserlesenen Krieger zur Ergänzung genommen habe. Daß Dlaf Halon's Schiff und sie selbst gefangen genommen, delegt Snorri (Cap. 27 d. H., Cap. 44 d. G. Ede.) durch eine Strophe von Ottar, und daß sie sich im Söðungslund trafen, durch eine Strophe von Sigvat. Doch ist das 44. Cap. d. G. Ede. nicht frei von einem spätem Einschleife; es beginnt: So wird gesagt, daß ein sinnreicher Mann aus dem Schiffe des Königs Dlaf war ic. Er weißt, daß Jarl Halon noch diesen Tag aus einem Schiffe hieher (in den Söðungslund) kommen werde. Diese Sage von dem weislegenden Finnen, und wie Dlaf's Kriegsvolk ihm mit dem Tode bedrohe, da sie es für eine Lüge halten, hat der Cod. A allein. Zu bemerken dabei ist, daß die Sage nicht im christlichen Geiste des Mittelalters erfunden ist. Nach ihm hätte ein christlicher Heiliger weisagen müssen, und kein zauberkundiger Finne. Aber die Kunst der Finnen war zu gangbar unter den Nordmannen, als daß nicht auch den christlichen Erfinder der Sage ein Finne hätte wider seine Absicht beschreiben sollen, ähnlich wie dem Dlaf Tryggvason war auch ein Einsiedler und ein Abt weisagen, aber die Eddische Dlaf's Saga sich doch auch noch durch einen Finnen überraschen läßt. Freilich war ein Finne als Weissage (spámandr) auch in anderer Beziehung bequem. Der christliche Dlaf Haraldson brauchte ihm nicht zu glauben, und konnte ihn in Verwahrung setzen lassen. Doch ist immer merkwürdig, daß der Norden sich nicht so völlig vom christlichen Geiste des Mittelalters durchdringen ließ, als das übrige Europa. Nach diesem strengen Geiste hätte in der Lebensgeschichte eines Heiligen die Kunst der Finnen nicht als wahr befunden werden dürfen. Es ist sonderbar! Als am unverträglichsten mit dem Christenthume wurde die Zauberkunst betrachtet, und das Verbreiten der Seidmänner war in christlichen Augen das höchste Verdienst,

und hier wird die Kunst der Finnen als wahrhaft heilig in die Geschichte dessen eingeführt, welcher der größte Heilige des Nordens werden soll. Es läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die Sagen, welche in Snorri's Geschichtswerk später eingeschoben worden sind, nicht einen und denselben zum Dichter haben. Denn reitet sich Dlaf durch christliches Gelübde und Gebet, und seine Raubfahrten werden für Verdrängungen der heidnischen Völker ausgegeben, und hier hat Dlaf einen Finnen aus seinem Schiffe, zwar nicht als Weissagen, aber er weißt ihm doch und zwar Wahres. Wäre nicht hierzu ein Abt oder ein Bischof tauglicher gewesen? Es läßt sich also mit Sicherheit schließen, daß diese verschiedenen spätern Sagen, von welchen Snorri nichts hat, verschiedene Erfinder haben, von denen nicht alle dabei an den heiligen Dlaf dachten. Snorri selbst, in seinem großen Geschichtswerke, ist ein so bestranfter Geschichtsschreiber, daß er Dlaf nicht eher Dlaf den Heiligen nennt, als für die Zeiten, in welchen er dafür galt. Kapitel 30 sagt: König Dlaf der Dicke (hin digri) wendet nun ostwärts mit Lande ic. Die Einzelschrift Cap. 46 hat dafür bloß: König Dlaf, obgleich auch sie vorher den König Dlaf Tryggvason erwähnt. Wahrscheinlich war einem spätem Abschreiber dieser Beiname vertrießlich, und er ließ ihn hinweg. Doch mocht auch er noch nicht Dlaf den Heiligen für solche Zeiten zu nennen, für die er es noch nicht war. Die Isländer sind hierzu zu fein, weil es einen zu unangenehm Contrast macht, wenn der unheilige Dlaf der heilige Dlaf genannt wird. Dagegen sind sie Meister in Contrasten, durch welche aus den Helden ein vortheilhaftes Bild geworfen wird. Der schon als Knabe auf Großes sinnende Dlaf macht den Gegensatz zu seinem Stiefsohn, den König Sigurd, den eifrigen Brausüchtiger der Wittschaft. Dieser Gegensatz wird auch später nicht ausgegeben. Die Seidmänner, welche Dlaf abschildert, um Sigurd von seiner Ankunst zu benachrichtigen, treffen diesen auf dem Ader, wie er die Geschichte der Ernte beschuldigt. Snorri beschreibt dann, wie Sigurd, der sorgsame Landwirth, angethan war, und weiter unten, wie er sich umkriert, den Hengst bestiegt, und Dlaf'en entgegnereit. Er empfängt ihn und sein Kriegsvolk sogleich vom Pferde aus. Alle diese Umständlichkeit hat nur Sinn, wenn wir es als Rückblicke auf Dlaf's Jugend nehmen, namentlich auf das Satteln des Bodes statt des Rosses. Mit den lebhaftesten Farben wird auch geschildert, welche Anstalten Asla zur Erwerbung ihres Sohnes trifft. In Beziehung hierauf findet man dieses bemerkt. Die Art und Weise, wie die Ältern Dlaf'en empfangen, wird mit so lebendigen Farben gemalt, daß man nicht daran zweifeln kann, daß Einige von den vielen Augenzeugen sind, welche diese Schilderung mittheilen haben. So P. E. Müller⁶⁶⁾. Wie hätte sich aber dieses umständliche Gemälde in der Überlieferung treu erhalten können? Wie hätte man es als richtig im Ge-

65) Es ist nämlich nicht glaublich, daß Dlaf sein veltföðgen Raubfahrten nur mit 200 oder 220 Mann sollte gemacht haben. Sondern er hatte sehr wahrscheinlich auch mehr Winklinge in seinen Dienst genommen, entlich ist aber nun, da er aus einem Geir und Heriberg ein König werden wollte, der Land hatte, und jetzt ein Thronkönig, König über ein ganzes Volk, während sein Vater des Fylkjakönigs gewesen war. Bergl. J. Bachm. I. Bd. S. 89, 156.

66) So P. E. Müller, Auserkühnt an Snorri's Kilder og Aendordigt, Disquisitiones de Snorronum familiis et auctoritate in 6. Bd. der 8t. Ausg. der Heimskringla. S. 332.

dächtnisse fortspalten sollen, welche Kleider Sigurd auf dem Fieide angehabt, und welche er dann angethan, oder wie viel Diensthverf Åsa zu diesem oder jenem Geschäfte verwendet habe? Man muß es als Phantastestück ansehen. Merkwürdig nachdem Enorri genau beschreiben, wie Sigurd auf dem Fieide angethan gewesen, fährt er fort: So wird gesagt von der Gemüthsbesessenheit⁵⁷⁾, daß er war ein großer Geschäftsmann (sýslomadr mikill) und Burschenschaftsmann (úmbúanadr) um sein Vermögen (fé⁵⁸⁾) und Landwirthschaft (bú), und waltete selbst über die Burschaft⁵⁹⁾. Kein Prachtmann (akartmadr) war er, und sehr wenigredig (fámágligr); er war aller Menschen verständigster (vitrustr) derer, welche das malis waren in Klerg, und reichster an losem Gule⁶⁰⁾ (Gelde) und ungierig (úgjártr, d. h. strebt nicht nach dem Gule anderer⁶¹⁾). Diese Hauptzüge bezeichnet er also als Sage, die kleinen Umstände, welche daraus folgen, trägt er als wirthliche Geschichte vor. Enorri will also nur bei wichtigen Gegenständen kritisch zu Werke gehen, bei unwichtigen nicht. War Sigurd einmal hausväterlich, so folgte auch daraus, daß, wenn er die Feldarbeit beaufsichtigte, er so und nicht anders gekleidet war, und daß er dann, wenn er seinen Stiefsohn, der unterdessen Heldenmuth erlangt hatte, wüthig empfangen wollte, bessere Kleider anthat. Die nähere Beschreibung davon muß als Phantastestück gelten, ebenso auch, wenn genau beschrieben wird, wie Åsa die Stube auflaffen läßt, in welcher ihr Sohn gastlich empfangen werden soll. Solche Schilderungen haben für uns ungemeine Wahrheit, weil

Enorri Studer son sie aus dem Leben schöpft. Sein Geschichtswerk kann nur in Beziehung auf die wichtigen Dinge als solches gelten, in Beziehung auf die kleinen unwichtigen Nebenumstände kann es nur als reine Sage gelten, und scheint größtentheils Phantastestück von ihm selbst zu sein, oder wie mehr z. B. im Gedächtnisse so lange Zeit hindurch bewahrt worden: Åsa stand sogleich auf, und rief die Männer und Weiber⁶²⁾ an, sich zu bereiten, wie bestens; sie ließ nehmen vier Weiber die Ausstatung der Stube⁶³⁾, und anrichtete sie schnell mit Betten (Kopeten) und durch Wänter; zwei Männer (kneklar) trugen den Halm (Stru) auf den Boden (golf), zwei setzten den Trinktisch und das Schafgesch⁶⁴⁾; zwei setzten den Tisch⁶⁵⁾, zwei setzten die Speise, zwei sandte sie fort von dem Wohnorte⁶⁶⁾, zwei trugen herein das Bier (öl), aber alle andere, beides Weiber und Männer, gingen hinaus in den Hof⁶⁷⁾. Wir nehmen nicht an, daß Enorri die ganze Sage von Olafs Empfange erfinden habe, und sie scheint beruht gewesen und oft erzählt worden zu sein. Aber jeder Sagenzähler kam dabei dem Gedächtnisse durch seine Phantasie zu Hülfe. Enorri wußte, was es bei Erzählungen von so ausserordentlichem Umständen für eine Bewandnis hatte. Er macht daher bei unwichtigen Nebenumständen den Kritiker nicht, und hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach selbst erlaubt, was sich die Sagenzähler gesattelt. Nur durch die Annahme, daß Enorri im Betreff der kleinen unwichtigen Nebenumstände selbstschöpferisch verfuhr, ist erklärlich, warum diese Gemälde alle in der Heimelklinga ein und dasselbe schöne Gepräge an sich tragen. Das Gemälde der Geschäftigkeit der Dienerschaft zu Hause macht den Gegenfall zu der Geschäftigkeit der Arbeitsleute Sigurds auf dem Fieide: König Sigurd Eyr war da gestätet draußen auf dem Aker, als die Sendemänner kamen zum Könige, und sagten ihm diese Zeitungen, auch so alles das, was Åsa ließ anbeiden dabei auf dem Wohnorte⁶⁸⁾; er hatte da viele Menschen, ein Theil schnitten Korn, ein Theil banden, ein Theil fuhren heim das Korn, aber ein Theil luden ab in die Schöber⁶⁹⁾ oder Scheuren; aber der König und zwei Mann mit ihm gingen bald auf den Aker, bald dahin, wo das Korn abgeladen ward. Diese Stelle und die obige Stelle, so wie das ganze Gemälde, haben epische oder dichterische Wahrheit, aber geschichtliche oder prosaische Wahrheit haben sie nicht. War Sigurd Eyr⁷⁰⁾ wirklich ein so eifriger Geschäftsmann, so wird er an einem so wichtigen Emtelege nicht einen so großen Theil seiner Dienstleute

57) Karlar ok konar; ekrtes wird von gemeinen Männern, vorzüglich von Bauern und hier von den Dienern gemeiner Adminkt gebraucht, al loderni. 58) Fé, Vieh, Vermögen, Geld. 59) Ok red alístr búandi (d. G. Schr. búandi ánum), und rich selbst seiner Burschaft. 60) Lauasla, lofs Gut, fahrernde Habe, bedeutet insbesondere Geld und Silber, i. G. Wächter I. Bd. S. 77. 2. Bd. S. 152. 61) So sehr Sigurd auf Vermögen hielt, so wucht er doch nicht den Habsucht aus Nachsicht geist. Bei dieser Beschuldigung wird zugleich auf diese geistliche, der auf Nachsicht geist. Ein anderer als Enorri Eitelkeit sein als die guten wäntigsten Sagenzähler überhaupt, hätte nicht aus Sigurd eine Caricatur gemacht. Enorri thut es nicht, sondern behauptet auch in Uebersagen seine wüthende Darstellung. Daß er hier als der verständigste oder einsichtsvollste aller Reueger aufgeführt wird, bezeichnet auch nicht ohne Absicht, und bedeutet das Folgende vor, wo Olaf durch seines Stiefvaters verständige Leitung und Vernehmung das geringe, Küringemuthstönig (einvalbistönig) über Verwegen zu werden. Um Sigurds Charakter treu darzustellen, läßt Enorri Sigurden seine Stiefsohne ehrsüchtigen Erben zwar nicht wüthig, aber doch, da er erkannt, daß er ihn nicht werde davon abbringen können. Ihm heist, den rechten Weg zur Uebrigung seines Strebens einschlagen, so daß auch diese Portien ja der Zahl seiner schönen Gemälde getöhen, an welcher die Heimelklinga so reich ist. Die Wahrheit, mit welcher Enorri die Charaktere zeichnet, und den Gang dessen, was sich zuletzt und die Nebenumstände, welche die Ereignisse begleiten, weiß Enorri so meisterhaft aus mehrerlei zu entwickeln, daß die größten Kritiker, die sich mit seinem großen Geschichtswerke beschäftigt haben, namentlich P. G. Müller in seiner Untersuchung über Enorri's Dreden und Glaubwürdigkeit, G. W. Krab in seinen Reden, vieles in Enorri's Geschichtswerk als geschichtlich annehmen, was nur der Sage angehört. E. mehr hierüber bei G. Wächter I. Bd. S. CLVII fg.

62) Búnd stefunnar. 63) Trapsion, die G. Schr. trapia. 64) Skipter, das Gefäß mit einem Handgriffe. 65) Bord, nämlich den Speisestisch. 66) Ju Runder (Zusammenkunft) mit König Sigurd. 67) Hierfür hat die G. Schr.: aber alle Männer und Weiber bereiteten sich denn einigen dem Aker. Das Cod. A. br Heimelklinga und nach ihm der Text der großen Ausgabe (siehe vor): Zwei trugen herein das Bier (öl), dieses ist, was sich von selbst versteht; es sollte sollte das Schlemmliche bereit werden, das was (man) zu haben bedurfte. 68) A daenon, daer, Gefäß, Dorf, Stadt. 69) In Tristen, Wänter, Dreden, Trimen, i. halmia. — I. hldor, wüthig haben, dann auch Schreuen. 70) Sau.

zu Hause lassen. Doch es sind die Dienstknechte seiner Gemahlin! Aber Sigurd, König von Rogaland, war gar kein so mächtiger König, daß seine Gemahlin, wie es Sitte bei den mächtigen Königen jener Zeit war, die halbe Hird (Leibwache, Hofgesellschaft) gehabt hätte (f. F. Wächter, 2. Bd. S. 212). Eine kleine männliche Dienerschaft hatte Alfric wol, namentlich einen Schutznaben. Aber an einem solchen Tage wäre es hinlänglich gewesen, wenn dieser und vier Weiber zu ihrer Verienung zu Hause geblieben wären. Aber so finden wir zwölf Krieger an dem großen Festtage, an welchem der König sich so abmüht, so unbedachtlich, daß zehn davon sogleich zur Vertilgung der Trinitstube für einen Gaß, der ganz unerwartet kommt, verwendet werden und zwei davon zum Könige gesendet werden können. Außerdem sind auch noch Korlar da, die in den Hof gehen, um dort den Gaß zu erwarten. Dieses und ähnliche Gemälde nennen wir, ohne jedes Mal, wie hier, die Gründe entwickeln zu können, da dieses der Raum nicht erlaubt, reine Sage, weil sie nur episch, aber keine geschichtliche Wahrheit haben. Aber die epische Wahrheit birimet die meisten so, daß sie diese Wahrheit zugleich auch für geschichtliche Wahrheit nehmen, namentlich bei Meisterwerken, wie das Hervorbräut und das Enorri's sind. Ist es nicht selbst den Heldenliedern, z. B. der Liabe und dem Nibelungenliede, nicht an Wörtern, die darin geschichtliche Wahrheit zu finden glauben. So groß ist die Macht der epischen Wahrheit, mit welcher das große Geschichtswerk Enorri's und insbesondere darin auch die Olaf's Saga Helga ausgestattet ist. Was bei andern milder großen Geislern, z. B. bei Gunnild und Oddr, mährchenhaft erscheint, erscheint bei Enorri episch, und darum findet er auch, wenn er so umständlich wird, daß diese Umständlichkeit nicht durch geschichtliche Überlieferung fortgesetzt sein kann, und auch die prosaische Wirklichkeit gegen sich hat, doch geschichtlichen Glauben. Brownverdienstlich ist auch, wie Enorri Sturleson, Maß zu halten weiß. So z. B. sagt er Cap. 33: König Olaf verweilte sich dort eine Zeit lang mit altem seinem Kriegesvolke. König Sigurd reichte ihnen den einen Tag zum Tischbette Fische und Milch, aber den andern Tag Geschlacht und Bier⁷¹⁾. Es versteht sich von selbst, daß dieses den Kriegern, die aus Raubfahrten kamen, nicht gefallen haben wird, und sie sich von Sigurd hinweg nach Herzogen getrennt haben werden, zu deren Einladung Enorri nun übergeht. Spätere verstanden diese Herabkunft Enorri's nicht, denn man findet Cap. 49 d. E. Schr. eingeschoben, wie Olaf's Knechte über Sigurd sich hart ausließen, daß sie einen Tag um den andern Milch, und nicht immer Bier erhielten. Olaf schalt seine Knechte hart, und sagt, daß König Sigurd dieses weislich thue, indem er seinen Knechten besser nütze Milch als Bier. Weiter wird nun im 49. Cap. von dem Weibnachtschmause gehandelt, auf welchem König Olaf seine Schlachten erzählt, und zuletzt davon, wie Alfric ihren und Sigurd's Sohn, ein Wiegensind, seinem Halbbruder Olaf

auf die Knie legt, und ihn auffodert zu sagen, was er glaube, was für Wäg werde in ihm werden, und Olaf antwortet, er werde gutartig (versänlich) werden. In der Heimskringla findet sich von dem Inhalte dieses ganzen Capitels nichts, und es ist später eingeschoben, und aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer lateinischen Schrift über den heiligen Olaf, denn es heißt bei Aufzählung der Schicksale Olaf's: i Anstrolöndum ok i Sudhauki, i Germania ok vestre a Spania. Im Altnordischen heißt Germania Sagland (f. F. Wächter, 1. Bd. S. CLXXXI). Auch braucht Enorri nicht Spania, sondern Span. Dieses spätere Einschreiben, aus welchem sich folgern läßt, Olaf habe bei seinem Stiefsohn überwintert, hat Einfluß auf die Zeitrechnung gehabt. Nach Schöning's Chronologia zur Olaf's Saga Helga der Heimskringla wird Olaf nach im J. 1014 in Uppland als Einwallbeshönig von Norwegen anerkannt, und nicht nach Thronbesteigung. Nach der Chronologia zur Olaf's Saga Helga als Einzelschrift überwintert Olaf im J. 1014 bei seinen Eltern, und erst im J. 1015 treten die Könige von Uppland zu ihm über und erkennen ihm das Reich von Norwegen zu. Durch das Einschreiben ist auch das Geburtsjahr Harald's Haradrads früher gesetzt worden. Nach Enorri's Angabe Cap. 96. S. 96 und Cap. 245. S. 374 ist in der Chronologia zur Heimskringla Olaf's Geburtzeit zu Ende des Jahres 1016, nach der Chronologia zur Einzelschrift zu Anfang des Jahres 1015 gesetzt worden, ungeachtet die Einzelschrift später nicht auf das Einschreiben Rücksicht nimmt, sondern mit der Heimskringla Harald's Cap. 74. S. 153 zweiwinterig nennt, und Cap. 184. S. 44 sagt, daß er damals 15 Winter alt gewesen. Von der schönen Rede, welche Enorri (E. 33 d. H., S. 43 d. E. Schr.) Olaf in den Mund legt, und den Antworten seiner Eltern findet man denn: Die Unterredung zwischen Olaf und seinen Eltern hörte Niemand zu als sein Pflegerooter Hiani, kam schon sein Verbot davon aus seinem Munde, ist sie doch sehr passend zu den Charakteren der redenden Personen⁷²⁾. Wir sind hiermit einverstanden, nur nicht mit der Art und Weise dieser Kritik im Ganzen. Die Beschreibung des Empfangs Olaf's wurde als geschichtlich genommen, weil Augenzeugen sie wissen konnten, die Unterredung nicht, weil wahrscheinlich Niemand davon berichtet hat. Dennoch nähert sich diese Unterredung dem Epischen weniger, als jene Beschreibung, sondern hat mehr den Anblick einer wirklichen Unterredung. Aber auch in der Darstellung solcher und ähnlicher Unterredungen ist Enorri Meister. Beschreibungen, wie obige, wirft er als ein guter Dichter hin, aber aus dieser und andern Unterredungen sieht man, daß er selbst auch im Leben darin Meister war, wie auch aus seiner Lebensgeschichte hervorgeht, daß er mehr durch seine Anschläge und Ueberredung bewirkt, als durch Waffengewalt⁷³⁾. Aber dadurch hat er ein so bewundernswürdiges Geschichtswerk geliefert, daß er bei Ab-

71) Munagat, cervisia secundaria.

72) So P. G. Müller, Untersuchung über Enorri's Dichtung. S. 192. 73) S. Enorri's Leben bei F. Wächter, 1. Bd. S. III—XCIII.

faffung derselben weder seine schöpferische Phantasie, noch seinen durchdringenden Verstand im Ganzen verwalten ließ, sondern wie es eben die Partie erforderte, bald diese, bald jene. Die Phantasie äugelte er aber durch den Verstand immer dergeßst, daß er, wenn er episch wart, dieses wirklich that, und nicht ins Phantastische und Märchenhafte hinüberzweifelte, und selbst der Laßs Saga Helga, welche, wie die vor ihr vorausgehenden Sagur, so reich an solchen Partien ist, welche der reinen Sage angehören, einen solchen Charakter von Glaubwürdigkeit zu geben wußte. Da für die Schlacht von Res von Sigswat's Nescavisor (Weisen der Res) so reichlich Strophen als Belege (Cap. 47 u. 48 d. H., Cap. 97 d. G. E. Schr.) eingefügt werden; so sichts Enorri zuvor Cap. 41 d. H. sehr zweckmäßig ein Kapitel über den Skalden Sigswat ein, welcher der Schlacht von Res bewohnte und folglich darauf die Weisen auf diese Schlacht sang. Es handelt auch von dem Isländer Thordur, Sigswat's Vater, dem Skalden Sigswat's. Thordur traf den König Olaf auf der Westereisling (Kaufahrt in Westen), ward sein Mann und folgte ihm seitdem. Sigswat ward in Island erzogen, kam mit Kaufleuten nach Thrandheim, und herbergte dort. Das war denselben Winter, als König Olaf nach Thrandheim kam. Als Sigswat hört, daß sein Vater beim Könige war, reiste er zum Könige, und verweilte sich dort eine Zeit lang. Sigswat ward frühe ein guter Skalde⁷⁴⁾. Er hatte gemacht einen Gesang (kvaedi) auf den König Olaf, und das den König zu laufen (den Gesang anzuhören). Der König sagte, daß er nicht will wirken (Lieder machen) lassen um sich; sagt, daß er nicht kann hören Skaldschaft. Dieses scheint nicht bloß Ziererei vom Könige gewesen zu sein, sondern er scheint wirklich verboten gehabt zu haben, Lieder auf ihn zu machen, wenn wir als geschichtlich gewiß annehmen, daß der Skalde Thordur in seinem Gesange ist, und doch kein Lied auf Olaf gemacht hat. Die Weisen von Sigswat und Ottar reisen für den ersten Theil von Olaf's Geschichte nur bis zur Gesangenehmung des Jarls Haslön. Die ganze Partie, die darauf folgt, bis zur Schlacht von Res ist nicht mit Weisen belegt, nur finden sich zu vor in dem Kapitel Weisen, welche von dem Skalden Sigswat handeln. Sigswat läßt sich nämlich nicht abhalten von des Königs Weigerung, sondern singt eine Weise, in welcher er ihn bittet, seinem Gedichte (brag) zu laufen, er könne wissen (yrkja, Lieder machen); er möge einen Skalden haben, obgleich er die Lobung anderer Skalden verschmähe ic. König Olaf gab Sigswat'en zum Gedichtelohne (at bragarlannum) einen Goldring, der eine halbe Mark wog. Sigswat ward da sein Hirdmadr⁷⁵⁾; er sang da ferner eine Weise, welche enthält, daß er gern des Königs Schwert genommen, und der König einen holtten (trauen) Leidwächter (hollan húskaerl) erhalte. Nach der Weise heißt es weiter: Da, als Sigswat kam von Island zum Könige, da sang er dieses. Nun eine Weise. Es muß aber angenommen werden,

daß sie nicht unmittelbar bei seiner Ankunft von Sigswat gesungen worden. Er sagt nämlich darin: wie empfingen zuvor Agir's (des Nescavisor) Feuer (Gold); aber nun bin ich um Pelze; laß den heißen Soll (halla landauro) abgehen vom Andur, nämlich von dem Handelschiffe, auf welchem Sigswat gekommen war. Hält er sich, darf nicht so verstanden werden, als wenn Sigswat vom Könige Pelze geschenkt haben wolle, um sie zu gebrauchen, sondern es ist gemeint: das Handelschiff ist mit Pelzen⁷⁶⁾ beladen. Der Soll ward nicht im Gelde entrichtet, sondern in Abgibtung eines Theils der Waare in Natur. Sigswat bittet also, daß der König nur die Hälfte von den Pelzen nehmen möge, welche eigentlich als Soll entrichtet werden müssen. Wenn es in der Strophe heißt: „Ich selbst habe es verlangt,“ so ist damit nicht gemeint, als wenn er bei den früheren Bitten sich nicht selbst an den König gewandt, sondern es heißt: ich selbst habe es übernommen, für die Kaufleute zu bitten, auf deren Andur ich gekommen bin. Aus der Weise geht ferner hervor, daß der Skalde schon den Goldring vom Könige hatte, als er um Nachlassung der Hälfte des Bolls von dem Andur bat. Die Eingefischheit daß auch dieses Kapitel, welches zweckmäßig den Skalden Sigswat einführt, da seine Lieder die wichtigste Quelle für die Geschichte Olaf's des Heiligen sind, aber sie hat es weiter eben gleich nach dem, wie erzählt worden, wie Olaf in den Upplönd zum Könige genommen ist, und durch die Upplönd reist. Sie läßt daher die Stelle hinweg; und kam das Schiff (auf dem Sigswat fuhr), im Herbst nach Thrandheim, und hierbergt die Männer im Herad (Bezirk). Denselben Winter kam der König nach Thrandheim, wie nun geschrieben ist. Aber als Sigswat hörte, daß Thordur, sein Vater, war bei dem Könige, da fuhr er. Dafür hat sie ein Eingefischheit, welches sich nur im Cod. A und H findet, dieses Inhalts: Sigswat deutete ein langsamer Mann im Aufmachen. In Apavate ist eine große Fischwaide⁷⁷⁾. Ein Dismann⁷⁸⁾ (Austmacher), ein verständiger und in Bescheiden erfahrener Mann (dönnafrodr) herbergte bei Thorkal, dem Pfleger Sigswat's. Thorkal und der Dismann saßen auf dem Eise, und saßen einen großen und schönen Fisch vornehmen, und konnten ihn nicht fangen. Da bat der Dismann Sigswat auf den See zu gehen, und bereitete zu seine Fischungsfähur (voldhar faeri), indem ihm Sigswat wohl gefiel. Aber als Sigswat bat kurze Zeit gefressen, da zog er den schönen Fisch; und als sie kamen heim, ward gelotten der Fisch. Da sprach der Dismann, daß Sigswat sollte zuerst essen das Haupt von dem Fische, und sagte, darin sei der Wigg (Verstand, Weisheit) jedes Lebenden verborgen, und dann sang er diese Weise:

Ein Fisch ging und zu Wunsche
Ein glühter ic.

76) Wie Handelschiffe mit Pelzen von Island nach Norwegen gingen, s. bei B. Scherer I. Bd. 77) Fischfang. Beryl, über die Fischer in der Apavate Sagur Dönnafrodr og Dismann verliert eine Weise in einem Island. Der II. G. 871. 78) Dismannur hießen bei den Isländern Männer, die von Osten nach Island kamen und insbesondere die Norweger.

74) Eigentlich gutes skáld (skáld gott) denn skáld ist generis neutrius. 75) Mann der Hirt (Leidwache, Postfahnd).

Dieser Giftstich (eitr-fäker) wird weiter in dichterischen Ausdrücken eine Schlange genannt, und aus dem Zusammenhange geht hervor, daß diese dichterischen Ausdrücke nicht bloß Umschreibung für Gift überhaupt sind, sondern unter der Schlange des Ängers der Pest⁷⁹⁾, d. h. des Wossfers, ein Tödt umschrieben wird. Eine Art desselben, welche man hrökkall nennt, wird für giftig gehalten. Schlangen sind auf Island nicht⁸⁰⁾. Aber vor dem Tode hegt man einen Abscheu wie vor den Schlangen⁸¹⁾. Der Tödt muß also in dieser Sage und dieser Weise auch die Stelle einer Schlange vertreten, und ihr Sinn ist: Der Hsinnann läßt Sigdwat'en eine Schlange genießen, damit er Weisheit erlange (vergl. den Art. Ofnir hier in dieser Erklärung). Man hat also diese Sage erfunden, um zu erklären, wodurch Sigdwat ein so großer Stalbe geworden. Um den Genuß der Schlange desto mehr hervorzuheben, läßt die Sage Olaf'en langsam in Luft wachen sein, d. h. langsam reisen. Die Wirkung des Genusses der Schlange macht dann plötzlich aus Sigdwat'en einen guten Stalben. Daß dieses der Sinn der Sage ist, geht daraus hervor, daß Snorri's Worte: Sigdwat var sennama skállu gott, Sigdwat ward bald (d. h. früh in seiner Jugend) ein gutes skállu (ein guter Dichter), in der Eingeklammert, wie wir sie jetzt haben, hinweggelassen werden, und dafür nach der Erzählung vom Genuße des giftigen Fisches oder der Schlange und der Weisheit, welche Sigdwat'en in den Mund gelegt wird, gesagt wird: Sigdwat var síðan skilur maður, Sigdwat ward seit der Zeit ein weiser Mann. Außer den Strophen, welche Snorri Sturluson (Cap. 47 u. 48 d. F., Cap. 55 u. 56 d. E. Schr.) im Betreff der Kämpfe zwischen dem Könige Olaf und dem Jarl Svein hat, theilt er auch (Cap. 42 d. F., Cap. 53 d. E. Schr.) aus dem Flokke⁸²⁾, der auf Kláug Bruslson gemacht ist, welcher bei dem Jarl Svein war, eine Halbstrophe mit, in welcher die Verbrennung der Stadt Nidaros durch den Jarl Svein verewigt ist. Aus dem Flokke, welchen der Stalbe Þorvaldson machte, als er in die Gewalt des Königs Olaf gekommen war und in Helsing saß, webt Snorri Sturluson (Cap. 43 d. F., Cap. 55 d. E. Schr.) drei Strophen ein. Auch sie sind geschichtlich merkwürdig, da der Stalbe bei dem Jarl Svein in der Schlacht war, und zeugen von des Stalben Treue, der, obwohl in des Siegers Haft liegend, doch seinen Holsfreunden nicht entsagte, unter welchen seit des Stalben Jugend der Jarl Svein, der Gegner Olaf Haraldson's, war. Im Betreff des Unrechts, welches Sigdwat dem Könige Olaf zu geben rief, hat Snorri Sturluson (Cap. 56 d. F., Cap. 58 d. E. Schr.) eine Halbstrophe von

Sigdwat. Durch den Tod des Jarls Svein und den Vergleich mit Erling Skjalgsson mit Olaf ward dessen Macht befestigt. Wol war der schwedische König Olaf noch darüber verdrießlich, daß er seinen Antheil von Norwegen verlor, aber er bewies seine feindselige Gesinnung nur gegen Einzelne von den Männern des norwegischen Königs; dieser übte Wieder Vergeltung, und die Unterthanen beider Könige litten durch Unterbrechung des Handels und durch einzelne Streifereien. Der Stalari⁸³⁾ Böden that deshalb den Vorschlag, Frieden zu schließen, und erhielt selbst das gefährliche Gewerbe, es bei dem schwedischen Könige zu versuchen. Der umständliche Bericht von der Feindschaft, womit die Unterhandlungen betritten wurden, bis der Edsmadr (Gesandte) Thorgnyr Thorgnysson durch sein Kraftwort den Ausgleich gab, sind sehr unterhaltend. Die Zuverlässigkeit dieser Darstellung kann, wie man⁸⁴⁾ annimmt, um so weniger bezweifelt werden, da Böden begleitet ward sowohl von dem Stalben Sigdwat, dessen Berse einen Theil der Ereignisse auf der Reise schildern, als auch von Hjaltri Skragason, dem eifrigen Ausbreiter des Christenthums auf Island. König Olaf hatte ihn beim nach Norwegen gerufen, und da er ein Freund von Böden, und überdies ein bereiteter und schlauer Mann war, ward ihm der heimliche Theil der Berichtigung übertragen, und nachdem er das Geschäft wohl ausgeführt, reiste er zurück nach Island. Hjaltri war verheirathet mit einer Tante von Zeit, dem Sohne Jelleifs, von dem Ari Frodi viele von seinen Nachrichten erhielt. Hjaltri's eigene Erzählung ist daher kaum mehr als durch einen Mund gegangen, bevor sie niedergeschrieben ward. Wir selbst schließen hieraus bloß, daß das Wesentlichste jener Unterhandlungen wahrscheinlich geschichtlich ist, wenigstens geschichtlich sein kann. Die Berse Sigdwat's belegen nur einen Theil der Ereignisse auf der Reise, die so umständlichen Unterhandlungen nicht selbst. Die Darstellung der feinen Unterhandlungen trägt ganz das Gepräge des Geistes, welcher sich in den übrigen ähnlichen Partien in Snorri's großem Geschichtswerke bekundet, und wir vermuthen daher, daß jene umständliche Darstellung erst ein Werk Snorri's ist. Dagegen schließt man aus der Überschrift des 67. Cap. in der Heimskringla: Upphaf Feigdarar sögu, Anbub der Saga (Geschichte) der Friedemachung, daß zu dieser die Grundlage der Berse Hjaltri's gewesen, und findet dieses dadurch bestätigt, daß die Berse Sigdwat's, und was damit in Verbindung steht, augenscheinlich sich aufweist als ein späterer Zusatz, welcher jedoch in dem Flateyjar Codex an die rechte Stelle in die Eingangs eingeschoben sei. So P. E. Müller. Jene Capitelsüberschrift berechtigt jedoch nicht, ein eigenes Geschichtswerk mit Sicherheit anzunehmen, welches jener Friedemachung gewidmet gewesen sei. Saga bedeutet nämlich nicht bloß ein Geschichtswerk, sondern Geschichte überhaupt. Wenn daher Jemand die Capitelsüberschrift übersetzte, und diese Übersetzung ist ganz rich-

79) Des Wollings, d. h. hier des Fisches überhaupt; der Anger des Fisches ist das Wasser. Über den Wollung auf Island s. Eise genannt f. Þorredow's zuverlässige Nachrichten von Island E. 244, 245. 80) Joh. Andersen, Nachrichten von Island. E. 106. Þorredow E. 275. 81) Þorredow a. a. D. Daß man den Tödt nicht ist, kommt wol auch daher, daß der eingeborne Isländer seine Speisen ohne Salz genießt (f. Andersen E. 116. Þorredow E. 377) und so der fette Tödt ungenießbar sein muß. 82) Nom. Flokke.

83) Aulao Magister. 84) So P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. B. der gr. Ausg. der Heimskringla. E. 293.

tig: Anfang der Geschichte der Friedensmachung; Niemand würde, dabei an ein briskeners Geschichtswert denken, ebenso wenig als bei Peringsklofs lateinischer Übertragung: De iniuria incrementaque pro incedenda pace; bei Gudmund Olafsson's schwedischer: Berättelse om Fredshandlens Öppnande; bei Schöning's lateinischer: Exordium narrationis de pace constituenda; bei Von Doffen dänischer Übersetzung: Der Begnner Fortgesetzte Fortsetzungen. Das 70. Capitel in der H. und das 70. d. E. Schr. der ersten Bearbeitung, vom Esten Eighwat handlind, ist nur scheinbar ein spätrres Einschleibsel, und steht nur scheinbar in einer unpassenden Stelle. Vielmehr ist es sehr künstlich hier erst eingeflochten, damit der Hörer oder Leser bei der umständlichen Erzählung von dem Gange der Friedensunterhandlung einen Ruhepunkt finde. Eighwat trat bei jenen noch nicht auf, und wir erfahren auch noch nicht, daß er die Riste mitgemacht hat. Das 71. Capitel beginnt: Einen Tag ging Hialki vor den König, und die Staden mit ihm. Durch den vorhergehenden Nachtrag vom Esten Eighwat erfahren wir, daß unter ihnen auch der Stalde Eighwat zu verstehen ist. Wären die Stropen des Stalden schon vorher eingeschoben worden, so wäre der Uebersicht des hauptsächlichsten geführt worden, was Wörn für die Friedensunterhandlung that. Hingeläng hat uns aber Enorri Sturleson schon mit dem Gange der Unterhandlungen bekannt gemacht, und nun erst weßt er als angenehmen unterhaltende Unterbrechung die Stropen ein, welcher Eighwat vor der Reise und auf der Reise durch Gautland sang. Diese Stropen selbst an sich sehr schätzenswerth haben doch keine Beziehung auf den Gang der Friedensunterhandlungen, und Enorri Sturleson weßt daher diese Partie von Eighwat und seinen Stropen mit richtigem Blick nur als Episode ein, da Eighwat auf dieser Gesandtschaftsreise nur eine ganz untergeordnete Rolle spielte, weshalb er auch nicht Gelegenheit gehabt, oder wenigstens sich nicht veranlaßt gefühlt hat, durch eine Strophe den Hauptgegenstand der Riste zu verewigen. Vorher bei Darstellung der Feindseligkeiten zwischen den Norwegern und Schweden heißt es am Schluß des 57. Capitels: Dess gibenst Eighwat, und folgt eine Strophe, deren Inhalt ist, daß König Olaf zwölf arngane Männer des Schwedenkönigs an den Salgen dängen ließ. Aber diese Strophe findet sich nur in der Ausgabe von Peringsklof und daraus in der großen Ausgabe, sonst in keiner Handschrift, welche diese benutzt; auch hat die Einzelschrift die Strophe nicht, und sie ist daher aller Wahrscheinlichkeit nach unecht und später erst verfaßt, und in das Enorri'sche Geschichtswert eingeschoben, ungerachtet sie sich den Ansich von Gleichzeitigkeit ihres Verfassers gibt, indem sie sagt: Ich sah treten auf Eigar's Rofte n. Aus der Riste, welche Brynolfse Utballi auf die Baden machte, welche ihm König Olaf gab, ist Cap. 60 d. H., Cap. 64 d. E. Schr. eine Stelle mitgeteilt: Der König gab mit ein Schwert und Buntaland n. Während der Friedensunterhandlungen suchte Olaf mit Grausamkeit das Christentum in

Norwegens Uppland einzuführen. Die fünf Kleinkönige, welche sich ihm widersetzen wollten, wurden überrennelt; den gefährlichsten von ihnen, Hraifon, wurden die Augen ausgehöhlet. Hraifon's Schicksale mußten den Isländern desto bekannter sein, da er zuletzt hinüber auf diese Eiland geführt ward, und hier seine drei letzten Lebensjahre zubrachte. Das Olaf die fünf Kleinkönige des Reichs beraubte, hat Ditar Schwanze (Cap. 74 d. H., Cap. 73 d. E. Schr.) durch drei Stropen verewigt. Von der Ermüdung Hraifon's erwähnt er dabei nicht. Sie ist aber nicht unwahrscheinlich, denn Olaf gefiel sich so sehr in seiner Grausamkeit, daß es der Stalde wagen durfte zu singen: Ihr seisset aber darauf das Wortrohr desfen, der nöthigst saß. Enorri erzählt, daß Olaf Gudbrand, den König von Dalar, die Zunge ausschneiden ließ. Nachdem Olaf hirtauf (Cap. 75 d. H., Cap. 74 d. E. Schr.) von Olaf's Brüdern gehandelt, wendet er sich (Cap. 76 d. H., Cap. 75 d. E. Schr.) wieder noch Schweden zu den Unterhandlungen, schickt jedoch als Einleitung eine lehrreiche Uebersicht darüber voraus, wie das Land in Schweden eingetheilt war, und wie in jedem Theile des Landes ein Lögthing (Gesetzgebung, gerichtliche Vollversammlung im Betreffe der Geseze) und ein Lögmaðr (Höfsherrmann) war, und dabst sich so den Weg zu dem Lögmann Thorgnyr, wilder bei den Friedensunterhandlungen den Ausschlag gab. Jener lehrreiche Uebersicht beginnt: In Swidhio war das alte Sitt n, so lange Heidentum dort war, daß Hauptopfer (höfoblot) sollte zu Uppland zu Go n sein: sollte (man) da opfern (blöia) zu Friden und Siege für seinen König, und sollten die Menschen dahin suchen n, durch das ganze Schwedenreich; sollte dort da auch sein das Thing aller Schweden (thing allra Swia). Dort war da auch Markt (markadr) und Kaufsammentum (kaupstefna), und eine Wode n; aber als das Christentum ward in Schweden, da ward doch dort gehalten Lögthing und Markt. Aber nun seitdem das Christentum war Afsitte in Schweden, aber die Könige nicht adhten (afnektu) zu sitzen zu Uppland, da ward der Markt verandert und gehabt zu Riktmesse (kyndilmessu); wird das gehalten alle Zeit seitdem, und gehabt nicht mehr als drei Tage n. Die berühmte Messe zu Upsala, welche Disting heißt, wird auch noch jetzt um diese Zeit gehalten

86) Der E. Schr. alte Landesfrite. 87) Für at Go dat die E. Schr. at goll vetrar, zu Go des Winters; nämlich Go hieß sowohl der Thorri, der Monat vom 22. Jan. bis 30. Febr., als auch die Go, der Monat vom 21. Febr. bis 22. März. Durch den Zusatz Go des Winters wird der Thorri bezeichnet, da mit der Go der Frühling anfieng. E. Finn-Negnessen, Specimen Calendarii Gentilis. p. 1039 sq. 88) Woden, doch ist wodia, fuden, fiedlicher, und bezieht sich hier zugleich auf die Gerichtsversammlung. 89) Der Wort (markadrinn) sagt die E. Schr. hinga. 90) Sie rchten nämlich uppland nicht mehr, während die heidnischen Könige an diesem Hauptfrie des Ostens stont ihren Wohnsitz gehabt hatten. 91) In der E. Schr. steht der Satz so: Ich Rand eine Wode der Markt, aber nun seitdem das Christentum war Afsitte, aber die Könige nicht adhten (afnektu) zu sitzen zu Uppland, da ward verandert der Markt und gehabt zu Riktmesse (kyndilmessu); wird das gehalten alle Zeit seitdem, aber nun gehabt nicht länger als drei Tage.

85) Brand oc Vastaland, ein Hof in Rygen.

ten, nämlich so, daß nach allgemeiner Sitte den Anfang derselben der Eintritt des Rollmonds bestimmt. Von dem Disarblót und dem allra Siva thing handelt Snorri aus Jünglingsaga Cap. 31 u. 33 (bei F. Richter, 1. Bd. S. 87, 95 u. 96). Ungeduldet das Thing in Upsala eine Heirat zwischen der Königs Tochter Ingigerd und dem Könige Olaf von Norwegen beschließen hatte, so wurde das doch durch den Haß des schwedischen Königs verhindert. Um die Sache zu beschleunigen, unternahm Eigwæt eine Reise zu dem gotländischen Jarl Ragnvald, welche der Stalde (Cap. 92 d. H., Cap. 88 d. G. Ehr.) durch schöne Strophen hervorruft hat. Von diesen Weisen sind vorzüglich die berühmten geworden, welche sich auf das Alfablót (Eisenopfer) der Benden in Gotthland beziehen. Die Folge von dieser Reise war, daß, da der schwedische König die Königs Tochter Ingigerd dem Könige Jarisliot von Helmgard verheiratet hatte, König Olaf Haraldsson auf Eigwæt's Anempfehlung einwilligte, die schöne Astrid, des schwedischen Königs ungeliebte Tochter, zu heirathen, welche gekommen war, den Jarl zu besuchen. Der Jarl führte die Königs Tochter sogleich zu ihm, und Ingigerd entzog den Jarl der Rache ihres Vaters dadurch, daß sie ihn mit sich nach Helmgard nahm. Durch die Furcht vor dem Jorne des schwedischen Königs Olaf ward ein anderer gotländischer Häuptling; der Legemadri auf Vestra-Gauland, Emundr af Skörrum (von Skaris) dazu gebracht, einen Aufbruch zu erregen, der damit endete, daß der schwedische König das Reich mit seinem Sohne theilen und mit dem norwegischen König einen Vergleich schließen mußte. Alles, was in diesen Begebenheiten Astrid's Ehe mit dem König Olaf angeht, steht in so naher Verbindung mit Eigwæt's Thätigkeit, und mit dem, was jeder Mensch in Norwegen wissen muß, daß man, wie man annimmt, an dessen Zuverlässigkeit nicht zweifeln kann. Die Geschichte des Ragnvalds Emund's dagegen stellt eine Etappenwiedergabe dar, von der nur das Endresultat Einfluß auf die Norweger hatte. Sie ist unterhaltend zu lesen, und wenn auch nicht an sich unglücklich, doch kaum frei von Zufallsmächtigkeiten⁹²⁾; denn das war doch ein wunderlicher Aufsat, daß von den drei wichtigsten Rathgebern des

schwedischen Königs der eine nicht sehen, der andere nicht sprechen, und der dritte nicht hören konnte. Im übrigen konnten, findet man bemerkt, die zwei isländischen Stalden, Sigor Swarti und Einar Swarti, die sich bei dem schwedischen Könige auszeichneten, und von welchen der letzte in Olaf's Dienste ging, ihren Rathslauten diese Nachrichten gebracht haben. Der Gang der Erzählung wird unterbrochen durch einige Nachrichten von der Verlobung der Ormneyar durch Nordmannen und eine ausführliche Darstellung der Streitigkeiten zwischen Ormneyar'sen Jarlen, welche zur Folge hatten, daß Olaf die Oberherrlichkeit über die Inseln erhielt. Wir haben von dieser Partie im Art. Orkneyingasaga in diesen Nachrichten gehandelt, und verweisen hierauf. Die nächst folgenden Begebenheiten enthalten theils Olaf's Bestrebungen, überall das Christenthum einzuführen, theils seine Streitigkeiten mit einzelnen Häuptlingen. Das das Erste anbelangt, trägt, wie man annimmt, die Erzählung an sich selbst hinlängliche Gründe für ihre Zuverlässigkeit, denn sie ist sowohl frei von allem Legendärartigen, welches sich in spätere Erzählungen eingemischt haben würde, als enthält auch noch überdies so manche, einzelne materielle Züge, die sich nicht erdichten lassen. So nach P. E. Müller. Wir hingegen schließen aus diesen materiellen Zügen gerade das Gegenbeil. Sie konnten sich als rein geschichtliche Überlieferung nicht leicht fortpflanzen, und wir breunnen an ihnen nicht die historische, sondern die poetische Wahrheit. Daß sich nichts Legendärartiges eingemischt findet, ist Snorri's kräftigster Acte zuzuschreiben. Den Inhalt eines Abtheils dieser Partie haben wir im Art. Olvir auf Eggia in diesen Nachrichten mitgetheilt. Das Betragen der zwei Großmänner Erling's Stalgeson's⁹³⁾ und Ei-

lassen, denn die ganze Hildergewuppe erscheint bei ihm aus einem so schaden Geste, daß es unmöglich auszuweichen, was der Geschichte und was der reinen Sage angehört. Das viertes der reinen Sage anheimfällt, zeigt schon die große Unmöglichkeit, z. B. der Jarl ging hinein in die Erde; darin war große Menschenkraft; dort soll auf dem höchsten ein alter Mann seinen Wunsch haben (ist) und seinen gleichgültigen; der Wort war so prächtigend, daß (er) auf dem Boden lag, und sich anstreckte über die ganze Brust; er war ein schöner und ansehender Mann. Der Jarl ging vor ihn, und grüßte ihn. Abgerufen empfing ihn wohl zc. Daß diese und andere ähnliche Unmöglichkeiten nicht aus geschichtlicher Überlieferung, sondern später aus der Phantasie des Erzählers geflossen ist, läßt sich mit Sicherheit daraus schließen, daß die Unmöglichkeit zu unwahrscheinlich sind, als daß man sie hätte geschichtlich überliefert sehen.

92) Snorri hat (Cap. 118 d. H., Cap. 107 d. G. Ehr.) eine Strophe von Eigwæt, in welcher Erling und Gudbrand von Dalsr verberichtet wird, und Cap. 129 d. H., Cap. 117 d. G. Ehr. eine Strophe von Arner Jarlssall, durch welche Strolch's Sohn bezeugt, daß Olaf die Häuser der Uppländer verbrannte. In der Primstingla wird sie eingetragen: daß gekrönt Arner Jarlssall, daß König Olaf gekrönt hatte auf dem Uppländer, in dem Wesen (quædibz) der er machte auf Doralid, seinen Bruder. Von die Strophe. Die Ginnstirkt hat dies: Daß gekrönt Arner Jarlssall. Von die Strophe. Von Arner hat Snorri auch in der Partie von der Sagen der Ormneyar (Cap. 59 d. H., Cap. 91 d. G. Ehr.) eine Halbstrophe und Cap. 106 d. H. eine andere, welche die Ginnstirkt nicht mittheilt, sowie auch aus der Strophe Drapa von Einar Swarti, welche die Primstingla Cap. 106 hat.

92) Wie P. E. Müller a. a. D. S. 294 vergl. Fr. Müllers Geschichte Schwedens. 1. Bd. S. 111, welchem auch mit Recht die Geschichte Olaf's des Schwefelkönigs, sowie sie in der Hauptquelle, in der Olaf's Saga Haraldsson, dargestellt wird, durch manche Inzesse und Erfindungen erweitert und verschönert zu sein scheint. Müllers sucht sich dadurch zu helfen, daß er bemerkt: So wie wir die Geschichte Olaf's des Schwefelkönigs nach Snorri, Olaf's Saga Haraldsson vorgetragen haben, enthält sie nichts Unwahrscheinliches, und sie wird auch durch einige Zeugnisse bei fremden Schriftschreibern, z. B. dem Reflor, in einzelnen Stellen bestätigt; allein so, wie sie in der Sage, die wir als Hauptquelle benutzten, dargestellt wird, scheint sie durch manche Inzesse und Erfindungen erweitert und verschönert zu sein. So Kap. 1. Zuerst, wie i. B. Dolin (Geschichte des Reichs Schweden aus den Schwedischen Urkunden durch Banzelsterns und Döhlner). 1. Bd. S. 479—489). Dieser (Gesch. der europäischen Staaten, herausgegeben von A. F. de Herren und F. A. Ukert. Geschichte Schwedens von E. G. Geijer 1. Bd. S. 123) helfen sich am besten dadurch, daß sie Snorri zum Theil selbst reden

ner's Landarstefir's gegen den König, sowie dessen Ver-
halten gegen die treulichen Håuplingar im Nordlande ist
auch mit Klarheit und Umständlichkeit erzählt. Die Is-
länder mußten desto genauer Nachrichten von diesen Be-
gebenheiten erhalten, da verschiedene Männer von des
Eulandes ansehnlichsten Geschlechtern sich eine Zeit lang
am norwegischen Königshofe aufhielten. Olaf hatte näm-
lich, um das Christenthum und sein Reich zu erweitern,
sehrsam gesuchte Verbindungen mit den Isländern. Denn
ansehnliches Volk kam mit Kaufmannschiffen nach Åhrand-
heim, und sie wurden in des Königs Hofe auf das Beste
empfangen; zu andern von den Håuplingar des Landes
sandte der König selbst Gaben; und diese Männer, ob-
schon sie auf die Unabhängigkeit ihres Staates sehr eifer-
füchtig waren, fanden doch großes Vergnügen daran, daß
sie auf dem Allthinge (der Verammlung aller Isländer)
die königlichen Gaben vorzeigen, und erzählen konnten, wie
ehrenvoll sie im Auslande empfangen worden waren, und
gibt für ihre Person gern in des Königs Dienst. Unter
denen, welche den König besuchten, nennt Snorri Thor-
stell Egjellsen, Alorleik Bollason, Thord Kolbeinson,
Thord Barfason, Thorgeir Svarðsson und Thormodr
Kolbrunnarstall Berselson. Da Olaf die Måchtigsten im
Landе gemounen zu haben glaubte, sendte er Thorarin
Nessulsson dahin, welcher auf dem Allthinge zuerst vor-
schlug, dem König Olaf das Euland (utaker, augen lie-
gende Eårne) zu überlassen, das vor dem Eysafjõrd
liegt, und Grimsøy genannt wird. Da dieser Vorschlag
durchgefallen war, nachdem der vorstichtige Einar⁹⁴⁾, der
Bruder Gudmund's der Måchtigen, bemerkt hatte, daß
Grimsøy ein Mannsbret gut ernåhren könne, lud Thora-
rinn des Landes Håuplingar ein, den König in Åhrand-
heim zu besuchen. Diese fanden es bedenklich, das Land
auf einmal zu verlassen, und sich in die Gewalt des
herrschaftlichen Königs zu geben, aber sie beschloßen doch
einige an ihrer Statt zu senden. Durch diese Veranlas-
sung war es, daß Steinn Skaptason Lõgðegumman's
Thorodd Snorri Snorra Godha, Gellir Sn Thorkells
Egjõllssonar, Egill Sn Sidhu-Halls Broðrir Thore-
steins, an Olaf's Hofe in seinem zehnten Regierungsjahre
(mutmaßlich im J. 1025) kamen, da, als König Knut
der Måchtige von Dånemark seine Unterhandlungen mit
den misvergnågten Norwegern begonnen hatte. Gellir
ward das nächste Jahr beitragsend mit dem Gebot an
die Isländer, daß sie die Gesche annehmen sollten, die er
den Menschen in Norwegen gesetht hatte, ihm aber von
ihrem Lande Thorgjalldi (die Strafgebel für erschlagene
Unterthanen, die Islånder) und Nesgildi (Roisfchazung,
Kopffsteuer), einen Pennig für jede Nase⁹⁵⁾ (Kopff),
einen solchen Pennig der zehn Ellen Wadhualls (grobes
wollenes Tuch) werth wåre, geben sollten. Die Islånder
verwarfen den Antrag (f. Cap. 146 d. H., Cap. 132 d.

E. Eår.). Die drei andern Islåndischen Botschafter wur-
den zu ihrem großen Bedruff als Geiseln zurückbehalten.
Einar konnte sich Ermåchtungen gegen den König nicht
enthalten, beides in gekundener und ungebundener Rede
(medh sundlausom ordhõm ok sunnfostom). Als
Einar aus den Reden des Königs erfuhr, daß diesem jenes
hinterbracht worden war, floh er aus des Königs Hofe
fort, und erlich Thorgeir'n, einen Boigr (Arnsdrhr⁹⁶⁾)
des Königs, der ihn daran beredern wollte, und begab
sich zu Ragubli, der Tochter Etings Eysafjõsson's, der
er vorher einen Dienst geleistet hatte. Sie bewog ihre
Blutsfreunde, sich der Sache Stein's so freistig anzuneh-
men, daß er Erlaubnis erhielt, Norwegen zu verlassen.
Thordr war so vordriesslich darüber, daß er sich wider
seinen Willen in König Olaf's Erfolge zu begeben ge-
zwungen sah, daß er sich freiwillig anbot, Gefährte dretz
sein zu wollen, welchen der König die gefährliche Reise
auftrag, in Jamtaland die Schatzung einzubehalten, welche
Kiste Thordr's (Cap. 151 d. H., Cap. 137 d. E. Eår.)
auf das Unmånliche beschreiben wird. Egill Eibuballs-
son begleitete Olaf'en auf der Hiezfahrt nach Dånemark,
wo er sich des Königs Erbitterung dadurch zugab, daß er
einigen Gefangenen die Freiheit gab⁹⁷⁾. Diese drei Gei-
seln aus Islånds ansehnlichsten Geschlechtern, die auf diese
Weise so thåtigen Antheil bei den Vergehensheiten in
ihren Regierungsjahren hatten, mußten hiervon genaue
Nachrichten zurück in ihr Vaterland bringen. Man fin-
det daher in dieses Königs Geschichte eine ziemlich genau
besetzte fundronisliche Ordnung, welche, wie Snorri (Cap.
189 d. H., Cap. 171 d. E. Eår.) selbst bezeugt, den
Untersuchungen des Priesters Ari des Kundigen zugeschie-
ben werden muß. Er sagt: König Olaf war da gewes-
en König über Norwegen 15 Winter mit dem Winter,
den er (und) Jarl Svein waren beide im Lande⁹⁸⁾, und
dem Winter (dem Jahre), von welchem nun einen Tu-
genblid erzählt worden ist, und da war über die Jõl
(Weihnachten) hinaus vergangen, als er seine Schiffe ver-
ließ, und ging aus das Land hinaus. Diese Grein⁹⁹⁾.

96) Wann des Beraths der eråndrenden Eracunginn, praesentis anoonas, curator. 97) In der Håsteyrætt und darauf
im 6. Bande der Fornmånna-Såger findet sich davon eine aus-
führliche Erzåhlung, nånlich der Thåtte Egiis Hållssonar ok
Tefs Valcutssonar, deren das, was Einar hat, wie p. 6.
Wåller (a. a. E. S. 297) annimmt, ein Auszug ist. 98) Im
Lande hat die Einschrift nicht. 99) Wie vordriesslich nicht
nicht, da greis mehrere Deutungen zulåßt, es bedeutet nånlich
necio, membrum, paragrapha, Abschnitt, Etich, Paragraph,
sententia, ratio, diviso, Meinung, Håndel, Unterschied. Daher
die obverwendeten Uebersågungen, so Prångfistich auf seine freie
Weise. Hanc regis Olavi acta in annales prius retulit Ar
sacerdos etc. Gudmund Olafsson: Thæss omstånðliçter, som
hår om Konung Olaf och hans Konungs wåde lufsdr-
er, hafver Ari Pri-åst, þann Wiso Thorgilsson aldursfræt bestr-
it etc. Jæn Gellir: Denno Beræging af hans Regjeringis Tid skref
først Fræsten Ar Thorgilssøn den Frode (eller Wis). Eåðr-
ating: Hanc regul ejus computationem nobis scripsit Arius Sa-
cerdos, Thorgili filius, Frodus c. sapiens dictus etc. Gellirson:
Hanc imperii ejus partem descripsit sacerdos Arius philo-
sophus Thorgili filius etc. Ungenien wichtig ist die Frage, ob unter

94) Einar's bror Snorri eine schone Rede in den Eund. Die
Einschrift liest Einar's auch ein Reich sagen, in welcher er
eråhlt, den König Grimsen besuclen. Sie findet sich aber nicht
im Cod. A und fehlt in den åbrigen Håndschriften, und ist, da
sie auch die Reimfångels nicht hat, ein spåterer Nachtrætz und
Einschleisch. 95) Wergs. f. Botschafter 1. Bd. S. 28.
X. Gærell. v. M. u. A. Dritte Section. VIII.

seines Königthums schrieb zuerst') der Priester Ari Thors-
gisson der Kunde (hinn Fródi), der beides war, wahr-
scheinlich'), erinnerlich') und so alter Mann, daß er sich
erinnerte derrer Menschen, und hatte Geschichten (sögur)
gehört von (hinn), daß sie waren so alt, daß für Al-
terssachen') sie konnten sich erinnern derrer Zeitungen'),
sowie er sie selbst') auf (in) seinen Büchern') geschrieben
hat, und nannte die Menschen dazu, von denen er die
Wissenschaft (fræði) genommen. Aber das ist Alvootts
Sagung (alldhyðo sögn), daß Olaf war 15 Winter
König über Noreg, bevor er stirbt; aber die, welche so sa-
gen, da zählen sie dem Jarl Einarum zum Reiche den
Winter, den er war zuletzt im Lande; indem Olaf war
hieraus 15 Winter König, sodas er lebte. Man sieht
aus dieser Stelle, wie sehr die Kunde der norwegischen
Geschichte auf dem großen Ealand, das von Norwegen
seine Bewohner erhalten, blühte. Nicht bloß der gelehrte
Ari hatte Forschungen angestellt. Auch im Volke lebte
die Kunde der norwegischen Geschichte. Die gleichzeitigen
Zutragnisse auf den Farapar sein, wie man annimmt,
nach der Jarvinga-Saga erzählt, oder richtiger abgeschie-
ben'). Aber noch wahrscheinlicher hat der Verfasser der
Jarvinga Saga diese Partie aus Enorri's Geschichts-
werke entlehnt. Eine andere schriftliche Quelle hat, wie
man annimmt, Enorri (Cap. 174 d. H., Cap. 160 d. E.
Schr.) benutzt, nämlich der Thätr af Haandhöll ok so-
num hans. Doch kann dieser eben so erst später nach
Enorri, in dieser Erweiterung, in welcher wir ihn jetzt
haben, verfaßt worden sein. Jedoch Andere nehmen das
Gegentheil an, nämlich daß der Thätr älter als Enorri
und vor den Zeiten Einar's oder wenigstens Halen des
Alten geschrieben sei'). Doch wenn er auch jünger als
Enorri sein sollte, so fällt er doch noch aller Wahrschein-

lichkeit nach dem 13. Jahrh. anheim. Es sind nämlich
nur innere Gründe, woraus man schließt, daß der Thätr
älter als Enorri sein müsse. Da die Sache selbst keine
wichtige Folge hatte, schließt man weiter, hätte Enorri
sie kaum erzählt, wenn er keine Rücksicht auf die aus-
sichtliche Erzählung genommen hätte. Doch war auf der
andern Seite das, was Enorri nur kurz erzählt hatte,
sehr ausführlicher, dieses zu einer ausführlicheren Erzählung
zu benutzen, und einzufügen. Für Enorri's kurze Er-
zählung, welche die Heimfelsga und der Cod. A der
Eingelsschrift hat, steht nämlich in den Handschriften H,
D, F, H, K, L und S der Eingelsschrift der Thätr,
und darnach abgedruckt im 5. Bd. der Fornmanna-Sö-
gur. S. 330—348.

Auch der Knut dem Mächtigen hielten sich verschiedene
Isländer auf. Wir haben bereits Stein, den Sohn des
isländischen Köpsumanns, genannt. Der Elste Sig-
wat besuchte Knut's Hof. Enorri hat (Cap. 140 d. H.,
Cap. 127 d. E. Schr.) eine Strophe, in welcher Sigwat
verewigt, wie der König Knut Bersin und Sigwat'en be-
schenkt hat, und eine andere geschichtlich sehr wichtige,
nämlich wie die Rüsken von Fisk, um Frieden zu erlos-
sen, ihre Häupter gebracht. Cap. 154 d. H., Cap. 140
d. E. Schr. hat Enorri eine Ganz- und eine Halb-
strophe von Sigwat, welche Olaf's des Dänen großes
Schiff Wlund (Wissant, eine Art wilder Dohle) dem
großen Schiff Ormr Olaf Tryggvasson's gleicheten, und
besingen, wie Olaf mit ihm von Noreg, und dann wider
von Süden fährt, nämlich als er im J. 1027 nach
Dänemark herbeifährt. Sigboat kam im Sommer 1027
von Rudo (Rouen), wohin er im J. 1026 eine Kaufahrt
gemacht, nach England. Sigboat machte den Fiod (kurz
Gedicht ohne Stief), welcher Vassalar-vior (Wes-
sen der Wessfahrt) genannt wurde, und von welchem
Enorri (Cap. 156 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) den
Anfang mittheilt. Den Urlaub, den er vom Könige Knut
erhielt, hat Sigboat in einer Weise (Cap. 156 d. H.,
Cap. 142 d. E. Schr.) verewigt. Von den zahlreichen
Weisen, welche Sigboat im Betreff der Herschaft des
Knut's und des Jarls Halen gegen den König Olaf un-
ternahm, theilt Enorri (Cap. 136 d. H., Cap. 142 d. E.
Schr.) mehr mit, so auch sechs Strophen aus der Knut's
Drapa von Sigboat und eine Strophe aus der Knut's
Drapa von Ditar Enorri") (i. das Räbere im Artikel
Knut's Drapa). Der Elste Sigboat lehrte von Eng-
land nach Norwegen an Olaf's Hof jurist. Dieser that
alles um Sigboat's Fodt gehört, und fragte ihn, ob er
sein Stallari zu sein gedächte, oder der Mann des Königs
Knut's geworden sei. Sigboat hatte aber die Auffode-
rung, in Knut's Dienst zu treten, nicht angenommen, da
er nur einem Herrn dienen wollte. Dieses und die Nach-
kehr des Stallari Sigboat an Olaf's Hof hat der Elste

greis bloß die Zeitrechnung zu verstehen, oder ein Abschnitt in
Olaf's Geschichte. Aus dem, was Enorri unmittelbar weiter be-
richtet, scheint nicht bloß die Zeitrechnung gemeint zu sein, sondern
auch Ari, wenn auch nicht so umständlich als Enorri, doch den
letzten Theil der Geschichte Olaf's dargelegt gehabt habe. Aus
dem aber, was später folgt, geht hervor, daß Enorri vorzüglich
nur in Beziehung auf Ari fast im Betreff der Zeitrechnung, sowie
er auch in den andern Stellen der Heimfelsga, wo er Ari an-
führt, sich auf dessen Zeitrechnung bezieht.

1) Kyrt, förderlich, daß die Eingelsschrift nicht. 2) Samu-
gull, verax, glaubwürdig. 3) Minnig, mässig, d. h. sich gut
erinnernd. 4) Wegen ihrer Alter. 5) Thau tidhöll, die
Zeitungen, d. h. die Zeitungsblätter in der Zeit; tidhöll, Erzählun-
gen, wie auch von umständlichen Nachrichten gebraucht, und dies
aus läßt sich schließen, daß Frislar Ari den letzten Theil von Olaf's
Geschichte dargelegt und nicht bloß die Zeitrechnung angegeben
hätte. 6) Hiesig hat die E. Schr. nicht. 7) d. einem be-
kann; der Widerspruch ist bemerkenswerth; sie leget, 1) daß Ari nicht
bloß seine Geschichte geschrieben, sondern auch noch andere geschicht-
liche Bücher, unter welchen, wie wir schließen müssen, eine Schrift
war über den letzten Theil von Olaf Haraldson's Lebensgeschichte.
Do Ari so benutzt war wichtiger Geschichte, nicht bloß Sagen, zu
schreiben, so mußte ihm ein bequemerer Gegenstand als letzte Ge-
schichte Olaf's des Heiligen sein, da er von diesem schwerer Nach-
richten haben mochte, als vom ersten Jarl. 8) So v. P. G.
Müller. Untersuchungen über Enorri's Quellen. S. 297 und
Sagabibliothek 1. Th. S. 185. 9) S. hies. Sagabibliothek
S. 24. S. 299, 300. Vergl. die Prosaform zum IV. Vol. der
Script. hist. Islandicor. p. X.

10) Nach dieser unmittelbar hat Enorri Cap. 160 d. H.,
Cap. 146 von Thord Svarta-skald (i. den Art. Olaf's Kirchdram)
hier in diesen Nachrichten. Nach dem was wir hier, daß Enorri
Cap. 168 d. H., Cap. 155 zwei Weisen hat, welche Worte von
Thidra, der Sohn des berühmten Ögmund's Skoldaspilars, sang
und die sich auf Jarl's Fodt im J. 1027 beziehen.

(Cap. 170 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) durch zwei Weifen¹¹⁾ verrührt. Cap. 171 d. H., Cap. 158 d. E. Schr. hat Enorri Stroppen von Eighwat, deren Segenstand ist, wie Dlaf's Feinde, namentlich der Jarl Håkon, das Volk und die Huskarlar (das Fußheer) des Königs Dlaf's durch Geld gewonnen, ihn zu ermorden; Cap. 172 d. H., Cap. 159 d. E. Schr., eine Strophe, in welcher sich der Skalde Eighwat zu Reihnachten ein von dem goldbesetzten Schwertem des Königs Eghatlammer erbittert; Cap. 178 d. H., Cap. 162 d. E. Schr. Stroppen, welche die Uebermacht des Königs Knut an Scharen und Schiffen handeln, und wie die Gefahr dadurch vermehrt wird, daß sich das Volk das bestechen lassen; Cap. 182 d. H., Cap. 166 d. E. Schr. wird von dem Skalden Adorarin Loftunga, einem Isländer seiner Abkunft nach, erzählt. Von seinem Riede Hofsadhlann (Hauptlösung), in welchem er den König Knut besang, wird das Stof mitgetheilt (s. den Art. Drápa), und von der Trögdraipa, einem Ueberschichte auf denselben König, welches dessen Röhren nach Norwegen befragt, ein Stiefabälk von sechs Stroppen, in welchem an der Spitze der erste Theil des Stiefs steht, Knute er und solar, Knute ist unter der Sonne solar ist Genitiv und wird nicht von aus regiert, sondern steht in grammatischer Verbindung mit dem andern Theile des Stiefs. Nach der Stalda E. 260 muß die Sentenz des Stiefs am Ende des Stiefabälks schließen. Dieses geschieht hier nicht, und man schließt daraus, daß hier, ungeachtet Enorri sagt, ok er thetta eine stiefabälk, und ist dieses ein Stiefabälk, doch der ganze Stiefabälk nicht mitgetheilt sei. Doch war die Anordnung der Stief sehr verschieden, und man suchte einen Ruhm in neuen Entfindungen dieser Anordnungen, so daß sich vermuthen läßt, daß vielleicht hier gegen die gewöhnliche Regel der übrige Theil des Stiefs nicht am Ende des Stiefabälks, sondern am Anfange des folgenden Stiefabälks gefunden habe. Eine Strophe von Halfredh Hareðsbólfi, welche sich auf die Unterwerfung Knut's, des Königs von Dänemark und England, bezieht, hat Enorri (Cap. 183 d. H., Cap. 167 d. E. Schr.). Reithliche Stroppen theilt Cap. 186 d. H., Cap. 169 d. E. Schr. aus dem Hefte mit, den Eighwat auf den Jarl Erlings Stialgblon, einen der mächtigsten Gegner Dlaf's, machte. Cap. 187 d. H., Cap. 169 d. E. Schr. sagt Enorri: Da als König Dlaf fuhr von der Schlacht derer (und) Erlings, segte er nordwärts durch den Sund, und war da viel vom Tage verlaufen. So sagen die Menschen, daß er da machte diese Weife: Lite mun hals hina hviti etc. Außer dieser¹²⁾ läßt die Einzelschrift auch noch eine folgen: Litt mun halrina hviti¹³⁾. Sehr merkwürdig ist, daß Enorri der

bloßen Sage zuschreibt, daß Dlaf diese Weife oder reithliche Weife gemacht. In der zweiten spätern Erweiterung der Olafs Saga Helga in den Handschriften der Einzelschrift und der Flatsjarðol erscheint Dlaf als ein liebreicher Sänger. Enorri will ihm nicht einmal eine Weife zuschreiben. Hieraus folgt, daß Dlaf den Geschichtsforschern gar nicht als Dichter bekannt war, und daß alle jene Weifen, welche Spätere ihm zuschreiben, die Gezeugnisse anderer als Dlaf's sind. Aus dem Gesange (quædafi), welchen Biarni Grullar-skáld (Skalde der Goldbraue, d. h. goldenen Augenbrauen) auf Kalf Arnason, einen der mächtigsten Gegner Dlaf's, machte, theilt Enorri Cap. 187 d. H., Cap. 169 d. E. Schr. 2. Bd. E. 11—18 zwei Stroppen, Cap. 194 d. H., Cap. 174 d. E. Schr. noch zwei andere aller Wahrscheinlichkeit nach auch aus demselben Riede mit, welche für Kalf Arnason's Geschichte wichtig sind. Cap. 192 d. H., Cap. 172 d. E. Schr. drei Stroppen von Eighwat, in welchen er Dlaf's des Dälen strengt Redtsprüche gegen Räuber und Diebe verrührt hat. Dem jungen Håkon, welcher des Königs Knut's Jarl in Norwegen ward, folgte unter andern Isländern einer mit Namen Jólull, der Sohn Bard's Jólulsson's aus Baydal. Jólull erhielt zu seinen den Willund (das Schiff, Namens Willant), das König Dlaf zuvor gehabt. Jólull machte da eine Weife, welche Enorri (Cap. 193 d. H., Cap. 173 d. E. Schr.) mittheilt. Nachmals ward Jólull vom Kriegeswilde des Königs Dlaf gefangen. Der König ließ ihn hinführen, daß er entpauert werden sollte. Als er den Dieb in der Luft saßen hörte, richtete er sein Haupt empor, der Dieb kam ihm in das Haupt. Da es eine Todesstunde war, ließ es der König dabei bewenden. Jólull sagte sich empor und machte da eine Weife, welche Enorri mittheilt. Hieraus starr er. Enorri erzählt es als Thatfache, ein Beweis, daß er es für wahrheitsähnlich hielt, und dieses ist ein anderer Beweis, wie fertig die Skalden im Dichten, auch im künstlichen Drottmätt waren, und wie geübt die Hörer waren, daß sie Verse, die sie nur einmal gehört, sogleich lassen konnten. Alle jene Weifen, auf welche wie oben hingedeutet haben, bilden wieder eine liebreiche Partie in der Geschichte Dlaf's. Die mittlere Geschichte dieses Königs ist ganz arm an Belegen von Lieberstellen. Sie hat nur (Cap. 129 d. H., Cap. 117 d. E. Schr.) eine einzige Lieberstelle von Amor Zarlasfald im Betreff dessen, wie Dlaf in den Uppland brennt, und Amor ist überdies kein gleichzeitiger Skalde, so daß Enorri gegen seine Gewohnheit aus Mangel an gleichzeitigen die Weife eines spätern Skalden hat benutzen müssen, ähnlich wie er in der Ynglingasaga genöthigt gewesen war, auch die Stroppen aus dem Ynglingatal von Thiodolf von Hvin zu benutzen, in welchen dieser Skalde auch die Ynglingensagen, welche längt vor ihm gelebt hatten (s. B. Bachstet, Enorri Thiodolf's Weifreife. 1. Bd. E. 40—45,

11) In Cod. E. der Einzelschrift findet sich noch eine dritte, nämlich: Kialh lásteth þiri, aber sie ist wahrscheinlich unechter und besteht in der Fornmanns-Sägar (T. IV. p. 375) sehr zweifelhaft bloß unter den Text gesetzt, weniger gelassen hingegen in Scripta Historica Islandorum (Vol. IV. p. 344) in den Text. 12) Die Handschriften B. II. und S. der E. Schr. haben sie nicht. 13) Cod. K. d. E. Schr., sowie auch die Heimskringla, haben diese zweite Strophe nicht. Doch hat Cod. A. d. H. die drei letzten

Zeilen dieser zweiten Strophe als die drei letzten Zeilen der ersten Strophe und läßt dafür die drei letzten Zeilen folgen, welche in der ersten oder in Beziehung auf die Heimskringla in der einzigen Strophe in Enorri's großem Geschichtswerke stehen.

47 — 55, 58 — 61, 63, 64, 71, 72, 75, 76, 80, 81, 83, 84, 87, 88, 91 — 93.) Am liberreichsten ist das Ende von Olafs Geschichte. Zwischen der von uns oben betrachteten Partie und dem Ende der Geschichte Olafs liegt aber eine Partie, in welcher sich keine Niederlage findet, nämlich in der von Olaf's Reise nach Garbarik (Rußland) und seinem Aufenhalte dorthin. Mehrere treue Männer begleiteten den landflüchtigen König nach Rußland; dort ward sein Sohn ausgezogen, der nochmals auf den Abzug kam. Man konnte daher, wie man annimmt, zuverlässiger Nachrichten von der Reise Olaf's nach Rußland nicht erlangen, nämlich im Ganzen. Die Nebenumstände dabei mögen wol meistens der reinen Sage angehören. Olaf's Zurückkehr, Einfall in Norwegen und Schlacht auf Stiklastad (Stikilsfjeld), sind solche Hauptbegebenheiten, welche sogleich erdacht werden mußten. Der Gang der denkwürdigen Schlacht ist mit Umständlichkeit und Klarheit erzählt. Olaf hatte drei isländische Skalden bei sich. Thormodr Kolbrunnarskald, Bersason, Einar Swarti, Gissur Gulbrunnarskald und Thorsfinn Munni. Enorri erzählt Cap. 218 d. G., Cap. 192 d. G. Schr.: So wird gesagt¹⁴⁾: als König Olaf sein Kriegsvolk in Schlachtlage stellte, da ordnete er Männer in die Schlüßburg¹⁵⁾, die halten sollten vor ihm die Schlacht,

und wählte dazu die Männer, welche die bestmutheten¹⁶⁾ waren. Dann rief er zu sich seine Skalden, und bat sie, in die Schlüßburg zu gehen. Sollte ihr, sagt der König, hier sein, und sehen die Zeitungen, die hier sich machen, ist auch da nicht Sagenbes¹⁷⁾ Saga (Geschichte) dazu¹⁸⁾, indem¹⁹⁾ ihr sollt davon sagen, und wissen (Kieder) machen. Hierüber nachher. Dort war da Thormodr Kolbrunnarskald und Gissur Gulbrunnarskald, der Pfleger Hofgarðs²⁰⁾ Refs und Thorsfinn Munni²¹⁾. Da sagte Thormodr zu Gissur: Stehen wir hier nicht so getöndelt, Kamerad²²⁾, daß nicht erlange der Skalde Eighvat seinen Raum, da, wenn er kommt, er wird sein wollen vor dem Könige, und nicht wird dem Könige anders gefallen. Der König hörte dieses und antwortete: Nicht bedarf²³⁾ Eighvat²⁴⁾ zu schneiden, obson er nicht hier sei (ist), oft ist er mir gefolgt, er wird nun beten für uns, und wird²⁵⁾ dessen noch allzeit bedürfen. Thormodr antwortete: Sein kann das, König, daß auch nun sein bedarf am meisten bedürftig, aber dünn würde es sein um die Fahnenkette, wenn alle deine Hirdmänner wären nun auf dem Romange²⁶⁾; war das auch wahr, daß wir redeten darüber²⁷⁾, daß keiner erhielt Raum vor Eighvat, obgleich²⁸⁾ (er) sprechen wollte mit²⁹⁾ Euch. Dann sprachen die Skalden unter sich, daß das würd³⁰⁾ wohl fallen, zu wissen einige Ermahnungsweisen (anminningarvæðir) um die Zeitungen, die da würden bald zur Hand sich fragen. Da sang Gissur: Skala ógladan nokk etc. Dann sang Thorsfinn Munni diese Verse: Röckr at regni miklo etc. Dann sang Thormodr: Ala thyrngja at eli etc. Diese Weisen nahmen (lernten) die Menschen da sogleich. Die Weisen enthalten Ermahnungen zu tapferm Streite. Man sieht, wie wohl Enorri geihan hat, an die Spitze des Capitels zu stellen: So wird gesagt. Die Skalden wußten zu gut, was sie zu thun hatten, als daß ihnen dieses der König hätte erst sagen sollen. Auch würden die Skalden in einem so wichtigen Augenblicke nicht gewagt haben, dem Könige ihren kleinlichen Reid über Eighvat's Günst³¹⁾ bieten zu lassen. Betrachten wir die Erzählung nicht als Geschichte, sondern als Sage, so hat sie einen schönen Sinn. Sie stellt uns recht anschaulich vor, welcher Verlust für die Geschichte es ist, daß der große Skalde Eighvat einer so denkwürdigen Schlacht nicht beizuohnt. Mit kritischem Sinne hat Enorri ihr auch das passendste Platz angewiesen. Er läßt sie nämlich nicht in den Gang der Ereignisse eingreifen, sondern gibt ihr eine Stelle zwischen den Ereignissen vor dem Schlachttag. Im Artikel Olafs Saga Tryggvasonar haben wir ein Beispiel gegeben, wie gut Enorri einer andern Sage den Platz nach der Erzählung der Schlacht der Jomsvikinger anwies. Hier weist er der

14) Auch er sagt ist eine wichtige Bemerkung. Sie zeigt, daß Enorri das, was er in diesem Capitel erzählt, nicht als Geschichte, sondern nur als Sage getreu lassen will. 15) Thá skipaði hann mennum í skjálburgar, das ist: Helmstücken; die Skalden, die hielten die Schlacht. 16) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 17) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 18) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 19) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 20) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 21) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 22) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 23) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 24) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 25) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 26) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 27) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 28) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 29) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 30) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht. 31) Thá skipaði hann skjálburgar; skjald ist: Kette, die Skalden, die hielten die Schlacht.

Die Krieger rüsteten
Die (Hieren) "Schlachten"
In der Schlacht "Worte".

(G. J. Bacher 2. Bd. S. 107.) Die dichterischen Penennamen oder kennungen sind für Schlüßburg: Skjalborg, wörtlich Hölle (Hölle), Roeser (Dach), Veget (Wand), Gold (Fahnenboden), nämlich letzteres, weil Brangar im Kampfe mit Thor an dem Schilde stand; ähnlich muß, wie aus den Versen, die in den Kennungen folgen, zu verstehen, ja Veget und Hölle Hölle hingestrichen werden, als Rand, welcher die Schlacht, d. h. der Ort, an der die Schlacht. Im Sigurdssage-Mal heißt es im Eingange: (aus der Hölle Erde) in Richtung auf Hölle, wo Brangar hielten ihren Sitz dabei: Da stand dort eine Schlüßburg (Skjalborg). Eighvat ging in die Schlüßburg (Skjalborgina) und sah, daß darin schiel ein Mensch mit allen Schmuckstücken. In der Hingestrichen-Sage (Cap. 25) heißt es bei Bezeichnung der großen Schlacht auf Fersamüll: Da lag König Olaf hinein in die Schlüßburg (Skjalborg) zu Hölle und erlag ihm dort und seine beiden Söhne z. S. das Vorbergehende und Folgende bei G. Bacher 1. Bd. S. 66.

a) Reinen, Hanten. b) Skjalborgit. c) Streiter, Krieger.

16) Best hugaði; nach der G. Schr. und dem Cod. A. des Helmstücken: Snarpestir, die Schürfen, Tapferen. 17) d. h. er braucht es nicht erst von Andern zu hören. 18) Der G. Schr. wie ihr davon sagen sollt. 19) Der G. Schr. dort war der Thormodr Kolbrunnarskald und Gissur Gulbrunnarskald und Thorsfinn Munni, sein Sohn, und der vierte Thorsfinn Munni. 20) Langmadr. 21) Äldre nach Rom. 22) Dife hat dies die G. Schr. 23) Der G. Schr. Bedurft.

Sage, damit sie desto besser als solche hervortrete, ihre Stelle schon vor dem Schlachttag an. Wir haben den Inhalt der Sage mitgetheilt, um zu zeigen, wie Unrecht die²⁴⁾ thun, welche sie als Geschichte behandeln, obgleich Snorri sie ausdrücklich als Sage bezeichnet, und ihr als solcher einen in den Gang der Ereignisse nicht einschneidenden Platz anweist. Sie ist auch darum so wichtig, weil sie uns Sigvat's Anekdote veranschaulicht, und dieses warum Snorri bei Sigvat's Gesang über diese Schlacht sagt: Sigvatr hafa þu nach der Geschichte des Aufstands (eplir upreistar sögu) gestellt (versetzt). Die Strophen, welche Snorri aus diesem Gesange, nämlich des Olaf's Erfidrapa hat, haben wir in diesem Artikel in diesen Nachträgen angegeben. Von Thormodr Kolbeinaeifald hat Snorri außer der oben genannten noch mehrere Weisen, nämlich Cap. 217 d. H., Cap. 191 d. G. Schr., eine, in welcher Thormodr auffodert, alles innerhalb Innen zu verbrennen, da das Volk beschloffen, den König der Krone mit den Waffen zu berauben. Als der Tag der Schlacht angebrochen, singt er auf des Königs Aufforderung dem Deere das alte Bjarkamal vor, und dieses ist der Anfang: Dagr er upp Koma, der Tag ist emporgelommen, und Snorri theilt Cap. 220 d. H., Cap. 194 d. G. Schr. zwei Strophen davon mit. Den Mannen gefiel der Gesang, und sie nannten ihn Håkarlahvát (Ermahnung der Reihewächter). Der König beschenkt den Skalden mit einem Goldringe, und der Skalde singt in einer Weise, welche Snorri mittheilt, daß er ooc den Knieen des Königs bleiben will, bis dieser die andern Skalden erlangt hat. Mit dem Bjarkamal soll Hjalti die schlafenden Krieger Hroff Kraki's geweckt haben. Man findet geschlossen: Olaf's Krieger konnten also den alten dänischen Gesang über das, was sich vier Jahrhunderte vorher mit den alten Königen von Hethra zugezogen hatte, und ungeachtet er an sich selbst eine üble Vorbedeutung enthielt, so waren sie doch damit zufrieden, weil es sie erinnerte, auf welche Weise die Mannen eines geliebten Königs für ihn streiten sollen bis in den Tod. Uns hingegen scheint die Vortragung des Bjarkamal durch Thormodr, sowie vieles andere auch in dieser Partie der Geschichte Olaf's, der reinen Sage anzugehören, und diese reine Sage läßt eben das Bjarkamal vor der Schlacht von Stikilafidr singen, weil dieses eine üble Vorbedeutung hatte. In der Wirklichkeit würde Thormodr nicht gewagt haben, ein Lied von solcher Vorbedeutung vorzutragen. Noch mehr gehet der reinen Sage an, daß die Entstehung des Bjarkamals an die Sage von Hroff Kraki geknüpft wird. Daß es ein alter Gesang war, lehrt, daß es schon zu Snorri's Zeit, Harknash das alte hieß, und dieser konnte daher keinen Anstoß nehmen, wenn es die Sage auch vor der Schlacht von Stikilafidr singen ließ. Sehr interessant ist die Vergleichung des einfach kräftigen Bjarkamal der Weisheit mit der verwaschenen Umschreibung desselben von Særo Grammaticus (Lib. II). Als Probe möge dienen, J. B.:

vekat ek yðr at vini
né et vika rönöm,
heldr vek ek yðr at hördhom
Hildar leik.
Ich weck euch nicht zum Weine
Noch zu Gesärdchen mit Reibe,
Bistmehr weck ich euch zum harten
Hilmar's Spiel.

Diese vier Zeilen hat Særo Grammaticus so erweitert:

Non ego virginis Juvos cognoscere Judo,
Nec timoris tractare genus, aut dulcis angilia
Ocella conferre, ut tunc adstringere māmā:
Non liquidum captare marum, temeraria fœdera
Foemen, at in niveis oculum jactare licetiss.
Evoco vas ad amara magis certamina Martis.
Bello opus est, nec amore levi: nihil hic quoque facit
Mollitudo curvis habet, res prœlia pœcit.

Særo's Arbeit ist also nicht einmal Umschreibung zu nennen, sondern erweiternde Bemäuerung und Vermischung alles nordischen Geistes, und namentlich hier Erhebung Dänischer Kriegerethik an die Stelle germanischer Züchtigkeit. Eine Weise, welche Olaf's Halbbruder, Harald, den Jener wegen seiner Jugend der Schlacht nicht beizubehalten lassen will, in den Mund gelegt wird, lehrt Snorri kritisch so ein: So sagen die Menschen, daß Harald sänge da diese Weise u. Er erlangt durch sie, daß er der Schlacht beizubehalten darf. Er wird sehr verwundet, und sich, als er geheilt worden war, nach Rußland. Was hierüber Snorri in der Heimkeirgla in der Harald's Saga Hardrada Cap. 1 u. 2 erzählt, ist in die Olaf's Saga als Einzelschrift Cap. 216 u. 217 aufgenommen, und zugleich auch eine Strophe aus der Drapa, welche der Skalde Thiodolf auf König Harald machte, und Sextesia genannt ist, und eine Strophe aus der Harald's Drapa von dem Skalden Bölvælf, und eine Halbstrophe, welche Harald selbst singt, und eine Halbstrophe des Arnor Jarlaskald von Ragnvald's Brudersohn's zehn Geschichten in Gardariki. Da das große Gemälde der gewaltigen Schlacht von Stikilafidr schon so reich ist, verliere ich Snorri sehr vornehmlich diese Partie für Harald's Saga Hardrada. Aber auch in der Olaf's Saga als Einzelschrift macht sie sich gut, und ist nichts dem entgegen, daß Snorri selbst sie in die Einzelschrift aufgenommen habe. Die Strophen der Olaf's Erfidrapa (s. d. Art.) sind die Hauptquellen bei Beschreibung der Schlacht von Stikilafidr. Außer diesen noch eine Strophe von Riddi Gullbrannralfd auf Ralf Arnason (Cap. 240 d. H., Cap. 211 d. G. Schr.) und drei Strophen von Thormodr (Cap. 246 u. 247 d. H., Cap. 218 d. G. Schr.), welcher Skalde selbst auch in der Schlacht tödlich verwundet ward, und eine Strophe von Hofgarðar Ræfr (Cap. 239 d. H., Cap. 211 d. G. Schr.). Aus dem Gesange (quoad), welchen Thorkarinn Festung auf Ewein Arnison machte, und der Guehung oder Gleslogns Quidna heißt, werden Cap. 240 u. 252 d. H., Cap. 223 u. 229 d. G. Schr. reichlich Strophen angeführt. Diese mitgetheilten Weisen beziehen sich zwar auch auf des Dänenkönigs Herrschaft in Norwegen, aber vorzüglich handeln sie von Olaf als dem Heiligen Gottes. Eine Strophe von Sigvat ist Cap. 240 d. H. und Cap.

²⁴⁾ Eilfr ist der größte Kritiker der nordischen Geschichtswerke, v. E. Müller a. a. D. S. 238, 239, behandelt die Sage als wirkliche Geschichte.

229 d. E. Schr. zum Belege eingewebt, daß dem todtten Olaf die Nägel und Haare wie einem Lebenden wuchsen. Nachdem Enorri davon gehandelt, wie die Heiligkeit des Königs Olaf auskam, spricht er noch Cap. 260 d. H., Cap. 232 d. E. Schr. von des Königs Olaf des Heiligen, wie er ihn sehr passend nun erst nennt, Alter und der Dauer seiner Regierungszeit, und theilt dabei eine Strophe von Eigsmat mit, und führt des Priesters Ari Zitrrechnung an, endlich gedenkt er der 20 Schlachten des Königs Olaf, und zum Belege führt er eine Strophe von Eigsmat an. Enorri in der Heimskringla schließt nach dieser Strophe die Geschichte Olafs, wiewol noch nicht ganz die Olafs Saga Helga selbst, auf diese Weise: Nun ist gesagt ein Theil der Geschichte (Saga) des Königs Olaf, von denen Zeitungen, die sich machten, so lange er Norwegen beherrschte, auch von seinem Falle, und dem, wodurch seine Heiligkeit auskam; aber nun soll das nicht niederliegen, wozin ihm doch die meiste Ehre (vegnaend) ist, zu sagen von seiner Wunderreichmachung (jarleigna gerda), obgleich dieses später geschrieben werde in diesem Bunde (nämlich in Enorri's großem Geschichtswerke, oder der Heimskringla, wo er die Wunder erzählt der Bischofe nach, bei welchen Gelegenheiten sie geschehen sind). Aus diesem Schlußse der Geschichte Olafs hier in der Olafs Saga Helga findet man vermuthet, Enorri habe gekannt solche Eddor (Geschichtswerke) von König Olaf, welche aus zwei Theilen bestanden, von denen der eine über Olafs irdische, der andere über seine himmlische Wirksamkeit handelte.²⁵⁾ Doch ebenso wahrscheinlich ist es, daß Enorri dabei an die Olafs Saga Helga als Einzelschrift dachte, welche er selbst, wie wir vermuthen, beabsichtigte. Die entsprechende Stelle in der Einzelschrift lautet (Cap. 232, 2. Bd. E. 114): Nun ist gesagt ein Theil der Geschichte (Saga) des Königs Olaf von den Zeitungen, die sich machten, so lange er Norwegen beherrschte, auch so von seinem Falle, um das, daß seine Heiligkeit auskam; oder nun soll das nicht niederliegen, wozin ihm doch die meiste Ehre ist, zu sagen von seiner Wunderreichmachung.²⁶⁾ Diese Stelle zeigt recht deutlich, daß die Olafs Saga Helga in der Einzelschrift später abgefaßt wurde als die in der Heimskringla. In diese postte sie ganz, in der Einzelschrift ist sie ziemlich müßig, und hätte wenn Olafs Geschichte in zwei Theile getheilt werden sollte, einen schicklicheren Platz weiter oben erhalten, nämlich schon bevor erzählt ward, wie Olafs Heiligkeit auskam, denn hierzu würden ja auch Wunderzeichen mit, indem die Nägel und das Haar des todtten Olaf noch fortwuchsen. Ja! die Olafs Saga Helga als Einzelschrift hat schon Cap. 230, 2. Bd. E. 110—112 das Wunder mit dem Schwerte des heiligen Olaf in Griechenland, welches sich erst zur Zeit Eindriffs des Jungen, also im 12. Jahre, zutrug (d. h. hier zugerechnet haben soll), und jene Stelle in Cap. 232, 2. Bd. E. 114, nach welcher sie nun erst von Olafs Wundung von Wunderzeichen reden will, erscheint also in der Olafs Saga

Helga als Einzelschrift höchst unpassend, und zeigt auf das Augenfällige, daß sie nicht in der Olafs Saga Helga, welche man vor Enorri's Zeit annimmt, geschrieben hat, sondern daß sie von Enorri für sein großes Geschichtswerk verfaßt, und dann von dem Abschreiber, welcher die Olafs Saga Helga als Einzelschrift aus dem großen Geschichtswerke abschreiben mußte, ungewandigt nur mit einer kleinen Veränderung mit abgeschrieben worden ist, während sie ebenso gut hätte ganz hinwegbleiben können, oder wenigstens ziemlich müßig ist. Da in Enorri's großem Geschichtswerke die einzelnen Eddor nicht abgeschlossen Ganze für sich bilden, so enthalten die letzten Capitel 261—265 noch das, was die Herrschaft des Königs Ewein in Norwegen betrifft, und das, wie eingeleitet wird, daß Magnus, Olaf des Heiligen Sohn, den Thron von Norwegen erbt. In dem, was Ewein's Geschichte betrifft, ist das Bedeutenste der Fall Tryggväs, des Sohnes Olafs Tryggvason's, und Enorri bringt (E. 263 d. H., E. 234 d. E. Schr.) zum Belege der Schlacht zwischen Tryggväs und Ewein zwei Strophen, eine aus dem Tryggväslokk und die andere aus dem Flokk, der auf den König Ewein gemacht war.²⁷⁾ Die Norweger wurden der Herrschaft der Dänen so müde, daß selbst die beiden Hauptgegner Olafs des Heiligen, Einar Thamsbarkeiser, nach Rugland riefen, und Olafs Sohn, Magnus, auf den Thron seines Vaters rufen. Enorri schließt seine Olafs Saga Helga in der Heimskringla mit der Erzählung, wie die nach Rugland gereiten norweger Männer des Magnus wurden, und wie dieser dem Kalten und den andern Männern, welche auf Ertillaft wider den König Olaf gewesen waren, Eiderkeit und volle Versöhnung schenkt, er sollte allen Eiderkeit leistend sein und aufständig,²⁸⁾ obgleich er in Norwegen erlangte Reich und Königthum; sollte er dann werden Pflugesohn (kottvorn) Kalf's Arnolofs, oder Kalf sollte schuldig sein, zu thun alle die Werke, durch die Magnusen deuchte sein Reich dann zu sein größer und freier, als zuvor. Enorri, welcher die norwegische Geschichte in ihrem Zusammenhange darstellen will, hat so, sehr passend, diese Partie, welche man dem düstern Anschein nach, aber in der Magnúsar Saga Góða hätte einrichten sollen, als Schluß in die Olafs Saga Helga aufgenommen, weil so das große Gemälde von der Empörung der Norweger gegen Olaf eine derübende Völbildung erhält, indem sie sich reuend über ihren Übergang zu Dänen Olaf's Sohne unterwerfen. Zugleich aber auch macht es gespannt auf die folgende Saga, nämlich begirig zu wissen, wie des jungen Königs Verthigungen werden in der Folge, worin er selbständiger wird, gehalten werden. Die Olafs Saga Helga als Einzelschrift that sehr passend auch diese Partie von der Herrschaft der Dänen und der Unterwerfung der Hauptgegner Olafs Haraldsson's unter dessen Sohne Magnus (Cap. 233—235). Da Magnus der Gute so

25) Cf. P. G. Mäster, Untersuchung über Enorri's Quellen, S. 501. 26) Frá jarleigna (gjörð) hans.

27) Die Strophen und die Darstellung von Tryggväs Rolle hat auch Enorri die große Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 232, 3. Bd. E. 54—55 einvernommen. 28) Veld Magnúsheim tryggð ok fella nast, ok feni svandegum, at hann skyldi vera thein öllum tryggð ok trir.

wird für seinen Vater that, und ihn als Heiligen mit einem Schrein und andern Dingen ausstattete, so führt die Dlaf's Saga Helga als Einzelschrift die Geschichte des Sohnes Dlaf's des Heiligen fort, und übereinstimmend mit dem, was die Magnúss Saga Góðha in Enneri's großem Geschichtswerke erzählt, fügt aber zweifachig vieles an, und hat auch nicht so viele Strophen. Sie hat welche Cap. 236 aus der Magnúss Drápa von Karl Arnorssólf über Magnúss' Fahrt aus Russland über Schweden nach Norwegen. Bei den Partien, welche sich insbesondere auf Dlaf's Heiligengeschichte beziehen, ist die Dlaf's Saga Helga, welche wir nun oben nähere Bezeichnung zu nennen, da nur allein die Einzelschrift darunter zu verstehen, ebenso umständlich als die Magnúss Saga Góðha in der Heimskringla, und hat auch die Strophen alle, so Cap. 237 (Cap. 11 der Magnúss Saga Góðha) von Dlaf's Ehezeiten und Heil, und Sigvat's beide Strophen darüber Capitel 238 (Cap. 9 der Magnúss Saga Góðha)⁷⁹ handelt von Sigvat's Pilgersfahrt nach Rom um Heimskehr nach Norwegen, und enthält eine Fülle Beispielen dieses Stils von seiner Ballfahrt, seinem Schmerz über Dlaf's Tod und dessen Heiligkeit, Capitel 239 (Cap. 12 der Magnúss Saga Góðha) von Thorer Hund, Cap. 240 (Cap. 13 d. M. S. G.) von der Erschlagung Thorer's aus Thiósta (Altdon), Cap. 241 (Cap. 13 d. M. S. G.) davon, wie Rannan bei Sigurd diesen erinnert, was Kaiser Arnason auf Skilfasköfde gesehen, und die Strophen, durch welche Thorgerd Stille den König zur Vaterstadt anspornet, Cap. 242 (Cap. 15 d. M. S. G.) von der Fahrt Kalf's Arnason's aus dem Lande nebst einer Strophe aus dem Kalfslokke des Bifren Gullbrannskald, Cap. 243 von den Veranlassungen, warum die Bänder (Bauern) gegen ihn murrten, etwas weniger umständlich als in der Magnúss Saga Góðha Cap. 16, dagegen wieder ganz gleich Cap. 244 mit Cap. 17 d. M. S. G. Sigvat's machte den Floß, den er nannte Beraðgla risor (Berafagels-Reisen, earmen libere loquentia), und hebt er sie zuerst um das (an), daß ihn deutete der König zu hart gegen die Bänder, und das, daß sie drohten, zu erheben Unfrieden wider den König, nun acht Strophen aus diesem Gesange, und dann Erzählung, wie der Magnúss auf diese Erinnerung die Geheile in Abrandheim gibt, die Grúgus (s. d. Art.) geheilen sind, und ein beliebiger König wird, Cap. 245—247 dann kürzer und ohne Strophe von den Mißlichkeiten zwischen dem Könige Magnúss dem Guten und dem Dänentönige Hårdha-Knut, von dem, wie nach dessen Tode Magnúss das Königthum in Norwegen nimmt, und nach Wendenland (Wendenland) fährt, und Jómaborg verbrannt, Cap. 248 dagegen ebenso umständlich, als die M. S. G., Cap. 27—29 von der Schlacht, welche König Magnúss von seinem Schwager Herzog Otto von Sachsen unterstützt, gegen ein unermessliches Heer von Wenden auf der Hysflogsbædi unsern von Feidabard gewinnt, und auch die beiden Strophen von Arnor Jarlaskald, denn diese um-

ständlichkeit erscheint gehörig gerechtfertigt, da in der Nacht vor der Schlacht der heilige Dlaf im Traume erscheint, und seinem Sohne Muth einflößt, sich vor dem großen Heere der Wenden nicht zu fürchten. Der König erstent sehr durch die Erzählung dieses Traumers seine Mannen, und man hört auch den Laut der Glöde, die König Dlaf der Clementliche zu Albasos gegeben hatte. Enneri sucht sonst alle legendenartigen Erzählungen, so viel als möglich zu vermeiden, aber er stand doch, was auch nicht war, ganz sehr seine Zeit erhaben, und ist auch ein so frommer Christ im Geiste des Mittelalters, als daß er an den Wundern des heiligen Dlaf hätte zweifeln sollen. Doch trägt er nur die allgemein glühigen als Geschichte vor, die andern bezeichnet er entweder als Sage oder hat sie gar nicht in sein großes Geschichtswerk aufgenommen. Ueberdies ist manches Wunder des heiligen Dlaf erst später in Enneri's Geschichtswerk eingeschoben worden. So hat Cod. E. 56. u. 57. Cap. der Harallds Saga Hårdrada nicht, und andere Handschriften andere von Wundern handelnde Capitel in den Sögur der Heimskringla nicht. Capitel 249 der Dlaf's Saga Helga (Cap. 56 u. 57 der Harallds Saga Hårdrada in der Heimskringla) handelt von den Kauffahrten des Guthorm's, des Sohnes Ketil's Kalf's, in Island, seinen Handels mit dem Irenkönige Ragad, und dessen Rath dadurch, daß Guthorm Gott und den heiligen König Dlaf seinen Blutsfreund um Rath anruft, Cap. 250 (Cap. der Hakonar Saga Hårdbreids) von dem wunderbaren Siege der Wäringar, welche dem Kaiser Apeljar⁸⁰ (Alexis) von Griechenland diemten, als dieser eine Heerfahrt nach Blakumannaland (Balschmannenland) unternahm, und auf Pexinawallir (den Gefilden der Pexinen, Paphlagonen) durch ein gewaltiges Heer der Heiden in der Schlacht so bedrängt wird, daß die Griechen flohen. Die 800 Wäringar vertheilen eine Kirche in Wiflagardh (Constantinopel) dem heiligen Dlaf zu Ehren zu rebanza, und richten nun unter den Heiden die furchtbarste Niederlage an. Was der Cod. K. der Dlaf's Saga Helga fügt hinzu, wie der König (Kaiser) nach seiner Heimkehr die von den Wäringern vertheilte Kirche der heiligen Jungfrau und dem heiligen Könige Dlaf bauen läßt, und die Wäringar große Schätze zur pachtigen Ausstattung der Kirche zusammenlegten, Cap. 251 (Cap. 59 der Harallds Saga Hårdrada) handelt von dem Großen in Dänemark, der das Dlaf's nicht heilig halten will, und blind wird. In der Heimskringla steht noch wahrscheinlich als späterer Zusatz: Seitdem ist die Dlaf'skirche (das Dlaf'sheil) allzeit gehalten worden in Dänemark. Diesen Zusatz haben in der Einzelschrift der Dlaf's Saga Helga bloß die Handschriften F, G u. S. Capitel 252 (Cap. 59 der Harallds Saga Hårdrada) ist gewidmet dem Wunder, das Dlaf der Heilige an einem Krüppel in der Dlaf'skirche zu London that. Der erste Theil von 258 (Cap. 37 d. M. S. G.) enthält Geschichten über König Magnúss, Eoborinn und Ragnvald, die Jarlar von Dikrup nebst einer Strophe

79) Wir verstehen darunter immer die Ennerische in der Heimskringla, nicht die in die Fornmannasögur T. VI.

80) Friedrich Kaiser A. Pros.

von Biörn Gullbrarssón, in Betreff des Aufenthalts Olafs' Armason's bei dem Jarl Thorfinn, und hat mit der Geschichte Olaf's des Heiligen zwei Zusammenhang: Ragnvald deutete sich zu haben zwei Theile der Lönbe, sowie Olaf der Heilige gab Krusin, seinem Vater, und Brusi gehabt hatte seine Tage über, und hat also keine Beziehung auf Olaf als Heiligen, sondern ist ein Rückblick auf seine politische Geschichte. Der zweite Theil des Capitels handelt davon, wie König Magnus und sein Nachfolger Harald Sigurdarson das Heiligtum Olaf's pflegten (vergl. Hakonar Saga Herdabreids, Cap. 15), und wie der heilige Olaf Harald'sen, als er auf Solundis (seht Yttre- und Indre-Sulen vor Sögn) im Traume erscheint, und die Weise singt: Gramr við fræyyr til fremdur. In der Heimskringla steht diese Weise, Cap. 85 der Harald's Saga Herdabreids. Cap. 254 der Olafs Saga Helga Cap. 6 der Olafs Saga Kyrra, handelt davon, wie König Olaf Kyrr in Vikaröð dem heiligen Olaf eine Kirche bauen läßt, und von den Wundern, die dabei geschehen. Capitel 255 (Cap. 7 der Olafs Saga Kyrra) ein Wunder, durch den Schrein des heiligen Olaf's, sieht aber im Cod. E, der Heimskringla (vergl. d. Art. Olafs Saga Kyrra hier in diesen Nachträgen). Capitel 256 u. 257 (Cap. 23 u. 24) Wunder mit dem Feuer-steinen zu Vikaröð und Heilung einer gichtkranken Frau. Aber in der Heimskringla ist es Olaf aus dem Codex genommen, welcher der Þringsliöld's Ausgabe zu Grunde liegt, also spätere Einschübel, sowie auch andere von den Wundern; hieraus erhebt, daß Enorri's Einschübeln im Ausnahme der Wunder des heiligen Olaf's sich sehr gemäsigt hatte, und die meisten derselben erst später in sein großes Geschichtswerk und die Olafs Saga Helga als Einschübeln geschoben wurden. Gleiche Bemerkung hatte er Cap. 258 d. E. Th. (Cap. 38 der Saga Sigurdi Jorsalafars, Eysteini ok Olafi mit dem Wunder des heiligen Olaf an einen jungen Dänen, den die Heiden fangen und nach Windland (Wendland), bringen. Das legendenartige Märchen hat in der Heimskringla nur Cod. B, mit welchem die Handschrift bezeichnet wird, welcher Þringsliöld folgte, welche aber nur in dessen Druck bei der großen Ausgabe benutzt werden konnte, so daß man nicht einmal weiß, ob nicht erst in neuerer Zeit diese, und die obigen Wundererzählungen aus den an Einschübeln reichen Handschriften der Emellschrift in die Heimskringla gekommen ist. Man muß annehmen, daß Enorri nur solche Wunder des heiligen Olaf in sein großes Geschichtswerk aufgenommen hatte, welche theils in den Gang der norwegischen Geschichte eingriffen, oder eingegriffen haben sollen, oder sonst sehr berühmt waren³¹⁾. Capitel 259 der Olafs Saga Helga handelt

von dem Wunder des heiligen Olaf an Kolbein, welchem Thora, die Mutter des Königs Sigurds, des Jerusalem'sahers, hatte die Jungfrau ausschneiden lassen nebst einer Strophe von Einarr Skúlason (s. d. Art. Olafs Drápa Helga No. B hier in diesen Nachträgen). In der Heimskringla in der Saga af Sigurdi Jorsalafara steht dasselbe, aber der Cod. D hat es nicht, wocaus sich mit Sicherheit schließen läßt, daß es erst später in Enorri's großes Geschichtswerk eingeschoben wurde ist. So auch das 24. Capitel seiner Saga af Sigurdi, Inga und Gylfein (Cap. 260 der Olafs Saga Helga) die Erzählung von dem Wunder des heiligen Olaf an dem von den Wendern gefangenen Haiden. Das 261. und letzte Capitel der Olafs Saga Helga im Cod. A handelt von Verflümmelung eines Priesters und Wiederherstellung desselben durch den heiligen Olaf. In der Heimskringla, Saga af Sigurdi, Inga ok Eysteini steht die Erzählung von den Wundern des Königs Olaf an dem Priester Rikard auch, aber nur im Cod. B und ist also ein spätere Einschübel. Neben mir alle diese und jene von dem Fernerher gemachten spätere Einschübel aus Enorri's großem Geschichtswerke heraus, so enthält es nur sehr wenig von Olaf's Wundern, und er übt zwar dabei meistens eine ganz gebrängte Darstellung aus. Herausgegeben ist die Olafs Saga Helga in der Uebersicht: A) in der Heimskringla; 1) von Þringsliöld. (1. Bb. S. 374—830); 2) von Schöningh, den ganzen zweiten Band der großen Ausgabe der Heimskringla füllend. B) Als Einschübeln in den von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen Fornmannasögur. 1. Bb. (Kopenhagen 1829). S. 1—386; 2. Bb. S. 1—154. Auch unter dem besondern Titel: Saga Olafs Konungs hins Helga; Eptir gömlom skinnbókum útgáfan, ad tilhlutum hins koningliga Norraena Fornraedha Felags. Fyrir Deild. Haupmannahöfn 1829. Sidhari Deild 1830. Zu Grunde liegt eine Handschrift, welche mit A bezeichnet ist. Man hat sie gewiß, weil sie mit Ausnahme des letzten Blattes vollständig, und die reichste war. Da aber dieser Reichtum, wie wir beiläufig gesehen haben, in spätere Einschübeln besteht, so ist sie zur Grundlegung nicht ganz passend. Auf der andern Seite haben auch die andern Handschriften viele Einschübeln, von welchen der Cod. A frei ist, so daß sehr leidetlich ist zu sehen, wie die Sagen, von welchen Enorri nichts hat, nach und nach in sein Geschichtswerk eingeschmuggelt worden sind. Bei der Ausgabe ist jedesmal bemerkt, was die übrigen Handschriften nicht haben. Es sind nämlich noch viele³²⁾ und bis auf eine sämtliche Pergamentcodices mit dem Cod. A verglichen, und ihre Varianten unter den

31) Zu einem solchen sehr berühmten Wunder, welche Enorri in sein großes Geschichtswerk aufgenommen hat, eher daß es in den Gang der norwegischen Geschichte eingriffen, rechnen viele das Wunder mit dem Schwerte des heil. Olaf in Oriskantland. Enorri, daß dieses in der Heimskringla in der Saga af Hakonar Herdabreids Cap. 21. S. 407, 408, die Olafs Saga Helga als Einschübeln hat es schon Cap. 230. 2. Bb. S. 110—123 unmittelbar nach der Glacings-Quisda. Über das Wunder mit Olaf's

Schwerte s. den Art. Olafs Drápa Helga No. B hier in diesen Nachträgen.

32) Nämlich außer dem A sind elf Nummern mit B, C, D, E, F (s. d. Plateyabök), G, H, I, K, L und S bezeichnet. Unter diesen elf Nummern haben sich drei fragmente. Herausgegeben ist also die Olafs Saga Helga als Einschübeln, die Handschrift, welche zu Grunde liegt worden ist, vor allen gerichtet, nach alter Pergamentcodices, einer Papierhandschrift und nach Druckbuch von drei Pergamenthandschriften.

Text geleitet worden. Die Handschrift, welche zu Grunde gelegt worden ist, ist kaum vor dem Ende des 14. oder Anfangs des 15. Jdhs. geschrieben, und ist dieselbe, welcher auch der Ausgabe der Olafs Saga Arngaddasonar in den Fornmann-Sögur zu Grunde liegt. Vorzüglich die Handschriften, von denen nur Bruchstücke auf uns gekommen, sind früher als der Cod. A. geschrieben⁵³⁾. Übersteht ist die Olafs Saga Helga A) Dänisch: 1) die in der Heimskringla; a) ziemlich frei⁵⁴⁾ von Peter Clausen's und herausgegeben von Olaf Worm in Snorre Sturlesens Norske Chronika (København. 1633 in 4.), und wider vom Buchdrucker Godeke im J. 1750 in 4. b) Von Jon Daaen, wobei die Clausen'sche Übersetzung, wo es anging, zu Grunde gelegt ist, im zweiten Bande der großen Ausgabe der Heimskringla. c) Von N. F. S. Grundtvig in Snorre Sturlesens Norges Konge Række forbandt m. d) Von Rafn, in der von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen Eddaordliste Sögur, 4. u. 5. Bd. B) Schwedisch in der Heimskringla von Gudmund Daaen. C) Lateinisch: 1) In der Heimskringla; a) von Perringhiold sehr frei. b) Besser von Schöning, aber durch zu große Eleganz, den nordischen Geist auch zu sehr vernachlässigend. 2) Als Einzelschrift von Böden Erlsson auch mit großem Fleiß, aber weniger elegant, und deshalb im Ganzen vorzuziehen im 4. u. 5. Bd. der Scripta Islandorum historica, auch unter dem besondern Titel: Historia Regis Olavi Sancti ex veteris sermone latine reddita et apparatus critico instructa, curante societate regia antiquitatum Septentrionalium. Pars prior. Opera et studio Sveinbjörns Egilssonii, collegae scholae Rosastadenae⁵⁵⁾ in Islandia. Hafniae 1833. Pars posterior 1833. Die Handschrift Fagurstimma stimmt in einigen einzelnen Stellen fast wörtlich mit Snorri überein, aber sie ist im Ganzen viel kürzer. Inzwischen daß dieser Godek verschiedene Aufsätze, z. B. Cap. 28, 168 einen profaischen Auszug von Eriks Dabastad's Banddræpa, einige Verse von Sigvat und Thórarinn Loftunga, und etwas ausführlichere Bemerkungen über die Regierung Eriks's Aufstufung, wo es heißt, daß Eriks ein schönes Auzere hatte, nicht übergeheimt war, sondern daß der Einfluß der Mutter ihn sehr verdirte. Sie erzählt auch Beschüßes über die Reise des Königs Knut nach Rom. An einigen Stellen weicht sie von Snorri's Bericht in kleinen Umständen ab, z. B. C. 39, 170. Sie setzt Hörðabotni's Aufstufung zum Könige in Dänemark früher und des Jarls Ulf darauf folgende

Erschlagung viel später. Hieraus folgert man⁵⁶⁾, daß der Verfasser der Handschrift auch nicht in der Lebensbeschreibung dieses Königs Snorri's Epitome haben könne, sondern im Gegentheil, daß Snorri wahrscheinlich diese Handschrift oder deren Quelle benutzt habe. Wir sind anderer Meinung, und nehmen aus triftigen Gründen im Voraussetz der Fagurstimma einen Epitomator des großen Geschichtswerks Snorri's an, der sich nicht streng an Snorri angeschlossen, sondern von ihm abwich, wenn er glaubte, daß er hierzu Gründe an einen Epitomator, der nicht bloß Snorri's Wort, sondern auch noch andere Schriften vor sich hatte. Wäre der Verfasser der Fagurstimma oder seine Hauptquelle früher als das Snorri'sche Geschichtswerk, so hätte man sehr unrecht gethan, wenn man die Fagurstimma nicht vor allem herausgegeben hätte. Den Gegensatz zur Fagurstimma macht die Flateyrbók⁵⁷⁾, jene gibt meist nur einen Auszug aus Snorri's Geschichtswerk, diese nimmt alle Sagen und alle Geschichten, welche einen auch nur entfernten Zusammenhang mit den Hauptgeschehnissen haben, in sich auf. Sie ist auch in der Olafs Saga Helga noch weit umfangreicher, als Snorri's Darstellung, sowohl dadurch, daß sie lange Episoden aufnimmt, als die Föðraedrasaga, den Tháur Eymundar ok Olafs konungs, den Tháur Styrbjarnar Svákappa, den Tháur Tóka Tókasonar, den Tháur Eindridh ok Erlings, von welchen manche kaum mit Olafs Leben in Verbindung stehen, als auch dadurch, daß sie viele kleine Sagen und verschiedene Begebenheiten hinzusetzt, welche sich bei Snorri nicht finden. Aber hiermit ist, wie man annimmt, noch nicht das genetische Verhältnis zwischen der Flateyrbók und der Heimskringla bestimmt, indem man auf der einen Seite bei jeder Hinzufügung in der Flateyrbók sich einen guten Grund denken kann, warum Snorri, auch wenn er die Erzählung gekannt, sie doch übergehen hat, entweder weil sie zu umständlich⁵⁸⁾ war, oder nicht zuverlässig, oder etwas enthielt, was mit der Anständigkeit stritt, welche Snorri in seinem Werke stets beobachtet. Auf der andern Seite kann man sich denken, und dieses ist, wie wir selbst mit triftigen Gründen annehmen, das Wahrscheinlichste, daß Snorri's einfacher Vortrag mit allerhand späteren Zusätzen ausgeschmückt ist. Nur an zwei Stellen, fährt man in der Untersuchung fort, könnte man Spuren zu finden schreien, daß die Darstellung im Flateyrbók später sei, als die Snorri's. Die eine ist, wo Sigvat's Verse über seine Fahrt nach Schweden in Gefährlichkeit mit dem Gallari Biden von Snorri angeführt werden, nach-

53) G. das Nähere über die Handschriften im Fornmål zur Ausgabe der Olafs Saga Helga als Einzelschrift. S. 1—26. Vergl. die lateinische Übersetzung in Scripta historica Islandorum de rebus veterum Boreallium latine reddita et apparatus critico instructa, curante societate regia antiquitatum Septentrionalium. Vol. IV. Historia Regis Olavi Sancti Pars prior p. VII—X. Über die Handschriften, nach welchen die Olafs Saga Helga in der Heimskringla herausgegeben ist, s. R. Baetzer, Snorre Sturlesens Vættir. I. Bd. S. CLXXIII—CLXXIII. 54) S. E. Otín. S. CLXXXII. 55) Rosastad war eine der Handschriften Snorre Sturlesens s. R. Baetzer a. a. O. XCIII.

56) G. a. R. Dritte Section. VIII.

57) P. G. Wælters, Untersuchung über Snorri's Quellen. S. 303. 58) Eine ausführliche Beschreibung der Flateyrbók findet sich im Fornmål zur Olafs Saga Helga in den Fornmann-Sögur p. 6—15. 58) S. auch P. G. Wælters S. 303, wo die zu große Umständlichkeit konnte für Snorri's kein Grund sein, sie hinzuzusetzen, da er nicht nur Wælters in umständlicher, sondern auch in gedrängter Darstellung ist, wenn es sein Zweck erforderte. Wælters dagegen und die ihm folgen nehmen Snorri's nicht sowohl als Dichter an, sondern bloß als einen, der die vorfindenen schon schriftlich vorhandenen Stoffe in ein Buch zusammenzufassen ist, und dabei nur ausschreift, was ihm nicht zweifelhaft scheint.

dem er Biörn's glückliche Ankunft zu den Schweden gemeldet (Cap. 70 d. H., Cap. 70 d. E. Schr.) hat; in der Flateyrbók ist sie dagegen, wie man nämlich ohne Grund annimmt, besonders in die Reihe selbst eingewebt, welches eine Verbesserung ausbleibt. Das andere ist, daß das Ende von der Geschichte der Erfinder (Orkneyinga-Saga), welche Snorri in der Lebensgeschichte Olafs des Heiligen aufgenommen hat, auch in der Flateyrbók sich findet, aber mit Hingeworfung des Eingangs (Cap. 99—102 d. H., Cap. 91 d. E. Schr.), welcher die ältere Geschichte der Delnape betrifft. Auf der andern Seite wird es, wie man annimmt, von der ganzen Beschaffenheit der Flateyrbók wahrscheinlich gemacht, daß auch nicht in dem Theile derselben, welche Olafs des Heiligen Geschichte angeht, Snorri's Werk zu Grunde gelegt ist. So nach P. E. Müller. Nach unserer Ansicht dagegen liegt der Olafs Saga Helga in der Flateyrbók die Snorri'sche Arbeit zu Grunde, nämlich seine Arbeit in der Eingskrift, wie wir sie oben betrachtet haben. Diese Eingskrift hat der Verfasser der Flateyrbók so erweitert, wie sie sich in dieser großen Sammlung findet. Folgendes findet auch P. E. Müller unabweislich, daß nämlich der Priester Jon Thordarson, der gegen das Ende des 14. Jahrhunderts die Flateyrbók verfertigte, die Geschichte Olafs des Heiligen auf dieselbe Weise behandelt hat, als die Geschichte Olafs Trygvason's, indem er sie vergrößerte durch eine Menge größerer und kleinerer Erzählungen, welche eingeschoben wurden, wo Anlaß dazu zu sein schien; aber diese Stücke, welche dieweil ihre eignen kleinen Einleitungen haben, unterscheiden sich kenntlich genug von den vielen Zusätzen, welche in der Erzählungen eignen Gang eingewebt sind; und gleichwie wir die in der Geschichte Olafs Trygvason's die später eingeschobenen Epistoden von Eddvick und Gundi's zusammenhängender Erzählung unterscheiden, welche ausführlicher als die Snorri's war, so scheint man sich veranlaßt zu derselben Verfahungsart bei Beurtheilung der Olafs Saga Helga. Die nemige Sorgfalt, mit welcher der gepannte Priester die Epistoden mit der übrigen Geschichte zu verbinden wußte, beweist hinlänglich, daß er es wenigstens nicht war, der auf diese Weise die Schülterungen ausgemalt und die Gespräche verlängert hat. So nach P. E. Müller, welcher daraus beweisen will, daß Olafs des Heiligen Lebensgeschichte in den Flateyrbók von Snorri unabhängig ist. Diese Ausmalungen und diese Erweiterungen der Gespräche schreiben wir allerdings auch nicht dem Priester Jon Thordarson zu, sondern sie sind nach unserer Ansicht Werke der verschiedenen Abschreiber der Olafs Saga als Eingskrift, ähnlich wie sich z. B. in Deutschland die Abschreiber der deutschen Geschichte des Mittelalters erlaubten, Parien, welche ihnen besonders gefielen, weiter auszufühnen¹⁹⁾. Gelaubte man sich dieses schon in Berlin, wie viel leichter noch in

Prosa. Daß die Olafs Saga Helga von der Flateyrbók von Snorri unabhängig sei, schließt Müller auch daraus, daß sich in der Flateyrbók nicht bloss Zusätze zu Snorri's Berichten finden, sondern auch Abweichungen von denselben. Olafs' zehntes Regierungsjahr nach Snorri Cap. 129 S. 198 der Heimskringla, Cap. 119. 1. Bd. S. 273 ist in der Col. 434 der Flateyrbók (sowie auch schon im Cod. C. der Eingskrift aus dem Anfange des 14. Jahrh.) das eilfte geworden, und das dreizehnte bei Snorri Cap. 136 S. 232 d. H., Cap. 132 d. E. Schr., in der Flateyrbók (Col. 434) das zehnte. Die Cod. C, D und L der Eingskrift haben das achte. Man mußte also annehmen, daß nicht einmal die Handschriften der Eingskrift aus einer Quelle geflossen seien. Wir schließen daher hieraus nur, daß die Verfasser der Flateyrbók nicht streng Abschreiber waren, sondern sich Abweichungen erlaubten, wenn sie solche für gut fanden. Einer der Gründe, aus welchen Müller die Flateyrbók als unabhängig von Snorri annimmt, ist auch: Die Flateyrbók läßt (Col. 498) Athormod's Kolbrunnarstofið sich zu Dag bringessen hören. Snorri (Cap. 247. S. 378 der Heimskringla, Cap. 218. 2. Bd. S. 93 d. E. Schr.) erzählt, wie Athormod an den Brunnen steht, und sagt dann und schließt (es) da von Athormod's zu sagen. Durch diese Bemerkung deutet Snorri, da bei ihm nichts Nützliches ist, aller Wahrscheinlichkeit nach auf jene Sage hin, nach welcher Athormod mit dem Leben davon kommt. Aus diesen und den übrigen Abweichungen schließen wir, daß sich der Verfasser der Flateyrbók nicht völlig unabhängig von Snorri zeigt, nehmen aber, da sie auch so vieles von Snorri's Arbeit enthält, mit Sicherheit an, daß der Olafs Saga Helga in der Flateyrbók die Snorri'sche Olafs Saga Helga im Ganzen zu Grunde liegt, und zwar die Eingskrift dieser Lebensgeschichte, welche wir oben betrachtet haben. Im zweiten Theile der Eingskrift der Olafs Saga Helga finden sich herausgegeben S. 155 fg.: Vldhrmukar vidh Olafs saga helga, er hin handritin hafa helztu umfram adhal-skinnbokina, und zwar A) fünf Capitel, welche die Flateyrbók nach dem 34. Cap. des Cod. A einfügt, und von denen die beiden letzten sich zwar auch im 36. u. 37. des Cod. A finden, aber nicht in so ausführlicher Darstellung. 1) König Olaf kam nach England und gewann Londonborg. S. 155—157. 2) Von den Gesprächen des Knuts und Hilfos's Eigrud. S. 158—160. 3) Wón des Königs Olaf fährt nach Hallsfjörð. S. 160—162. 4) König Olaf erlegte eine Margry (Weirvifin). S. 162—164. 5) König Olaf erlangt den Ober in dem Walde. S. 164 u. 165. Die Herausgeber und Übersetzer nehmen an, daß Cod. A von beiden Mährchen einen Auszug gebe; und schenkt die Flateyrbók dieselbe eine erst später erweiterte Darstellung zu liefern. B) Nach dem 37. Cap. im Cod. A fügt die Flateyrbók einen Theil eines Capitels und zwei Capiteln ein. 1) Wie König Olaf in England in Audhafurda

19) Man s. z. B. Paremann's von der Vor. Der arme Heinrich. Aus der krossungischen und ostslavischen Handschrift, herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm (Berlin 1815), wo die slavische Handschrift häufig wider an Stellen (z. B. C. 42, 82, 85, 94, 99, 109, 104, 217, 120, 151, 432, aber

noch ist sie auch einmal kürzer, nämlich S. 50. Ähnlich muß man schließen, verfahren auch die Handschriftenverfertiger des Norbans.

die 16. Schlacht, und dann westlich in dem Lande, in der Städte, wo es auf Balland *) heißt, die 17. hat, und dann nach Auströng (Hesegent, insbesondere Estland, Estland und Kurland) fährt, und nun kommt eine Erzählung von einer Späkonä (Weissageweib). Diese Erzählung steht in der von uns oben betrachteten Einzelschrift Cap. 23. 1. Bb. S. 46. In der Heimskringla findet sie sich nicht, und gibt sich auch als ein späteres Einschleift kund; sowie auch die darauf folgenden Cap. 29 u. 30. S. 46—48, welche auch mehrfachen Inhalts sind, und sich in der Heimskringla nicht finden. 2) König Olaf machte den Königsbund und kam so fort, S. 166—168. 3) König Olaf fuhr gegen den Jarl Svein, S. 168 u. 169. C) Die Flateyrbók fügt dieses Stück hinein in das 55. Cap. des Cod. A nach den Worten auf der Seite 97: ok þjuggust vel um, enthält einen Zusatz zu der Beschreibung der Schlacht von Nes, S. 169 u. 170. D) Aus der Flateyrbók die Stelle, wo Styrmir angeführt, und eine Strophe angeblich von Sigvat angebracht ist, wovon wir oben gehandelt haben. E) Ein Stück, welches die Flateyrbók zwischen Cap. 88 u. 89 des Cod. A einfügt: Dithin kam sich als solcher vorgehend und mit Belirgeren zu König Olaf S. 171—172. F) Ein Stück, welches die Codices H, K und S. dem 100. Cap. des Cod. A. S. 260 nach den Worten beidseitig at gunga á hönd Olafi konungi einfügen. In der Flateyrbók steht es im Anhang, welcher angeblich aus einer Lifslaga Olafa hina Helga von Styrmir genommen ist; enthält wie Olaf Swarti ein Minnelied (nannsaungsdrápa) auf Astrid, die Tochter des Schwedenkönigs Olaf, gemacht hat, und deshalb vom König Olaf Paratibson ins Gefängnis geworfen wird, und nun folgen mehr Auftritte, in welchen Olaf Swarti, Sigvat und auch König Olaf selbst Wiesen singen (S. 173—178), von der ganzen Erzählung hat Snorri nicht eine Andeutung, und von den vielen Weisen nicht eine einzige. H) Ein Stück, welches die Cod. L. und K. zwischen 117 und 118 des Cod. A einfügen. Die Flateyrbók schiebt es erst dem 85. Cap. des Cod. A ein und stellt es *) in dem sogenannten Styrmir'schen Anhange an die Spitze des 6. Cap.; Cod. H schiebt es dem 119. Cap. des Cod. A voraus, enthält seine Sage von König Olaf und Sigvat und eine Weise, welche dieser gesungen haben soll. I) Ein Stück, welches Cod. L. nach dem 134. Cap. im Cod. A einfügt, handelt von der Prachtvolle Stein's hin Prudi (Elegans) S. 180, 181. K) Ein Capitell, welches Cod. H nach dem 134. Cap. des Cod. A und Cod. K nach dem 129. Cap. des Cod. A eingefügt. In der Flateyrbók bildet es, das vorletzte Ca-

pitel des sogenannten Styrmir'schen Anhanges und in geräugterer Darstellung. Es handelt davon, wie König Olaf das Volk an einem Festtage überlegt, damit es in die Kirche zu Nidaros gehen konnte, da der Hähmann gegangen war, die Weise zu hören, S. 181, 182. L) Ein Capitell, welches Cod. L. nach dem 163. Cap. des Cod. A einfügt. In der Flateyrbók steht es weißläufiger zwischen Cap. 88 und 89, ist gewidmet dem angesehenen Manne Sigurd Alfson S. 182—186. M) Drei Capitell, welches die Flateyrbók zwischen dem 157. und 158. Cap. des Cod. A einsetzt: 1) Der König redete mit einem Bischof gemeiner Abkunft (konunge talsdhi vidh biskupar) S. 186, 187; 2) Björn empfängt Geld von den Erbmännern Knut's S. 187—189; 3) Björn kommt zu König Olaf, S. 189, 190. N) Ein Capitell, welches die Flateyrbók nach dem 161. Cap. des Cod. A einfügt, erzählt, wie Olaf Knut's Erbmänner, welche sich unter die Lendir Mann (beschnitten Männer, Erbmänner) vertheilen, zwar gefangen bekommt, aber im Frieden entläßt. O) Ein Capitell, welches Cod. L. nach dem 177. Cap. des Cod. A, und die Cod. K und H nach dem 127. Cap. des Cod. A, und die Flateyrbók nach dem 90. Cap. des Cod. A einsetzt. Dem. Die Flateyrbók hat es in etwas kürzerer Darstellung. Es handelt von der Heirat des Königs Knut, S. 191—195. P) Ein Capitell, welches der Cod. L. nach dem 178. Cap. des Cod. A und die Cod. B, D, H und K, und die Flateyrbók nach dem 179. Capitell des Cod. A einsetzt, erzählt von dem, wie König Olaf große Schatzmännig trug. Q) Ein Capitell, welches die Flateyrbók anstatt des 185. Cap. des Cod. A hat. Letzteres hat nämlich nichts Wunderbares, sondern Snorri handelt einfach davon, wie das Kriegsvolk des Schwedenkönigs zum König Olaf steht. Die Flateyrbók schmückt diese Perreife mit einem Wunder aus und mit einem Gespräch zwischen dem König Olaf und dem Bischofe Sigurd. R) Ein Capitell, welches die Flateyrbók zwischen dem 169. und 190. Cap. des Cod. A einsetzt, handelt vom Zusammenreffen des Königs Olaf und Ralf Amoson's, S. 197, 198. S) Ein Capitell, welches der Cod. K nach dem 189. Cap. des Cod. A und die Flateyrbók nach dem 191. Cap. des Cod. A einsetzt, erzählt, wie Wein aus Wasser ward, S. 199, 200. T) Ein Capitell, welches die Flateyrbók nach dem Cap. 192 des Cod. A hat, anstatt dessen zum Besten gibt, was im Cod. A. von den Worten auf S. 194 des 1. Bandes: Loftunadhi Atteidur spakdiga eptir, bis zu den Worten auf S. 196: Ok kom that upp at tall theirra hat. Schon im Cod. A findet sich erweitert und ausgeschmückt, was in der Heimskringla Cap. 94 von dem Feste der Hochzeit des Königs Olaf erzählt wird, und Olaf singt eine Weise, von welcher Snorri nichts weiß. In der Flateyrbók singt Olaf diese Weise etwas verändert, und noch eine dazu. Sie preisen ihn geredet. Wären sie edel, so erwidern wir zu dem königlichen Minnefänger des Nordens, Harald Hortradi *).

*) Hier also Wollte (Worte), ein deutliches Zeichen, daß es ein späteres Einschleift ist. In Snorri's Zeit nannten die Norweger Olaf's Breidland, Wolland, aber nicht Breidmann über Olaf, und verbanden unter Wolland (Wollan, Bragfreid) i. B. 2. B. 9, 10. 41) Nämlich so weit es auch der Cod. A hat. Die Flateyrbók weicht nämlich an drei Stellen auch nach der Ordnung, welche in dem sogenannten Styrmir'schen Anhange und Cod. H steht, und in der Ausgabe 2. Bb. S. 179, 180 unter den Text gesetzt ist:

42) S. besten Weisen bei Snorri, Heimskringla, Sage von

nach einem andern, nämlich dem König Olaf den Heiligen. Auf obige sind noch theils größere, theils kleinere Stücke aus der Flateyrbók und den verschiedenen andern Handschriften S. 201—225 herausgegeben. Stellen und Partien, welche sich im Cod. A größtentheils gar nicht, theils etwas anders gestaltet finden. Wie führen sie, ungeachtet auch ihre Betrachtung sehr lehrreich sein würde, hier nicht besonders auf, und beschränken sich durch die Stellen und Stücke, welche wir besonders angegeben, genügt zu haben, wie sehr die Irrer, welche annehmen, Snorri's Arbeit habe nicht im Sammeln zu seinem Geschichtswerke und Abfassen desselben, sondern bloß im Ausschreiben dessen-bessenden, was er aus einem schon in ganzer Vollständigkeit vor ihm liegenden Geschichtswerke nicht habe aufnehmen wollen. Selbst der Cod. A hat viele Einschübel, welche sich in der Heimskringla nicht, und einige, welche sich auch in den andern Handschriften der Einzellchrift nicht finden. Diese Handschriften haben dagegen wieder viele Einschübel und Zusätze, welche der Cod. A nicht hat. Mehrere dieser Einschübel stehen in den verschiedenen Handschriften an verschiedenen Stellen. Aus allem diesem läßt sich schließen, daß diese Dinge noch und nach von den verschiedenen Abschreibern in Snorri's Arbeit eingeschoben worden sind, und daß Snorri nicht eine große Urfrage vor sich gehabt habe, in welcher alle diese Dinge gestanden, und er sie in seiner Arbeit nur ausgeschoben habe. Wäre eine so große Urfrage vorhanden gewesen, so müßten die verschiedenen Handschriften der Einzellchrift sämtlich sämtliche Einschübel und Zusätze darbieten und sie an einer und derselben Stelle haben. Zusätze nennen wir hier die Hinzufügungen, welche die Flateyrbók und andere Handschriften an dem Ende der ganzen Olaf's Saga Helga haben, und da stehen, wo Cod. A schon geschlossen hat. Vorzüglich Erzählungen von Wundern sind noch hinzugesetzt worden. S. 225—242 ist der sogenannte Styrmir'sche Anhang herausgegeben worden, doch nicht in seiner Vollständigkeit, nämlich die Stücke, welche außer der Flateyrbók auch andere Handschriften hatten und aus ihnen weiter oben herausgegeben sind, werden hier nicht noch einmal besonders wiederholt. „Außen merkwürdig ist der Eingang zu diesem Anhang: Diese kleinen Artikel (thessir, auvarir artikula), welche hier zusammengediesen sind, stehen in der Lifssaga (Lebensgeschichte) des Königs Olaf des Heiligen Haraldsson's selbst, in derselben, welche der Priester Styrmir der Weise zusammengesezt hat, obgleich sie nicht so völlig geschrieben sein (sind)“ hier vorn in diesem Buche; darüber kann sich niemand wundern, dochon vieles niedriger (niedriger)“ ungeschrieben, solches, was sich hat zugetragen seine Tage über, sowie dieser herrliche Stroß hat weit vor in den Nordländern, dort, wo damals warb heiliger das Christenthum und der Kirche Recht

größer zur Freiheit und Sicherheit mehr als zuvor. Wie kommt der Verfasser dieser Stelle dazu zu sagen, daß man sich nicht wundern soll, daß noch vieles von Olaf's Geschichte nicht niedergeschrieben? Hatte er wirklich eine Lifssaga hins heilige Olaf's königliche Haraldssonar von Styrmir vor sich, was veranlaßt ihn zu bemerken, daß noch vieles von Olaf's Geschichte ungeschrieben sei? Die Lifssaga Olaf's von Styrmir war ja geschrieben. Man könnte annehmen, er setze die Lifssaga Olaf's in der andern Olaf's Saga Helga einlegen, die in der Flateyrbók steht, und der Verfasser der Eingänge zu den kleinen Artikeln nehme an, diese sei früher verfaßt worden, als die Styrmir'sche. Aber dann müßte es heißen: Niemand kann sich darüber wundern, da damals noch vieles ungeschrieben niederlag, als der Priester Styrmir seine Geschichte Olaf's des Heiligen verfaßte. Aber der Verfasser der Stelle nimmt an, daß noch zu seiner Zeit vieles ungeschrieben niedere liege, was sich zu Olaf's Zeit zugetragen. Nach der von uns mitgetheilten Eingangsstelle heißt es weiter: That bar til, das trug sich zu, so, als König Olaf in England war u. Der Verfasser der Eingangsstelle hat also auch das folgende niedergeschrieben, und daß diese kleinen Artikel in der Lifssaga Olaf's stehen, ist sicher, denn hätten sie in dieser gestanden, wären sie ja nicht ungeschrieben gewesen. Diese Eingangsstelle kam daher lehrreich sein. Sie kann zeigen, wie man sich nicht scheute, selbst Autoritäten zu erfinden, und wie die Wahrheit doch nicht leicht gänzlich zu verunkeln ist, indem sie hier mächtig wirkt, daß der Verfasser sein Verfahren selbst vertheidigt. Wahrheitslinder aber ist dieses. Der Verfasser dieses Nachtrags hielt die Olaf's Saga Helga der Einzellchrift für ein Werk Styrmir's und trug im Anhang theils die Einschübel zusammen, welche die andern Handschriften der Einzellchrift hatten, so z. B., wie Sighvat von den ästigen Fisker, und bemerkt darauf: Sighvat ward davon ein weiser Mann und guter Skalde. Da er dieses aus jenen Handschriften zusammentrug, und die Olaf's Saga Helga für ein Werk Styrmir's hielt, so konnte er sagen: Diese kleinen Artikel stehen in der Lifssaga Olaf's von Styrmir. Da sie aber nicht alle in jenen Handschriften standen, die er vor sich hatte, sondern er auch Dinge schrieb, welche nur im Munde der Menschen lebten, so fügte er hinzu, niemand dürfe sich wundern, daß noch vieles ungeschrieben darnieder liege, was sich Olaf's Tage über zugetragen habe. In der Flateyrbók findet sich, was die andern Handschriften nicht haben, und in dieser wieder nicht alles, was jene haben, ein Zeichen, daß der Verfasser der Flateyrbók nicht alle jene Sachen kannte, sowie die Verfasser jener Handschriften nicht alles gekannt hatten, was die Flateyrbók besitzt. Aus allem diesem läßt sich schließen, daß in Folge der Zeit immer mehr Sachen von Olaf dem Heiligen erdichtet wurden, und die Verfasser der Handschriften der Olaf's Saga Helga sie einschoben, wenn sie ihnen bekannt geworden waren. Kleine Artikel nennt der Verfasser des Anhangs sie ziemlich beschiden, denn den Hlod, den, wie er angibt, Olaf gemacht haben soll, nachdem er Lundunaborg (London) gewonnen, und den er mittheilt, wäre doch ein wichtiges

Harald's Fortæbeli Cap. 15. gr. Kups. 3. Bd. S. 71 und in der Harald's Saga Harðröda in hin Fornmanna-Sögur Cap. 15. 7. Bd. S. 169—171.

43) Theod. obfiken, obgleich, wird nämlich im Altnorischen mit dem Conjunctiv zusammengefaßt, auch in den Fäcken, wo wir den Indicativ gebrauchen. 44) S. B. vorher Anmerkung.

geschichtliches Denkmal. — Wir wenden uns nun zu den Thættir, er vidlikoma sögn Olafs konunga helga. Die Thættir, welche die Olafs Saga Helga in der Flateyrbók lat, sind im zweiten Bande der Olafs Saga Helga in den Fornmannna-Sögur nicht alle herausgegeben, so nicht die Fostbraudrasaga (Pflegebrüdersaga⁴⁵⁾), auch nicht der Olafs Thættir Geirastadalls⁴⁶⁾. Wir führen nun die auf, welche sich im zweiten Bande der Olafs Saga Helga im fünften der Fornmannna-Sögur finden. A) Hier steht upp thættir Sigrbjarnar-Sins kappi, er hanna larchist vidh Eirak Sina konung E. 247—251. Hier incipit membrum historicum de praelio Sigrbjornis Selonum athletæ adversus Eirikum Sveicie regem p. 241—245 im 5. Bande der Ser. hist. Islandor, bloß in der Flateyrbók col. 342—344, ist auch schon früher herausgegeben mit latinscher Uebersetzung in Schedia Aarii ed. *Horn.* (Loford 1766) S. 111—116, enthält auch mehr Stueppen. Das Alter dieses Thættir hat P. C. Müller (Sagabibliothek 3. Ab. S. 134—147) ermittelt. B) Hroa Thættir S. 252—266 (Membrum historicum de Rhoo p. 245—257) aus der Flateyrbók col. 344—348, vergl. Müller Sagabibliothek 3. Ab. S. 151, 152. C) Thættir Eimundar ok Olafs konungs S. 267—298 (Membrum historicum de Eymundo et rege Olao p. 257—282) bloß in der Flateyrbók col. 368—377. Man hält das, was hier erzählt wird, im Ganzen für wahr, und meint auch dieses, daß es nicht ganz von den Erzählungen der nassidhen Geschichtsschreiber abweicht, sondern sie vielmehr gelauter und erweitert. C. Müller a. a. D. 2. Th. 116, 117, vergl. die Praefatio zur Historia Regis Olavi Sancti in den Ser. hist. Island. Vol. IV. p. X. D) Thættir Tóka Tókasonar S. 299—303 (Membrum historicum de Tokio, Tokii filio p. 282—286) bloß in der Flateyrbók col. 378, 379, f. Müller 2. Th. S. 116, 117. E) Thættir Eindridha ok Erlings S. 304—313 (Membrum historicum de Eindrido et Erlingo p. 286—298) bloß in der Flateyrbók col. 307—308. Eindeidhi singt eine Brise, f. Müller 3. Th. S. 307, 308. F) Frá Thórarini Nesfjall-syni S. 313—320 (De Thorarino Nesfjalli filio p. 293—299) bloß im Cod. L. G) Thættir Egila Hallssonar ok Tósa Valgautssonar S. 321—329 (Membrum hist. de Egile Halli et Tovia Valgaut filii p. 299—306, ist aus dem Cod. L. genommen, welcher das erste Capitel dieses Thættir nach dem 128. Cap. der Olafs Saga Helga, das zweite nach dem 128. Cap. selbst, und das dritte anstatt des ersten Theils des Cap. 153 hat. C. Müller S. 302, 303. H) Thættir af Hauðbálfi ok konungi hana S. 330—348 (Membrum historicum de Haudbálfo et filia ejus p. 306—322) haben anstatt des 160. Cap. des Cod. A die Codices B, D, H, K, L, S und die Flateyrbók col. 443—468; ein Theil dessel-

ben steht in den Fragmenten E und I. Den Beschluß des vierten Bandes der Fornmannna-Sögur und der Ser. Island. macht der Gellaf, genommen aus der Flateyrbók, ist auch im Cod. K enthalten, aber nicht verglichen. Über den Inhalt dieses Liedes s. den Art. Olafs Dräpa Helga, Nr. II. hier in diesen Nachträgen. Die Thættir haben die Uebersetzungen mit der Olafs Saga Helga in den Fornmannna-Sögur gemein, welche wir oben angegeben haben. Um die Aufgabe der Uebersetzer der Sagar und der Thættir hat sich besonders Abbeire Gudmundsson verdient gemacht⁴⁷⁾. Zum Schlusse bemerken wir noch: Sancti Olafs Saga på arenke eine ist noch an Wunden⁴⁸⁾ reicher, als die von uns betrachteten Bearbeitungen der Geschichte Olafs des Heiligen.

(Ferdinand Wachtler.)

OLAFS SAGA KYRRA, Geschichte Olafs des Aiken (Friedliebenden), ist ein Geschichtswerk, welches in zweifacher, aber nicht sehr von einander abweichender Bearbeitung auf uns gekommen ist, einmal von Snorri Sturluson in der Heimskingla und zweitens von einem unbekannten Verfasser, herausgegeben in den Fornmannna-Sögur. In der Heimskingla beginnt die Olafs Saga Kyrre damit, wie Olaf Kyrre nach seines Bruders Magnus Tode zum alleinigen Könige von Norwegen genommen wird, in den Fornmannna-Sögur aber schon etwas früher, nämlich wie König Magnus Haraldsson den nächsten Winter (Jahr) nach dem Tode des Königs Harald's, seines Vaters, allein über Norwegen herrscht. In der Morkinskinna hat sie die Uebersicht Olafs Kyrre Saga. Die Herausgeber haben aber die Uebersicht vorgezogen: Al Magnúsi ok Olafi Hnaldssonum, sie sei passender, da auch von König Magnus Haraldsson darin gehandelt werde. Dieses geschieht aber nur im ersten Capitel, weshalb uns die andere Uebersicht besser scheint, da ihre größter Theil nur von Olaf Kyrre allein handelt. Die Olafs Saga Kyrre ist nicht groß an Umfang, denn die Regierung des friedlichen Königs war für Norwegen so glücklich, daß ungeachtet sie 26 Jahre währte, sie doch nicht viel Stoff für die Geschichtsschreiber bot. Die meisten Sögur sind angeordnet von den Erzählungen von Kriegen und Schlachten, Raubfahrten und Unthaten. Die Olafs Saga Kyrre bietet fast nur Gerechtigkeit dar. Das erste Capitel in der Bearbeitung des Ungeannten entspricht dem letzten Capitel der Saga af Haraldli Bardra, da bei Snorri Sturluson, und erzählt, wie König Magnus Haraldsson zuerst ein Jahr allein und dann zwei Jahre mit seinem Bruder so regiert, daß Magnus den nördlichen, Olaf den östlichen Theil des Reichs hat. Der Dänenkönig Swein will nach dem Tode des Königs Harald Eidegudsdonar den Frieden zwischen Dänemark und Norwegen nicht mehr eintreten lassen, der nur für so lange abgeschlossen sei, als beide, König Harald und König Swein, leben. Doch kommt ein Kriegslust zu Stande, vermöge dessen Olaf Sweins Tochter Ingrid beirathet Magnus, bleibt bei dem ganzen Volke, vrenantli Heim durch sel-

45) S. den Art. Fostbraudrasaga und sinesillneses Mættir, Sagabibliothek der Rindisvöðra Altertümer. Aus dem Dänischen übertr. von D. R. Bachmann. (Wien 1816) S. 113—117. 46) Er ist herausgegeben im 10. Bande der Fornmannna-Sögur f. d. Art. Olafs Geirastadall. Nr. I hier in diesen Nachträgen.

47) S. des Hróars im Fornm. ur Olafs Saga Kyrre in den Fornmannna-Sögur S. 26. 48) S. J. S. S. 37 der Ausgabe von Hædoph.

nen Tod. Nach seines Bruders Tode wird Olaf alleiniger König von Norwegen. Es wird nun beschrieben, wie schon er war und wie friedfertig, und wie er deshalb den Beinamen des Stillen (Stilla) erhält, darauf, wie die alte Sitte in Norwegen war bei Anordnung des Hochfestes des Königs, und wie Olaf sie anders anordnet. Der Ungenannte ist dabei umständlicher als Enorri, sticht auch eine Kieferstübe des Amors Jarlafalls ein, die hierauf Bezug ¹⁾ hat. Enorri Sturleson dagegen sagt nur: Das war alte Sitte in Norwegen, daß des Königs Hochfest war mitten auf der Langbank (á midium lánghalli), das Bier ward durch das Feuer getragen, aber König Olaf ließ zuerst seinen Hochstul auf der Hochbank (á hupilli) quer durch die Stube machen. So blos Enorri. Der Ungenannte dagegen führt erst an, wie es am ehrenvollsten war, zunächst bei des Königs Hochstul zu sitzen und am unehrenvollsten zunächst an den Thüren an beiden Enden der Stube. Dagegen hat er nicht das wichtige veräl um elle horti (ward das Bier durch das Feuer getragen), nämlich nach der alten Sitte. Olafs Veränderung bezweckt zwar mehr Bequemlichkeit, aber so schön war die neue Anordnung nicht, als die alte, wo des Königs Hochstul mitten in der Stube sich so befand, daß der Länge derselben nach die nächsten Plätze zu seinen beiden Seiten die ehrenvollsten und so abwärts bis zu den beiden Thüren, von denen die eine an dem einen und die andere an dem andern Ende der Stube die minder ehrenvollen waren. Olaf hob, ohne daß er es vielleicht deutlich wußte, einen wichtigen heidnischen Gebrauch auf, denn Enorri erzählt in Saga Halos des Guten Cap. 16 (bei S. Wachter, Enorri Sturlesons Weltreis. 2. Bd. S. 39) von den Opfergedächtnissen: Feuer sollte sein mitten auf dem Boden im Tempel, und sollte man die Vollen durch das Feuer tragen (ákyllid fall of Cod. A. um) ella bera). Olaf sah wahrscheinlich nicht blos eine Unbequemlichkeit darin, daß das Bier noch zu seiner Zeit durch (oder über) das Feuer getragen ward, sondern wollte zugleich auch den heidnischen Gebrauch tilgen. Eine für den kalten Winter wohlthätige Einrichtung traf er durch folgendes: Er ließ zuerst Denkstuben (Stuben mit Ofen, ofen-stofur) machen. In des Königs Olaf Tagen erhoben sich sehr die Kaufstädte (kaupstaðir, Handelsplätze) in Norwegen, und ein Theil ward zuerst angelegt. Die von König Olaf nach Bergen geleget ward schnell mit reichen Männern besetzt. Von Gamm auf baute Olaf zu Bergen die große Steinkirche, Quaderkirche geheißen. Ein großes Bild (Kreuzlagstaul) ließ König Olaf in Hidaros und viele andere Kaufstädte setzen, aber zuvor waren dort Hölzstübe (húfings-drykkior), aber dann konnte keine trinten außer in den Beschützungshäusern (i verndarstofum, in den Stuben unter königlichem Schutze) und

Erlaubnishausern (loofstafum, privilegierten Häusern). Da war Hidaros-bát (die Stadt Befestigung) die große heilings-kloeka (Kreuzlagstaul) in Hidaros. Die Húfings-brandor (Kreuzstübe), die Bilder des Gesamtmeintags (lag) ließen in Hidaros die Margaretenkirche, eine Steinkirche, bauen. In den Tagen des Königs Olaf besaßen sich in den Kaufstädten die Trinkstube, zu denen die Trinkbrüder sich mit den Händen führten (á dögum Olafs konungs hófos skyngingar ok leidal-drykkior i kaupstóðum). Damals nahmen die Menschen viele Sonderbarkeiten auf, ausländische Sitten und Kleidertracht, als Pumphosen (dramb-hosor), goldene Ringe an den Schenkelbeinen, Zugröde (drag-kyrtlar) mit fünf Ellen langen Ärmeln, hohe, mit Ende gesäumte Schuhe, ein Theil auch mit Gold bedegte, und vieles andere Ungeordentliche mehr. Der Ungenannte hat hierauf eine Partie, welche sich bei Enorri Sturleson nicht findet. Er führt nämlich den Gegensatz aus, wie glücklich alles Volk unter Olaf Kyrra gelebt, indem er vieles zuvorigem, was sein Vater Harald mit Härte genommen. Man bezieht gegen den König seine Freude darüber, daß er gegen das ganze Volk freundlich und hilfsam sei. Der König antwortet unter andern, wie solle er nicht frohlich sein, daß er an seinem Volke Freude und Freiheit sehe, und sonst dann weiter: In den Tagen meines Vaters war dieses Volk unter großer Zucht und Zucht. Da vertragen die meisten Menschen ihr Geld und Kostbarkeiten, aber ich sehe nun an jedem von euch scheinen das, was er hat. Gute Freiheit und Freude ist meine Freude und Lust. Nach V. G. Müller ist es wohl möglich, daß dieser Zug, der so stark den Schatten auf Haralds Hartekeit, die Regierung weist, vorsichtig übergangen sei von Enorri Sturleson, indem er habe das Andenken eines Königs schonen wollen, der sich so als Gönner der Landeskinder Enorri's (der Isländer) bewiesen habe ²⁾. Uns scheint die ganze Partie eine spätere Zuthat. Sie unterbricht den Gang der Erzählung, was sich unter Olaf Kyrra in Beziehung auf Sitten und Gebrauche geändert habe. Hätte Enorri Sturleson jene Partie in der Saga, die er vor sich hatte, gefunden, ganz unbewußt hätte er sie gewiß nicht gelassen, er hätte sie gemindert und an einen passenderen Platz gebracht. Die Strophe, welche in der Saga des Ungenannten bei dieser Partie an die Spitze gestellt wird, und beginnt: Herþeingill gleðr hringum hat Enorri Sturleson oder erst im vorstehenden Capitel und nicht allein, sondern sie ist die zweite Strophe von den vier Strophen, welche Enorri Sturleson einmetzt und dem Erststen Stroph beilegt, während der Ungenannte sie dem Elften Stroph beilegt, so daß sie der Olafs Saga Kyrra angehören, von welcher wir im Artikel Olafs Drapa Nr. 3 in diesen Nachrichten handeln. Enorri Sturleson hat die vier Strophen ohne Unterbrechung, und schließt vor dem Schlachten nur eine kurze Einleitung voraus, der Ungenannte bei jeder, so daß auch hieraus hervorzuheben scheint, daß die Bearbeitung des Ungenannten später als

1) Nämlich darauf, daß es die größte Wädhallung (Waldung) war, vor der Königs Sturleson (kyrra konungs drykkior) zu liegen. Amore Jarlafalls preiðr áttíð, daß er sah in dem unteren Hochstul (i dæðra áttíð), nach der Stütze der Hrakkinna auf der unteren Bank, á eina áttíð áttíð, vor dem Sturleson des Dätes Thorfinn (kyrra konungs drykkior) Jarlafall, da, daß er bei ihm in dem Dätespreið.

2) Undersjöens om Enorri's Riser og Træderhøder. Disquisitiones de Noorrensis fomisibus et auctoritate im 6. Theile der 4. Ausg. der Heimskringla S. 323.

da von Enorri ist, während P. E. Müller das Gegenbild annimmt. Doch findet man auf der andern Seite manches bei dem Ungenannten nicht, was bei Enorri sich findet. So z. B. gleich bei dem Folgenden. König Olaf hatte die Hofstetten (hird-sidor) nach der Sitte der ausländischen Könige, daß er vor seinem Tische stehen ließ Hofscheffelnaben (skull-sveinar) und schenken mit Tischgeschmuck (bord-ker) und so allen den würdigen (eine Würde gebenden) Männern, die an seinem Tische saßen. Den wichtigsten Zugabe erpür als inländers konongo (nach der Sitte ausländischer Könige) hat dies Enorri Sturleson, und der Ungenannte nicht. Nachdem hierauf beide von den Ketzengaben und dem Stuhle der stallarme (Hofmarschälle) gehandelt, kommen sie zu der für die Alterthumskunde wichtigsten Veränderung: König Harald *) und andere Könige vor ihm waren gewohnt zu lehnlen aus Thierhörnern (af dyra hornom), und zu tragen das Bier (öl) aus dem Hofscheffeln *) durch das Feuer und zu trinken (Minni *) dem zu, der ihm schenke. So Enorri Sturleson. Der Ungenannte dagegen hat: und trinken Minni dem zu, der ihm gegenüber saß, aber König Olaf ließ jeden trinken dem zu, dem (er) wollte. Nach der Strophe, die Enorri und der Ungenannte von dem Skalden Eufst einschalteten, wie günstig der König ihm aufgenommen, und mit vergoldetem Horne ihm zugetrunken, geben Enorri und der Ungenannte zur Betrachtung des Hofstaates über. Olaf hatte 120 Hirddamen (Leibwache, Hofgefinde), und 60 Gafle und 60 Huskarlar, solche, die zu des Königs Hofe bringen sollten, was er be durfte, oder die andern Dinge besorgen, die der König hatte. Die Bänder fragten den König darum, warum er mehr Volf (lid) *) hatte, als die Gefolge gestatteten, oder die vorigen Könige gehabt, da, wenn er auf die Schmäule reiste, die die Bänder für ihn machten. Nach dem Ungenannten antwortet der König: Nicht kann ich besser das Reich regieren, als so, daß mindere Furcht vor mir besteht, als vor meinem Vater, obgleich ich habe um die Hälfte mehr Volf (lid), als er hatte. Nach Enorri Sturleson antwortet der König: Nicht kann ich besser das Reich regieren, und nicht besteht mehr Furcht vor mir als vor meinem Vater, obgleich ich habe um die Hälfte mehr Volf (lid), als er hatte. Nach P. E. Müller ist die Antwort der Bänder bei dem Ungenannten treffender, und es scheint daher, daß Enorri's Schreiber an dieser Stelle einen Fehler begangen. Der Sinn der Antwort bei dem Ungenannten ist allgemein verständlicher, der bei Enorri verdorren, und daher sicher, indem der König antwortet, es wäre gut, wenn er mehr gefürchtet würde. Die Bänder würden dann nicht so lächeln sein, und solche Aussagen an ihn thun. Nach unserer Meinung fand sich die Antwort, die Enorri hat, auch in der Urfrage. Dem Ungenannten der letzten Bearbeitung war sie nicht verständlich genug, und er richtete sie so ein, daß sie schlagender

zu werden schien. Hierauf hielten Enorri Sturleson und der Ungenannte auf Dänemark, nämlich wie König Swen Wilsen zehn Winter (Jahre) nach dem Falle der Haralds (in England) stirbt, darnachst König in Dänemark sein Sohn Harald sein drei Winter, dann Knut der Heilige, Swen's anderer Sohn sehen, darauf Olaf, der dritte Sohn des Königs Swen acht Winter ist. König Olaf von Norwegen heirathet Ingrid, die Tochter des Dänen Königs Swen, aber Olaf, ihr Bruder, Ingrid die Tochter des Königs Harald, die Schwester des Königs Olaf von Norwegen. König Olaf Haraldsson, den ein Theil der Menschen nannte Olaf von Kyrra (den Kirren, Skilten), aber viele Olaf Bonda (Bauer), indem er saß in Ruhe (i kyrd) und hatte keinen Streit außerhalb noch innerhalb des Landes, und ebenso wenig Andern Veranlassung gab in seinem Reiche zu hetzen; er zeugte mit Thora, Solvann's Tochter, den Sohn Ragnar, einen schönen und heucheligen Knaben. König Olaf läßt den Steinmüller in Wikros bauen, auf der Stelle, wo der Reichenam des Königs Olaf des Heiligen beerdigt gewesen war. Beide, der Ungenannte und Enorri, erzählen, wie über den Schrein Olafs des Heiligen der Altar gesetzt worden. Der Ungenannte begnügt sich damit zu schließen: Da reutet dort viele Wunderzeichen (jarteigir) bei dem Heilighume des Königs Olaf. In Enorri Sturleson's Olaf's Saga Kyrra wird zu dieser allgemeinen Angabe, daß dort viele Wunderzeichen geschehen, noch eine umständliche Erzählung hinzugefügt, wie ein blinder Mann und ein blinder Weib das Gesicht, und ein Mann die Sprache wieder erhalten. Nur zwei Handchriften, nämlich B und K, haben die Erzählung von den Wunderzeichen hier an dieser Stelle, nämlich im sechsten Capitel, drei andere, nämlich A, D und K, machen das vorletzte Capitel daraus. Aus dieser Verschiedenheit der Stellung, und daraus, daß der Ungenannte die Erzählung gar nicht hat, sowie aus dem Inhalte schließt man nicht mit Unrecht, daß auch Enorri Sturleson sie nicht gehabt habe, sondern daß sie erst später in sein Geschichtswerk eingeschoben worden von einem, der sich mit der allgemeinen Angabe: irda thar thá margar jarteigir nicht begnügen wollte. Jarteigir, Einzähl jarteign, bedeutet ursprünglich Weibchen, Wabzeichen, dann aber auch Wunderzeichen, Wunder, welche letztere Bedeutung auch das dänische jerteign noch hat. Das folgende Capitel, nämlich das sechste: Kom Schreine des Königs Olaf, wie er in Wikros über die Straße getragen, so schwer wird, daß er nicht von der Stelle gebracht werden kann, und man die Straße nun aufbricht, und die Leiche eines Kindes findet, hat der Ungenannte nicht, auch nicht der Cod. E, der Hermitingla. Mit Recht schließt man daraus, daß auch diese Erzählung Enorri Sturleson nicht selbst aufgenommen, sondern ein Anderer sie erst später eingeschoben habe. Enorri Sturleson und der Ungenannte haben beide die Erzählung von der Zusammenkunft des Königs Olaf von Norwegen mit dem Könige Knut von Dänemark. Olaf hien Kyrra war größer *)

5) Sein Vater, folgt der Ungenannte hinzu. 4) Er antwortet, daß dies Enorri Sturleson. 5) Das Andenken an Götter und Heiden, was in der Christenheit an Christus und christliche Heilige. 6) Lid bedeutet nicht das Volk, sondern vornehmlich Kriegervolk, Knapen.

7) So Enorri, der Ungenannte das Geinud. Dieses Wort als Beispiel von den kleinen Abweichungen, auch wenn beide im

Freund des Dänenkönigs Knut, seines Schwagers. Sie haben eine Zusammenkunft in der Eif (Knut-Eif) bei Konunga-hella⁹⁾, da wo die Könige gewohnt waren sich zu finden. König Knut schlägt vor, daß sie eine Heeresfahrt nach England thun wollen, weil sie dort Gleiches zu thun haben. Jeder soll 60 Schiffe geben. Knut läßt Dlaf in die Wahl, wer Häuptling sein soll. Dlaf wählt Knuten dazu und gibt 60 wohlaußgerüstete Großschiffe und ein großes Heer dazu. Der Ungenannte und Enorri stimmen dabei sowohl in Betreff der Reben der Könige, als in dem, was sie selbst erzählen, meistens wörtlich überein, und fahren dann fort: Das wird auch gesagt in der Knut's Saga, daß die Nordmenn (Norweger) allein nicht zerrissen den Seezug, da als die Heere waren zusammengekommen; sie waren Knuten gehorsam¹⁰⁾, aber die Dänen erwarteten den König nicht. Knytlunga Saga¹¹⁾ erzählt umständlich, wie die Dänen, unwillig darüber, daß der König seine Ankunft versögert, und sie unruhig auf derselben Stelle (im Kimsaheb) liegen sollen, aus einander gehen. Nach Thordiacus¹²⁾ versteht der Verf. der Dlaf's Saga Kyrra unter der Knut's Saga unbestimmt die Knytlunga Saga, deren Verfasser daher älter als Enorri gewesen, fast um ein halbes Jahrhundert, und Beisagen des Eare Grammaticus; denn die Geschichtswerke beider hörten mit derselben Zeit auf. So ganz unbestimmt nehmen wir hingegen nicht an, daß der Dlaf's Saga Kyrra die Knytlunga Saga hierbei zur Quelle gedient und eins mit der Knut's Saga sei, denn bei den Reben der Könige finden sich in der Dlaf's Saga Kyrra und der Knytlunga Saga bedeutende Abweichungen. So schlägt in der Dlaf's Saga Knut sogleich die Zahl der Schiffe vor, die jeder geben soll, in der Knytlunga Saga sagt dagegen erst Dlaf später: Da wollen wir euch geben zu dieser Fahrt 60 Großschiffe u. Als ein Auszug aus der Knytlunga Saga kann, was die Dlaf's Saga bei Enorri (Cap. 8) und bei dem Ungenannten (Cap. 6) erzählt, nicht gelten. Sind die Knut's Saga und die Knytlunga Saga (Geschichte der Knute und ihres Geschlechts) eine, so hatten Enorri Erturlefson und der Ungenannte doch die Knytlunga Saga nicht als einzige Quelle vor sich. Eine solche fast wörtliche Übereinstimmung, wie bei der Dlaf's Saga bei Enorri und dem Ungenannten sich zeigt, daß zwischen der Dlaf's Saga und Knytlunga Saga gar nicht statt. Doch der Raum erlaubt hier nicht, von der Knytlunga Saga im Verhältnisse zu den übrigen geschichtlichen Sögur umständlicher zu handeln, und wir müssen

deshalb auf den Art. Knytlunga Saga verweisen, und kehren zur Betrachtung des Verhältnisses der beiden Bearbeitungen der Dlaf's Saga Kyrra zu einander selbst zurück. — Am Schluß der Darstellung, wie der König Dlaf dem Dänenkönige Hilfe gesendet, aber aus der Fahrt gegen England nichts wird, weil die Dänen die Ankunft ihres Königs nicht abwarten, sondern aus einander gehen, weichen Enorri Erturlefson und der Ungenannte merklich von einander ab. Letzterer sagt nämlich bloß: und das würdige der König an ihnen (den Norwegern) und gab ihnen Heimurlaubnis, und sandte der Könige Könige ausgezeichnete Gaben für seinen Beistand, und legte auf die Dänen mächtigen Born, und große Strafgebel, (segld), Enorri Erturlefson dagegen hat: Führen die Nordmenn da zurück nach Noreg mit Willen und Einverständnis des Dänenkönigs. Das würdige König Knut an den Nordmenn, als sie fuhren heimwegs und gab ihnen Erlaubnis zu fahren (reisen) in Kaufahrten durch sein Land und Ströme überall, wo sie wollten; und sandte er Noregs Könige theure Gaben für seinen Beistand, aber er legte auf die Dänen Born und großes Strafgebel (segld), hierfür, da, als er kam heim nach Dänemark; führen da ihre Dänel so, daß die Dänen selbst erschlugen den König Knut und tülleten ihm nicht das gerechte Urtheil (rettidæmi). So nach der großen Ausgabe der Heimskringla. Nach der von Peringskiöld: Aber seinen Dänen war er sehr erzürnt, und schickte sie großsilblich mit gewaltigen und großen Strafgebeln, als er heimkam nach Dänemark. Aus dieser Stelle könnte man schließen, des Ungenannten Bearbeitung sei die ältere, und Enorri Erturlefson habe sie erweitert. Aber andere Stellen veranlassen wieder zu der Vermuthung, daß des Ungenannten Bearbeitung jünger sei, als die des Enorri Erturlefson. Man muß dabei den Schluß ziehen, daß weder Enorri Erturlefson des Ungenannten Bearbeitung, wie sie jetzt vorliegt vor sich gehabt habe, noch der Ungenannte die Bearbeitung Enorri Erturlefson's, sondern beiden Bearbeitungen eine jetzt verloren gegangene Urlage zu Grunde liege, und selber sowohl Enorri's Bearbeitung, als die des Ungenannten, Aufzüge von der Hand späterer Abschreiber erhalten habe. Beide, der Ungenannte und die Heimskringla, haben nun die anmutige Erzählung von dem Könige Dlaf und einem Bonden (Bauer), der die Bogelrede verstand. Bei Enorri Erturlefson sie selbst gehabt hat, ist zweifelhaft, und man kann vermuthen, daß sie später in sein Werk gekommen, wenigstens in der Fagrakinnia fehlt sie. Wenn sie von Enorri Erturlefson selbst aufgenommen ist, daß dieses doch, wie uns scheint, nicht in der Umständlichkeit stattgefunden. Sie ist noch ausführlicher als bei dem Ungenannten, und weicht von ihr auch im Ausdruck mehr ab, als andere gemeinsame Partien, welche der Ungenannte und Enorri Erturlefson haben. Sie schien nämlich den Abschreibern zu anziehend, als daß sie nicht hätten so umständlich als möglich ausführen sollen. Hatte Enorri Erturlefson sie aufgenommen, so hatte er dieselbe auf keinen Fall in dieser Ausführlichkeit gelassen. Auch fehlt dem Vortrage viel von der einfachen Kraft, durch welche sich Enorri Erturlefson's Schreiber auszeichnet. Nicht ganz wörtlich mit ein-

übrigen ganz wörtlich übereinstimmen. Außer diesen kleinen Abweichungen im Betreff nicht bedeutender Zufüge oder Hinzufügungen brauchen sie auch manchmal verschiedene Redensarten bei gleicher Sache, sogleich im Folgenden der Ungenannte: their waku and mek'ær, sie verdröben den Wegzogen (Zusammenkunft) geführte sich, Enorri Erturlefson: their faga stefn mek'ær, sie lagten Stefnen (d. i. Ede, und Hinzufügung zu einer Zusammenkunft) zwischen sich.

9) Vñ Konunga-hella hat dies Enorri Erturlefson. 9) Vñ their Kni Erturlefson hat dies Enorri Erturlefson. 10) In den Fornmannasögur 11. Bd. Cap. 42. S. 234-5. 11) In beiden Theile der gr. Aufg. der Heimskringla. S. 135. Not. p.

ander übereinstimmend ist auch die Erzählung in der großen Ausgabe der Heimskringla und in der Þringfloð'schen. Wenn der Ungenannte in den Fornmannu-Sögur das Holt nicht nennt, wo jener Húkarl (Landsbaur) den Mann von gemeiner Abkunft) wohnt, und dieses die Erzählung in der Heimskringla thut, so ist nicht daraus zu schließen, daß jener i Lista-leini der Kråge halber hinweggelassen, sondern es liegt im Geiste der Sagenzähler, um die Sache glaubwürdiger zu machen, die Erzählung auf möglichst vorhandene Driftlichkeit zu stützen. Die Erzählung hat als Geschichte in engerer Bedeutung betrachtet, natürlich keinen Werth, ist aber für die Alterthumskunde im Betreffe des Glaubens, daß gewisse Menschen die Vögelssprache *) verstanden, merkwürdig, weshalb wir hier ihren Inhalt kurz angeben. Die Mannen **) des Königs trafen in einem Sommer im Lande herum, und gegen seine Einnahmen und Landskuldie (die Gelder für die verpachteten Grundstücke) zusammen. Þringfloð erzählt sie von dem Könige befragt, wo sie am besten aufgenommen worden, von einem alten Bauer (einn gamall húkarl und bændikarl) der viele Dinge vorauswisse, und die Vögelssprache (fuglaráð) verstehe. Der König erweist es ihnen, so leicht zung zu glauben. Kurz darauf fährt er vor seinem Hylti vorüber und das Gespräch kommt wieder auf den Bauer, dessen Haus sie sehen. Der König läßt ein Roß **), das bei dem Hause ist, erschlagen, ohne das Blut auf die Erde kommt, und das Haupt, auf seinem Schiffe verbergen. Daraus läßt er den Bauer zu sich in das Schiff kommen und sich den Weg um das Vorgebirge zeigen. Während der Bauer rudert, steigt erst eine, dann eine zweite, dann eine dritte Kråge vor dem Schiffe vorüber und der Bauer erschrækt **). Und ruhet nicht mehr. Der König fragt ihn, was die Kråge sagte. Der Bauer singt diese Weise:

(Ga) sagt (s) die Winterkråge,)
 Die weiß (s) unaufrömmen,
 (Ga) sagt (s) die Zweitelkråge,
 Ich glaube (s) nicht eher,
 Die Dreitelkråge sagt (s),
 Dant: nie nicht wahrseimlich,
 Sagt, daß ich rudere
 Des Ristes Haupt,
 Aber ich, König!
 Du Did mein's Bermogens **).

Nun eine weitere artige Unterhaltung zwischen dem König und dem Bauer. Sie schließt damit, daß der König ihm gute Gaben reicht und die Nachgelde für das Grundstück, das er bewohnt **), aufgibt (überläßt), und wie die Erzählung in der Heimskringla binzufügt, damit den Hof (gærdin) zu ewigem Eignen (til æfnilignar eignar), und außerdem viele andere Gaben. Und, was hat diese Sage

für einen Sinn? Warum steht sie gerade in der Olaf's Saga Kyrre? Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach darum an Olaf den Kiren geknüpft, weil er sich so wenig thätig nach damaligen Begriffen (nur in Beziehung auf Freigebigkeit bewies er sich königlich) gethätig machte, daß er den Weinamen Londe (Bauer) erhielt. Sie hat aber in der Olaf's Saga noch einen tiefen Sinn. Olaf hatte die letzten Reste der heidnischen Götterdäule, das Tragen des Biers aus dem Hochstige durch das Feuer und das Minntrinken, abgeschafft. Auch zeigte er sich dem alten Glauben so abhold, daß er nicht einmal glauben wollte; daß gewisse Menschen die Vögelssprache verständen. Es ist daher als Triumph für den Volksglauben zu betrachten, daß gerade dieser König Olaf an die Vögelssprache glauben muß. Da sie so passend ist, so steht nichts der Annahme entgegen, daß Snorri Sturleson selbst sie aufgenommen, aber freilich nicht in dieser umständlichkeit. Wahrscheinlich hatte er auch vorausgeschickt: auk segja menn, so sagen Menschen, so sagt man. Auch steht sie an keiner unpassenden Stelle. Die königliche Befehlshung des Bauern macht den Übergang sowohl bei Snorri Sturleson, als bei dem Ungenannten, zu der Freigebigkeit des Königs auch gegen andere Menschen, namentlich gegen Nachbarn und Håuplinge, wie der Ungenannte sagt. Dieser ist etwas umständlicher als Snorri Sturleson. Dieser sagt bloß: König Olaf war unlos an Gutgaben (at segðisum) gegen die Mannen (oder Menschen), und er gab aller Art Kostbarkeiten. So sagt der Ealde Stein. Snorri Sturleson läßt nun vier Strophen ununterbrochen folgen, und schließt so das vorletzte Capitel, und die in der großen Ausgabe. Bei Þringfloð schließt das vorletzte Capitel mit der Befehlshung des Bauern und die ganze folgende Partie, nämlich die von uns eben ausgeschobenen Worte und die vier Strophen vom Ealde Stein, schließt gånzlich. Der Ungenannte in Fornmannu-Sögur fährt nach der Befehlshung des Bauern fort, König Olaf zeigte in diesem, wie (in) vielen andern, daß er war freigebiger von Gute, als die meisten Könige; er gab den Nachbarmännern (ríkismenn) und Håuplingen ausgezeichnete Schiffe und andere Kostbarkeiten, wie Stein sagt. Nun die Strophe Gefr ætredaðill jöfna, welche auch bei Snorri die erste ist. Nach dieser Strophe fährt der Ungenannte fort: Eine Hied (Hofgedinde) hielt König Olaf's schon, beides an Waffen und Kleidern über andere Könige. Dessen gedentt Stein Þerðarson. Nun die Strophe: Hilmir gefr ok hialma, welche in der Þringfloð die dritte ist. Die zweite Strophe in der Þringfloð: Her theggill gleðr hringoma hat der Ungenannte schon oben im dritten Capitel, wo er auch von der Freigebigkeit des Königs handelt und schreibt auch sie dem Ealde Stein zu. Nach der Strophe Hilmir hat der Ungenannte: Allen denen gab er Guld und Silber und andere Kostbarkeiten, die er sich hold machen wollte, und an denen ein Mannkult (Gewinn) war: so sagt Stein. Nun die Strophe Olaf gefr, was at jöfna, welche bei Snorri Sturleson die vierte, und bei beiden die letzte ist. Im letzten Capitel stimmen beide fast ganz überein. Es enthält, wie König Olaf oft (nach dem Ungenannten, lange)

12) Þingl. 8. Wäcker, Gsch. Schwed. 2. Bd. S. 354 — 359. 13) Bei Þringfloð bestimmt die Seendmenn. 14) In der Erzählung bei Þringfloð ist erst von einem Hufen, dann von einem Roß, die Rede. 15) Sehr schön ist in der Erzählung angedeutet der Eindruck, den das Geschehnis der ersten, das zweite und das dritte Kråge auf den Bauer macht. 16) Die einjährige Kråge. Die Weise ist zugleich merkwürdig, daß er, daß man das Wohlgegermungen der Krågen nach ihrem Alter schätzte. 17) Der Huf, nämlich Huf, Noma, f. d. Huf, Bermogens, Gsch. 18) Landskuldird jarðar thelmar, er kann ihm d. h. X. Gsch. f. d. 3. d. Dritte Decima. VIII.

auf seinen Großvater sag in Rauriki á Haukahn (nach dem Ungenannten á Haukastóðum) (einem mächtigen¹⁹⁾ Hofe (da, landwirtschaftliche Haushaltung) an Krankheit stirbt, nachdem er 26 Winter König von Norwegen gewesen, und in Ríkaros in der von ihm erbauten Christkirche beerdigt wird. Beide schließen: Er war der fruchtbarste (hinna vinnastasti), beliebteste König (wie vorher gesagt ward²⁰⁾), und Noregr (Norwegen) hatte sich sehr geehrt und geehrt unter ihm. Außer den oben genannten vier Strophen haben Enorri Sturleson und der Ungenannte noch gemeinsam eine Strophe vom Stalven Stuf: Vísna ek hildar hysa (Enorri Sturleson hysa) in Beziehung auf das Zutritten; und eine Strophe von Stein Herbjólfsson (bei Enorri Sturleson im ersten, bei dem Ungenannten im zweiten Capitel) in Beziehung darauf, daß Olaf alle Lande in Frieden legen will. Doch hat der Ungenannte im zweiten Capitel noch eine Strophe von Stein Herbjólfsson: Hæðir, sið hári soldu, welche sich bei Enorri Sturleson nicht finden, und außerdem eine Halbstrophe von Arnorn Jarlaskáld: Hæ ek thá er hvern veit sínum, die Enorri Sturleson auch nicht hat. Die Stalven würden in Verlegenheit gewesen sein, wie sie Olafen, der ruhig als König in Norwegen saß, hätten nach ihrer gewohnten Art als Kriegsheiden umschreiben sollen. Zum Glück für sie aber er mit seinem Vater in England gewesen. Da kann Stein Herbjólfsson auch in der Strophe über des Königs Streben nach Frieden ihn umschreiben durch Engla ægir, Esfæder der Engländer, und der Stalve Stuf durch gaga-sælan hildar hressi, den siegesreichen Weg (Zureiter) der Hiltbur (der Kriegsgötter) und Stein oder Stuf, je nachdem wir dem Ungenannten oder Enorri Sturleson folgen, durch Engla thverris, Verminderer der Engländer. Doch haben wir im Artikel Olaf's Drapa im Abschnitte Olaf's Drapa Kyrre gezeigt, daß jene vier Strophen Stein Herbjólfsson angehören. Die Wieder auf den Hünen König haben keine andern Farben als die auf die Kriegsheiden, nur daß keine Kriegthat von ihm besungen wird, die er als König gethan hätte, was aber die Stalven nicht hindert, die früheren Kriegthaten auch später noch zu seiner Verherrlichung in Umschreibungen zu benutzen. Vorzüglich streghemisch ist das erste Capitel der Olaf's Saga Kyrre bei dem Ungenannten, das Capitel, welches bei Enorri Sturleson das letzte der Saga á Haraldi Harenda bildet. Aber Enorri Sturleson hat bios die Halbstrophe eines Ungenannten:

Et wahrte mit Schwertschreien (Drohungen)
Olaf und mit Friedensorden
Das Land so, daß keiner wagte
Den Altmutter²¹⁾ anzuersuchen,

und die Strophe von Stein Herbjólfsson aus der Olaf's Drapa: Sin óðal mun Sveini, heide Weisen in Beziehung darauf, daß die Norðmenn (Norweger) dem Dänenkönige Svein antworteten, sie wollten entweder denselben Betrug halten, der vorher zwischen dem Könige

Harald und Svein gemacht war, oder bei andern Fälle sich mit den Dänen dort stracks auf der Stelle schlagen. Beide, die Halbstrophe eines Ungenannten und die Ganzstrophe von Stein Herbjólfsson, daß auch der Ungenannte, aber außer diesen noch drei Ganzstrophen von Stein Herbjólfsson; wie der Zusammenhang lehrt, sind sie (sämmtlich aus der Olaf's Drapa; denn Enorri Sturleson sagt bei der von ihm mitgetheilten Strophe ausdrücklich: So sagt Stein Herbjólfsson in der Olaf's Drapa. Diese, sowie auch die andern bei dem Ungenannten, beziehen sich (sämmtlich auf die Drohungen und Ruffungen des Dänenkönigs und die Gegenruffungen und Unterhandlungen der Norweger unter Magnus und seinem Bruder Olaf (s. den Art. Olaf's Drapa, Nr. III). Herausgegeben ist die Olaf's Saga Kyrre von Enorri Sturleson bei Thorlacius im 3. Bande der großen kopenhagener Ausgabe der Heimskringla 1783 und früher bei Peringskiöld im 2. Bande der hochholmer Ausgabe der Heimskringla 1697. Hier findet sich auch eine lateinische und schwedische Uebersetzung, jene von Peringskiöld, diese von Gudmund Olsson, und dort eine lateinische und dänische, erster von Thorlacius, letztere von Jon Olsson, wobei die Uebersetzung von Peter Clausen zu Grunde gelegt ist. Die Olaf's Saga Kyrre des Ungenannten ist im 7. Bande der Fornmannna-Sögur, Eptir göðlum Handritum útfélagi að tilhlutu hins konungliga Norraena Fornfræðna Félags. (Kauptmannshöfði 1831), und dänisch im 7. Bande der derselben Gesellschaft herausgegebenen Oldnordiske Sæger. (Ferd. Wachter.)

OLAFS SAGA TRYGGVASONAR (Geschichte Olaf's, des Sohnes Tryggvass), heissen drei verschiedene altnorðiske Geschichtswerke. Wir wollen jede Saga erst für sich besonders und dann die drei Sæger in ihrem Verhältnisse zu einander betrachten und zwar erstens in Beziehung auf das Leben des Jarls Olafon und dann auf das Leben Olaf's Tryggvasson's, und hierbei auch zugleich den Gegensatz der ausländischen Nachrichten bei Adam von Bremen nach den Berichten der Dänen und des Sæd Grammaticus berühren. Der Artikel zerfällt also in sechs Abschnitte: 1) Die Oldðiske Olaf's Saga Tryggvasonar; 2) die Enorri Sturleson'sche; 3) die große Olaf's Saga Tryggvasonar, auch die Summifölsche genannt; 4) Betrachtung der drei Sæger in Beziehung auf die Geschichte des Jarls Olafon; 5) Vergleichung der drei Sæger im Betreff der Geschichte Olaf's Tryggvasson's, wobei zugleich die nicht nordmannischen Nachrichten in Betracht gezogen werden; 6) Endresultat der Vergleichung der drei Sæger.

1) Die Oldðiske Olaf's Saga Tryggvasonar. In lateinischer Sprache hatte sie der Rösch (Ddr^h) verfaßt, der im J. 1200 starb. Hierfür gibt es äußere und innere Zeugnisse. Der Thátte Haldors Snorrasonar Cap. 7 sagt²²⁾: So sagt Bruder Ddr, der am

19) Möglich reichen, daß bios der Ungenannte. 20) Möglich bei Enorri Sturleson. 21) Für keiner der Altmütter (Könige) hat der Ungenannte kein Altmutter (kein König).

1) Er war ein Sohn Enorri's, und dieses Enorri's Vater ein andrer Ddr. Des Haldors Vatter war Alfisli s. Islanda Landnámabok. P. II. c. 28, kopenhagener Ausg. vom J. 1774. S. 169. P. III. c. 1. p. 181. Bzgl. Genealogia Oddi mænaði auf der 30. Zeile in den Script. hist. Island. Vol. III. 2) Dieser Thátte gehört zur großen Olaf's Saga Tryggvasonar.

weisen verfaßt hat auf lateinisch, ein anderer Rann als Gunnlaug, von König Olaf Tryggvason, das Bischof Simkelt'), der, welcher bei dem heiligen Olaf Haraldsson war, und das Christenthum in Norwegen befestigte, wolle Schweftersohn des Bischofs Sigurd ic. In der Eddischen Olafs Saga Tryggvasonar heißt es zum Schluß des 73. Capitels: Hier wird aufgehört mit der Saga (Geschichte) des Königs Olaf Tryggvason, der zu Rechten (mit Rechten) wohl genannt werden Apfel der Nordmänner, und so schrieb der Mönch Eddr, der zu Reykgerdar war, und Priester der Beilung nach, zum Preise dem allmächtigen Götter, aber denen zur Erinnerung, die später waren, obgleich (es) nicht gethan sei (ß) mit Verdammtheit'). Diese letzte Bemerkung zeigt, daß der Mönch Eddr sich selbst genannt hatte. Ein Anderer hätte wol die Bemerkung nicht gemacht. Der Mönch Eddr hat wahrscheinlich Anfangs hiermit schließen wollen, denn er hatte Olafs Geschichte bis dahin gebracht, daß der König im Mönchsleben war in Gireland (Griechenland) oder Syrland (Syrrien), und küßte so seine Wiffenstufen mit Reue, die er in seiner Jugend gethan hatte. Hierauf fährt der Verfasser fort: Nun bitte ich jeden, wie einen Rann, der lese die Saga (Geschichte), daß er bitte den Herrn ic. Dieses deutet alles auf den ursprünglichen Schluß des Geschichtswerkes hin. Doch folgt noch Cap. 74 von Englalönge (Könige der Engländer) (nämlich von dem großen-Brande Olafs dem König) Jarvarðr (Eduard); Cap. 75 von Harald Gudhinnson (als dem Nachfolger Eduards); Cap. 76 von dem Bischofe Jon (der mit andern Rannen Sigurd hieß), und am Schluß des Capitels heißt es: Diese Saga (Geschichte) sagte mir Atlegrime Westfildhson, Priester Biarni Bergthorson, Sellir Thorvaldson'), Herdis Dabodottir, Thorgeir Thorsteinssdottir, Ingulfr Arnorsdottir'). Diese Renschen lehrten (kennend) mir so die Saga (Geschichte) des Königs Olaf Tryggvason, wie nun gesagt ist. Ich zeigte auch das Buch Gistur's Hallsson,

und berichtete (rétta) ich dasselbe nach seinem Rathe, und haben wir an dem gehalten seitdem. Es läßt sich schließen, daß Eddr ursprünglich sein Werk mit dem 43. Capitel geschlossen und später Cap. 74, 75 und 76 hinzugefügt hatte, und hier nun auch nachtrag, nach welcher Renschen Erzählungen er sein Geschichtswerk verfaßt hatte. Wir vergleichen hier zugleich mit, was auch die Gunnlöfsche Olafs Saga Tryggvasonar betrifft. Der Thátur Haldora Snorrasonar Cap. 7. S. 173 sagt: So sagen die Brüder (Mönche) Gunnlaug und Eddr, daß die Renschen haben ihnen am meisten erzählt (frá angit) [das, was sie haben hierauf zusammengefaßt (samansett) und in Erzählungen gebracht (ic) frá angit suert)], von König Olaf Tryggvason; Sellir Thorvaldson, Atlegrime Westfildhson, Biarni Bergthorson, Arngrunn (nach anderer Lesart Ingunn) Arnorsdottir, Herdis Dabodottir und Thorgeir Thorsteinssdottir; und hierauf wird gesagt, daß Gunnlaug gezeigt habe die Saga (Geschichte) des Königs Olaf Tryggvason Gistur's Hallsson, und hatte der genannte Gistur bei sich das Buch zwei Jahre hindurch, aber hierauf wie er (nach anderer Lesart es) kam zurück zum Bruder (Mönche) Gunnlaug, verbesserte (emendarnði) er es selbst, da, wo Gistur's dünkte, dessen zu bedürfen. Aus dem emendarnði (emendavit) läßt sich mit Sicherheit schließen, was auch an sich wahrscheinlich ist und auch im 3. Cap. des Thátur Haldora Snorrasonar S. 163 ausdrücklich bemerkt wird, daß auch der Mönch Gunnlöf sein Geschichtswerk lateinisch geschrieben und er selbst seine Quellen und namentlich im Betreff der Berichtigungen durch Gistur Hallsson angegeben hatte. Da beide Eddr und Gunnlöf sich an Gistur wenden, hat gar nichts Befremdliches, da er einmal als der Unterrichtsleiter in dieser Geschichte galt. Da Gistur im J. 1206 starb, so kann die erste Vollendung des Gunnlöfschen Werkes nicht später als in das Jahr 1204 fallen, und da Eddr 1200 verstarb, kann die Abfassung beider Geschichtswerke der Zeit nach nicht weit aus einander gelegen haben. Nach dem Förmáli zum 10. Bb. der Fornmannna-Sögur. S. VIII, war die Abfassung des Eddischen Geschichtswerkes ohne Zweifel begonnen im J. 1160 und vollendet im J. 1170. Auch können sie, da beide gleiche Quellen benutzten, und namentlich beide von Gistur's ihre Geschichtswerke durchsehen ließen, auch dem Inhalte nach nicht sehr von einander abweichend sein. Dabei muß es kommen, daß wenn wir die drei auf und gekommenen Sögur vergleichen, bei vielen Fällen nicht mit Sicherheit wissen können, ob der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar aus Gunnlöf oder aus Eddr geschöpft, und der Hauptgegensatz kann nur zwischen der Snorri Sturluson'schen Olafs Saga Tryggvasonar und dem sein, was der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar aus den Geschichtswerken der beiden Mönche geschöpft hat oder geschöpft haben kann; wie er Gunnlöf's einige Male anführt, werden wir im 3. Abschnitte sehen. Der Mönch Eddr wird in der ersten Recension der großen Olafs Saga Tryggvasonar nicht genannt. Dabei ist es wahrscheinlich, daß er das Eddische Geschichtswerk oder richtiger

und findet sich in der Ausgabe derselben in den Fornmannna-Sögur. T. III. p. 172. Vergl. die Script. hist. Island. Vol. III. p. 112 und die Eddalitterat. Ausgabe der großen Olafs Saga Tryggvasonar. S. 327, 328.

1) Söa segir bróðir Eddr, or flest, hefir komþinnat á skírinn, annar nadhr nadhr en Gunnlaug, of Olaf konungi Tryggvason, at Grimskil dökkur en. Der Verf. vergißt hier aber das lateinische Buch den Ausdruck seiner Mutter Sprache anzuwenden. Vergl. B. Schacter, Snorri Sturluson's Mutter. I. 284. S. XCIV, Cl. 4) In den Fornmannna-Sögur. T. X. p. 571. 5) Hic thyrat na saga Olafs konungs Tryggvasonar, er at réttu má callar postule Nordmanna, oc voh ritadhi Oddr múnar, er var at Thingerum, oc preest at vigulu, til dýrchar almatigum guthi, an theim til munnis' er althar ero, tho eigi (es) gert með málallhi. Wenn wir oben saga durch Geschichte überlegen, so übertragen wir es in der Bedeutung, in welcher man es braucht. Der Söge nach richtiger wäre hier saga durch Sage zu geben, da der größte Nachschuß der Eddischen Geschichtswerke reit Sage ist. 6) Diese Familie aus wichtiger Überlieferung der vornehmlichen Geschichte steht auch bei Snorri Sturluson bei Reile, i. 8. Schacter, Snorri Sturluson's Mutter. I. 285. S. 7 und f. S. CCL. 7) Ein Braumanner wird auch bei Snorri Sturluson (a. a. D. I. Bd. S. 9) als Übersetzer der Geschichte genannt.

Sagenwerk nicht vor sich hatte. Auch stimmt er in den Partien, welche dem Inhalte nach Gleiches mit dem Ob-
 liegenden Werke erzählen, mit diesem nicht wörtlich überein,
 sodas sich am wahrscheinlichsten folgern lässt, er habe diese
 Partien aus dem Gmundlischen Werke geschöpft, und die
 Ueereinimmung dem Inhalte nach rührt daher, das
 Dddr und Gmundlgr gleiche Quellen benutzten, und über-
 dies einander sehr geistig verwandt waren. Ungeachtet des
 augenscheinlichen Schlußes endet doch die Ddbische Dlaf's
 Saga Tryggvasonar mit dem 76. Capitel noch nicht, son-
 dern es folgt nun noch Cap. 77. Von König Dlaf:
 Das sagt Dallsfrdr Wandrabbaskall, das diese Lande
 habe König Dlaf Tryggvason überfahren mit Henschilde,
 beides in Sudhrwegie (den Südgegnen) und den West-
 ländern (England, Schottland, Irland und die umliegen-
 den Inseln). Es folgen nun die Strophen, welche wir
 im Art. Olafs Dräpa betrachten haben. Der Mönch
 Dddr hat dieses Capitel wol nicht gehabt, denn es lag
 nicht in seinem Zwecke, Dlaf's Missethaten (misgernin-
 gar) zu verzeihen. Wahrscheinlich hat der Uebersetzer
 diese Strophen mit der Vorbemerkung hinzugefügt. Doch
 könnte auch Sigur der Mönch veranlaßt haben, diese
 Strophen als geistlich wichtig anzuhängen, weil sich
 daraus beweisen läßt, das Dlaf wirklich in Gardie (Rus-
 land), freilich nach der Strophe nur heerend"), und auch
 in den Westländern gewesen. Ddb's lateinische Arbeit ist
 nicht auf uns gekommen, denn zum Glück für die Schätze
 der altnordischen Denkmäler konnte sich die lateinische
 Sprache des Mittelalters nicht in Island, wo im übri-
 gen römisch-katholischen Europa als Schriftsprache be-
 hauptet. Island war zu arm und fern, als das viele
 ausländische Geistliche hätten dahin wandern können, und
 die wenigen Eingebornen, welche Versuche in Abfassung
 von Werken in lateinischer Sprache machten, konnten ge-
 gen den Geist der Mehrzahl der Gelehrten, welche sich
 ihrer Muttersprache bedienten, nicht aufkommen"). Da-
 her kam es, das man selbst die lateinischen Arbeiten nicht
 in dieser Sprache, sondern in Uebersetzungen aufbewahrt.
 Von Ddb's lateinischer Schrift hat sich jedoch etwas er-
 halten, was wenigstens zur Probe dienen kann, wie er
 die Verse übersezt hatte. Im 61. Capitel der altnordi-
 schen Uebersetzung S. 342, wo die Rede davon ist, wie
 Jarl Eirvaldi den König Dlaf betrog, heißt es: Dieses
 ist geschrieben von Jarl Eirvaldi:

Noe seminho
 pennis monstrabo
 curvus est decorem
 natus in apocata,
 qui Svelena regem
 de terra seduxit
 et filium Trygva").

That segir nú (das sagt so):

Munkat!) ee nefna
 nær mun ee stefna

nidhrbjógt er nef
 á nithingi
 thann er Svein kenning
 areik er londi
 oe Tryggvason
 á talar dro.

Nicht wird ich nennen,
 Mönch wird ich verheiß-
 en (Niedertracht ist die Nase
 zu dem Nidhrbjógt)"),
 Den, der den König Eirvald
 Arg aus dem Lande,
 Hat Tryggvi's Sohn
 In die Schillingen sehn

Ddb mit Særo Grammaticus verglichen, gewinnt sehr, da
 er die vaterländischen Lieder mehr achtete und treuer über-
 sezte. Særo Grammaticus übersezt eleganter und in clas-
 sischen Versmaßen, hat aber dafür auch den nordischen
 kräftigen Geist fast ganz vermischt. Natürlich hatte sich
 der lateinisch schreibende Mönch Ddb auch nicht von Ein-
 mischung des Fremdartigen ganz freihalten können, hatte
 aber, während Særo Grammaticus die lateinischen Classi-
 ker, namentlich den Valerius Maximus, nachahmt, sich
 an das Kirchenlatein gehalten, und während der gelehrte
 Däne die römische Götterlehre vereinigt, hatte der Is-
 ländler sich an die heilige Schrift gehalten. Spuren fin-
 den sich an Kirchenlatein und Benützung des Biblischen
 noch in der altnordischen Uebersetzung. So heißt es Cap.
 3. S. 222: Es wird gesagt, das seine der König
 Waldamarr von Gardarí") Mitter war Weisagewiß
 (spakona) und wird das genannt, in Büchern (i bók-
 um) phitons and") (Heiß), womit die heidnischen
 Menschen weißteten. Hier hatte der Gelehrtschreiber
 benützt das spiritus Pythonis (πνεῦμα ἰλιθῶνος, Acta
 Apostolorum c. 16. v. 16). Auf die Bibel bezieht sich
 der altnordische Bearbeiter der Ddbischen Arbeit auch Cap.
 4. S. 227, wo er davon handelt, wie Gott den jungen

den Formanna-Näger. 3. Ddb. S. 19, 20. Hier entspricht die
 Schrift Ddb'schen, als er den Jarl Eirvaldi hieß, und dieser
 läßt ihn dafür einschlagen.

12) Nidhrbjógt, bedeutet ein Verächter, Brecher eines Ver-
 trages, Bube &c., paricide. 13) Rastland. 14) Vergl. die
 große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 46. S. 76, wo er von
 der ersten Königin handelt; aber doch war sie vaterländisch
 (französisch) von Pöten's Geißle (af stann and), wie viele vaterländische
 Menschen. Der Mönch, der die große Dlaf's Saga bei den Auswärtigen
 Geist des Pöten's entweder aus der Ddbischen Arbeit entlehnte,
 oder auch der Gmundlgr hatte denselben biblischen Ausdruck. So
 sagt auch Gregor von Tours (Hist. Lib. VII. c. 43. ap. Froben.
 Corp. Hist. p. 167) von einer Wölfegetin unter den Franken
 Spiritum Phitons (Pythonis) habens, und erzählt weiter unten,
 wie der Bischof Agnir von Serdon sie ergreifen läßt und prüft:
 quia adprehensum et ad se adductum, iuxta id quod in Actis legi-
 mus Apostolicis, cognovit in se immundum spiritum esse Phi-
 tonis (Pythonis). Da die Heilige im Christentum auch von den
 Göttern und guten Geistern ausging, waren die christlichen Schrift-
 steller in Verlegenheit, wie sie diesen Weisagewiß nennen sollten,
 und ergreifen dann mit Heiden den in der Bibel verbotenen
 πνεῦμα ἰλιθῶνος oder spiritus Pythonis. Da die, welche die
 lateinischen Arbeiten über Dlaf Tryggvason in ihre Muttersprache
 übertrugen, keine heidnischen Ausdrücke hatten, durch welche der
 Weisagewiß entweder als rein oder unter dabindeutet werden
 konnte, übersezt sie spiritus ddbi and, und geben Pythonis die
 heidnische Form Pitoa.

8) S. R. Mactheo c. a. D. 2. Bt. C. 216. 9) Vergl.
 denf. l. Bt. S. CXXVII—CXXIX. 10) Dieß ist ver-
 derbt. 11) Ddb's Saga Tryggvasonar. 12) Dieß Werk ist
 den auch in der großen Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 263 in

Dies, der in Skabberri verkauft ist, indem er zuerst sagt: und erlöste ihn von dieser Unfreiheit, wie vordem er gelöst Joseph¹⁾ (Joseph). Spuren, daß die Oddskida Olafs Saga Tryggvasonar, wie wir sie jetzt haben, aus dem Lateinischen übersezt ist, haben sich neben dem, daß ihre Sprache überhaupt nicht so fließend als die anderer altnordischen ist, und namentlich gegen die Heimskringla sehr abfällt, viele erhalten, so z. B. der häufige Gebrauch von natura S. 232, 234, 254, 263, und anderwärts, so i Russiam p. 239, 242, für Russia ist die eigentliche altnordische Benennung Gardariki (Reich von Garde). Auch aus dem Sogbaue läßt sich eine Übersezung aus dem Lateinischen nicht verfehlen, so Cap. 13. S. 254: En at biðhenda bönda, thá leyfr fram handenn i utalliga flokka hvarðanar, aber bei dem gebietenden Imperativ (substantio rustico oder a rustico jussus, oder rustici jussus), da läuft der Hund vorwärts in unzählige Scharen (in innumeras turbas) der Freie. Snorri Sturluson dagegen hat: hona vísandi hundinn i þáða flokkana, eo varo thar rekin mirg hundrot manna; hundrinn líop um alla naufa flokkana²⁾; bei F. Wadter, 2. Bd. S. 243, 244: Er wies den Hund in die Rindercharen, und waren dahin getrieben viele 100 Rinder; der Hund lief durch alle die Rindercharen. Fast Gleiches wie Snorri Sturluson hat auch die große Olafs Saga Tryggvasonar, denn sie folgt hier der Heimskringla. Um: regnavit auszubringen, hat der Übersetzer der Oddskida Olafs Saga Tryggvasonar S. 225 riechi gebid, was für eigentlich nach dem echten Altnordischen red oder ród fyrir stehen sollte. Riechi haben die mittelhochdeutschen Übersetzer regnavit durch eichsete (reichste) geden. Riechi kommt auch mehrmals vor in der großen Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 285 (3. Bd. S. 63), wozu zu schließen, daß auch dieses Capitel aus dem Lateinischen übersezt ist. Capitel 27. S. 282 des Oddskida Werks, wo von der Sunne und ihrem Bruder Albanus gehandelt wird, findet sich eine dunkle Stelle gar nicht übersezt, nämlich: Pro sustentatione raclo assumunt. Man vermutet, daß die Oddskida Olafs Saga Tryggvasonar in das Isländische übersezt hat der Priester Eymarr hinn fródi, der im J. 1245 starb. Von diesem Eymarr als Geschichtschreiber bemerken wir mehr im Art. Olafs Saga Helga. Vor der Snorri'schen und der großen Olafs Saga Tryggvasonar zeichnet die Oddskida sich dadurch aus, daß sie im Verhältniß zu ihnen nur sehr wenig Liederstellen als Belege einwirft. Nur Cap. 37. S. 298 einen Duldling (Wesungchen) von Hialti zur Verhöhnung Dölns und Freys:

Vil ek eigi guða geysa
grey thyski mér Freya,
ne man annattreggia
Oðluna grey edha Freya.

Nicht will ich die Götter betrüben (verspotten),
schändlich dünkt mir Freya,
denn wird nicht aus den Händen
Dölns Sündin oder Freya.

Cap. 61. S. 341 ein Stadempaar, welche Jarl Sigvaldi sagt, und S. 342, die Weise nee nominabo nebst der Uebersetz., welche wir oben mitgetheilt haben, Cap. 92. S. 344 eine Strophe von Halldor³⁾: öna för ok eing, baeuf, wie der König (Olaf) von Süden (von dem Wendlande) auf Veranstaltung des Jarls Sigvaldi, mit 71 Schiffen fährt, und die Schlacht anhebt. Dann Cap. 69. S. 359 ebenfalls von Halldor drei Strophen und S. 362 eine Strophe⁴⁾ aus dem Liede auf den Jarl Erik in Betreff des Kampfes mit dem Drm dem Langen (die lange Schlange), dem Schiffe des Königs Olaf. Ferner Cap. 64. S. 349, 351, Cap. 67. S. 354. Cap. 69. S. 360, Strophen von Halldor auf des Königs Olaf letzte Schlacht. Wir haben diese Strophen näher angegeben im Art. Olafs Drápa Tryggvasonar von Halldor. Aber diese Partie von der Schlacht bei Svöld (im J. 1000) scheint uns vom Übersetzer sehr erweitert worden zu sein. Capitel 74. S. 371 sagt Oddr, er zweifle nicht, daß der König Olaf habe nach der Schlacht gelebt, und sich habe von Einbildung (als Ablässung) des heiligen Geistes Gottes dargebracht. Wie wissen nicht, ob das von Odd selbst ist, was er Cap. 70. S. 365 bemerkt hat und ist das vieler Menschen Sägung (sügen), daß König Olaf habe von sich geworfen den Panzer in die Tiefe, und entkam auf dem zu der Schneide (Schiffe) der Wenden. Und ist die Erzählung (schändlich) weit gefahren hierauf, wie man hören kann in derer Männer Gesängen, die dieses bewahrheitet haben; so sagt Halldor. Nun des Skalden Halldor's: vaeltat eo hilt hvart heoyti, wo er sagt, daß er nicht wisse, ob der König lebt oder lebend sei. Die andere Halldor'sche, welche besagt, daß doch das auf das wahrste sei, daß der König verumt, und die Snorri Sturluson hat, wird hier weggelassen. In der Oddskida D. S. 2r. steht dann noch eine Strophe von Halldor, welche Snorri Sturluson nicht hat, aber die große D. S. 2r. Cap. 6. S. 6; in ihr spricht der Skalde aus, wie ihm gesagt worden, daß der König des Landes und der Krone beraubt worden, größtem Schmerz habe er (der Skalde) nicht empfunden, großer Trost würde ihm sein, wenn der König lebte. Nach der Strophe heist es weiter: Hier wird so gesagt, daß soviel ward zweifel erlitten von der Schlacht, ob er würde gesallen sein, oder sonstam. Die wichtige Strophe, die Snorri Sturluson Cap. 130. S. 347 hat: Enn segir audar kenni, wo der Skalde singt, daß ihm nun Wahrs von des Königs Noede

15) Der Verfasser der gr. Olafs Saga Tryggvasonar (Cap. 47. S. 31) hat diesen Vergleich und die vorangehende Betrachtung nicht: „Nur der Gott, der nicht verlorren sein lassen die Geir und den Aegir seiner Freunde“ etc. und noch weniger Snorri Sturluson, der auch die Olafs Saga Tryggvasonar im echten altnordischen Geiste abth. Vergl. die Darstellg dieser Partie bei F. Wadter, Snorri Sturluson's Weltreis (Heimskringla) übersezt und erläutert. 2. Bd. S. 773. Cap. 6. 16) Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 35 bei Schöningh S. 227, 228.

17) S. den Formell zum 10. Bande der Fornmanns-Säger p. VIII. 13) Sie findet sich bei Snorri Sturluson, Cap. 118, bei Schöningh S. 355; in der gr. Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 246. 2. Bd. S. 297.

(Kalle) gesagt sei, und das Entkommen desselben als falsches Gerücht bezeichnet, wird in der Oldischen D. S. Tr. nicht angeführt, so daß Snorri Sturleson als ein weit ehrlicherer Kritiker, der Bearbeiter der Oldischen D. S. Tr. aber als ein unrichtiger erscheint, indem er nur die Strophen anführt, die zu Gunsten seiner Behauptung gebraucht werden können. Obgleich dieses auch dem Oldischen Geiste ganz gemäß ist, so führt doch die Einschaltung jener Verse vielleicht vom Übersetzer her. Nachdem nämlich zu dem Obigen hinzugefügt ist, und viele andere Besätze (daemi) sind zu dem, wird fortgesetzt: Und wenn Gott erlaubt, werde ich sagen, wie ich am Wahrsten weiß, was die Menschen davon trugen (beristeten), die dort waren in der Schlacht, was sie zuletzt sahen von König Olaf. Nun werden solche starke Dinge als Thatfachen vorgetragen, daß die Einleitung zu den Strophen und die Strophen zu schwach erscheinen. Hätten Esulv Thorsteinson und Kolbjörn wirklich dieses aufgelöst, was ihnen beigestellt wird, und dieses hätte erwiesen werden können, so hätte es Snorri Sturleson sicher angeführt. Was aber vollends Odo einige Eirik's Namen auslagern läßt, ist so stark, daß, wenn es wahr wäre, die Anführung der Verse Hallfred's ganz überflüssig gewesen wäre: Nun so, wie wir vorher sagten, daß die Unfreunde des Königs ihn sorgfältig suchten und fanden ihn nicht, da sagten einige Mann von des Jarls Kräftevolle, daß ein Mann kam zu der Sneekia der Wintar (Wenden), und schwamm zu dem Schiffe, und war in rothem Kleide; und als er war hinaufgekommen in das Schiff, da ward das sogleich fort; und alle Ennedier der Wintar wurden da sogleich fort, die, welche dort gewesen waren, den Tag hindurch und vielen südwärts vor Land. Wer solche und andere Dinge als das Wahre erzählt, was er weiß, der braucht aus Hallfred's Strophen nicht das Gerücht zu belegen, das sogleich gegangen sei, der König sei mit dem Eiden entkommen. Daß das Gerücht sogleich entstand, war ganz natürlich, weil man die Leiche des Königs nicht unter den übrigen Toten auf dem Schiffe fand, und man fand sie nicht, weil der Verwundete über Bord gesprungen war. Aber sowie sein Anfang-räthselhaft und reiches Stoff der echten Sage (Dichtung) war, so sollte es auch sein Ende sein. Die Uebersetzung der Geschichte Olaf's Tryggvason's von Odo ist nur in einer Skinnbók (Pergamenter) oder aus gekommen. Aber auch diese Skinnbók ist nicht vollständig aus gelang, denn es fehlen drei Blätter¹⁹). Daher ist der Anfang: ... yfir oc thvikur frá Gunnhildi saghir oc tiltekium honnar etc. Der Jarl Hofen, von Gunnhild abgehandelt, Afriden und ihren Sohn herbeizubringen, herbringt schon bei Björn, und Afrid bei Thorstein. Es fehlt also die Erzählung von Afrid's Flucht nach ihres Mannes Tryggvason's Tod durch Gudrød, von Olaf's Geburt aus einer kleinen Insel, von Afrid's Fahrt mit ihrem Vater zu ihrem Vater Eirik nach Dronstadt, und wie Gunnhild nach ihnen spähen läßt, und dann Wannen nach Dronstadt sen-

det, um Mutter und Kind holen zu lassen, Eirik aber zuvor kommt und seine Tochter und seinen Enkel heimlich fortkommen läßt. Der Gebrüder ist in der Handschriftensammlung des Arni Magnussøn N. 310, wird im 14. Jodhr. geschrieben sein, am wahrscheinlichsten in Norwegen²⁰). Das Bruchstück von der Schlacht bei Ewold²¹) wurde von Di. Verrius zu Upsala im J. 1665 herausgegeben²²); und das ganze Werk, soweit es auf uns gekommen, nach demselben Pergamentbezug von J. J. Rønneholm zu Upsala im J. 1691 mit schwedischer und lateinischer Uebersetzung²³). (also Zurückübersetzung). An dieser letztern hat, wie man vermuthet, ohne Zweifel großen Theil der Isländer Jon Rugmann, der die Handschrift nach Schweden brachte. Doch ward das Werk erst nach seinem Tode gedruckt. Doch finden sich viele Schreide- und Druckfehler in dieser Ausgabe, und machen sie in Beziehung auf die Urchrift ziemlich unbrauchbar. Ungeachtet dieser Mängel hat diese Ausgabe vorzüglich ihre schwedische und noch mehr ihre lateinische Uebersetzung vortheilhaft auf die Aufmerksamkeit²⁴) auch in Deutschland gewirkt. Oben haben wir nach dem Förmali zum 10. B. der Fornmanns-Sägar die Vermuthung ausgedrückt, daß der Isländer Rugmann Antheil an der lateinischen Uebersetzung habe. Ist dieses gegründet, so muß man sich wundern, daß sie nicht fehlerfreier ist. So wird z. B. der Anfang des Cap. 24: Ok er Olaf konunge eoma vestan; und als König Olaf von Westen kam, übertragen: Ex Eoo mari veniens Olafus. Aus dem nämlichen Gebrü, aber fehlerfreier, ist die Urchrift herausgegeben in den Fornmanns-Sägar Eptir gömlum Maadritum utgefnar adh tilhlutuo hins konungliga

20) Wie übrigen der Gebrü beschaffen ist, s. im Förmali zum 10. Bände der Fornmanns-Sägar. C. VIII, IX. 21) Insel bei, Pommern. 22) Unter dem Titel: Isti stycke af Kong Olaf Tryggvason's Saga, hivilken Odoour Menech på gammelt Götiska beskriver, hafwer, of sit gmeinet Pergament manuskript aftryckt. (Upsala 1665.). 23) Unter dem Titel: Historia Olaf Tryggvason filii, in Norregia invictissimi olim et maximo Inodly in septentrione regis idiomate gotico utroque vetusto primam condita ab Odo Monacho Islando, nunc in lingua modernam Sveviam quin et latinam translati a Jacobo Ismenio Rønneholm, regni antiquario. (Upsaliae 1691. 4.) p. 116, 285. Welche, Rønneholm und Rønneholm, glauden also, der Wund Odo habe das Werk nicht lateinisch geschrieben, sondern altnordisch. Zwar wird freies in dem Werte, wie es auf uns gekommen, nicht ausdrücklich gesagt, läßt sich aber aus der Schreibung errathen. Man müßte denn annehmen, der Wund Odo habe sich in das Lateinische so hineingeworfen, daß er, wie es auch andern Gelehrten geht, seine Muttersprache habe nur unvollkommen schreiben, und sich der Schrift nicht bedienen können, auch selbst einen altnordischen Vers zugleich in lateinischer Uebersetzung zu geben, und dieses habe den spätern Bearbeiter der großen Olaf's Saga Tryggvasoner veranlaßt, anzugeben, Odo habe lateinisch geschrieben gehabt, welches letztere jedoch das Wahrscheinlichste ist. 24) So z. B. die Erklärung der Coram, welche im 22. Cap. des Isidori Paganarum et superlativum eruditis werden, und der Marienlebens aus dem germanischen Alterthum, namentlich aus dem nordischen Winterleben. S. die Uebers. der lateinischen Uebersetzung aus dem 24. Cap. S. 103 bei Folkenstein, De Conclia Germanice. I. p. 21, in Verbindung zum Cod. Diplom. Ant. Nordreg. Brgl. die neue Ausgabe in den Fornmanns-Sägar. T. X. p. 278.

19) Sie finden sich auch bei Snorri Sturleson und in der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar.

Norræna Fornfræðha Félagi. 10. Bd. (Kopenhagen 1835.) S. 216 — 376: Saga Olafs konungs Tryggvasonar rituðh, i öndverðha, af Oddi Munk. Da die frühesten Theile der Fornmannna-Sögur überliefert erschienen sind auf Veranstaltung derselben königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde Dänisch in den Dbls. nordische Sögur, so wird in dem 10. Bande dieser Sammlung ohne Zweifel auch die Olafs Saga Tryggvasonar aufgenommen werden. Für Olafs wirkliche Geschichte ist sie eben nicht sehr wichtig, und die Enorri'sche ist ausreißend; aber zur vollständigen Kenntniß der echten Sagen (Dichtungen) von Olaf ist sie nothwendig, zumal um sie mit dem, was die große Olafs Saga Tryggvasonar nicht aus Enorri hat, vergleichen zu können. Aber unschätzbar in geschichtlicher Beziehung ist sie zur rechten Würdigung der Enorri'schen Arbeit. Enorri'n als Geschichtsschreiber in seinem vollen Glanze kann man nur erkennen, wenn man die Ddbilche²⁵⁾ Olafs Saga Tryggvasonar mit der feini-gen vergleicht.

2) Olafs Saga Tryggvasonar von Enorri Sturleson, macht einen Theil der von ihm verfaßten Sammlung der Geschichten der norwegischen Könige oder der Heimskringla aus, und trägt auch ganz das schöne Gepräge seines Geistes. Äußere Zeugnisse für Enorri Sturleson als den Verfasser hat die große Olafs Saga Tryggvasonar. Sie bemerkt Cap. 280 in den Fornmannna-Sögur. 2. Bd. S. 301: Nun sagt so Enorri Sturleson und die meisten andern Menschen, daß Swein der Dänenkönig legte zuerst mit seinem Kriegsvolk an die Schlinge die Lange und die größten Schiffe des Königs Olaf. Aber Hallarinn sagt in der Olafs Dräpa der zwölfwältigen²⁶⁾, daß Olaf der Schwedische zuvor hatte gelegt zur Begegnung wider Olaf Tryggvason, aber Swein der Dänenkönig nacher. So sagt Enorri, daß König Swein legte sein Schiff an die Schlinge die Lange, aber Olaf der Schwedische legte hinaus davon und nach mit den Stiefen²⁷⁾ an das äußerste Schiff Olafs Tryggvason's, aber auf der andern Seite legte zu der Jarl Einir. Betrachtet wir die Olafs Saga Tryggvason von Enorri Sturleson, so finden wir Cap. 123²⁸⁾: König Olaf legte sein Schiff entgegen der Schlinge der Lengen, aber Olaf der Schwedische legte damit hinaus davon, und nach mit den Stiefen an das äußerste Schiff des Königs Olaf Tryggvason (legte zu)²⁹⁾ der Jarl Einir. Die große

Olafs Saga Tryggvasonar sagt weiter unten in 250. Cap. (S. 331): So sagt Enorri Sturleson, daß Olaf der Schwedische legte da zu in die Stätte, wo König Swein legte davon. Auch diese Stelle findet sich bei Enorri Sturleson Cap. 124³⁰⁾: Da legte dort³¹⁾ zu in die Stätte Olaf, der Schwedentönig ic. Die große Olafs Saga Tryggvasonar bemerkt Cap. 256 (3. Bd. S. 1) in Beziehung auf das Ende des Königs Olaf Tryggvason: Nun sind darüber viele Erzählungen (frásagnir) um die Zuträgnisse, die sich dort machten. Enorri Sturleson sagt so: Daß da, als König Olaf sah, daß das Weisse von seinem Kriegsvolke gefallen war, aber Jarl Einir um eine Küste seiner Mannen galoppirte zurück zu der Kappung³²⁾, daß König Olaf und der Stallari³³⁾ Kolbiörn liefen da beide vor³⁴⁾ Bord und auf kein Bord jeder³⁵⁾, aber die Jarlsmannen hatten gelegt von Augen zu die Kleinstuten³⁶⁾ und erschlugen die Männer, die auf die Liefe³⁷⁾ liefen. Und da, als der König selbst war auf die Liefe gefahren, wollten die, die auf den Skuten waren, ergreifen ihn mit den Händen und bringen ihn dem Jarl, aber König Olaf schwang über sich den Schild und goß sich in die Liefe; aber der Stallari Kolbiörn schoß³⁸⁾ mit seinem Schilde unter sich, und schlugte sich so wider die Speiße, mit denen gelegt (geschossen) ward von den Schiffen, die darunter waren, und fiel er so auf die See, daß der Schild ward unter ihm, und kam er sich von dem nicht in die Liefe, bevor er ward hantgriffen. Dieses ist die Sagung (sögn) Enorri's. Aber so wieb gesagt von den Worten des Stallari Kolbiörn selbst ic. Nun folgt das, was die spätere Sage als Aufzage des Stallari Kolbiörn ausgegeben hat. Das, was die große Olafs Saga Tryggvasonar als die Sagung Enorri's mitgetheilt hat, trifft wörtlich, ja dem größten Theil nach buchstäblich mit dem überein, was Enorri Sturleson Cap. 130 erzählt. Die Abweichungen sind ganz unbedeutend und nur zwei³⁹⁾, für: schoß (schwang) unter sich den Schild hat die große Olafs Saga: schoß (schwang) unter sich seinen Schild, und bei den Worten: und kam er sich von dem nicht in die Liefe so schnell, läßt die große Olafs Saga Tryggvasonar „so schnell“ hinweg. Diese geringen Abweichungen überheben uns, hier auch die Stelle mitzutheilen, wie sie sich in der Heimskringla findet, und um so mehr, da wir diese Abweichungen angegeben haben. Diese längere Stelle läßt keinen Zweifel übrig, daß der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar dasselbe

meint hat als der Codex E, und die Verlagsstiftliche Ausgabe gar nicht.

30) Bei Schöningh S. 339, bei Verlagsstiftl. Cap. 123. S. 364. 31) Rämlich verthän, von wo, wie Enorri erzählt, die Dänen hinweggezogen hatten. 32) Erhöhung, das hohe Hintertheil des Schiffes. 33) Hofmarschall. 34) über. 35) Rämlich eher aber das rechte, der andere über das linke. 36) Eine Art leichter Schiffe. 37) Rämlich von den Schiffen auf das Meer. 38) Schwang. 39) Ja! Die Ausgabe der Enorri'schen Arbeit bei Verlagsstiftl. Cap. 123. S. 369 und die bei Schöningh Cap. 120. S. 345 bieten auch Abweichungen unter sich dar, zwar andere, aber doch solche, daß sie nicht geringere sind, als wie die Enorri'sche Stelle in der gr. Olafs Saga Tryggvasonar von ihnen abweicht.

25) Über die Arbeiten von Ddb und Gunnlaug f. auch P. G. Mäler Sagabibliothek. 3. Th. S. 197—211. Über die Enorri'sche f. dens. Untersuchungen von Enorri's Küber og Årødsbægh, Diagonistie de Snorris forlides et anotoriats in 6 Bände der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 277—280 und ebenda. S. 335, 336 und von P. G. Mäler: Læseartikel Sammenheng mellem de forskellige Bearbejders af Olaf Tryggvasons Historie. Ge ist es damals noch nicht) ja Gewisse gelang. Der Verfasser der so sehr reichem Zusammenstellung und der Sagabibliothek führt die große Olafs Saga Tryggvasonar als Gunnlaug's Arbeit auf; mit welchem Rechte, werden wir weiter unten sehen. 26) S. den Art. Olaf Dräpa Tryggvasonar. 27) Dem Vordertheile des Schiffes. 28) Heimskringla bei Verlagsstiftl. S. 362, bei Schöningh 1. Bd. S. 338. 29) Das in edigen Klau-

Gefichtswerk vor sich hatte, was wir das Snorri'sche nennen, und daß wir es mit vollem Rechte thun. Er gebietet der Snorri'schen Arbeit auch noch einmal, sagt Cap. 256 (3. Bd. S. 5): und war das sechste Rade vier Menschen, das König Olaf wahrde haben gegessen von sich den Panzer in der Tiefe⁴⁰⁾, und fortgetaucht hinweg von den Langschiffen, und sich geteigt hirtaus zu der Enelia der Wendin, und hätten die Mannen Ästrib's ihn gebracht an das Land; und das alles zusammen leitet zur Wahrscheinlichkeit der Fortkommung des Königs Olaf, was die Männer haben zuletzt gesehen von ihm, die dort waren in der Schlacht, und die Erzählungen (frásagnir), die Snorri Sturleson bezeugt, daß (sie) gemacht worden sind nachher um die Thaten des Königs Olaf. Dieses ist genennet und bezieht sich auf die Stelle Snorri Sturleson's Cap. 130⁴¹⁾; und war das sechste Rade vier Menschen, daß König Olaf würde gegessen haben von sich den Panzer in der Tiefe, und so fortgetaucht hinweg von den Langschiffen (legte sich hirtaus zu der Enelia der Wendin)⁴²⁾; und hätten die Mannen Ästrib's ihn gebracht nach Windland (Wendensland), und sind da viele Erzählungen (frásagnir) um die Thaten des Königs Olaf, von einem Theile der Menschen. Snorri Sturleson läßt nun Besje Hallfred's folgen, sagt dann: Aber wie das auch gewesen sein mag, da kam doch Olaf Tryggvason niemals hirtaus zu dem Reiche in Norwegen. Hirtaus läßt er wieder Besje Hallfred's folgen, wo dieser unter andern sagt, er habe nun Wahres von der Entscheidung des Königs erfahren. Der Verfasser der großen Olaf's Saga erzählt vor den Versen, „wie Menschen die Wahrzeichen gekannt, die der König hieher in die Nordlande gesendet. Er folgt nämlich theils dem Gange des kritischen Snorri Sturleson's, theils dem, was jene unkritischen Mönche Öddr und Gunnlöf haben. Daher schwimmt das, was er aus Snorri Sturleson entlehnt, wunderbar aus jenem Psulme hervor. Doch ist der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar ebensicher als Öddr, oder sein Bearbeiter, denn er unterdrückt die Strophe nicht, wo der Stalpe sagt, daß er nun Wahres von dem Morte (Halle) des Königs Olaf erfahren. Dar- aus, wie Snorri Sturleson in dem oben aus der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Angeführten als Gewöhrtmann ausgeführt wird, läßt sich schließen, Snorri habe die Saga nicht schon in ihrer Gestalt, wie wir sie bei ihm finden, vorgefunden, und habe, was man hat auch behaupten wollen, bloß abschreiben lassen in seine Sammlung, sondern es geht vielmehr hervor, daß er selbst Forschungen angestellt, vorzüglich die Lieder der gleichzeitigen Stalpen als Belege benutzt, und dann der Saga die schöne würdige Gestalt gegeben, in der wir sie bei ihm finden. Ungeachtet jede Saga seines Gesichtswerks ihren besondern Aitel hat, so werden doch die einzelnen Sögur nicht als besondern Theile behandelt, sondern sammtliche Sögur als ein zusammenhängendes Ganze bildend⁴³⁾).

Daher beginnt die Snorri'sche Olaf's Saga Tryggvasonar bei §. Wächter, 2. Bd. S. 162: Ästrib ließ das Weib, das gehabt hatte König Tryggvi Dlafsson; sie war Tochter Einil's Biddastali's, der auf Efstrofabir⁴⁴⁾ wohnte, eines mächtigen Mannes. Aber nach dem Falle Tryggvi's floh Ästrib fort u. s. w. Die Trygvi gefallen, wird der nicht weiter bemerkt, denn Snorri Sturleson hat schon oben in der Saga von König Harald Gräfelf und Jarl Halson, Sigurd's Sohn, Cap. 9 bei §. Wächter, 2. Bd. S. 139 — 141 erzählt, wie König Tryggvi durch König Gudröd, Einil's Sohn, erschlagen worden. Die Saga von Olaf Tryggvason erhält zugleich, künstlerisch eingewebt, den letzten Theil der Saga von Jarl Halson, Sigurd's Sohn. Ist die verschiedenen Sögur werden so als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet, daß Gullharald, der erst in dem Theile der Saga von Jarl Halson, die in die Olaf's Saga Tryggvasonar eingewebt ist, eine Rolle spielt, schon in der Saga von König Harald Gräfelf und Jarl Halson, Sigurd's Sohn, Cap. 15 bei §. Wächter, 2. Bd. S. 152 eingeführt wird, nämlich nachdem Snorri Sturleson erzählt hat, wie Jarl Halson zum Dänenkönige Harald gefahren ist, und bei ihm überwintert, fährt er fort: Da war auch bei dem Dänenkönige der Mann, der Harald hieß; er war ein Sohn Knut's Gormsson's, Brudersohn des Königs Harald; er war gekommen aus der Kauffahrt, und hatte erbeutet dadurch überviel saterendes Gut⁴⁵⁾; er ward genannt Guldharald; er dachte wohl dazu zu kommen, König in Dänemark zu werden. Sollte jede Saga in der Heimskringla ein abgeschlossenes Gesichtswerk für sich bilden, so wäre hier die Einführung Gullharald's ganz müßig, und Snorri Sturleson hätte sie vermieden. Da er aber die Saga von Harald Gräfelf und Jarl Halson als mit der Saga von Olaf Tryggvason zusammenhängend behandelt, so macht sich diese Einführung, welche schon hier statt hat, sehr künstlerisch. Der Hörer oder Leser ist bei Snorri Sturleson und andern guten isländischen Darsstellern gewohnt, daß nichts vorgebracht wird, was müßig ist. Einen Bezug hat es immer, wenn nicht ausdrücklich gesagt wird, daß es ihm hat⁴⁶⁾. Hier an unserer Stelle s. B. erkannte der grüße Hörer und Leser sofort, daß durch diese Einführung Guldharald's nicht eine bloße Notiz von ihm ex abrupto angebracht werden solle, sondern daß dieser Guldharald im Verlaufe der Erzählung eine große Rolle spielen werde, und dieses thut es denn auch in dem Theile der Saga von Jarl Halson, der in die Saga von Olaf Tryggvason eingewebt ist. Es macht sich aber nun da, wo Guldharald handelnd auftritt, weit schöner, daß er schon früher eingeführt ist. Somit aber Snorri schon in der Saga von Harald Gräfelf und Jarl Halson, Sigurd's Sohn, für die Olaf's Saga Tryggvasonar vordrückt, so bereitet er auch in dieser

40) Unter dem Wasser, im Tauchen. 41) Bei Schöningh S. 246, bei Veitingh S. 370. 42) Das in den ersten Klammern bei Veitingh nicht. 43) Vergl. §. Wächter, Snorri Sturleson's Geschichte, 1. Bd. S. CXXXV.

44) Obdast ist ein Ort in Jäderen, einer Landschaft im westlichen Norwegen. 45) Richtig ist es Gut (Hausgut) des Königs Gut, nämlich in der besondern Bedeutung von Geld und andern Kostbarkeiten, Gold und Silber, wie auch Vieh und von den Folgenden erzählt: er ward genannt Guldharald. 46) Vergl. §. Wächter a. a. O. 1. Bd. S. CXXXIV — CXXXIX.

Saga schon auf die Saga, die auf sie folgt, vor, nämlich für die Dlaf's Saga Solga: Dlaf's des Heiligen Geburt erzählt er (Cap. 49 bei F. Wächter, 2. Bd. S. 276). Diese Erzählung erscheint als natürliches Ende von der Geschichte des Königs Harald Gränfil, des Vaters Dlaf's des Heiligen. Der Fall Harald's Gränfil's wird Cap. 48 (bei F. Wächter, 2. Bd. S. 272) erzählt: Ihn läßt Sigrid verbrennen. Hierdurch wird Sigrid eingeführt, um deren Hand sich auch Dlaf Arrogosson bewirbt (Cap. 66 S. 304). Diese Verlobung ist wieder mit der Geschichte des Jarls Hafon in Verbindung. König Dlaf scheint ihn den großen Goldbring, den er genommen hatte von der Tempelstätte auf Hladir. Diesen Goldbring hatte Jarl Hafon machen lassen (Cap. 55 S. 303). Er trauet ihr eine Hauptsohnbarkeit zu sein. Aber die Gottheit mißt der Königin Sigrid entgegen, daß er unrecht ist. Er wird zerbissen und Erz findet sich im Innern. Da wird die Königin zornig und sagt, Dlaf wird bei Weibern mit ihr falsch umgehen (66. Cap. S. 304, 305). Sie haben eine Unterredung. Dlaf verlangt, sie solle das Christentum annehmen. Sie weigert sich. Er schlägt sie mit dem Handschuh ins Gesicht und sie sagt, daß dieses wol sein Tod sein werde. So wird Dlaf's Ende eingeleitet, und er, der das Heidentum in Norwegen durch List und Gewaltthat stürzt, muß, da er seine Schranken in diesen seinen Bestrebungen kennt, seinen Eifer büßen. Seine Verlobung des heidnischen Tempels wird auch schon durch den falschen Goldbring gerächt, den er nimmt, und umwiffend, daß er unrecht ist, verschont er Jarl Hafon, der die heidnischen Tempel, welche die Eistatthöne verbrennen, wieder besetzt, und den Diefersidil, den sie gestört, wieder aufblühen läßt (Cap. 28. S. 228—232), erscheint durch den falschen Goldbring an der Tempelstätte als Betrüger der Götter und des Volkes, und so wird erklärt, warum er selbst, da er noch überdies sich nach den schönen Frauen der Norweger gelüsten läßt, einen so tragischen Tod sterben muß. Uebersicht hat er auch den Goldharald im Verberben gestürzt, und dieses find, da die Verfaller der Sogor und vorzüglich der Beste unter ihnen, Enorri Sturleson, nach tragischer Wirkung finden, die drei Hauptmomente der Dlaf's Saga Arrogossonar: der Fall Goldharald's und der Fall des Königs Harald's durch die Argutheit des Jarls Hafon und des von ihm dazu verleiteten Harald's Gormsön von Dänemark, der Fall des Jarls Hafon und der Fall des Königs Dlaf Arrogosson. Tragisch gestaltet ist auch die Verbrennung des Königs Harald's Gränfil durch Sigrid, fobal die Dlaf's Saga Arrogossonar der Enorri Sturleson, da auch der Fall des Dänenkönigs Harald Gormsön durch seinen Sohn Swin auf eine mit dem Falle der Jomsviskingar sehr den Jarl Hafon aufsummenhängende Weise eingebracht ist, ungemein reich an tragischer Wirkung ist. Ungeachtet der vorhergehenden Theil der Enorri'schen Geschichtswerke den Titel führt: Saga von Harald Gersfil und von Jarl Hafon, Sigurd's Sotne, so ist doch in ihr auch nicht einmal des ersten Geschichtes bis zu Ende geführt. Die große Dlaf's Saga Arrogossonar hat aus dem Enorri'schen Geschichtswerke

den Partien von Guthfrith's und Harald's Grafen-
den und von des Dänemarks Normen und des Jarls Ha-
ten's Halle meistens buchstäblich entlehnt. Aber im
Ganzen macht bei ihr das aus Snorri Entlehnte doch
nicht den traglichen Eindruck, als sei ihm selbst, da sie
es durch schwache Partien, die sie anderswoher nimmt,
und die zu weit abführen, zu sehr unterbrocht. Die
Schlacht und der Fall der Jomsborging ist aus gewaltig
tragisch wirkend bei Snorri Sturleson (f. §. Wachter's
2. Bt. S. 251—271). Die große Dlaf's Saga Tryggvasonar
geht bei der Beschreibung der Schlacht mehr in
Eingele, entlehnt aber die Darstellung der Erzählung,
wie die gefangenen Jomsborging erschlagen worden, aus dem
Snorri'schen Geschichtswerke (f. §.) weit aber dabei
hierher späterer Stellen als Belege ein. Snorri Sturle-
son that es nicht, weil sich seine Litteratellen von gleich-
zeitigen Stellen vorfinden, und die Lieder der spätern
Stellen nicht beweisen konnten. Die Verfasser der gro-
ßen Dlaf's Saga Tryggvasonar ahmt Snorri Sturle-
son in Belegung durch Litteratellen nach, weiß aber nicht
das schöne und zugleich kritische Maß zu halten, das hier
beobachtet. Welche Litteratellen beide gemeinsam,
und welche bloß hier oder jener hat, werden wir im vierten
und fünften Abschnitte dieses Artikels beiläufig bemerken,
und sehen, wie auch die Snorri Sturleson mit mehr
Aufmerksamkeit und kritischer zu Werke geht. Die Snorri-
dlafe Saga Tryggvasonar führt die Geschichte
Norwegens noch über Dlaf Tryggvason hinaus, und stellt
dar, wie der Dänenkönig Swein und der Schwedenkönig
Dlaf und der Jarl Eirik Norwegen unter sich getheilt,
durch eine Strophe von Halldor bezeugt er, wie Jarl
Eirik die lange Schlange, Dlaf's brändetes Schiff, in
Kampfang nahm, und durch zwei Strophen von Thordr
Kolpefson, welche Landstrecke Jarl Eirik, und wie wenig
der Dänenkönig Swein von Norwegen geobtet; erzählt
dann weiter, wie Jarl Eirik und sein Bruder Jarl
Swein, der vom Könige Dlaf dem Schwedischen das
Jalldom erhalten, sich beide taufen ließen und rechten
Glauben annehmen, und schliefen dann: Aber so lange sie
herrschten über Norwegen, ließen sie thum jeden, wie er
wollte um die Christenthumbhaltung; aber die alten Ge-
setze hielten sie wol, und alle Landessitten; und waren
freundschaftliche (beliebte) und steuerungsfähige (akrisomnarr,
gut regierende) Männer. Jarl Eirik war sehr von den
Brüdern und alle Regierungssachen (um forrätt ill).
Dieses ist der zweedmäßige Schluß der Dlaf's Saga
Tryggvasonar von Snorri Sturleson, weil bei ihm die
einigen Egoer keine geschlossene Gengen, sondern nur
zusammengehörende Theile seines großen Geschichtswerkes
bilden sollen. — Herausgegeben ist die Snorri'sche Dlaf's
Saga Tryggvasonar in der Heimskringla 1) von Perings-
hoff, 180. S. 191—373; 2) von Edding in der

47) Wie sich die Darstellung der Schlacht und die Erschlagung der Jomswikinger bei Shorri zu der großen Olaf's Saga Troggvasesenar verhält und diese wieder zu der Jomsviklinga Saga wieid in den Kristian Jomsvikinger und Joms-Wikiinga Saga betrachtet werden.

großen Ausgabe der Heimskringla; 1. Bd. S. 187—349, eine sehr schätzenswerthe und prächtige Ausgabe, hat aber den Mangel, daß sie den Text nicht nach den ältesten besten Handschriften gibt, sondern aus den vier Handschriften⁴⁸⁾ und der Peringsfjöld'schen Ausgabe den Text so vollständig als möglich zusammenstellt, und dann erst in den Notizen angibt, was diese oder jene Handschrift hat, oder was sie nicht hat. Wir werden im 5. Abschnitt ein Beispiel anführen, wie Snorri's kritische Arbeit dadurch einstellt ist, indem eine Strophe angeblich von Hallarslein in den Text aus dem Codex E. aufgenommen ist. Sie ist nicht einmal von Hallarslein, sondern unecht, und also in zweifacher Hinsicht ganz gegen Snorri's kritischen Geist eingeworfen (s. H. Wacht, 2. Bd. S. 211). Uebersetzt ist die Snorri'sche Olaf's Saga Tryggvasonar in der Heimskringla 1) lateinisch: a) von Peringsfjöld; b) von Schöning. 2) Schwedisch von Gudmund Olafsson. 3) Dänisch: a) von Peter Clausen⁴⁹⁾; b) von Jon Dlafsen⁵⁰⁾, wobei die vorige Uebersetzung zu Grunde gelegt ist; c) R. H. S. Grundtvig⁵¹⁾. 4) Deutsch von H. Wacht, Snorri Sturleson's Heimskringla, 2. Bd. S. 162—316⁵²⁾.

3) Die große Olaf's Saga Tryggvasonar, wird auch namentlich von P. E. Müller⁵³⁾ die Gunn- lög'sche genannt, doch nicht ganz mit Recht. Die Stellen über des Königs Gunnlög's Arbeit aus dem 7. Cap. des Thátur Halldors Snorraesonar haben wir, da sie auch die Geschichte Olaf's Tryggvason's vom König Ddd mittheilen, oben im ersten Abschnitt dieses Artikels betrachtet. Hier wollen wir es mit der Stelle thun, welche sich im 3. Cap. des genannten Thátur E. 163 fg. findet: Der ehrwürdige Lehnmann⁵⁴⁾ und guten Andenkens Gunnlaugr, Mönch zu Þingeyrar, hat viele und demers kundenswerthe Stücke (mit gewichtigen lateinischen Gedichten)⁵⁵⁾ zusammengesezt, und gesagt von dem berühmten Olaf Tryggvason, dem Könige; er hat funzig⁵⁶⁾ von dem ge-

sagt, auf welche Weise der König war mit dem Leben fort sich genommen aus der Schlacht (wie er zuletzt vollenführte bei Solst⁵⁷⁾). Bruder Gunnlaugr sagt, das allein geschrieben zu haben, was er von glaubwürdigen Menschen⁵⁸⁾ gehört hat, und allein⁵⁹⁾ auf das Fleißigste habe zusammengelesen, das, was er hat gefunden in den Büchern des Priesters Ziti hian fródi; aber bei der durchlaufenen⁶⁰⁾ Schlacht vor Solst⁶¹⁾ wird der genannte Bruder Gunnlaugr, Mönch, mit seinen Worten zu dem Hofbischöfe⁶²⁾, der Jon Sigurdur hieß, und soll etwas davon gesagt werden mit Volkes Erlaube. (Sich passend⁶³⁾ ist, sagt Bruder Gunnlaugr, mit dieser Saga (Weisheit)⁶⁴⁾ zusammenzufügen von dem heiligen Leben und der gewichtigen Stillsitzlichkeit des apostolischen Herrn des vorbenannten Hofbischöfs, das wir wissen, mit welchem Endschlusse seine Lebensstunden verlaufen sind (indem er des Herrn Königs vorerster Unterstützungsmann gewesen war, zu unserm Seelenheil⁶⁵⁾, von woher⁶⁶⁾ es uns scheint geworden apostolischer Prediger aller Normannen (Norweger); indem dieser berühmte Herr Olaf König hat zuerst alle zu Reichthümern gemacht mit des Hofbischöfs Beistand, und befehlet hierauf und gesteuert das Christenthum mit königlicher Gewalt, jedes mit heiligen and heilsamen Worten und Ermahnungen. Vom Ursprunge oder Geschichte oder wessen Volkes Hofbischöf Sigurd ist gewesen, ist uns nicht bekannt, oder in welcher Schule er hat gelernt, so auch wemher⁶⁷⁾ er wird zum Könige gekommen sein; aber das verstehen wir wohl von glaubwürdiger Menschen Sagung, das er sei gewesen beides stark und fleussam (gut regiert) in seinem Bischofthume. Weiter wird nun erzählt, wie Bischof Sigurd, nachdem er vom König Olaf Tryggvason geschieden, das Beden- kungsgeschäft in Schweden freudig getrieben, aber dabei sich sehr gekränkt wegen seiner Abwesenheit von seinem berühmten Herrn, dem König Olaf Tryggvason; dann heißt es weiter: Aber von der andern Seite ward er sehr begierig von Einladung des heiligen Geistes⁶⁸⁾, zu machen Gotte den größten Ruhm in Heilung und Wundheilung der heidnischen Völker, und er hatte, wie Gunnlaugr sagt, gegeben die heilige Taufe Olaf dem Schwedenkönig und einer Fülle anderer Menschen, dreier; welche geschnitten hatten wider den König Olaf Tryggvasonar ic. So wird weiter erzählt, wie Sigurd in Schweden befehlet, und namentlich Cap. 4 die Predigt (Predikation)

48) Das Mehrere über diese Handschriften s. bei H. Wacht, 1. Bd. S. CLXVIII—CLXXXII. 49) Snorri Sturleson's Rerum Rerum Chronica (Kopenhagen 1633. 4.), doch mit Einmischung der Liederstücke und auch von Stellen in der umgebenden Rede, welche beide jedoch in der neuen Ausgabe der von G. Schlegel im J. 1751 (in 4.) besetzten Ausgabe wie Notizen unter den Text beigefügt sind. 50) In der großen Ausgabe d. Heimskringla. 51) Snorri Sturleson's Rerum Rerum Chronica (Kopenhagen 1633. 4.) im 1. Bande. 52) Erste Ausgabe Cap. 1—75 bis zum Tode des Schwedenkönigs in Alnabergum: Cap. 76 geschrieben Alnabergum S. 517, 518. Cap. 77—131 erscheint im 2. Bande. 53) S. oben Note 24 dieses Artikels. 54) Kennenmacher, Lehrender. 55) Mehr räthselhaften latein. dikt. steht im Cod. B. Ungläublicher Weise behauptet diktr nicht bloß Weisheit, sondern auch Sagen, und der Ausdruck ist in Beziehung auf die Gunnlög'sche Arbeit, die viel Volksweise enthält, sehr treffend. 56) In der Angabe richtig, so hatte der Mönch Gunnlög Olaf's Geschichte in lateinischen Versen bezeugt, während der Mönch Ddd dieselbe in Prosa gefaßt hatte, ähnlich wie z. B. die Vita S. Anselmi nicht bloß in Prosa, sondern auch in Versen haben. Der Mönch Gunnlaugr hatte darin einen richtigern Text, als der Mönch Ddd, denn ungläubliche Diktr weichen sich in Versen besser aus, als in Prosa. 57) Sammensett. 58) Predigten, Weisheit, auf gelehrte, unterrichtete Weise.

58) Das in einigen Handschriften bei der Cod. B nicht. 59) Al sannorðum monnum, von wahrhaft, in Männern (Menschen). Sie sind er lebte oder ein Jahrhundert später. Das Gunnlaugr nur das schrieb, was wahrheitsliebende Menschen sagten, zeigt dies, daß er nicht alles zusammengelesen, was er von Olaf Tryggvason zu befehlen hörte. 60) Dieses ein bezieht sich auf Gunnlaugr als Sammler aus Schriften, das er aber nicht eins (das eine, d. h. das allein) bezieht sich auf das, was er aus den mündlichen Erzählungen geschöpft hat. 61) Nachdem er die Schlacht von Solst beendete. 62) Bezieht sich. 63) Hirdbiskup. 64) Mist vidkommenheit, aber Weisheit nicht nach Hand in der Uebersetzung valde convenienter. 65) In der Uebersetzung. 66) Til vorrar slóðjúpjar, zu unserer Seelenheil. 67) Hraðan af, überflüßig der mde. 68) Hvenær, quo tempore. 69) At alhæstri heitaga áða, inspiratione Sancti Spiritus.

des Bischofes Sigurd an Schweden mitgetheilt. Auch alles dieses ist, wie die Schreibung lehrt, Überetzung aus dem Lateinischen, und wie der Zusammenhang lehrt, aus Gunnlögs Arbeit. Der Thätur (Abteil) Haldors Snorrasonar ist der letzte Theil der großen Olafs Saga Triggvasonar der zweiten Bearbeitung mit besondern Capitelabtheilungen. In der Olafs Saga Triggvasonar der ersten Bearbeitung wird auch Gunnlaugr angeführt, und zwar bei folgenden Gelegenheiten. Erstens Cap. 133. 1. Bd. S. 266 wird dieses erzählt: Der sächsische Bischof Friedrich, der auf Island, das Oestfentum predigt, wohnt der Hochzeit Thormalds zu Haukagil in Vatnadal bei. Die Heiden und Christen halten sich dabei in getrennten Gemächern auf. Doch hindert das die beiden gemüthigen und zauberkräftigen Priester, die Gebrüder Hauke, nicht, den Bischof aufzusuchen, wenn er seinem Gaste vertraut, die Künste, die sie zu vollbringen gewohnt waren, zu versuchen, mit bloßen Füßen durch flammenden Feuer zu waten oder sich fallen zu lassen auf Messen (Schwerter), so daß (sie) da nicht schaden. Der Bischof verweigert das nicht. Es werden große Feuer gemacht. Der Bischof weicht Wasser, weicht das Feuer, und sprengt das Wasser darüber. Zunächst gebenken die Priester über das Feuer zu waten, fallen aber und finden in dem Feuer den Tod. Sie werden begraben dort, wo es seitdem Haukagil (Küst der Hauke) heißt. Bischof Friedrich macht das Kreuzzeichen und geht unbeschädigt durch das große und lange Feuer. Da wenden sich viele Menschen zu Gott. Nachdem die Olafs Saga Triggvasonar umständlich dargestellt, was wir nur angedeutet haben, fährt sie fort: Diese Zerstörung⁷⁰⁾, sagt Gunnlaugr, der Mönch, daß er hörte sagen den glaubwürdigen⁷¹⁾ Mann Gium Thorgilsson, aber Gium hatte (sie) genommen (gelesen) von dem Manne, der Amor hieß, und der Sohn der Andis war. Durch solche Zeugnisse wird aber bloß erwiesen, daß Gunnlaugr die Dinge, die er erzählt, nicht selbst erfunden hat, sondern sie aus Sagen oder mit andern Worten aus Erfindungen schöpft, welche man für wirklich Geschehenes hielt und sie als solche glaubte. Capitel 136 der großen Olafs Saga Triggvasonar (1. Bd. S. 272) wird davon von dem Manne Mani gehandelt, den Bischof Friedrich taufte. Er wohnte in Holt auf Kolgumprar, machte dort eine Kirche. In dieser Kirche diente er Gott beides, Nächte und Tage, mit heiligen Gebeten und Almosenthaten, die er reichlich vielerlei armen Menschen. Er hatte eine Messestube (Bischöpl⁷²⁾) in dem Hause, der von dort nicht weit entfernt war, dort wo es noch bis in den Tag von seinem Namen Mánafors (Man's Wasserfall) heißt; wenn in gewissen Zeiten, da wenn großer Mangel an nöthigen Erzeugnissen und Hungersnoth war, er die Hungrigen nicht ernähren konnte, da ging zu dem Fluß und hatte dort grom Lachsmaale (Lachsfang) in den Abgrün-

den unter dem Wasserfalle; diese Lachsmaale gab er unter die Kirche in Holt, und sagt der Mönch Gunnlaugr, daß die Maale habe dahin stets zugeflogen (gekört); bei der Kirche sieht man noch die Ritzmale, daß er⁷³⁾ dort habe gewohnt, sowie ein Einsiedelmann (einsetamadr). Aus dieser und den obigen Anführungen sieht man, daß der Mönch Gunnlaugr in sein Geschichtswerk von Olaf Triggvason sich über die Einzelheiten der Geschichte und Sagen von der Verbreitung des Christenthums in Skandinavien und auf Island verbreitet hatte. Wie er dabei neben den Sagen vom Bischofe Siegfried auch die vom sächsischen Bischofe Friedrich in sein Geschichtswerk aufgenommen hatte, geht aus dem Obigen hervor, und wie er um die Kirchengeschichte des Nordens im Kreisse auch der andern Beförderer des Christenthums, namentlich Thorgward's, der durch seinen Priester viele arme Menschen taufen ließ, demütht war, geht aus dem 225. Cap. der großen Olafs Saga Triggvasonar (2. Bd. S. 224) hervor: Das sagen die meisten Menschen, Thorgwardr Spillhöfdrason wäre getauft worden vom Bischofe Friedrich, aber der Mönch Gunnlaugr gemüth das, daß ein Theil der Menschen meine, daß er getauft worden in England, und von da gebracht habe Holz zu der Kirche, die er auf seinem Hofe⁷⁴⁾ machen ließ. Dieses sind die Stellen, bei welchen der Verfasser der großen Olafs Saga Triggvasonar den Mönch Gunnlöf anführt. Aus ihnen läßt sich schließen, daß er auch das meiste Ubrige, was er von den Sagen über Olaf Triggvason und der Ausbreitung des Christenthums im Norden Eigenthümliches hat, aus der Gunnlöf'schen Arbeit genommen und überichtet hat. Doch kann man die große Olafs Saga Triggvasonar nicht mit vollem Rechte die Gunnlöf'sche nennen, da er vieles auch aus der Snorri'schen entlehnt, und vielleicht auch aus der Eddischen; wenigstens stimmt er mit dieser in manchen Partien ziemlich, wiewohl nicht wörtlich, überein. Doch kann diese Uebereinstimmung auch davon herrühren, daß die Eddischen und Gunnlöf'schen Arbeiten selbst in den meisten Punkten übereinkommen, da beide Arbeiten Güte durchgesehen hatte. Doch läßt sich schließen, daß die Gunnlöf'sche Arbeit umfangreicher als das Eddische Werk war. Wie der Verfasser der großen Olafs Saga Triggvasonar Snorri Sturluson anführt, haben wir oben gesehen. Nun wollen wir die übrigen Geschichtswerke bemerken, auf welche der Verfasser der großen Olafs Saga Triggvasonar sich bezieht. Cap. 284 (3. Bd. S. 63), wo von den Händen jenseits dem Könige Harald, Sigurd's Sohne, und Einar's Thambersleif's, des großen Freundes Olafs Triggvason's, gehandelt wird, heißt es zum Schlusse: Auf der Aufsammeln ließ König Harald arglistig erschlagen Einar'n und seinen Sohn Einridi mit vergleichsweiserlicher Rache⁷⁵⁾, sowie gesagt wird in der Eddengeschichte der Könige Norwegens (Aelsinga Korrakönunga). Cap. 95 (1. Bd. S. 192): Da als König Harald der Haar-

70) Thous atvæðir, dieses Ereigniß. 71) Wahrhaftiger, sannæðsra. 72) Veldi stóð, auch im Ansehen in engerer Bedeutung ward sein Veldi nicht von der Tod der würdigen Wätere und Wägel gebraucht, sondern auch vom Hülfsange. S. B. Mahter, Snorri Sturluson's Bistricke. 1. Bd. S. 272.

73) Ähnlich Mani. 74) A hae sinna. 75) Unter dem Verwunde, als wenn er einen Friedrichsberg mit ihnen zu schließen verlangte.

Könige unter sich zeleget hatte Noedendi und Raumdæl, aber sálte die Könige, die darüber herrschten, wie es gesagt wird in seiner Saga (i sögu hans) etc. Was nun in diesen und den folgenden Capiteln von Jarl Rögnvald und den Herrfahrten des Königs Harald des Haarschönen nach Westen erzählt wird, stimmt mit der Snorra'schen Haralds Saga Hárfagra (bei F. Wachtler, 1. Bd. S. 193, 196—199, 201, 210). Ferner Cap. 94 (1. Bd. S. 191) der großen Olafs Saga Triggvasonar heisst es von Harald Gröfski: König Harald ward in diesem Frühlinge gefahren östwärts nach Schweden, und ward dort verbrannt innen (im Hause), sowie gesagt wird in seiner Lebensgeschichte (i ættisögu hans). Hierfür lesen Cod. B, C, F i ætt sögu Norega konunga. Die Haralds Saga Graenská bildete also wol einer Abzweigung dieser Aetisaga Norega konunga Aetisaga kann aber auch Lebensgeschichte hiesig im Allgemeinen heissen, ohne das ein besondertes Werk davon gemeint ist, und auf die umständliche Erzählung hingewiesen werden, welche Snorri Sturluson in seine Olafs Saga Triggvasonar Cap. 43 (bei F. Wachtler, 2. Bd. S. 272—274) künstlerlich eingewebt hat. Da das Snorra'sche Geschichtswerk ein grüßes fortlaufendes Ganze ist, und der Verfasser der großen Olafs Saga Triggvasonar so viel aus ihm entlehnt hat, so ist höchst wahrscheinlich, daß er unter der Aetisaga Noregakonunga das Snorra'sche Geschichtswerk über die noreggischen Könige, oder nach dem neuern Titel die Heimskringla versteht. Wenn der Verfasser sich oben bei Einars's Abwanderung's Ende auf die Aetisaga Noregakonunga bezieht, so paßt dies auf die Haralds Saga Hárfagra Cap. 44 u. 45⁷⁶⁾ Einars' und Einridis's Emigration umständlich erzählt. Die Olafs Saga Helga wird von dem Verfasser der großen Olafs Saga Triggvasonar angeführt Cap. 271 (3. Bd. S. 37). Nachdem sie erzählt, wie Jarl Svein in Schweden gestoben, fährt sie fort: Aber König Olaf Haraldsson ward genommen zum König in Noreg⁷⁷⁾, wie gesagt wird in seiner Geschichte (i sögu hans). Bei Darstellung des Händels zwischen dem König Olaf dem Heiligen und Erling Cap. 272 heisst es (S. 40): Führen da so ihre Händel, wie gesagt wird in der Geschichte des Königs Olaf⁷⁸⁾ (i sögu Olafs konunga). Bei Erzählung von der Schlacht zwischen dem König Olaf dem Heiligen und Erling, Cap. 276, heisst es (S. 44) von Erling: Er gab da auf die Weise und nahm von sich den Helm, und ward da erschlagen, offenbar zum Unwillen (wider Willen) des Königs Olaf⁷⁹⁾, wie gesagt in seiner Sage (i sögu hans). Diese Heimskringla und was voraus erzählt wird, paßt ganz zu der Snorra'schen Olafs Saga Helga in der Heimskringla

und in der Eintrichsfrist in den Fornmannasögur. Die Faereyinga-Saga wird Cap. 203 (2. Bd. S. 172) angeführt: Aber das fuhr darauf, wie König Olaf sagte, daß der Mann, der Thorgrimur Illi (Böster) hieß, mit seinen zwei Söhnen, ermordete Siegmundum Vestfiskon um den Ring halonarnaut, da als Siegmund war sundmúðe (müde vom Schwimmen) in Surres, dort, wo (es) Sandrif heisst, sowie gesagt wird in der Geschichte der Færingingar⁸⁰⁾ (i Faereyinga sögu). Von Siegmund Vestfiskon heisst es Cap. 184 (2. Bd. S. 106): Aber er fuhr auf Herrung in den Sommer, und verschaffte sich Gut und Rahm in verworrenen Vorgängen und vielen Verhimmeltenswerten, sowie gesagt wird in seiner Geschichte (i sögu hans) Cap. 97 (1. Bd. S. 191) heisst es von Halfdan Hallegg und dem Jarl Einar (s. d. Art.): Führen ihre Händel da so, daß der Jarl nam Halfdan Hallegg vom Leben⁸¹⁾, wie gesagt wird in der Geschichte der Jarl der Orkneyingar (i sögu Orkneyinga jarla). Ob dieses die Durlungja Saga ist, welche wir haben, s. d. Art. Orkneyinga-Saga in diesen Nachrichten. Cap. 231 (2. Bd. S. 267) wird bemerkt: Nun führen alle Händel der Gesheminner (laugamanna) und der Hjartvillingar beides vorher und nachher so, wie gesagt wird in der Geschichte der Laxdælar (i Laxdæla sögu), obgleich hier wenig ausdus geschrieben (heisst al) sei (ist). Über diese Saga s. d. Art. Laxdæla saga⁸²⁾. Außer diesen Geschichtswerken von Ungenannten und von Gunnig und Snorri Sturluson, führt der Verfasser der großen Olafs Saga Triggvasonar auch Snorri Sturluson's Vorläufer, den Priester Ari Frodi (den Unterrichts) und Edmund Frodi an. Cap. 34 (1. Bd. S. 55) sagt er in Beziehung auf die Erschlagung des Jarls Sigurd durch die Erikssöhne⁸³⁾: Das war zwei Winter nach dem Falle des Königs Haraldr Adalstein Hestri, nach der Sägung (at sögu) des Priesters Ari des Weisen (hins fróða), des Sohnes Thorgrils⁸⁴⁾. Aus den Schriften der Isländer kann eine zweifache Zeitrechnung in Beziehung auf die noreggische Geschichte entnommen werden. An der Spitze der einen steht Edmund der Weise. Ihm folgt der Mönch Eddi in der Geschichte Olafs Triggvason's und der Mönch Noedendi über die noreggischen Könige; er sagt zugleich er habe seine Zeitrechnung von den Isländern gelernt. Ihm folgt endlich der Verfasser der Sagurkinná. Sie stimmen alle darin überein, daß Harald der Haarschöne um das Jahr 926 gestorben gewesen, doch so, daß sie dabei einen Unterschied von zwei bis drei Jahren beobachten. An der Spitze der zweiten Art der Zeitrechnung steht Ari der Weise, und sie beobachten Snorri Stur-

76) Bei Peringskloß Cap. 44, 45. S. 105—108; in der großen Ausgabe der Heimskringla bei Thorlacius 3. Bd. S. 101 fg. Vergl. die Haralds Hárfagra Saga in den Fornmannasögur 7. Bd. Cap. 63. S. 273—286. 77) S. die Snorra'sche Olafs Saga Helga Cap. 54, bei Eddius S. 59. 78) S. die Snorra'sche Olafs Saga Helga. 79) S. die Snorra'sche Olafs Saga Helga Cap. 186. S. 305 bei Eddius.

80) S. den Art. Faereyinga Saga. 81) Auf welche Weise dieses statt fand, erzählt Snorri Sturluson in der Saga von Harald dem Haarschönen. Cap. 31, bei F. Wachtler 1. Bd. S. 215, 216. 82) Eintrichsfrist s. P. C. Müller, Sagabibliothek 1. Bd. S. 147—165. 216. Nur daß die Laxdæla saga nicht dem hiesigen Eddius ist. 83) S. den Führer bei Snorri Sturluson, Saga von Harald Gröfski und Jarl Svein, Sigurd's Sohn. Cap. 5, bei F. Wachtler 2. Bd. 127, 128.

ten in der Heimkringla, und die Verfasser verschiedener kürzerer geschichtlicher Denkmäler, als des Längledigatal, des Aetnial Noregskonunga, des Noregskonungatal etc., der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar in den Fornmannna-Sögur, die Islands-Landsnámsbók, der größte Theil der Annalen oder im Allgemeinen alle Schriftsteller, die nach dem 12. Jahrh. gelebt haben, deuten Harald des Haarschönen Leben bis auf das Jahr 932—934 aus, denn auch sie stimmen hierin nicht ganz überein. Alle jedoch legen ihm ein Lebensalter von 80—83 Jahren bei. Als Sömnund's und Ari's verschiedener Zählrechnung entsteht für die Zeitkunde der nordischen Geschichte im 12. Jahrh. eine große Verschiedenheit, denn obgleich die Schriftsteller meistens in den Jahren übereinstimmen, wie lange jeder König regiert habe, so schwimmt doch alles in Ungewissen, in welchem Jahr Christi der Anfang jenes Regierungsjahre zu setzen sei. Harald's des Haarschönen Tod magt man *) weder mit Sömnund in das Jahr 935, noch mit Ari in das Jahr 936 zu setzen, sondern man glaubt, daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Sömnund zu folgen hindert die Zeitkunde von Hakon, Adalstein's Högst (Högung). Nach dem englischen Schriftsteller gelangte er zum Reiche im Jahre 936. Da Harald der Haarschöne noch einige Jahre nachher lebt **), so läßt sich leicht schließen, daß er erst nach 935 gestorben sein müsse. Wie Ari das Jahr 935 als Harald's des Haarschönen Todesjahr annehmen, hiervon läßt man sich hindern die Theilnahme Olafs Tryggvason's an Otto's des Rothens Kampf gegen die Dänen. Man setzt daher als runde Zahl das Jahr 934 als Todesjahr Harald's des Haarschönen. Nach dieser Zählrechnung sängt Hakon, Adalstein's Högst, im J. 930 zu regieren an, und stirbt 936; nach ihm herrscht Harald Grafseld neun Jahre, und läßt das Leben im J. 964. So nach der Einleitung zur großen Olafs Saga Tryggvasonar in den Scr. hist. Isl. Vol. I. p. XV. XVI^{ter}). Wir selbst nehmen es als reine Sage, daß Olaf Tryggvason mit Otto dem Rothem gegen die Dänen gekämpft, wovon wir im 5. Abschnitte mehr berichten werden: Weiter führt die große Olafs Saga Tryggvasonar den Ari an (Cap. 54. 1. Bd. S. 89) indem sie in Beziehung auf den Heil-Harald's Grafseld's sagt: Da waren organgen vom Högst Adalstein's Högst's 13 Winter nach Sögun (at sögn) *) des Priesters Ari Thorgriffon, aber vom Högst Sögun's des Jari's von Hlaði den 13 Winter; damals war Olaf Tryggvason sieben Win-

ter, und war da vier Winter gewesen in Verbannung aus Estland (Estland), aber zwei in Smithod (Schweden) bei Håkon Gamli. So sagt Priester Ari, daß Håkon Sigurdsson wäre 13 Winter Jari über seine Vatererlassenschaft in Thrundheim gewesen, bevor Harald Grafseld fiel, aber die sechs letzten (Winter); als Harald Grafseld lebte, sagt Ari, daß Jari Håkon und Gunnild's Söhne sich schlugen um Noreg, und sprangen abwechselnd aus dem Lande. Diese letztere zweimalige Anführung Ari's stimmt fast ganz mit denselben Worten auch in der Sönnund'schen Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 13 (bei F. Wæchter, 2. Bd. S. 187 u. 188). Wie im Thåtur Hallors Snorraasonar, Cap. 3. S. 163 gesagt wird, Gunnildar babe das auf das Fleisigste zusammengelesen, was er in den Büchern des Priesters Ari des Weissen (I bók-vin Arn presta hins fróða) gefunden habe, diese Stelle haben wir oben schon betrachtet. Sömnund's Erzählung wird in der großen Olafs Saga Tryggvasonar zwei Mal erwähnt Cap. 13 (2. Bd. S. 235), wo erzählt wird, wie Nadadodr, der Wilsa-er, der zu den Håvranen fahren wollte, an ein unbewohntes Land (nach Island) anschlagen wird, und es Angjóland (Schneeland) nennt, heisst es am Schlusse: Das heisst nun (Heidarskóla) in Ausföhr, wohin sie gekommen waren; so sagt Priester Sömnund hinu fróði. Cap. 214 (2. Bd. S. 214) wird Sömnund's gedacht, ohne daß sich auf ihn bräuten wird. Es heisst nämlich: Angviltir, die Tochter Håll's, auf Söla, war Mutter Thorgrif's, der Mutter des Priesters Sömnund hinu fróði. Schreibern, ohne daß sie oder ihr Verfasser näher bezeichnet wird, werden angeführt zwei. Cap. 108 (1. Bd. S. 231) heisst es: Das findet sich geschrieben, daß der Bruder Sönnuf's, der, welcher Albanus genannt wird, sei gewesen unter diesem heiligen Volke *) und gefahren von Westen durch das Meer mit Sönnuf's, aber deshalb wird von ihm hier nichts gesagt, weil das scheint zweifelhaft, indem das die Menschen sagen, die in Selja gewesen sind und dort bekannt ist, daß dort sei eine große Kirche gebrüggt Gottes Einladungszeugen **) Albanus, dem, der zuerst ward gerühmt für Gottes Namen, und sagen die Menschen so, daß dort sei höchlich verehrt das Haupt des heiligen Albani, der erschlagen ward in England. Dies ist, daß Albanus hier und in den übrigen Capiteln jedesmal gebrüggt, wie es die lateinische Sprachlehre erfordert, und das that sinnet skrifat steht, statt des echten r-ates, und überhaupt die ganze Schreibart zeigt, daß die Partie aus dem lateinischen übersezt ist. Wahrscheinlich ist sie daher aus Gunnild's Arbeit entlehnt, und that sinnet skrifat, Übersetzung von: reperit scriptum. Leicht in die Augen springt, daß auch Cap. 196—198 und G. 225—227 wörtlich aus dem lateinischen übersezt sind, somit, was wir oben sahen, auch der Abschnitt von Bischof Sigurd im Thåtur Hallors Snorraasonar Cap. 3—7 aus dem lateinischen übertragen ist *), und dabei wird eine Stelle auch aus Gunnild's Arbeit entnommen,

84) S. die Einleitung in die Historia Olavii Tryggvi filii in den Scr. hist. Isländ. Vol. I. p. XV. 85) über Harald's des Haarschönen und Thåtur's Högst's: Sæverl's Sæverl'sen, Saga von Harald dem Haarschönen. Cap. 41, bei F. Wæchter 1. Bd. S. 238, 239. 86) Bærgl. Jon Loftsson's Encomium ved Erlenden (København, 1787): Thorsoy Hist. Norv. P. II. p. 75 sq.; Schöningh, Norv. Hist. III. Doel. p. 97 sq., und dess. Chronologia ad historiam Saorii, Sturles filii, Illustratum peritum in I. Bande der ge. Ausg. der Heimkringla. S. LIII. Schöningh legt den Tod Harald's des Haarschönen ins Jahr 936 und die Geburt Olafs Tryggvason's ins Jahr 909. 87) über den Håttersköt zwischen saga und söga s. F. Wæchter a. a. O. I. Bd. S. CIX.

88) Ersten. 89) Pölsarvitt, Wæchter. G. Wæchter, Sagabibliothek. 3. Th. S. 207.

90) Bærgl. 9.

ausdrücklich angegeben. Ein Werk, dessen Verfasser nicht genannt und das auch selbst nicht näher bezeichnet wird, wird angeführt Cap. 201 (2. Bd. S. 152), welches, so wie Cap. 202 u. 203 von Erwin und seinem Sohne Finn handelt. Es heist so an: *That finnst rínt á bókum*, das findet sich geschrieben auf Büchern, daß an den Tagen des Jarls Halson Sigurd war nordwärts in Brandheim der Mann, der Erwin genannt wird. Es folgt nun eine für den Götter- und Epideniell merkwürdige Erzählung. Wie die Schriftdart lebt, ist dieser keine Übersetzung aus dem Lateinischen, wenigstens müßte es eine ganz freie sein. Ausländische Schriften werden auch angeführt. Cap. 76 wird erzählt, wie unter dem Beistande des Königs Olaf Tryggvason der Bischof Paul (Paulus) von Griechenland nach Auslan kommt, und den König Waldomar und die Königin Allogiam kaufte und das ganze Volk derselben. In Beziehung hierauf heist es am Schluß: Diese Etüde, die nun gesagt wurden um die Christenbundsverfälschung (Kristendodhan) in Gardaríki, sind nicht unglücklich, indem ein berühmtes und wahrhaftiges Buch⁹¹⁾, welches heist *imago mundi*, sagt klar auf, daß diese Völker, welche da heißen: Rüssel, Polaví⁹²⁾, Ungarii, wurden gecristet (kristnadust) an den Tagen Otonía, des, der ter drille war Kaiser mit Namen. Etliche Bücher sagen, daß Kaiser Otto sei gefahren mit seinem Heer in die Rágerend (i Austrvegr) und habe geboden dort das Volk weit unter das Christenthum, und mit ihm Olaf Tryggvason. Austrvegr (wörtlich Híweg) bedeutet vorzüglich Hsfland, Hsland und Kurland. Zu der Sage, daß Kaiser Otto III. mit Heere nach Osten gezogen und dort das Heidenthum gestürzt habe, hierzu hat wahrscheinlich seine Wallfahrt an das Grab des heiligen Athalbert zu Erfen im J. 1000⁹³⁾ Veranlassung gegeben. Seine Kriege an der Pforte des Reichs konnten auch in der Sage leicht eine weitere Ausdehnung erhalten. Über diese Kriege bemerkt Dittmar von Werseburg (Chron. Lib. IV. p. 74) im Allgemeinen: *Multis bellorum asperantibus Sclavos accessores Rex non desistit. Orientales quoque adversus se praesumentes insurgere devicit. Wie leicht konnte die Sage aus den Benennungen des Ostlandes Austrvegs menn machen. Daß die Sage dem Kaiser Otto zum Gefährten bei Stützung des Heidenthums im Osten Olaf Tryggvason gibt, ist auch ganz dem Geiste der Sage angemessen. Olaf Tryggvason hatte bei den Nordmannen das Heidenthum gestürzt, und war dadurch berühmt geworden. Aber hiermit begnügt sich die Sage nicht, alles, was nur einigermaßen möglich ist, wird auf ihn übertragen, und so auch der Sturz des Heidenthums in Rusland und in Austrvegr (Hsfland, Hsland und Kurland). Cap. 110 (1. Bd. S. 133) wo von Auffindung Islands durch die Nordmannen gehandelt wird, wird das angeführt, was der heilige Priester*

Bebo von dem Eylande Thile (Thule) sagt⁹⁴⁾. Ausser den Evidern und Schriften wird sich auch auf mündliche Überlieferungen berufen. Cap. 239 (2. Bd. S. 280) wird erzählt, wie Aðolf Dyddil der größte Liebsfreund des Königs Olaf war, und dieser ihm einen Theil der Etüde sagte, von dem er nicht wollte, daß sie die andern wissen sollten. Cap. 238. S. 280—282 wird dann erzählt, wie der König und Aðolf des Nachts aus dem Schiffe an das Land gehen. Olaf läßt seinen Gefährten verheissen, was er in ihrer Nacht sehe oder höre, Niemandem zu sagen, so lange Olaf König über Norwegen sei oder ihn lebend wisse. Sie gehen in einen Wald, und Olaf in ein schönes Haus darin. Aðolf muß vor dem Hause warten, sieht aber durch eine Spalte, und erblickt, wie Olaf betet. Helles Licht umgibt den Betenden und das Haus. Engel kommen und singen u. Es wird eine dieses Gesicht betreffende Strafe von Hallarstein angeführt. Zuletzt wird gesagt: Aðolf schickte wohl, was er dem König verheissen hatte, und sagte ihre Zutragniß nicht zuvor, als nach vielen Jahren darauf (als König Olaf ließ das Reich in Norrg) und machte dazu viele Gründe (sánnar), daß er hätte dieses gesehen und gehört, von dem nun gesagt ward, dünkte vernünftigen Menschen seine Sägung glaublich, indem er genannt ward ein glaubwürdiger und wahrheitswerther Mann⁹⁵⁾. Auch die Eviden Olafs-Saga Tryggvasonar Cap. 47. S. 316 erzählt das Gesicht, und sagt dann: Der König verbot ihm zu sagen diese Zutragniß seinem Menschen, so lange er lebe; und drohte ihm den Tod, wenn er davon abwich, und das kistete er, indem er war der größte Freund des Königs. Und viele Winter nach dem Tode des Königs Olaf, da, als Aðolf ein alter Mann war, da sagte er diese Zutragniß dem Könige Harald, warbte er ihn (als den wahrhaftigsten Mann. Snorri Sturleson getrennt zwar Aðolf Dyddil's als des Gefährten des Königs Olaf in der Schlacht von Svold, aber auf die unwahrscheinliche Erzählung deutet er nicht einmal hin. Es ist Aðolf Dyddil's vermittelte Überlieferung ein solches später erlornenes Zeugniß, wie sie bei legendarischen Erzählungen erlornen zu werden pflegen, um der unglücklichen Sache Glauben zu verschaffen. Doch hat es natürlich nicht erst der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar erfunden. Als reine Sage muß auch gelten, was Cap. 240. S. 282 u. 283 erzählt wird. Es beginnt: *That er enn sagt, das wird ferne gesagt. Hierauf sagt, wie Olaf dyddil einmal aus dem Hachide schwand, und man sich künfte zu wissen, er würde geredet haben mit Gottes Engeln. Weiter unten folgt: Sun er ok hermt eptir nokkura akynamanna manna orðum, so wird auch erzählt nach einiger einsichtsvoller Menschen Worten, da, als später (síðarr) ward sehr gesprochen um König Olaf Tryggvason, daß ihnen schien in gewissen Etüden darüber zweifeln zu können, ob König Olaf gewesen wäre bloß ein Irdischer*

91) Kin bók ágeat er sannfríð (wahrhaftig, mit Wahrheit unterrichtet). 92) Cod. B. C. Rutokolani. 93) S. Dittmar von Werseburg, Chron. Lib. IV. Wagner'sche Ausg. S. 91.

94) Vergl. die Landnámabók Islendinga, Prologus. Koppenhagener Ausg. S. 177a. S. 1. 95) Wird im Cod. B. hinzugefügt. 96) Merkr mæðr ok ómæðr.

Mensch (jardhligr maðr), oder ein himmlischer Bote (himnaskr erendeki) gesendet von Gott zur Hilfe den Menschen. Warum ward aber Olaf Tryggvason nicht zum Heiligen erhoben, und erst sein Nachfolger Olaf Haraldsson? Die Frage erhält nur dadurch ihre Erklärung, daß wir annehmen, diese Ansicht über Olaf Tryggvason habe sich erst spät gebildet. Ganz anders ist es noch bei Adam von Bremen. Olaf der Heilige gilt ihm als ein heiliger und er behandelt ihn mit Achtung. Wie Olaf Tryggvason aber bemerkt es, daß er, als er sich ins Meer gestürzt, ein seiner würdiges Ende gefunden. Adam von Bremen erzählt selbst, Olaf, Zerkos' Sohn, habe in England das Christenthum angenommen, und zuerst *) in sein Vaterland gebracht. Warum befindet aber der Kirchenhistoriker, der die Ausbreitung des Christenthums mit Liebe verfolgt, den Olaf Tryggvason so lieblos? Hieraus antwortet er weiter unten, indem er sagt: Einige erzählen, es sei ein Christ gewesen, andere ein Verfolger des Christenthums, alle aber versichern, daß er erfahren in den Künsten gewesen; Beobachter der Kosorakel, und habe auf die Vorbedeutungen der Vögel alle seine Hoffnungen gesetzt **). Daher erhielt er auch den Beinamen, daß er Olaphi genannt ward. Denn auch der Zauberer, wozu er, wie man sagt, ergaben, und hatte alle Zauberer, wovon jenes Land voll ist, zu Hausgenossen, und kam durch ihren Irrthum getäuscht um. Ganz anders erscheint er bei den Nordmannen. Hier, auch in der Snorra'schen Olaf's Saga Tryggvasonar, verbrannt er die Zauberer, und ist auch bei anderer Gelegenheit seinem Bishofe gehorham ***). Cap. 256 (3. Bd. S. 2) führt der Verfasser der großen Olaf's Saga das an, was der Stalleri Kolbjörn darüber aufgefragt, was er zuletzt von Olaf Tryggvason gesehen. Ein Theil dieser Aufzählung mag als geschichtliche Überlieferung gelten können, aber die ganze nicht, wie sie in der Edda'schen und in der großen Olaf's Saga ist, denn hiernach schwimmt König Olaf unter dem Schilde, wie wäre das in der Rührung möglich gewesen? Cap. 267 (3. Bd. S. 32) kommt der Verfasser auf die Aufzählung des Stalleri Kolbjörn zurück, wie er und einige andere auf der langen Schlange gesehen, daß Blut aus dem Panzerhausschilde (Schildehaube) des Königs geflossen. Diese Aufzählung ist aller Wahrscheinlichkeit nach geschichtlich, sowie auch die folgende Einar Dambarkel's, daß Olaf aus dem Heim auf des Königs Kinn geflossen *). Auch der gleichzeitige

Hallfred wußte, daß der König war verwundet gewesen. Aber wenn die große Olaf's Saga Tryggvasonar auch im 267. Cap. sagt: Die ist die Segnung (sögn) Alfids, des Bräutigams des Jaks Skjöld, daß der König wäre gebracht nach der Schlacht nach Hirtland (Hirtland) u. s., so kann dieses nicht als geschichtliche Überlieferung gelten, sondern es ist ein sagliches, d. h. erdichtetes, Zeugniß. Auf Alfids' vermeintliche Aussage bezieht sich die Edda'sche Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 73. S. 370. Der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar handelt Cap. 283 (3. Bd. S. 56—62) davon, wie der Norweger Gaut in die Südländer nach Rom und dann nach Jerusalem reiset, und dann will er den Weg sehen, auf welchem Moses die Juden aus Ägypten geführt, und nach Ägypten sich begeben. Der Weg geht durch die Wälder, dann kommt Gaut an einen großen Fluß, und jenseit liegt ein Kloster. Er sieht im Traume einen Mann, der ihm anzeigt, daß er nicht verlaufen solle, an das Ufer zu gehen, wo er ein Schiff finden werde. Er segelt über, und erkennt; bevor er an das Kloster kommt, in einem Hause den alten kühnen Mann wieder, der ihm im Traume erschienen. Dieser Mann betet, er geht dann aus dem Hause Gaut entgegen, und fragt ihn in dänischer Zunge **), wer er wäre. Er nimmt ihn auf und fragt ihn nach Zeitungen aus Norwegen. Gaut unterhält ihn damit, und erkennt auch den König Olaf wieder, den er in seiner Jugend gesehen. Aber des Greis antwortet: Nicht eigene ich wie Heiligkeit zu, noch den Namen des Königs Olaf. Doch trägt er Gaut einen Gruß an Einar Dambarkel's in Norwegen aus, und daß er das Zeugniß dahin tragen solle, daß keiner sich besser geschlagen auf der langen Schlange, als Einar Dambarkel's, und zu Wahrzeichen sendet er ihm ein Messer und einen Gürtel. An diesen Kostbarkeiten erkennt Einar Dambarkel's, daß Gaut den König Olaf Tryggvason erkannt hat. Am Schlusse heißt es: Diese Saga hörte Aitte Algerson sagen, einen glaubwürdigen und verständigen Mann, Thoreinn Thorsvaldsson, aber dem Thoreinn selbst sagte es Einar Dambarkel's. Natürlich haben diese Zeugnisse keinen geschichtlichen, sondern bloß saglichen Werth, sowie auch Capitel 272 (3. Bd. S. 37—38) die Segnung Thord's Skarphedinn's von König Olaf Tryggvason. Auf seiner Walfahrt in Syrdland (Syrien) sagt ihn ein Kaufmann (Mann in einer Kappe) in dänischer Zunge, ob einige Nordmannen (Norweger) in der Eder seien. Der Kappenmann gibt sich nicht zu erkennen, trägt aber dem Thord einen Gruß an Hjalti Skarphedinn in Island auf, nennt sich nicht, gibt aber dieses als Wahrzeichen an: Aitte das kannst du ihm sagen, daß der Mann ihn grüße, der mit ihm sprach zu Hirtland in Norwegen, und hielt ich an einem Schwerte, aber Hjalti umfing das Schwert mit seinen Händen zwischen meinen Händen. Thord bringt diese Saga (Geschichte) nach Island, und Hjalti sagt: Daß er hätte dieses Merkmal gesagt mit König Olaf Tryggvason,

97) Grif's Ehre hatten das Christenthum schon von England nach Norwegen gebracht, hätten die Eder und verbrannten die Tempel. Aitte Jaks Hirtland hätte den Witzbierst wieder her. S. Snorra's Sturleson bei S. Bagter 2. Bd. S. 120, 191—193. 98) Omnes autem afflicti periculum angurium, servatorem sortium, et in avium prognostica omnes spes animi possidere, quare eiam cognoscere accipit, ut Olaph diceretur. Nam et aris Magicis, ut ajunt, deducit, omnes, quibus illa remedium petita, aulicos habuit domesticos, quorumque decemque errare perit. Adomus Bremanis, Histor. Keles. Lib. II. c. 98. ap. Lindinger, Script. Sept. edit. Fabricii p. 23, 24. 99) S. Bagter a. a. O. 2. Bd. S. 307, 308, 510, 511.

1) Bzgl. über diese Auslegung auch die Edda'sche Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 70. S. 566.

*) A. danku tungu, so hieß nämlich damals die altnordische Sprache. S. S. Bagter a. a. O. 1. Bd. S. 2.

als sie schieden zu Glabir, zu Wahrzeichen, wenn sie zwischen sich Völkern fänden. Dordr Stjorkelson war ein glaubwürdiger, einsichtsvoller Mann und Eladre. So wird immer die Sagung an bedeutende Männer geknüpft, gegen die man an sich nichts haben kann. Aber eben, daß sie dieses ausgesagt haben sollen, ist reine Sage, d. h. Fiktion. Doch mit Sendung von Grüßen und Wahrzeichen begnügt sich die große Olaf's Saga Triggvasonar nicht. Olaf fendet selbst ein Buch, worin seine Geschichte enthalten ist. Cap. 269 (3. Bd. S. 34) heißt es: Da, als König Olaf war gewesen fünf Winter fort aus Norwegen, da fuhrn einige englische Männer nach Jerusalem. Aber als sie kamen zurück nach England, brachten sie dem König Adalrab das Buch mit, das König Olaf ihnen hatte in die Hände gegeben, und geseht, daß dem König Adalrab mit Klaren Wahrzeichen. In diesem Buche war die Saga (Geschichte) des Königs Olaf Triggvason und sechs anderer heiligen Männer Edgarr. Darin ward klar gesagt, auf welche Weise König Olaf aus der Schlacht fort sich kam, und hierauf gesagt von seinen Thaten, alles auf dieselbe Weise, wie Ästrib hatte gesagt, und nun ward geschrieben, und mehr noch als das u. Es wird nun angegeben, was alles noch in dem Buche gestanden. Und dann das Buch wieder mit den Wahrzeichen in Verbindung gebracht: So wird auch gesagt, daß fast zu derselben Zeit, als dieses Buch zu dem König Adalrab nach England kam, da kam dazu ein einsichtsvoller und verständiger Mann, obichon er nicht genannt werde, östwärts nach Norwegen, der sagte, daß er geseht werde von König Olaf zu seinem Schwager Erling und seiner Schwester Ästrib, der Mann sagte, daß König Olaf lebe, und war jenseit des Meeres im Wönschleben. Dieser Mann hatte zu seiner wahren Saga (at sannan söga sína) Fingergold (goldenen Fingerring), Messer und Gürtel zu dringen Ästrib'en und sagte Olaf, ihre Bruder habe (sic) ihr geseht Ästrib sagte so, daß sie könnte genau, daß König Olaf hätte gehabt diese Kostbarkeiten. Weiter unten verrieth der Verfasser der großen Olaf's Saga Triggvasonar, daß er hier die Sage, wie der Wönd Olaf Messer und Gürtel als Wahrzeichen an seine Schwester geseht hat, eingeworfen hat, und nimmt die Sage auf, wie Olaf durch Gant an Einar Adombarsleif Messer und Gürtel fendet. Die Eddische Olaf's Saga Triggvasonar läßt nicht zwei Mal Gürtel und Messer als Wahrzeichen senden, demerkt Cap. 73, S. 370 bloß: Das wird auch gesagt, daß ein würdiger Mann geseht ward von König Olaf zu Ärling Sklagelson, und sagte ihm wahre Stüde, und seiner Frau, von König Olaf und sprach, daß er lebe und diene Wette treuest in einem Wönschleben; er zeigte ihnen Messer und Gold (einen goldenen Ring) zu dieser wahren Saga (Geschichte) und zu Westmolen, an denen die Schwester des Königs Olaf Ästrib erkannte, daß sie ihr Bruder gehabt habe und bejahte sie diese. Aber viele sind die Menschen, die dieses beargwöhnen und misstrauen diesen Stücken, und viele zweifeln wieder daran, aber doch glaube ich gewiß, daß dieses werde wahr sein u. Der Wönd Eddr versähet billiger, als der Verfasser der großen Olaf's Saga

Triggvasonar; er gibt an, daß viele an der Wahrheit der Erzählung zweifeln und setzt diesem Zweifel seinen Glanzen entgegen. Von dem Buche, das der König Olaf dem König Adalrab geseht haben soll, weiß er nichts. Er erzählt Cap. 74 nur, wie König Jatzvardir (Eduard) Adalrab's Sohn, jedes Jahr zur Osterzeit seinen Ritters von den vielen unergesslichen Werken des Königs Olaf Triggvason erzählt. In einem Jahre an dem Osterslage selbst, da, als er gesagt hatte von der Schlacht und auf welche Weise König Olaf kam aus dem Kampfe fort, da ließ er das folgen, daß er hätte da neulich gehört die Zeugnissen von den Rittersn, die von Eyrland (Etrien) kamen mit glaubwürdiger Erzählungen (mede meckil-gum Trüggunum), daß dort geworden waren die Zeugnissen, die Eroges waren wahr, daß von König Olaf ward gesagt, daß er gestorben, und er ludt mit großer Herrlichkeit von dieser Welt zum ewigen Leben. Auch die große Olaf's Saga Triggvasonar erzählt Cap. 268 (3. Bd. S. 63), wie König Jatzvardir (Eduard) seinen Håuptlingen und Hirdmännern (Hofgejellen) die Saga (Geschichte) Olaf's Triggvason's sagt. Begnügt sich aber damit nicht, sondern erzählt von einem verständigen und wahrheitsliebenden Manne Drrn Adorjotelson, der in dem Tagen des Königs Jatzvard's von England aus Dyrnes in den Dyrnarvorn wohnte und schließt dann: Drrn sagte so, daß er hörte den König Jatzvardir lesen die Saga Olaf's Triggvason auf denselben Buche, das Olaf selbst geseht hatte dem König Adalrab von Jorslaur (Jerusalem). In einem Jahre las der König vor seinen Håuptlingen und aller Hird (Hofgejellen) von dem Kampfe auf der Schlange, und sagte darüber alles auf die eine Weise, wie zuvor geschrieben ist um die Fortkommung des Königs Olaf und um seine Thaten hinaus über das Meer nach Jorslaur, und er hatte sich håttegeseht (niedergelassen) in einem Kloster in Eyrland (Etrien); und da sagte König Jatzvardir seinen Mannen den Tod des Königs Olaf Triggvasonar, den die Männer gesagt hatten dem Könige, die da neugestommen waren von Eyrland. Dieses ist der Schluß der großen Olaf's Saga Triggvasonar und gut berechnet, sich Glauben zu verschaffen, König Olaf habe als Wönd in Etrien gelebt. Auch wäre es gegen die künstliche Wirkung, wenn Olaf's Leben nicht bis zu seinem Tode berichtet würde. Man würde unfriedig sein, wenn man auch nicht von Olaf's Tode Nachricht erhielt. Enorri weiß die Einzelheiten der Sögor noch künstlerischer zu gestalten, ordnet aber dabei die künstlerischen Zweide der geschichtlichen Wahrheit unter. Was die große Olaf's Saga Triggvasonar von dem Buche erzählt, welches Olaf dem König Adalrab nach England geseht, hat natürlich nicht mehr Geschichtliches, als wenn z. B. in der Klage gesungen wird, Bischof Pilgerum von Passau habe aus Etrien zu seinem Reffen die Wåtre von des Ridelingemoth und der Klage in lateinischen Buchstaben (Sprache) schreiben lassen), oder wenn der Anfang des Drrni ist: Man fand ein buch bezaudert zu Suders in der stat, dar an geschrieben wunder, des

puchs was manig plat etc. Da man keine Mufen mehr als Zeuginnen der Wahrheit anrufen konnte, mußte man bei Schwüren, welche geschichtlichen Glaubens erhalten sollten, auch eine Quelle erdichten, aus welcher der Säger die Wahrheit geschöpft habe. Was von König Olaf in der großen Olafs Saga Tryggvasonar nach seinem Sprung ins Meer erzählt wird, fällt alles der reinen Sage oder Dichtung anheim, nur daß diese hier in ungebundener Rede wie die geschichtlichen, aber auch die fabelhaften Säger aufruft. Die große Olafs Saga Tryggvasonar ist in zwei Rezensionen auf uns gekommen. Die Abfassung der ersten setzt man um das Jahr 1260, wenigstens nicht viel früher. Dieses erhebt aus Folgendem: Die Genealogien Cap. 214 (2. Bd. S. 191, 192) gehen bis zu dem Bischofe Magnus, Sigur's Sohne, der den Hirtensab von Stalholt von dem J. 1216—1236 trug, bis zu Gudmund dem Guten, dem Bischofe von Solar, der im J. 1237 verschied. Angeführt wird ein Lied des Bischofes Bjarni von Tringar, der im J. 1222 nicht mehr lebte. Snorri Sturleson's Geschichtswerk wird angeführt und benutzt. Dieser fand den Tod im J. 1244. Sein Geschichtswerk ward aber nach dem Zeugnisse der Sturlunga Saga schon im J. 1230 von seinem Nissen Sturla abgeschrieben⁴⁾. Schon die erste Rezension der großen Olafs Saga Tryggvasonar ist ungemein flott und umfangreich, wie aus folgender Übersicht des Inhalts hervorgeht. Cap. 1—42 schildert der Verfasser die Geschichte der Könige von Norwegen seit Harald dem Haarföhne voraus. Er beginnt: Harald der Haarföhne war König von ganz Noreg (Norwegen) lange Zeit, aber zuvor waren dort viele Könige, die einen hatten ein Zelt (Volksschaft, Landschaft zur Beherrschung), aber die andern einige mehr, aber sie alle trieb König Harald vom Reich; einige fielen, einige flohen das Land, aber andere überließen das Königthum etc.⁵⁾. Es wird dann weiter erzählt, wie er Jarlar einzieht, dann folgt Harald's des Haarföhnen Genealogie; dann die Erzählung, wie Harald der Haarföhne Gyda'n zur Geliebten haben will, und sie sich weigert, selbst ein Gemeid zu werden, wenn er nicht ganz Norwegen seiner Herrschaft unterwirft, und wie Harald das Gelübde thut. Die Erzählung⁶⁾ ist dem größten Theil nach buchstäblich aus Snorri Sturleson's Saga Harald's des Haarföhnen entlehnt (f. J. Wächter 1. Bd. S. 164—158⁷⁾). Der Hergang aber, wie Harald der Haarföhne die Hölzkönige nach und nach von ihren Reichen treibt, wird nicht näher dargestellt, sondern bloß gesagt: Von da an gewann König Harald und legte unter sich ganz Noreg, wie gesagt wird in seiner Saga. Dann wird bemerkt, wie König Harald,

nachdem er Kleingewaltkönig geworden, sich das Noke Mädchen tolen läßt, und sich beigelegt (vergl. Snorri Sturleson, Saga Harald's des Haarföhnen bei J. Wächter 1. Bd. S. 194, 195). Cap. 2 der gr. Olafs Saga S. 4—8 handelt von Harald des Haarföhnen Heirathen, Kindern und wie das Reich unter seiner Söhne vertheilt wird (vergl. Snorri Sturleson bei J. Wächter 1. Bd. S. 194—196, 225—227). Auch theilt der Verfasser die Strophe Thordis Horaklof's mit, wie König Harald sich seiner Brüder und Geliebten entzieht, als er das bänische Weib (Ragnhild Rika) nahm⁸⁾. Cap. 3. S. 8—10 ist gewidmet den Raufahrten des Königs Erik Bloddr und seiner Vermählung mit Gunnhild. Die schöne Darstellung von Gunnhild und den beiden Jinnen hat der Verfasser aus Snorri Sturleson (bei J. Wächter 1. Bd. S. 221—224) entlehnt. Die Erzählung fällt in geschichtlicher Hinsicht der reinen Sage anheim. Der Sinn der Sage ist wol kein anderer als dieser: Gunnhild spielt in der norwegischen Geschichte eine übelthätige Rolle. Sie muß daher, um dieses dem Geiste der Sage gemäß zu erklären, in Finnmör die Kunst der Jinnen, d. h. die Zauberkunst, erlernen. Cap. 4 handelt davon, wie Erik Bloddr den Njgmoald Kettilbeini, der Zauberei treibt, verdramt, ist dem größten Theile nach buchstäblich aus Snorri Sturleson (bei J. Wächter 1. Bd. S. 227, 228) entlehnt, hat auch mit diesem die Strophe Wigiln's gemein. Cap. 5 handelt von dem Falle Wigiln's Kaufmanns durch seinen Halbbruder Erik Blutart und von Halfdan Ewarti's Händeln mit seinem Vater Harald dem Haarföhnen; ist entnommen aus Snorri Sturleson (bei J. Wächter 1. Bd. S. 230—236) und hat auch die Halbtruppe des Staldmädchens Torun: Ich erfuhr, daß Halfdan Harald's des Haarföhnen harte Thaten hörte⁹⁾. Cap. 6 ist gewidmet dem Jarl Hakon Erjotagardson von Hlabir und seinem Sohne Sigurd (vergl. Snorri Sturleson bei J. Wächter 1. Bd. S. 236). Cap. 6—9 handelt von Hakon Adalsteinsskalf's Geburt, von den Händeln zwischen dem Könige Adalstein von England und Harald dem Haarföhnen, in deren Folge Hakon der Gute nach England gebracht und Adalstein's Pfleger dort erzogen und getauft wird, alles dem größten Theile nach buchstäblich entnommen aus Snorri Sturleson (bei J. Wächter S. 236—243). Cap. 10—13. S. 17—20 handelt davon, wie Erik Bloddr das Königthum nimmt, Harald der Haarföhne stirbt und Erik sich mit seinen Brüdern theilt, auch buchstäblich entlehnt aus der Arbeit Snorri Sturleson's (bei J. Wächter 1. Bd. S. 244—248). Doch hat der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar weit weniger echten Sinn für Geschichte und Aikertumskunde als Snorri Sturleson. Dieser war auch ein frommer Christ, aber hielt es als Geschichtschreiber für seine Pflicht, uns das heidnische Aikertum unverfälscht kennen

4) Vergl. J. Wächter a. a. O. I. Bd. S. LXIV, LXXXV.

5) Vergl. die Olafs Saga-Priga in der Fornmanns-Säga a. O. S. 6, die auch einen ähnlichen Anfang hat. 6) Wie die Geschichte, daß Harald durch Gyda zu einem Weibde veranlaßt wird, aller Wahrscheinlichkeit nach der ersten Sage anhehrt, und wie er zum Weibde schon anderwärts geaußene Veranlassung hatte, f. bei J. Wächter 1. Bd. S. CXXIV—CXXVII. 7) Cf. Ferd. Wächter, Heimskingslösa Illustratör et Germanorum historiarum Illustratör specimen. p. 10—14.

X. Gæff. f. B. u. A. Dritte Section. VIII.

8) f. die Strophe bei J. Wächter 1. Bd. S. 195. Sie beginnt:

Und ließ sich der Holmregisßen
Auf der Föderarmhöden re.

9) f. das Weibde bei J. Wächter 1. Bd. 254, 255.

zu lehren, wovon wir sogleich mehr Proben sehen werden. Hier in Beziehung auf die Saga von Harald dem Haarschönen ist zu bemerken, daß der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar aus ihr nicht die merkwürdige und lehrreiche Beschreibung von Harald des Haarschönen Grabhügel aufgenommen (S. Enorri Sturleson bei F. Wächter 1. Bd. S. 245). Cap. 13—29 enthält den Schluß der Geschichte Erik Blodö, der seiner Söhne und die Halon's des Guten und begreift dem größten Theil nach das, was Enorri's Saga Halon's des Guten (bei F. Wächter 2. Bd. S. 2—98) enthält, auch so den größten Theil derselben Liebesleben, nämlich von Glimr Geirason, Guthromr Sindri, Gvinndr Skaldaspillir und Thordr Sjartekson. Da so der größte Theil der Enorri'schen Saga Halon's des Guten in die große Olafs Saga Tryggvasonar aufgenommen ist, erlaubt der beschränkte Raum nicht anzugeben, was Enorri Sturleson und die große Olafs Saga Tryggvasonar gemeinsam haben, und es ist zweckmäßiger das anzugeben, was in die große Olafs Saga Tryggvasonar nicht aufgenommen worden ist, nämlich nicht die Geschichte, wie Jamtaland und Helsingialand Bewohner erhält (Enorri Cap. 14, bei F. Wächter 2. Bd. S. 32, 33), nicht die für die Alterthumsfunde so wichtige Beschreibung der norwegischen Opfergeräude (Enorri Cap. 16, bei F. Wächter 2. Bd. S. 38—40) und in Folge dessen auch nicht die Strophe von Kormakr Agmundarson (bei F. Wächter 2. Bd. S. 40, 41) nicht die Verlobung des Königs Halon, die hier im Betreff der Landesverteidigung gab (Enorri Cap. 21, bei F. Wächter 2. Bd. S. 57, 58); statt der schönen umständlichen Beschreibung der Schlacht in Nord (Enorri Cap. 30, 31, bei F. Wächter 2. Bd. S. 81—95) nur einen Aufzug und auch weniger Fieberstellen, namentlich keine aus Gvinndr's Skaldaspillir's Halonarmal (Halon's Reden), sowie der Verfasser aus dieses schöne Lied, welches Enorri Sturleson (Cap. 31, bei F. Wächter 2. Bd. S. 98—106) ganz gibt, völlig hinwegläßt. Es war ihm wahrscheinlich vertrießlich, weil es uns den Geist des Heidenthums, auf das Schönste lehrte und an Wichtigkeit den wichtigsten Eddaliedern gleichkommt, und an solcher die meisten übertrifft¹⁰⁾. Welcher Geist den Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar leitet, lehrt er auch Cap. 29. Er entlehnt zwar aus der Enorri'schen Arbeit (Cap. 32, bei F. Wächter 2. Bd. S. 97, 98) die Stelle: Seine Freunde brachten seine Leiche nordwärts nach Råheim in Norðrþódaland, und warfen dort großen Hügel und legten darein den König mit seiner Abwappung und seinen besten Kiefern, aber kein anderes Gut. Sie meldeten so vor seinem Grabe, wie der heidnischen Menschen Sitte dazu war und wiesen ihn nach Rathöll. Diese letzte wichtige Bemerkung, welche wir mit gesperrten Lettern drucken lassen, hat der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar nicht mit aufgenommen, weil er zu wenig Sinn für die Alterthumsfunde hatte und deshalb lieber unterdrückte, was ihm vertrießlich war. Cap.

30—42. S. 47—66 enthält die weitere Geschichte der Erik'söhne und ihrer Mutter Gunnhild und des Jarls Sigurd Halonarson und seines Sohnes, des Jarls Hakon, und dem größten Theile nach dasselbe mit denselben Worten, was die Enorri'sche Saga von Harald Grafslid und Jarl Hakon, Sigurd's Sohne (bei F. Wächter 2. Bd. S. 109—161), darbietet, und auch die Strophen¹¹⁾ von Glimr Geirason, Gvinndr Skaldaspillir und Einar Skjalaglam, doch nicht alle, so fehlen die Strophen von Gvinndr Skaldaspillir aus dem Hálcyral (bei Enorri Cap. 6, a. a. D. S. 129, 130). Auch fehlt gänzlich, was Enorri (Cap. 17 u. 18, a. a. D. S. 154—161) von der Hungersnoth in Norwegen erzählt, und wie Gvinndr Skaldaspillir für eine Drapa aus die Ischlinder beschenkt worden war und in der Hungersnoth den Schmutz zerbrechen und Vieh dafür kaufen mußte, und wie er und die andern endlich durch einen Heringskormann von der Hungersnoth befreit wird, und die schönen Weisen, in welchen der Staldenverrichter dieses vortragt hat. Tryggv's Ermordung durch Geiröf hat nach Enorri Sturleson die große Olafs Saga Tryggvasonar (Cap. 36. S. 58—60), setzt dann die übrige Geschichte der Erik'söhne fort, und beginnt (Cap. 43. S. 66) die Geschichte Olafs Tryggvason's mit den Worten Enorri's: Wie die große Olafs Saga Tryggvasonar sich weiter in Beziehung auf Geschichte des Jarls Hakon und des Königs Olafs Tryggvason verhält, werden wir in den beiden folgenden Abschnitten sehen. Hier geben wir den Überblick der ersten Recension der großen Olafs Saga Tryggvasonar weiter. Bei Olafs Geschichte sind Theile zu unterscheiden, nämlich zuerst das, was Olaf that, bevor er König von Norwegen ward, dann, was er als König vollbrachte, und endlich seine letzten Schicksale nebst Einwirkung der norwegischen und auch ähnlichen Geschichte (Cap. 60—64, 66—70, 83—90), wie es der Gang der Ereignisse und die Zeitfolge ergab. Aber des Verfassers Hauptzweck war, Olaf'n als ersten Einführer des Christenthums in Norwegen aufzustellen; daher ist er sehr unähnlich in dem zweiten Theile, welcher Olaf'n als König von Norwegen darstellt. Dieser Theil ist eine Geschichte des Christenthums im Norden; die wichtigsten Momente hat auch Enorri Sturleson und zwar am wahrscheinlichsten dargestellt, wovon wir im 3. Abschnitte handeln werden. Hier geben wir den Überblick, wie die große Olafs Saga Tryggvasonar den Stoff angeordnet, und zwar die Ge-

11) Nämlich so nach der Recension, welche in den Fornmannasögur druckvergeben ist. Nach der Recension, nach der die Halsteins Ausgabe veranstaltet ist, sind Cap. 29, 30. S. 58 auf Seite ausgelassen, so auch weiter unten unter Harald Gresskild's Zeit nach Bjarnarson, welche die Recension in den Fornmannasögur Cap. 40. S. 63 nach dem Verse von Glimr Geirason hat. Dagegen hat die Recension der Halsteins Ausgabe (Cap. 36. S. 57) ein ihr eigenenthümliches Capitel von der Königin Astrid Geschichte, welches sich weder in der Recension der Fornmannasögur, noch bei Enorri Sturleson findet. Dieser folgt erst am Anfang seiner Olafs Saga Tryggvasonar (bei F. Wächter. 2. Bd. S. 162), wor Astrid's Vater war und nach ihm auch die große Olafs Saga Tryggvasonar in den Fornmannasögur Cap. 45.

10) Die Entwerdung der Wichtigkeit und Erklärung dieses Liedes s. bei m. f. S. 108—109, sowie das Lied selbst S. 98—106.

schichte der Belehrung I. Norwegens, nämlich A) zuerst im Allgemeinen, wie die ganzen Fjelli zur Annahme des Christenthums gebracht worden sind und zwar in der Zeit (Cap. 140), in Agdir und Sunnhordaland (Cap. 141), auf den Gulating (den ganzen Landesricht vom Bergelinge Stad bis zum Vorgebirge Eidsandens umfassend) B), auf dem Thing auf Stad zu Dragsheim, wohin die Fjelli der Egnar und der Fjellir, der Summarir und der Raumdair kamen (Cap. 149, 1. Bd. S. 149—306), in Abtrandheim (Cap. 143, 165—167), in Ringarifi und Uppidil (Cap. 194), in Halogaland und Raumdair (Cap. 209, 212, 213). C) Insbesondere, wohin die Abschnitte gehöret: 1) Von Sunneva und Albanus (Cap. 106—108); 2) von Ragnwald und Raubi (Cap. 144—146, 148, 150, 153); 3) von Edmund Ditt und Gunnar Heimling (Bicelior) (Cap. 173, 2. Bd. S. 62—78); 4) von Eyvind Kelda (Cap. 195, 197, 198, 2. Bd. S. 134—136, 164—168); 5) von Thorwald Tofaldi (Cap. 200, 2. Bd. S. 144—153), wobei S. 148, 149 auch eine Reise vorkommt; 6) von Svein, dem Thorvercher, und seinem Sohne Finn, dem Erstförer des Thorvaldes (Cap. 201—203, 2. Bd. S. 153—164); 7) von Eyvind Kinnfi (Cap. 204, 2. Bd. S. 164—168); 8) von Raubi Hinn Ranni (dem Starlen) (Cap. 210, 211, S. 175—212); 9) von Eintridi Altridi (Plautus) (Cap. 235, S. 259—274). II. Island's. Hierbei wird vorausgeschickt, wie Island von den Norwägern gefunden und in Besitz genommen worden (Cap. 110—129, 1. Bd. S. 233—254, Cap. 214, 2. Bd. S. 191, 192). Diese Nachrichten von den Besiegnehmern Islands und ihren Nachkommen weichen an mehreren Stellen von der Landnámabók Islands bygdar ab, beide haben aber doch das Meiste gemeinsam, erzählen es nicht mit denselben Worten, und hat ist die große Fjelli Saga Tryggvasonar, bald die Landnámabók umständlicher; man vergl. die Erzählung von Alfolf dem Ghrifen (Cap. 127, S. 252, 253) mit der Landnámabók (1. Th. Cap. 15, 16. Kopenhagener Ausg. von 1774: S. 30—32). Beide erzählen, wie, wo Alfolf sich aufstellt, immer der Fluss wunderdovoll von Fischen ist. Die Fische vertreiben ihn, er schlägt anordreris seine Wohnung auf und wird durch dieselbe Fülle von Fischen begnügt, so auch bei seinem dritten Wohnplatz. Die Landnámabók ist bei Alfolf umständlicher im Betreff seines Fischeerlebens und der Rinde zu Holm. Die Partie über die Besiegnehmer Islands ist schwerlich¹²⁾ aus der Sunnlögischen Arbeit ent-

lehnt, da sich keine Spuren einer Uebersetzung zeigen und die Darstellung schön, einfach und kräftig ist. Des Verfassers Zweck ist nicht von allen Besiegnehmern Islands zu handeln, sondern bloß von den berühmtesten und dann von denen, welche selbst oder deren Nachkommen zur Verbreitung des Christenthums beigetragen haben. Außer dieser Partie handelt der Verfasser auch anderwärts von christlichen Isländern. Dierher gehören die Abschnitte 1) von Thorwald Kobranson und dem Bischofe Friedrich (Cap. 130—138, S. 255—276), wobei eine Strophe mitgetheilt wird. Der Mönch Sunnlögir wird dabei zweimal angeführt (Cap. 133, S. 266, Cap. 136, S. 272), auch steht Cap. 138: A Rúnland ok i öllu Gardariki, und auch andere Spuren zeigen, daß dieser Abschnitt aus dem lateinischen übertragen ist, so daß er aller Wahrscheinlichkeit nach der Sunnlögischen Arbeit entnommen ist; 2) von Thangbrand (Cap. 74, 81, 188, 216); 3) von Stefut Thorgrifson (Cap. 139, S. 276, Cap. 142, 157, 263); 4) von Altridi Siduballsen (Cap. 192, S. 190—197); 5) von Gissur und Hjalti (Cap. 217, 218, 228, 229); 6) von Svobi und Keringamfi (Cap. 225—226, S. 225—228); 7) von Thorhall Knappi (Knapastendia) (Cap. 227, S. 229—232); 8) von Hallfridr Banndalsbók (Cap. 151—154, 165, 170—172, 175, 219, 232, 264), vergl. den Art. Olafs Drapa in diesen Nachrichten; 9) von Kjartan Olafson (Cap. 456—161, 163, 164, 174, 233). III. Der Dröfnegar (Cap. 94—98, S. 94—202), enthält eine kurze Geschichte der Zeit der Dröfnegar bis zum Jari Eddöer (Kewig), den König Tryggvason zur Taufe zwingt. Das Meiste ist entnommen aus Snorri Sturluson's Saga von Harald dem Haarschönen (Cap. 22, bei J. W. Bachter 1. Bd. S. 196—200, Cap. 27, S. 210—212, Cap. 30—32, S. 215—220), Olafs Saga Tryggvasonar (Cap. 52, bei d. m. f. 2. Bd. S. 280, 281). Auch find von den Strophen Torfina's, die Snorri Sturluson hat, zwei mitgetheilt. IV. Der Fáreyar (Cap. 176—188, 189—191, 205—207, 1. Bd. S. 178, 2. Bd. S. 92—118, 120

dem Albanus stimmen wir bei, sowie auch im Betreff der Cap. 76, S. 142, wo vom heil. Ambrosius, Gervasius und Pricus erzählt wird. Nicht nur die ganze Evidenz zeigt, daß es Uebersetzung aus dem lateinischen ist, auch die Beugung der Eigennamen, als Corneili, Pricido, Ambrosian, geben diese kund. (Vergl. die Hist. Eccl. Island. T. IV. p. 158.) Gering darauf wird auch die Inaug. inandil angeführt. Nichts hat aus Brand, Jon's Edda, in der Sjóna. Daß der Hjaltrir von Svein und seinem Sohne zu Sunnlög's Arbeit nicht gehöret, sieht man aus dem Anfange: Thia finnat ritat á bokum (das sieht sich geschrieben auf Büchern). Auch läßt sich aus der Evidenz schließen, daß es nicht Uebersetzung aus dem lateinischen ist, meinet es von Snorri Sturluson's stichender Rede weit entfernt ist. Inwiefern folgt Jann der Thorgrifson's Cap. 203: Das ist möglich, daß die Punkte offen stah, wie er selbst seine Edda. Hier wird also Thor mit Eddur verglichen. Doch braucht diese nicht aus Gunnar's Arbeit genommen zu sein. Auch der Hjaltrir der großen Olafs Saga Tryggvasonar, Brand, Jon's Edda, vortiegt in der Sjóna die Edda mit der Edda, und den Thor mit dem Jupiter (so auch Eddo Grammatikus). Zugleich aber erzählt auch, was auch aus dem übrigen (schonstigen) Inhalt sich schließen läßt, daß der Abschnitt von Svein und seinem Sohne Finn der reinen Sage (d. h. der Erstgattung) angehört.

12) S. J. W. Bachter 2. Bd. S. 297. 13) Der Verfasser der Einleitung zu der lateinischen Uebersetzung der großen Olafs Saga Tryggvasonar in den Ser. hist. Island. Vol. I. p. XI glaubt, daß auch die Partie von dem Besiegnehmern Islands, welche von der Landnámabók an verschiedenen Stellen abweicht, zu Gunnar's Werke gehöret habe. Wir haben dieses nicht wahrscheinlich, stimmen aber in Beziehung auf den Abschnitt von der Sunneva und dem Albanus bei, sowie auch im Betreff des, was Cap. 141, 1. Bd. S. 280 von der Uebersetzung des heil. Martin erzählt wird. Doch kann dieses auch aus der Obbligen Arbeit genommen sein, wieviel es mit der Obbligen Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 24 zwar dem Inhalte nach, aber nicht wörtlich übereinstimmt. Auch im Betreff des Abschnittes von der Sunneva und

—178, 168—172. Dieser Abschnitt ist dem gewidmet, wo Egmundur Eriksen das Christenthum auf den Eilanden verkündet. V. Grönländs (Cap. 220, 221, 2. Bd. S. 213—216. Cap. 231, S. 245, 246) handelt davon, wie Eirikr Kaubr (der Røst) Grönländ findet und sich dort niederläßt, und wie sein Sohn Leifr hinn Heppai (der Glückliche) von Grönländ nach Norwegen kommt, und wie König Olaf Tryggvason in dem nämlichen Frühjahre, wo er Sigurn und Hjalpi nach Island schickt, das Land zu christen, den Leif Eriksen nach Grönländ sendet, dort das Christenthum zu verbreiten. Auf dieser Fahrt entdeckt er Winland hit gödha (Weinland das Gute, einen Theil von Nordamerika), fährt dann nach Island und auf seinen Antriebe läßt sich Eirikr und alles Volk in Grönländ taufen (vergl. Snorri Sturluson, Olafs Saga Tryggvasonar, Cap. 104). Diese erste Recension der großen Olafs Saga Tryggvasonar ist nach einem Pergament-Exemplar herausgegeben und damit die beiden andern Handschriften der ersten Recension und die Handschriften der zweiten Recension verglichen *) in den Fornmannasögur T. I. II. III., auch unter dem besondern Titel: Saga Olafs Konungs Tryggvasonar. Eptir gömlum skinhöfum úngla áðh Tíðhluta hina Norrenna Fornraedha Félag. Fyrr Deild. (Kampmannahöfði 1825, Prentað hjá Harðeð Fríðrækk Popp.). Síðari Deild til Jóna Svólfrar orrustu. 1826. Nidurlag Sögunnar meðh tilheyrandi Tháttum (welche Theile aus der zweiten Recension sind, Kopenhagen 1827, 8.). Auch auf Veranlassung der königlichen **) Gesellschaft für nordische Alterthumskunde ist nach der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Urchrift das große Geschichtswerk von dem Secretär der Gesellschaft, Professor Dr. phil. und Ritter vom Dannebrog C. G. Rafn in den Oldnordiske Sæger im I., 2. u. 3. Bande und lateinisch im I., II. und III. Vol. der Scripta historica de rebus veterum Norrenum, auch mit dem besondern Titel: Historia Olavii, Tryggvii filii, ex veteri sermone Latine reddita et apparatu critico instructa curante societate regia antiquarium Septentrionalium. Pars prior. Opera et studio Sveinbjörns Egilssonii, collegae scholae Bessanandensis in Islandia (Lafniae, typis Martini Frederici Popp. 1828). Pars posterior usque ad finem prolii Svoldrensis, 1828. Pars extrema cum particulis decem historicis. 1829. Die Uebersetzung der zehn Theile, so wie die Eirikesen in den ganzen Werke, sind von Egilsson, sowie auch der zweite und dritte Band. Die Uebersetzung der ungedruckten Reite hatte Dr. Gísli Brynjulsson, Pfarer an der Kirche zu Holm auf Island, übernommen, wegen öffentlicher Beschäfte aber in den Jahren 1824 und

1825 noch nicht vollendet, und der Tod entriß ihn der gelehrten Welt den 26. Jun. 1827. Von Brynjulsson waren 97 Capitel des ersten Bandes übersezt, und als Viele an Egilsson geschickt wurden, hatte dieser, dem unbedingten die Uebersetzung übertragen war, 70 Capitel übersezt, und folgte vom 70. bis 97. Capitel größtentheils der Uebersetzung von Brynjulsson, doch so, daß er sie seiner übrigen Arbeit so viel als möglich anpasse. Egilsson hat auch im dritten Bande genealogische Tafeln und eine chronologische Tabelle beigegeben. Da der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggvasonar viele Stellen durchsichtlich aus der Heimskringla entnommen und so auch mit dieser sehr viele Uebereinstimmungen gemein hat, so können als Hilfsmittel zum Verständnisse der Urchrift zugleich auch die Uebersetzungen der Heimskringla die beiden lateinischen von Freisinger und Schöning, die schwedische von Gudmund Olafsson, und die beiden dänischen von Jon Lassen und von N. F. S. Grundtvig und die deutsche von H. Wachter dienen. Den je dritten Bänden der von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde besorgten Ausgabe der Urchrift und der dänischen und lateinischen Uebersetzung der ersten Recension sind auch noch zehn Theile der zweiten Recension beigegeben. Außer dem ersten und dritten dieser Theile finden sich sammtliche Theile in dem Helsingfors Excerpt. Die von der genannten Gesellschaft herausgegebenen sind diese: 1) Saga skilda Haralds konungs hárfagra, p. 65—88. Historia (Narratio) de poeitis regis Haraldii, p. 66—92. Ihr Anfang ist eine artige Liebesgeschichte, aber, wie man vermuthet, eine reine Sage, wiewol geschichtliche Personen darin auftreten. Drei Skalden Harald's test Haarschönen: Kuller Knúss, der berühmte Thordvinn Hornfelle **) und Audbun Mlakælda spielen darin die Hauptrolle. Von letztem wird bemerkt: Audbun war damals gekommen in Vergleichung (Veröhnung) *) mit dem König für das, daß er nahm ein Euf aus der Drapa, die Ulf Eirbafson, sein Blutsfreund, gemacht hatte auf den König Harald. Audbun erhielt dafür den Namen **) **, aber die Drapa den Namen Stollusneva **), sowie gesagt wird in der Saga Ulf's Eirbafson's und des Jarls Rög. König Harald nahm würdigen Eckmann auf Fußsahr auf Nordmøre bei Angibörd der Riden, seiner Blutsfreundin. Dort waren bei ihm seine Skalden und manche andere angesehenen Männer. Die Blüthe bediente selbst, und der Eckmann war der beste; sie war eine schöne Frau und die köstliche (en kurey-sæsta) **); sie schenkte Audbun ein Thierhorn (Arin-horn) am Abend; er nahm ihre Hand **) mit dem Worte

14) über die Handschriften s. das Nähere in dem Formäl zum I. Bande, S. 13—15 der Fornmannasögur und im Vol. I. der Ser. lat. hist. p. XVII, XVIII. Nur bemerken wir, daß der Pergamentcodex, welcher die Ausgabe der Urchrift und den Uebersetzungen zum Grunde liegt, wie man vermuthet, kaum über als am Anfang des 15. oder Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben ist. 15) königliche Gesellschaft für nord. Alterthumskunde wird sie ist im 4. B. der Fornmannasögur genannt.

16) S. hinte Lieber bei H. Wachter a. a. D. S. 166—169, 173, 174, 189—187, 189—192, 195, 197, 198. 17) Aufnahm, nämlich Mlakælda (males poetæ). 18) Stollusneva nesci (verbalis intercalarius spoliati carminis nomen). 19) Bloß dem Zeitlichen des Mittelalters die Dabüß. 20) Die Hand eines Frauenzimmes zugleich mit dem gewöhnlichen Thierhorne saßen sie oftmals ein Liebesantrag, vergl. Snorri Sturluson bei H. Wachter I. Bd. S. 106, 205. Ähnlich verhält sich auch bei der letzten Thordvinn bei Paulus Diaconus, de Gestis Langobardorum. Lib. III. ap. Muratori, Script. Rer. Ital. T. I. F. I. p. 450.

und sprach ic. Er thut ihr nun einen Liebesantrag und bietet ihr einen schönen Goldring. Sie willigt ein, wenn es könne verhöhlen bleiben, und bestellth in ihr Frauen-
gemach zu kommen, wenn ein Dritttheil der Nacht noch übrig sei. Strichen Antrag thun darauf auch, als die schöne Witwe zu ihnen kommt, nach einander Thorbjörn Hornklofi und Alcer Hnusa, und jeder gibt ihr einen schönen Goldring. Die drei Elakten, ohne etwas von einander zu wissen, begeben sich zur bestimmten Zeit zu dem Frauenzimmers, finden es aber verschlossen, und sich selbst, als sie zurückwollen, in der Umkleung des Frauenzimmers eingeschlossen. Ingibjörg sagt am Morgen dem Könige, was vorgefallen. Der König geht mit vieler Mannschafft in den Frauenzimmers und findet seine Elakten. Im großen Zorn gebietet er, sie augenblicklich für ihre Ueberdreißigkeit zu erschlagen. Aber der König wird gebeten, dieses nicht selbst thun zu lassen. Er sendet daher seine Elakten zum Könige von Schweden, Frieden zu machen mit dem Könige Harald und mit dem König Eirik Bjarnason. Der König that das, weil von den Vätern jedes der beiden, wenn sie in andern Reich kamen, erschlagen wurden. Seine Weife hatte jeder Elakte die Nacht über gemacht, und sang sie, und jede ist dieses Inhalts, daß der Elakte bei der ringgeschmückten Witwe nicht gerubt habe. Die drei Elakten werden von ihren Dienern nicht verlassen, und finden auch Beistand bei ihren Verwandten, so daß eine Schar von 33 Mann sich sammelt, deren Vornamen Thorfinn ist. Sie haben Kämpfe in Schweden und siegen, und bringen dem Könige von Schweden angeblich Geschenke von König Harald. Es sind aber dieses Schätze, welche sie unterwegs in Schweden geraubt haben. Der gekaupte Eirik nimmt sie in Frieden auf. Auf der Heimkehr begegnen sie dem Könige Harald. Er hat sich, als er gebet, wie mit seinen Elakten auch Leudir Mann (bedeute Mann, Lehnbaronen) nach Schweden gegangen, so gleich gerüstet, weil er gewiß zu sein glaubte, daß er werde seine Männer zu rächen haben, und hatte nun Schweden weit überreicht, als seine Elakten und Leudir Mann zu ihm stießen. Der König von Schweden aber geriett furchtlich in Zorn, daß die Elakten ihm Vergleichsbotshaft gebracht, und König Harald sein Land überreicht hatte. Dieses ist die Aukerung des Hauptinhalts²¹⁾ der Saga skálda Haralds hárfagra. Nach P. E. Müller ist es wegen verschiedener Momente, welche mit der historischen Treue und Wahrscheinlichkeit sich nicht vereinigen lassen, gleichwohl, daß dieses eine alte Liebesfabel, und sie zwar, wie aus innern Gründen zu schließen, im dritten Jahrb. erbichtet sei. Unwahrscheinlich sei, daß der 70jährige Alcer habe sich verheirathen können, unwahrscheinlich und wie Erdichtung sehr es aus, daß drei der bräutigamsten Elakten sich an einem Abende sollen verlobt haben, und daß ihnen an einem Abende Liebesvereinigung zugesagt worden sei. Egen die Wahrheit sei, daß Thorolf, Kreidulf's Sohn, der 80 Jahre vor

der Geburt Eirik's lebte, durch den nach der Saga der Elakten Harald's des Haarhånen dieser Gausland vererben läßt, erschlagen worden, der Racht der Elakten zum Schwedenkönige beigemohnt habe. Endlich erwähnt Enorri Sturleson der Streitigkeiten zwischen dem Könige Harald dem Haarhånen und dem Könige Eirik Bjarnason nicht. Doch hierauf ist nicht großes Gewicht zu legen, da Enorri Sturleson von Streitigkeiten zwischen dem Könige Harald dem Haarhånen und dem Könige Eirik, Eymund's Sohne, berichtet (s. S. Bachter, 1. Bd. S. 178—183). Der, den später die Saga der Elakten Harald's des Haarhånen abhakte, konnte Eirik Eymund's leicht mit Eirik Bjarnason verwechseln. Doch wollen wir die geschichtliche Wahrheit dieser artigen Sage nicht in Schutz nehmen, und bemerken noch, nicht bloß die Liebesgeschichte ist unwahrscheinlich. Doch diese könnte erst später erfunden sein, um die Gefandtschaftsreise der drei Elakten recht schön einzuleiten. Und scheint aber dieses unwahrscheinlich, daß die kleine Schar, nachdem sie im Schwedenreiche geraubt und Treffen gekriegt, sollte unerschlagen zum Schwedenkönige gelangt sein, wiewol der Erzähler diese Unwahrscheinlichkeit dadurch mildert, daß sie auf Hjalmar, den Sohn des Jarls von Helsingaland, treffen, und diese es übernimmt ihre Sache beim Schwedenkönige zu befördern. Sie haben zwar Hjalmar's Verwandten, Hama, erschlagen. Aber diese war ein überthätiger Mensch, und hatte Hjalmar's Reich belästigt. Auch bewunderte er an ihnen, daß sie sich so tapfer verteidigt haben. Die Weifen der Elakten kann man häufig als Belege der geschichtlichen Wahrheit brauchen. Aber diese drei Weifen der drei Elakten²²⁾ kann man leicht als später von einem und demselben Elakten erdichtet annehmen, zumal da die von Thorbjörn Hornklofi ganz verflümmelt auf und gekommen ist, doch ist dieses, was erhalten ist, dem Hornklofi'schen Geiste und seiner Dichtweise nicht entgegen²³⁾. 2) Thátte frá Sigardhi konungi alest, ayni Gunnhildar, p. 83—85. Particula de rege Sigardo Sleva, also Gunnhildar, p. 86—92 stimmt im Allgemeinen mit dem überein, was Enorri Sturleson in der Saga von Harald Grafeld Cap. 14 bei S. Bachter, 2. Bd. S. 148 u. 149, und die Saga af Thordi Hnæda²⁴⁾ und Fagurskinnar erzählen, und hierdurch wird die Glaubwürdigkeit dieses Theiles bestätigt. Aus den Abweichungen in den Einzelheiten in den genannten Schriften läßt sich auf die Wahrheit des Ganzen im Allgemeinen schließen, nämlich wie König Sigurd Sleva die Frau des Herfr Thorolf

21) Sie finden sich Cap. 1. S. 63, 69. Hierbei aber darf man die Leichterung oder Vildheit auf der letzten Seite des 3. Bandes der Fornmannasögur nicht übersehen, wo sie nach dem sichern ausfallenden Verjamentstücken wieder, und zwar vollständiger abgedruckt sind. — S. auch den 3. Band der Soc. hist. Isl. p. 70—72, wo Gislefus nach der lateinischen Vorrichtung die Worte der Urkunde in profaischer Vorlesart gibt und erklärt. 22) Mehrere Uebersetzungen auch im Drotmann, wie die Weife in der Saga der Elakten Harald's des Haarhånen finden sich bei Enorri Sturleson in der Saga Harald's des Haarhånen. Vergl. die 16. Ann. S. 356 dieses Art. 24) Cap. 2 ed. Holm f. 40.

21) Den Inhalt gibt auch P. E. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 190—194 und unterwirft die Sage einer kritischen Prüfung. S. 194—197.

Klypp entehrt und dafür von dem Gemahle der Entehrten erschlagen wird. Am umständlichsten ist dabei der Thäur. Bei den andern Umständen ist z. B. die Abweichung, daß Enorri Sturleson erzählt, wie der Herr (Baron) Klypp, während dieser nicht dabei ist, von dessen Frau Löf wohl bewirthet wird. Der König ging in der Nacht zum Bette Löfs, und lag dort zu ihrem Umfassen. Der Thäur erzählt hingegen: Aber als Thorell aus Norwegen gefahren war, da sandte König Sigurd Elsa seine Mannen zum Hofe Thorell's, und ließ bringen von dannen fort Löf seine Frau und heim zu sich u. s. w. Alle weichen in dem ab, wer Klypp erschlägt, nachdem der König durch ihn gefallen ist, nach dem Thäur war es Ögmundur Hördabakkason, also Klypp's Vaterbruder, nach Enorri Erlingr Gamli, nach der Saga Thordar Ögmundr, Hvald's Sohn, nach der Sagur-Elfinna Sigurd Gamli. Der Thäur enthält auch eine Weise im Drottinn, in welcher an seine Frau gerichtet, er singt, er gedente nicht eher das Bette bei ihr zu bewohnen, bis er den Schnabel der Wundenweibe (des Raben) im Blute des toten Königs gerührt. Der Thäur erzählt weiter, wie nach ihres Mannes Tode Löf aus Furcht von der Königin Gunnhild, deren Sohn ihr Thorell Klypp erschlagen hat, nach Island mit ihrer Tochter Gunnrun aufwandert. Hier betraut die Mutter Böðvarr Thorleifsson, und die Tochter Einar Eystisson. Einar's und Gudrun's Sohn hieß, wie sein Vatersvater, Thorell Klypp, und er war der geschickteste Mann, und kommt weit zu Sögur (kennar vidna vidh sögur, d. h. kommt in vielen Geschichten vor). Doch findet dieses in der Sögur, die auf und gekommen, oder wenigstens bekannt ist, nicht statt. 3) Thäur Thorleifo jarlnakalds, p. 69—104. Particula de Thorleifo Dynastarum poeta, p. 93—108. Der Formäl (die Vorrede) dazu ist aller Wahrscheinlichkeit nach später verfaßt, als der Thäur selbst, da er in einem breitem Styl geschrieben ist, und auch beginnt: Nu skal segja thann asatizir, nun soll (wie man) sagen das Abenteuer u. s. w. Wahrscheinlich ist der Thäur aus einer großen Saga genommen, denn er beginnt: Thá hóf Ageirir raundhöfdr á Brekku í Svarfahardal, da (damals) wohnte Ageirir Rothrod auf Brekka in Svarfahardal u. s. w. Ageir's und Thorell's dritter und jüngster Sohn ist Thorelfr der Hauptgegenstand des Thäur²⁵⁾, und ist eine gewöhnliche Person und zwar ein berühmter Stalde. Der Thäur erzählt im 1. Cap., wie Thorelfr mit Hilfe seines Bruders Das Alfasi Böggvir'n erschlägt und dafür verbannt wird. Die Landnámabók Islands bygdar (3. Thl. Cap. 13. S. 232, 233) sagt: Alfasi hatte Anga wíld'n Raundhinn (Rothhinn), die Tochter Ageir's Raubfells, die Schwester derer Das's Volundreiss und Thorelfs Skáldes (des Skáldes). Ihnen lebte er den jafnanleig (den Walg, der voll Jafni²⁶⁾ war), den sie nahmen in seinem Lande, da sang Thorelfr dieses. Es

folgt nun die Weise, in welcher Thorelfr verurtheilt hat, wie ihm Böggvir den haarlosen Walg zerhauen, und Das's das Schwert und den Rangen, und wie, wenn sie leben, Böggvir soll zerhauen werden. Nach der Weise wird dann gesagt: Davon ist gemacht die Svarfahardal-saga. So die Landnámabók Islands bygdar. Der Thäur erzählt, wie die Klage (das eptímal) wegen des ermordeten Alfasi dem Karl hinan raudi (dem Rothen) zugehoben, und dieser die Sache so betrieb, daß Thorelfr rechtslos gemacht und aus Svarfahardal verbannt worden. Thorelfr will zu Schiffe entfliehen, wird aber wieder an das Land getrieben, und hält sich nun abwechselnd bei Eistof dem Guten und seinem Vater Ageir auf. Dieser, ein vielstündiger Mann, leht seinen damals 19jährigen Sohn mande gelebte Stude über das Alterthum (marga sofnraedhi). Dann fährt der Thäur fort: Karl suchte sehr nach um Thorelfr, und wurden dadurch den Winter über viele Zutragnisse, die, welche der Davonlagung werth sind²⁷⁾, wie gesagt wird in der Svarfahardal-saga. Die Svarfahardal-saga in der Gestalt, in welcher wir sie jetzt haben, ist sehr viel älter als aus dem 14. Jahrh. Sicher ist eine weit frühere Erzählung desselben Begebenheit vorhanden gewesen²⁸⁾. Im Frühlinge, wie der Thäur weiter umständlich erzählt, fährt Thorelfr mit Handelswaaren nach Norwegen. Jarl Hakon von Hlabir verlangt, daß er seine Waaren an ihn verkaufe. Thorelfr will sie verkaufen, an wen er will. Während Thorelfr abwesend ist, läßt der Jarl seine Mannen erschlagen und sein Schiff verbrennen. Dieses besingt der Stalde durch eine Strophe im Drottinn, und droht Rache, kommt zu Kaufleuten und segelt mit ihnen nach Norwegen. Hier singt er auf den König Svein eine Drapa von 40 Strophen²⁹⁾, von dem die Stes (versus intercalares) mitgetheilt werden. Der König und alle loben den Gesang (Kedhi) sehr. Thorelfr machte im Winter einige Reisen (visur) auf den Jarl Hakon, die er Konvisur Weibes Reisen, d. h. Reisen auf ein Weib) nannte, denn Jarl wird in der Dichte zuerst durch Kona (Weib) bezeichnet (Jarl er konna kendir in skáldskap)³⁰⁾. Thorelfr reist nach Norwegen und begibt sich als alter Kaurleifr verkleidet in die Däse des Jarls, und hebt die Reisen (visur) an, die Thoknvisur (Rebelsreisen) heißen, und mitten in dem Schwandgedicht auf den Jarl stehen (ok standa i midhja Jarla-

27) Aargle ist dardrú, theit er frágangur eru verðir. 28) über die Svarfahardal-saga s. diehies Kräfte und einflussig v. G. Mäster, Sagabibliothek, über v. Fachmann S. 216—221. Hierzu bemerkt wie noch, daß unterbriest die Svarfahardal-saga von der Gesellschaft für nordische Mittheilungen in den Isländisn-Sögur herausgegeben ist. 29) Hvalst fertuga drápa, ecclit carmen intercalatum, quadraginta versibus constans. 30) Vergl. die Scripta hist. Island. Vol. III., wo die Stelle und die Vers aus der Eneido-Obba des Wagnus Olafsson nach der Gestalt des Ten Gunnar mitgetheilt wird. Nach der ist es nicht zu nennen das Weib mit der Königin Bezeichnungen (koninga helsum) und solchen Namen, als leichnangr, blinnir u. s. w. Mit den Bezeichnungen der Könige konnte man auch die Jarl nennen, und dichterisch konnte man dann auch, da man die Bezeichnung Jarl bei Bezeichnung von Weibern (nämlich angesehenen Frauen) brauchen konnte, Jarl durch Weib bezeichnen.

25) Vergl. über diesen Thäur v. G. Mäster, Sagabibliothek 3. Th. S. 215—217. 26) Jafni (dänisch Jafni), lyceopodium complanatum, ein Kraut, mit dem die Welle geteigert wird.

nicht), und der Thätur theilt den Anfang dieser Thokavísur mit: *thoku dregr upp hli yra* (Rebel zieht empor das Äußere, d. h. die äußere Himmelsgegend zieht Rebel empor) u. Aber als die Thokavísur aus waren, war es finster in der Halle. Wieviel hießen die Weisen Thokavísur (Wohlwollensweisen). Snorri Sturluson sagt in der Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 36 bei 8. Wächter, 2. Bb. S. 289:

Hafni! (wir) wissen keinen —
(schoben) daß sich der Schlächterbrinner
vom Kampfe der Yá" — unter des Menabot
Rebter vordrängen Jarl als Dik³¹.
Du heil Örlingur zu Öblin —
(es) ist der Mäde von der Welt
Reichthum — neun gefest³².

Das Reiske, was der Thätur erzählt, trägt das Gepräge des Fabelhaften. Wahrscheinlich war Thoreif der Jarls Skalde gewesen, wie es auch Jarla skald, Jarl der Skalden, benannt wird, und hatte eine Dräpa auf den Jarl Hakon gemacht. Als dieser aber mit ihm in Zwist³³ gerathen war, machte er ein Spottgedicht auf den Jarl (Jarlsnidd) und brachte wahrscheinlich die Thokavísur (Wohlwollensweisen), wie vermutlich das Lobgedicht im Gegenfage zu dem nicht hieß, wiedererfindend oder palinodisch an. Der Söge war dieses nicht genug, sie machte aus den Thokavísur Thokavísur (Rebelsweisen), Zaubersweisen, welche Rebel bewiesen, und die Halle mit Finsterniß erfüllen, und lassen während der Finsterniß das Jarlsnidd wieder anheben. Nach dem Thätur entkommt Thoreif bei verschlossenen Thüren und unaufgeschlossenen Ringen also durch Zauberei, denn es bewegen sich alle Waffen und der Jarl fällt in Unfinn. Als der Skalde nach Danemark zurückkommt, singt der König eine Weise im Drostmalte: Thoreif setzte aus einander dem Heiden die Keutung (Beraubung oder Grausamkeit) des Fürsten der Ardanir; die Menschen haben weit davon getragen (verklündet) das häßliche Jarlsnidd (das gottlose Schmähgedicht auf den Jarl). Rebter (der Seefahrer) beschloß zu bringen (brachte) dem gewürbigten Gefells (Land-) sich: Anmoseher (d. h. dem Jarl) von Völsur ein Gedicht, vergalt dem Landeshüter (Fürsten) grimmig den zerbrochenen Eimen die Weile (das Schiff). Auch diese Sciope kann echt sein, und ist wahrschein-

lich von Thoreif selbst. Aber sie belegt nur, daß der Skalde das Rachelied wegen des zerbrochenen Schiffes in eigener Person nach Norwegen gebracht hat. Es war dieses Kithenheit genug, ohne daß es der Skalde selbst in des Jarls Halle brauchen vorzutragen. Durch jenes Zauberspiel wird der Jarl krank. Als es mit ihm besser wird, wendet er sich an seine Schutzgeistler Thorgerdh Hörgabrud und Trpa, ihre Schwester, und opfert ihnen, daß sie durch ihre Zauberkunst Thoreif verderblich werden sollen. Es kommt dabei stons anda theira systa (Pythonia spirita istarum sororum) vor. Dieses zeigt deutlich die spätere Befindung oder wenigstens Abfassung der Saga. Es wird ein begabter Holzmann (Mann) aus Holz gemacht und nach England gebracht und mit ihm kämpft Thoreif. Er singt dabei eine Weise. Er zerhaut den Holzmann, stirbt aber auch an den Folgen des Kampfes. Auch die letzte Partie gedet vielleicht der reinen Sage an, wiewol dabei Hallbiörn, ein geschäftlicher Skalde, die Rolle spielt. Hallbiörn Halli³⁴ wird im Skaldatal³⁵ als Skalde Knut's Gierfins (des Königs von Schweden) und des Königs Emerit (von Norwegen) aufgeführt. Was aber der Thätur Thoreif's von Hallbiörn erzählt, gehört der reinen Sage an. Der Schafhirt Hallbiörn Halli (Schwanz) pflegt des Nachts auf dem Grabhügel Thoreif's zu schlafen, und auf den Hügelbewohner einen Lobgesang (lofskvaedi) zu machen, kann es aber nicht weiter bringen, als bis zu: her ligger skald, hier liegt der Skalde. Da erscheint ihm eines Nachts der Hügelbewohner im Traume, weißt ihm, daß er ein Thioðskaldi (Vollskalde) werden, und Lob (Lobgedichte) auf viele Häuptlinge machen werde, zieht ihm an der Zunge, und sagt ihm eine Weise, in welcher der Skalde, der hier liegt, erhoben wird, der Hügelbewohner sagt weiter: Nun sollst du so anheben die Skaldschaft (Dichtkunst), daß du sollst machen einen Lobgesang auf mich, da, wenn du erwacht ist. Als er erwacht, kann er die Weise. Hierauf macht Hallbiörn einen Lobgesang auf den Hügelbewohner und wird der größte Skalde, und fuhr (reiste) bald draussen herum, und machte viele Gesänge auf Häuptlinge, und erhielt von ihnen große Bewehrungen und gute Gaben, und gewann von dem großen Gut (Geld), und geht von ihm große Saga beides hiezu auf dem Lande und Auslande, obidion sie nicht geschrieben sei. Bei dieser letzten Partie kann doch vielleicht das Wesentliche geschichtlich sein. Schief der Hirt häufig auf dem Grabhügel, so mußte er vom Wunche besetzt werden, ein Loblied auf den Hügelbewohner zu machen, weil die Leiden für das Lob dankbar waren (ein anderes Beispiel nämlich von Barmke f. 3. Erst. 4. Th. S. 103, 104). Schief der Hirt auf dem Hügel, konnte er auch leicht von dem Hügelbewohner träumen. Auch konnte er im Traume eine Weise zu Lande bringen, mit der es ihm wachend nicht hatte glücken wollen. Daß die

31) Der Erschlacht. 32) d. h. wie wissen unter dem Himmeln keinen vorzüglicheren Jarl als dich. über die Besatz der Fornmann-Sögur f. 3. Wächter 2. Bb. S. 289. 33) Heli zu Öblin neun Könige und Königsfräulein gefestet (erschlagen). Wie in den Scriptis hist. Island. Vol. I. p. XX vermuthet wird, scheint hierher auch die Hallstreg in der Staba in der Edda Wda Zug von Rast S. 315 — 335 zu gehören. Wie hatten in die, Hellen, wenn wir zur Schwert-Brüder (in die Schwert) wagen — da ehestens die Schweden (Schwäbiger) der Schwär der Schwid (d. h. der Panier) — guten Weiland (die Hartigung ist) wie hatten guten Weiland). Aus dieser Sciope läßt sich schließen, daß der Skalde in des Jarls Diensten gewesen und ihm in die Schwäden gefolgt ist. 34) Die Sciope von Verdringung des Schiffes kann immer echt sein: Das Schiff wird zuvor köder, welches Kaufmannschiff bedeutet, genannt, oder köder brauchen die Skalden auch häufig von Kriegsschiffen.

35) S. über diesen Mäler, Sagobibliothek. 3. Th. S. 215 — 217, wo er von dem Thätur Thoreif's Jarlsnidds handelt. 36) Bei Peringsfält in 2. Th. der Förmstringia. S. 480, 482.

Strophe dem Thorsteif selbst in den Mund gelegt wird, paßt zur Strophe nicht recht, denn in ihr kommt vor: Ich höre, daß der Epigoneicher (Helgi) ein Nid (Schmähgedicht) Hakonen (schmeide). 4) Thátur Thorsteina Uxafóts, p. 105—134. Particula da Thorsteine Bovipede, p. 109—137. Thorsteinn Uxafót (Echsenfuß) ist eine geschichtliche Person, und befindet sich nach Snorri Sturluson³⁷⁾, Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 102 bei König Olaf auf der langen Schlange in der Eckschlange von Emdor, aber die Erzählung von ihm im Thátur ist aller Wahrscheinlichkeit nach fabelhafte Ausschmückung des 14. Jahrh.³⁸⁾. Thorsteinn erschlägt namentlich Tröll (zaubermächtige Wesen). 5) Thátur Helga Thorissasonar p. 135—141. Particula da Helgio, Thororis filio, p. 138—143 hat bios rein saglichen Werth, handelt von Helgis Liebesabenteuer mit Angibög, der Tochter Gudmunds von Gláfiswalle, und von den Trinthörnern, die König Olaf Tryggvason vom König Gudmund von Gláfiswalle erhalten hat. Der König Olaf singt eine Wiste, deren Gegenstand die Trinthörner sind. Saurerel sollst in dieser Sage die Hauptrolle. Eingeleitet wird der Thátur, wie der norwegische Herrse (Baron) Thorie auf Raubaberg unsern von der Wist die Söhne Helgi und Thorsteinn hat, und sie eine Kausstift nordwärts nach Finnmark thun, um dort Smjör (Butter) und Fleck (Spid) an die Finnen (Kappen) zu verkaufen. Die Poete S. 139: Hier bringen wir dir, König! Grettin und ist nicht gewiß, wenn du (ihn) von dir beinst; beziehn sich, wie man glaubt, auf die Grettissaga c. 54, und scheinen die Unwissenheit des Verfassers zu verrathen, da diese Rechenart auf das angewendet wird, was im 10. Jahrh. gebräuchlich sein soll, da doch die Grettissaga anzeigt, daß die Gefangenhaft eines verbannten Isländers den Spielereien der Dichter des 13. und vielleicht des 12. Jahrh. den Stoff gegeben³⁹⁾. Die Abfassung dieses Tháturs setzt man in das 14. Jahrh.⁴⁰⁾. 6) Thátur Hrómundar halia p. 142—151. Particula da Hrómundi Claudio p. 144—147. Hauptgegenstand dieses Tháturs ist die Erzählung der Herbeiführung und die Befreiung der Schlacht Hrómunds mit den Aostmenn (Hmännern) auf Fagrabekka in Island. Dieses stellt auch dar die Landnámabók Isländs bygdar T. II. c. 32. p. 171—179. Von den zwölf Tháturs, welche die Landnámabók einreicht, hat aber der Thátur nur die drei ersten. Die beiden ersten, welche sich auf den Glauben der Germanen an die Weissagende der Vögel beziehen, sind auch ins Zeulische überführt von J. Wagner (Gesch. Sachsens, 2. Bd. S. 387, 388). Vergl. den Art. Hrofnagaldur Othina. 2. Sect. 11. Th. S. 293: Draußen hör ich den Schwan des Bundesberns etc. Mit der Geschichte Olafs Tryggvasonar hängt der Thátur dadurch zusammen, daß einer der Hauptkämpfer, nämlich Hallsteinn

(nach der Landnámabók Hásteinn, Hochstein), aus Island fährt, von Olaf Tryggvason den Christenglauben annimmt, sein Ramn wird, endlich auf der langen Schlange fällt. Auch die Landnámabók sagt: Hásteinn fuhr hinauf und fiel auf dem langen Bume (Schlange: mit⁴¹⁾) (bei) König Olaf Tryggvason. Snorri Sturluson in der Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 102⁴²⁾ führt unter den Streitern auf der langen Schlange auch einen Hallsteinn, nämlich aus Fyrdal, auf. So könnte der Hallsteinn unserer Thátur genannt worden sein, als er sich in Norwegen niedergelassen. Die Abfassung des Tháturs setzt man aus innern Gründen in das 12. Jahrh.⁴³⁾. 7) Thátur Haldors Snorra Sonar p. 152—198. Particula da Haldors Snorri p. 155—198 steht im Vergamentoder der Arná: Magnússöfnen Handschriftenammlung Nr. 62, bezeichnet durch S. zuletzt, und daß daher die Aufschrift: Sidhasti Thátur Olafs sögu Tryggvasonar Norega konungs, letzter Theil (Abtheilung) der Olafs Saga Tryggvasonar des Königs Norwegens zerfällt selbst wieder in drei Theile, nämlich: A) Cap. 1 bis 2 handelt von Haldor, dem Sohne Snorrs, des Gothas⁴⁴⁾ von Island und Einar Thambarsfelst. Haldor ist in Norwegen bei König Harald Sigurðsson, und erschlägt den Schuttnaben (Schuhbedienten, Skóveinn) Einar's Thambarsfelst's, der ein Schmähgedicht auf ihn gemacht. Auch diese Partie ist erst später verfaßt, denn es heißt in ihr: Haldor ging stets zu Bergslott (der Gemahlin Einar's Thambarsfelst's), und sagte ihr viele Aemterer (aestnir), die sie gemacht hatten auszulandes in seinen und des Königs Harald Kabinen. Ihr aestnir wird im reinen Altnordischen, wie es vorzüglich Snorri Sturluson schreibt, diidini (Zeltungen, d. h. das, was in der Zeit geschieht) und zur Bezeichnung des nähern Umfandes eines Ereignisses atburdr (Zutragnisse) gebraucht. Wegen Karls Erschlagnng sineset (sagt an) Einar ein vielmänniges Thing (volkerische Gerichtsversammlung), und in der Rede, die er an das Thing hält, erzählt er, was sich zugetragen, als er bei König Olaf Tryggvason auf der langen Schlange war. Diese Erzählung paßt aber nicht zu dem, was Snorri Sturluson in der Olafs Saga Tryggvasonar und die große Olafs Saga berichten, noch stimmt sie auch mit den Auszügen Einar Thambarsfelst's selbst überein, wie sie in den drei Olafs Sögu Tryggvasonar sich finden. Man schließt, daß diese Partie des Tháturs die Erzählung einer spätern Zeit sei⁴⁵⁾. B) Cap. 3 bis 6 enthalten die Erzählung vom Bisse Einar's, und sind wörtlich aus der Arbeit Gunnid's übertrugen⁴⁶⁾, wie wir bereits oben in diesem Artikel gesehen haben.

37) Bei Schöningh S. 301. Vergl. die große Olafs Saga Tryggvasonar 2. Bd. S. 251, 325, 330. 38) J. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 240. 39) So nach Krusen, Historia Olavi Trygvæi filii P. externa p. 142 und der Praefatio Vol. I. p. XXI. 40) S. P. G. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 240. 41) Nach müßig durch unser bei übertragen werden, wäre dieses nicht, so müßte man hier annehmen, der Verf. der Landnámabók habe geglaubt, daß Olaf Tryggvason auf der langen Schlange gefallen sei. 42) Bei Schöningh S. 302. Vergl. die große Olafs Saga Tryggvasonar. 2. Bd. S. 252. Der Eide Hallsteinn hat mit diesem Hallsteinn nichts gemein. 43) S. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 464. 44) Gothi von goth, Götter, heidnisch Opferdämon, und dann später in der Christenzeit Götterbild, v. J. Wagner, Snorri Sturluson's Sagabibliothek 1. Bd. S. XVII. 45) J. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 336, 337. 46) Vergl. den 3. Th. S. 205, 207.

37) Bei Schöningh S. 301. Vergl. die große Olafs Saga Tryggvasonar 2. Bd. S. 251, 325, 330. 38) J. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 240. 39) So nach Krusen, Historia Olavi Trygvæi filii P. externa p. 142 und der Praefatio Vol. I. p. XXI. 40) S. P. G. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 240.

C) Cap. 6 bis 7 handelt von den Quellen, nämlich von Edd's und Gunnlod's Arbeiten, und wir haben diese Stellen schon oben im ersten Abschnitte betrachtet, und endlich den Epilog des Schriftstellers, der an die Bezeichnung der Olaf's Saga Tryggvasonar, wie sie sich im Flatey'schen Edder findet, die letzte Hand angelegt hat. Aus diesem Epilog werden wir weiter unten eine Stelle mittheilen, zur Bezeichnung, wenn die zweite Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar vollendet gewesen sein. 8) Saga af Thorsteini Baerarmagnu p. 175—198. Vita Thorsteinis Domo-Majoris *) p. 174—200 gehöret der reinen Sage (Erzählung) an. Hauptgegenstand sind die wunderbaren zauberhaften Thaten, die Hlvingar, welche der Riese (das zaubermächtige Wesen) König Geiraud in Geiraudagardir in Jotunheimar (den Riesenwäldern) befiel. Thorstein, der hier die Rolle des Gottes Thor spielt, dringt Geirauden mittels eines Zaubertranks, den Erreiter von einem Brevge erhalten, zum Tode, und die Leichkörper dem König Olaf Tryggvason. Da auch König Gudmund von Glafsvik in eine Rolle dabei spielt, so haben wir Eines aus dieser Saga im Artikel Odalinn-akur in diesen Nachrichten mitgetheilt. Man mutmaßt, daß die Saga af Thorsteini Baerarmagnu vielleicht im 15. Jahrhund. entstanden sei **). Auch steht sie nicht im Flatey'schen Edder, aber auch in Pergamenthandschriften ***). 9) Tháttr Thorsteinis skalts p. 199—203. Particula de Thorsteino Trepidulo p. 197—200 handelt von einem Isländer dieses Namens, der bei König Olaf Tryggvason ist, und dem des Nachts ein Púki, der aus Dölginn (der Feind) genannt wird, also der Teufel erscheint, und erzählt, was Sigurdr Hafnibani und Starkar für Höllestrafen dulden. Weder Thorstein selbst noch sein Vater Thorfell, der Sohn des berühmten Ägier Asvald, werden, so viel man weiß, anderwärts erwähnt. Doch kann die Abfassung dieses Thátts nicht später als in das 13. Jahrhund. gesetzt werden. Die geschichtliche Wahrheit besitzen sucht man durch die Annahme zu retten, es habe jemand, den der König dazu angestellt, auf diese Weise Thorstein's Erzählen einflößen, und seine Gesichtsgegenwart auf die Probe stellen wollen ***). 10) Tháttr Orms Storólfs-sonar p. 204—228. Particula de Ormo Storólfi filio p. 201—242 (f. den Art. Orms Saga Storólfs-

sonar ok Asbiarna Pradu in diesen Nachrichten. Mehr Tháttr, als die, welche in dem dritten Bande der großen Olaf's Saga gedruckt sind, finden sich im Flatey'schen Edder der Saga des Königs Olaf Tryggvason beigezeichnet, als der Tháttr um Hlæðinn ok Hlagna, Nornagests Tháttr und Fundinn Noregr. Sie sind, wie der Förmali zum dritten Bande der Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmannasögur bemerkt, hinweggelassen, weil sie eigentlich nicht zur Geschichte Olaf's Tryggvason's gehören, und die Thatragnisse, welche sie darstellen, viel älter als der Zeitraum sind, als die Geschichten des Königs Harald des Haarshafens und Olaf's Tryggvason's. Doch bemerkt der Förmali selbst, daß auch einige von den hier abgedruckten Thátten von Völsun als von gleicher Natur scheinend angenommen werden würden. Gewiss sind einige ebenso rein saglicher Natur, als z. B. die Nornagests-Saga. Da aber die große Olaf's Saga Tryggvasonar ihren Helden auch in rein mythischer Beziehung vollständig darzustellen sucht, so hätte vorzüglich hier die Nornagests-Saga unter den Thátten nicht fehlen dürfen, da es charakteristisch ist, daß dieser Vernichter des Heidenthums den Nornagest veranlaßt, die verhängnisvolle Kerze zu verbrennen, und dadurch Nornagest's Tod herbeiführt. Der Verfasser der zweiten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hatte daher mit richtigem Blick den Nornagests-Tháttr und andere Thátter, wenn sie auch rein mythisch sind, beigegeben, weil Olaf Tryggvason auch in dieser Beziehung vollständig geschildert werden sollte. Der Flatey'sche Edder oder die Flateyarskóla ist geschrieben ums J. 1395 ***). Aber an die zweite Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, welche dieser Edder enthält, ist die letzte Hand vor dem J. 1380 gelegt, in welchem Olaf, Hakon's Sohn, Dänemark und Norwegen in ein Reich vereinigte. Zu jenem Schlusse glaubt man sich durch den Epilog der Olaf's Saga Tryggvasonar berechtigt. Es heißt hier nämlich im Tháttr Haldórs Snorraonar, Cap. 7: Þvír vald ok verðleika theoma gudhas Astvinar, Olafs konungs Tryggvasonar, eru snellir Noreggemenn **), ok eigi at eins thei, heldr jafnvel thei er hér byggja land ok ill thau lönd, er undir Noreg Hlagna etc. Für (durch) die Gewalt und die Verdienste dieses Gottessohnes, des Königs Olaf Tryggvasonen, sind feig (gütlich) Norwegens Menschen, und nicht allein die, vielmehr gleich auch die, welche hier bewohnen Island und alle die Lande, welche unter Norwegen liegen. Þeirrus erbeile, schließt man **), daß diese Recension zu Ende gebracht worden sei, während Norwegen noch ein Reich für sich war, dem Island und die übrigen Lande unterworfen waren. Und scheint dieser Schluß nicht sicher. Island und die übrigen Lande,

47) Vergl. Vol. I. p. XXII: Particula de Thorsteino, ob vires Baerarmagn (compunctus) dicto. Baerarmagn bedeutet wahrlich: der Landgute, des Heides, der Elbstädte, Kraft. 48) Wehe über den Inhalt und die Beurtheilung dieser Sage f. bei M. Müller, Sagabibliothek. 3. Bd. S. 240—251. 49) Über die Handschriften dieser Saga und der Tháttr und der Saga skaldin Haralds konungs hierfögnar f. den Förmali zum 1. Bande der Fornmannasögur S. 6—8 und die Praefatio in den Ser. hist. Island. Vol. I. p. XIX—XXII. Die Abschriften, die genommen von dem damaligen Can. Theol. Abteig. Gudmundson, welcher auch das Register der in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar verzeichneten Personennamen verfaßt hat, das im 5. Bande der Fornmannasögur steht. Die Abschriften, welche in Örebro beigegeben worden sind, haben im Register die Abteig. Gudmundson angehängt die damaligen Professoren H. Asvald und G. S. Kufu. 50) f. die Praefatio zum I. Bd. der Ser. hist. Island. p. XXII.

X. Tháttr. B. W. u. A. Drift. Ser. hist. VIII.

51) f. p. G. Müller, Sagabibliothek. 3. Bd. S. 440. 52) In den früheren Zeiten war es nicht gewöhnlich, daß die Norweger Noreggemenn (Norwegens Männer) genannt wurden, sondern sie hießen Nordmannen (Niedermannen), wovon die Grimm'sche so richtig an Bezeichnungen ist, daß es ihrer Aufklärung nicht bedarf. 53) Er die Praefatio zur Historia Olafii Tryggvi filii in den Ser. hist. Island.-Vol. I. p. X.

welche früher zum Reiche Norwegens gehört hatten, kennen recht gut dann auch noch als Norwegen unterworfen betrachtet werden, als dieses schon mit Dänemark vereint war. Als der Flateyjar Eoder geschrieben ward, war die Vereinigung Norwegens und Dänemarks noch zu neu, als daß man sich in Island sollte schon daran gewöhnen haben, sich dieses Land als Dänemark unterworfen zu denken. Dänemark und Norwegen hatten zwar einen und denselben König, aber Norwegen glaubte nicht, daß es unter Dänemark liege, obgleich beide einen König hätten, sondern es betrachtete sich als ein besonderes Reich. Daher glauben wir, daß die eben betrachtete Stelle des Epilogs nicht verhindert anzunehmen, daß die Vollendung der zweiten Recension der Olafs Saga und die Vollendung der Flateyjarbók zusammenfallen, und daß die Zusammentragung der Flateyjarbók eben diese Abfassung der zweiten Recension voraussetzt hat, oder mit andern Worten dem Flateyjar Eoder zu Gunsten geschieht ist. Der Zusammentragung der Flateyjarbók war wahrscheinlich nur erst die erste Recension vorhanden und die Thættir fanden sich zerstreut. Zum Behufe der Flateyjarbók wurden sie zusammengetragen. Außer den hinzugefügten Thættir stimmt die zweite oder die Recension der Flateyjarbók zwar in vielen Stücken mit der ersten Recension überein, weicht aber auch in andern von ihr ab. Doch deswegen braucht man nicht eine besondere Recension anzunehmen, welche zwischen der in den Fornmannasögur und der in der Flateyjarbók liege. Der Brunsalter dieser Sammlung konnte recht gut sich zu jenen Abweichungen berechtigt glauben. Da der Verfasser der ersten Recension den Mönch Oddr nicht anführt, so schließt man, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Verfasser der ersten Recension die Dbbdische Arbeit nicht zu Händen gehabt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte außer den Thættir der Verfasser der zweiten Recension auch noch andere Schriften vor sich, welche der Verfasser der ersten nicht benutzte hatte; und so erklärt sich hinlänglich, warum sich der Sammler in der Flateyjarbók nicht streng an die erste Recension hielt, sondern eine zweite zum Behufe seiner großen Sammlung für nöthig erachtete. Herausgegeben nach der Flateyjarbók ist die Saga thessa Hallofessa Herrra, Olafs Tryggvasonar Noregs Kunga o: Historia Olavi, Tryggvæ filii, Sealholti. Vol. I. 1689. p. 238. Vol. II. 1699. p. 336 et 37 in 4. Hier finden sich die Thættir, welche die erste Recension nicht hat, theils in die Saga eingewebt, theils im Anhang, nämlich T. I. e. 168—173. p. 201—210. Thættir Thorleifa Jarlaskálda, e. 175—177. p. 214—216. Fundinn Noregg“, T. II. e. 13. p. 20—36. Thættir Thorsteins uxalóts, e. 17. p. 49—58: Saulta Thættir“; e. 32. p. 132—146. Norengasta Thættir“, e. 54. p. 201—206. Thættir Hró-

mundar halta; e. 56. p. 208—210. Thættir Thorsteins skells; und im Anhang Thættir Orms Storleifs sunnar, f. d. Art. Orms Saga in diesen Nachträgen. Schon die erste Recension der großen Olafs Saga zeigt ein Streben, Alles in sich aufzunehmen, was nur einigermaßen in Beziehung mit der Geschichte und dem Sagen von Olaf Tryggvason stand. Die zweite Recension löst sich von diesem Streben noch weit mehr ab. Außer den genannten Thættir (Abtheilen), welche sie mehr hat, ist sie noch in Einzelheiten reicher, und hat z. B. T. II. p. 190 selbst ein ganzes Capitel (e. 49), welches in der Olafs Saga Tryggvasonar der Fornmannasögur sich nicht findet, nämlich die Erzählung, wie Olaf Tryggvason Hró's Rasse entweicht und dem Bismarck desselben beide Hände abhackt. Die Erzählung gehört der ersten Saga, d. h. der Dichtung, an. Doch waren dem Isländern in den alten Eikern und Sögur die Gedächtnisse und die Ansichten des Heidenthums treu überliefert worden, so daß die spätern Dichtungen zwar immer zugleich das Gedächtnis der christlichen Ansichten, aber zugleich doch auch wahre Züge aus dem Geiste des Heidenthums enthalten“). Deshalb haben wir im Art. Orakel, 3. Sect. 4. Th. S. 359 etwas von dem Inhalte dieser Sage mitgetheilt. Während die zweite Recension der großen Olafs Saga Tryggvasonar die oben genannten Thættir und manches andere mehr hat, hat sie auch die und da etwas hinweggelassen, so z. B. Harald's Grafen- und Herrschaft nach Hiarmaland und einige Verse, welche Stücke allerdings keinen Bezug auf die Geschichte Olafs Tryggvason's haben.

4) Betrachtung der Dbbdischen, der Snorri'schen und der großen Olafs Saga Tryggvasonar in Beziehung auf die Geschichte des Jark Hakan. Das Snorri Sturleson Cap. 8—14 bei J. Wæster, 2. Bd. S. 180—188 und nach ihm die große Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 48—53 in den Fornmannasögur T. I. p. 82—88 umständlich erzählen, deutet die Dbbdische Olafs Saga Tryggvasonar Cap.

ner, und bei o. d. Sagen, Altsavdische Sagen und Eieder, welche zum Heidenthums bei Heiden und der Rikungen gehören, e. 26, und überliefert von demselben, Rikdische Heidenromane, 5. Bbch. S. 115—171. Über diese Sage, welche rein mythisch ist, f. Wæster, Sagabibliothek. 2. Bb. S. 108.

57) Vergl. Grimm, Aesthetische Mythologie S. 377 ff., wo er die Sage mittheilt. Er bemerkt in Beziehung darauf, daß in den Fornmannasögur dieses Capitel weggelassen ist, „wenn auch neuerer Zufall, hätte es als bedeutsame Überlieferung im Anhang Platz verdient.“ Überlieferung ist natürlich die ganze Erzählung nicht zu nennen, weshalb ich auch Grimm S. 578 bestimmter ausdrückt: „Die ganze Erzählung trägt späteres Gepräge an sich, ist aber doch aus der nothwendigen Tradition hervorgegangen und beruht auf, daß dem Hró's Pferde geschüttelt wurden, die man in dem gewöhnlichen Umfange seiner Aempeh hielt.“ Dies und andere Einzelheiten sind allerdings aus der nothwendigen Tradition hervorgegangen. Daß aber Olaf Tryggvason und seine Begleiter diese Pferde, um sie zu entzählen, geritten hätten, und wie Olaf Hró's Bildnis mit sich in die Vordersammlung geführt, dieses alles ist reiner Sage oder Dichtung. Die Snorri'sche Olafs Saga Tryggvasonar enthält nicht einmal eine Andeutung davon, so auch nicht die erste Recension der großen Olafs Saga Tryggvasonar.

54) In größtem Umfange findet sich der Fundinn Noregg bei Diurner, Nordiska Kaempna Datar. S. über diesen Wert, welcher der reinen Sage geschichtlich angehört, Wæster, Sagabibliothek. 2. Bb. 55) Bei Diurner, Saga af Soria Sierka o: Historia de Soria Solasta. S. über die Thættir, Sagabibliothek. 2. Bb. S. 618 ff. 56) Norengasta Saga bei Wæster.

15. S. 257 nur an: Halon war ein mächtiger und ein-
sichtsvoller Mann, und mit seinen Räten und Trug-
rätten gewann er zu kommen über Harald Gummildarson
zu Hals in Eimafjord, und den andern, Gullharald, den
er selbst "legte zur Erde" nach dem Willen des Dä-
nenkönigs. Weiterwoll ist, wie durch Halon's Trugrät-
te dieses herbeigeführt wird, die Darstellung bei Snorri
Sturleson, und der Verfasser der großen Dlaf's Saga
Tryggvasonar hat fast alles buchstäblich aus dem Werke
Snorri's entlehnt. Zur Belegung dieser Partie hat Snorri
aber nur zwei Strophen beigebracht, nämlich Cap. 13
(bei F. Wächter, 2. Bd. S. 186, 187) und nach ihm
die große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 53. S. 88,
89 zwei Strophen aus der Gräfseldardrápa des Blum-
Gräfsalon, welche sich daraus beziehen, wie Harald Gra-
feld seiner Lebewaise gebietet, die Schwerter zur Schlacht
zu ziehen, und wie der Held auf des Eimafjords' weitem
Ufer zu Hals liegen mußte. Die geheimen Gespräche des
Jarls Halon mit Gullharald und dem Dänenkönige Ha-
rald, durch welche er die Ränke einleitet, welche den
Jarl Harald's Gräfseld's und Gullharald's zu Folge
haben, sind zwar wahrscheinlich der Sache nach, aber
nicht den Worten nach als geschichtlich zu betrachten.
Doch war die Darstellung von jenen Trugrätten wahr-
scheinlich schon früher in die Geschichtswerke der Isländer
aufgenommen, erhielt aber ihre schönste Gestalt von
Snorri Sturleson, der vorzüglich ein Grund in umständ-
licher Darstellung solcher und ähnlicher mit Klugeit aus-
gefügter Unterhandlungen ist. So umständlich aber
Snorri Sturleson in Darstellung der so erfolgreichen
Trugrätthe des Jarls Halon ist, so gefiel doch dem Ver-
fasser der Sagurklima S. 75—86 eine noch ausführlichere
Darstellung, obgleich er bei Darstellung des Lebens Dlaf's
Tryggvason's ziemlich kurz ist. Die Kvælinga Saga be-
merkt Cap. 1. S. 179: König Harald Gormson⁵⁸⁾ be-
zieht durch Trugrätter auch den Lebenslaß (den Tod) des
Königs Harald Gummildarson, des Königs Norwegens,
wie geschrieben ist in dem Leben der Könige Norwegens
(i næli Norge koninga). Leicht ist hiermit Snorri Stur-
leson's Geschichtswerk vermischt. So auch, wenn die Joms-
villingasaga Cap. 9 in der schwedischen Ausgabe anführt,
daß Halon's Trugrätthe erzählt seien in der Konungahök
(der Könige Höhle) ist unter dieser vielleicht Snorri Stur-
leson's Geschichtswerk gemeint. Die Jónavikingsa-Saga
in den Fornmannna-Sögur 11. Bd. Cap. 6—7. S.
19—25 erzählt den Herg, den Jarl Halon zu seinen
Trugrätten einschlug, und auch die übrigen Umstände an-
ders, als Snorri Sturleson, ein Beweis, wie wenig auch
die geschichtlichen Sagen im Betreff der nähere Umstände,
mit welchen die Ereignisse erzählt werden, als wirkliche

Geschichte gelten können, und wie sehr sie hierin dem Ge-
schichtswerke Herodot's gleichen. Was Snorri Sturleson
Cap. 15 bei F. Wächter, 2. Bd. S. 188, 189 und
nach ihm die große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 54.
S. 89, 90 von der Ländertheilung in Norwegen um-
ständlich erzählt, drängte die Dblische Dlaf's Saga
Tryggvasonar Cap. 15. S. 257 zusammen: Und so wus-
ten diese beiden Reiche zusammengelegt, Noreg und Dä-
nemark. Und so erlangte Halon das große Gold, das
sein Blutsfreund gehabt hatte. Hierauf setzte König Ha-
rald Halon (als) Verwaltungsman (forræðsmann)
und Jarl über Noreg, aber er sollte zahlen Schatzungen
dem Dänenkönige in jedem Jahre. Und so fuhr es 13
Winter, das die Nordmenn (Noregier) waren geborsam-
schuldig (lyðhakyllidri) unter den Dänen. Daß Jarl Ha-
lon das viele Gold Goldharald's erlangt, hiervon bemerkt
Snorri Sturleson, und nach ihm die große Dlaf's Saga
Tryggvasonar nicht, wol aber erzählt es die Jónavikingsa-
Saga in den Fornmannna-Sögur a. 7. p. 24 und zwar um-
ständlich. Snorri Sturleson Cap. 16—18 bei F. Wäch-
ter S. 190—205 und nach ihm die große Dlaf's Saga
Tryggvasonar Cap. 55—96. S. 90—96 erzählt, wie
Jarl Halon Gummild's Söhne aus dem Lande vertreibt.
Da die Dblische Dlaf's Saga Tryggvasonar Halon's Le-
bensgeschichte nicht umständlich darstellt, sondern Andeu-
erungen geben will, so bemerkt sie doch dieses auch nicht
einmal, und setzt als bekannt voraus, Jarl Halon habe
sich gegen Gummild's Söhne gehalten. In dieser Par-
tie hat aus Einar Stalaglamms Bellella Snorri Stur-
leson Cap. 16 bei F. Wächter, 2. Bd. S. 190, 191
eine Halbstrophe, welche besingt, wie Halon zur Wohl-
fahrt des Landes sich sieben Landschaften unterwirft, und
Cap. 18. S. 199—205, vier Ganzstrophen, welche sich
auf die Schlacht des Jarls Halon und des Königs Ragn-
frot's, des Sohnes Giffr's, in Sogn beziehen, so auch
Cap. 17. S. 196 eine Ganzstrophe aus der Gräfseldar-
drápa von Blum Gräfsalon, in welcher dieser Stalde
klagt, welches Glück ihm dadurch entgangen, daß Ha-
rald gefallen. Eine Halbstrophe und alle diese Stro-
phen hat auch die große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap.
55. S. 91. Cap. 56. S. 94, 95. Von den zwei
äußerst merkwürdigen Ganzstrophen und der Halbstrophe
aus dem Bellella oder, welche Snorri Sturleson Cap.
16 bei F. Wächter, 2. Bd. S. 191—195, hat, und die
besingen, wie Halon die Tempel und den Opferdienst
beseitigt hat, und nun wieder die Fruchtbarkeit in das
Land zurückgeführt ist, und der Jarl ein weites Reich
beherrscht, hat der Verfasser der großen⁵⁹⁾ Dlaf's Saga
Tryggvasonar grade die wichtigsten himveggelassen, nämlich
die, welche besingt, wie die Erde wieder grünt, wie zu-
vor, seitdem die Krieger wieder zu den Opfern sich wen-
den, und Haß Halon die Heiligthümer der Götter bauen
läßt (s. die Strophe erläutert bei F. Wächter, 2. Bd.
S. 194). Diese Strophe des gleichzeitigen heidnischen
Stalden ist äußerst wichtig. In den Sögur kommt þáus

58) Der Verfasser setzt nämlich als allgemein bekannt vor-
aus, daß, wie Snorri Sturleson und nach ihm die große Dlaf's
Saga Tryggvasonar erzählen, König Harald Gräfseld zwar durch
Halon's Trugrätthe fiel, aber nicht durch ihn selbst, sondern durch
Gullharald erschlagen ward. 59) Lagði við jörðina, oder
Wahrhaftigkeit nach Überlegung von þuall proskvati. 60)
Dieser liess sich nämlich durch den Jarl Halon zur Aethnahme aus
jenen Ränken verleiten.

61) Die Dblische Dlaf's Saga Tryggvasonar hat diese ganze
Partie nicht.

fig vor, daß wenn den Göttern nicht geopfert wird, Unfruchtbarkeit eintritt. Aber wer wählte mit Sicherheit, daß dieses die heidnische Ansicht der Nordmänner gewesen, und sie ihnen nicht erst später untergelegt worden, wenn uns Snorri Sturleson nicht die gleichzeitigen Stalensieder der Heidenzeit erhalten hätte. Snorri Sturleson, obwohl ein sehr frommer Christ, hielt es doch für seine Schuldigkeit, daß er als Geschichtschreiber die Kunde der Vorzeit treu überliefern wollte, auch das anzuführen, was zu Gunsten des Christentums angeführt werden konnte. Unter Gunnhild's Söhnen, welche die Opfer geübt hatten, war Norveger schwächlich durch Hungernoth heimgeführt worden. Als Hakon den Opferdienst hergestellt, kehrte die Fruchtbarkeit zurück. Snorri Sturleson hielt für seine Pflicht diese Thatfache durch die Strophe des gleichzeitigen Staden auf die Nachwelt zu bringen. Natürlich glaubte er selbst nicht, daß die Fruchtbarkeit mit dem Opferdienste zusammenhänge, denn er bemerkt in der Saga von Grafskap. Cap. 17 bei F. Wächter, 2. Bb. S. 154: Da, als Gunnhild's Söhne herrschten über Norveg, machte sich großer Nahrungsmangel, und ward um so größer, je länger sie gewesen waren im Lande; aber die Däneder rechneten das den Königen zu. Nun erzählt er weiter von der großen Unfruchtbarkeit, namentlich, wie einmal mitten im Sommer Schnee gelegen. Cap. 2. S. 120: Da brachen sie nieder Trampel, und verdarben die Opfer, und bekamen von dem große Unfruchtbarkeit. Das war bald in ihren Tagen, daß der Gang der Fruchtfälle verdarb in ihrem Lande, indem viele Könige waren, und deren jeder (ein) Hird (Leidwand, Hofgesinde) um sich hatte u. So deutet Snorri Sturleson geschickt an, daß er nicht glaube, daß, wie er in der Urfrage, welche er vor sich hatte, vorkam, der Mangel an nährenden Erzeugnissen mit Störung des Opferdienstes zusammenhänge. Daß jeder der Könige eine Hird um sich hatte, konnte zwar nicht bewirken, daß selbst im Sommer Schnee fiel. War aber das Land schon ausgezehrt von den großen Gefolgen der Könige, so mußte, wenn ungünstige Witterung das Wachsen des Korns hinderte, die Noth um so größer werden. Daher bemerkt Snorri auch Cap. 17 bei F. Wächter, 2. Bb. S. 154, wo er von der großen Hungernoth in Norwegen handelt, die Däneder hätten das auch den Königen mit zugerechnet, daß sie geldgierig waren, und das Recht der Bauern hart machten. Nachdem Snorri Sturleson so hindänglich angedeutet hatte, was eigentlich der Grund war, warum ungünstige Witterung um so nachtheiliger wirkte, je mehr das Land schon ausgezehrt war, so konnte er recht gut, um darzustellen, mit was für günstigen Augen die Norweger die Wiederherstellung des Opferdienstes angesehen, jene Strophen von Einar Stalaglam folgen lassen. Aber der Verfasser der großen Dlaf's Saga Tryggvasonar war ein kleinerer Geist, und fürchtete, man möchte jene zweite Strophe als ein Lob des Christentums deuten, und sich für immer, aber zum großen Nachtheile seiner Dlaf's Saga Tryggvasonar. Dlaf Tryggvason konnte nur durch Arglist, Grausamkeit und Gewalt das Heidenthum flürzen. Und was verübte die Norweger so sehr gegen das Christenthum? Snorri

Sturleson antwortet darauf im Voraus, indem er erzählt und singen läßt, wie unter Einil's Söhnen, welche den Opferdienst hörten, Hungernoth Norwegen auf das Schrecklichste heimgesucht, und wie mit Wiederherstellung der Opfer die Fruchtbarkeit des Landes zurückgekehrt. Die Däneder mußten in der Ansicht, daß nur Götter bei Beibehaltung des alten Glaubens sie dadurch beschützt hätten, weil sie sahen, daß sich die Fruchtbarkeit unter Hakon dem Guten, welcher die Opfer nicht stören durfte, erhalten hatte, und unter seinen Nachfolgern, den Einil's Söhnen, den Störern der Opfer, daß Mangel an nährenden Erzeugnissen eintrat. Die Däneder mußten daraus schließen, daß sie sehr wohl gethan, als sie Hakon zur Theilnahme an den Opfern zwangen, und um so mehr zu standhafter Beibehaltung des Opferdienstes genötigt gemacht worden. Daher ist bei Snorri Sturleson alles klar, warum Dlaf Tryggvason nur durch Arglist, Grausamkeit und Gewaltthat zu seinem Ziele gelangen konnte. In der großen Dlaf's Saga Tryggvasonar ist dieses verdunkelt, da sie nicht alles dahin Bezügliche aus Snorri Sturleson's Geschichtswerk ausgenommen hat. In der Dblif'schen Dlaf's Saga Tryggvasonar ist in dieser Beziehung völlige Fälschung, da der Mönch Oder allerdings das nach ihm verfaßte Snorri'sche Geschichtswerk nicht benutzen konnte, aber doch wenn er den echten Geist eines Geschichtschreibers, wie Snorri Sturleson, gehabt, wenigstens einen Theil der Snorri'schen Quellen hätte verwenden können, wenn ihm nicht alle zu Gebote standen. Wir betrachten nun die Dlaf's Saga Tryggvasonar weiter im Vergleich mit den übrigen. Cap. 19—20 bei F. Wächter, S. 205—210 handelt er von Privat- des Jarls Hakon, wie sehr er nämlich Thora'n, die Tochter Skali's Skoptason's, liebte, und seine und Thora's Tochter an Skali Skoptason verheiratete, und diesem Skopt, der den Bezeichnungsnamen Zeilung-Skopt hatte, gleich den Rang nach sich gab, dieses Hakon's Sohn, Einil, verheiratete, und er Skopt'in erschlug, nach Dänemark stach, und von ihm Jarlthum und damit Wägenwürde und Raumark zu Verewaltung erhielt. Im Betreff des Jalls Skopt's durch Einil hat Snorri Sturleson Cap. 20. S. 207—209 zwei Strophen aus der Bandabrapa von Grolf Dabafald, und S. 210 eine andere von demselben im Betreff des Aufenthalts Einil's in Dänemark und in Beziehung auf das, wie er über Land gefehrt wird. Dieß Poete neß den Streichen daß die Dblif'sche nicht, noch selbst auch die große Dlaf's Saga Tryggvasonar. Vermuthlich, weil sie zu entfernt mit Dlaf's Geschichte zusammen zu hängen schien. Doch ist sie wichtig, da sie uns zeigt, wie thatkräftig Einil schon in seinem zehnten oder elften Jahre war. Da Einil es war, welcher Dlaf's großes Schiff, die lange Schlange, eroberte, und Dlaf's Hüll herbeiführte, so sind bei Snorri Sturleson, welcher dann im 21. Cap. bei F. Wächter, S. 211—214 von Dlaf's Jugendthaten in Rusland handelt, beide Helden, sehr künstlich schon hier zusammengeführt, wo ihre Bahn noch weit aus einander zu liegen scheint. Aber der Verfasser der großen Dlaf's Saga Tryggvasonar, der doch

auch Snorri Sturleson so viel entlehnt, übernahm dieses, und gehörte also nicht mehr zu den künstlerisch geübten Männern, für welche Snorri Sturleson geschrieben hatte. Dieser gibt nämlich niemals an, warum er dieses oder jenes erzählt oder dieses oder jenes an diesem oder jenem Orte vortrage, sondern setzt immer geläute Höre oder Leser voraus, welche seine künstlerischen Zwecke errathen. Nachdem Snorri Sturleson hierauf weiter von Olaf's Geschichte eine Partie hat, welche wir im fünften Abschnitt dieses Artikels betrachten werden, kommt eine auch für die deutsche Geschichte wichtige Partie, und in ihr treffen Kaiser Otto, der Dänenkönig Harald Gormsen, der Jarl Halon und Olaf Tryggvason zusammen. Zu ihr bahnt sich Snorri Sturleson den Weg durch das 13. Cap. bei H. Wachtse, S. 216, in welchem er erzählt, warum Jarl Halon seine Schatzung deshalb an den Dänenkönig zahlte, weil er sie zur Landesvertheidigung gegen Gunnhild's Söhne verwendete. Hierdurch erinnert er aber zugleich wieder an die Abhängigkeit des Jarls vom Dänenkönige, und geht dann zum 24. Cap. S. 217 über, in welchem er darstellt, wie Kaiser Otto dem Dänenkönig Harald entbieten läßt, daß er das Christenthum annehmen solle, oder er ihn in andern Fällen mit Derselben anfeuern werde. Der Dänenkönig rüht sich zur Vertheidigung des Landes, und namentlich des Birks (nämlich des Daanwicks) und läßt auch den Jarl Halon mit Derselben aus Norwegen zu sich kommen. So leitet Snorri Sturleson diese Partie ein. Die Döðsöla Olaf's Saga nimmt diesen Weg, und beginnt das 12. Cap. S. 245: In der Zeit, als machten ihren Bund der Gütergemeinschaft (félag mit), Olaf Tryggvason und Jarl Eiguere (nämlich von Nordhimburland, Northumbreland), da herrschte über Eastland und Weistan*) Kaiser Otto (Dito), er ward genannt Kaiser Otto der Rothe u. Vorfichtiger ist Snorri Sturleson, er nennt den Kaiser nur im Allgemeinen Otto. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar sagt dagegen Cap. 66: Kaiser Otto, welcher der junge (hinn ungi) ward genannt, nach dessen Verheiß (þat það gelöbbe) u. Unter Kaiser Otto dem Jungen verheißt sie, wie aus Cap. 65, S. 119 unmittebarlich hervor geht, den dritten, denn sie sagt: Nach Konrad riefte (ríkti, regnavit; hat es also aus dem Lateinischen übersezt, sowie auch daraus hervor geht, daß sie bei der Berechnung der [Jahre] nicht vier, Winter und auch für die altnordeische Form Ota, welche Snorri Sturleson und auch der Übersetzer des Döðsöla Geschichtswerks hat, Otto draugt), Heinrich 18 Jahre, dann Kaiser Otto der Große 38 Jahre, dann Dito der Rothe sein Sohn 9 Jahre, dann Dito der junge (hinn ungi), Sohn Dito des Rothen, 18 Jahre. Der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar scheidet nämlich, weil er keine künstlerischen Zwecke verfolgt, sondern alles, was

nur einigen Zusammenhang mit Olaf's Geschichte hat, in sein großes Geschichtswerk aufnimmt, eine Aufzählung der Könige und Kaiser voraus. Nachdem er nämlich im 59. Cap. S. 105 von Olaf's Eigen in Weistan (Weidenland) gebrandet, beginnt er das 60. Cap.: So wird er sagt, daß Arnulfus hieß ein heiliger Mann, er war zuerst Jarl auf Eastland** (d. h. Graf in Teutland), aber hierauf Bischof in Myrbot (Mei); sein Sohn war Angist, Herzog in Heakland (Frankenland**), er hatte Hegan, Pippin's Tochter, u. So wird die Genealogie der Karolinger fortgeführt. Aber auch der Verfasser der großen Olaf's Saga zeigt ungachtet seines großen Abhandels von Snorri Sturleson doch Spuren von der Schule der schönen isländischen Darstellung. Nachdem er bis zu Karl dem Großen, den er Karlsmagnus nennt, gelangt ist, geht er zu den Verwirrungen über, in welche Karl der Große mit dem Dänenkönige Hoderikus gekommen, und was nun folgt, ist eine Geschichte der dänischen Könige und ihrer Verwirrungen mit den deutschen Königen und der Verheerungen der Dänen und Nordmannen am Rhein und der Ausbreitung des Christenthums im Norden durch Ansharuk u. Als Vorspiele der Partie, wie Kaiser Otto den Dänenkönig Gorm zur Taufe zwingt, ist die Vorausschickung dieser Geschichte zweckmäßig. Das so die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 60, S. 105—110 hat bis zu: Nachdem nahm das Reich in Dänemark Gyrdur und Knut, stimmt rückblicklich mit dem Sögubrot überein, welches Ragned (Script. Rerum Danicarum T. II. p. 25 sq.) und die königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde (in den Fornmannasögur p. 407, 408) herausgegeben haben, und bildet das erste Capitel dieses Sögubrots. Daß diese Partie aus den französischen, lateinisch schreibenden, Geschichtschreibern genommen oder wenigstens geflossen ist, lehrt der Inhalt und viele Namen mit lateinischer Endung. Das genannte Sögubrot (Cap. 2, S. 408, 409) führt die Aufzählung der Kaiser und rückblicklich Könige weiter fort, nämlich: Hlodhvar kelsari Hloddersson, woranorn Karlsmagnus kelsara (also König Ludwig der Deutsche) u. bis zu Otto dem Rothen, und knüpft daran, wie in dieser Zeit König Harald Gormsen in Dänemark und Norwegen König, und von ihm Jarl Halon von Flak's das Reich in Norwegen hielt. Gleiches hat auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar, aber erst Cap. 65, S. 119, 120, nur mit dem Unterschied, daß er die Genealogie bis zu Kaiser Otto dem jungen fortführt. Dazwischen hat aber der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar die Geschichte der dänischen Könige von Sigurdr Hringr, von Gorm, von Knut, mit Einmischung der Geschichte der Söhne Ragnar Leodrofs Cap. 62—64, und kommt dann erst Cap. 65 wieder auf die Aufzählung der Kaiser. Welcher Kaiser Otto es gewesen, welcher den König Harald Gormsen

62) In der Anmerkung sagen die Herausgeber in Beziehung auf Weistan: Weidenland ist als geschrieben für Thykland oder als Palästina, letztere, nämlich Thyten, ist weit wahrscheinlicher gemeint, da Eastland in den altnordeischen Geschichtswerken im Teutland überhaupt bedeutet, s. H. Wachtse I. Bd. S. CLXXXI.

63) In Söðinn in eigentlicher Bedeutung ist nicht zu denken, sondern Eastland steht für Germania, s. die Stelle bei H. Wachtse I. Ph. S. CLXXXI. 64) Unter Heakland versteht der Zeiländer Frankreich.

zur Taufe gezwungen, darin stimmen die isländischen Geschichtschreiber selbst nicht überein. Snorri Sturluson nennt ihn nicht, die Eddische Dlaf's Saga Tryggvasonar, das genannte Sögubrot und auch das andre Sögubrot bei Langseth (2. Th. S. 146—153) und in den Fornmannsögur (p. 417—421) nennen ihn Otto den Rothcn. Letzteres Sögubrot beginnt: *Sua segir í Hamborgar historia etc.*; wie aus dem Folgenden erhellt, ist mit Hamburgs Historie das Geschichtswerk Adams von Bremen gemeint. Dieser faßt die Sage von dem Dittensund an Kaiser Otto I. Daher sagt das Sögubrot: *Otta keisari hinn raundi, er fyrste var með því nafni, Kaiser Otto der Rote, welcher der erste war mit dem Namen.* Das erste Sögubrot legt aber richtig mit dem teuffchen Schriftstellers Otto II. den Beinamen des Rothcn bei, und versteht, wie aus seiner Genealogie hervorgeht, Otto II. darunter. Die große Dlaf's Saga Tryggvasonar nennt aber den Kaiser Otto den jungen, und versteht, wie aus ihrer Genealogie erhellt, Otto III. darunter. Und welcher der drei Dittone zwang dem Harald'en Gormsson zur Taufe? Wider der erste, noch der zweite, noch der dritte? S. hierüber §. Wachter's: *Bunde Haralds, Gorm's Sohn, zur Taufe durch einen der Dittone gezwungen?* in dessen Forum der Kritik 2. Bd. 1. Abth. S. 63—68). Die isländischen Geschichtschreiber haben die verschiedenen Heerzüge der Deutschen an das Danawiki in ein großes Gemälde vereinigt und so auch einen berühmten Umstand, welcher mit der Ausbreitung des Christenthums in Dänemark verbunden war, in das Gemälde gebracht. Die Dänen waren schon von König Heinrich I. zum Christenthume bekehrt worden“) und unter Otto dem Großen wurde dieses befestigt, aber nicht durch ihn in eigener Person, sondern durch christliche Lehrer, namentlich durch Poppo, welcher mit dem Rhythmus das Gaukelspiel mit dem glühenden Eisen geknickt zu verbinden wußte. Auch Poppo spielt in der Dlaf's Saga Tryggvasonar dabei dieselbe Rolle, aber die große Dlaf's Saga Tryggvasonar läßt unter Otto III. geschehen, was Poppo unter Otto dem Großen gethan hatte. Snorri Sturluson ist dabei vorsichtiger und nennt den Kaiser blos Otto, ohne anzugeben, welcher der drei Dittone zu verstehen sei. Unter Otto III. waren die Dänen zum Christenthume bekehrt (Cap. 66. S. 120): Kaiser Otto, der der junge ward genannt, band dessen Verzeiß, daß er sollte die Dänen wenden zum rechten Glauben etc. Auch die Eddische Dlaf's Saga sagt Cap. 12. S. 246: Kaiser Otto band diesen Verzeiß, daß er sollte gekristnet sangen (d. h. christnen können), bevor drei Winter wären verfloßen. Snorri Sturluson gebührt das Gelübde nicht. Die große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 67. S. 121 und die Eddische Dlaf's Saga Cap. 12. S. 246 hatten, wie der Kaiser den goldbeschlagenen Speiß ins Meer wirft; Snorri Sturluson hat dieses nicht, und weicht auch darin bedeutend ab, daß er nur von einer Heerfahrt Otto's erzählt.

Kaiser Otto entbietet dem Dänenkönig, er solle Christ werden, oder er werde ihn angreifen. Zum Rüstung des Dänenkönigs, namentlich Sorge für Emporhaltung des Danawikis und Berufung des Jarl Hakon's zum Beistande. Dann Schlacht am Danawiki, Abzug des Kaisers, und Zug desselben nach Sles zu seinem Schiffe, Übergang über den Meerbusen auf Jütland und dann Schlacht mit dem Dänenkönig und Sieg des Kaisers. Nach der Eddischen und der großen Dlaf's Saga Tryggvasonar Gelübde des Kaisers, Berufung des Jarl Hakon durch den Dänenkönig, und Schlacht unglücklich für den Kaiser, Berufung des Speißes ins Meer, neues Gelübde und Rückkehr nach Teutschland, nun nach der Eddischen Dlaf's Saga Nachzug des Danawiki's, nach der großen Dlaf's Saga richtiger blos Erneuerung desselben. Nach jener rüstet sich Kaiser Otto nun drei Jahre, nach dieser zieht er ein großes Heer im Frühlinge darauf zusammen etc. Die große Dlaf's Saga entlehnt nun das, was sie folgen läßt, aus Snorri Sturluson, nur daß sie dazwischen einschaltet Cap. 68. S. 122, wie der Kaiser, als er hört, daß Jarl Hakon in Dänemark war, seine zwei Jactar Urgutbjot und Brimistjare mit Schiffen, beladen mit Männern und Waffen, nach Norwegen sendet, um das Land während Hakon's Abwesenheit zu christnen. Snorri Sturluson (Cap. 59, bei §. Wachter S. 294) erwähnt die Abwendung der beiden Jarlar, um das Christenthum in Norwegen zu bieten. Aber nach ihm sendet sie nicht der Kaiser ab, sondern der König, welches, da Norwegen damals unter Dänemark stand, ganz in der Ordnung war. Jene Einschlebung der unwahrscheinlichen Abwendung der beiden Jarlar Urgutbjot und Brimistjare durch Kaiser Otto, welche die Eddische Dlaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 12. S. 248) fast mit denselben Worten hat, ausgenommen, läßt die große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 68—70 folgen, was Snorri Sturluson (Cap. 26, 27, bei §. Wachter S. 219—227) von des Kaisers Heerzuge, der Schlacht am Danawiki und seiner Wendung nach Sles (Schleswig) ihr geboten hatte. Da die Eddische Dlaf's Saga den Kaiser zu seiner zweiten Heerfahrt sich drei Winter rüsten läßt, so hat sie nöthig den Jarl Hakon noch einmal aus Norwegen berufen zu lassen, und erzählt umständlich, wie der Jarl zwar zum Könige reiset, aber wegen seiner Hilsleistung sich Bedingungen macht. Hiervon erzählen Snorri Sturluson und die große Dlaf's Saga Tryggvasonar nichts, die Eddische Dlaf's Saga hat, wovon Snorri Sturluson und die große Dlaf's Saga auch nichts wissen, eine Schiffschlacht, in welcher König Harald verliert, und dann eine umständliche Erzählung, wie Dlaf sich mit dem Kaiser Otto unterredet, und dieser durch Dlaf's Rath und Gelübde unterstützt das Danawiki verbrennt. Dasselbe, wiewol nicht mit den nämlichen Worten, schreibt auch die große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 70. S. 125—128 ein. Sie hat also einmal die wirthliche Schlacht vor dem Danawiki nach Snorri Sturluson, für welche die Eddische Dlaf's Saga eine Seeschlacht gibt und dann hat sie jene eithichte Verbrennung des Danawiki durch Dlaf's Rath und Gelübde, von welcher der Snorri Sturluson nicht tie

65) S. §. Wachter, Forum der Kritik 2. Bd. 1. Abth. S. 64—66.

mindeste Andeutung zu finden ist. Die große Dlaf's Saga Tryggvasonar nimmt alle jene Dinge auf, ohne sich daran zu kehren, wie unwahrscheinlich sie waren. Die Oddiske Dlaf's Saga fehlt darin gewaltig, daß sie das Einzige, was an dieser ganzen Partie geschichtlich ist, nicht hat, nämlich nicht die Schlacht vor dem Danawirke. Enorri Sturleson theilt nämlich Cap. 26, bei §. Wächter S. 219—226 und nach ihm die große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 69. S. 122—124 vier Strophen aus der Bittlesie des Einar Erlagslagen mit, und diese bezeugen, daß Jarl Halon von Norwegen vom Dänenkönige Harald zur Vertheidigung des Danawirke's abgerufen ward, und dieser den Angriff eines Anführers zurückzog, welcher Friesen, Franken und Wenden in seinem Kriegsvolke hatte, die dann im Allgemeinen Sachsen (d. d. Teutsche überhaupt) genannt werden. Welcher von den teutschen Kaisern dieser Anführer war, geht aus dem Liede nicht hervor, und kann also nicht geschichtlich festgestellt werden. Jal es erhält nicht einmal aus dem Liede, daß ein Kaiser oder König im Ferre war, wenn man dieses nicht hinein druten will. (Über die verschiedenen Auslegungarten s. §. Wächter 2 Bd. S. 224.) Nach der ungewogensten Auslegungart wird S. 224 bloß ein Kriegsheid umschrieben. Doch da Franken und Friesen und Wenden und Sachsen erwähnt werden, so scheint unter dem Schlachtwort allerdings eher der Kaiser verstanden werden zu müssen. Nach Dithmar von Merseburg *) jog Otto II. (nach dem Annalista Saxo im J. 975) zum zweiten Male gegen die Dänen, die sich empört hatten. Die Dänen aber hatten den zur Vertheidigung des Landes gemachten Staden und das Wieglesdor zuvor besetzt. Doch nach dem Rathe des Herzogs Bernhard und des Grafen Heinrich, des Großvaters Dithmars von Merseburg, eroberte der Kaiser alle diese Befestigungen tapfer. Dieses könnte mit den Strophen Einar's immer so zu vereinigen sein, daß die Ertürmung mehrer Kämpfe gescheit und in einem der ersten Kämpfe Jarl Halon die Teutschen siegreich zurückgeschlagen haben. Konnten die Dänen auch das Danawirke in den folgenden Kämpfen nicht behaupten, so durfte doch der Ealbe des Jarls diese eine Kriegsthat vertheidigen. Natürlich wohnte Dlaf Tryggvason im J. 975 diesen Kämpfen nicht bei, aber daß er im Kriegsschaale des Kaisers gewesen, gehört auch, wie wir im fünften Abschnitte sehen werden, der reinen Sage an. Wohl aber war Jarl Halon um das Jahr 975 in Dänemark. Enorri Sturleson erzählt (Cap. 27, bei §. Wächter 2. Bd. S. 227, 228 und nach ihm die große Dlaf's Saga Tryggvasonar Cap. 70. S. 129), wie König Harald und Jarl Halon gekauft werden. Daß der Kaiser Otto dabei gewesen, gehört der reinen Sage an. Die Oddiske Dlaf's Saga (Cap. 12. S. 251) ist darin, wie jenes eingeleitet wird, kürzer, aber umständlicher im Betreff des Bischofs Poppo. Daß den Jarl Halon, — wie Enorri Sturleson und die große Dlaf's Saga nach ihm, und die Oddiske Dlaf's Saga Tryggvasonar mit andern Worten und auch etwas andern Umständen

lesen, denn der Jarl wird nach ihr nicht erst von Marcen herbeigerufen, — der Dänenkönig Harald zur Kaufe gezwungen hat, ist, da Harald ein eifriger Christ war, sehr wahrscheinlich. Aus gehört der reinen Sage an, wenn es die isländischen Geschichtschreiber mit in jenes große Gemäde aufnehmen und Halon's Kaufe in des Kaisers Gegenwart vor sich gehen lassen. Enorri Sturleson erzählt dann (Cap. 21, bei §. Wächter S. 226—253), wie Jarl Halon seinen Glauben verwirft, opfert und auf Goutland heret, und theilt dabei drei Strophen aus Einar's Bittlesie mit, welche bezeugen, daß jenes Opfer und jener siegreiche Heretog des Jarl durch Goutland geschichtlich ist. Die große Dlaf's Saga Tryggvasonar entlehnt (Cap. 71. S. 131, 132) aus Enorri wörtlich, aber nur die beiden ersten Strophen, die letzte merkwürdige (S. 232 bei §. Wächter) läßt sie, wie sich schließen läßt, was wir schon bei einer ähnlichen Gelegenheit sahen, aus keinem andern Grunde hinweg, als weil darin ausgesprochen ist dieses: weil Halon dadurch die Stärke der Götter vermehrt, daß er ihnen opfert, dafür verlieren sie seiner Kraft Macht. Die Oddiske Dlaf's Saga weicht von Enorri Sturleson (Cap. 27. S. 228) und der diesem wörtlich folgenden großen Dlaf's Saga (Cap. 70. S. 129) darin ab, daß nicht, wie Enorri erzählt, der König ihm Priester und Lehrer zur Vertheidigung Norwegens in die Hände gibt, sondern der Kaiser. Im Betreff der Thaten des Jarl Halon in Goutland wird die Oddiske Dlaf's Saga (Cap. 12. S. 252) ganz mährchenhaft, indem sie erzählt, wie der Jarl einen Tempel zerbricht und beraubt, in welchem 100 Götzen waren, und Jarl Ottar den Jarl Halon auf einem Thinge rechtlos macht. Statt daß also nach Enorri Sturleson, welcher dem gleichzeitigen Ealdrn folgt, Halon opfert, macht ihn die Oddiske Dlaf's Saga zu einem Tempelstauer. Doch hindert den Dab der seinen Bearbeiter nicht, unmittelbar darauf zu erzählen, wie, nachdem die Jarlar Unguthbiere und Brimstillas aus Norwegen entwichen sind, Jarl Halon gebietet, daß die Wif das beibehaltene Christenthum nicht behalten soll, und der Jarl auch sich zum Heidenthume wendet, und gleichwie Tempel errichtn läßt, als zerbrochen waren. Dieses und wie die genannten Jarlar entwichen, schiebt auch die große Dlaf's Saga Tryggvasonar in das ein, was sie aus Enorri Sturleson entlehnt hat, sodas sie hier und anderwärts das dunkelte Ansehen erhält. Doch mäßigt sie sich insoweit, daß sie z. B. hier nicht erzählt, wie Jarl Halon in Goutland einen Tempel mit 100 Götzen zerbricht. Cap. 29 (bei §. Wächter S. 233) handelt Enorri Sturleson von der Heimfahrt des Kaisers. Daß Kaiser Otto bei Ewinn, Otto's Sohne, Patensstelle in eigener Person vertreten, behandelt Enorri Sturleson und die große Dlaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 70. S. 130) nur als Sage *) und sehr richtig; denn was Adam von

67) Die Kuntlinga Saga Cap. 2. S. 179, 180 behandelt es als Thatfache. Sie nennt den Kaiser Otto den Rothen, erzählt dessen Zug gegen die Dänen nur ganz kurz und stimmt den Thaten nach mit Enorri Sturleson überein, wodurch die Vermuthung

Bremen (Lib. II. o. 2. p. 16) erzählt, nämlich daß Otto der Große Harald's Sohn, Swen, aus jenem Herrzuge in Jütland aus der Taufe gehoben, gehört, wie dieser Zug selbst, der Sage an. Geschichtlich aber ist wohl der Name Swen-Otto. Der Dänentönig Harald selbst nahm durch seine Herrfahrt des Kaisers Otto gezwungen das Christenthum an (s. H. Wächter, Forum der Kritik. 2. Bd. 1. Abth. S. 66—68), deshalb konnte er, da er durch Otto's Abgang seine zur Annahme des Christenthums bewogen war, seinem Sohne Swen sehr gut zur Ehre des Kaisers den Namen Otto zu begeben, daß er ihn Otto taufen ließ. Da so viele nur durch Gewalt zum Christenthume bekehrt werden konnten, so mußte später, als man vergessen hatte, daß Harald schon bei seines Vaters Lebzeiten dem Christenthume geneigt gewesen war, die Sage entstehen, auch König Harald Gorm'sohn sei durch Otto's Waffen zur Annahme des Christenthums gezwungen worden, und sie entstand; aber erst Adam von Bremen hat diese Sage und wahrscheinlich, wie viele andere Nachrichten, aus seiner dänischen Quelle. Cap. 26, 27 (bei H. Wächter 2. Bd. S. 244—249) handelt Snorri von dem König Gorm'sohn's Herrschaft nach Norwegen und wie er nach Island fahren will, um das Schmiedegeld zu rächen, und was ihn davon abhält. Die Eddische Olaf's Saga enthält hiervon gar nichts. Die große Olaf's Saga Triggvasonar (Cap. 83. S. 152, 153) sieht das, was Snorri Sturleson hat, mehr zusammen, theilt auch die Strophe des Schmiedegelds nicht mit, und läßt auch ganz die schöne Erzählung hinweg, wie König Harald einer Jauermann in Gestaltumwandlungen nach Island sendet, um dort zu spähen, und wie ihn Isländer in Gestaltumwandlungen *) und die Land-

wölfe (Schutzgriffe des Landes) vom Lande abhalten. Der großen Olaf's Saga scheinen aller Wahrscheinlichkeit nach dieses zu fehlen. Daher läßt sie die Abwendung des Jauermanns hinweg. Dieser bringt nach Snorri Sturleson dem Könige die Nachricht zurück: war da nichts aufgenommen Sande und große Wäßen, und große Brandung davor; aber Werr so großes zwischen den Ländern, daß (es) nicht fahrbar ist Langschiffen. Dieses benutzte der Verfasser der großen Olaf's Saga so und, sagt: Die Rathgeber und Håupstinge des Königs Harald hielten ihn von der Islandfahre ab, sagten, wie (es) war, daß die Werrschiffe (hafamegin) war so groß nach Island, daß keine Hoffnung darin war, daß die Zusammenfette könnte haben so großes Heer, war den Dänen dort unfundig um die Håsen, aber das Volk aus dem Lande hart zu fangen (hardhsenge), und böse zur Bekämpfung (sle vidhreignar). Gleiches hat auch die zweite Recension der großen Olaf's Saga (Cap. 136. 1. Ab. S. 136). Worin sieht sie in Betreff des Grundes, warum der Dänentönig den Isländern ergrünt gewesen, die Königsabgah: Norges (das Land der Könige Norwegens) an. Dieses ist schwerlich ein anderes als die Heimskringla. Die zweite Recension wies auf dieses Geschichtswort wieder hin, während es die erste Hållsweignend benutzte und im Betreff des Grundes, warum Harald die Fahrt aufgab, etwas abgeändert hatte, welche Veränderung, da sie den heidnischen Glauben vernichtet, auch die zweite Recension beibehielt. Uebereinstimmend mit Snorri Sturleson, aber nicht unähnlich, sondern die Umstände bloß andeutend, erzählt die Knytlingsa Saga (Cap. 3. S. 181, 182) die Abwendung des Jauermanns nach Island und wie Harald abgedreht wird. Da Snorri Sturleson im Ubrigen ein so einsichtsvoller Geschichtsschreiber ist, hat man, um die geschichtliche Wahrheit des von ihm Erzählten zu retten, dieses angenommen: Die Erzählung kann buchstäblich wahr sein, daß nämlich Harald einen jauerkundigen Finnen befragte, der hat auf die gebräuchliche und gewöhnliche Weise der Finnen Drahtentwurf geben wollen, indem er sich schlafen legte, und seine Seele reisen ließ. Als er von seiner Betäubung erwachte, erzählte er die abentheuerliche Geschichte, die ihm von Lande abgesehenen. So P. E. Müller **). Doch sehr leicht konnte auch

bedauert wird, daß Olaf's Omistatid, der Bruder Sohn Snorri's, der Verfasser der Knytlingsa Saga ist. Unähnlich handelt von der Kaisers Herrfahrt die Jomsallingsa Saga Cap. 8—12. S. 26—41 und stimmt den Sachen, wiewol nicht den Worten nach, mit der Eddischen Olaf's Saga und der großen Olaf's Saga im Betreff der Umstände überein, welche letztere nicht aus Snorri Sturleson entlehnt hat, z. B. im Betreff der bichen Geißel des Kaisers, der bösen Herrscharen, der Werdung des Episkops in Werr, der Entung der Jauar Argreiter und Reimstator nach Norwegen, des Olaf's Jauar Argreiter und Reimstator durch ein Geißel und heidnischste Håsen zu. Mit der Eddischen Olaf's Saga allein hat sie gemeinlich den Tempel von 100 Wågen in Gaurand, welchen Jari Håsen bezaubert. Außerdem hat sie bei jenen Umständen, welche sie mit der großen und der Eddischen Olaf's Saga gemeinlich hat, noch etwas Eigentümliches, so z. B. läßt sie Olaf's, wo er jenes Geißel und jenes Håsen vorschlägt, noch hinzusetzen: und dürfen wir nicht uns Håse zur Epik's schlachten (s. S. 85). Die große Olaf's Saga (Cap. 70. S. 126) läßt den Kaiser in den Wåsen: „Indem das die größte Christenthumsverderbung (kristnispell) ist, zu essen Håse“, als wenn nicht der Papst und der heilige Bonifacius den Tauschen längst verboten gehabt Håsefleisch zu fressen, s. H. Wächter, Forum der Kritik. 1. Bds. 5. Abth. S. 26.

63) Snorri Sturleson sagt dieses nicht ausdrücklich, sondern erzählt: Als der Jauermann kam vor Wagnschiff, da ließen er hinein auf den Håsen und geordnete auf das Land zu geben; da fuhr herab aus den Håsen ein großer Drach und folgte ihm wie Wåren, Frische und Wåden und diesen Håse auf ihn. Als er hinauf hinein in den Håsen fährt, kommt ihm entgegen ein gewaltig großer Vogel, und viele andere Vågel mit ihm. Als

er in den Wåsenfährt sich hinein begibt, fåhet ihm entgegen ein großer Wåter, und viele Landwåter folgen ihm, und als der Jauermann auf Wåstschiff kommt, fåhet ihm ein Berggeist entgegen und viele andere Geister mit ihm (s. das unähnliche Geißel dieser vier Aufzette bei H. Wächter 2. Bd. S. 247, 248. Weiter unten sagt das Snorri: „Dannals war Brodd Hågel so Wåstschiff, Håfel Wågerbarben in Wåstschiff, Hård Håfel so Wåstschiff, Hård Håfel so Wåstschiff.“ Hierdurch will Snorri Sturleson schwerlich bloß die Zeit veranschaulichen, in welcher der Dänentönig seine Herrschaft nach Island thun wollte, und gibt nicht deshalb bloß die wichtigsten Wåner an, sondern will hierdurch aller Wahrscheinlichkeit nach andeuten, daß jene vier Wåner Geisterumwandlungen angenommen und in Verbindung der Landwåter d. h. Jauermann, der Jauad auf Wåstschiffen wollten, entgegengetreten und jaglich andeuten, daß sie auch Wåren, wenn er lauben will, in Gestaltumwandlungen ihm sich widerzusetzen werden.

64) P. E. Müller, Unterhåge om Snorri's Råder og

die Sage in Island erfunden werden. Sie ward als Geschichte geglaubt, und Enorri Sturleson fand sie vor. Er sagt zwar über seine Zeit weit hervor, aber doch nicht so, daß er völlig über ihr lände. Man glaubte damals an die Macht der Zauberei und so auch Enorri Sturleson⁷¹⁾. Da Island so entfernt war, fand Enorri Sturleson es ganz in der Ordnung, daß Harald nicht einen gewöhnlichen Späher, sondern einen Zaubererinnen dahin schickte. Auch konnte er es, da er an Zauberei glaubte, nicht anders als in der Ordnung finden, daß Isländer, welche der Zauberei mächtig waren, jenen Zaubererinnen entgegenzogen und ihn nicht in das Land, sondern bloß die Küsten sehen ließen, damit er die Nachricht an Harald brächte, er habe nichts als Sandstriche und Wägen gesehen. Daß aber Enorri Sturleson die Sage aufgenommen, zeigt, daß sie eine alte, zu seiner Zeit allgemein als Geschichte geglaubte Sage war. Daß die Dödische Dafs Saga sie nicht hat, erklärt sich daraus, daß sie mit der Geschichte Dafs's nicht in der mindesten, wol aber mit der normannischen Geschichte überhaupt in Verbindung steht, so macht sich diese Epithete bei Enorri, welcher in seiner Dafs Saga Triggvasonar sich nicht auf die Geschichte Dafs Triggvason's beschränkt, ganz schön. Er hat von da einen natürlichen Übergang zur Erzählung des kalten Harald Gormsen's durch seinen Sohn Ewein, und von hier zu den Jomsa-Dräpa. Die zweite Recension der großen Dafs Saga Triggvasonar hat dagegen (Cap. 122 S. 136—138) etwas, was sich auch in der ersten Recension der großen Dafs Saga Triggvasonar nicht findet, nämlich die Erzählung von dem Ende Gunnhild's. Wie sie Harald Gormsen in einem Sumpfe ertränken läßt, erzählt auch die Jomsa-Dräpa in dem Fornmannna-Sögur o. 7. p. 26, 26. So auch der Mönch Theodericus. Nach P. E. Müller konnte die Sage dem Enorri Sturleson kaum unbekannt sein. Er übergiebt sie, weil sie ihm verdächtig schien, oder weil er keine schickliche Stelle fand, davon zu handeln⁷²⁾. Etwas dürfte, wenn Enorri die Sage kennen konnte, wahrscheinlich sein, denn Gunnhild spielt in der normannischen Geschichte eine zu große Rolle, als daß er Gunnhild's Ende hätte verschweigen sollen, und ist ein zu geschickter Schriftsteller, als daß er der Königinmutter tragisches Ende nicht hätte an einer passenden Stelle anbringen können. Cap. 38—47 (bei F. Wächter 2. Bd. S. 249—271) hat Enorri Sturleson ein erhabenes Gemälde vom kalten Harald Gormsen's, von dem Gelübde der Jomsa-Dräpa (f. d. Ant.), vom Herzogthum der Jarlar Eiril und Hafson, der Fahrt der Jomsa-Dräpa nach Norwegen, ihrer Heerung daseibst, ihrer großen Erschlagung, der Gefangennehmung eines Theiles derselben und Erschlagung der Gefangenen bis auf Wagn Hafason und der Zerstörung Bisfurs von Wallber. Die große Dafs Saga hat (Cap. 88—90, S. 155—184) wieder vieles deutlichlich aus

Enorri entlehnt, hat aber einige Partien umständlicher, so (Cap. 85, S. 158—159) die Gefangennehmung des Dänenkönigs Ewein Haraldsson's durch den Jarl Eigmaldi und (Cap. 90 S. 171 fg.) die Beschreibung der großen Schlacht; auch hat sie mehr Liebeslieder als Enorri. Dieser hat nämlich (Cap. 40, bei Wächter 2. Bd. S. 253—259 und Cap. 41, S. 257) drei Strophen von Thord Kolbeinsen aus der Eiril's Dräpa, welche sich auf des Jarls Krieger, und Verleumdungen beziehen, Cap. 31, S. 261—64 wieder eine Strophe aus Eiril's Dräpa und eine Stelle aus Ewein's Hälkspatal und eine Ganz- und eine Halbstrophe von Lindr oder Fint⁷³⁾ Hälkspatal; welche Liebeslieder alle von der großen Schlacht gegen die Jomsa-Dräpa handeln, und Cap. 47, S. 270 wieder eine Strophe von Lindr Hälkspatal, welche verweist hat, daß 25 lange Skidrar (Kriegsschiffe) der Jomsa-Dräpa aller Mannschaft entböhrt wurden. Alle Liebeslieder, welche Enorri in diesem Gemälde mittheilt, hat bis auf die von Ewein Hälkspatal auch die große Dafs Saga Triggvasonar aufgenommen. Ausser diesen hat sie aber auch noch eine große Menge Strophen aus der Jomsa-Dräpa, des Wägn's Bjarni und einige aus der Hæn-Dräpa. Und warum hat Enorri Sturleson von diesen nichts? Er nimmt mit kritischem Sinne zur Belegung nur die Strophen der gleichzeitigen Skalden. Bisfurs Bjarni lebte aber in der letzten Hälfte des 12. und im Anfange des 13. Jahrh. Er starb im J. 1222. Thord Kolbeinsen, der Verfasser der Hæn-Dräpa, scheint nicht viel älter. So wenig daher also der Verfasser der großen Dafs Saga aufgesucht, warum Enorri Lieder und Liebeslieder der Skalden eingeworfen hat. Die Liebeslieder des gleichzeitigen Ewein Hälkspatal läßt der Verfasser der großen Dafs Saga hinweg, und gibt dafür eine Fülle von Strophen aus der Jomsa-Dräpa des spätern Bjarni, welche so nur als bloße Zierath erscheinen. Doch zeigt sich der Verfasser der großen Dafs Saga Triggvasonar hierin kritisch, daß er die Sage ausfälligt, wie Erling seinen Sohn gepriesen. Noch lobenswerther verfährt Enorri Sturleson. Da die Sage zu sehr im Gange war, mußte es ihm bedenklich erscheinen, ihren gar nicht zu erwähnen. Gleichwol war er aber zu kritisch, um sie in den Gang der Ereignisse einzufügen zu lassen. Er erzählt daher (Cap. 44, bei F. Wächter 2. Bd. S. 265) wie das große Unwetter auf die Schlacht gewirkt, und bemerkt erst (Cap. 47, S. 271): Das ist Sagung (sögn) der Menschen, daß Jarl Haken habe in der Schlacht gepriesen um Sieg Eglinnar, seinen Sohn, und birauf machte das Unwetter und dann wandte den Mannsal an die Hände der Jomsa-Dräpa. Da Enorri hier nicht braucht: Sna segja menn, so far

71) Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate in 6. Bando der gr. Ausg. der Primklinga S. 479.

72) Das ist die Mode der Zauberei gleich, lehrt seine ganz theilnehmende Dödisa (f. d. Ant.) 71. Müller, in der auf voriger Seite unter Note 69 angeführten Schrift. S. 277.

3. Gesp. d. B. u. A. Dritte Section. VIII.

73) In der Heimskringla große Ausg. S. 257 u. 241 wird er das erste Mal Hæn, das zweite Mal Hæn genannt. Die Primklinga Ausgabe nennt ihn beide Male S. 252 u. 258 Thord, auch die große Dafs Saga Triggvasonar S. 175 u. 158 Thord. So auch in der Heimskringla-Sage in den Fornmannna-Sögur p. 187. Im Register der großen Ausgabe wird Hæn mit einem Fragezeichen bezeichnet und Müller in der Untersuchung über Enorri's Quellen und Glaubwürdigkeit S. 279 nennt ihn Hæn.

gen die Menschen, sondern That er söga manna; und dieses von mündlicher und schriftlicher Erhaltung⁷³⁾ gebraucht wird, so läßt sich schließen, daß die Sage zu seiner Zeit im Munde und in Schrift angesehener Männer lebte, und wie sie sich auch wirklich bei Eero Grammaticus und in der Obditsche Dlaf's Saga findet, und von diesen als wirklich Geschehenes vorgetragen wird. In! Eero Grammaticus. (Lib. X) läßt den Jarl Halon sogar zwei Söhne nennen: Duos aequidem praestantissimos indolis filios hostiarum more aris admotos, petiendas victoriae causa nefaria litationis maculavit, nec angustias sui interitui regnum emere dubitavit, patriaque nomine quam patria erere maluit. Sed quid hoc regn aulius, qui geminam clatissimorum pignorum stragem, incertis unius pugnae eventibus impendens, forum belli patrisque pietate et orbitatem suam munera loco dijs bellorum laetioribus erogare ausuavit. Ungeachtet so Eero Grammaticus über die Aderheit des Jarls fast, erzählt, statt zu untersuchen, ob er seine Söhne wirklich geopfert, erzählt er doch unmittelbar darauf als Thatfache, daß es durch jenes Opfer geschehen, daß ein Hagewetter gekommen und die Dänen dadurch den Sieg verloren. Die Obditsche Dlaf's Saga, welche (Cap. 15. S. 258, 259) außerdem von der Herkunft der Jomsviskingar nicht umständlich handelt, und von Enorri unter anderm auch darin abweichet, daß sie die Schlacht drei Tage dauern läßt, erzählt: Und da fuhr Halon zum Lande (nämlich er ist schon in der Seeschlacht begriffen, fährt aber, da viele von den Seinen und wenige von den Jomsviskingen fallen, aus Land) und hieß (rief) da an Thorgerden Holtsabrud (oder Holzabrud) zum Sieg sich, und bevor als seine Bitte befrag, gab er ihr seinen eifrigsten Winter alten Sohn. Und dann kam er zur Schlacht mit und machte sich da fürchterliche Schlacht bei Hagel etc. Die Jomsviskinga-Saga in den Fornmannasögur (c. 44. p. 134—136) malt auf das Umständlichste aus, wie Thorgerd Hördartröll sein, andres Opfer annehmen will, als Menschenopfer, und der Jarl ihr seinen siebenjährigen Sohn Erling gibt und das Hagewetter erfolgt. Wie ganz anders als Eero Grammaticus, die Obditsche Dlaf's Saga und die Jomsviskinga-Saga berichtet Enorri Sturleson. Er liebt auch eine ergreifende Darstellung, und es macht sich sehr dichtersich, wie auf das Opfer das Hagewetter folgt. Aber Enorri Sturleson gibt seine künstlerischen Zwecke auf, sobald sie sich mit der geschichtlichen Wahrheit nicht vertragen. Die Obditsche Dlaf's Saga verfolgt künstlerische Zwecke sehr wenig, trägt aber das Menschenopfer darum gern vor, damit der Apostel, Halon desto gefälliger erscheinen möge. Da die Jomsviskinga, die Jomsviskinga-Saga und die Jomsviskinga Drápa eigene Artikel enthalten, so bemerken wir hier nicht, wie die Enorri'sche, die Obditsche und die große Dlaf's Saga sich im Betreff der Geschichte der Jomsviskinga zu den beiden Jomsviskinga-Sögur (in der Nordholmer Ausgabe von 1815 und in der Ausgabe in den Fornmannasögur 11. Bd. 1828)

und zu der Jomsviskinga Drápa verhalten, sondern beschränken auf diese Artikel. Nur bemerken wir hier noch, daß die zweite Recension der großen Dlaf's Saga (Cap. 70—79, 1. Th. S. 60—81 und Cap. 123—163, S. 138—196) eine weit umständlichere Jomsviskinga-Saga hat, als die erste Recension und Strophen von Einar Staklaglag (1. Th. S. 179, 180, 187) und von Thorolf Skulm (S. 180); diese Strophen scheinen unecht zu sein. Die ersten vier Versen aber, welche Enorri Sturleson und mit ihm die erste Recension der großen Dlaf's Saga Triggvasonar hat, ermangeln ihrer. Die Jomsviskinga-Saga ist in drei Recensionen auf und gekommen. Die erste ist die in den Fornmannasögur gedruckte, von welcher der andere Theil auch von Rast (Kopenhagen 1814) herausgegeben ist, die zweite ist die in der Flateyrbók, in der zweiten Recension der großen Dlaf's Saga Triggvasonar, stimmt aber am meisten mit der ersten Recension der Jomsviskinga-Saga. Weit abweichender und am fabelreichsten ist die dritte Recension in der Nordholmer Ausgabe. Die Vergleichung der Jomsviskinga-Saga der zweiten Recension oder der großen Dlaf's Saga Triggvasonar mit dem, was Enorri Sturleson und die erste Recension der großen Dlaf's Saga Triggvasonar von der Geschichte der Jomsviskingar hat, eignet sich also am besten in die Artikel Jomsviskingar und Jomsviskinga-Saga, sowie auch die Angabe der Quellen, auf welche die Jomsviskinga-Saga der zweiten und dritten Recension und die Fagurskinnasaga beziehen⁷⁴⁾. Von der Weist der Gesangenthebung des Danenkönigs Swein, durch den Jarl Sigvaldi von Jomsburg (s. d. Art.), welche Enorri nur kurz berührt, handelt die Obditsche Dlaf's Saga Triggvasonar (Cap. 30. S. 284 fg.) umständlich. Enorri (Cap. 50, bei F. Wachter S. 276—278) und mit dessen Worten die große Dlaf's Saga Triggvasonar (Cap. 93. S. 186, 187) handeln von Halon's Macht, wobei Enorri eine Hagestrophe und der Verfasser der großen Dlaf's Saga die letzte Hagestrophe derselben aus der Belletrik des Einar Staklaglag einweben, und davon, wie Halon durch seine Aufmerksamkeiten die Liebe der Dänen verliert. Ähnlich handelt davon auch die Obditsche Dlaf's Saga Triggvasonar und sagt dann: ward da das Volk ihm wenig günstig, sodas viele konnten Halon den Bösen (hinne illu). Und so wird gesagt, das ein isländischer Mann gemacht habe auf ihn langen und bösen Gesang (gunothi) und geleht mit diesen bösen und wenig gebörten (unerhörten) Stücken. Hiermit ist entweder das Wid eines Ungeannten gemeint, von welchem Enorri Sturleson (Cap. 66, bei F. Wachter 2. Bd. S. 243, 246) eine Strophe anführt, oder Thorolf Jarlskald's, von welchem wir oben im dritten Abschnitte gehandelt haben von der Abfassung Thorolf Alaf's durch den Jarl Halon, um Dlafem durch Trugdäbe zu verderben, handeln die Obditsche (Cap. 16, S. 258, 259) und die große Dlaf's Saga Triggvasonar (Cap. 93. S. 187, 188) umständlicher als Enorri Stur-

73) über Sögn f. S. Wachter 1. B. S. CVII—CIX.

74) Gleichfalls f. hierher p. G. Wachter, Untersuchung über Enorri's Quellen im 6. Bande der gr. Zug. der Heimskringla. S. 279, 280.

lesen (Cap. 51. S. 276, 279) und abweichend von ihm. Auf die Art der Ausführung der Tragödie kommen wir im fünften Abschnitte zurück. Als Jarl Hakon die Empörung der Vándor veranlaßt, sich verbürgt und von seinem Eliaam umgebracht wird, dieses tragische Gemüthe hat die große Olaf's Saga (Cap. 102. S. 209—219) größtentheils buchstäblich aus Enorri Sturleson (Cap. 53—59, bei F. Wächter 2. Bd. S. 282—288) entlehnt, und nur einige unerhebliche Zusätze, und beide die Strophe von Thorstein Raufschädeln über Olaf's große Wacht, welche wir oben im dritten Abschnitte mitgetheilt haben. Etwas in den Einzelheiten abweichend und nicht so umständlich stellt die Oddiske Olaf's Saga (Cap. 18. S. 265, 270, 271) jene Katastrophe dar. Viele von den Einzelheiten der Umstände, durch welche sie herbeigeführt ward, und mit denen sie begleitet war, gehört der reinen Sage an, wodurch auf der andern Seite das Gemälde um so tragischer gemordet ist.

5) Vergleichung der drei Olaf's Sögar Triggvasonar im Betreff der Geschichte Olaf's, wobei zugleich die nicht-nordmannischen Nachrichten in Betracht gezogen werden. Den Anfang der Erzählung, wie die schwangere Aírid nach ihres Mannes Tode sieht, Olaf'n gebiert, und von Gunnhild's Endermännin verfolgt wird (bei Enorri Sturleson Cap. 1—4; bei F. Wächter, 2. Bd. S. 162—172) hat die große Olaf's Saga Triggvasonar (Cap. 43—44. S. 66—69) buchstäblich aus Enorri entlehnt, aber dann S. 70 fängt sie an weit umständlicher, aber auch mähdrenhafter zu werden, und nähert sich dem, was die Oddiske Olaf's Saga Triggvasonar doch mit andern Worten erzählt. Diese ist auch in andern Stücken abweichender von Enorri Sturleson und schweift sehr ins Mähdrenhafte hinüber. Auch in dem, wie Aírid und Olaf in die Skizzen nach Estland gerathen, Olaf losgelauft wird und nach Rusland kommt, und wie er dort den Tod seines Pflegvaters rächt, was Enorri (Cap. 6—7, bei F. Wächter, S. 172—175) erzählt, leidet die Darstellung in der Oddiske Olaf's Saga weit mehr an Unwahrscheinlichkeiten. Die große Olaf's Saga Triggvasonar (Cap. 46—47. S. 76—82) folgt dabei theilweise wörtlich dem Enorri Sturleson, weicht aber dabei auch Mähdrenhaftes ein, so die Weissagungen der Königin von Gardir (Rusland), und nähert sich dadurch der Oddiske Olaf's Saga (Cap. 3. S. 223. Da Enorri Sturleson alles so wahrheitsvoll zu gestalten und alles dem Geiste jenes Jahrhunderts so gemäß zu halten weiß, so werden wenige Leser an der geschichtlichen Wahrheit jener Erzählung, wie sie sich bei Enorri Sturleson findet, zweifeln. Dennoch ist ihr Inhalt einem Romane ähnlicher, als einer wirklichen Geschichte, und wir tragen kein Bedenken, sie der reinen Sage beizumählen, da sie zwar dichterische Wahrheit hinlänglich hat, aber, wenn wir sie als wirklich Geschehenes in Anspruch nehmen, an den größten Schwierigkeiten leidet. Der reinen Sage gehört auch an, was Enorri Sturleson (Cap. 21, bei F. Wächter, S. 211—214) von Olaf's Thron, Aufenthalt und Fahrt aus Rusland erzählt. Die beiden Strophen von Hallastein sind,

* wie wir im Artikel Olaf's Drápa Triggvasonar gesehen haben, erst von späterer Hand in Enorri's Geschichtswerk eingeschoben worden. Ja! die eine Strophe ist nur aus geblich von Hallastein, und nicht einmal von ihm. Auch die andere Strophe kann nichts beweisen, da sie von seinem gleichzeitigen Eldesten ist. Enorri hat, zwar (Cap. 22. S. 216) eine Halbstrophe von dem gleichzeitigen Hallfred. Aus ihr erhellt zwar, daß Olaf in Gardir (Rusland) war, aber sich dort schlug, und aus dem Zusammenhang geht hervor, daß er in Gardie als Seeräuber sich schlug. Olaf's frühlicher Aufenthalt in Rusland, als Pflegling des dänischen Königs, fällt also der reinen Sage anheim, ungeachtet der würdevollen Darstellung Enorri Sturleson's. Die Oddiske Olaf's Saga ist auch in der letzten Partie von Olaf's Aufenthalt und Schicksalen mähdrenhafter, läßt namentlich das Weissagerev mögen der Königin (Cap. 5. S. 228) wieder eine Rolle spielen. Die große Olaf's Saga Triggvasonar hält sich (Cap. 58. S. 98—101) so ziemlich buchstäblich an Enorri Sturleson, Cap. 22 (bei F. Wächter, S. 214—216), kommt Enorri und nach ihm die Olaf's Saga Triggvasonar (Cap. 59. S. 101) auf ein geschichtliches Ereignis, auf Olaf's Schlaht auf Bornholm, welche durch Hallfred's Strophe bezeugt wird. Sehr zu beklagen ist, daß die Hallfred'sche Olaf's Drápa Triggvasonar nicht vollständig auf uns gekommen. Wahrscheinlich würden wir daraus erfahren, daß Olaf's Raufschädeln im Westen früher waren, als die in der Ostsee. Wie wir vermuthen, kam nämlich Olaf's Triggvasonar, nachdem er von Westen eine Raufschäht nach Osten machte, nur raubend nach Rusland, und schlug sich, wie Hallfred es folgen läßt, erst auf Bornholm, dann in Rusland. Nach unserer Meinung stob Olaf's Mutter oder wahrscheinlicher er auch schon selbst nach dem Falle seines Vaters nach England; wenigstens sank Adam von Bremen: Olaph Thraecconia filius, a Norwegia expulsa, venit in Angliam. Das er nicht mit in den Fall seines Vaters verwickelt ward, kommt wahrscheinlich daher, weil er, was sehr gewöhnlich war, bei seinem Muttervater erzogen ward. Der reinen Sage gehört aller Wahrscheinlichkeit nach an die Heirat Olaf's und Gertr's, und seine Thronen für sie in Wendland, welche die drei Sögar ziemlich übereinstimmend und nur in nicht erheblichen Einzelheiten von einander abweichend erzählen. Die Oddiske Olaf's Saga (Cap. 7—8. S. 233—239) ist dabei am umständlichsten, und auch die große Olaf's Saga mehr als Enorri, wobei sie (Cap. 60. S. 105) eine Strophe von dem späteren Hallastein anführt. Es muß ausfallen, daß die drei wendischen Königsstücker sämmtlich altnordische Namen haben. Dieses könnte man nur durch die Annahme erklären, Burielad habe eine Dänin oder Schwedin zur Gemahlin gehabt. Geschichtlich ist jedoch, Olaf's Schlaht gegen die Wenden, da sie Hallfred (bei F. Wächter, 2. Bd. S. 218, 219) verewigt hat, sowie auch seine Herrung in Gotland und Schweden. Auch Enorri Sturleson (Cap. 26. S. 219) erwähnt: Ihm (dem Kaiser Otto) folgte Burielad mit großem Heere und im Kriegswille war bei ihm Olaf Triggvason, sein Schwie-

gerissen; und Cap. 29. S. 233: König Harald hat da nach Windland (Wendenland) und mit ihm Olaf, sein Schwagersohn. Eine That, welche Olaf bei dieser Putschfahrt gethan, erwähnt Ennori nicht. Doss Olaf ihr beigewohnt, will Ennori und nach ihm die große Olaf's Saga durch eine Halbstrophe von Hallfred (bei F. Wächter, 2. Bd. S. 233) belegen. Aus ihr erhebt er nur, daß Olaf im Süden von Heland in Dänemark eine Schlacht schlug. Dieses dat er aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Raubfahrt gethan, sowie auch die Dödsike Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 9. S. 234) erzählt, doss Olaf in Dänemark geraubt habe. Die große Olaf's Saga und die Dödsike lassen Olafen eine große Rolle spielen und durch seinen Rath gelingt es dem Kaiser, das Danamirski zu verbrennen. Beide gerathen dabei ins Mährchenhafte. Ennori's konnte die Sage nicht unbekannt sein; aber sein kritischer Sinn nahm sie nicht auf, und er würdigte sie so, daß er sie ganz mit Ertüschungen überlief. Man mußte dann annehmen, zur Zeit des Mährchen-Dob's wüßte die Sage noch nicht da gewesen, und erst später in dieses fabelhafte Geschickswort (Cap. 12. S. 249, 250) gekommen. Nach Ennori Sturleson ist, als Olaf der Herrfahrt des Kaisers beiwohnt, Tryggvi's Sohn noch nicht in England gewesen. Die Dödsike Olaf's Saga läßt ihn schon dort gewesen sein. Die große Olaf's Saga that das nicht, gründet aber mit sich in Widerspruch, und drückt sich Olaf schon (Cap. 70. S. 127) als Christ, denn er rath nach ihr dem Kaiser, daß das ganze Herr drei Tage fasten soll. Da die große Olaf's Saga sowohl Ennori als auch dem Gummig folgt, welcher ein der Dödsike Arbeit verwandtes Wort schrieb, so kommt sie sehr ins Gedränge. Ennori schlägt den einfachsten Weg ein. Er läßt Olaf aus Russland fahren, an den Küsten der Ostsee berren, sich in Wendenland aufhalten; dem Kaiser gegen Dänemark brüthen, und nach Gera's Tode seine Raubfahrt nach Westen antreten, und zuerst in Friesland, in Seeland und Flämings-Land und dann in England bis Norbumboland, auf den Südersee in Man, in Kumboland (Kumbreland), in Irland, in Berland (Wales) und Wolland (Frankreich) berren und ihn in Syntingas taufen, wobei die Erzählung von dem willigen Einsiedler der reinen Sage antreißt (f. F. Wächter, 2. Bd. S. 238—240). Ennori konnte diese Erzählung nicht verwerfen, da er als frommer Christ glaubte, daß brüthige Geisten, vermöge der Kraft Gott's, weisagen könnten. Wärdereol und so wahrscheinlich als möglich gehalten, ist die Erzählung, aber dieses nicht Beweis für das Erbliche als wirklich Geschehenes, sondern für Ennori's Kunst, auch reinen Sagen den Anstrich und das Gepräge wirklich geschehener Ereignisse zu geben. Die Herrungen Olaf's sind geschichtlich, denn Ennori drückt sie durch Hallfred's Strophen (f. d. Art. Olaf's Dräpa in diesen Nachträgen). Die große Olaf's Saga weicht darin von Ennori ab, daß sie Olafen in Friesland, Seeland und Flämingsland berren läßt, während nach Gera lebt, und Tryggvi's Sohn nach seinen Sitz in Wendenland hat. Nach Gera's Tode segelt er zuerst nach Dänemark und

gedenkt von da nach Gardir (Rusland) zu fahren. Als er in Dänemark auf Wind wartet, raubt er im Lande, wird angegriffen und tötet sich und die Seinen durch Vertheidigung und Bezeichnung mit dem Kreuz. Natürlich hat Ennori von der ganzen Sache nicht einmal eine Andeutung, indem er Olafen vor seiner Laufe nicht den Göttern spielen läßt. Dann läßt die große Olaf's Saga den Sohn Tryggvi's nach Russland und von da nach Griechenland fahren, und ihn berweisen doss Russland christlich wird, und dann nach England segeln, in England und dann in Schottland berren, wobei sie Strophen des späteren Hallastein einwebt, und weiter beeren, wie es Ennori angibt, und hat dann Cap. 78 auch dessen Erzählung, wie Olafen auf den Seilinger (Sorlingas) gezwungen wird. Doch weicht darin die große Olaf's Saga wieder darin von Ennori ab, daß Olaf sich nicht vom Einsiedler selbst taufen läßt, sondern dies vertritt, doss er sich taufen lassen will, denn sie muß auch die Erzählung aufnehmen, wie Olaf von einem Abte getauft und gezwungen erhält, und damit Niemand in Ungewissheit sei, wann dieses geschehen, sagt sie, Olaf sei damals 35 Jahre alt gewesen, als er getauft wurde, und weiter: Damals waren verfallen von der Hirschwerbung unfertig Herrn Jesu Christi 983 Jahre, das war im 10. Jahre des Reichs des Kaisers Ottonia des Jungen, und im 21. Jahre des Englen-Königs Adalrab's. Doss Olaf in England getauft worden, leidet nur seinen Zweifel. Auch sagt es Adom von Bremen. Aber die näheren Umstände fallen der reinen Sage anheim. Die Sage vom Einsiedler war unnöthig, wenn Olaf die Laufe und Weisung vom Abte erhalten sollte. Aber wahrscheinlich schien es den Mönchen Dob und Gummig besser, wenn Olaf von einem Abte getauft würde. Ganz mährchenhaft ist vollends, doss Olaf einen Bischof aus Griechenland mit sich nach Russland bringt, und den König Waldimar, die Königin Allogia und alters ihr Volk taufen läßt, und doch selbst die Taufe nicht in Griechenland, auch nicht in Russland, sondern erst in England annimmt. Natürlich hat Ennori von Olaf's jüdischen Aufenthalt in Russland und seiner Reise nach Griechenland nicht einmal eine Andeutung, woraus zu schließen, doss dieses nicht allgemeine Sage, sondern ein bloßes, im Kloster erfundenes und im Kloster glaubtes, Märchen war. Aber eine That Olaf's nach Russland möchten wir doch, da Olaf sich nach Hallfred in Russland schlägt, so annehmen, doss Olaf's erster Aufenthalt in Russland ganz binnegewalt, und Tryggvi's Sohn mit Gardir nichts zu schaffen hat, als daß er dort berren, indem er von England aus, wo er seine Jugend zubradte, einmal eine Raubfahrt nach Osten machte. Die Dödsike Olaf's Saga schlägt diesem Weg ein. Nachdem Olaf seine Kinder in Gardir zugebracht, fährt er nach Windland (Wendenland), heitert Geiten, und that vier Kriegsknechten für sich Nachdem er drei Jahre dort gewesen, stirbt Gera. Er will nach Russland fahren, kommt nach Dänemark. Sie sagt: Gebachte er zu fahren in Russland. Aber als er kam nach Dänemark, da gingen von den Schiffen 11. Von einem Verpflegenwerden ist nicht die Rede. Dachte sich

der König Wendenland im Osten von Dänemark! Schwerlich, denn Ddr sagt ja selbst (Cap. 9. S. 235): Königin Geira herrschte (rikdhi) dort, wo (s) Germania heißt zur Westhälfte (til vestrhalfa). Wahrscheinlich ist dieses. Die Urzage erzählt, Dlaf sei von England aus nach Rußland gefahren, und habe auf dem Wege in Dänemark gekehrt. Da man dann später Dlaf's Beschreibung mit Geira im Wendenlande ersand, ließ man Dlaf'n von Wendenland aus nach Rußland fahren, beschrieb aber bei, wie er auf dem Wege dahin in Dänemark herrte. In Dänemark, erzählt die Ddbische Dlaf's Saga legendenartig weiter, wird Dlaf und die Erinen angegriffen, und rettet sie und sich durch das Zeichen des Kreuzes, fährt dann nach Rußland, und von da nach Grichenland, verlangt von einem Bischofe die Taufe und wird dort primignirt. Die Ddbische ist inhaltreicher als die große Dlaf's Saga, und nennt den Bischof nicht. Doch bezeichnet auch nach ihr Dlaf, daß die Königin in Rußland, der König und alle seine Mannen sich taufen lassen. Der Ruf eines berühmten Mannes auf den Spillingar veranlaßt, das Dlaf aus Rußland dahin segelt. Die Ddbische Dlaf's Saga läßt die Umstände hinweg, wie Dlaf in jene Gegend kommt, und alles wird märchenhafter. Der Mann weiß vermuthlich seiner Weisheitskraft (al sinni spekdi), daß Dlaf dahin kommt, und geht mit allen Männern an den Strand. Es ist der Abt, und Dlaf und seine Mannen werden getauft. Die Ddbische Dlaf's Saga begnügt sich also mit dem Abte. Enorri mit dem Einsiedler, aber die große Dlaf's Saga brüht sich beider. Nach der Ddbischen Dlaf's Saga schließt Dlaf mit dem Jarle Sigurd von Nordmörland Gütergemeinschaft (félag, Gefirgenschaft). Der Kaiser Otto der Dritte auf seiner zweiten Heerfahrt gegen die Dänen, trifft bei Elexmanni (Mündung der Elex) auf Heremänner (Männer, die auf Verheerung sind). Es ist dieses Dlaf, der sich Ali nennt. Durch seinen Rath wird das Danawiel verbrannt. Als er vom Kaiser wieder geschieden, fährt er auf die Breten (Waldter), Iren und Skoten, und herrt auf die beiden Völker, aber läßt die Christenmenschen fahren im Frieden. Enorri sagt (Cap. 31. 2. Bd. S. 210): Daß Dlaf in England mit Frieden gefahren, in dem England war. Gristen. Nun erzählt die Ddbische Dlaf's Saga, wie Dlaf in Irland, wo er Herrschaft genommen, von einem Bauer den klugen Hund Wig erhält, und dann Dlaf's Verheirathung mit Gyda und seinen Kampf mit Alpin. Nach Enorri (Cap. 31.—35, bei J. Bachter, S. 240—244) und nach der ihm folgenden großen Dlaf's Saga (Cap. 80. S. 148—150. Cap. 82. S. 151, 152) folgen sich die Stritt mit Gyda, der Kampf mit Alpin, und die Erlangung des Hundes Wig. Zwischen letzterer und dem Kampfe mit Alpin schiebt die große Dlaf's Saga die Erzählung *) vom Zwiespalt Abangbrab's wegen eines von ihm nach Teutschland gebrachten irischen Wäddens ein. Enorri Sturleson und die Ddbische Dlaf's Saga haben von dieser rein sa-

genhaften Erzählung nichts. Der reinen Sage fällt aber auch wenigstens den Umständen nach, mit denen sie erzählt wird, die Erzählung anheim, wie Gyda Dlafen zum Manne sich kiert und dieser sich mit dem verführten Freier Alpin folgen muß. Auch selbst der Enorri in seiner einsack kräftigen, das Gerüchte schwerer geschichtlicher Wahrheit tragenden Darstellung läßt sich die reine Sage nicht verleugnen. Wenn, wie man nicht unwahrscheinlich vermutet, Dlaf Tryggvason eins mit dem Alnäs ist, welcher nach den englischen Schriftstellern erst dem Dänenkönige Swen beigegeben, und dann zum König Ederik übergegangen, so ist die Kenntniß von dem, was Dlaf in England gethan, sehr unvollkommen. Wie Thore Klata Dlafen durch Trugrath nach Norwegen bringt, fällt aus in der Erzählung bei Enorri (Cap. 51—52, bei J. Bachter, 2. Bd. S. 279, 280) der reinen Sage anheim. Daß, wie Thore Dlafen in Dublin kennen lernt, und wie er ihn bewegt nach Norwegen zu fahren, das die große Dlaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 94. S. 190) aus Enorri entlehnt, fand aber die Sage vermuthlich zu unwahrscheinlich, wenigstens läßt sie, um es wahrnehmlicher zu machen, Jostin und Karl bösd, Blutsfreunde von Dlaf's Mutter, auftreten. In der That aber macht sie es dadurch noch unmöglicher. Thore will Dlafen nach Norwegen ins Verderben locken. Hierbei hätten ihm Dlaf's Blutsfreunde mehr hinderlich als förderlich sein müssen. Wie Enorri es darstellt, ist es noch unabweislich genug Dlaf brauchte gar nicht nach Norwegen gelockt zu werden, und es liegt in der Natur der Sache, daß er sich selbst nach dem königlichen Hofe in Norwegen setzte. Er hatte daher aller Wahrscheinlichkeit nach von selbst darnach gesorcht, wie es in Norwegen stünde, und unternahm, als er hörte, daß Halon sich durch seine Aufschwörungen verhasst gemacht hatte, eine Heerfahrt dahin. Aber die Sage ließ tragische Momente. Nur ein kleiner Theil von Dlaf's Geschichte war in geschichtlichen Riechern aufbewahrt. Die Sage hatte freien Spielraum, und sie benutzte daher, wie Halon, indem er Dlafen durch Trugrath verderben will, sich selbst die Grube seines Todes grabt. Die Sage ließ um so lieber Halon sich durch seine eignen Trugrath ins Verderben stürzen, weil er durch Trugrath den König Harald Graufud und den Goldbaral vernichtet hatte. Die Sage liebt solche Gerechtigkeit. Enorri fand die Saga allgemein als Geschichte geglaubt, und glaubte sie auch selbst, weil er wußte, wie leicht sich Jemand, welchem das Schicksal den Untergang bestimmt, in seiner eignen Schlinge fängt. Auch fand er in anderer Beziehung Halon's Unglück natürlich. Er sagt (Cap. 56, bei J. Bachter 2. Bd. S. 209): Das trägt am meisten dazu bei, daß so war, daß da war die Zeit gekommen, das verdammt werden sollte die Dpfersucht und die Dpfersünder, aber an die Statt kommen der heilige Glaube und rechte Sitten. Die Sage hatte diesen Beweggrund nicht gehabt. Sie hatte, weil die Knechts walten sollte, den Halon, der durch seine Arglist so viel Unheil geschaff,

75) Es kommt darin vor: Modh Alberto biskupi, woraus sich schließen läßt, daß die Sage aus Genuß entnommen ist.

76) Siehe Schilling, Hist. Res. 3. 2p. S. 300, 301.

durch seine eigenen Ränke endlich ins Verderben stürzen lassen. Snorri Sturluson als Geschichtsschreiber mußte fühlen, wie sehr unwahrscheinlich die Beise war, durch welche die Sage Hakon's Sturz herbeigeführt hatte. Er nahm daher an, Hakon sei durch das Schicksal zu diesem Ende bestimmt und deshalb verblendet gewesen. Er sagt das nicht ausdrücklich, weil er so wenig als möglich Betrachtungen einwirft. Er sagt daher um Hakon's Fall zu erklären: Hakon mußte fallen, weil das Christenthum liegen sollte. Aber freilich auch bei dieser Annahme bleibt unerklärt, warum er gerade auf diese unwahrscheinliche Beise untergehen mußte. Besser antwortet hierauf die Sage selbst. Es ist gerecht, daß der Arglistige sich endlich in seinen eigenen Schlingen fange. Doch gibt Snorri selbst einen deutlichen Wink, wie das Mißgeheiß in Olaf's Geschichte ungescheit sei, indem er sagt (Cap. 90): Von Hallfreð's Gesängen nehmen wir die meiste Wissenschaft und Wahrheit, die, die gesagt wird von König Olaf Triggvasonen⁷⁷). Nun bezieht aber Snorri mit Hallfreð's Strophen-bios Olaf's Reusfahrten, Eckenlung eines Schwertes an Hallfreð, und die Hergänge in der Schlacht von Svöldur, und das Verdrüß von Olaf's Entkommen, und die Wahrheit seines Todes. Snorri Sturluson deutet also hier selbst an, daß das Mißgeheiß, was er von Olaf's Geschichte erzählt, ungescheit sei. Seine Kritik beschränkte sich also dahin, daß er die unwahrscheinlichen Sagen, wenn sie allgemein gültig waren, zwar aufnahm, aber ohne ihre geschichtliche Wahrheit zu verdrängen, die ganz ungläublichen Dinge aber, welche man später erkennen, und die sich in der Edda Olaf's Saga, und wie sich aus der großen Olaf's Saga schließen läßt, auch in der Gumnidighen Abreiß reichlich fanden, ausschied. Nach der Edda Olaf's Saga ist Olaf⁷⁸ pögligh wieder in Rußland (also zum dritten Male). Thórir Klaka findet ihn nicht in England, sondern in Rußland. Eine große Rolle spielen bei dieser Erzählung die beiden Mutterbrüder Olaf's, Karlshöfud und Jóseim, und auf eine Weise, daß Jarl Hakon der einsichtige Mensch der Welt hätte gewesen sein müssen, wenn er die Sache so eingeleitet, wie die Edda Olaf's Saga sie erzählt. Sie ist in dieser ganzen Partie völlig abweichend von Snorri Sturluson. Vergleiche diesen (Cap. 51—52, der 3. Bacher, 2. Bd. S. 278—280) und die Edda Olaf's Saga (Cap. 16. S. 261—263). Bei Gelegenheit, wo Snorri Sturluson (Cap. 57. S. 290—292) erzählt, wie Olaf Triggvason zum Könige angenommen wird und Jarl Erling nach Schweden entweicht, theilt Snorri Sturluson zwei Strophen⁷⁹) von Thórir Kolbrinson mit, aus welchen dieses hervorgeht. Hakon kam durch die Arglist der Leute aus, und Olaf von Besten⁸⁰) und Jarl Erling ging nach

Schweden. Den merkwürdigsten Contrast zwischen der Edda Olaf's und der Snorri'schen Olaf's Saga bildet die Partie, wo Snorri (Cap. 57—76, der 3. Bacher, S. 290—318) von der Ausbreitung des Christenthums handelt, wie er eine Landschaft nach der andern durch List und Gewalt zwingt, sich taufen zu lassen. Man sollte glauben der Mensch oder werde hierbei, da er Olafen vorzüglich als Verbreiter des Christenthums beschreibt, ebenso unskündlich sein. Aber man findet von dem Mißgeheiß und Widrigkeiten, was Snorri erzählt, in der Edda Olaf's Saga nicht einmal eine Andeutung. Ein Beweis, daß Edda kein lediger Geschichtsschreiber war. Olaf erscheint als ein grausamer, arglistiger Mensch. Deshalb konnte der Mensch, der aus Olafen einen Heiligen machen will, jene Erzählungen nicht brauchen. Der Verfasser der großen Olaf's Saga hat zwar auch das Edda'sche Streben, hat aber doch aus Snorri Sturluson vieles buchstäblich aufgenommen, und daswischen die Stücke aus der Gumnidighen Abreiß eingewebt, wodurch das große Geschichtswort ein sehr buntes Ansehen erhält. Der Raum erlaubt nicht, die einzelnen Erzählungen der Snorri-einer Kritik zu unterwerfen. Nur bemerken wir, daß auch hier vieles als Kinder der reinen Sage sich fund gibt. Man lese z. B. den schönen Auftritt auf dem Abing in Rogaland (Cap. 61, der 3. Bacher, S. 292, 299). Als Sage betrachtet herrlich, als Geschichte ungläublich! Snorri, der an Wunder glaubt, konnte an der Sage keinen Anstoß nehmen. Strophen hat dabei Snorri nicht. Nur später, als er die Reiten darstellt, welche zu Gunken der Ausbreitung des Christenthums gemacht wurden, führt er Cap. 105 das Stief aus der Halgeedinga-Drápa eines sudbröpschen (hebrädischen) Mannes an. Da es Snorri's so an Liebesstellen fehlte, auf welche er seine Kritik stützen konnte, so war er bios auf seinen eigenen Geist verwiesen. Er sagt Cap. 87: Olaf christnete den ganzen Hórb; führt hierauf seinen Weg südwärts mit Lande, und ward auf der Fahrt vieles zu Bezeugungen, das, was gebracht ist in Erzählung (i skugga er skort), daß Tröll⁸¹) (jaubermächtige Wesen) und Mar Vœttir (böse Wesen, Geister), sich versuchten an seinen Vännen, und manchmal an ihm selbst. Aber wir wollen das velmeir schreiben um die Bútragnisse, mit denen König Olaf christnete Norrg (Norwegen), oder die andern Lande, an die er mit dem Christenthume kam. Doch hat andere Besuchungen⁸²) Snorri nicht

Nach Edda setzt also nicht die guten Hülfsmittel, wie Snorri, aber wollte, was seinen Vännen entgegen war, nicht benutzen. Cap. 24. S. 278 sagt die Edda Olaf's Saga mit sich in die beruht: Und als König Olaf kam von Westen u., und hat also vergessen, daß er ihn aus Rußland kommen läßt.

80) Rich. Cod. C. und D. schreiben andar, unrichtig. Richtig, zugleich ein Beispiel, wie man später gern christliche Anekdoten und Ansichten an die Stelle der heidnischen setzte. 81) Die Edda Olaf's Saga hat Cap. 55. S. 323, 329, mit Aber Olafen erscheint, und Cap. 56. S. 330—332 ein Tröll thættir, Theil von den Tröll. Doch damit Olaf eine Erlöse hat, läßt sie ihm Cap. 24. S. 278 den heiligen Martin erscheinen und sich erlösen, daß die Minni (Erinnerungen), welche führen den Erlös und den Aßen getrunken worden sind, nun ihm sollen zu Theil werden.

77) S. die Stelle in der Urdrift im Xr. Olaf's Drápa. No. 1. Rer. 21. S. 285 in d. Nachdr. 78) Die große Olaf's Saga Triggvasonar hat sie Cap. 106. S. 284. Cap. 109. S. 282, 283. Eine Strophe hat auch Snorri Sturluson Cap. 56 wieder und führt auch hier, sowie Cap. 57 im Ganzen fünf Strophen aus der Hands Drápa des Geof. Dabshild in Bezug der Geschichte des Jarl Erling an. 79) Als kam er erwidert nicht aus Rußland, wie die Edda Olaf's Saga erzählt. Der

gang übergegangen. So erzählt er (Cap. 71, bei F. Wächter, 2. Bd. S. 310, 311) von den Trügeriein Eitlin's. Wahrscheinlich war die Sage zu berühmt, als daß Snorri hätte wagen können, sie hinzuzulassen. Auch von den merkwürdigen Reisen, zu Gunsten der Ausbreitung des Christenthums bei Snorri hat die große Olaf's Saga Tryggvasonar das Meiste hauptsächlich aus dem Gesichtswerte des Sohnes Sturla's aufgenommen, und hat dabei auch viel aus Gunnlog. Auch die Döðliche Olaf's Saga hat Einiges davon. Aber das Wichtigste nicht, nämlich die Reise nach Grönland, welche die Veranlassung zur Entdeckung America's wurde. In der zweiten Recension der großen Olaf's Saga ist äußerst wichtig der Theatral Eirika Rauda wegen der darin enthaltenen Nachrichten von Grönland und Winland (Weinland in Nordamerica). Snorri Sturluson in der Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 103. S. 303) erzählt auch die Auf- findung Winlands. Aber die nachfolgenden Capitel über denselben Gegenstand sind erst später aus der großen Olaf's Saga Tryggvasonar der zweiten Recension, aus der Saga von Erik Raubi und Abofsmir Karlsefne im Hleitar Cap. jeder in die Heimskringla gekommen, so daß diese in ihrer jetzigen Gestalt ziemlich vollständig über diesen wichtigen Gegenstand handelt (vergl. F. Wächter, 1. Bd. S. CLXVII). Weit kürzer handelt darüber die Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur (2. Bd. Cap. 220—224. S. 213—216. Cap. 231. S. 245, 246). Was jetzt auch in der großen Ausgabe der Heimskringla Cap. 104—113 von den Reisen der Isländer nach Winland (Weinland) steht, ist theilweis aufgenommen, weil es in die Peringshiöld'sche Ausgabe eingewebt war, und in diese war es wörtlich aus der großen Olaf's Saga Tryggvasonar der zweiten Recension stalttholter Ausgabe (Cap. 61. 2. Hft. S. 223—227) entnommen worden. Sowol die erste Recension (S. 214), als auch die zweite Recension führen dabei die Eirika's Saga Rauda (f. d. Art.) an. Olaf's Versuch, das Christenthum in Island einzuführen, berichtet Snorri (Cap. 80. S. 91) nur kurz, wie es im Verhältnisse zur nordnorschen Geschichte gemäß war. Ein schönes Gemälde geben bei Snorri Olaf's Heerfahrt nach Renteland und die Beschreibung der Umstände, welche diese Fahrt und seinen Fall herbeiführten. Sehr viel Nähe gibt sich die Döðliche Olaf's Saga Tryggvasonar, sowie auch die große Olaf's Saga die Schlacht von Svölur auf das Unmählichste zu beschreiben. Snorri Sturluson ist weniger umständlich, aber umständlich genug, so daß man die ihm ein lebhafteres Bild von jener berühmten Schlacht erhält, als in den beiden andern Olaf's Sögur. Snorri und die Döðliche Olaf's Saga belegen dabei mit Hallfred's und Hallbor's Strophen, und die große Olaf's

Saga wech überdies noch Strophen des spätern Hallarstein ein (f. d. Art. Olaf's Dräpa in diesem Nachtrage). Daß Olaf nicht entkommen, wie Snorri aus Hallfred beweiset, geht auch aus Adam von Bremen hervor, denn er sagt Lib. II. c. 29: Olaph nuncque Rex, qui forte solus remanserat, in mare se praecipitans, dignum vitam suam invenit. Wie sich Olaf mit den Wäsen in das Meer gestürzt, und so den Tod gefunden, erzählt auch Saxo Grammaticus Lib. X. Bl. 96. S. 1. Auch weiß er von Einar's Töden und von Olaf's großem Schiffe. Die Schlacht verlegt Adam von Bremen in die Meerenge von Helsingborg. Was ihn hierzu veranlaßt, gibt er deutlich genug an, wenn er sagt, daß hier ein den Seeräubern vortrauer Schlupfwinkel sei, und wenn er vorher bemerkt, daß hier die Könige Seeschlachten zu schlagen pflegen, wie z. B. auch in der Schlacht von Bravallit geschehen war. Olaf's Heirath mit der Thyra kennt Adam von Bremen, und bemerkt dabei, daß Thore, wie er sie nennt, aus Dänemark gewesen, und das hofsätzliche Weib, und aus ihren Antrieb habe auch Olaf die Dänen bekriegt. Auch sagt er: Ewein, der Dänekönig, habe die Witwe Eiril's (des Königs von Schweden) gebräutet, und kennt also Ewein's Heirath mit der Eigrin. Nach Saxo Grammaticus (Bl. 94. S. 2) wußt Olaf zwar um Thyra, erbalt sie aber nicht. Daß Olaf der Königin Eigrin Schmach zufügt, erzählt auch Saxo Grammaticus, aber auf andre Weise als Snorri (bei F. Wächter, 2. Bd. S. 306). Ungedacht Sturla's Sohn auch eine Erzählung hat, welche in Betreff der andern Umstände aller Wahrscheinlichkeit nach der reinen Sage angelehnt, so ist der Benezzung zu der Anspuhung der Schmach, und die Art und Weise der Schmach selbst weit wahrscheinlicher, als bei Saxo Grammaticus. Durch Vergleichung beider wird nur so viel klar, daß Olaf um Eigrin geworden, sie eine Zusammenkunft gehabt, und dabei Eigrin von Olaf beleidigt worden ist.

6) Uebergehung der Vergleichung der drei Sögur. Aber schrieb zwar früher, als Snorri Sturluson, aber sein Werk hat weit mehr, was der reinen Sage anheimfällt, als das Snorri'sche. Das Meiste, was die große Olaf's Saga echt Geschichtliches enthält, hat sie aus dem Snorri'schen Werke entnommen. Die Döðliche Olaf's Saga ist in gewissen Partien umständlicher als Snorri, aber dann schwärzt sie fast immer ins Fabelhafte, und das Werk ist, da es so viele Widersprüche enthält, eher eine Legende, als eine wirkliche Geschichte Olaf's zu nennen. Snorri erzählt unbedeutend, ob Olaf in einem günstigen oder ungünstigen Lichte erscheine, die alten Sagen, die er von ihm vorgefunden, und hält sie meistens so wahrscheinlich als möglich, nimmt aber nicht an, ja deutet nicht einmal an jene spätern Traducenzen, welche die Könige Eddr und Gunnlogr haben. Der Döðlichen Olaf's Saga ist das Wunderbare eben das Liebste. Die große Olaf's Saga verfolgt dabei diesen Zweck nicht, sondern nimmt vieles hauptsächlich aus Snorri an, läßt sich dabei aber auch nicht enthalten, was Wunder in seinem Geschichtswerte hatte, und diese Gunnlog'sche Arbeit war

Bei der Erzählung, wie Riartan Anfang sich gegen das Christenthum gekehrt und sich gegen Olaf gezeigt, lehnt sich der Wächter und die Kristin'saga S. 74 an mich. Die große Olaf's Saga und die Laxdöla'saga gehen erstens, daß Riartan zuerst den Wächter getöten, den König zu verdrängen. Vergl. Wächter, Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bande des ge. Zog. der Heimskringla. S. 287.

ihrem Geiste und Inhalt nach dem Obbischen Werte sehr veranlagt, aber umständlicher als dieses in Beziehung auf die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums im Norden. Snorri Sturluson bezieht sich den Geist und die Sitten des Heidenthums so treu als möglich darzustellen, ohne jedoch das Heidenthum zu billigen, und dem Christenthum zu nahe zu treten. Kleinere Geister spiegeln sich in der Obbischen und der großen Dlaf's Saga Tryggvasonar. Sie meinen, man müsse hoffen, was man nicht lieben könne, und vermeiden absichtlich treue Darstellung des Geistes der Heidenzeit. Da die große Dlaf's Saga vieles aus Snorri, wenn auch verstelltem, entlehnt, so ist in ihr jener Besorgungsgeist im Ganzen nicht so sichtbar und trägt das Gepräge desselben nur in gewissen Portien. Die Obbische Saga ist in dieser Beziehung ein einziger Fuß, aber nicht der Fuß eines schönen Bildes, sondern eines Gerüstes. Ebenso groß ist auch der Abstand zwischen der Snorri'schen auf der einen, und Obbischen und den Gunnlöfschen Portien der großen Dlaf's Saga in Betreff der Einsicht in die Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft der Menschen. In der Snorri'schen spiegelt sich ein tiefer Kenner der menschlichen Leidenschaften und ihrer Befriedigung ab, und ein Mann, der in seinem Vaterlande eine wichtige politische Rolle spielte, und auch im Auslande nicht unbedeutend auftrat. Die Obbische Arbeit und die Gunnlöfschen Theile der großen Dlaf's Saga Tryggvasonar, vertreten die Klosterzelle, in welcher sie entstanden sind, und erscheinen nur in einem vortheilhaften Lichte, wenn man sie mit andern ähnlichen Arbeiten des Mittelalters vergleicht, und nicht mit dem Gesichtswerte Snorri's. (Ferd. Wachtler.)

OLAHFALU, freies Dorf und Lokalort im Grafstättenthume Siebenbürgen, überobelher Stuhl, mit eigener Gerichtbarkeit, unter einem Magistrat, mit einem Königsrichter, und zwölf Gerichtsbedienten, merkwürdig als das einzige Dorf Siebenbürgens, welches vermöge seiner Privilegien, durch eigene Angeordnete den Landtag bescheidet. — Eine Stunde von diesem Dorfe entspringt die sehr besuchte Homoroder Sauerquelle im Adale gleiches Namens. (Benigut.)

OLAH PIAN, Walachisches Dorf im Großfürstenthume Siebenbürgen, mährischer Stuhl. In der Nähe dieses Dorfes an dem dortigen Gebirgsabhange befinden sich die bedeutendsten Goldsteinwerke Siebenbürgens. Das hier gewaschene Gold ist von vorzüglicher Reinheit. Zum Betriebe des Geschäftes von Seiten des Staats ist hier ein eigener Goldmeister aufgestellt. Man findet in dem Sande seiner benachbarten Schätze auch häufig Goldkörner. (Benigut.)

OLDENLANDIA. So nannte Plumier eine Pflanzengattung zu Ehren des Botanikers Heinrich Bernhard Oldenland, welcher im J. 1695 am Vorgebirge der guten-Hoffnung Pflanzen sammelte (J. Burmann Catalogus alior plantarum africanarum, quae H. B. Oldenlandiae et J. Hartog, botanici egerunt, in Capite Bonae Spei quondam inveniuntur ac denominaverunt, als Anhang des Theatrum zeylanicum; Linn. Am. ac. VI. p. 116). — Die Gattung Oldenlandia

nach Linne, Kerburgh und Candolle (Prodr. IV. p. 424) gehört zu der ersten Ordnung der vierten Eintheilung der Klasse und zu der Gruppe der Dypotiden der Familie der Rubiaceen. Ebor. Die Kelchblätter fast kugelig, die vier Zähne des Kelches in der Blüte nahe beisammen, in der Frucht weit von einander absteigend; die Corolle hat eine kurze Röhre mit vierkantigem Saume; die Staubfäden stehen hervor und haben eis- oder kreisförmige Antheren; die Narbe ist einfach oder gespalten; die Kapself fast kugelig, mit den Kelchblättern getrübt, zweifächerig, in einer Spalte sich öffnend, vierkantig, die sehr kleinen Samen sind an einem fast kugelförmigen Mutterstücken befestigt. Hiernach weicht Oldenlandia von Hedyotis nur darin ab, daß bei der Frucht der ersten die Kelchzähne durch eine breite Buche, bei Hedyotis dagegen durch einen spizen Winkel von einander getrennt sind. Dieser Unterschied ist gewiß zu unwesentlich, als daß man nicht die 45-Arten, welche Candolle aufzählt und welche meist als Sommergewächse, selten als kleine Sträucher mit gegenüberstehenden, durch ein Aestblättchen mit einander verbundenen Blättern zwischen den Weinreben und am Vorgebirge der guten-Hoffnung vorkommen, mit Hedyotis vereinigen sollte. Dierher gehören die Gattungen Listeria Nees, Ruffin, Gerontogea Schl. et Cham. und Hedyotis umbellata Linn. (Oldenlandia L.), ein Färbkraut, welches in Däniden sehr geschätzt wird (s. d. Art. Oldenlandia umbellata und Hedyotis).

Dagegen gehört die Gattung Oldenlandia, wie sie Reiche, Roth, Emich und Sprengel bezeichnen, zu der ersten Ordnung der fünften Eintheilung der Klasse und wahrscheinlich zu der Familie der Geraniaceen. Ihr Charakter besteht in einem vier- bis fünfzähligen Kelche, vier- bis fünf Corollenblättern, meist gespaltenem Griffel und einer zweifächerigen Samenkapsel. Candolle vereinigt diese Gattung, nicht ohne Zweifel, mit Vahlia, welche sich durch einen fünfblätterigen Kelch, zwei Griffel (die sich indessen auch bei Old. digna finden) und eine einfächerige Kapsel hindänglich unterscheidet. Die vier bisher beschriebenen Arten: 1) O. pentandra Reiche. (Obs. IV. p. 22., Hauchera dichotoma Morr. comm. gott. 1772. p. 64. t. 1. Old. biflora R. th. nov. sp. 97. Vahlia Oldenlandiae Lind. prodr. IV. p. 54). 2) O. digna Reiche. (Vahlia sessiliflora Cand.). 3) O. nudicaulis Roth. und 4) O. maritima Roth., wachsen als Sommergewächse in Däniden und sind einer genauern Prüfung zu unterwerfen. (A. Sprengel.)

OLIMAR (Sagengeschichte), König von Aufwegen oder Ofreich, denn dieses ist darunter zu verstehen, wenn Caro Grammaticus ihn Rex Orientalium nennt. Caro Grammaticus hatte zu seinen Sagen- und Geschichtswerken einen großen Theil seines Stoffes, wie er auch in der Vorrede sagt, aus dem Eßgor der Isländer genommen. In ihnen aber spielt Austerregar (Ästreg, Ästreggen) eine große Rolle, und es ist darunter Eßland, Kieland und Kurland zu verstehen¹⁾. Ihre Bewohner hie-

1) Siehe F. Wachtler, Snorri Sturluson's Weltkreis. I. Bd. S. 61, 62, 241. 2. Bd. S. 272, 273, 295 und die Register

fen Austrveggemann. Sazo Grammaticus hat ohne Zweifel Austrveggemann durch Orientales übersetzt. Solcher Erste König war nach der Saga Olmar. Aber noch nicht da, wo die Saga von ihm anhebt, obgleich Sazo Grammaticus ihn gleich am Anfange Rex Orientalium nennt. Weiter unten S. 88 sagt er: Cuneti Rithenorum reges, Olimaro Dagroque exceptis. Er zählt ihn also hier den russischen Königen bei. Olmar unterwarf aber auch Estland und Kurland, welche vorzugsweise Austrvege hießen. Daher nennt er ihn gleich Anfangs Rex Orientalium, oder fast auch das Austrvege, das er in der Saga fand, in weiterer Bedeutung auf, und versteht zugleich Russland darunter¹⁾. Der Hunnenkönig hatte seine Tochter dem Dänetönige Frothi III. verheiratet. Dieser verließ sie; der erzuimte Vater verband sich mit Olmar, und sie rüsteten sich zwei Jahre zum Kriege. Frothi sammelte nicht nur die Dänen, sondern viel auch Norweger und Slaven zu seinem Heilande herbei. Erich der Dänische ward von Frothi auf Spähung gesandt. Er fand Olmar'n, der den Oberbefehl über die Flotte erhalten, während der Hunnenkönig das Landheer führte, nicht weit von Russland²⁾. Erich befragt nun Olmar'n in Werken, wohin er ziehe. Olmar antwortet in Werken, daß sie Fridrik's Sohn angreifen wollen. Olmar wird also der Staudenkunst mächtig gedacht. Die Schalen werden in den Sögur sehr häufig estrompifirend eingeführt. Frothi unterwarf sich die Inseln, die zwischen Dänemark und Austrvege³⁾ lagen. Endlich kam es zur Entscheidung mit Olmar. In ihr ward Olmar, obgleich er mehr Schiffe hatte, sieglos. In der Schlacht fielen alle Könige der Russen außer Olmar und Dag. Sie unterwarfen sich dem siegreichem Dänetönige. Da Frothi sein großes Heer schwer erhalten konnte, sandte er Olmar'n nach Schweden. Hier besiegte Olmar Thor den Langen, den König von Jamtaland und Hisingersland, und zwar andere nicht minder mächtige Heerführer. Estland auch und nebst Dänid Kurland, sowie die Inseln, welche sich vor Schweden hindreiten, bezwang er⁴⁾. Er brachte 700 Schiffe dem Könige Frothi zurück, und hatte die Zahl derer, die er hinausgeführt, verdoppelt. Frothi setzte ihn über Holmgard⁵⁾ (einen Theil von Russland)

und Dag'en über Estland. Sie mußten dem Dänetönige Schatz zahlen. (Ferdinand Wächter.)

OLISA Aiso (Crustacea). Krebsgattung aus der Familie der Trepanten von Risso (hist. nat. de l'Europ. mérid. V) nach Asellus eingeordnet. Der Körper linienförmig, platt, der Kopf spitzig, die Augen ründlich gewölbt, die Fühler kurz, fast gleich groß, der Thorax aus sieben Segmenten bestehend, an welchen Füße sitzen, das letzte Segment des Hinterleibes dreieckig kumpf, mit zwei kleinen rauthbaartigen Griffen. Die einzige angegebene Art, O. penicillata, hat rüchliche Körreirregung, von denen die sieben ersten graulichgrün, sein braun punktiert sind, der Schwanz endigt in zwei kurze Fäden und hat an der Basis raube Haarbüschel, die vordern und die hintern Füße sind länger als die mittlern, die Länge ist 14, die Breite zwei Millimetres. Findet sich bei Vilga im Sommer zwischen Tangen. (D. Thon.)

Oloros, f. Thukydidens.

OLTERSTEIN und OLTERTEICH bei Dresden haben die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich gezogen. Zur Linken der Straße nach Radeburg, welche die Hellerberge durchschneidet, findet sich an diesen Bergen der Olterteich. Aus der Lage zu schließen hatte er ehemals einen großen Umfang. Um den Rand des Teiches liegen noch mehr Quarsfelsen. Etwa 100 Schritte oberhalb des Teichrandes finden sich zwei rüchsförmige Quarsfelsen, die ganz die Gestalt eines Altars haben. Einer von ihnen ist mit fünf regelmäßig eckigen versehen. Aus dem Sagen, daß hier Schätze verborgen seien, schließt man auf die vormalige Wichtigkeit dieses Teiches. War es wirklich ein Altarstein, so gehörte auch sicher der Olterteich zu den Dyrgerewässern⁶⁾. (Ferd. Wächter.)

OLTHOVIUS (Sintius M.), Cantor primarius zu Kossod, zur Zeit des Rectors Nathan Chytráus, geb. zu Dénabrad. Wissen wir auch von dem Leben dieses Dichters nichts mehr, als was in diesen wenigen Worten ausgesprochen worden ist, so ist er uns doch für unsere teutsche Musik der andern Hälfte des 16. Jahrh. durch das, was uns von seiner Thätigkeit übrig geblieben ist, ein merkwürdiger Mann, der hier um so weniger übergangen werden darf, je seltener die Ueberbleibsel seiner Tonkunst schon jetzt geworden sind, und je mehr wir uns Ursache haben, auf die Denkmale musikalischer Kunst unsers Vaterlandes aus dem Zeiren zu achten, der mancherlei geschichtlichen Irrungen wegen, die jetzt mehr als je überhand zu nehmen scheinen, wenn vom Zustande der damaligen teutschen Musik die Rede ist. Die Aufmerksamkeit seiner harmonischen Sachweise haben wir dem genannten Rector Chytráus zu verdanken. Wir lesen sie in seinem Buche: Psalmorum Davidis Paraphrasis poe-

zur Heimschlinga bei Pringsheil unter Ertföden, und in der gr. leymögenen Ausgabe T. VI. Ind. Geogr. unter Austrvege p. 575, die Formanna-Sägar T. V. p. 887. T. XI. p. 457. Austrvege war vorzugsweise von Ostland, und Island getrennt. Doch auch von andern Ostländern; so ward Schweden Austrvege genannt, f. p. 8. B. Wächter a. a. D. 2. Bd. S. 292.

2) Darüber, wie Ostland an russische Fürsten Schatz zahlte, vergl. Enneri Sturkisen, Ostschlinga, Dief's Sazo Arzgeoffener Sag. 7, wo King Holmbar von Holmgard (einem Theile von Russland) Schatz Gröden nach Ostland sendet und sollte besitzen dort im Lande die Schatzungen der Könige (so heißt dann heimta dort i landi akutta kowungs). 3) In der ursprünglichen Saga fand ohne Zweifel Gardakir (König von Norw.). 4) Quam Daniam Orientemque interfecit. Sazo Grammaticus Lib. V. ed. Stephani p. 47. 5) Sazo Grammaticus nennt ihn: Celeberrimae Barbariae dominus, p. 49. 6) Praefecti autem Olmarum Holmgardiae, Olmarum Congregatio etc. Sazo bei letzter Ausgabe S. 45. Ep. 1) als die for

der des Sazo Grammaticus (S. 89) und vermuthlich die übrigen haben Holmgardian, aber es ist alter Wahrscheinlichkeit nach Holmgardian zu lesen. Holmgard steht in der Sögur eine große Stelle, f. p. 8. B. die Register zur Heimschlinga.

*) Über den Olterteich gibt Rudolph Chytráus bei Riemm, Cammer für S. Schilde und Wierthum 2. Hft. an, Riemm selbst, Grundriss der germanischen Literaturkunde 1. 102. Früher Erge und Jissen. S. 335, 336, 339.

tien Georgii Buchananii Scoti; Argumentis ac melodis explicatis atque illustrata opera et studio Nathania Chytraei. Herbomae Naasiorum 1610. 407 S. in 12. Darauf folgen: In Georgii Buchananii Paraphrasin Psalmorum Collectanea Nath. Chytraei. Quibus vocabula et modi loquendi tam poetici quam ulius difficioliores et minus vulgo obuii perspicue explicantur. 112 S. in 12. Das Viertes gehet jetzt unter die setimen, ob es gleich in demselben Format 1637 wieder abgedruckt wurde. Diese letzte Ausgabe besitze ich und habe davon nur noch hinzuzusetzen, daß die Psalmen mit den vierstimmigen Melodien, deren Stimmen neben einander, nicht in Partitur, stehen, wie es damals gewöhnlich war, 407 Seiten einnehmen. Darauf folgen *M. Antonii Flamini de Rebus Virginita Cypriana* ohne Seitenzahl auf elf Blättern, und einem Dedicationsblatte: *Margaritae Hecerei Gallorum Regis Sorori M. Ant. Flaminii*. Dem kommen die genannten Collectanea und endlich von S. 101—112 Melodien zu Horazischen Dicht, gleichfalls vierstimmig. — In der Vorrede zu seinen Collectanea läßt sich Chytraeus so vernehmen: Ut laudum quoque divinarum utraque vobis aut materia aut opportunitas paulo post deesset; egi cum primario Scholae nostrae Cantors, M. Sicuti Olthovio Onabergensi, ut triginta diversis, quae in Buchananano continentur, earumque generibus, melodias certas partim jam olim ab aliis usurpatas, nonnullas etiam a se ipso modulatas, adingeret. In quo quidem ille nihil, et scholasticane juvenuti, non solum gratissimas esse libentissimae, verum etiam fide et industria sua effecit, ut brevi admodum tempore auditores nostri illas ipsas melodias quatuor vocibus expedite cantitare possent. Unde etiam illud est consequutum, ut singulis horis, sub initia et finem exercitiorum scholasticorum, primarii nostri ipsi inter se Psalmum aliquem 4 vocibus, sine notis, quae vocant, Musica canendo, aliquoties totum Paulterium jam absolvant; atque in (quod mihi certe auditu iocundissimum est) laudibus et celebrationibus nomina divini molitoris quotidie repetitis, locus gymnasio et domellio nostro assignatus undique resouet. Das werde nun, fügt er hinzu, auch andern Schulen ohne Zweifel ebenfalls angenehm und nützlich sein. Darum habe er auch die übrigen Versarten des Horaz, die Buchanan nicht gebraucht, mit vierstimmigen Melodien in Noten bringen lassen, damit man das Vergnügen habe, auch diese singen zu können u.

Damit aber die Leser einen rechten Begriff von der Beschaffenheit dieser Melodien und vom vierstimmigen Satze derselben erhalten, der bei der Seitenzahl des Buches diesen willkommen sein dürfte, wollen wir einen der Psalmen und eine Horazische Dicht, von jedem folgende die erste, grade so mittheilen, wie sie Olthof setzt, ohne daß wir das Vorigste ändern, außer daß wir sie der guten Übersicht wegen in Partitur, d. h. die vier Stimmen unter einander, setzen, die im Buche neben einander stehen. Nicht einmal Lateinische wollen wir dem Original, wo sie stehen, hinzusetzen, damit das Bräutigams unverfälscht

bleibe. Wo man in dergleichen Beispielen genöthigt ist, Alterthümliches zu erklären, da sollte manstens auch die alte Schreibart genau vorausgesetzt werden. Die Stimmen folgen mit ihren beibehaltenen Schlußsätzen Dissonant, Alius, Tenor, Bassus, (S. d. musik. Seit.) (G. W. Fink.)

ÖLVER und Egga?), war so jugendlich von dem Hofe, den er hatte, ein mächtiger und geschickter (hochgeborner) Mann, machte sich einen berühmten Namen als letzte Stütze des stürzenden Heidenthums in Norwegen, dessen Opfer er ward. Im Herbst 1020 wurden dem Könige Olaf dem Heiligen von Norwegen, als er in Ahdarod war, die Bekehrungen aus Ahdarheim gesagt, daß die Bänder (Bauern) gehabt hätten von vielen Menschen besuchte Schmiede in den Winterächten?) in Ahdar. Dort waren große Feinde. Dem Könige ward gesagt, daß dort wären gesegnet alle Minni (Gedächtnisse) den Ahen, nach alter Sitte?). Das folgte der Erzählung mit, daß dort wären erschlagen worden Rinder und Rasse, und gerichtet die Gestirne?) mit Blute, und vollbracht die Opfer?), und gethan das Vorgebet, das das sollte sein zu Befriedigung der Fruchtbarkeit?). Das wurde hinzugesetzt, daß allen Menschen das leicht ersichtlich wurde, daß die Götter wären erjunt darüber gewesen, daß die Heilige sich zum Christenthume gewendet. Als der König diese Zeitungen hörte, da sandte er Männer nach Ahdarheim und suchte (sich) zu sich die Bänder, die er dazu namhaft machte. Olver auf Egga ward darauf dieser Fahrt von Seiten der Bänder zum Könige. Als sie vor den König kamen, brachte der König gegen sie diese Beschuldigungen vor. Aber Olver antwortet von Seiten der Bänder, und sagte, daß sie keine Schmiede?) haben den Herd gehabt, als ihre Widren?) oder Kreisse?

1) Am Herdhusen des Stürkers. Egga war der Sitz der ersten Christenpredigt, denn unter den Inhabern, welche hatten den Guten zur Heiligkeit an den Opfern in Ahdar Chytrien, war Ahdar Ode von Egga. S. S. Wächter, Sverris Sturlesons Weltreis. 2. Bd. S. 49. 2) At verdrömm. über das Vetrinmaltale f. den Art. Opfersteine bei den Germanen. 3) So auch Sverris Sturleson, Heimskringla. Saga af Olaf Helga. c. 115. Naag. von Veringssöld L. 2. Bd. S. 555, von Chytrien 2. Th. S. 165. Nach der Saga Olafs kondaga hies Heiga. c. 102 in den Fornmanns-Sage 4. Bd. S. 23, welche fast ganz dasselbe Miel, was mehr nur das verschiedenste Alterthum ist, lautet die Worte: Daß dort wären alle Minni (männl. u. alle Geschlechts) erjunt Ahdar und Chytrien, Jervod und den Ahdar nach alter Sitte. Es wird die Aufzählung der Ahdar (späterer Ahdar?) denn für Ahdar nicht ganz mit der Opfersteine wechselfelt führen, welche Sverris Sturleson von dem Opfersteine in Ahdar berichtet. S. Saga Olafs des Guten Kap. 16 bei S. Wächter 2. Bd. S. 38—41. Der liegt also widersprechend der Unterchied darin, daß man zuerst Ahdar's Minni traut, wenn man zur Befriedigung des Ganges der Fruchtbarkeit opferte und zuerst Ahdar's Minni, wenn man um Sieg opferte. Nach traut man Ahdar's Minni ganz für die Wiedergabe des Königs. Da aber Olaf eine Frau des Heidenthums war, so traut man natürlich Ahdar's Minni nicht zu diesem Zweck, und hier um so mehr, da das Opfer zur Befriedigung der Fruchtbarkeit dienen sollte. 4) Sullar, Schiffe, Städte, Ahdar der Heidentempel. 5) Hild. 6) Til Ahdar. 7) Feinde. 8) Gilt ein; gilt n. compositione, commutatio, convivium; Opfersteine hier dargen bieten, wieviel dieses zur stärkeren Befriedigung war, da gilt auch die Bedeutung des Opfersteins dater, oder nicht notwendig, und auch jedes andere gemeinschaftliche Festfesten bedeutete.

franke"), aber ein Theil Gelage, wozu sie ihre Freunde eingeladen"). Zugleich stellte Diwer dem Könige vor, daß die meisten Männer sich vor solchen Ritten, wie dem Könige von den Thändinern hindurchbracht worden wären, bewahrt hätten, er aber leineweg die Thoren und vor Keimfienfien Wenden davon freisprechen wolle. Olover war ein redgewandter und redelustiger Mann, wehrte alle diese Beschuldigung von den Wenden ab. Darnach als diese Winter ward dem Könige gesagt, daß die Inn- Thändor zahlreiche Versammlung aus dem Märi hielten, und wahren dort große Opfer zum Wintwinter"); opfer- ten sich da zu Frieden und gutem Wintergang"). Als der König glaubte dieses gewiß zu wissen, da lud er die Wändor zur Etade (Nidaros), und benannte hierzu die, welche er für die weissen hielt. Da bereiteten sich die Wändor, und Niemand hatte Lust zu der Fahrt, die sie zuvor im Winter schon einmal gemacht hatten. Auf Wä- tern oder Wändor unterzog sich Diwer des Fahrt. Als er nach Nidaros zum Könige kam, trug der König dieselben Beschuldigungen gegen die Wändor vor, daß sie gehabt hätten Wintwinteropfer"). Diwer antwortet, daß die Wändor dessen fälschlich beschuldigt würden, denn sie hät- ten gehabt Tolensgastbot"), und weit in den Heraden (Wäntzen) gemeinschaftliche Feindesgelage"), und die Wändor bereiteten sich nicht so knapp zum Tolensgastbot"), vor, daß nicht große Abläufe (Überbleibsel) wären, und diese tränken die Menschen lange darauf"); aber auf dem

Märi seien ein großer Hauptort") und große Häuser, und eine große bewohnte Gegend im Umkreise, deshalb halte man die Gäste gut für Freude, daß dort viele zusammentränken. Geschickter konnte Diwer die Wändor nicht entschuldigen, daß sie auf der alten Hauptstätte des Dperdienfes zusammengekommen waren. Aber der Kö- nig glaubte zu sichere Nachrichten von dem wahren Her- gange der Sache zu haben, sprach daher wenig und warf sündere Wäde. Als er die Wändor entließ, ermahnte er sie, das Begangene nicht öfter zu wiederholen. Der ältere- nte König ließ nach Diwer seine Schiffe ins Meer bringen und rüsten. Als Thorald rief er seinen Ber- walter") Thorald zu sich, hielt geheime Unterredung mit ihm, verließ ihm Sicherheit und bewog ihn zu, folgendem Gefährnisse: Demnen durch Thrandheim ist fast alle Volk ganz heidnisch im Glauben, obgleich ein Theil der Men- schen getauft ist. Ihre Ette ist, Opfer zu haben im Herbst und da den Winter (gastlich) zu empfangen"), das andere zum mittlen Winter, und das dritte zum Sommer. Aber bei diesem Abthe sind die Enie und Sparnggast, Werddir und Skopar. Zwölf Männer sind die, die sich für die Dperfschmause") anstrengen. Di- wer hat nun im Frühlinge den Schmaus zu geben. Er ist nun in großer Eile auf dem Märi, und dahin wer- den alle Vordache zugeschoff, deren er bedarf, um Schmaus zu halten. So Thorald und diesen Werard brachte Diwer den Tod. Der König fuhr gleich mit der Flotte ab, hatte guten Wind und kam unerwartet des Märis hinein nach Märi. Die Häuser wurden um- ringt, und Diwer ergriffen. Der König ließ ihn erschla- gen (im J. 1021) und viele andere Menschen. Er ließ darauf die Wändor heimsuchen, die am meisten Theil an jenen Ritten zu haben schienen. Ein Theil ward ergrif- fen und in Eisen gefesselt. Der König ließ die Wändor vor das Thing laden. Da er viele mächtige Männer in seiner Gewalt hatte, gehörten ihre Blutsfreunde und Freunde dem Könige, und machten keinen Aufstand gegen ihn. So besetzte er alles Volk zum Christenthum, und ließ Kirchen bauen. Der König sprach den Spruch, daß für Diwer's Ermordung keine Buße gezahlt werden sol- te"), und warf zu seinem Eigenthume all das Verden- ge, das Diwer gehabt hatte. Von den andern Männern, welche er für die schuldigen hielt, ließ er einen Theil umbringen, einen andern versklammeln, aber einen Theil trieb er aus dem Lande, aber von einem Theile nahm er Geld. Sigrid, die Frau, die Diwer auf Egga gehabt hatte, war noch jung und schön, geschlechtlos (hochge- boren) und reich. Das beehrte eine herrliche Sache für den, der sie zur Frau erhielt. Die Gewalt, sie zu ver- heirathen, hatte der König. Sie und Diwer hatten zwei junge Söhne. Kaiser Arnolf hat den König, daß er diese Frau an ihn verheirathete. Aus Gründen der

9) Hirtings-dryckel, wird meistens aufgestellt, durch die schwedische Hirtinge bei Verlingstide (S. 555) durch be- rühmte, von Pringstide selbst auch durch computaciones visita- rionis, von der händischen Übersehung bei Schöning durch Om- gang-Dreieckseis, von Schöning selbst durch computaciones, in quibus poena circumferri a proximo ad proximum an- dant, Celsion, Scripta historica insondum de rebus gestis veterum Borussiae Vol. IV. p. 221 durch computaciones cir- cularis. Schöning's Aufstellung könnte die beste sein. Diwer kann die Wändor am gründlichsten dadurch beschuldigen wollen, daß er sagt, es seien Verlingstide gewesen, Verlingstide, wo man das Christthum habe im Eile bringenden lassen und nicht jeder ein Verlingstide zu Ehren eines Wädes ausgeliefert habe. Aber in der Sage al Olaf Kyrra c. 2 brachte Snorri Snurisen hir- tings-dryckel, da, wo er von den Verderbernern redet, weicht unter Olaf Kyrra selbstgehalt in dieser Verbindung: aber zuvor waren dort (nämlich in den Kaufsteden) große hirtings-dryckel; oder dann konnte feiner trinken außer in den Beschuldigungstuben (i verarder-stofen, in den Stuben unter königlichen Schenke) und Erlaubungsteden (sauf-häusen, privilegierten Häusern). Die luf- ble werden auch durch Landeshüter, zum Verlingstide mit Farbe geschmückte Häuser, errichtet. So viel geht aber aus der Stelle mit Skerfjeir hervor, daß in hirtings-dryckel (Kerfjeirtränke), wird Verlingstide nicht auf die Art zu trinken, sondern auf die Dre- lichkeit, wo man krank, dreyen wird, nämlich so, daß während man früher der Reike nach in händischen Häusern die Verlingstide aufstellte, unter Olaf Kyrra die Verlingstide an den Handstücken nur in gewissen Häusern hinstellen durften. 10) Olaf Wert vi- nabod, der Fremde Gebe, Entführung der Fremde (zum Ed worte). 11) Wintwinter, in der Wäde das Wänter biot oder al mäsion wert. 12) Wintwede their thä til fridre ok vettarsara gola. 13) Opfer des mittlen Wänter, milda vettir biot. 14) Jola- bud, das heidnische Jolentide war nämlich christlich umgemacht und hatte als Wäntwedeit den heidnischen Namen Wäntwänt. 15) Wäntwänt, Zusammentränke. 16) Jolwänt. 17) Diwer muß den Könige überreden, daß das Jolentide bis zum Wänt- winter aufreichte habe.

18) Hölst-mädr, Hölst-Ätte, Hauptstätt, aber Sölden nach spätem Begriffe gab es Kameln in Norwegen nicht. Auf dem Märi war nämlich die Hauptstätt des Dperdienfes, der Haupt- tempel gewesen. 19) Arnar, Mann der Schwärze, Ber- walter oder der Verwundene. 20) Al faga wert. 21) Bie- verstator. 22) Konow lagst Olaf Agilla.

Freundschaft gewöhnt ihm der König dieses, und gab ihm damit alle die Egen (Besitzungen), welche Dierob gehabt hatte. Er machte ihn zum Lorden Maor (dynasta feudatarius), und Kalfs Arnsow ward ein mächtiger Hauptling. Sein Stiefsohn, Abor, Sohn Dierob's aus Eglia, ward ein ausgezeichnete Mann, wie sein Vater Dierob, empfing im J. 1028 den König Dlaf den Heiligen prächtig, trug einen Goldring am Arme, den ihm König Knut von Danemark verehrt hatte, und ward deshalb vom König Dlaf dem Heiligen als Verräther zum Tode verurtheilt im J. 1028. Der älteste von Dierob's Söhnen war Ewigogard, ein ausgezeichnete Mann; er beschädigte, um seinen Bruder zu rächen, des Königs Mannen und Eigenthum, ward vom Könige des Nachts überfallen, und fand seinen Tod. Egidius rucht nicht ruhig den Harn, daß Dlaf der Hülfe ihr den Mann Dierob und ihre beiden Söhne erschlagen. Sie bedachte ihren zweiten Gemahl, Kalf, den so treuen Anhänger des Königs, von ihm abzufallen, und sich an den Jarl Halon anzuschließen (s. d. Art. Kalfs Arnsow). Durch Ermordung Dierob's und seiner Söhne machte sich König Dlaf bei den meisten Norwegern sehr verhaßt. Rammstein stellte Kalf Arnsow den versammelten Ländr. Mann vor, wie er vier tode Männer, welche König Dlaf erschlagen, zu rächen habe, seinen Brudersohn Egidius, seine Schwessterböhne Abor und Ewigogard, und deren Vater Dierob. Das Mißvergnügen, das der König sich bei Norwegern zugezogen, führte seinen Tod herbei. (Ferd. Wächter.)

OLYMPIA *Risso* (Crustacea). Eine Krebsgattung aus der Familie Luopotes, Rumpkopaes (*Risso*, hist. nat. de l'Europ. mérid. V). Der Körper lang, eiförmig gedöhlt, hinten fast abgesetzt verschmälert, der Kopf in das erste Glied des Thorax versenkt, die Augen groß parallelspindel, der Thorax siebengliedrig, das erste Glied größer, der Hinterleib sechsgliedrig, das letzte Glied dreieckig, mit zugrundeten Ecken die Anhängsel blattförmig, ungleich, die äußeren eiförmig zugespitzt, die innern breit, 14 Füße, die vier ersten kurz, die hintern verlängert, alle mit spitzigen gestrümmten Krallen, die obern Fühler viergliedrig, die drei Basalglieder gleich groß, dann folgt gleichsam ein letztes sehr langes Glied, welches auch aus vielen andern besteht, von denen das erste wieder länger ist, die untern sind fünfgliedrig, die zwei Basalglieder sind kurz und dick, das dritte und vierte sind lang und cylindrisch, das letzte sehr lange, schraubbar ein Ganzes, besteht doch aus mehreren Gliedern. Von Krallen sind angeführt:

1) *O. vulgaria*. Der Körper schmal, der Rücken ganz glatt, glänzend, rothfarben schwach mit schwärzigen Flecken gemischt; der Kopf ist dunkler, mit unregelmäßigen milchweißen Flecken, die Augen sind schwarzblau, Füh-

ler und Füße weißlich, die Klauenspitzen schwarz. Die Länge 18 Millimetres, findet sich im Winter und Frühjahr bei Nizza zwischen Algen.

2) *O. moogiana*. Der Körper breit, der Rücken sehr glatt, glänzend blaugrün mit dunkeln Flecken, der Kopf einfarbig, die Augen bläulich, Füße und Fühler bläuglich, die Krallenspitzen schwarz, 18 Millimetres lang; im Frühjahr und Sommer bei Nizza zwischen Algen.

3) *O. rugulosa*. Der Körper schmal, der Rücken runzelig, sonst ganz glatt, glänzend blaugrün mit schwarzblauen Punkten besetzt, Fühler und Füße blaßblaugrün, die Krallenspitzen schwarz, 20 Millimetres lang, im Winter und Frühjahr bei Nizza zwischen Algen.

4) *O. ricincoltes*. Der Körper länglich oval, ganz glatt glänzend durchscheinend bräunlich, die Segmente blaugrün gesäumt, dicht mit schwarzbraunen Punkten, Fühler und Füße braun, die Augen blaßschwarz, 20 Millimetres lang, bei Nizza in felsigen Tiefen im Frühjahr und Sommer.

5) *O. siciana*. Der Körper ziemlich breit, der Rücken glänzend tief blaugrün mit vielen kleinen Purpurspunkten, die Augen schwärzlich, Fühler, Füße und Krallen gelblich, 13 Millimetres lang, im Frühjahr und Sommer zwischen Tangen. (D. Thon.)

OLYSAVA oder **OLSAVA**, (slaw. Dorf in Oberungarn, diesseit der Theiß, zipser Gemiat (Gepanisch), der größt. Elßth'schen Familie gebürtig, aus einem Berge geteigen, mit einem Geschlechtsnamen und 180 kathol. Einwohnern, die sich vom Feldbau nähren. (Rumy.)

OMARA (عمره). 1) Abu Muhammed Omara, der

Sohn des Abu'lhasan Ali, mit dem Ehrennamen Reischmeddin, d. h. Stern der Religion, aus Yemen, hat als Geschichtschreiber und Dichter einen ausgezeichneten Ruhm, und diesen selbst im Abendlande erlangt. Für sein Vaterland Yemen ist er der zuverlässigste, unfehlbarste und auch in gewisser Beziehung vorurtheilsfreie Historiker, was auch spätere einheimische Geschichtschreiber vorzüglich dadurch anerkannten, daß wenn ihnen Mittheilungen über das glückliche Arabien zu machen waren, sie sich theils auf das Zeugniß des Omara beriefen, theils ihn wörtlich citirten, so z. B. Abulfeza (Ann. Mosl. II, 122, III, 56 sq. ss. 88 sq.) und El'Arabi (bei Johannis in Hist. Isma'ana, einer zu Bonn gedruckten Preischrift, p. 19). Seine frühesten Zeit brachte er in Meran, einer Stadt des jernanischen Abdes Gaisi' (die bei Johannis anders lautenden Lokalten sind sehr verdächtig), zu, die auch sein Geburtsort zu sein scheint, wenn es nicht Merfa selbst war. Drei Jahre später, als er mannbar geworden (529 der Hucht, d. i. 1134 oder 35 n. Chr.), begab er sich nach Seid, wo er sich vier Jahre lang in einer der dortigen Metessen mit der Jünglingsbeschäftigung. Im J. 549 (1154 oder 35) vollzog er die heilige Wallfahrt nach Mekka, und das Jahr darauf schickte ihn der Herr dieser Stadt, Gassim Ben Fäschim, als Gesandten nach Aegypten an den dortigen Herrscher Fäiz Ben-elchäfir, dessen Beyrer Säläh Ben Reizt er in einer

23) Ennerl Clutteson, Heimskringla, Saga af Olaf Helgum, Cap. 118—116, bei Schöningh S. 165—168, Cap. 175, S. 289, 290, Cap. 176, S. 290, 291, Cap. 194, S. 312, Cap. 231, S. 359, bei Verrill'sche I. II, S. 555—557, 559, 560, 734, 784. Formanna-Saga 4. 89, S. 234—239, 582, S. 29, S. 30, 71 Scripta Islandica historica, Vol. IV, p. 221—225, 551, Vol. V, p. 57, 76.

Kasbe besang, die uns Ibn Kallakān (Nr. 500) aufbewahrt hat. Er war im Mai 1155 in Ägypten angekommen, und nachdem er die glänzendste Aufnahme gefunden und Tage voll des Überflusses und schmeizgerischer Genüsse vertriebt hatte, verließ er nach sechs Monaten Ägypten, kehrte nach Mekka zurück, und ging im März 1156 wieder nach Jedd. Auch in diesem Jahre pilgerte er von Neuem nach auch Kasim lud ihn durch einen Brief abermals zu sich. Von dieser Zeit an wohnte er Mekka zu seinem Aufenthalt, scheint aber seit dem September 1157 Jemen verlassen zu haben. Als Jurist hing er den Grundgesetzen der Schafiten an, die er auf das Hartnäckigste verteidigte, beschäftigte sich daneben viel mit den schönen Wissenschaften und mit der Dichtkunst, und auch die Traditionen betriebe er mit Erfolg. Überdies genoss er fortwährend die größte, mit Wohlthaten verbundene Aufmerksamkeit von Salih und seinen Söhnen wegen seiner angenehmen Gesellschaft, trotz dem, daß sie verschiedener Glaubensansicht waren. Dankbar pries Omara dafür diese Familie in vielen Lobgedichten. Sobald sie aber gestirbt war und Salih-eb-din und seine Dynastie in Ägypten Platz genommen hatte, that er auch Gedichte gegen dieses Herrscherhaus, wie sein Diwan, der alle diese Gedichte enthält, beweist. Dem Salih-eb-din selbst schickte er eine Kasse, in der er unter der Aufschrift: „Die Klage des seufzenden Unerschütterlichen“ (Schikāje el-motawakkilim), seine Noth schilderte. Später aber ließ er sich mit mehreren der Ersten am Hofe in eine Verschwörung zum Sturz des Salih-eb-din und der Beseitigung der Fatimiden auf den Thron ein. Die Verschwörung ward verrathen, und acht der ausgezeichneten Männer, unter ihnen unser Omara, wurden in Kahra ergriffen (Anfangs Mai 1174 oder genauer Sonntag den 26. Schaban 569) und sechs Tage darauf (Sonabend den 2. Ramadhan) nach Ibn Kallakān gehängt, nach Abu'seda (Ann. Mosl. IV, 8) an das Kreuz geschlagen. Letzterer führt überdies (a. a. D.) mehrere Gedichte an, die Omara zum Lobe der Fatimiden oder Aliden verfaßt hatte. Auch Anad-eb-din Ischahān, der Geschichtschreiber Salih-eb-din's, erzählt die Verschwörung, ihre Entdeckung und den Prozeß des Omara, der gerade durch seine Gedichte zum Lobe Al's und seiner Nachkommen, dem Salih-eb-din und die Richter gerügt hatte, ausführlicher, wie schon Ibn Kallakān durch seinen gegebenen Auszug angedeutet. Unter den Schriften des Omara, von denen der Diwan bereits genannt worden ist, führen wir als die nennenswerthe noch folgende auf: 1) Eine Geschichte Jemens, betitelt: Adbār Et-Jemen oder Zarih Et-Jemen's, deren Werth schon aus den oben angegebenen Anmerkungen zu ersehen ist. 2) Eine Geschichte der Dichter seiner Zeit. 3) Eine Geschichte der Stadt Jedd. 4) Eine Geschichte der Bezirke Ägyptens, unter den Titel: Et-Mo'et Et-Adriset, geistliche Gedanken der Zeit. Dieses Werk befindet sich auf der Bodleianischen Bibliothek Nr. 835 (vergl. Ur.).

2) Abu Omara Kasma Ben Heib Ben Omara Ben Ismail aus Kufa, gewöhnlich Et-Bejjāt, d. i. der Hirteläufer genannt, ein Freigeistlicher der Familie des

Akraba Ben Ribi, war einer der sieben kanonisch gewordenen Koraniker und Korantrichter, und ein Schüler des Amash. Er selbst ward der Lehrer in der Korantrichter für den berühmten Abu'Isa'an Kefāi, der noch größeres Ansehen in jener Wissenschaft erlangte. Unter Abu Omara erhielt den Namen Oberlärer, weil er Di von Kufa nach Heilmann verführte, und von da wiederum Kasse und Kasse nach Kufa zurücknahm. Er starb in Heilmann 76 Jahre alt im J. 156 (773). (Gustav Flügel.)

OMM ALI (d. i. die Mutter des Ali) Tackia, die Tochter des Abu'Isa'ad's Geiß, war an Fāhid Ben Sa'dallah, der im Sommer 1097 in Damaskus geboren wurde, dessen Geschlecht aber eigentlich aus Yezus abstammte, verheiratet. Den Benamen, unter dem sie vorzüglich bekannt war, Omm Ali, erhielt sie durch ihren Sohn Adib-eb-din Abu'Isa'an Ali, der seinen Aufenthalt in Ägypten hatte und auch im Gebiete von Alexandrien starb (Ende Septembers 1206). Somit des letzten Kenntniß in der Grammatik, in der Kritik des Koran, in der Kalligraphie und Orthographie überall viel gerühmt wurden, so zeichnete sich seine Mutter durch die Dichtertalent aus. Ihre Kasiden und kleinen poetischen Ergüsse, sowie ihre Gelegenheitsgedichte, wurden bald das Eigenthum der Öffentlichkeit, und gelehrte Männer, wie Abu'Isa'ad Ahmed Ben Muhammad Grief aus Isfahan, in dessen Gesellschaft sich im Gebiete von Alexandrien eine Zeit lang zubrachte, trugen dadurch, daß sie ihrer in ihren Schriften rühmend gedachten, viel zu ihrem größern Ansehen bei. Man weiß, daß sie zu Ehren des Welik Mo'asser Adib-eb-din Omar, des Riesen Salih-eb-din's, eine Kasse verfaßte, in der sie vorzüglich den Apparat zum Gastmahl und hauptsächlich wiederum den Wein besang. Diese Dinge, meinte der Empfänger, kennt die Altmeisterin (Schēiha) noch von ihrer ersten Liebe her. Sobald sie diese Antwort gehört, dichtete sie eine zweite Kasse, welche die erste durch ihre Anlage und Ausführungen noch übertraf, aber über den Krieg und den Apparat desselben und alles, was sich auf ihn bezog, und meinte, daß sie sich hierauf ebenso verstände, wie auf jene Künste. Sie selbst war im August oder September 1111 in Damaskus geboren (nach Andern einen Monat früher), und starb im J. 1184, nachdem sie schon im vierten Jahre ihres Alters ihren Vater verloren hatte. Ihr Sohn folgte ihr im September 1206 nach, und zwar überlieferte ihn der Tod zeitig in der Umgegend von Alexandrien.

(Gustav Flügel.)

OMUND (Sagengeschichte), 38. König von Dänemark, Dill's des Munters Sohn und Nachfolger, wünschte die berühmte Etsa, die Tochter des norwegischen Königs Ring, zur Gattin. Aber seine Hoffnung verminderte Ring's Erbannung, der nur einen Schwiegerforn von der ausgezeichneten Tapferkeit haben wollte. Um sich den Ruhm der Tapferkeit zu erwerben, fuhr Omund mit einer Flotte nach Norwegen, um dieses Reiches, als eines angetrieben, sich zu bemächtigen. Freundschaftlich nahm ihn der Etsakönig *) Eddo von Jadar auf. Dieser beklagte

1) Regulus, über den Gegenfatz Fylkiskönung zu dem

sich, daß Ring sein Erbe an sich gerissen, und ihm oft Leid zugefügt. Ring war damals auf Wiking (Raubfahrt) in Irland, und sein Land ohne Verteidiger. Omund, mit Ddo vereint, brach in Ring's Land ein, verschonte die Landesbewohner, plünderte die Eigengüter Ring's, und erschlug dessen Blutsfreunde. Bei diesen Kriegsthaten schlug er sich jedoch nie, wenn der Feind geringer an Zahl war. Unterdessen hörte er, daß Ring aus der Wiking weidergewonnen. Er ließ dabei sein großes Schiff zur Seelacht rüsten, von welchem aus er, wie von einer Festung, den Feind beschließen konnte. Ring zeigte von einem Theil seiner Truppen, um den Feind im Rücken angreifen zu lassen. Omund erfuhr diese List durch Ddo, und sandte Atyl von Schoonen den Hinterhalt zu versetzen. Atyl jedoch ward geschlagen und floh nach Schoonen zurück. Omund erhielt von Ddo frisches Kriegsvolk. Atyl sah im Traume den Kampf in Norwegen, und eilte, um seine Flucht wieder gut zu machen, mit seiner Flotte zum Beistande Omund's. Omund schlug eine Seeschlacht und gewann den Sieg. Ring ward tödtlich verwundet, und hat den tapfern Omund, sein Schwiegersohn zu werden, da er einen solchen hierzu sich gewünscht. Omund beirathete die eine Tochter Ring's, und gab die andere dem Sohne Atyl's, Namens Homod, der ihm in diesem Kriege treffliche Dienste geleistet. Zu jener Zeit hatte sich in Norwegen die kriegerische Jungfrau Kusla mit ihrem Bruder Abund aus das Reich geschlagen. Sie wollte nicht dulden, daß Omund über die Norweger herrschte und beschloß, gegen alle, die unter die Herrschaft der Dänen gegangen, den Krieg. Omund sandte Scharen gegen sie. Sie besiegte sie; der Sieg beraubte Kusla'n, und sie gedachte selbst des dänischen Reichs sich zu bemächtigen. Sie griff zuerst Holland an. Omund sandte Herrn unter Homod und Abola hinüber und besiegte durch sie Kusla'n. Sie floh auf die Flotte. Die vor den Dänen Reichende empfing ihr Bruder Abund. Er ward besiegt, verlor sein ganzes Herr und floh auf das Dostrealia. Als Omund dieses hörte, zog er wieder mit einer großen Flotte nach Norwegen und richtete zuerst Hølemar's Volk gegen Kusla's Herrschaft auf, indem er Homodern und Abola heimlich dahin sandte. Kusla ward von Landeileuten aus dem Reiche vertrieben, floh auf die Glande, und entwich ohne Schlacht, als die Dänen dahin kamen. Omund verfolgte sie, holte sie auf dem Meere ein, erschlug sie ihre Mannschaft auf den Schiffen und gewann großen Sieg. Die mit wenigen Schiffen entflohen Kusla ward im Treffen mit ihrem Bruder Abund erschlagen. Der König gab deshalb ihm das Jaritum, machte die übrigen ansehbar, und lehrte nach Dänemark zurück. Thorias und Bero, Kusla's tapferste Krieger, waren damals auf Raubfahrt in Irland. Sie hatten einst das Gelübde gethan, den zu erschlagen, der ihre Herrin erschlagen würde. Jetzt forderten sie den König Omund zum Zweikampfe. Dinsten übernahm Homod und Abola. Bero fiel, Thorias ward

schwer verwundet. Als darauf die Slawen den gewöhnlichen Riss zu zahlen sich weigerten, des Königs Befehle er mordeten, und ihn auch mit Waffengewalt in Irland angriffen, erschlug er sieben Könige in einer Seelacht, und machte die Slawen wieder ansehbar. Omund starb in tiefem Frieden und hinterließ zwei Söhne, Sward *) seinen Nachfolger, und Wutlo, und ebenso viele Töchter *) (Ferdinand Wächter.)

ONOS Rissos (Piscis). Eine Gattung aus der Familie Gadoides von Rissio in dessen *Histoire naturelle des Productions de l'Europe méridionale III* aufgestellt, von Cuvier (règne anim. ed. 2) nicht beachtet, indem er den neuen Namen *Morella* für dieselbe annimmt, der wol aus dem Provinzialnamen *Morella* abgeleitet ist, daher weniger Aufnahme als der classische *Onos* vertritt. Als Kennzeichen gibt Rissio an: der Körper lang, zusammengedrückt, zwei Rückenfloßen, davon die vordere sehr klein; viele Barbsiden an den Kiemen, der Schwanz gerundet.

1) O. *Morella* (Romelet, 223, 14. Willagby, Ichth. 2, 1. Johnston, 1, 4. Bloch, 63, 1. Rissio, Ichth. de Nis. 129, 10. Cuv., 2, 216; in *Nizza moustelle*, sowie die beiden folgenden Arten). Unter allen den Fischen des Meeres bei Nizza, welche den Namen *moustelle* führen, die gemeinste Art. Die Haut ist glatt, fleischfarben und braune Flecken auf dem Körper und in den Seiten, der Unterleib ist silberkorn, der Kopf braun, oben platt, der Oberkiefer ist viel länger als der untere, die Augen sind goldfarben, die Seitenlinie ist an ihrem Anfange gebogen und läuft dann gerade; die erste Rückenfloße ist wenig sichtbar und löst sich in die Rückenfurche niederlegen ihr erster Strahl ist der längste, der zweite ist dicht mit braunen Fäden überdrat, die Bauchfloßen sind roth, die Afterfloße röhlich, die Schwanzfloße zugrundet. Das Weibchen hat den Bauch sehr entwickelt und legt zwei Mal im Jahre Eier. Die Länge ist 300 Millimetres, der Fisch hält sich das ganze Jahr an den felsigen Ufern auf. Strahlenzahl in den Floßen: erste Rückenfloße 50, zweite 55, Bauchfloße 6, Brustfloßen 18, Afterfloße 45, Schwanzfloße 20.

2) O. *maculata*. Mehr oder weniger gelb, über den ganzen Körper reichlich braun gestrichelt, in den Seiten mit weissen Punkten, der Bauch bläulichblau, der Kopf ist länglich, die Schnauze stumpf, der Unterkiefer bei geschlossenem Munde kürzer als der obere, die Seitenlinie ist gegen den Kiemendeckel hin gebogen, dann gerade, und ist von einer Reihe graulicher Punkte begleitet, die Floßen sind schwach, röhlich überlaufen. Rissio bemerkt hierzu, daß *Mennius lupus* (p. 27, nr. 66) und *Mennius labrus* (p. 28, nr. 67), beide auf Tafel 3, der Schrift von Rafinesque (Caratteri etc.) abgebildet, nur ein Weibchen und eine Varietät dieser Art seien. Die Länge dieses Fisches ist 260 Millimetres, er findet sich das ganze Jahr bei Nizza in der Agneregion. Strahlenzahl in den Floßen: erste Rückenfloße 55, zweite Rückenfloße

Thaloknauer, f. 8. Wächter, Geogr. Statist. d. Welttheil. 1. Bd. C. CXXV, CXXVI S. 155.

*) Eigurb. 8) Sazo Grammaticus, Hist. Dan. Lib. VIII. p. 148, 149, 153.

56, Bauchflosse 6, Brustflosse 17, Afterflosse 49, Schwanzflosse 22.

3) *O. fusca* (Rond., 225, 15. Riiso, 121, 11). Risso betrachtet diesen Fisch als eine eigene Art haupt sächlich um der Farbe willen. Diese ist standhaft schwarzbraun mit einer oder zwei weissen Fledlinien in den Seiten; der Unterleib ist bleibau, die Kiemen sind fast gleich lang, die Augen sind braun, die Seitenlinie kaum sichtbar. In der ersten Rückenflosse ist der erste Strahl schwärzlich, die Afterflosse ist schwarz gerandet, die Bauchflossen sind dunkel und die Schwanzflosse hat die Farbe des Rückens. Dem Weibchen fehlen die weissen Punkte; es laicht im Frühjahr. Die Länge dieses Fisches beträgt 200 Millimetres, sein Aufenthalt ist das ganze Jahr hindurch in der Gegend. Als Varietät betrachtet Risso den Phycis agrammus Rafinesque (Précis sémologique).

(D. Thon.)
ONYCHOTHEREUM (Paläozoologie), wäre die Benennung, welche Fischer von Walldheim dem Geschlechte *Megalonx Jeffersoni* gegeben. Doch kann ich dieses Synonym nicht aus der Quelle anführen*).

(H. G. Bronn.)
OPHIOCEPHALUS (Paläozoologie). Der *Ophioccephalus stratus* in Volta's Ittiologie Veronesi (t. 48. f. 1) ist nach Agassiz ein *Thynnus* (Th. propertergus) **).

OPHIOCEPHALUS (Paläozoologie). Die fragliche Art dieses Geschlechtes des Blainville, Volta's *Perca punctata* (Ittiolol. Veron. t. 51. f. 1), ist *Sphyræna volcanis Agassiz* geworden***).

(H. G. Bronn.)
OPHION *Fabricius* (Paläozoologie). Eine Art mittler Grösse aus diesem Neuropteren-Geschlechte, kommt in den normalen Süßwassergebieten des tertiären Beckens von Aix im Departement der Rhone-Mündungen vor†).

(H. G. Bronn.)
OPHIOPSIS (Paläozoologie). Ein Geschlecht sossiler Fische, welche aus den oberen Juragebilden in Deutschland stammen. Es ist von Agassiz ‡) kürzlich gegründet worden, und gehört in dessen Ordnung Ganoides, Familie Lepidoides, Gruppe mit spindelförmigem Körper, neben Pholidophorus. Der Charakter ist: Körper verlängert, mit lateral fast gleichgroßen Schuppen bedeckt, welche nur gegen den Anfang der Schwanzflosse hin etwas kleiner werden, und längs ihrem oberen Lappen eine schiefe Richtung annehmen. Die Schwanzflosse ist nur wenig gabelförmig getheilt; Brustflosse sehr groß und lang; Rückenflosse sehr lang, aber nieder; die Bauchflos-

sen liegen deren Mitte gegenüber. Der Kopf ist klein; doch die Kiemendeckel sind stark und breit.

1) *O. Münsteri Ag.* Alle Schuppen scheinen gleichseitig; ihre äußere Oberfläche ist wellenförmig, ohne deutliche Streifung; ihr Hinterrand fein gezähnt; ihr Seitenrand kurz. Im oberen Jurakalke zu Reithem an der Donau.

2) *O. procerus Ag.* Länger, die Flossenstrahlen jünal in den Schwanzflossen schlanker, als bei jener. Im lithographischen Jurakalke zu Solenhofen im Papenheimer Thale.

(H. G. Bronn.)
OPHISURUS (Paläozoologie). Dieses Geschlecht von Fischen aus der Familie Anguilliformes Cuvier kommt fossil auch im alten Tertiärkalke des Monte Bolca vor. *Oph. aculeonadatus Agassiz*, ist, was in der Ittiologie Veronesi (t. 23. f. 1) und bei Blainville (*Poissons fossiles*, p. 56. Krieger's Ider V, 139) als *Muraenopsis* aufgeführt worden war*).

(H. G. Bronn.)
OPISTHOTHEMUS, ac. musculus, ist der längste Rückenmuskel, welcher in den Lendendwellsgrümmmuskel und den langen Rückenstrecker zerfällt (s. d. Art. Rückenmuskeln).

(Moser.)
OPPONENS, ac. musculus, der Gegensteller, findet sich in der Hand für den Daum und für den kleinen Finger.

Opponens pollicis, Gegensteller des Daumens, liegt zwischen dem Anzieher und Beuger vom Anzieher des Daumens bedeckt, welche kleinen Muskeln den Ballen an der Daumenfseite der Hand bilden. Der Gegensteller entspringt an der innern Fläche des Handbundes und vom großen vieltwinkeligen Beine, und setzt sich an den äußern Rand des Mittelhandknochens des Daumens, welchen er gegen den kleinen Finger zieht, und so die Hand hohl macht.

Opponens digiti minimi, Gegensteller des kleinen Fingers, liegt unter dem Beuger und Anzieher des kleinen Fingers im Ballen seiner Seite. Er bestet an den Haken des Hakenbeines und geht zum innern Rande des Mittelhandknochens des kleinen Fingers, welchen er gegen den Daumen hin bewegt, und so diesen in seiner Wirkung, die Hand hohl zu machen, unterstützt. Er wird von einigen Anatomen auch Anzieher genannt.

(Moser.)
Orbicularis diarthrosis, s. Verbindung der Knochen.

ORBICULARIS, ac. musculus, Kreis-, Ringschließmuskel. So werden diejenigen Muskeln genannt, welche sich entweder gar nicht, oder nur mit einigen Bündeln an Knochen befesten und, indem ihre Bündel sich umbiegen und zurücklaufen, Ringe bilden, welche unmittelbar unter der Haut um Öffnungen gelagert sind, die sie schließen können.

Orbicularis musculus ani, Mastdarmschließer, s. Mastdarm.

* *) Fischer, Essai sur les turquoises. p. 40. v. Reper, Palaeologia, 1832, p. 65.

** *) Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles. IV, 42, 49, Note.

*** *) De Blainville, Poissons fossiles. p. 45, 46, 47, von Kröger S. 109. Agassiz, Recherches sur les Poissons fossiles. 42, 49, Note.

†) Marcel de Serres, Géologie des terrains tertiaires. 1829, p. 229.

‡) Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles; Feuilleton, p. 8, 11.

* *) Agassiz, Recherches sur les Poissons fossiles. IV, 45, 49, Note.

Orbicularis musculus labiorum, Mundschließer, f. Mund.

Orbicularis musculus palpebrarum, Augenlid-schließer, entspringt am inneren Augenwinkel vom Augenscheidende und mit einigen Bündeln vom Augenhöhlensrande, und geht von da kreisförmig um die Augenhöhle spalte bis über die Augenhöhlentränder hinaus. Der Theil des Muskels, welcher unmittelbar auf den Augenscheidensknospein liegt, heißt *Stratum internum*, die innere Lage, der übrige Theil *Stratum externum*, die äußere Lage. Der Muskel schließt die Augenlider und hält, indem er durch seine häufigen Bewegungen (Augenblick, Augenwink, Blinzeln) die Thränenfeuchtigkeit über den vordern Theil des Auges führt, den Augapfel und die innere Fläche der Augenlider feucht; zugleich leitet er die Thränen in den inneren Augenwinkel nach dem Thränenrohren.

Orbicular, sel. os, das Einseufeln, f. Ohr.
ORBIS (Paläozoologie). Ein Geschlecht, welches Lea für ein tertiäres Gendyl gebildet hat, welches jedoch von *Solarium* nicht füglich getrennt werden kann, indem das fast gleiche Ansehen beider Flächen der Schale und der rechtwinklige Querschnitt der Umgänge keinen hinreichenden Grund zur Separation abgibt. Der Charakter ist nach Lea: Testa orbicularis, discoides, umbilicata; apertura quadrangulata; umbilico lato spirali; anfractus omnes utrinque expositi; columella nulla.

Einzigste Art: *O. rotella* Lea (contrib. 123. t. IV, f. 112). Klein, dünn, glatt, oben und unten flach, zwei Mal gefaltet; Epize eingedrückt; Nabel weit, perspectivisch und auf der Kante gefaltet; Umgänge 4, ganz quadratisch; Länge 0,05, Breite 0,15 Zoll.).

(J. G. Bronn.)

Orbita, die Augenhöhle, f. Schädel.

ORBITINA *Risso* (Mollusca), eine Gasteropodengattung von Risso (hist. nat. de l'Europe mérid. IV.) aufgestellt. Steht in der Nähe von *Helimulus* nach Coelocypa und vor *Clauisula*. Die Schale eiförmig, glatt, stumpf, die Naht ist sehr scharf und tief, die Windung fast dreieckig, der Mundsaum ist vorn zur Einsen dünn und vollkommen, zur Rechten dünn und ausgebogen und nur hinten etwas vereinigt. Es sind folgende zwei Arten aufgeführt.

1) *O. incomparabilis*. Die Schale ganz glatt, etwas durchscheinend, fünf Windungen, die alle gewölbt sind, die Epidermis matt weiß, die Länge drei Millimetres in Wiesengraben bei Riva, im Frühjahr und Herbst (Risso, l. c. 23).

2) *O. truncatella*. Die Schale ganz glatt, durchscheinend, fünf Windungen, alle sechs Windungen gewölbt. Die Länge fünf Millimetres findet sich in Felsenpalten an kleinen Bügeln bei Riva, ebenfalls im Frühjahr und Herbst. Über die Äußerer dieser Arten findet sich keine Angabe (ib. f. 25).

(D. Thon.)

ORCYNUS (Paläozoologie). Zwei fossile Arten

dieses Fischgeschlechts kommen nach Agassiz *) im ätern Juraalkal der Monte Bolca vor; nämlich:

1) *O. lanceolatus* Ag. (Scomber altilungus Ittiol. Veron. t. 29. f. 1; de Blainville, Poissons fossil. 41; über: von Krieger, S. 104; und Salmo ayprinoides Ittiol. t. 52 gleich Clupea cyprinoides, de Blainv. 39. Krüger 100) und

2) *O. latior* Ag. (Scomber Orcynus Itt. t. 55. f. 2. De Blainv. 42. Bronn. Ital. nr. 57).

(H. G. Bronn.)

ORDIII (عربي), d. i. gehörig aus Dreib, einem bedeutenden Flecken der syrischen Wüste zu dem Gebiete von Haleb gehörig, und zwischen Kefisa und Palmyra gelegen. Seine Namen führen mehr als bedeutend anerkannte Schriftsteller der Muhammedanischen Welt, obwohl sich nicht von alten beaupten läßt, daß jener Ort wirklich Veranlassung zu demselben gegeben hat. Wir nennen von ihnen folgende vier, die allerdings größtentheils Specien zu ihrem Vaterlande haben:

1) Der Geschichtschreiber Alieb's Abu'lwasil Ibn Omar Ordhi aus Haleb, der unter dem Titel: „Die Fundgruben des Gedächtnisses“ (Medäin el-djehed), eine Geschichte der berühmten Männer jener Stadt herausgab.

2) Omar Ben Abd-el-rahman Ben Omar Ordhi, auch Korehi, d. i. aus Kereh, einem Orte bei Bagdad, genannt, der mehrere umfassende Commentare zu andern Werken herausgab. Sie sind folgende: a) Zu der Kofide des Sa'ed-ed-din Muhammed Ben-el-saffar über die Prophetie, die den Titel: Krüch El-Säwi führt. Auch andere commentirten dieses Gedicht. b) Zu dem Werke Schefä, d. i. die Heilung, das über die Vorzüge des Propheten Muhammed und Alies, was ihn betrifft, handelt. Sein Verfaßter ist der 544 (1149—50) verstorbene Imam und Richter Abu'l-saddi Hadd Ben Musa Sa'ebhi, und der Commentar des Ordhi umfaßte nicht weniger als vier Bände.

3) Der Astronom, Schrich und Imam Mowajjed-din Ordhi, den Sulaym Khan, als er die berühmte Sternwarte von Meraga gebaut, von Damaskus zugleich mit Sa'ed-ed-din aus Mesul, Sa'ed-ed-din Alkhalil aus Tiflis und Abdham-ed-din aus Kairin nach Meraga berief. Bekanntlich begann der Bau jener Sternwarte im J. 657 (1259). Auch ist Ordhi Herausgeber astronomischer Tafeln (Zidch), die er zu Ehren des Ala-ed-din der Alchafschin nannte (vergl. Histor. Dynast. p. 54) und Hyde, Syntagma l. Borr. S. XX. fg.). Sein Sohn Muhammed ist Verfasser des verdiensterwerbenden Himmelsgebäude (f. Astronomische Jahrb. von Zach, 1808. S. 101).

4) Omar Ben Abd-el-wehhab Cadiri Ordhi, der Rusfi von Haleb, der im J. 1024 (1615) starb, verkannte sich zur Ehre der Schaffiten und scheint aus Merka gehörig zu sein. Er hat uns eine Kofide hinterlassen, die in 69 Versen gute Lehren und Ermahnungen enthält. Sie führt die Überschrift: Kamlet el-sharif und

*) Isaac Lea, Contributions to Geology. (Philadelphia 1853.) p. 123.

*) Agassiz, Recherches sur les Poissons fossiles. IV, 42, 49, Note.

von einer doppelten Stufe des (subj.) Heiles⁹⁾, deren erste der Glaube sei als Anerkennung und Contemplation, die andere aber die Vertheilung, wie denn schon Clemens zur Vollendung (Realisirung) des Heils die Werke mitgefördert hatte. Nur eine äußere Ordnung waren die allmählig entfallenden und zu Anfang des 4. Jahrh. kirchlich sanctionirten Bedingungsstufen der Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft, *status poenitentialis* oder *anabaptis*; indessen sollten sie doch innere Vorgänge repräsentiren oder bewirken, und scheinen nicht ohne Einfluß auf die Lebensweise über die Belehrung geblieben zu sein. Es ist wahrscheinlich, daß es von dieser kirchlichen Praxis ausgegangen ist, was wir z. B. bei Johannes von Damascus finden¹⁰⁾, daß die Bußthaten als Äquivalent für die Taufe betrachtet wurden, welche eigentlich allein Wiedergeburt und Sündenvergebung bewirke. Vor ihm blieb noch lange die alexandrinische Ansicht von der Unbestimmtheit der besondern Heilswege geltend. „Vielartig,“ sagt Cyrill von Jerusalem¹¹⁾, „ist das Finden des ewigen Lebens, denn der liebe Herr hat nicht eine oder eine zweite, sondern viele Thüren zum Eingange ins ewige Leben eröffnet.“ Mit größerer Anschließung an biblische Ausdrücke sprach hierüber Cyrill von Alexandrien¹²⁾ in jenem Werke, dessen Aufgabe es war, das Entstehen des frommen Lebens im Menschengeiste anzugeben: „über den Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit,“ und worin er zuerst vom Taufe und der Knospe unter der Sünde, zugleich aber von Verurteilung und Belehrung handelt, dann von der Heiligung durch Christus als einzigen Wege, dem Tode aus der Sünde zu entstehen, hernach aber ins Einzelne von der geistlichen Tapferkeit etc. Wenn man findet in diesem Werke nicht den Versuch einer Konstruktion der genannten Lebensstadien, sondern fast nur Allegorien aus dem A. Test. dafür und einen Versuch, die Frage zu beantworten, warum Gott nun nicht vom Anfange an und überall gradus führe zur Heiligung durch den Glauben an Christus und die Rechtfertigung¹³⁾.

Bei der phantastischen Ansbildung des Verständigen im Mittelalter kann die Rede so wenig auf Empfindungen und auf die innern religiösen sittlichen Vorgänge, welche notwendig sind in der Heiligung, daß Melanchthon in der Ap. d. Cor. E. 7.1 sagen konnte: *profertur unum commentarium in Sententias (pontifici) ex tanto scriptorum agmine, qui de modo regenerationis dixerit*. Zumal da die Scholastik die Sinnänderung (*poenitentia*) höchst äußerlich zu einer öffentlichen

kirchlichen Handlung zu einem Sacramente gemacht, und in Beweiskraft von Schmerz, Bekenntniß des Bundes und gute Werke gesetzt hatte. Im Streite darüber, ob nicht die Taufe nur die vorbereitende Gnade, also die Heiligung noch nicht theilte, hatte Clemens V. im J. 1311 ausdrücklich erklärt, daß die Taufe auch die heiligende Gnade theilte. Duns Scotus faßte zwar die Annahme der Gnade geistiger, und meinte, der Mensch könne sich auch dazu bereit und geschickt machen, wurde aber darin von den Thomisten und andern strengen Augustinianern überstimmt. Die praktisch mystische Richtung in der Theologie des Mittelalters forberte mehr vom Menschen. Freilich wurde von vielen vorherrschend die Contemplation zum seligen Leben empfohlen, es wurde der Stufengang zu seligen Empfindungen¹⁴⁾, aber weniger zu heiliger Willenskraft gezeigt, und man gewöhnlich sich, als werthvollstes Mittel und Zeichen der Sinnänderung den Bußschmerz anzusehen, wie auch der heil. Bernhard die Sündenstrafen beifälligt Engelwein nennt. Selbstüberwindung und Reinigung wurde indessen auch zur Contemplation gefordert, bei welcher der Geist Gottes wirksam werde. Schriftgemäß unterscheidet noch Bernbard in der Wirklichkeit des heil. Geistes zur Heiligung eine negative und eine positive Seite, und in jeder nimmt er eine dreifache Abtheilung an. Zur Abtödtung vom Bösen wirke der heil. Geist *Reus* (*compunctio*), Gebet um Vergebung (*nach Rom. 8, 6 supplicatio*) und die Vergebung selbst (*remissio*) nach Joh. 20, 23; zur Vollbringung des Guten dagegen bestärke seine Thätigkeit in Erinnerung des Gedächtnisses, in Beleuchtung der Vernunft und in Bewegung des Willens¹⁵⁾. Doch daß er dies letztere nicht als ein Nachsichander dachte, zeigt sich schon darin, daß er mit Gedächtniß, Vernunft und Willen den ganzen Geist beschreiben wollte. Wie ferner die Erobachtung der Menschen, die noch unbetheilten Sinnes unter der Herrschaft der Welt stehen, verschiedene Zustände derselben zeigt, so unterseht auch Bernbard in Folge seiner Amtsführung und gemäß der b. Schrift mehrere Zustände von solchen, die durch die Gnade Gottes angezogen und bekehrt werden. Er nennt deren fünf, die der Sage nach den spätern Stufen der Heilsordnung ziemlich genau entsprechen. Der erste Status ist der (*sab patre familiaris*), wo die erste Sehnsucht nach Gott und himmlischen Dingen aufsteigt, der andere *sab domino*, wo durch Furcht vor Strafe und Gericht Furcht der Welt und Bekehrung anfängt, ein dritter (*sab magistro et paedagogo*), wo der Christ seinen Herrn noch schulmeisterlich verehrt und nach der Milch bedarf; die gescheiterten Kinder Gottes (*sab patre*) in der Freiheit durch den Geist können harte Epiffe genießen; aber der höchste Stand ist der (*eum sponso*) der völligen Einigung des gereinigten Herzens mit Gott¹⁶⁾. Um zu diesem Ziele zu führen, verlangten die spätern Mystiker eine unbegrenzte Negation aller Welt und Eigenth.

9) Opp. R. T. III. p. 84 nach Hieron. Übers.: Cum dupliciter conat salus credentium per agnitionem fidei et operum perfectiorum, ratio fidei... primus habetur salutis gradus, secundus etc. 10) Barlaam et Jos. c. 11. 11) Cat. 18, 20. 12) Opp. ed. Aub (Laut. 1688). T. I. *Incipit liber de statu hominis*. 13) L. I. Lib. I — VII. und zwar Lib. III. p. 82. Von einem Eingange des geistlichen Lebens nach Analogie des Stufenganges in der Ordo salutis ist p. 29 die Rede, und p. 31: *Incipit propositio de statu hominis* etc. 14) *Incipit propositio de statu hominis* etc. 15) *Incipit propositio de statu hominis* etc. 16) *Incipit propositio de statu hominis* etc.

14) Guigo Carthusiensis schrieb eine Scala paradisi. Die einzelnen Stufen sind: iectio, meditatio, oratio, contemplatio. 15) Sermon I. in Fest. Pent. Opp. ed. Mab. T. I. p. 113. 16) De div. sermo VIII. *modi* qui dicitur, daß die unio mystica auch später noch desponsatio hieß. Heil. Kr. III. p. 411.

Ein „Einsinken, Entwerden“ fordert Heinrich Cys¹⁷⁾, anstatt dies aber nicht als ein „Abdorn der Natur, wobei alle geistlichen Leben blieben“, sondern als Reinigung und Überlassung an Gott („Herausheben“). „Dann müßte folgen Erheben und Leben des Bittes Christi, Speculation und Subtilität und ewlich Einsehen in Gott nach Joh. 17, 24. Diese dritte Stufe wurde nicht von Cys, oder von Kuyper¹⁸⁾“ als wesentlichen Aufgehens in Gott (Vergottung) bezeichnet, was wiederum Gersten mißbilligte. Der dritte Weg, findet sich in der Abornung noch ehrs in der teutschen Theologie, aber auch ohne das der Rechtfertigung durch den Glauben in der Wiedergeburt ein Platz in jener Ordnung angewiesen worden wäre.

Die Grundlehren der Reformatoren mußten daher mehrfach Einfluß haben auf das Denken über die Ordnung des Heils. Woher ging der Weg zur Gerechtigkeit vor Gott durch einen Vernehmungsproceß oder durch heilige Werke, die im Ermangelungsfalle leider durch die Kirche ersetzt werden mußten, nun aber durch den bloßen Glauben. Da folglich Rechtfertigung nun nicht schon so viel hieß als Erneuerung, Heiligung, sondern nur die göttliche That der Rechtsprechung bezeichnete, so trat sie nun aus der Reihenfolge in der Aneignung des Heiles heraus und wurde als dessen objectiver Bedingung vorangestellt. Alle die einzelnen Vorgänge in der Entwicklung des christlichen Lebens nun wurden nach der hrl. Schrift als Thätigkeiten des heil. Geistes beschrieben und ohne scharfe Abgrenzung oder weitere begriffliche Theilung meist in das vierfache gefaßt: Vererbung, Erleuchtung, Heiligung durch den Glauben und Erneuerung¹⁹⁾. Ebenso wenig fand dieser Gegenstand in Melancthon's Locis, der Basis für die ganze e. l. lutherische Dogmatik, eine weitere abgeordnete Ausführung. Nur im loc de poenitentia bezeichnet er den Hergang so: „Erstlich gehört dazu, zur Sündänderung contritio oder Reue und Ehrden vor Gottes Zorn über die Sünde, zum andern der Glaube an Christum; ob jemand dazu das dritte Etich setzen will, nämlich das christliche Leben, welches eine Frucht der Reue ist, soll nie auch nicht zuwider sein.“ Sehr zuwider war dies aber dem streng Augustinisch Gesinnten, welche die Vermischung menschlicher Verdienstlichkeit und Mäandrit in die göttlichen Thätigkeiten der Heilsanweisung bestritten. Und diese spärlichen Erreichungen hatten auf die Lehre von der Wiedergeburt den Einfluß, daß die Art derselben gegen eine dem Glaciis entfallene Äußerung von substantieller Verderbnis und substantieller Neuschöpfung des Menschen genauer bestimmt wurde als Wiedergeburt.

und progressive Stärkung der geistlich-stüthlichen Kräfte. Auch die lebensvolle Auffassung Osiander's von der Rechtfertigung, da sie im Grunde auf der Vereinigung mit Christo und der Aneignung seiner wesentlichen Gerechtigkeit beruhte, hätte, wenn sie nicht gar bald einseitig verworfen worden wäre, eine großartige Ausbildung der Heilsordnung erzeugen können und würde vor der späten Verfallung durch die altlutherischen Dogmen bewahrt haben. Statt dessen wurde der Streit mit der Bestimmung abgesehen, daß der Mensch zur Heiligung durch von Vererbung und Wiedergeburt „aus eigenen natürlichen Kräften so wenig etwas anfangen, wirken oder mitwirken könne, als ein Stein oder Kug²⁰⁾.“ Wede soneniglich dachte Gerbart, aber die Lehre von Wiedergeburt und Heiligung kommt bei ihm nur in dem Abschnitt vom heil. Geiste und dessen Werken vor, wozu er außer jenen beiden auch noch Antrieb zum Gebet, Trost und Versicherung der Gnade aufzählt. Gairt, der grade auf den Artikel von dem Heile in Christo seine größten Friedenshoffnungen baute, führte zuerst für die Aneignung des Heiles einen besondern Titel (*conspirationis*) in die Dogmatik ein, und setzte zu den früher schon gedachten Stufen nach dem Vorgange einer Stelle des großen Katechismus auch die dreifache Verheißung (glorification) hinzu, was eine Zeit lang herrschend blieb.

Im Gegensatz zu der ins Lutherthum wieder eingebrachten scholastischen Behandlung auch dieser Lehre fasste Epener wieder vordringend die Umgestaltung als Hergang und Erfahrungssache und suchte den Weg zum Heile, wozon bisher meist nur das Positive als etwas von Außen Gegebenes jrrigt und kategorisiert worden war, seiner innern Folge nach als Thatfache und Entwicklung des frommen Bewußtseins genauer darzulegen und praktisch zu machen²¹⁾. Nachdem auch die Pietisten in der Folge sich weniger biblisch ausgedrückt haben, als Epener, und daher Widerspruch erregen mit ihrem Drängen auf Erfahrung verschiedener Fortschritte der Heiligung und mit ihrer Herabsetzung der Verfassendbildung und Erkenntnis im Vergleiche mit der Wiedergeburt und andrer religiösen Erfahrung — so waren es doch vielmehr einseitig die Mystiker und Quaker, andererseits die Socinianer, welche die förmliche Ausbildung und Föhrung der heiligen Lehre von der Heilsordnung veranlaßten. Die Socinianer schienen die Wiedergeburt zu äußerlich zu bestimmen, indem sie dieselbe auf die Reformation des bürgerlichen Lebens nach den Vorschriften Jesu beschränkten, und die Vereinigung mit Gott dachten sie nur als heimlich wirkende Gegenwart, wie schon ähnlich die tübinger Theologen in dem seit d. J. 1619 entstandenen Streite mit Feuerborn in Gießen und den sächsischen Theologen, welche das substantielle Einwohnen Gottes in den Wiedergebore-

17) Osiander zu Ulm im J. 1566. „Ein gelassener Mensch muß erschaffen werden von der Creatur, gebildet werden als Christo und überbildet in die Gottheit.“ Aufg. von Eisd. S. 47. Über den letzten Stand: Wenn ein Stein in ein granitiges Wasser fiele, der müßte zerfallen, als sei der Mensch ein granitiges Gefäß und Verfaulen in Gott haben.“ S. 57. 18) S. 1381. Im J. De ornatu spiritualium sapientum, heißt es: quod, der Mensch convertitur seu transformatur et absorbetur in esse divinum. 19) Cui. min. p. 372. 20) Osiander später F. C. p. 667 und in einer noch andern Zusammenfassung F. C. p. 662.

20) Form. conc. p. 662 vom Zustande vor der Vererbung, und p. 666 über die Zeit nach der Wiedergeburt. 21) Einleiche Erklärung der heil. Lehre v. (Ber. 1835) handelt S. 283–294 ganz nach dem oben S. 10 mit dem letzten Katechismus über Vererbung, Erleuchtung, Erneuerung und Heiligung. Aber die Wiedergeburt ist noch besonders die Rede im Art. von der Lust. S. 403 fg.

nen verteidigten, behauptet hatten. Unter den Mystikern war schon in der vorübergehenden Zeit der Grund gelegt zur Ausbildung jenes doppelten Standes, und dazu kamen jetzt nur neue Namen, wie der Stand der Erleuchtung nun auch der Stand der Beschaulichkeit oder des schmachlosten Glaubens hieß, oder neue Uebersetzungen, wie binn der Stand der Vereinigung so sehr auf dem dem Verstande war, daß man auch von körperlicher Vereinigung redete. Als erste Vorbereitungsstufe dazu wurde neben der Reinigung als das Wichtigste dargelegt das stille Bitten, Schweigen und Vergessen seiner selbst. So sprachen die Quaker²²⁾ von der Nothwendigkeit eines inneren Seelenabwäths, ein dreifaches Schweigen hatte Molinos²³⁾ ausgebildet, und über den Nutzen dieses Schweigens hatte sich Wierl²⁴⁾ so vernehmen lassen: „Wächte ich ein Klog, sein oder so viel wirken, als ein Klog eine halbe Stunde, so würde ich ein Prophet und Apostel.“

Durch die Schätze des Gegenwärtigen zu jeder dieser beiden Betrachtungsweisen geleiteten die gelehrten lutherischen Dogmatiker auf eine allseitige Disposition einführenden und zuweilen mit peinlicher Strenge aufzutretende Bestimmung der Heilsordnung. Grade die Antisignanten in der Theologie gegen die Mystiker, Garrov und Hollaz, nahmen beide neuen Stufen des Heils an²⁵⁾, von denen Hollaz versichert, daß sie sich grade wie die Stufen einer Leiter verhalten, ohne deren erste man nicht in die Höhe komme²⁶⁾; wozogen J. B. Breibaupt, und Mystiker, wie Terstegen, mit größerer Einsicht in Gemüthszustände das Fließen derselben erkannten²⁷⁾. Die große Zahl der Gläubigen wurde auch allmählig wieder vernahmt, und das Herrschende ist die Bestimmung Dono's und Reinhard's auf fünf geblieben, die auch an Bedeutung sinken sollten.

Seitdem nämlich mit einer sehr ungründlichen Vereinfachung und dem Ausschneiden des „Localen und Temporellen“ der Inhalt der Lehre von Rechtfertigung, Vergebung und Gnade, den objectiven Bedingungen des Heils in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wo nicht kritisch gestrichelt, doch sehr verdünnt worden war, fehlte sich auch die Wirkungen der angründenden Gnade Gottes

in einzelne Tugendbestrebungen des Menschen um und fesselte nun in die Moral, sowie auch die existenz der bisher unterschiedenen Heilsbewirkungen sich darauf reduciren, daß Gott Gelegenheit und Unterricht gibt, gut und immer besser zu werden. So wurde insbesondere die Wiederkehr einander übergegangen, oder in Vervollkommnungstreiben verwandelt, und als noch verdächtigeres, incommensurables Gut, die geheimnißvolle Vereinigung mit Gott auf eine stiftliche Glückseligkeit im Willen (consequens moralis) beschränkt, wie von Korus, Wegscheider, oder ganz aufgegeben, wie von Ernst und neuerlich von von Ammen, der in seiner Summa nur drei Grade annimmt.

Durch die Wiederaufnahme des positiven Christenthums in die Fülle des frommen Gemüths und durch die Belebung der Idee der kirchlichen Gemeinschaft wurde wie für die gesamte Theologie, so auch für Heiligung innerhalb jener Gemeinschaft wieder mehr Inhalt und Leben gewonnen. „Schleiermacher“ entwickelte auch hier frei von den bisherigen Bestimmungen und mit streng zusammenhängendem Denken das Entstehen eines neuen, religiösen Lebens im Einzelnen aus dem Wesen der Erleuchtung. Nämlich die Befriedigung des im natürlichen Menschen unbedrückten Gottesbewußtseins und die Erlangung einer religiösen Persönlichkeit macht das Wesen der Erleuchtung aus.“ Das neue Leben ist also bedingt durch die Vereinigung mit Christo. Der Act dieser Vereinigung (Wiederkehr) muß nun „zum Beweise der neuem Betrachtung“ unterschieden werden von dem Zustande des fortwährenden Vereintseins (Heiligung). Die Wiederkehr aber schließt eine göttliche Thätigkeit ein, die Sündenvergebung (Rechtfertigung) und eine Veränderung im Menschen (Bekehrung) nämlich Buße und Glauben, d. i. Aneignung der Unfähigkeit und Seligkeit Christi. Auch auf ethischen Gebiete fand diese Lehre eine freie und gründliche Behandlung, welche wieder die inneren Lebensvorgänge in ein äußeres Besserwerden zu setzen, und eine Zusammenstellung von Tugenden und Pflichten zu geben sich begnügte, noch auf der andern Seite die durch die Methodisten in England geforderte Bußferlichkeit zur alleinigen Forderung an alle Heilsbedürftigen rief. So behandelt Schwarz in seinem Handbuche zuerst das innere Leben des Christen, und anschließend von Gnadeneruf und Biederkehr, und von dem „Aufstehen, der Reue und dem Glaubensfing“ als Stadien der Sinneränderung nimmt er die verschiedenen möglichen Momente in der weiten Bildung des christlichen Bewußtseins in Betrachtung²⁸⁾. Nicht wieder zusammengefaßt wurde die Darlegung von der Heilsordnung in der Vereinigung der Moral mit der Dogmatik durch Rüstig. Mit Verwerfung der förmlichen psychologischen Eintheilung des Gnadenerwerbs wird die Erleuchtung als Grundlage für jeden Anfang und jeden Act des werdenden Gnadenerwerbs betrachtet, und daher nicht abgesondert, die Bekehrung dagegen, als erste Vermittelung der Gnadenerwirkung und Anregung der freien Empfanglichkeit des Men-

22) Bergl. Bolch Religionskrit. II. 1. 24. S. 611 ff. Die Annahme ihres „inneren Lichtes“ ist den Bericht des Glaubens zu vernünftigen. 23) Via a mundicia ad vitam spirit. c. 17. ed. Rom. 1768. p. 146. wo ein silentium vorborum, desideriorum und cogitationum gebietet wird. 24) Heiligt 1611. 1. 24. S. 229, wozu in Bergl. S. 85: „Ob ich nach dem Christe schmeide in ein Sytem — ist dich Gott ganz und gar — sohm in ein Vergessen seiner selbst.“ 25) Hollaz, Kramen theol. aetern. nach der Aufg. v. J. 1755. S. 29 des 2. Theils: Bekehrung, Erleuchtung, Befriedigung, Wiederkehr, Rechtfertigung, mystische Einigung, Errettung, Bekehrung, Verberückung, als Thätigkeiten der anwendbaren Gnade. Corpus stimmt in der Ordnung nur bei den ersten beiden Stufen, und setzt an das Ende nicht die Verberückung, sondern die Heiligung. 26) III. p. 224. 27) Breib. Institut. de erod. I. II. p. 19: Non ac si hinc ad raptum differant, sed prout differunt respectu ad singularem meditationem adiacentem. Und ähnlich Terstegen, Briefe, Memorie, (Jahr 1751) 13. Aufl. S. 596: „Es darf eine demüthigte Seele nicht viel über solchen Unterschied der Stände scrupuliren: alle höchsten Stände haben etwas höchstes mit mehr erhaben.“

28) Schleiermacher, Der christl. Glaube. 2. Bd. (Hert. 1862.) S. 369 — 382. 29) Christl. Ethik. 2. Bd. (Leipzig 1840.) S. 15 — 114.

schon, wird vorangestellt die Wiedergeburt aus dem Geiste, welche in der Einheit der Rechtfertigung und der Bekehrung des Lärbers besteht und zur notwendigen Folge die Heiligung des Lebens durch die Gemeinschaft mit dem Erlöser hat²⁹⁾).

So sehen wir allerdings die frühere Bestimmung der Heilsordnung in ihrem durch die lutherische Scholastik entwickelten Detail von allen Richtungen der neuen Theologie verlassen, doch so, daß, wie eine das christliche Leben noch tiefer und weithergefassende Entwicklung der Heilsstände als Momente des werdenden christlichen Bewusstseins oder der religiösen Persönlichkeit geltend zu machen anfängt.

3. Kirchlich-dogmatische Lehre. Indem wir nun die Kirchenlehre von der Heilsordnung geben in ihrer dogmatischen Ausbildung, folgen wir derselben Art und Bestimmung, welche seit Reinhold in den dogmatischen Lehrbüchern gewöhnlich geworden ist, und nach welcher der Heilsstufen fünf angenommen werden. Jede derselben konnte einerseits als ein Gnadenwort Gottes, andererseits als ein Zustand im Menschen angesehen werden, und die erste Betrachtungsweise war die vorherrschende.

1) Berufung ist diejenige Handlung des heil. Geistes, wodurch die Menschen eingeladen werden zu den durch Christus erworbenen und durch den Glauben vermittelten Heilswohlthaten. Als Zustand im Menschen gedacht: das Hören und Aufnehmen des göttlichen Wortes. Die Eintheilung der Berufung in eine mittelbare und auf gewöhnliche Weise durch Wort und Sacrament geschehnde, und in eine unmittelbare, wie die des Paulus war, welche letztere Art von den Rationalisten gelaugnet wurde, wird von den Neuern überbaut für nichtig erklärt. Eine andere Theilung gibt den Umfang an; man unterscheidet danach eine uneigentliche, die Berufung aller Menschen überhaupt, und eine eigentliche, besondere durch das Christenthum. Diese muß gegen mancherlei Irrthümer genauer beschreiben werden: als erstlich von Gott gemeint, als wirksam und zulänglich, als widerstehlich aber doch unausweichlich, besonders aber als universal; dies letzte namentlich gegen die Calvinisten. — Auf die Annahme des durch das Wort Gottes kommenden Rufes folgt nun die durch dasselbe Wort Gottes geschehnde 2) Erleuchtung, d. i. die Wirkung des heil. Geistes, wodurch der Mensch zur Erkenntnis der heilsamen Lehre der christlichen Religion geführt wird. Auch hier wurde eine unmittelbare (übernatürliche) nur für die Zeiten der Apostel, angenommen, für alle folgenden Zeiten die durchs Wort Gottes vermittelte; was man besonders gegen das übernatürliche innere Licht der Mystiker und Quaker zu vertheidigen hatte³⁰⁾. Nur vorübergehend war die vom Quell der Erleuchtung ausgehende Unterweisung in gesegnete Erleuchtung und in ewigliche. In die Erkennt-

niss auch des eigenen Selbst knüpft sich die Reue, welche als Thätigkeit gehört zur 3) Umkehr, Bekehrung (penitentia oder conversio). Sie ist die Handlung des heil. Geistes, nach der er ersten Schmerz über die Sünde im Einzelnen erregt und durch das Gedenken an den wahren Glauben an Christus erlöst, sodas er Vergeltung der Sünden erlangt. In diesem umfassendern Sinne ist conversio gleichbedeutend mit Wiedergeburt (regeneratio³¹⁾) und wird mitbin in das Zweifache zerlegt³²⁾: Reue (contritio), d. i. erschrockenes Bewußtsein durch den Zorn Gottes über die Sünde, gebrochenes Herz, Abscheu vor der Sünde — und Glaube, d. i. hingebener und thätiger Sinn für das Verdienst Christi zu unserer Erlösung. Nach der ältern Begriffsbestimmung besteht der Glaube in historischer Kenntnis, Zustimmung und Vertrauen, wozu Gerechtigkeit noch als viertes Element Verlangen nach Gnade hinzuzusetzt.

Nähere Bestimmungen über Bekehrung oder Wiedergeburt entstanden in Folge alter und neuer Streitigkeiten, die aus übergroßer Strenge oder aus leichter Betrachtungsweise davon entstanden waren. Im Ganzen siegte die mildere Ansicht. Die Wiedergeburt, sagt unsere Kirche gegen die Wiedertäufer und Calvinisten, ist zwar vertheilbar, aber wieder erreichbar, dies gegen die Quaker und Socinianer. Sie ist notwendig aber bei den Erwachsenen³³⁾ successio — gegen die Methodistens und Pietisten auch mehr Erdboden³⁴⁾. Endlich sie ist gültig vor Gott auch ohne Werkthätigkeit — gegen die kathol. Genugthuungslehre, und daher auch spät am Ende des Lebens noch dringend — gegen die Arminianer, die ein Gnadenziel in jedem Leben annehmen, über welchem hinaus keine Möglichkeit der Umkehr mehr liege. 4) Heiligung (sanctificatio) oder Erneuerung (renovatio) schafft der heil. Geist im Wiedererbornen, indem er ein ernstes Streben nach gottwohlgefälliger Tugend erregt³⁵⁾. Man unterscheidet mehr Grade darin. Doch auf Erden werde die Heiligkeit nie eine vollendete — gegen Katholiken, Arminianer und Mystiker, welche mit Berufung auf die Stellen der Johanneischen Briefe vollkommene Heiligung vom Wiedergeborenen forsetzen. Sie lie aber nicht Grund, sondern Folge der Rechtfertigung — gegen den katholischen, Erempelagianismus 3) Geheimnißvollste Einigung mit der Gottheit (unio mystica) nannte man die geistige, aber weichenhafte Verbindung des Gerechtfertigten und Geheiligten mit dem vereinigten Gotte, ebenfalls ein Werk des heil. Geistes; geheimnißvoll wegen Eph. 5, 32. Diese Vereinigung des Menschen mit Gott wurde genauer bestimmt als eine besondere (specialis), gegen Katholiken

29) In den symbolischen Büchern bald unterschieden Form. Conc. p. 661, bald identisch p. 681. Auch sind viele Dogmatiker unterschieden die Wiedergeburt als den göttlichen Akt der bloßen Wandlungsbildung. 30) Es schon Conf. A. p. 12 und Ap. Conf. p. 165. 31) Für die Kinder nach Heiligkeit eine momentane Wiedergeburt aus in der Taufe. 32) 1. B. Dandach, Galos, Dandach baden die Wiedergeburt als ein Moment. 33) A. Conf. p. 68. Eine mager und eine weitere Definition gibt Heiligkeit, der bei renovatio erst auf Justificatio und unio mystica folgen solle.

30) System der christl. Lehre. (Honn 1851.) S. 182 ff. Die Ordnung des christl. 1) Berufung. S. 183–190. 2) Wiedergeburt. S. 190–198. 3) Heiligung. S. 198–229. 31) Noll. G. T. III. p. 258 nach Form. Conc. Schon Gerechtigkeit wollte die ganze Unterscheidung nicht; keine christl. Erleuchtung ist bloß natürlich.

und Socinianer, die nur eine allgemeine Gegenwart wollten, wie alle Menschen in Gott leben, werden und sind, und als eine wirkliche (substantialis)³⁷⁾, nicht essentialis, wie die Trinitarier sagten, oder gar corporalis, was auch in den Ausdrücken der Mystiker vorkam. Ferner ist jene Gegenwart nicht ein bloßes Beistehen (sie ist nicht παρασταντις), sondern gegenwärtiges Einwohnen herbeiführend (μετανοεωστικῇ), endlich wirksam und gnadenreich für den Menschen. Sie tritt auch desponsatio nach dem in der Bibel gebrauchten Bilde von der Ehe für die höchste religiöse Vereinigung. Die neuere Beschränkung vergl. oben in der Geschichte. Allerdings ist insbesondere das jetzt genannte Bild in den kirchlichen Liedern der Bräutigamsgemeinde und sonst viel gemisbraucht worden.

4. Fruchttheilung der kirchlich-dogmatischen Lehre. Anzuerkennen ist fürs Erste die Begirung der Heilstände auf göttliche Causalität; der heil. Geist dringt auch die Heilsanregung hervor, denn aus sich selbst kann der Mensch das religiöse Leben weder anfangen noch vollbringen³⁸⁾. Christus, von dem der heil. Geist auf uns ausgeht, ist das Ziel unseres Weges, denn er ist das Leben, aber derselbe Christus nennt sich auch den Weg, Joh. 14, 6. Von dem Wege zum Leben nun heisst es Matth. 7, 14, er ist schmal, dennoch ist von einer genaueren Abklärung derselben im N. Test. nichts zu finden. Auch die Paulinische ἀκολουθία χριστοῦ Eph. 3, 2 ist nicht Zurechnung im bestimmten Quantum, sondern Ertheilung der Gnade überhaupt.

Wenn nun auch die in der kirchlichen Lehre für die einzelnen Stufen oder Stände des Heils gebrauchten Bezeichnungen aus dem neuen Test. entnommen sind (ἀγι-σμός 1 Kor. 1, 26. Eph. 1, 13. 4, 1. 4. Phil. 3, 14. Röm. 11, 29; γοργισμός 2 Kor. 4, 4. 6. Eph. 1, 18; ἰννοσμογῇ est Apostelgeseh. 15, 3; μετάνοια Matth. 3, 18. Apostelgeseh. 11, 18; μετανοήσας Tit. 3, 15; γοργισμοῦ ἁγίου Joh. 3, 3, 7; ἁγιασμός 2 Thess. 2, 13. 1 Petr. 1, 2. 1 Kor. 1, 30; γοργισμοῦ Joh. 14, 23, vergl. Eph. 5, 32; ῥαβὶς θεοῦ 1 Kor. 3, 16 u. öfter), dennoch ist weder grade diese Auswahl, noch grade diese Ordnung derselben, womit das anfangende und fortgehende Heil in einzelnen Menschen bezeichnet wird, im neuen Test. irgendwo an die Hand gegeben. Man hat zwar in den Katakomben der Bergpredigt einen Stufenweg finden wollen von Gemüthszuständen, die zur Annahme des Heils zu durchgehen seien; allein ohne Zusammenhang darin auch gegeben, so liegt doch darin nicht, daß jeder alle jene Zustände durchzumachen habe, vielmehr sollten vielerlei Menschen eingeladen und schon im Voraus fertig gepriest werden, und dann ist da nicht vom Fortgange, sondern nur von einer ersten Stufe des subjectiven Heils die Rede, der geistlichen Armut; endlich würde grade dieser in der dogmatisch-kirchlichen Bewegung fehlen, oder erst mit dem zur Befreiung nothwendigen Gebrochensein des Her-

zens zusammenfallen. Was die Auswahl betrifft, so hätte man noch mehr Ausdruck hier einbringen können, wie dies auch von vielen älteren Dogmatikern mit Berufung auf Schriftworte geschehen ist — oder auch das Ganze vereinfachen können; man hätte nur nicht bildlich Ausdrücke zusammenstellen sollen, denen verschiedene Anschauungen zum Grunde liegen, die also schon darum keine Fortsetzung oder Stufenfolge geben können, wie Licht und Dunkel, und Licht und Auf. Eher hätte man diejenigen Bilder zusammenstellen können, welche auf derselben Vergleich beruhen, namentlich die, welche von den Stufen des irdischen physischen Lebens genommen sind, wie das der heil. Bernhard that; vergl. oben in der Geschichte. Ueberhaupt hätte man nicht selten Johanneseische und Paulinische Heilsordnung durcheinandringen und mit einander versetzen. Ebenso wenig läßt sich die Entfaltung psychologisch begreifen und rechtfertigen. Vermöge der Einheit des Geistes kann weder im Menschen eine Seite der Apperception aufgeben und thätig sein, ohne die andere mit in dasselbe Verhältnis zu setzen — Ohr und Auge des Geistes werden zugleich berührt; noch kann im Worte Gottes, durch welches der heil. Geist wirkt, ein Donnersturm in die Seele des Sünders ebrechen, ohne sie zugleich zu durchleuchten, oder ein milder geräucherter Zug sich anfünden, ohne daß das Innere davon angegriffen und flor würde. Aus ähnlichem Grunde muß diejenige Ausfüllung als unstatthaft verfallen werden, wonach zwar nicht eine feste Regel für die Fortbildung der gesammten Lebensorgane und Lebensform behauptet werden, eine Reihenfolge einiger der kirchlichen Heilskräfte aber doch insofern Statt finden soll, daß damit bezeichnet würde, wie eins nach dem andern der drei Hauptvermögen des menschlichen Geistes zur Heiligung durchdringe. So soll der Erkenntnisseite die Erleuchtung angeden, der Gefühlseite die Verbindung mit der Gottheit, der Willensseite die Heiligung, bald öfter sich die eine und bald die andre Seite zuerst, und durchdringe dann die übrigen³⁹⁾. Dagegen ist dies beides, daß einmal eine solche Beschränkung, wenn man auch nur an das vorerwähnte denken wollte, höchstens der Erleuchtung gelten könnte, wiewol Licht und Erleuchtung bei Johannes und sonst im N. Test. auch mehr als dem Verstand anheim; entschieden aber kommt die unsio dem Willen in gleichem Maße zu, als der Empfindung, und entschieden meint die Heiligung von Anfang an den ganzen Menschen. Das andere aber, was dagegen ist, daß sich schon längst geltend gemacht, daß überhaupt jene Entfaltung des menschlichen Geistes in drei Hauptvermögen nicht dazu dient, Erleuchtungen im Gesamtleben des Geistes, wie Entwicklung und Steigerung seiner Kraft, welche eine einige ist, zu analysiren und zu verdeutlichen. Festzuhalten wird von diesem Erklärungsversuche nur die allgemeine Bemerkung sein, daß die im modernen Christen nothwendige Gestaltung des Christus in uns, sich nach der subjectiven Beschaffenheit des Einzelnen

37) So auch schon Euther ad psalm. LI: Habitat Spir. S. vera in creditibus, non solum per dona sed quoad substantiam. Neque hic dona sua dat, ut ipso allii sit, aut dormiat. 38) Vergl. Schlegelsmachers, Christl. Glaub. 2. Th. S. 347.

39) So Knuth. Inst. de cred. p. 156: Illuminatio magis intellectum, regeneratio magis voluntatem respicit. Ferner noch Streub. Dogmatik. S. 378.

modifiziert, und daß also ein und derselbe Typus nicht für alle zu fordern ist. Und zwar wird sich die Heilsanweisung verschieden gestalten theils nach der vorherrschenden natürlichen Art, Temperament, Charakter *u.* theils nach dem Grade der Störung des natürlichen Gottesbewußtseins und resp. nach dem Grade des natürlichen Verderbens, wiewol auch so noch Factoren übrig bleiben, die nur mit Überschauung vom Ganzen einen vielfach verschiedenen Einzelfall und des Weitebens überhaupt in ihrer Function derrohtreten können: unerforschlich sind seine Wege, Röm. 11, 33.

Sonach ist zwar als Hauptmoment im Werden des christlichen Bewußtseins die Änderung des ganzen Menschen zu betrachten, welche das N. Test. als Wiedergeburt von Allen fordert, und worunter es die Anfänge von Buße und Glauben begreift. „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er nicht in das Himmelreich kommen“, sagt Christus zu einem Manne, von dem es wahrscheinlich ist, daß er durch die Strenge in der Gesetzesbeobachtung von sinnlichen Ausbrüchen und somit von den größten Graden der Verderbtheit frei blieb; und jene Forderung ist an sich so allgemein ausgesprochen, daß darüber kein Zweifel sein kann; auch bei solchen, welche schon leidlich gut sind, eine totale Lebensumbildung notwendig. Zielwerk ist dabei nur zu ermitteln: Gibt es vorher zu durchgehende Annäherungsstufen, oder in welchem Verhältnisse steht die Wiedergeburt zu Berufung und Erleuchtung? Und dann: Ist die Wiedergeburt selbst und die Befreiung in ihrer wahren Form ein allmählicher Vorgang oder ein plötzlicher, und wenigstens innerhalb eines bestimmten Zeitraums fühlbarer? — Was die sogenannten dreien ersten Heilsstufen betrifft, so kann die Berufung, gedacht als Act Gottes, danach er Allen die Gnade bestimmte und seinerseits an Alle gelangen läßt, nicht schon in die Reihe der Lebensbildung im Menschen gesetzt werden, sondern gehört in die objectiv Seite der Gnade zu, den Heilsbeschlüssen Gottes. Wird sie aber als Zustand im Menschen aufgefaßt, als das erste Bekanntwerden und Berührtwerden mit dem Heilswillen Gottes, so ist es entweder bloßes Hören, und dann noch nicht Anfang der Heilsanweisung, oder es schließt ein Empfanglichwerden und eine Annahme ein, und dann ist es schon wesentlich dasselbe was Wiedergeburt: es ist ein Anfang der Durchdringung von einem andern Lebenslemente und andererseits der Anfang des Umwälzes des alten Lebens. So war in der Anrede, die Paulus in Verwunderung setzte, ebenso sehr als in der Berufung des Paulus auf dem Wege nach Damascus das Neue schon geboren. Wirklich wird auch das Wort Berufung 2 Pet. 1, 10 rein subjectiv gebraucht vom entslandenen Gnadenebewußtsein⁴¹⁾. Soll nun ferner Erleuchtung bloß Ertheilung des zum Christenthume nöthigen Unterrichts sein, so gibt das an sich noch keine Potenz des religiös-sittlichen Bewußtseins und ist keine Heilsanweisung; ist sie aber die Genefis oder Gennefis des Glaubens und Friedens durch

das Wort Gottes, so ist sie nicht verschieden von der Wiedergeburt und von jeder Steigerung des Heiligungssinnes und Heiligungserfolges⁴²⁾, denn es geht dabei immer von Glauben zu Glauben, Röm. 1, 17. Es ergibt sich also die gründliche Auffassung von Licht und Erleuchtung im N. Test., zumal Hebr. 6, 4 u. 10, 32, verbietet auch die Erleuchtung von den Anfängen des Heils in der Wiedergeburt abzulondern. Und so muß auch von der gewöhnlich erst nach Wiedergeburt und Heiligung geschehen Vereinigung mit der Gottheit schon in der Wiedergeburt eine, wenn auch geringere, Potenz sein, sonst könnte sie gar nicht zu Stande kommen⁴³⁾. Wenn nun aber Berufung und Erleuchtung wesentlich schon Coefficienten der Wiedergeburt selbst sind, so reducirt sich die uns beschäftigende Frage nach der Heilsordnung vornehmlich auf die Frage, wie die Wiedergeburt entsteht, zugleich aber scheint sie durch die Aufnahme jener Anfänge zu sehr zu einem langen Werden ausgehört, wogegen von Andern der Behauptung steht, die Wiedergeburt sei, wie die physische Geburt, ein Moment, sie sei das göttliche Werk eines bestimmten Zeitpunkts, einer Epoche im Leben, die allerdings viele wiedergeborene Christen in ihrem Leben angegeben haben. Darum sind aber plötzliche Befreiungen, die oftmals keine Früchte getragen, wenn auch nicht selten bleibende Heiligung gewirkt haben, nicht als Norm für Umwandlung überhaupt aufzustellen; noch ist zu verlangen, wie es die Galatinsien pflegen, daß Jeder über seine Wiedergeburt eine bestimmte Zeit müsse angeben können, da christliche Zustände auch unbewußt vorhanden sein können⁴⁴⁾, wenn auch von der andern Seite nicht gemaint werden darf, bei christlicher Erziehung bedürfte es nur der Vere vollkommnung, nicht der Umwandlung. Das Nöthige liegt schon in der neuteamentlichen Ausprägung der Heilsordnung, welche wir notwendig auch noch jetzt von Christo ausgehend denken müssen, sobald die der Apostel als Vorbild gelten darf. Aufgewachsen im Schooße frommer Freundschaft, derobert durch das Gesetz und geführt noch vom letzten Propheten, tritt ein Johannes in die Gemeinschaft des Erlösers, und wenn auch nicht ohne Buße vom Täufer entlassen, wuchs er doch allmählig von Glauben zu Glauben und von Klarheit zu Klarheit ohne große Brüche im Leben mit seinem Meister. In der Schule Samaria's dagegen sog sich ein Paulus erst voll von Gegenseit und Widerspruch wider das Christliche, und trieb sich von einem vagen unternehmenen Vermischungsacte zu dem andern, bis er in einem Romer auf die innigste unmittelbare Weise vom Herrn der Geister ergrieffen, auf einmal innestrich und dem entgegengeetzten Lebensstriebe folgte. Und durch die ganze Geschichte zeigt sich dieser doppelte

40) So findet die Berufung auch in der Darstellung der Heilsanweisung durch Schillermacher keine abgeordnete Stellung.

41) Vergl. Klisch, Eph. S. 185: „Jeder Act der dreien Gnade muß wiederum ein Act der Erleuchtung sein.“ 42) Schillermacher, „Das neue Leben ist bedingt durch die Bekehrung mit Christo.“ 43) Schillermacher II. S. 357: „Vervollständigen, — der Wendepunkt müßte auch im Bewußtsein so heftig geschehen erscheinen, daß jeder Christ Zeit und Stunde derselben angeben vermöge, das bricht nur willkürlich Verstellten einsehen für die göttliche Gnade, und kann keine andere Folge haben, als die Gemüther zu verwirren.“ Vergl. auch Klisch, Eph. S. 196.

Appus. Einen Justinus, Clemens, Drigenes, Gregor vom Nazianz, Chrysostomus, sehen wir auf dem Johanneseischen Wege zum neuen Leben hindurchbringen, in der Reihe der Paulus ähnlichen stehen Augustin, Cyprian, Franziskus, Tauler, Wilschried etc. ").

Die beschrieben nun auch innerhalb der beiden Hauptrichtungen und Arten die einzelnen Wege bleiben, dadurch die Christen Christen werden, „immer ist es ein Reueklorenworten. Einmal muß die innere Schöpfung vor sich gehen, es sei nun urspünglich, wie mit jenem Worte: es werde Licht, oder es geschehe allmählig, indem der Keim des ewigen Lebens in das Bewußtsein heraufsteigt, wie im Frühlinge die Erde sich erweckt, immer ist es die Gotteskraft, und ohne sie ist keiner noch in das Reich Gottes eingetreten“ "). (Dietrich.)

ORIS *Rinnu* (Mollusca). Eine Gastropodenart, aufgestellt hat; sie scheint viel Verwandtschaft mit *Limax* zu haben. Der Körper ist länglich, der Mantel fleischig und geht kaum über den Fuß hinaus, die vier Tentakeln sind ziemlich gleich, der Mund ist mit Kiemen versehen. Von der einzigen Art *Forreusaeel* v. a. a. D. folgende Beschreibung geliefert: Der Körper ist etwas cylindrisch, weich, breit, vorn etwas gestutzt, hinten in eine Spitze verlängert, mit einem fleischigen, ganz glatten, halb durchscheinenden Mantel bedeckt, der kaum über den Fuß hinausreicht und wenn sich der Kopf zurückzieht, diesen bedeckt; der letztere ist an seinem Ende zwischen dem Rande der Spitze und des Mantels mit einem runden Lustloch versehen, welches das Thier nach Willkür öffnet und schließt. Der Mund ist mit zwei festen Platten versehen, welche eine dunkelbraune Farbe haben und fast den Kiemen der Argonauten gleichen und zur Hälfte mit einer dünnen Haut bedeckt sind, welche man als die Lippen betrachtet. Der Schlund ist muskulös und der Magen kurz und dünn; die Tentakeln sind dunkel, fast gleich groß, an der Zahl vier, oben am vordern Theile des Rückens wenig von einander getrennt aufliegend. Der Beobachter sah sie nie ganz von dem Thiere eingehen, wie dies die Schnecken thun. Die Augen sind sehr klein gegen die Größe der vordern Tentakeln liegend. Etwas unter diesen letztern an der rechten Seite findet sich eine Öffnung für die Kiemen und andern innern Eingeweide (?), aus welcher auch ein fleischiger weicher Tentakel vortritt, welcher wol ein Geschlechtsorgan ist. Der obere Theil, welcher den Rücken bildet, ist sanft gewölbt und aufbraun gefärbt, die Seiten ziehen in das Gelbe und der sehr lange Fuß ist weißlichgelb mit einem dunklen Rande, die Länge beträgt 38, die Breite 8 Millimetres. Das Thier findet sich im Frühjahr und Sommer in mäßigen schlammigen Tiefen. (D. Thon.)

ORKNEYINGA SAGA, Sage (Geschichte) der

Orkneyinger, der Bewohner von Orkney, heißt ein isländisches Geschichtswerk, das noch in der Blüthe der isländischen Geschichtsschreibung geschrieben ist. Die Sage ist noch rein und krafftvoll und die Behandlung des Stoffes in gutem Geschmacke. Sein hauptsächlichster Inhalt sind die ausführlichen Lebensbeschreibungen einiger Jarlar von Orkney, so des Jarls Thorfinn's und seiner Söhne im 11. des brüderlichen Magnus und seines Bruders Hakon, und des Jarls Rögnvald und Swein Aleiss-son's des berühmten Ergrers der Jarlar im 12. Jahrh. Von den Begräbnissen, welche dazwischen fallen, werden nur kurze Nachrichten gegeben. So auch von den Begebenheiten, welche sich nach dem Tode Swein Aleiss-son's ereignen. Dieser hatte auch, da er wegen eines Todes schlag vom Jarl Pal (Paul) gedöht war, wegen seiner Kämpfe mit den Jarlen reichen Stoff zur Geschichte gegeben. Die Geschichtserzählung, wiewol sich kurz fassend, wird dann fortgeführt bis zur Verbrennung des habgütigen Bischofs Adam von Katanes 1222 und der Krone, die deshalb der König von Schottland Alexander, nimmt. Mit dem Schluß der Orkneyinga-Saga verliert ein herrliches Licht für die Orkneyische Geschichte, hauptsächlich in Beziehung auf die Jarlar. Der Verfasser hebt hier ihre Geschichte genealogisch mit dem rein sagenhaften norwegischen Helden, mit dem Feinrikt (dem alten Riesen) und dessen Urenkel Thorri und Urenkelind vor, dem Bruder Thor's, an, und führt ihre Geschichte in die geschichtlichen Zeiten herab, und ihre Geschichte von dem Jarl Rögnvald von Märi, dem Harald der Haarschöne auf seiner siegreichen Herrschaft im Westen die Orkneys gab'), bis zum Jarl Harald, Maddad's Sohn, der im J. 1206 starb. Die Reihe dieser Jarlar ist aber folgende:

1) Rögnvald, Eissin's Stuma's Sohn, behält die Orkneys nicht, sondern gibt sie sogleich seinem Bruder Sigurd, Eissin's Stuma's Sohn, und deshalb wird Sigurd als der erste Jarl von Orkney aufgeführt. Dieser wird von Harald dem Haarschönen zum Jarl gemacht, schließt Genossenschaft mit Adorik dem Rothem, herrt in Schottland und eignet sich Katanes und Suberland bis Gjalshafi (Gjalsberg) zu, erschlägt den schottischen Thane Melbrigte, bindet sein Haupt an den Steigbügel. Ein reitender Zahn desselben zieht seinem Fuß eine Schwellung, und diese dem Jarl den Tod zu. Dann regiert die Lande 2) Guthorm, Sigurd's Sohn, ein Jahr und stirbt kinderlos. Nach seinem Tode setzen sich in die Lande viele Bissinger (Eerudar), Dänen und Norwägen). 3) Hallak, Rögnvald's Sohn, wird von seinem Vater, dem Jarl von Märi, als Jarl nach dem Orkneys gesendet, kann aber die Eplande vor dem Bissingen nicht verteidigen, wölft sich deshalb aus dem Jarlsige (d. h. legt die Jarlswürde feierlich nieder) und nimmt Hallak's Reich'), und kehrt nach Norwegen zu-

41) Diese Geschichte als Beleg hierzu enthält: Reig, Skizze der Naturgeschichte, und Thiergeog., Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. Mit Bezeichnung: Reander's Denkmalen, 1819, von Schwarz, Göttingen. 2. Bd. S. 26—34. 42) Schwarz a. a. O. S. 25.

1) Reig. J. Bacher, Escrii Scutellon's Wittre. 1. Bd. S. 198. Nach Schöningh, Chronologie ad historiam Norrii Fidei, Illustrandum pertinent in 1. Bd. S. Lit. der geog. Topog. der Heimskringla. 2) Harald's Herrschaft nach den Orkneys im Jahr 888. 3) Reig. J. Bacher a. a. O. S. 199, 200, 2) Ebend. S. 211.

4) Einar, Torf-Einar genannt, Khanwats-Sohn, aber von einer Mutter aus Sklavengesinde, unternimmt eine Fahrt nach den Dnepr, erliegt in einem Stetrefßen die Wikingen Thorir Aetlegg und Kalfs Skufa, und macht sich zum Jarl. Vor Halstan Hægg, dem Sohne Harald's des Haardschönen, muß Einar aus den Eplanden entfliehen, kommt aber im Heerle zu rüst, und besigt ihn in einer Schlacht, fängt ihn am andern Tage und jamerhet ihm den blutigen Äler, und nimmt die Dneprer wieder, weil ee sie zuvorn gebau König Harald fahet *) mit gewaltige Heeresmacht nach den Dneprar'n Jarl Einar zieht sich hinüber auf Katan. Durch Unterandlungen kommt die Sache dahin, daß Jarl Einar die Sache auf den Spruch des Königs Harald stellt. Dieser verurtheilt den Jarl und Dnepringar (Gewodnen von Dnepr) zur Zahlung von 60000 Mark Silbers. Einar übernimmt für die Dnepringar die Zahlung der Schuld allein. Dafür versprechen sie ihm ihre Deale (freien Erbschiffungen) und die Jarlar haben auf den Dnepr die Deale, die Sigurd Edwismos die Deale jurübragt **). Einar wird des Königs Harald's Mann und nimmt die Lande vom Könige zu Lehn, doch soll er keine Schatzungen davon zahlen, weil damals dort großer Schaden durch Verberang der Wikingen ist Jarl Einar herrschet lange über die Dneprar, und wird durch Krankheit todt. 5) Arnell und Glendri und Thorfinn Hauskalfs, Edhne Torf-Einar's, Jarlar von Dnepr, nach ihres Vaters Tode. Aber in ihren Tagen kommt aus Norwegen Einir Woddr (Wuarter), und werden ba die Jarlar, ihm aberkramschuldig (beresolgsplüchtig, zinsplüchtig), hyskylldir (i. §. 8. Wächter, Enarri Gwefelon's Weitrreis i. B. v. S. 237). Arnell und Glendri werden von König Einir Wudari mit aus den Dnepr auf die Kaufahrt nach England genommen. Einir wagt sich zu weit in das Land hinein, und fällt in einer blutigen Schlacht und die Jarlar mit ihm ***). 6) Thoridri (Thorfinn) Haassaklfir (Schadepalster), Sohn Torf-Einar's, Jarl von Dnepr, verliert die Herrschaft, als Einir's Edhne sich die Dneprar unterwerfen und die Schatzungen davon nehmen. Als diese aber bei dem Unfrieden zwischen dem Könige Halstan dem Guten vom Danemar und dem Könige Harald Gorms-son von Danemar, ihre Fahrt nach Danemar rüßen, erhalt Thorfinn's Sohn, Einir (Aenfinn), die Schwesche der Einir'söhne, zur Gemahlin, und dann setzt sich Jarl Thorfir wieder zu den Dneprar, als die Einir'söhne fort fahren ***). Thorfir ist lange Jarl in Dneprar, ist großer Häuptling und kriegerisch, stirbt an Krankheit und hinterläßt fünf Edhne: a) Arnfrid (Arfinar), b) Harward Arsaal, c) Ljofir, d) Skuli und e) Lödwir (Rubwja) Ihre Mutter ist Orleaud, die Tochter des

Jaks Dzungad von Katanes, und Grelaud's Mutter Grog, die Tochter Thorstein's Kaubi's. 7) Arnkist (Arnfinn), Thorfinn's Sohn, Jarl von Drinney, wird auf Veranlassung seiner Gemahlin Ragnbild, der Tochter des Königs Erich Blutor, in Norfol auf Katanes erschlagen. 8) Hamard Afsal, Thorfinn's Sohn, Jarl von Drinney, heirathet die Gattin und Mörderin seines Bruders und folgt ihm im Jarlthume, ist ein auer Håupling, d. h. regiert die Gelande nur. Unter ihm herrscht fruchtbarste Zeit und Uebersuß an Fülle der Erzeugnisse des Landes und des Meer, und er erhält den Beinamen des Glücklichen durch fruchtbarste Zeit. Hamard's Schwesterfönn, der Witting Einar Kining, läßt sich von Ragnbild zur Verheirathung seines Oheims beirathen, fällt mit ihr einen Vertrag, sie zu beirathen und in dem Jarlthume zu folgen. Hamard fällt in der Schlacht gegen seine Neffen, an dem Orte, wo davon den Namen Havarðsangerur erhält. Einar Kining wird von allen verachtet, und selbst von Ragnbild, die sich nicht zur Gmoinn der Unthat machen will. Wie reigt einen andern Schweserfönn Hamard's, Namens Einar Hardbjöft, zur Rache. Dieser erschlagt seinen gleichnamigen Vetter meuchlings, um von Ragnbild das Jarlthum zu erbalten. Aber diese betrahtet Eit, und so erhält dieser das Jarlthum und wird ein großer Håupling. Er läßt nach dem Rade Ragnbild's Einar's Hardbjöft erschlagen. 9) Eit und Ektli, Thorfinn's Söhne, Jarl-ae von Drinney, aber im Kampfe mit einander. Ektli hat sich nämlich von dem Schwertentönlige den Jaclnamen erteilen lassen und bekriegt nun seinen Bruder, wird in der Schlacht geschlagen und flüchtet nach Katanes. Mit Hilfe der Schwöten bringt er wieder ein großes Meer zusammen. In Dalfir auf Katanes wird eine gewaltige Schlacht geschlagen, Eit, Anfangs durch die Schwöten hart bedrängt, steigt über sie durch seine Feldherrngabe. Jarl Ektli erflegt Ales, die Eitnigen von der Flucht zurückzuhalten, fällt aber endlich im düstesten Haufen der Feinde kämpfend. Der Sieger Eit unterwerft sich Katanes und dekapitirt es. Nun Ausflammung des Krieges zwischen den Schwöten und Eit, dem größten Herrmann. Endlich greift der schottische Graf Macbragg mit überlegener Fretsmacht Eiten in den steter Stempeln, im Bezirke Katanes, an. Aber der tapferere Eit siegt, läßt jedoch wenige Tage darauf an seiner erhaltenden Wunde. Ihm folgt im Jarlthume sein Bruder. 10) Håbmer, Thorfinn's Sohn, wird auch für einen thatkräftigen und ruhmreichen Fürst-n gehalten und ein großer Håupling genannt, aber seine Thaten nicht beirathet (unter Håbmer oder einem seiner vordrängenden Brüder wird jedoch die Herrschaft der Jarlar wieder eine Zeit lang unterbrochen, indem die Witwe des Königs Erich Blutor und ihre Söhne vor dem Jarl Håkon- weichen müssen), und einige Zeit auf den Drinnesse flucht aufhalten). Mit Audna, der Tochter des Königs Hå-

4) Nach Schönning im J. 895. 5) E. B. Wächter a. a. D. S. 215—220 und den Art. Kinnar, Jarl von Orkney, denn dieser Jarl, der auch ein berühmter Platte ist, verdient die Widmung eines eigenen Artikels. 6) E. Heimskringla, S. Hakonar Goda Cap. 4. Nach Schönning fielen Grim und die Särter Kinnell und Orskell im J. 952. 7) Vergl. Heimskringla, Söge Hoken des Guten. Cap. 4, 10.

8) Rämlich Amsel, f. H. Bachter a. d. I. E. 28. 9) Hamar's niedere Miste oder Hamar's Landstrich. 10) Die Feinstrengia sagt nämlich in der Sage von Olaf Trygvasson Cap. 16, bei H. Bachter d. Ed. E. 190, von Gungliss und ihren Söhnen: fahren zuerst zu den Ockfagar, und verwüsten sie

wol von Island, zeugt Jarl Hildwær (Ludwig) seinen Nachfolger 11) Sigurd den Diden, Hildwær's Sohn. Dieser ist außer seinem Sohne Þorfinn der ausgezeichnetste der Jarlar von Orkney als Kriegsheld und an Macht. Sein Reich umfaßte außer Katanes noch die besten Landschaften Schottlands, nämlich Näs, Morav, Sudeland und Dalre. Jedes Jahr sendet er seine Flotte und seine Truppen auf Plünderung nach den Fäbuden (die er auch zur Entrichtung jährlicher Schatzung zwangt)¹²⁾, und nach Schottland und Irland. Von dem schottischen Grafen Finnleif wird er an einem bestimmten Tage zur Schlacht in dem stillen Cumppe auf Katanes gefordert, oder um die für die Altersumstände wichtige Redensart beizubehalten, Finnleif habe sie (d. h. Redte mit Haselstäben ab) dem Jarl Sigurd Gsfilð (völl) auf Stridangei auf Katanes, und benannte einen Tag zur Schlacht. Um sein Heer so stark und willig als möglich zu machen, gibt Hildwær den Bonden, die sich mit der Uebermacht zu schlagen nicht gereicht sind, die Ddale zurück, und siet in der härtesten Schlacht, in welcher sieben Schotten auf einen Mann Sigurd's kommen. Die Bonden, welche in dieser Schlacht ihre Ddale verliert verdienen, hatten sie jedoch nicht ohne lästige Bedingungen zurückgehalten, welche weiter unten erdellen werden. Von Dlaf Traggvason wird der Jarl gefangen genommen und er und sein Volk zur Annahme des Christenthums gezwungen¹³⁾, schwört ihm den Eid der Treue, wieb sein Mann, und gibt ihm seinen Sohn Hrold oder Hund zu Geisel, den Dlaf mit nach Norwegen nimmt, Hrold siet nach einigen Jahren, und seitdem leistet Jarl Sigurd Digei dem Könige Dlaf keine Gehorsamschuldigkeit (lyaskylla) mehr. Er heirathet die Tochter des Schottenkönigs Malkolm, und ihr Sohn ist Þorfinn. Aber die ältren Söhne des Jarls Sigurd sind Sumarlibi, Þrussi und Einar Rangemur (Schiefmund). Vier oder fünf Winter nach dem Fall Dlaf's Traggvason's (gest. 1000) fährt Jarl Sigurd nach Island, legt aber seine ältren Söhne zu Verrückung der Lande. Þorfinn sendet er zu seinem Muttervater, dem Schottenkönige. Sigurd siet dem Eittrugga Sittlegg, der seinen Vater, den König Brian von Island, bestrigt, zu Hilfe, indem ihm Eittrugga, wenn Brian fällt, dessen Gemahlin zur Frau und sein Reich verspricht. In der Schlacht, die Brian's Schlacht heißt, thut Sigurd Wunder der Tapferkeit. Aber er fällt durch einen Pfeilschuß¹⁴⁾ und der Sieg geht für Eittrugga fast ver-

loren. Aber Brian fällt. Als man in den Orkneyar den Tod Sigurd's Digei's hört, da werden seine Söhne zu Jarlen genommen. 12) Sumarlibi Þrussi und Einar, Sigurd's Söhne, theilen die Lande in drei Theile unter sich. Ihr Halbbruder Þorfinn, Sigurdson ist damals fünf Winter alt, als sein Vater fällt. Jetzt gibt der Schottenkönig seinem Blutsfreunde Katanes und Suderland und Jarlsnamen. Þorfinn wächst schnell heran, und wird ein grüßiger, harter, grimmer und in die Zukunft schauernd Mann. Dessen gedentet Amor Jarlakall (Stolze der Jarlar):

Welkemann löst sich (aa), das Land zu beschützen
Christapfer und zu suchen¹⁵⁾
Jünger¹⁶⁾, als Einar's Bruder
Kia Wessich unter der Wollen's Halle.

Die Brüder Einar und Þrussi sind sich ungleich, dieser sanft, beliebt und freisinnig, jener streng, unbeliebt, habgüchsig und ein großer Herrmann, wie sein Vater. Nach dem bald erfolgenden Tode des ältsten Bruders Sumarlibi verlangt Þorfinn seinen Theil in den Orkneyar. Aber Einar antwortet, daß Þorfinn dritt Theil Katanes und Suderland, das Reich, das früher ihr Vater Jarl Sigurd gehabt hatte, und daß das viel größer wäre als der dritte Theil von den Orkneyar. Der nicht habgüchtige Þrussi jedoch willigt in die Theilung für seine Hand, und begnügt sich mit dem Dritttheil. Da nimmt Einar unter sich zwei Theile der Eplande, wird ein mächtiger Mann, und begibt sich in den Sommern auf Raubfahrten, und entbietet dazu viele Mannschaft aus den Eplanden. Den Bonden wird diese Arbeit leidig. Aber der Jarl achtet keine Beläst, und in seinem Reiche wird theure Zeit. Aber in Þrussi's Theile ist Hülfe an nährenden Erzeugnissen und Ruhe, und er darum bei den Bonden beliebt. Die Bonden thun auf den Thingen (Gerichtsversammlungen) dem Jarl Einar Vorstellungen dach Þorleif, Amund's Sohn. Aber der Jarl gibt kein Gehör und Þorleif siet, um des Jarls Zorn zu entgehen, hinüber nach Katanes und wird des Pflegers des Jarls Þorfinn's und deshalb genannt Þorleif Koftri. Auch mehrte andere mächtige Männer sieten vor der Gewalt des Jarls Einar ihre Ddale und hinderte zum Jarl Þorfinn und anderswärts hin. 13) Þrussi, Einar und Þorfinn, Sigurd's Söhne, Jarlar von Orkney. Als Þorfinn erwachsen, verlangt er von Einar den dritten Theil der Eplande. Einar will sein Reich nicht vermindern. Da siet Þorfinn mit Þerredmachi in die Eplande. Þrussi siet einen Vergleich, nach welchem Þorfinn einen Dritttheil erhält. Þrussi und Einar legen ihre Theile zusammen, aber so, daß Einar allein darüber herrschen soll. Siet der eine Bruder, soll der überlebende ihre Lande erhalten. Unbillig dünkte dieser Vergleich, da Þrussi einen Sohn Rög-

bert eine Zeit lang (von hrid); dort waren zwei Jarlar, Eilne Þorfinn's Schiedelpeitres, Eilmar und Armand, Eile und Eitl. Vergl. die Sage von König Dlaf dem Heiligen. Cap. 99.

11) S. hierüber die Nöls-Saga und Þorfinn's, Orkneyen. p. 28, 29. 12) S. das Nähere in der Grimnislage. Sage von Dlaf Traggvason. Cap. 54, bei J. Wachsler z. Bb. S. 260, 281.

13) Sigurd's Wirth in dem berühmten Walsingham'sche geboht in der Wals-Saga Cap. 158 und bei Bartholin, Antiq. p. 617, bei Torlaus S. 36—58, bei Örster, Röstliche Stimen. S. 272—277. Die den Jarl betreffende Strophe lautet:

Die Leute werden
Über die Lande weiten,
Die dachre Worgbringe
Gymel bewohnen,

Ich sage, daß dem mächtigen König
Beschlossen der Tod,
Nun ist vor ihm Epiken
Der Dörmann gestanden.

14) Angegriffen, zu erobern. 15) Ori. jünger, rascher, hurtiger, fröhlicher, aber so sehr von ihm vorher berichtet, daß er nicht gewesen; nach anderer Lesart aeri, früher, jünger.

wohl hatte, aber Einarohnlos war. Der Jarl Thorsfinn setzt seine Mannen zur Bewachung seines Drittels in den Eylanden, er selbst will meistentheils auf Kotanek. Einar aber die meisten Sommer aus Herung in Island, Schottland und Breiland (Wäls). Einen Sommer schlägt sich Jarl Einar mit dem Irenkönige Konofger, wird aber siegeslos und erleidet großen Verlust. Einen andern Sommer nimmt er Gwyniden Uarhorn, einen Freund des Königs Olaf des Heiligen von Norwegen, der von Irland nach Norwegen zurückfahren will, gefangen und läßt ihn tödten. Dieses erzählt der König Olaf. Der Jarl Thorsfinn sendet seinen Pfliegerater Thorkell nach den Orkneyern, um seine Schatzungen zusammen zu heischen. Aber Thorkell muß vor dem Jarl Einars wieder hinüber nach Kotanek entweichen, und Thorsfinn sendet ihn nach Norwegen zum König Olaf des Heiligen. Der König gewinnt Thorkell als Feind des Jarls Einar, sozgleich lieb, lobet den Jarl Thorsfinn zu einer Zusammenkunft ein, und der Jarl begibt sich zu ihm nach Norwegen, und findet gute Aufnahme. Vom Könige wohl ausgerüstet, kehren im Herbst Thorsfinn und Thorkell nach den Orkneyern zurück. Jarl Brusi stiftet zwischen seinen Brüdern, Einar und Thorsfinn, Vergleich, und in den Vergleich wird Thorkell geschlossen, und dieses ist in dem Vergleich, daß jeder des andern Schmaus besuchen soll. Thorkell bewirht zuerst den Jarl Einar in Sandwif. Darauf soll Thorkell mit dem Jarl zum Schmaus fahren, wird aber durch seine ausgesandten Kundschafter benachrichtigt, daß Bewosfnete am Wege liegen, und erschlägt den Jarl Einar (im J. 1020). Thorkell eilt zum Könige nach Norwegen und wird auf das herrlichste empfangen. 14) Brusi und Thorsfinn, Sigurd's Söhne, Jarlar von Orkney. Nach des Jarls Einars Untergange nimmt Jarl Brusi unter sich den Theil der Lande, den er gehabt hat, zu Folge jenes Vertrags, den Einar und Brusi geschlossen. Jarl Thorsfinn jedoch verlangt die Hälfte der Lande. Da dieser zum Schutze seinen Muttervater, den Schottenkönig, hat, erßt Brusi mit seinem zehnährigen Sohne Rognwald (im J. 1021) zu König Olaf dem Heiligen von Norwegen. Dieser fordert von ihm, daß er sein Mann werde, wie die Jarlar von Harald dem Haarfchönen das Land zu Lehn gehabt, wie sie Erik Blodde geforsamtsuldig (lydskylde) gewesen, und wie Sigurd, Brusi's Vater, der Mann Olaf's Tryggvason's geworden. Um des Königs Olaf des Heiligen Reichthum zu erhalten, muß da der Jarl sich und sein Reich in des Königs Gewalt geben und Königsmann werden. Als Thorsfinn von der Grundhaft hört, in die sein Bruder bei dem Könige von Norwegen gekommen, eilt er auch zu ihm. Aber er kommt zu spät, da der König und Brusi schon ihren Vergleich geschlossen. Der König verlangt von Thorsfinn, daß er sein Mann werde, und droht im andern Falle den Mann über die Eylande zu setzen, den er will. Thorsfinn erdrit sich Bedenklich und will in sein Reich einziehen zurück, sieht aber endlich keinen andern Ausweg, als des Königs Mann zu werden. Doch entgeht dem Könige nicht, daß Thorsfinn noch auf den Schutz des Schottenkönigs vertraut. Er

schlägt daher diesen Weg ein. Er hält Abing, und erklärt, daß er das Eigenthum über alle Orkneyer und Hjalaland erhalten, gibt Brusi in Lehn einen Drithheil der Lande, aber den andern Drithheil Thorsfinn, sowie sie haben früher gehabt. Aber den Drithheil, den ihr Bruder Einar Schismund gehabt, läßt er fallen in seinen Erb, d. h. theilt ihn seinem Niskus zu, für, daß, daß Einar ihr Bruder (seinen Hirtmann *) und theuren Felagsmann **) Gwynid Uarhorn erschlagen. Auch verlangt der König, daß die Jarlar Vergleich machen mit Thorkell Hofst Amundson, wegen Erschlagung ihres Bruders Einar, und bedrückt sich vor, den Richterpruch zu fällen. Der König urtheilt für Jarl Einar 10 gleiche Buzen, wie für drei Lebmännern (Lebmännern), aber für die Schuld des Erschlagenen sollte ein Drithheil der Strafgeißel niederfallen. Obgleich der König Thorkell seine Eiden (Alode) und den Aufenthalt in den Orkneyern zuerkannt hat, traut er doch Thorsfinn nicht, und sucht seine Gnade durch einen Kniefall zu gewinnen. Der Jarl verschiebt den Straffpruch auf künftige, und Thorkell macht sich zu seinem Reisesgefährten. Thorsfinn eilt aus Norwegen hinweg, und er und der König sehen sich nie wieder. Brusi bleibt noch in Norwegen, und als er schiedet, gibt er ihm zwei Theile der Orkneyer zur Herrschaft: Brusi's Sohn, Rognwald, bleibt bei dem Könige in Norwegen zurück. Als die Brüder nach Westen kommen, nimmt Brusi zwei Theile der Lande zur Herrschaft, und Thorsfinn den Drithheil. Thorsfinn ist lange aus Kotanek oder Schottland, und setzt Mannen über die Eylande. Brusi hat da allein die Landwehr über die Eylande. Aber in dieser Zeit wird das Land sehr durch Raub beschädigt, indem Dänen und Nordmannen sehr in der Bestrafung auf Raubfahrt im Westen heeren, und da oft in die Eylande kommen, wenn sie nach Westen oder von Westen zurückfahren, und aus den Eylanden Nessam (Raub auf den Vorgebirgen) nehmen. Jarl Brusi redet deshalb seinen Bruder Thorsfinn an, daß er hatte keine Ausrüstung für die Eylande und Hjalaland (Schottland), aber hatte Schatzungen und Finken von seinem Theile. Da bietet Jarl Thorsfinn an, daß er haben will zwei Theile der Lande, aber Brusi soll haben den Drithheil, und wird Jarl Thorsfinn da allein haben alle Landwehr, wie er. So erhält, doch nicht gleich, sondern erst nachher, als König Knut sich Norwegen unterworfen hat, und König Olaf daraus vertrieben ist (also nach dem Jahre 1028), Jarl Thorsfinn zwei Theile, und Brusi zwei. Jarl Thorsfinn ist ein großer Herrmann und der berühmteste der Jarlar in Orkney gewesen. Er eignet sich zu Hjalaland, Orkneyer und Suderger (Schiden), hat auch großes Reich auf Schottland und Island. Das lang Arner Jarlarfald:

Dem Ringesfetter *) mußte gehören
Ein Her *) von den Thorsföheren **)

16) Leidschütz, einen des Gefangenen. 17) Mit den 10 Felags. Gütergemeinschaft, geschlossen. 18) Der Brud der Ringe (Wehringen) ist der fruchtigste Bähr, der so reichlich und das Weid vertheilt. 19) Ein Ringe. 20) Fra Thorsföheren, Nom. Thorsföher, Riesenföhren (Räuber).

Rehtes sag' ich — ihrs Weß beugte
 Thorfinn's die nach Dönnin").

Nach dem Tode des Schottenkönigs Malkolm²¹⁾ folbert sein Nachfolger Karl, Hund's Sohn²²⁾, von Katanes und andern Landesherrn seines Reichs Schözung Thorfinn will sich das, was er von seinem Muttervater zu Lehen erhalten, nicht schmälern und belassen lassen; daher Krieg König Karl macht seinen Schwagerden Wodan²³⁾ zum Jarl über Katanes. Dieser fällt in Suderland ein und bringt Kriegsgeiseln zusammen. Thorfinn sammelt ansehnliche Heeremacht in Katanes, Thorfell führt viel Truppen aus den Drifney zu. Die Schotten ziehen sich zurück Thorfinn verheert viele Landesherrn Schottlands, und unterwirft sich Kos und Suderland, und geht dann nach Katanes zurück, und steht in Dungalab. Der Schottenkönig sendet durch das Land ein großes Heer unter dem Jarl Wodan nach Katanes, und der König selbst zieht mit einer Flotte heron und vereinigt sich mit Wodan. Thorfinn zieht sich auf die Delnevar hinüber nach Sandroiß, und landet mit der Flotte an dem Vorgebirge Dyneis, und läßt durch Thorfell Truppen sammeln. Brußi sitzt während dieses Kriegslärms unbeschäftigt in der Nordtheile der Inseln, den er hage. Thorfell kann so schnell nicht zu Thorfinn stoßen. Dieser, obgleich von der Uebermacht des Königs bedröht, schämt sich, seine Flotte zu verlassen, greift unermüdet den König mit dem mächtigen Anachum an, und treibt ihn in die Flucht, vereinigt sich dann mit Thorfell, und verfocht den König von Neuem bis zu dem Verdisford, dem Meerbusen Schottlands, und plündert die Küsten Schottlands. Einen Theil der Truppen schickt er nach Thorfa, der Stadt auf Katanes, wo der Jarl Wodan sich mit großer Heeremacht befindet. Thorfell kommt unermüdet in der Nacht nach Thorfa, legt Feuer an das Haus, wo der Jarl Wodan schläft. Dieser springt aus dem obern Theile herab und kommt durch das Schwert um. Thorfa bringt neue Truppen in Suderland und Kos zusammen, und führt sie nach Muray zum Jarl Thorfinn. Während sie hier einige Zeit verweilen, führt König Karl ein großes Heer, das er unterdessen zusammengebracht, heran. In der Schlacht auf dem Vorgebirge Dyneis, im Süden von Värsford, bat Thorfinn mit der Uebermacht zu kämpfen: Er sieht in der ersten Schlachtreihe und erringt den Sieg. König Karl flieht oder nach Anders wird erschlagen. Thorfinn richtet unter den Flüchtigen ein großes Blutbad an, plündert das Land, und unterwirft sich einen großen Theil von Schottland, nämlich bis Ff. Die Gelegenheit, daß Thorfell mit einem Theile der Truppen anderswohin gesendet ist, benutzen die Schotten zu einem Aufstande. Thorfinn ruft seine Truppen zurück und rächt schnell den Abfall der Schotten. Dann kehrt er in den Norden

zurück zur Flotte, bringt die Landesherrn, die er durchzieht, zum Schottland, und überwintert, wie er pflegte, auf Katanes, während er die Sommer auf Raufabriten zubringt. Die schottischen Geschichtschreiber, die aber auch Thorfinn nicht kennen, führen den König Karl nicht auf. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Isländer sich gereizt und den Heerführer für den König genommen haben sollten. Der Isländer Arnor Jarlsalfald wohnte der Heerfahrt selbst bei. Er war der Staldr Thorfinn's und sein erster Hirtenmann, (s. seinem Hochzeits junächst, er verfaßte sechs Lieder, die noch vorhanden sind, und trug sie öffentlich vor. Sehr richtig bemerkt Enneri Sturleson in Beziehung auf die gleichzeitigen geschichtlichen Lieder, oder die Lieder, die vor den Häuptlingen selbst und ihren Söhnen gesungen wurden: Wir nahmen alles das für wahr, was in diesen Gesängen sich findet von ihren Thaten oder Schlachten. Aber das ist Worte der Staldrn, zu loben den am meisten, vor welchem sie sind, aber keiner würde das wagen, zu sagen ihm selbst die Worte von ihm, von denen alle, die sie hörten, wüßten, daß sie loses Zeug wären und Erfindung, und so auch er selbst, das wäre da Hohn, aber kein Lob²⁴⁾). Auch würde Arnor Jarlsalfald sich selbst lächerlich gemacht haben, wenn er den feindlichen Heerführer für den König genommen hätte. Man muß daher annehmen, entweder König Karl habe sich auf den Thron von Schottland gewaltsam gesetzt, habe nur wenige Monate gerichtet: um sei deshalb nicht unter die Könige von Schottland gezählt worden, oder wahrscheinlicher, König Karl war nicht Hauptkönig in Schottland; denn es war damals in Schottland ähnlich, wie in Irland, wo es mehrere Königreiche gab. Daß es aber in Schottland wirklich damals mehrere Könige gab, erhebt aus Folgendem: Die Gesandten des Königs Knut berichteten dem Staldrn Eigwæt unter andern: War das nun war Kurzem, daß zu ihm (Knut) kamen zwei Könige aus Norden her von Schottland, von Ff und gab er ihnen aus seinen Joren, und alle die Lande, die sie hatten gehabt zuvor, und dazu große Grundgaben; und Eigwæt vereinigte dieses durch eine Strophe²⁵⁾). Der Abt Bromton von Jorval erzählt: König Knut kam von Rom zurück, unterwarf sich den König Malkolm von Schottland, der sich gegen ihn empört hatte, und nahm zwei andere Könige, Melbede und Iernmar, seiner Herrschaft. Ein ähnlicher Landesherrkönig, muß man annehmen, war jener Karl, mit dem Thorfinn kriegte, und die schottische Geschichte, welche Thorfinn nicht einmal kennt, erzählt durch das, was die Drifneyinga-Saga erzählt, einen wichtigen Zuwachs, nämlich im Betreff des Wesentlichen der Thaten der Jarls von Drifney in Schottland. Die Nekrumslände, in deren Darstellung die Drifneyinga-Saga nicht selten ausführlich und anschaulich ist, gebören natürlich mehr der Sage, als der Geschichte an. 15) Thorfinn, Eigwæt's Sohn, alleiniger Jarl von Drifney. Brußi stirbt in den Tagen Knut's des

21) Dvalis. 22) Buchanan sagt: Malcolm's II. Tod im Jahr 1033. 23) So nach den Isländern. Nach Buchanan folgt Donald oder Duncan, ein Enkel Malcolm's. Marston's Chronik (s. Historica Scripta ed. Nieuw. T. I.) sagt zum J. 1033: Rex celius. König der Schotten, Ruch. Donchob. der Sohn seiner Tochter, folgt ihm, fünf Jahre. 24) Nach anderer Lesart: Mutarum.

25) s. R. Wæchter, Enneri Sturleson's Weltkreis. I. Bd. E. CXXXIX, CVL. E. 6. 7. 6) s. Heimtränging, Sage von Dief dem Heiligen. Cap. 140.

Mächtigen, kurz nach dem Tode des Königs Olaf des Heiligen²⁷⁾. Da nimmt unter sich alle Eplande sein Bruder Thorfinn. Aber noch lebt seines Bruders Sohn, Ragnwald Brusason. Der heftigste Knabe hatte an Olaf's des Heiligen Hofe eine seine würdige Erziehung erhalten. Dann war er seines königlichen Pflegers Lebens- und Reiseschicksal, als dieser aus Norwegen entweichen mußte, und reiste mit ihm durch Wermaland und Närke, und dann zu Schiff mit ihm nach Gardariki zum Könige (Großfürsten) Jaraleif (Jarislav) (im J. 1029). Mit dem König Olaf lebte er im J. 1030 zurück und schloß den 24. Juli 1040 die Schlacht von Sirklofabe mit. In ihr fällt König Olaf, und sein Bruder Harald Sigurdason, 15 Winter alt, wird verwundet. Ragnwald Brusason bringt ihn in der Nacht nach der Schlacht zu einem Wunden, und Harald wird hier gehirrt. Mit ihm reist Ragnwald im Herbst von Samland nach Schweden, überwintert hier und fährt dann nach Gardariki (Rusland) zu König Jaraleif. Desseinen getreue Arnor Jarlaskall, daß Ragnwald Brusason war lange seitdem Landvarnarmann (Landwehrmann, Befehlshaber der Truppen zur Vertheidigung des Landes) in Gardariki, und hatte dort viele Schlachten, nämlich zehn, wie der Skalde in der Strophe singt. Die Norweger erzählten, daß sie sich ihres Königs entledigt haben, und senden (im J. 1044) eine Gesandtschaft nach Gardariki, um Olaf's Sohn, Magnus, nach Norwegen einzuladen. Dabei ist Kalf Arnason, einer der Hauptemphörer, der auch dem König Olaf die tödtliche Wunde beibrachte. Ragnwald mit ihm sogleich erschlagen, wird aber von Einar Thamdraskelfi (s. d. Art.) befreit, daß Kalf aus Neue über das Bergänge jetzt erscheine, um Magnus Olafson in der Norweger Namen auf den väterlichen Thron zu rufen. Ragnwald läßt sich erheben, und ist der Gesandtschaft beiderseitig, den jungen König Magnus von Holmgaard, wo er bei König Jaraleif gezogen wird, nach Norwegen zu bringen, und begleitet ihn selbst dahin. Hier erfährt er, daß sein Vater gestorben, und sein Vaterbruder Thorfinn Sigurdason allein über die Dänemark herrscht. Da sendet (im J. 1035) König Magnus den Jarl Ragnwald nach den Dänemark, und gebietet, daß er sollte annehmen seine Vatererbschaft. 16) Thorfinn Sigurdason und Ragnwald Brusason, Jarlar von Dänemark. Thorfinn läßt Ragnwald's haben den Drüthel der Lande, sowie sein Vater Brusi am Roberstage gehabt hatte. Aber Ragnwald glaubte, zwei Theile zu desigen, sowie Olaf der Heilige gab Brusi, seinem Vater, und Brusi gehabt hatte, so lange Olaf der Heilige lebte. Dieses ist der Anfang der Streitigkeiten zwischen den Blutsfreunden. Thorfinn ist zu jener Zeit im Frieden mit den Häubten, desast der Hülfe, und bewilligt deshalb seinem Willen zwei Drüthel der Inseln.

Dieser zieht ihm auch im Frühjahr darauf mit allen Truppen zu Hülfe, und dann mit ihm nach Island, den Häubten und dem schwedischen Meerbusen. Die letzte Schlacht schlagen sie im Waghör und siegen Arnor Jarlaskall sieert diesen Sieg in einem noch oordantenen Gedichte. Einige Jahre deingen so die Brüder in Einigkeit hin. Während eines Sommer Thorfinn in Schottland und den Häubten bereit, selbst es den Truppen an Nahrungsmitteln, und er sendet Scharen zur Frischschaffung nach England. Diese aber werden von den Engländern vernichtet. Den Frühling darauf zieht Thorfinn aus Skandinavien, Schottland, verschiedenen Landtheilen Irlands und aus allen Inseln der Häubten ein gewaltiges Heer zusammen, ruft auch seinen Bruder Ragnwald mit möglichst vielen Truppen und möglichst großer Flotte herbei. Damals herrscht über England Haroldknut, ist abwesend und in Dänemark. Die Anführer der englischen Landweiche schlagen eine Schlacht. Thorfinn siegt, und bringt den größten Theil des Sommers zu, indem er das größte Heer vernichtet, und England weit und breit verheert. Außer kleinen kleinen Gefechten schlägt er zwei Schlachten, siegt und erbet mit Beute beladen heim. Arnor Jarlaskall's Weiben dienen zur Verhängung des in Orkneyinga-Saga Erzählten. Kalf Arnason, Vormund des Königs Magnus Olafson, verdrängt der Verhängung des Königs Olaf des Heiligen, wähl, Gerecht färdend, eine freiwillige Verbannung. Seine Güter werden confiscirt (im J. 1043). Er begibt sich zu seinem Schwager, dem Jarl Thorfinn, denn Thorfinn hat zur Gemahlin Ingibird, Jarla-Modur (Mutter der Jarlar), Tochter Gunn's Arnason's. Er bringt großes Geloze an Dänemark und Kriegern mit und die Hilfsmittel des Jarls reichen nicht gut aus, sie zu unterhalten. Er fordert daher im J. 1056 das zweite Drittel der Dänemark von Ragnwald durch eine Gesandtschaft zurück. Ragnwald antwortet: Er habe es von König Magnus erhalten, es zu bewahren, nicht zu veräußern, und werde es nur auf Befehl des Königs herausgeben. Da sammelte Thorfinn ein Heer in Schottland und in den Häubten. Ragnwald vertheidigt sich mit seinen Freunden. Aber sie find dem Kampfe abgeneigt. Er reist daher nach Norwegen zum Könige Magnus und erhält Hülfsstruppen, verstärkt sich dann auf Eberland, setzt auf die Dänemark über, und benachrichtigt Kalfen vom Verschwinden des Königs, daß er dessen Gnade und seine vom Könige eingelegten Benutzungen in Norwegen wieder erhalten sollte, wenn er Ragnwald's beistehen würde. Mit großer Heerdmacht schifft Thorfinn gegen die Dänemark, und Ragnwald gegen Skandinavien. Im Verlandesfride treffen sie sich. Die Seeschlacht erbebt sich. Kalf Arnason macht mit seinen Schiffen den parteilosen Zuschauer. Lange bleibt der Sieg unentschieden. Aber endlich hat Ragnwald den Sieg errungen. Da greift ihn auch Kalf Arnason, der dem Verschwinden des Königs nicht traut, an, und nach dem gewaltigen Kampfe, dessen Einzelheiten die Orkneyinga-Saga im Betreff des damaligen Seeschlachtenverlaufs sehr lebendig beschreibt, muß Ragnwald endlich fliehen. Von der Beschreibung der Schlacht durch den Jarlaskall

27) Olaf der Heilige sticht im J. 1050. S. auch in Beziehung auf die Zeitangaben, von 1080 und 1021, wo die Jarlar von Dänemark nach Norwegen reisten. die Chronologia historica Olavi sancti Norwegiae Regis in der Sammlung: Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Norvegia. Vol. V. p. 552, 556.

Änör, der ihn selbst bewohnte, ist ein Bruchstück auf und gekommen. Rognwald begibt sich nach Norwegen zum Könige Magnus. Thorfinn zwingt auch die, welche dem Rognwald durch Eidsschwur der Treue verbunden waren, ihm den Eid der Treue zu leisten. Den Jarl Rognwald, der sich in Norwegen nicht halten läßt, will der König wider mit Truppen nach einer Flotte entsenden. Da aber Thorfinn als Herr so vieler Eplande und schottischen Landschaften und durch den Willen seines Schwagers Räkter ist, will er des Königs Truppen nicht wieder der Gefahr aussetzen, sondern nimmt nur ein einziges Schiff mit den ausreisenden Kriegen an. In Hialtland erfährt er, daß sein Vaterbruder in Dörneys auf Drossy überwintert, und nur wenig Kriegsskoll bei sich habe. Hier überfällt ihn des Nachts unerwartet Rognwald, läßt das Haus anzünden, in welchem sein Vaterbruder schmausete, und läßt Niemanden heraus, als Weiber und Sklaven. Schon steht alles in Flammen, als Thorfinn unten einige Trete lostricht, und seine Gattin auf den Armen hinausträgt; Rauch und Finsterniß umhüllen ihn, und Niemand weiß, daß Jarl Thorfinn entkommen ist. Er findet einen Kahn und rudert auf ein Vorgebirge. Rognwald unterwirft sich alle Eplande, sendet nach Katanes und den Håbunden, und eignet sich all das Reich zu, das Thorfinn hatte. Niemand verweigert Gehorsam, denn Niemand weiß, daß Thorfinn dem Tode entgangen ist. Unterdessen hält sich Thorfinn auf Katanes vorborgen. Beim Annähen des Jullistes begibt sich Rognwald mit großem Gefolge nach Klein-Papen, um Kalz zum Hiedreuen nach Hause zu bringen. Das Haus, in welchem er den Abend zubringt, umringt Thorfinn mit einer Schar Bewaffneter. Alle erhalten Geheiß, hinauszuweichen, nur des Jarls Hirdmenn (Hofgenie) nicht. Dann wird das Haus angezündet. Während viele herausgehen, steht ein Mann im Linnenkleide an der Thüre. Jarl Thorfinn gebietet, daß man dem Dialonus die Hände reiche. Er sitzt mit den Armen sich auf das Holz, das man zum Anzünden dahin gebracht, schwingt sich darüber hinweg, durchdringt die Menge der Umstehenden und verschwindet im Dunkel der Nacht. Thorfinn läßt ihn verfolgen. Thorolf Høstri durchsucht die See Küste. Ein Hündchen bellt, das Rognwald im Busen trägt. Er wird erreicht. Thorolf beschließt seiner Umgehung, daß sie ihn erschlagen soll. Alle weigern sich. Da thut es Thorolf selbst und wird so Wörder zweier Jarlar, nämlich früher des Jarls Einar und jetzt (im J. 1046) Rognwald's, des Brudersohns Einar's. Rognwald ward von dem Volke sehr bewundert, denn er übertraf alle Jarlar an Zugenden und Schönheit. Auch den König Magnus schmerzt sein Tod sehr. 17) Thorfinn Einarsson, wieder alleiniger Jarl von Dörney. Nach Norwegen kommt um diese Zeit (im J. 1045) Harald Eiriksson aus Rußland zurück, und erbt (im J. 1046) von seinem Neffen Magnus bald Norwegen. Mit vereinter Macht wollen sie (im J. 1047) nach Dänemark überziehen. Wichtige Winde halten sie im Hafen von Håller Gefa. Da kommt zu ihnen unerwartet Jarl Thorfinn, legt an das Schiff des Königs Magnus, sagt, daß

er gekommen, um ihm im Kriege zu dienen. Da gibt der König seinen Born gegen den Jarl auf, und beist ihm der Heersahrt beizumohnen. Der Jarl gewinnt des Königs Gnade und Wohlgefallen so, daß dieser ihn an den Breaulungen Theil haben läßt. Während sie lange in denselben Hafen liegen, fordert ein Hirdmenn des Königs vom Jarl Thorfinn Buße für seinen Bruder, den der Jarl nebst andern Hirdmenn des Königs in Kæpilswoogr hatte erschlagen lassen. Der Jarl antwortet, er lasse Niemanden ohne Grund umbringen, und jable deshalb keine Buße. Sie wechseln weiter Worte, und der Jarl äußert unbedachtsam, er habe damals auch ihn erschlagen sollen, damit er ihn hier nicht bei den Königen anklagen könne. Da läßt der König Magnus Born bilden, und als den Tag darauf die Flotte ausläuft, segelt der Jarl nach den Dörneys zurück und nimmt an der Heersahrt gegen Dänemark nicht Theil. Aber bald darauf (den 25. Oct. 1047) stirbt König Magnus, und Thorfinn wird von der Furcht vor der großen Macht des Königs Magnus befreit. Den König Harald Eiriksson läßt er durch eine Gesandtschaft um ein Freundschäftsbandnis bitten, wird von ihm nach Norwegen eingeladen, findet ihn in Jorðaland, und wird sehrbig und ehrenvoll empfangen und beim Wagggen beschenkt. Er fährt dann nach Dänemark, wird vom Könige Ewein in Kalborg bewirthet, und macht hier zuerst kund, daß er, um Ablass seiner Sünden zu erhalten, nach Rom wallfahrten will, kommt nach Eastland²⁸⁾, und wird vom Kaiser Heinrich dem Schwarzen wohl aufgenommen und reichlich, namentlich mit Pferden, die seine Reise beschleunigen. In Rom erbt Thorfinn die vollkommene Vergebung aller Sünden. Als er heimgekehrt, thut der vormalige große Heermann keine Raubsahrt mehr, wendet seinen Geist auf gute Verwaltung des Landes, gibt nützliche Gesetze, und baut an dem Hauptfeste im Byrgishead (der Landschaft von Byrgir) eine herrliche Domkirche, und hier wird zuerst der bischöfliche Sitz auf den Dörneys gegründet. Seine weitläufigen Landschaften, von denen neun Grafschaften allein in Schottland lagen, veräußert der mächtige alte Jarlar von Dörney bis an sein Ende. Er nahm das Jarldom fünf Winter alt, und herrschte mehr als 60²⁹⁾ Winter, und ward durch Krankheit todt in den letzten Zeiten des Königs Harald Eiriksson. 18) Pal und Eirand, Thorfinn's Söhne, Jarlar von Dörney, sind so rüstig und zusammen, daß sie das Jarldom ungetheilt haben und die Einkünfte gemeinschaftlich beziehen. Pal (Paulus) als der

28) Carlson hier bei den Jütändern Teutschland überhaupt und reichte die an die Donau; v. R. Wächter, *Enneri Carleson's Weltteil*. I. Bd. S. CLXXXI. 29) Es nach *Enneri Carleson*, *Saga Däns de Fingern*. Cap. 109 (gr. Ausg. der *Primæringa*. 2. Th. S. 161. Ausg. von *Vergilistoth* I. 2d. S. 551. *Fornmanns-Saga* 4. Bd. S. 250). Nach der *Dörneys-Saga* hielt er regierte Thorfinn 70 Jahre. Aber bei des, vorzüglich letzteres, ist nach der Berechnung des *Arctus* (*Orendos* p. 65) zu viel. Nach ihr starb sein Vater im J. 1004, wo Thorfinn fünf Jahre alt war. Thorfinn folgt daher der baltischen Überlegung der *Primæringa* von Eirandson, nach welcher Thorfinn 50 Jahre regiert, und er scheint dem Thorfinn im J. 1064 gestorben.

Wier, steht mit Ansehen vor. Ihre Mutter heirathet den Schottenkönig Malcolm III. König Harald Hardrabi steigt, als er (im J. 1066) gegen England zieht, nach den Orkneys, und nimmt von da großes Kriegsvolk und die Jarlar Pal und Erlend mit. Er landet in England an dem Orte Gliscland, erobert Skarboberg (Skarborough), schlägt die Engländer am Vorgebirge Helleorne (Holderness), führt dann in den Humber und die Duse, landet und schlägt (den 20. Sept.) die englischen Jarlar Norwag und Walthiof, legt dann an die Brücke von Stanfort (Battlesbridge) und hält mit den Bürgern von York eine Versammlung. Ergen den König Harald, Godwin's Sohn, von England rüftet er sich (den 25. Sept.) zur Schlacht, und läßt zur Verwahrung der Schiffe seinen Sohn Olaf, Pal und Erlend, die Jarlar der Orkneyingar, und Gystein Drei, den Sohn Aborbergs Arnason's, zurück. Es wird die dänische Schlacht geschlagen und Harald Hardrabi Sigurdarson fällt, Gystein Drei kommt dazu mit dem Kriegsvolk, das ihm folgte, und die Schlacht wird auch das härteste erneuert und heißt Orra-hvid, Drei's Semiter. Doch sind die Nordmänner ermüdet, da sie von den Schiffen hierher gelaufen sind, werden im Jorne die Panzer ab, und viele fallen. Doch erlaubt König Harald, Godwin's Sohn, Olaf, dem Sohne des Königs Harald und den Jarlar heimzuziehen. Bei ihnen überwintert Olaf aus den Orkneys. Zu jener Zeit findet das beste Verhältniß zwischen Norwegen und den Orkneys statt, da die Mütter der Könige und der Jarlar Geschwisterkinder sind. Auch die Eintracht unter den Jarlar selbst dauert lange Zeit, bis ihre Söhne heranwachsen. Pal, Abosinn's Sohn, das zur Gemahlin die Tochter des Jarls Halon, des Sohnes Iwar. Dieses letzte Gemahlin war Ragnhild, die Tochter des Königs Magnus des Guten von Norwegen, und ward durch ihn Mutter Erik's Lamb's, des Königs von Dänemark. Von der Tochter Halon's, des Sohnes Iwar's, der Urentin Königs Olaf's des Heiligen, hat Jarl Pal diese Kinder: Halon, der ihm nochmals im Jarthume folgte, Thora'n, die nachmalige Gemahlin Holbro's, eines edeln Norwegers, welcher der Sohn Brynulf's des Kaameels und Hirdmann des Königs Olaf des Heiligen war, und der mit ihr den andern Brynulf zeugte, der Girden, Dag's Tochter, heirathete. Pal's zweite Tochter ist Ingelid, die Einar Moriatius zur Frau nahm, und die dritte Herbjörg. Sie ist Mutter Sigrid's und Angibjörg's Ragnö's. Diese Letztere ist Gemahlin Sigurd's von Befines und ihre Kinder Halon Vid und Brynulf. Sigrid's, der Tochter Herbjörg's, Kinder sind Halon Born (das Kind) und Herbjörg, die Kolbein Fruga (Haufe) hatte. Pal's vierte Tochter ist Ragnhild, und ihr Sohn Benedictus (Enkelin von ihm ist Angibjörg, Urentel Erling der Archidiaconus), und ihre Tochter Bergliot, die Hamard, Sumar's Sohn, hatte, und ihre Söhne Magnus, Halon Klo, Dufnial und Aborskin. Alle diese aus dem Geschlechte der Jarlar bilden das Geschlecht der Großmänner von Orkney und gebären zu dieser Geschichte. Sie sind dem Jarl Pal entsproffen. Erlend hat zur Gemahlin die Tochter Sumarid's. Sumarid's

Vater ist Uplof, Uplof's Mutter Abordis, und diese die Tochter eines edeln Isländers, Hall's von Sida. Hall's von Sida Mutter war Abordis, der Vater Abordis' war Auffur Kelsifg, der Sohn Frauulaug's, des Bruders des Jarls Torf-Einar von Orkney (diese Familie, welche von Island Zweige nach Orkney sandte, blühte in Island sehr, und zählte drei Bischöfe und unter ihnen den heiligen Jon, Bischof von Holar, den Urentel Hall's von Sida). Jarl Erlend und Thora, Sumarid's Tochter, hatten diese Söhne: Erling und Magnus, der nachmalig heilig gesprochen und von den Bewohnern Orkneys, so lange sie katholisch waren, als Schutzpatron der Eplande verehrt ward, und diese Thöter: Gumbild und Gællia, mit der Frau den Endrid und Koli zeugte. Des Jarls Erlend dritte, aber unedelige, Tochter ist Jarvor, ihr Sohn Begur. Halon, Pal's Sohn, betrachtet, da er aus königlichem Geschlecht entsproffen und Enkel des Königs Magnus ist; sich höher als Erlingen, den Sohn seines Vaterbruders, Erling aber will nicht dulden, daß Halon ihm vorgezogen wird. Der gemüthliche von ihnen ist Magnus. Die Zwietracht zwischen Halon und Erling wächst so, daß keiner mehr vor dem andern sich sicher hält. Die Jarlar halten eine Zusammenkunft, den Zwist zu schlichten, werden aber selbst uneinig, da jeder seine Söhne zu sehr begünstigt. Dem Orkneyinger fällt dieses sehr beschwerlich, und sie bewirken eine Zusammenkunft beider auf Hrossen. Hier theilen sie die Eplande zu gleichen Theilen, auf die Weise, wie es in den Tagen ihres Vaters und ihrer Vaterbrüder gewesen. Diese Verträge bestehen, so lange Halon, Pal's Sohn, mit Kaufahrten beschäftigt und abwesend ist. Dann aber wird er grimmiger, und fängt an, die Diener seines Vaterbruders und seiner Vettern zu unterdrücken. Dader neue Zwistigkeiten unter den Jarlar, und selbst gegenseitige Einnisse. Hamard, Sumar's Sohn, versammelt zur Abwechslung des Unheils die ersten Männer. Erling aber will von keinem Vergleich hören, wenn nicht der Friede des Friedens, Halon, die Eplande verlasse. Hierzu läßt sich auch Halon von seinen Freunden erwidern, da er im Auslande Ruhm zu erwerben heßt. Er schiff nach Norwegen und weilte hier kurze Zeit bei König Olaf dem Kirren in den letzten Jahren seiner Regierung, dann reist er zum König Ingi, Stenkel's Sohne, von Schweden. Halon's mütterlicher Großvater Halon, Iwar's Sohn, lebte dort noch in gutem Andenken. Er hatte, als er von König Harald Hardrabi von Norwegen verbannt war, vom König Ingi von Schweden die reichen Landschaften Westfaukland und Bermaland zu Erbn erhalten, und war bei dem Könige und dem Volke sehr beliebt gewesen. Jetzt trugen seine Freunde und Verwandten diese Liebe auf seinen Enkel Halon, Pal's Sohn, über, und Halon empfahl sich dem Könige und alten Hofmännern (dem Hofgesinde) sehr. Aber bald ward er von der Schwachheit nach Rückkehr in sein Vaterland ergriffen. In Schweden war damals das Christenthum kürzlich eingeführt, und noch viele heidnische Gebräuche, namentlich Jaunder und Weissage. König Ingi selbst, der sie mit Strenge vernichten wollte, hatte nach Gaultand emweichen müssen,

und die Schwär'en hatten seinen Schwager Svein zur Wiederherstellung der Dynastie zum Könige gemacht, und der ward deshalb Blot-Sveinn (Düster-Sveinn) genannt. Ingi hatte ihn jedoch unerwartet überfallen und das Reich wieder gewonnen, und rechten Glauben und heilige Sitten eingeführt. Dabei leben die Väter Ingi in Ehracht vor ihm. Doch drohgt Hakon einen solchen, der bei den Schwämmen über Witterung und anderer solches zu weis-sagen pflegte, ihm sein Schicksal zu offenbaren. Dieser wollte ihn, daß er lange leben, allein sein Land ver-herischen, auch seine Nachkommen darüber wahren, er sich mit einem Verbrechen befassen und im Norden sterben werde. Von dem Befragter geht Hakon zu dem Könige Ingi zurück, nimmt kurz darauf Urlaub, und begibt sich zu dem Könige Magnus Barfuß von Norwegen. Hier erfährt er, daß in Orkney die Söhne des Jarls Erlend Alles vermahnen, und sein Vater, das Reich sicher, sich bei ihrer Verwaltung beruhigt, und das Volk sich des Friedens erfreut. Er fürchtet daher, daß ihn seine Ver-tern vom Reiche ausschließen, und sucht deshalb den Kö-nig Magnus auf seine Seite zu ziehen. Dieser unter-nimmt auch den gewaltigen Krieg nach Westen (im J. 1109), faßt zuerst zu den Orkneyern, fängt die Jar-lae Pal und Erlend, und sendet beide nach Norwegen, und setzt seinen achtjährigen Sohn Sigurd zum Häuptling über die Orkneyinger und gibt ihm eine Gnadenhaftigkeit mitgebe. Die Söhne der Jarlae Hakon, Erling und Magnus nimmt er unter sein Krieges-Loth, und sie müssen ihm folgen. Dann erhebt er die Sudreyer (Hebriden) und verfolgt seinen Krieg weiter nach Westen. In der Schlacht auf Anglsby fällt Erling, der Sohn des Jarls Erlend (so nach der Orkneyinga-Saga, nach Snorri Sturleson wird Erling nebst dem Könige Magnus erst im J. 1103 am 24. Aug. in Irland erschlagen). Nach der Schlacht auf Anglsby macht der König Magnus den Sohn des Jarls Erlend, Magnus, zum Schiffs-knaben (d. h. er muß bei Wäde die Segel betreiben). Zwar hat er in der Schlacht ohne Panzer und Helm und son-stige feste Bedeckung den dichtesten Hagel der Geschosse ausgehalten und ist wie durch ein Wunder entkommen. Aber er hat sich der Schlacht entzogen und deshalb ver-achtet ihn der König. Sich dem Unwillen des Königs zu entziehen, flieht er des Nachts, und kommt endlich zum Könige von Schottland, ist theils bei ihm, theils bei einem Bischofe in England, verbannet von der Hei-math, bis zum Tode des Königs Magnus. Nach Unter-werfung der Hebriden und Anglens greift der König von Norwegen Schottland an, aber der Schottenkönig Mal-colm schließt einen Vergleich. Magnus überwintert auf den Hebriden. Kali flieht an den in der Schlacht von Anglsby erhaltenen Wunden. Der König schickt im Früh-linge (1099) auf die Orkneys, und hört hier, daß den-selben Winter die Jarlae an Kronbrüder gestorben, Erlend in Midreth, Pal in Bergen. Des Jarl Erlend's Tochter, Gunkild, gibt er Kali, Kali's Sohne zum Erbe, daß sein Vater umgekommen, und als Wägil's Idole in den Orkneys. Er folgt dem Könige mit seiner Gattin nach Norwegen und ihre Kinder sind der Sohn Kali und

die Tochter Ingrid. Nach Snorri Sturleson *) gibt (im J. 1099) König Magnus seinem Sohne Sigurd Königsnamen, und setzt ihn über Orkneyer und Su-dreyer (Hebriden), und gibt ihn in die Hände Hakons, Pal's Sohne, seinem Blutsbruder. Als König Magnus neun Winter König über Norwegen gewesen (also im J. 1107), unternimmt er wieder einen Krieg nach Westen, fährt zu den Orkneyern, und nimmt von dort mit sich die Söhne des Jarls Erlend's, Magnus und Erling. Dann segelt er zu den Sudreyern, und als er liegt bei Schot-land, da laßt Magnus Erlendson in der Nacht vom Schiffe des Königs, und kam weiter in die Dird an den Hof des Schottenkönigs. König Magnus steuert nach Island, zu dem flieht der König Magnus vom Con-nact. Sie gewinnen viel vom Lande Eystin (Dublin) und Dyflnar-Skiri (die Grafschaft von Dublin); den nächsten Frühling und Sommer im J. 1107 haben sie viele Schlachten und unterwerfen den größten Theil von Wladimir (Uken). Im August wird Magnus als er bei Wladimir liegt und mit dem größten Theil seines Kriegs-volkes von den Schiffen auf das Land steigt, um auf das Schicksal zu warten, daß ihm seine Mannen vom Könige Magnus bringen sollten, von einem Iren-Heere plötzlich angegriffen. In dieser Schlacht (im J. 1103) fällt Erling, der Sohn des Jarls Erlend, mit dem Kö-nige Magnus. Das Kriegsvolk, das aus Irland ent-rinnt, kommt nach den Orkneys. So nach Snorri Sturleson. Nach der Orkneyinga-Saga war Magnus Erlendson früher entflohen, und Erling Erlendson früh-er gefallen. 19) Hakon, Pal's Sohn, Jarl von Ork-ney. Nach des Königs Magnus Tode sind Könige von Norwegen seine drei Söhne; Hakon, Pal's Sohn, war seinem Vater in alle Schlachten gefolgt, hatte auch, wie das Lied auf ihn bezeugt, der Herrschaft nach Gausland brüderwohnt. Ein (ober zwei) Winter nach dem Tode des Königs Magnus Barfuß (also im J. 1104 oder 1105) kommt von den Orkneyern Hakon, Sohn des Jarls Pal. Die Könige geben ihm Jarlthum, und die Verwaltung (yfirhökn) **), sowie die Jarla hatten früher gehabt vor ihm, Jarl Pal sein Vater und Erlend, sein Vaterbruder. Während Hakon über die Orkneys herrschte, kam Magnus im Vertrauen auf seine Flottencommando und Schwa-gerschaften mit den mächtigen Geschlechtern und auf die Liebe aller Botten, die ihn alle in sein Vatererbe setzen wollen, von Schottland nach den Orkneys, und verlangt die Hälfte des Reichs der Orkneys. Jarl Hakon zieht Truppen zulassen und will ihn vom Vatererbe ausschlie-ßen. Durch Vermittelung der Botten jedoch willigt Ha-kon ein, ihm die Hälfte der Orkneys zu geben, wenn er es von den Königen von Norwegen erlangen könne. 20) Hakon, Pal's Sohn, und Magnus, Erlend's Sohn, Jarlae von Orkney. Magnus rief nach Norwegen und erhält vom Könige Eystin (Sigurd ist damals auf der

30) Primetringla, Sagar von Magnus Barfuß, Cap. 12, 21, 27. 31) Bregl Snorri Sturleson, Primetringla, Sagar von Sigurd dem Jerusalemfahrer, Cap. 3, yfirhökn bedeutet wört-lich: Oberführung; s. B. Mæger a. a. D. 1. Bd. S. 162.

Kreuzfahrt) Jarlennamen und die Verwaltung der Hälfte der Eplande. Als er heimkehrt, wird er selbst auch von Hakon gütig empfangen. Die Vettern leben eintönig und die Eplande haben guten Frieden, und Fülle an erziehenden Erzeugnissen. Beide Vettern erschlagen, wie ein von ihnen händelndes Vieh besingt, Dufnialn, der ihnen im dritten Grade verwandt ist, aber aus unebenbürtigem Blute stammt, in der Schlacht, und einen andern, einen Eodin, der ihren Gütern feindlich ist, Namens Thorhott, im Hialtlands (Sjælland's) Merkrubus Borgard. Auch mehrere Andere führen sie gemeinschaftlich aus. Aber im Verlaufe der Zeiten werden die Vettern durch Verleumdung gegen einander erbittert. Der herrschsüchtige Hakon, von Reid erfüllt, daß Magnus wegen des Kleinwuchs seiner Eitten mehr geliebt wird, leidet den Verleumdern zuerst sein Ohr. Unter seinen Hirdmenn werden besonders zwei genannt, Sigurd, der ungleiche Bruder des frommen und rechtschaffenen Thorstein's, eines Hirdmanns des Jarls Magnus, und Eigwot Sodi. Es verfeindeten den Jarl Magnus bei seinem Vetter Hakon, bis dieser Truppen zusammenzieht, und auch selber sich in Vertheidigungszustand setzt nach. Nach der Saga hinaus helgen Magnusar Eryn Jarls, welche sich im Anfang der Ausgabe der Orkneyinga-Saga findet, geht Magnus nach England zum Könige Heinrich I., Wilhelm's des Eroberers Sohne, lebt hier mit großem Gesele auf Kosten des Königs ein ganzes Jahr, und landet dann mit dem von ihm erhaltenen Heilstand auf den Orkney, um seinen Theil, den Hakon, während er abwesend war, nebst Katanes inne gehabt, durch Wassergewalt wieder zu gewinnen. Durch Vermittelung der gegenseitigen Freunde wird aber einige Jahre Frieden, bis durch erneute Verleumdung neue Zwietracht zur Ergreifung der Waffen führt. Auf Koffer, wo die Thingstätte der Orkneyingar ist, stehen beide Theile in Schlachtordnung gegen einander. Die ersten Männer vermitteln jedoch einen Vergleich, der beschworen wird, zur Zeit der großen Fassen. Kurz darauf bricht jedoch wieder Zwietracht aus. Die Freundschaft wieder herzustellen, labet Hakon den Magnus zu einer Unterredung ein. Hierzu wird Eigilsen und die Hjerstet bestimmt. Als Jarl Magnus nach Eigilsen steuert, schlägt bei windlosem Meere plötzlich eine Woge über das Schiff, daß der Jarl kentert. Man hält es für ein böses Vorzeichen, und der Jarl weißt auf aus ihm seinen Tod durch Hakon's Hinterlist. Aber dergleichen drehen ihn seine Begleiter umzukehren. Er stellt alles in Gottes Hand. Hakon erscheint später auf Eigilsen mit vielen Schiffen und einer Heerschar. Magnus übernachtet in der Kirche. Am Morgen darauf sucht ihn Hakon darin. Magnus ist nicht mehr da³³⁾, sondern der See gegangen. Als man auf ihn losgeht, stellt er sich freiwillig dar. Hakon und seine Heerschar gehen mit geschloßen Schwertern zu ihm, der sich auf die Knie geworfen. Er erbietet sich, für sich und Hakon nach Rom oder Jerusalem eine Fußfahrt zu thun, und nie wieder auf

die Orkneys zurückzukehren. Aber dieses wird verworfen. Dann bittet er, daß Hakon ihn zu gemeinsamen Freunden nach Schottland bringen und dort in Haft halten lassen sollte. Auch dieses wird verworfen. Um Hakon's Schuld zu mildern, fordert Magnus ihn auf, ihn versklammeln und in Haft halten, aber nicht umbringen zu lassen. Hakon ist hiermit zufrieden. Aber die ersten Männer verabsäumen die Wartung, und verlangen, daß einer der beiden Jarlar sogleich sterben solle. Da beschließt Hakon, daß der Fahnenträger Ulfing den Jarl Magnus erschlagen soll. Aber dieser weigert sich. Durch Drohungen wird des Jarls Hakon's Koch zur Übernahme des Scharfrichtersamtes gezwungen. Jarl Magnus decket und betet für seine Feinde, spricht seinem Mörder Muth ein, und empfängt mit der größten Standhaftigkeit den Todesstreich im J. 1091³⁴⁾. Zugleich regierten Magnus und Hakon die Orkneyar sieben Jahre. Des Jarls Mutter Ahora hatte beide Jarlar zum Schmause geladen. Hakon begibt sich dahin, obgleich mit dem Blute des Sohnes besudelt. Durch die Wägung und Frömmigkeit der Mutter wird er jedoch erweicht, und gesteht, daß des Magnus Leiche begraben wird, wo sie will. Magnus wird auf Hrossey bei der von Jarl Thorstein erbauten Domkirche begraben. Nun häufige Wunder, welche Bischof Wäbelen Anfangs nicht glaubt, bis ihn die offenbarten Beweise dazu nöthigen. Er schreibt sie nun in ein besonderes Buch. So erhalten auch die Orkneyar ihren eigenthümlichen Heiligen. 21) Hakon, Pal's Sohn, wieder alleiniger Jarl von Orkney; nach Pal's Tode läßt sich Hakon alle den Eid der Treue schwören, die zu dem Reiche des Jarls Magnus gehört hatten. Die Hauptfreunde des Magnus, von denen Hakon glaubte, daß sie ihm besonders Widerstand leisten, werden sehr gedrückt. Wenige Jahre darauf wallfahrt Hakon nach Rom, und von da nach Jerusalem, dabei sich im Jordan und bringt viele Reliquien heim. Er ist nun ein Mann des Friedens, bessert die Geseze, mildert die Fassen, und alle Großmänner und das Volk wünschen ihm ein langes Leben. Nach langem Frieden und Früchten des Friedens stirbt³⁵⁾ er an einer Krankheit. Er hat zwei Söhne, Harald den Wohlberebenden von seiner Geliebten, Selga, der Tochter des berühmten und reichen Rabban von Dalar, aus Katanes, mit der er auch Inghriden, die Gemahlin des Königs der Hebriden, Das Eitling und Margaretha zeugte, und von einem andern Weibe Pal den Schwiegersohn. Die Brüder Hakon und Pal leben von Jugend an in Zwietracht. 22) Hakon und Pal, Hakon's Söhne, Jarlar von Orkney; die Zwietracht zwingt die Brüder zur Theilung des Reiches, und hierdurch werden auch die ersten Männer der Eplande in Parteien getrennt. Die Eplande werden zu gleichen Theilen getheilt, und die Macht der Brüder ist gleich. Aber doch ist Hakon

33) Nämlich nach der Orkneyinga-Saga. Robert, der Herrscher der Orkneys, stirbt im Heiligen, fest das Jahr 1104. Zoolius, Orkades, S. 54—56, prüft diese Angaben, und kommt zu dem Jahre 1110. Der Todestag des Magnus ist der 16. April. 34) Mann, ist nicht bekannt, und nur so viel, daß er nach dem 1105 und sein Sohn Pal bis zum J. 1186 herrschte.

32) Nach der Saga hinaus helgen Magnusar wird Magnus mit Gewalt aus der Kirche gezogen.

X. Capitel. I. U. a. 2. Dritte Section. VIII.

kon mächtiger, denn er hat vom Schottenkönige Katanes zu Ebn. Hier weilt er oft, auch bisweilen in Schottland, denn dort hat er viele Botsfreunde. Während er auf Euderyor (den Hebriden) weilt, kommt zu ihm jener ausgezeichnete Sigurd, Slembi-diäka (s. d. Art.), und begleitet ihn nach den Lérnäs. Zu sich nimmt Jarl Hakon auch seine Tante, Wadben's Tochter, Namens Frakaut, Witwe Höt Niding's und seine Nichte Audlid, Tochter Thorell's, des Sohnes Wadben's, Witwe Einil Strietia's, Mutter Einil Sloghellie's. Allen diesen gefällt Sigurd Slembi-diäka sehr, aber am meisten dem Jarl Hakon. Von des Jarls Pal's Rathgebern sind die ausgezeichnetesten Sigurd von Westnes, Eremal Ingibjörg Magna's (mit andern Beinamen Igna's, der Würdigen) und Thorell, Sumarid's Sohn, des Jarls Magnus Botsfreund. Thorell war beständig im Hause des Jarls Pal und erhielt deshalb den Beinamen Hoftri (Pfleger), sodas die Geschichte von Dikney zwei Thorell Hoftri hat, jener, welcher den Ulfesögner, den Jarl Thorsinn, erzog, und diesen, den Pfleger des Jarls Pal. Thorell Hoftri II. war dem Jarl Hakon und seinen Freunden verdächtig, als wenn er erbittert durch den Tod des Jarls Magnus des Heiligen, seines Botsfreundes, Zwistigkeiten unter den Jarlen für, um an den Söhnen zu rächen, was der Vater verbrochen. Jarl Hakon läßt ihn mit Rath und Hülfe Sigurds Slembi-diäka erschlagen. Jarl Pal rüthet sich. Die Bonben legen sich dazwischen, aber Pal will von seinem Vergleiche hören, „senn nicht alle, die sich zur Erschlagung Thorell Hoftri's vereinigt, verbrannt würden. In den Jarl Hakon wird so lange mit Bitten gedurnen, bis er einwilligt, und Sigurd Slembi-diäka und Alle, welchen Jarl Pal die größte Schuld beimaß, werden verbannt. Wie man übereingekommen, soll zum Weidnachfesse Hakon seinen Bruder Pal bewittnen, findet seine Mutter und seine Mutterschwester Frakaut mit Kleidermäßen beschäftigt, fragt, für wen jenes herrliche weisse Kleid bestimmt sei, und erhält zur Antwort, für seinen Bruder, will es aber selbst und zieht es trotz aller Bitten und Warnungen seiner Mutter, Helga, daß es ihm den Tod bringen werde, doch an, empfindet schredliche Schmerzen und stirbt kurz darauf. 23) Pal, Hakon's Sohn, alleiniger Jarl von Lérnäs. Er urtheilt, daß man ihm durch das arglistige Geschenk nach dem Leben getrachtet, und verbannt Hakon's Mutter und Mutterschwester als Zauberinnen nebst der ganzen Familie aus dem Enlanden. Sie gehen zuerst nach Katanes und dann weiter nach Schottland, zu den Gütern, von denen Frakaut viele dort hatte. Dort blieb nebst Helga auch ihre und des Jarl Hakon's Tochter, Margaretha. In Frakaut's Pflege wurden auch erzogen Eiried, der Sohn des Jarls Hakon des Wohlredenden, ein Enkel Helga's; ferner der Enkel Thorell's, der Schwesster Frakaut's, Sohn Audlid's und Einil Strietia's, Namens Einil Sloghellie, auch Frakaut's Enkel, Sohn ihrer Tochter Steinvor (auch Steiner's) und Thorell's von Katavik, Audvor Rokka greifens, endlich auch Frakaut's Urenkel, Enkel Steinvor's, Sohn von Steinvor's Tochter Sudrum, und Thorsinn Hauld, dem Sohne Si-

ransmunn's. Alle diese vier wurden ausgezeichnete Männer, und rigerten sich alle das Recht⁸⁶⁾ auf das Reich der Enlande zu (ein unbefristetes Recht hatte jedoch nur Eiried, Hakon's Sohn). Die Orkneyinga-Saga gibt nun ein Verzeichniß der Großmänner, welche damals auf Lérnäs gelebt, und wo sie gemohnt haben. Kall, Kall's Sohn aber, der Schwager des Jarls Magnus des Heiligen, lebte auf seinem väterlichen Gute auf Agfir in Norwegen. Sein Sohn ist Ragnwald Kall, jener gute Stalbe und auch in andern Künsten erfahrene Mann. In einem seiner Riede, die auf uns gekommen sind, gibt er seine neun Künste (höftri) an, das Schachspiel, die Rumen, die Bücher, die Schmiedekünste (smidri), das Schreiben auf Schneschriftsahnen (skidom), das Schießen (mit dem Bogen), das Rudern, das Saltenspiel (harspaki) und die Lichtkunst (brugar). Weis lebte er bei seinem Botsfreunde Solmund, einem der Großmänner des norwegischen Reiches, der ein herrliches Gut in Dsögir hatte. Fünfzehn Jahre alt schloß Kall Genossenschaft mit Kaufleuten, und fuhr nach England in die Stadt Grimsbä, einen großen Handelsort. Hier leent er einen Mann kennen, der sich Gili-Kall nennt, und ihm im Geheimen eröffnet, daß er ein Sohn des Königs Magnus Darsuf von einer Frau aus den Hebriden sei. Beide geloben sich, wenn sie sich künftig wieder treffen, beizustehen. Kall fährt nach Agfir zurück, und schifft bald darauf nach Bergen, wo er sein noch vorhandenes Lied auf dieser Fahrt und seinen Aufenthalt in Grimsbä nachste. In Bergen ist ein großer Zusammenfluß von Kaufleuten. Kall geht herrlich ausgestattet einher, wird von allen hochgeschätzt wegen seiner Gaben und seiner Geburt. Mit Jon von Sögen schließt er insbesondere enge Freundschaft. Nach Beendigung der Geschäfte geht Kall nach Agfir in seine väterliche Heimath. Den größten Theil des Winters bringt er jährlich bei Solmund, die Sommer auf Kauffahrten zu. Bei einer Fahrt nach Idrandheim wird er von unglücklichen Winden auf Dölsjö zurückgehalten. Hier gelüftet es ihn, die verborgenen Schätze in der deshalb berühmten Höhle in Besitz zu nehmen. Er und seine Begleiter stößen in der Höhle auf große Schwierigkeiten. Über den See, der quer durch die Höhle geht, wagen nur allein Kall und Hamard, der Diener Solmund's, die sich mit einem Seile an einander gebunden, zu schwimmen. Kall hielt einen Brand in der Hand und hatte Feuerzeug zwischen seine Schultern gebunden. Aber auf jenem Theile der Höhle sind viele holperige Stellen und hindernde Felsen, und durchdringliche Finsterniß, brecheneregende Dämpfe, und nur mit Mühe wird Licht angezündet. Abgesprecht dringen sie nicht weiter vor, errichten ein Denkmal und der Gewinn ist das schöne Lied, das wir noch von Kall auf dieses kühne Unternehmen haben. In Bergen trifft Kall

86) Wie drei von ihnen ihre Ansprüche begründen, gibt die Orkneyinga-Saga nicht an. Vergl. Axelsson Ornesen, der auch nicht weiß, wie ihr Recht beschaffen gewesen, da drei von ihnen vom Wodden von Dair auf Katanes entflohen; Wadben's Vorfahren werden nicht angegeben.

seinen alten Freund Jon, Peter's Sohn, von Bergen wieder. Diesen begleitet Brynolf, der angefehene Mann. Zwischen Brynolf und Kall's Begleiter Haward entsteht Zwist. Haward schlägt Brynolfen, daß er ohnmächtig wird. Kall sendet Hawarden nach Eiden zu dem Priester Richard auf Almdra. Brynolf läßt Hawarden verfolgen und erschlagen. Jon stellt die Sache auf Kall's Spruch. Als dieser heimkehrt, ist sein Vater Koli nicht zufrieden, daß er nicht erst Solmunden befragt. Auf Koll's Rath sendet Solmund den erschlagenen Haward's Bruder Hallward nach Egen, daß er Rache an Jon nehme, mit Hilfe von Jon's Nachbar, einem Freunde Koll's. Dieser Nachbar Jon's, Namens Uni, ist Jon's Feind, da er von ihm bedrückt wird. Ueberdies findet ihn Koli durch Hallward zugleich Geld, und bietet ihm an, ihn bei sich aufzunehmen. Von Uni's Rathschlägen unterstützt, erschlägt Hallward meuchlerisch Brynolfen. Jon, erbittert, begibt sich, um Solmunden anzugreifen, nach Skagde. Aber Koli und Solmund stürzen an Mannschaft, als er, siegen im Treffen. Jon wird so verwundet, daß er Zeit seines Lebens hinkt. Im folgenden Sommer läßt er zwei von Koll's Blutsfreunden, Kinar und Alak, erschlagen. Der König Sigurd, der Jerusalemfahrer, läßt, um die Streitigkeiten zu heben, die streitenden Theile vor sich kommen, und alles wird auf des Königs Spruch gestellt. Dieser gebietet ihnen Freunde zu sein, und zu Befestigung der Freundschaft erbt Jon Koll's Tochter, Kall's Schwester Ingrid zu Frau. 24) Pal, Hakon's Sohn, und Rognwald Kall, Koll's Sohn, Jarlar von Orney. Kall, Koll's Sohn, erbt vom König Sigurd Jarlsnamen, und die Hälfte der Orneyar, die sein Mutterbruder Magnus der Heilige gehabt hat, zu Lehen, und dazu den Namen Rognwald, entlehnt von Rognwald Brusson, denn seine Mutter sagte, daß Rognwald Brusson der schönste und vollkommenste der Jarlar von Orney gewesen, und hielt das für ein Vorzeichen von Glück. Der König Sigurd der Jerusalemfahrer stirbt (den 26. März 1130). Magnus, sein Sohn, wird gleich in Eido zum Könige über das ganze Land genommen. Auf dem Bünge zu Lundsberg Harald Gili. Dieser ist jener Gili-Krist, mit dem Kall auf seiner Fahrt nach England in Grimstad Freundschaft geschlossen. Er war darauf (im J. 1126) mit seiner Mutter nach Norwegen gekommen zu seinem Bruder, dem Jerusalemfahrer, und war glücklich zu erblicken, daß er dessen Bruder sei, über neun glückende Pflugeisen (Pflugscharen) gegangen. Vorur mußte er jedoch dem Rechte aus Norwegen entsagen, hielt aber nach seines Bruders Tode den Eid für erzwungen. Durch die Geschmäner des Reichs wird zwischen Magnus und Harald ein Vertrag geschlossen und jeder erhält die Hälfte des Reichs. Drei Jahre vergehen unter gegenfeitigen Argwohn und Furcht. Dem Könige Magnus sind die Freunde Sigurd's verhaßt, und insbesondere Kall und sein Sohn Kall, Sigurd's ergreifende Anhänger. Magnus widerruft daher Kall's Jarlsnamen und den Lehnssig der Hälfte der Orneyar, die ihm sein Vater Sigurd der Jerusalemfahrer erbt. Im vierten Jahre kam es zum Kriege und die Könige schlugen (den 9. Aug. 1134) die Schlacht

von Fyrisleif (s. d. Art.). Unter den Großen, welche in Harald's Heere hervortraten, waren Rognwald Kall und Solmund. Aber Magnus siegte, und Harald Gili floh nach Dänemark. Magnus herrscht nun allein über Norwegen. Aber Harald kommt mit Heeremacht zurück, sängt am Anfange des Jahres 1135 den König Magnus in Bergen, herrscht nun allein, und besetzt im nächsten Frühjahr (1135) Rognwalden den Jarlsnamen und die Hälfte des lehnbaren Jarlsboms von Orney. Da sendet Koll eine Bottschaft dahin, um vom Jarl Pal die Hälfte der Ewlande sich freundlich zu erbitten, bei abschlägiger Antwort aber, nach Schottland zu Frakaut und Aulver Kossa zu gehen, und ihnen die Hälfte des Reichs anzubieten, wenn sie einen Bund zur Vertreibung des Jarl Pal mit vereinten Kräften eingehen wollten. Jarl Pal will von einem Verwandten in entferntem Grade des Erbdes sich nicht berauben lassen. Die Botschafter schließen daher mit Frakaut einen Bund, und der Plan des Feldzugs im nächsten Jahre wird verabredet. Jarl Rognwald schiffte zu festgesetzter Zeit nach Hialland, kann aber hier von Frakaut nichts durch Kundschafter erfahren, legt die verbliebenen Binden seine Schiffe in den Kjalund, und wird von Hiallands Bonden freundlich bewirthet. Ueberdies ist Frakaut mit Beginn des Frühlings nach den Hebriden gefahren, kann aber nicht mehr als elf Schiffe mit niedrigen Borden sich verschaffen. Sie besetzt Aulver Kossa, der zum Jarl bestimmt ist, wenn das Unternehmen glückt. In der Mitte des Sommers wird, wie bestimmt ist, die Flotte bei gelindem Winde nach den Orneys geführt, um sich mit Rognwald zu verbinden. Jarl Pal erfährt, daß Frakaut auf dem Hebriden, und Rognwald auf Hialland sind. Er will zuerst mit Rognwald schlagen, bevor sich mit diesem die Eubreyar (Hebriden) vereinigen. Als er von Kall'sey abfahren will, erscheinen im Eiden von Petantsfiord zehn oder zwölf Langschiffe. Jarl Pal rüstet sich zur Schlacht. Aulver Kossa greift ungestüm des Jarl's Hauptes Schiff an. Aber der Wikung Swein Briostreip, der das Schiff besetzt, wirft Aulver wieder aus dem Schiffe. Die Eischlacht geht für Frakaut verloren. Jarl Pal eilt den Tag darauf nach Hialland, und kommt so unerwartet, daß er alle Schiffe Rognwald's in seine Gewalt bekommt. Den andern Tag erscheint Rognwald mit den Bonden am Strande und fordert den Jarl Pal zu einer Landschlacht heraus. Aber Pal wagt nicht zu landen, und fordert den Jarl Rognwald zu einer Seeschlacht heraus. So viel Schiffe sind aber nicht auf Hialland, und Jarl Pal begibt sich mit den genannten Schiffen Rognwald's nach den Orneyar zurück. Rognwald dringt im Herbst seine Truppen auf Kaufmannschiffen nach Norwegen zurück. Jarl Pal ordnet auf den Orneyar Feuerzeichen durch Anbringung von Scheiterhaufen so an, daß kein Feind sich nähern kann, ohne daß die Bewohner die Waffsen ergreifen haben. Das von Garelley bat sich auf Kalanes besetzt. Durch einen nächtlichen Überfall verbrannt ihn Aulver Kossa in Dungalab. Sein Bruder Swein, Kall's Sohn, verurtheilt auf dem Schmause, den Jarl Pal zu Weihnachten gibt, Swein Briostreip

tödtlich, kommt mit Hilfe des Bischofes Wilhelm auf die Schiffe, wie vom Jarl Pal gedreht, sucht sich, da der Krieg mit Rognwald droht, so viele Freunde als möglich zu machen, indem er aus den Eplanden herumreist. Auf Rinarsey erbt ihm Ragna, Svein, Atleif's Sohn, zu begnadigen. Er verweist dies jedoch als seiner unwürdig, da Svein schuldig ist. Im Frühlinge unternimmt Jarl Rognwald, von dem Könige Harald und seinen Freunden unterstützt, einen neuen Zugzug gegen Dnery, und landet auf Hialland. Koll führt darauf mehrer kleine Schiffe in die Råde von Dnery, gibt ihnen, indem er den Rastbaum immer höher ziehen läßt, den Anschein von großen Kriegsschiffen, und lebet, nachdem er die Feuerzeichen angestrichet sieht und Herlaus auf den Dnery erregt hat, nach Hialland zurück. Uni schiffet nach Fridarey, und saet, daß er ein Norweger sei, der aus Hialland ein Weib genommen, und von den Räubern Rognwald's geplündert worden sei. Dagfinn, Kauter's Sohn, der den Scheiterhaufen auf Fridarey angzündet hat, wird von den Renden darum angegangen, daß er vergebens Herlaus und Koll verurtheilt hat, und schiedt die Schuld auf Thorstein, Ragna's Sohn, der den Scheiterhaufen auf Rinarsey angzündet, diesem seien die andern alle gefolgt. Im Streite darüber verwundet Thorstein Dagfinn tödtlich, und dieses ist der Anfang eines Geschlechtes, welches die Blutsfreunde beider auf Kollsey schlagen. Der Jarl bringt die Streitenden aus einander. Die Befragung des Feuerzeichens auf Fridarey wird Eiriken übertragen. In seine Dienste hat sich Uni begeben. Er muß Fische trocknen, und begiebt, so oft er allein ist, den Scheiterhaufen mit Wasser. Rognwald landet mit der ganzen Flotte in Westfure, und kein Feuerzeichen ist gegeben worden; denn Eirik reiset, als die Schiffe ins Angesicht von Fridarey kamen, zum Jarl, und schiedt Boten zu Uni'n, daß er den Scheiterhaufen anzünden soll. Uni aber läßt sich nirgends sehen, und ist geflohen. Vergebens versucht man den Scheiterhaufen zum Brennen zu bringen. Durch die unerwartete Ankunft sind die Bewohner von Westfure so in Schrecken geraten, daß sie sich nicht zu raten wissen. Kugi und Helgi, welche das meiste Ansehen haben, schwören dem Jarl Rognwald den Eid der Treue und die Übrigen folgen ihrem Beispiele. Am folgenden Sonntage wohnt Rognwald dem Gottesdienste bei. Er steht bei der Kirche und sieht 16 unbewaffnete Menschen mit abgeschornem Haar einhergehen. Die Norweger sagen, über die Tracht erhaunt, wer sie sind, und der Jarl wird zu einem Sportliede aus dem Siegerlied veranlaßt, das noch vorhanden ist. Nach dem Sonntage werden auch die Nachbarn zu Abiegung des Eides der Treue gebracht. Des Jarls Reitwächter bemerken aber nachtheilige Zusammenkünfte auf Westfure, und züchtigen die Einwohner. Kugi als Haupt wird in Fesseln gelegt, erhebet aber seine Unschuld durch Zeugnis. Der Jarl mochte ihn durch eine Waise aus dem Siegerlied vom Verurtheil ab, läßt ihn aus den Fesseln nehmen, und erneuert mit den Bewohnern von Westfure das Bündniß. Jarl Pal hält auf Kollsey eine Beratung. Ein Theil rath zur Abiegung der Eplande, der andere, das Rostgild

zu versuchen. Rognwald hat bei dieser Zusammenkunft einen Kundschafter, und als dieser die einzelnen Kathschläge berichtet, bringt sie der Jarl in ein Gebicht. Rognwald läßt durch den Bischof einen Waffenstillstand auf zwei Wochen vermitteln, und Rognwald geht nach Kollsey, Pal nach Kollsey. Die Blutsfreunde des gedächerten Svein's, des Sohnes Atleif's, verbrennen das Gut des ertrunkenen Blutbief's, des Bruders Svein's, das Jarl Pal Thorolf Pjetri'n gegeben, und gehen zum Jarl Rognwald über. Auch noch durch den Uebertritt vieler anderer mächtigen Männer wird Rognwald verstärkt, und er entläßt seinen Schwager Jon, Solmund und Atlat, und viele Andere, die ihm von Norwegen gefolgt sind, nach Hause. Mit Beginn des Frühlinges theilt sich Svein, Atleif's Sohn, von den Hebriden nach Schottland zu seinen Freunden begeben, und weilte bei dem Jarl Maddad von Arjolar, der Margaretha's, die Tochter des Jarls Halon, des Sohnes Pal, geheiratet hatte. Als er von den Partirungen aus der Dnerys hört, begiebt er sich nach Thora auf Katanes, und erhalt vom Jarl Ottar Trafaue's Bruder, für seinen erschlagenen Vater, und verspricht, daß er sich bemühen werde, das Erlend, der Sohn Harald des Wohlredenden, in seine Vatererbschaft wieder eingelegt werden solle. Von Katanes fährt Svein hinüber nach Kollsey, überfällt und fängt den Jarl Pal, und bringt ihn hinüber nach Jöklar zum Jarl Maddad. Damit die Dneryngare ihn nicht wieder verlangen sollen, reiset Svein nach den Dnerys zurück und sagt, daß Jarl Pal geblendet worden. Nach anderer Erzählung läßt Margaretha ihren Bruder durch Svein wirklich blenden und dann im Gefängnisse umbringen. Der Verfasser der Dneryngasaga weiß nicht, was wahrer sei, nur das wußten Alle, daß er niemals nach den Dnerys zurückgekehrt sei, auch in Schottland kein öffentliches Amt verwaltet habe. Als die Bewohner des Jarls geraubt sind, gehen viele zu Rognwald über, und Sigurd von Westfure, Brynolf und Halon will weigern sich, bis Svein alles berichtet hat. 25) Rognwald, Koll's Sohn, alleiniger Jarl von Dnery, wird von Allen dazu angenommen, da nicht mehr zu hoffen ist, daß Jarl Pal zu rückkehren werde. Es wird nun unternommen, dem heiligen Magnus eine Kirche zu bauen. Koll leitet alles, und zeichnet selbst den Riß. Damit der Jarl die Kosten bestreiten konnte, wird das bisher bestehende harte Gesetz aufgehoben, daß die Jarlar in den Dvalen eines jeden Geforderten nachfolgten, und die Erben sie wieder von den Jarlen einbüßten, und Jedem freigestellt, dieses Recht loszukaufen. Alle ergriffen dieses bürgerl. und gaben für ein Pfundland eine Mark. Da kommt hinlänglich Geld für die Kirche zusammen, und sie wird herrlich erbaut. Als Rognwald zwei Jahre über die Dneryngar geherrscht, erachtet Bischof Jon von Jöklar als Gesandter des Jarls Maddad und seiner Gemahlin Margaretha, der Tochter des Jarls Halon, des Sohnes Pal's, und verlangt für deren Sohn Harald den Theil des Jarlskunds, den Jarl Pal, Halon's Sohn, gehabt hat, denn so seien sie mit Svein, Atleif's Söhne, übergegangen. Svein des jungen dieses, und Jarl Rognwald willigt in die Abie-

lung. 26) Ragnwald, Koll's Sohn, und Harald, Ragnwald's Sohn, Jarlar von Drinoy. Harald, Ragnwald's Sohn, wird auf die Drinoy gebracht. Sein Vermund ist Jarl Ragnwald und sein Pfleger Thorbjörn Klerf. Dieser betrautet Anglid, die Tochter Olaf's, die Schwester Ewein's. Letzterer erhält von Jarl Ragnwald Beistand, um seinen Vater an Frostaurt und Aulor Koffa rächen zu können, schlägt Aulor's Koffa'n, und verbrennt Frostaurt'en, und versetzt Theile Schottland's. Das Jahr darauf sendet ihn der Jarl Ragnwald nach den Hebriden, um Holddobben gegen den Reien Hauld, der Raub getrieben, beizujagen. Hauld hat unter andern den Grossmann Andreas erschlagen. Ewein verlobt sich mit dessen reicher Witwe, und verheiratet mit Holddobd Breiland (Wald). Unter Ewein dient der Isländer Eiric, und verwirgt diese Raubfahrt durch Verse. Während Thorbjörn Klerf in Schottland weilte, löst er zwei erschlagen, die Ewein'en zur Verbrennung des Hauses Frostaurt's und ihrer selbst beigesandt. Ewein, hierüber erbittert, geht, als er von der Raubfahrt kommt, nicht zum Jarl, der mit Thorbjörn Klerf innig verbunden ist. Da reiset der Jarl selbst nach Garetyr und stellt die alte Freundschaft zwischen Ewein und Thorbjörn wieder her. Der Jarl Ragnwald nimmt den Isländer Hall, den Sohn Thorsarin Breimag's, an seinen Hof, und beide, der Jarl und der Isländer, sammeln Heide, theils verfassen sie allerlei Lieder, und nennen sie Schläsler der Weisen oder Verdamme (also ein ähnliches Werk, wie der Hattalykill des Snorri Sturluson; s. R. Wächter, Einleitung zur Heimskringla. 1. Bd. S. XCVI fg. u. S. CI). Um sich an Holddobd wegen seiner Untreue zu rächen, unternimmt Ewein, von Jarl Ragnwald unterstützt, eine Heersfahrt gegen die Hebriden. Thorbjörn, bei Theilung der Beute beinträchtigt, verwirgt aus Wache seine Gemahlin Ingerid, Ewein's Schwester. Während Ewein auf den Hebriden raubte, hatte er die Gefesslagemannsstelle von Dungaldd, die ihm Jarl Ragnwald gegeben, Margab'in, dem Sohne Grim's, anvertraut. Dieser erlaubt sich Beerdigungen. Die Beerdigten finden Schutz bei Harald. Dieser erschlägt Margab, und schießt zu Ewein. Koll's Sohn, Ewein, beschließt sich in der Landabzug. Ewein, Margab's Sohn, bewegt den Jarl zu einem Raubzuge, und befragt Ewein, den Sohn Koll's in Landabzug. Dieser entkommt mit Margab zum Schottentönige, plündert unterwegs ein Kloster. Der Schottentönig macht den Schaden aus seine Kosten wieder gut, und stiftet Versöhnung zwischen dem Jarl Ewein und dem Schottentönig. In Norwegen regieren Hystin Ingi und Sigurd Bronch. Erstere erhält von einigen seiner Grossmänner den Rath erteilt, daß er den Jarl Ragnwald, den alten Freund seines Vaters, Sigurd Gili's, für sich zu gewinnen suchen und nach Norwegen einladen lassen solle. Jarl Ragnwald reiset auch dahin und nimmt den Jarl Harald, der im J. 1133 geboren war und damals in seinem zwölften Jahre stand, mit. Durch die Gespräche mit Eiric Ungl, der eben von Constantinopel zurückkam, und erzählt, wie es in Griechenland und in Norgerland stand, ward Jarl Ragnwald bewogen, eine Heersfahrt dahin zu thun. Wie

hes beschloffen viele Norweger. Als Wegweiser mit Eiricidri gerührt. Unter den Führern der Schiffe ist Jon, des Jarls Ragnwald's Schwager. Der Jarl, reichlich vom Könige und seinen Freunden beschenkt, geht nach den Drinoy zurück, leidet bei Hallland Schiffbruch, rettet sich aber mit allen Schiffsgenossen glücklich. Gross ist des Jarls Muth in Gefahren, und großmüthig bei Entzagen erlittenen Schadens, und auch dieses Unglück gibt seiner Geistesherrnart Gelegenheit zu einem Liede aus dem Stegreife³⁶⁾. Als er im Herbst nach den Drinoy zurückkommen, nahm er an seinen Hof zwei Dichter, zwei Eiteländer, einen Elalben von Profission, Namens Armod, und einen andern, der auch ein geschickter Dichter war, Ddb den Kleinen, Glum's Sohn. Zu Weihnachten beschenkt der Jarl Armoden mit einem Spieße mit goldenen Enden, trägt dabei ein Lind vor, und der Elalbe antwortet aus dem Stegreife mit einem nicht minder künstlichen Liede. Der Jarl versuchte den Elalben auch noch weiter, und das schöne Lied des Jarls und das nicht minder schöne des Elalben sind auf und gekommen. Im Frühjahre darauf begibt sich der Jarl Ragnwald wieder nach Bergen, und fährt dann mit seinen Begleitern nach den Drinoy. Der stolze Eiricidri Ungl verlegt da bei den Vertrag, Schiffe, welche nur der Jarl haben sollte. Stolz schießt Eiricidri vor der langsam segelnden Flotte des Jarls vorüber und voraus, gerührt aber sein schönes Schiff bei Hallland. Der Jarl kommt glücklich nach den Drinoy. Der herrlich und dachbüßliche Norweger Arni Spitalungur, ein Schiffsgenosse Erling's, des Sohnes Kyrpinga-Drm's, mißhandelt einen Bonken Ewein's, des Sohnes Koll's, statt ihm das Schutlige zu bezahlen. Darüber erschlägt Ewein Arni'n. Der Jarl zahlt Arni's Blutsfreunden die Buße aus seinen Mitteln, so auch vergleicht er auf seine Kosten die vielen Beschädigungen, welche die Norweger und Drinoyingar diesen Winter einander

36) Wie gehen nämlich an, wie wir es finden, demerren aber ausdrücklich, daß sich bei isländischen Geschichtschreibern aller Wahrscheinlichkeit nach die Freiheit erwehnen, den Dichtern, wenn sie (ersten, ihre Gedichte so in den Mund zu legen, als wenn sie dieselben aus dem Stegreife (angeblich bei ihrer Gelegenheit) gemacht hätten. Es große Fertigkeit auch die Elalben, und namentlich unter tiebereriger Ragnwald, hatten, so ist es doch nicht glaublich, daß sie alle diese Weilen so leicht ausgründlich, als sich Ereignisse dazu dabei, gemacht haben. Von vertrieben Giebrud: ist es allerdings, wenn Ragnwald auch selbst bei dem Schiffbruche augenblicklich gemacht Liede vortrug. Wie konnte es aber den Gelehrten nicht vertragen, wenn sie die Hieherhalten auf diese schwere Art anbringen, als wenn sie legten, nachher hat der Jarl dieselbe Liede auf diesen Versfall gemacht. Da die Isländer wissen mußten, was es mit diesem Vorlesen der Hieherhalten für eine Bröndung hatte, so ist es auch nicht einmal als eine große Entstellung der Wahrheiten anzusehen. Die Hauptfede Mies dabei immer, daß der Geschichtschreiber darauf sah, daß die Lieder wirklich von dem vortrugen, dem er sie, als sie augenblicklich vorgetragen, in den Mund leute (vergl. R. Wächter, Snorri Sturluson's Hattalykill. 1. Bd. S. CLII, CLIII). Nach waren die Elalben hinwiederum unschuldig Lieder aus dem Stegreife zu machen, und müßten dies bei vielen Gelegenheiten thun. Um so natürlicher machte es sich dann, daß man ihnen auch andere Lieder, als von ihnen vortrugen, in den Mund legte.

zusagten. Im Frühlinge (1152) erneuert Ragnvald seinen Bundesfreund, den Jarl Harald, zum Reichsherrn, und tritt die Kreuzfahrt an. Als sie vor Nordmähraland vor der Mündung des Flusses Nreia (Arctis) vorüberfahren, singt der Skalde Armod eine Weise, die noch vorhanden ist. In Noröna wird der Jarl von dem Fräulein Ermengerd, einer Erbtöchter, die, da ihr Vater kürzlich gestorben, jetzt als Graf herrscht, herrlich bewirthet. Man rüth ihm, das Mädchen zu beirathen und seinen Sitz dort zu nehmen. Doch er will seine Wallfahrt erst vollbringen. Die herrliche Jungfrau gibt dann, als die Kreuzfahrer das Meer wieder durchschiffen, Stoff zu drei schönen Liedern, das erste singt der Jarl, das zweite Armod, das dritte Edd. In Gascia überwintert der Jarl. Die Bewohner werden von dem kühnen Gudsfeier bedrückt. Der Jarl belagert seine Burg, steckt sie in Brand, singt dabei ein Lied zur Erinnerung an Ermengerd, und erobert das Schloß. Eindridi bezieht sich dabei treulos, namentlich in Beziehung auf die Leute. Von da ziehen sie weiter nach dem jenseitigen Spanien, schlagen sich oft mit den Mauren, vorzüglich gibt ein Art, der großen Widervstand leistet, aber doch genommen wird, dem Jarl Veranlassung zu einem Liede zum Andenken an Ermengerd. So auch als bei einem Sturme der Jarl ein Traßlied singt. Sie fahren durch den Nörðrsmund (die gatlänische Straße; s. S. 11), und auch hierbei feiert Edd das Andenken an Ermengerd durch ein Lied. Eindridi trennt sich von des Jarls Gesellschaft, und fährt nach Skizien, der Jarl dagegen an den Küsten Serklands (Afrika's) hin, und der siederreiche Jarl verwißt auch dieses. Von Serklands Küsten kommen sie dann in Sardinien's Nähe, und haben eine siegreiche Schlacht mit einem Dromond³⁷⁾ (großem Kriegsschiffe), aus welchem Sarazenen und auch Mauren sind, und nehmen ihn. Der Jarl verwißt dieses durch Verse. Erling erhält in der Schlacht eine Wunde und seitdem den Beinamen Skacki (Krumme). In Afrika, wo sie Markt halten, wollen sie den Gefangenen verkaufen, finden aber keinen Käufer und entlassen ihn ohne Erlöse. Er erscheint als ein afrikanischer Fürst wieder, nimmt aber keine Waage an ihnen. Dann schiffen sie nach Areta, beschien ein großes Gewitter, und Armod bringt dieses durch ein Lied auf die Nachwelt. Prächtig ist ihr Einzug in Åkersborg³⁸⁾, und Thorbjörn Schwarze feiert ihn in einem Liede. Aber bald versummt der Sänger, eine ansteckende Krankheit bricht auf der Flotte aus und rafft auch ihn hin. Sie walfahrten an alle heilige Orte und haben sich im Jordan. Der Jarl und sein Stiefvater Siegmund Aungul schwimmen über den Strom und schwanden sich dort nach Art der Palmar (Pilger) mit Zweigen. Hierüber singt der Jarl zwei Lieder und Siegmund zwei. Auch ist eine Weise von dem Jarl übrig, die er sang, als er aus dem heiligen Lande gegangen war.

Auf der Fahrt nach Miklagard (Konstantinopel) kommt er zu der Stadt Amhol³⁹⁾, und weilt hier lange. Sein Schwager Jon findet hier einen unbekanten Tod, indem er erschlagen wird, man weiß nicht wie. Dann fahren sie an das Vorgebirge Aeginaen (Vorgebirge im ägäischen Meer), und von da nach Miklagard. Hier prächtiger Einzug und gütiger Empfang vom Kaiser Manuel Komnenus, obgleich Eindridi aus Reid den Jarl verkleinert. Hier bringt der Jarl einen großen Theil des Wintres zu, fährt dann nach Hyrakaborg⁴⁰⁾, und setzt nach Apulien hinüber. Hier lassen der Jarl und der Bischof und Erling die Schiffe und den größten Theil der Krieger zurück, kaufen Rosse und reiten nach Rom, von da auf dem kürzesten Landwege nach Dänemark und von da schiffen sie nach Norwegen. So berühmte künste diese Kreuzfahrt, daß Jeder seitdem mehr geehrt ward, als vorher. Während der Jarl Ragnvald auf der Fahrt nach dem getöbten Lande Ruhm und wir Lieder gewinnen, thut König Gryfin von Norwegen (im J. 1153) eine Fahrt nach Westen und segelt zuerst nach Katanes, hört, daß Jarl Harald Maddadars-son in der Thörs-a⁴¹⁾ ist, legt sogleich dahin mit drei Kleinschiffen⁴²⁾ und kommt unerwartet. Der Jarl hat ein Schiff mit dreißig Ruderbänken und nahe an 80 Mann, aber sie sind auf einen Angriff nicht vorbereitet. Der König fängt den Jarl und er löst sich aus mit drei Mark Goldes⁴³⁾. Der König verfolgt dann weiter seine Raubfahrt nach Schottland und England. Maddad, der Vater des Jarl Harald, stirbt (um das J. 1153). Harald's Mutter, eine Frau von großem Verstande, geht auf die Orknay. Nach dem Tode des Jarl Einar weilt Erlend, der Sohn des Jarl Harald's des Wohltredenden, meistens in Thörs-a, ist manchmal auf den Hybriden, befindet sich auch auf Raubfahrten, ist durch herrliche Gaben ausgezeichnet und bei seinen Hirdmenn und Knechten, deren er eine große Schar um sich hat, sehr beliebt. Während der Jarl Ragnvald auf der Jerusalemfahrt ist, erhält Erlend vom Könige Melkoff von Schottland Jarlwürde und die Hälfte von Katanes mit dem Rechte zu leben, wie sein Vater Harald sie als Lehn der Schottenkönige gehabt hat. Hierrauf setzt er mit Heeresmacht nach den Orknay hinüber und verdrängt vom Jarl Harald sein Erbkind. Jarl Harald bot sich wohl beseligt und verweigert es. Die ersten Männer suchen einen Vergleich zu stiften und dringen darauf, Harald solle die Hälfte der Gegend abtreten. Auch dieses verweigert Jarl Harald. Es wird Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen. Inzwischen dem Jarl Harald und Svein, dem Sohne Åskleff's, entsteht Feindschaft, denn der Jarl hasset Svein's Bruder Gunnar, Åskleff's Sohn, weil dieser mit des Jarls Mutter Margaretha Umgang gepflogen und Kinder gezeugt. Svein sendet seinen Bruder nach Hjör-

39) Torklus vermuthet, daß sie auf die Insel Amhol im ägäischen Meere verschlagen worden seien. 40) Hyrakium, Durazzo. 41) Ein Ort, jetzt Thorsö genannt, in Katanes, der sich in den Pelagos-Archipel (Istus Peliculus), jetzt Thorsö-bay genannt, erhebt. 42) Smak, skuta, eine Art kleiner Schiffe. 43) Berg. Skrimmingla, Sage von Sigurd, Ingi und Gryfin. Cap. 20.

37) Aus Dromos; Dromones wird im Mittelalter die größte Art Kriegsschiffe genannt. (s. d. Art.). 38) Der berühmte Ort, der im Westen des Mittelalters Akkora heisst, ist St. Johanna von Akra, Akra, das alte Ptolemais. Torklus, Oracles C. 126 versteht unter Akersborg Kacalon.

hust zu seinem Freunde Risthoff, bei dem er selbst früher gewesen war, obwohl er Risthoff's Sohn Jugi als Feind betrachtete, da er am Hofe des Jarl Harald war. Als Erlend nach Norwegen reist, geht Harald nach Katanes und überwintert in Wif. Swein hatte damals seinen Sitz in Thorsvöl auf Katanes. In der letzten Nacht der großen Fastenzeit plündert er in Veflandsfjord das Fahrzeug, das die Schatzung des Jarls aus Hialland bringt, setzt auf die Drinnaroe hinüber, und nimmt Jugi'n, Risthoff's Sohn, der zum Jarl reist, das Schiff und Klaus, dem Meier des Jarls Harald, Gold, geht dann zum Schottenkönige Weistom, der ihn reichlich beschenkt, wiew hierauf, als er nach den Drinnaroe fährt, von Anafol, der sich in Dyrnes befindet, mit Jugi auf einer Zusammenkunft auf Sandey verglichen. Anafol verheißt ihm auch, ihn mit dem Jarl Erlend zu versöhnen, obgleich die größte Feindschaft obwaltet, da Swein Traueren, die Schwester der Großmutter des Jarl Erlend, verheiratet hat. Swein und Anafol reisen nach Strionscy, wo Thorfinn, Bessi's Sohn, wohnt, des Ingigerd'en, Swein's Schwester, die Thoeblum Klert verheiratet, geheiratet hat. Nach Strionscy kommt Jarl Erlend auf seiner Rückkehr aus Norwegen. Anafol und Thorfinn suchen ihn zur Versöhnung mit Swein zu bewegen. Er will durchaus nicht sich mit dem wortbrüchigen Feinde seines Hauses vergleichen. Sie drohen, daß sie dem verbannten Swein auf die Drinnaroe folgen werden. Um die Zahl seiner Gegner nicht zu mehren, verläßt sich der Jarl Erlend mit Swein. Jetzt erst erzählt der Jarl, daß ihn König Eysteinn von Norwegen mit der Hälfte der Drinnaroe beliehen, die Jarl Besson besitzt. Swein rath, daß sie, bevor der Ruf sich hiervon verbreitet, den Jarl Harald angehen und fordern sollen, daß er, wie der König Eysteinn geboten, die Herrschaft aufhebe. Der Jarl Harald, der so etwas nicht erwartet, liegt mit der Flotte bei Ríceklabir, und wies sich beim Anblicke des nahenden Schiffes in die Burg, und vertheidigt sich tapfer. Doch zwingen ihn die Belagerer zur Abtretung seines Theils der Drinnaroe und zur Leistung des Eides, daß er ihn vom Jarl Harald niemals zurückfordern will. Harald begibt sich nach Katanes und von da weiter nach Schottland zu Freunden, von wenigen Drinnepingen begleitet. 27) Rögnwald, Koli's Sohn und Erlend, Hertom's Sohn, Jarlar der Drinnaroe. Auf einem Althinge, oder der Versammlung der Bewohner aller Drinnar, zeigt Erlend die Urkunden des König Eysteinn vor, in welchen dieser ihn mit den Drinnaroe beliehen hat. Swein und seine Freunde und Blutsfreunde führen seine Sache und alle Drinnepingar gehören ihm. Aber er verlangt auch daß, wenn Rögnwald zurückkehre, sie ihn von dem Theile, der ihm gehört, ausschließen sollen. Dagegen setzen sich Alle. Swein ist dadurch nicht sicherer gemacht, bleibt selbständig beim Jarl, warnt ihn vor Harald und bewegt ihn, Wächtern nicht zu setzen, sondern jede Nacht auf den Schiffen zu schlafen. Auch thut Harald zur Weihnachtszeit einen Einfall in die Drinnaroe, und erschlägt auch zwei Begleiter des Jarl Erlend, und sängt mehrere und darunter Anfinn, den Bruder Anafol's. Benedikt

und Eirik verlangen als Lösegeld für Thorfinn das Schiff, das ihnen Jarl Erlend von Ríceklabir genommen. Anafol widerspricht es dem Jarl, da man Thorfinn's wochfeiler Befehlen könne. Dinstags vor den großen Fasten thut Eirik eine listig angelegte Fahrt nach Thorsvöl auf Katanes, sängt Eirik'n, und Thorfinn wird gegen Eirik'n durch Tausch ausgeliefert. Im Frühlinge thut Jarl Harald eine Fahrt nach Hialland, um Erling Langi zu erschlagen, der Harald's Mutter, da dieser in eine Feindschaft nicht eingewilligt, nach Hialland gebracht und sich in Rosseburg besetzt hatte. Harald belagert es, kann es aber nicht aushungern. Da bittet Erling durch gemeinsame Freunde Harald um seine Mutter. Dieser ist freundebedürftig, gibt ihm seine Mutter und geht mit ihm nach Norwegen. Hierdurch wird Jarl Erlend sicherer, und unternimmt mit Swein eine Raubfahrt an die östlichen Küsten Schottlands und nach Berdalsfjord und von da nach Süden bis Berwick. Hier nimmt Swein ein großes Frachtschiff des berühmten Kaufmanns Knut des Reichen hinweg, sängt zugleich seine Gemahlin und fährt dann bis Bithorn. Knut gewinnt durch Geld die Würde von Berwick zur Verfolgung der Feinde; Swein aber entzieht sich im Voraus der Gefahr durch Flucht. Von Mosry aus schickt Swein nach Edinburgh zum Könige und erniedrigt ihn, daß er Knut den Reichen aufgesplündert habe. Der König hat aber fälschlich gehört, daß Swein gefangen worden, und hat eben Reiter mit Geldsacken abgesendet, um Swein auszulösen. Als er vernimmt, daß er nicht gefangen ist, schickt er ihm einen kostbaren Schild und andere Geschenke, und schickt Knut's Beurlaubt nichts. Im Herbst kehrt Swein mit dem Jarl Erlend heim. Im Sommer ist Jarl Harald nach Norwegen gekommen und Rögnwald auch mit Erling Ertaci von der Jerusalemfahrt nach Norwegen heimgekehrt und kommt von da gegen Weihnachten nach den Drinnaroe zurück. Auf der Zusammenkunft den 22. Dec. wird die Übereinkunft getroffen, daß die Eplande unter Rögnwald und Erlend getheilt sein, jeder die Einkünfte für seinen Theil erhalten, sie aber mit vereinter Macht sich den Jarl Harald und jeden andern, der sie angreift, abwehren sollen. Im Frühlinge begibt sich Jarl Erlend nach Hialland, um Harald zu empfangen, wenn er landete, und Rögnwald in die Stadt Thorsvöl auf Katanes, wo Harald's größte Hoffnung auf Beistand von seinen Freunden und Blutsfreunden war. Jarl Erlend und Swein sind den größten Theil des Sommers auf Hialland. Harald hört davon nichts in Norwegen. Er fährt mit sieben Schiffen nach den Drinnaroe, aber drei werden durch Sturm versenkt nach Hialland und kommen in Erlend's Gewalt. Erlend, zu ohnmächtig dreien Widerstand zu leisten, beschließt sich mit Rögnwald zu vergleichen, fährt nach Thorsvöl und hört, daß Rögnwald, in Euburand auf der Hochzeit seiner Tochter und Eirik's Slagsbellir's ist. Als Erlend und Swein auf Hialland von Harald's Ankunft auf den Drinnaroe hören, eilen sie dahin. Durch einen Sturm werden sie getrennt und Swein nach Heidarey und der Jarl nach Sandey getrieben, wohnen auch Swein zu ihm kommt. Als Rögnwald von der Ankunft

Harald's in Thorsfa benachrichtigt wird, kehrt er dahin zurück. Erst, Rognwald's Schwiegersohn und Harald's Blutsfreund, gibt sich viel Mühe, einen Vergleich zwischen beiden zu vermitteln, und ihre früheren Verhältnisse zu einander sind die wichtigsten Gründe. Sie unterreden sich lange, und alles scheint einen Friedensvergleich zu versprechen. Aber den Morgen darauf erscheinen Harald's Truppen bemannet. Er versichert, daß sein Argz dahinter sei. Aber bald hört man außerhalb der Burg Schwertgeräusch, die Jarlar eilen heraus und erkennen Thordbjörn Alest mit einer Heerschar, der Rognwald's Hirtmann anseht. Die Jarlar gebieten Frieden. Doch 13 Diener des Jarl Rognwald's werden erschlagen, und er selbst auch verwundet. Ihre Freunde vermitteln, daß die Jarlar ihr altes Bündnis erneuern und neue Genossenschaft schließen. Die Jarlar setzen aus die Drakar hinüber. Erlend und Swein ziehen sich nach Katanes zurück und geben sich den Schrein, als wenn sie nach den Hebriden und dort überwintern wollten. Auch läßt Swein diese Nachricht durch einen andern Swein auf den Drakar verbreiten. Zwar erkennt dieses Rognwald als eine List und ermahnt in einem Aussatze die Seinen um so mehr auf ihrer Hut zu sein. Erlend und Swein nehmen mit Beginn des Winters (nach nordischer Zeitrechnung) ihre Richtung nach Westen um Schottland. Nichtdestoweniger wollen nun die Jarlar auf ihren Schiffen bei dem Vorgebirge Skulpeid (auf der Insel Pomona) Wache halten. Mit günstigem Winde eilen Erlend und Swein nach Bagaland auf den Drakar (den 24. Sept.) und überfallen die stürmischer regnerischer Nacht die Flotte der Jarlar Rognwald und Harald. Mehrere werden bei tapferem Widerstande, den sie leisten, erschlagen, und viele gefangen. Jarl Harald's Entkommt mit Mühe auf das Land. Alle vierzehn Schiffe, die sie haben, werden nebst allem Rüstzeug und aller Ladung genommen. Jarl Rognwald wollte diese Nacht auf seinem Hofe Dhiara zubringen, wird aber auf dem Wege dahin in Knarrafsta die von dem Isländer, dem guten Eskalen Botolf Begla, bewogen, bei ihm zu übernachten. Botolf hält Wache. Nachdem Erlend und Swein das Drieffen gewonnen und erfahren, daß Rognwald nach Knarrafsta gegangen, setzen die Verfolger ab. Auf ihre Frage, ob Rognwald da sei, vermeint er es höflich und singt schöne Verse, die uns noch erfreuen, als wenn er dadurch anzeigte, wo Rognwald wäre. Freudig eilen die Verfolger davon, ihres Fanges gewiß sich wohnend. Rognwald eilt nach Dhiara, wo auch Harald sich verborgen hält. Sie sehen dann nach Katanes hinüber. Gegen Swein's Rath legt der Jarl Erlend nicht an Bagaland, sondern nach Daminen. Swein geht nach Sumbil zu seiner Blutsfreundin Sigrid, um einen Streit zwischen ihr und ihrem Nachbar zu schlichten, und ermahnt den Jarl, die Nacht auf dem Schiffe zubringen. Der Jarl thut es nicht, und Swein ermahnt ihn durch eine Botschaft. Der Jarl gehorcht. Die Jarlar Rognwald und Harald thun unwartend einen nächtlichen Überfall und der Jarl Erlend kommt im Gefechte um. 28) Rognwald, Kolli's und Harald Ragnvald's Sohn, Jarlar der Drakar. Nach

des Jarl Erlend's Tode hält sich Swein in Schlupfwincken auf Roffen verborgen, drückt jedoch hervor, als er Thorsfinn und dessen Sohn Augemad und seinen Schwager Erlend sich rühmen hört, wie sie den Jarl Erlend erschlagen haben, verwundet Erlenden tödtlich und bringt Thorsfinn gefangen zu seinem Vaterbruder Helti nach Thingmölle. Jarl Rognwald läßt ihn zum Weihnachtseste nach Kirkudwör einladen und verspricht ihm, ihn mit dem Jarl Harald zu verheirathen. Swein wird vom Jarl Rognwald freundlich aufgenommen. Nach Weihnachten sucht der Jarl Rognwald den Friedensvergleich zu stiften. Zuletzt wird Swein als Strafe auferlegt, jedem Jarl eine Mark Goldes zu zahlen, und ihm die Hälfte der Ddale und ein herrliches Langschiff genommen. Rognwald erläßt ihm das Strafgeißel, das ihm zugesprochen ist. Harald will sein Recht verfolgen, läßt nach Waresley und nimmt Getreide und anderes. Swein klagt Rognwald'en den ihm von Harald zugefügten Schaden und über den Bruch des Vergleichs, und will nach Hause, um den Schaden zu schätzen. Rognwald rath ihm vergebens ab. Er fährt nach Waresley und zum Hadden an, den Jarl mit dem Hause zu verheirathen. Sein Begleiter Swein ermahnt ihn jedoch, seine Gemahlin und Tochter zu schonen, und erst zu sehen, ob der Jarl im Hause sei. Der Jarl ist auf einem andern Gelände auf der Hosenjogg⁴¹⁾. Aber Swein's Gattin, des Jarl Blutsfreundin, entsetzt nicht, wo er ist. Swein muß sich da mit den Wassen begnügen, die die Diener abliefern, entläßt diese jedoch unbeschädigt. Der Jarl erklärt den Vertrag für gebrochen, und verfolgt Swein auf die Insel Hüllersög. Swein verbirgt sich in eine Höhle, deren Eingang von der Fluth bedeckt wird. Da der Jarl ihn nicht findet, geht er auf andere Gelände ihn zu suchen. Nach dem Eintritte der Ebbe schießt Swein nach Sanden, wo ihn sein Nachbar Ward heimlich aufnimmt. Derselben Abend herdergt bei Ward des Jarl Harald's Meier, Jon Wang. Dieser schmähst auf Swein und den Jarl Erlend. Da drückt Swein aus seinem Versteck mit den Wassen hervor. Jon entkommt jedoch durch Flucht. Am Morgen darauf fährt Swein auf einem Fohrzuge Ward's nach Bardwisl, und verbirgt sich dieweilen in einer Höhle, dieweilen in einem Hofe und schläft des Nachts auf dem Boote. Auf Kinarög landet eines Morgens Jarl Rognwald bei Swein's Boote. Swein greift den Jarl Hirtmann an und springt mit den Seinen in das Boot. Der Jarl ruft ihn mit aufgehobenem Schilde als Friedensgegnen zurück. Mitten in der Unterredung sehen sie ein Schiff sich nähern, welches den Jarl Harald von Katanes nach Bagaland führt. Rognwald rath Swein nach Katanes zu fahren. Der Jarl wendet sich nach Roffey, Swein nach Straunsey. Jarl Harald verfolgt ihn. Swein verläßt das Fahrzeug und geht auf die Insel. Der Jarl Harald fürchtet einen Hinterhalt und geht

41) Noch im 16. Jahrh. soll es auf den mehr und ganze Felsen gegeben haben. Eine lange Zeit jedoch findet sich kein Fels auf den Drakar mehr, aber desto reichlicher die den Felsen zwar verwandten, aber feinsten Sandsteine; s. G. R. Frands, Reisenstunden. S. 205.

nicht näher. Amund Hanf's Sobn, ein Freund des Jarls und der Vaterbrüder der Eiliffsbjörn Ewein's, führt einen Vergleich zwischen dem Jarl und Ewein. Ein Sturm hält beide auf demselben Eilande zurück, und auf Amund's Veranlassen schlafen beide in einem Bette. Von da geht der Jarl nach den Orkneyar, Ewein nach Katanes. Durch Erklärung Anderer hört er, daß der Jarl das Bündnis für zu niedrig erachtet; auch er hält es nicht hoch und plündert zwei Brüder Jon Wang's Namens, Peter Bunn und Blank. Nach dem Jarl fährt Ewein von den Hebriden, wohin er sich begeben, mit 60 Begleitern nach den Orkneyar, landet auf Rossen, singt Hakon Karl, der dem Jarl Harald folgte, auch er hält es nicht hoch, und erpreßt von ihm drei Mark Gottes als Lösegeld; hierauf begibt er sich nach Rossen und steht hier sein Schiff, das man von ihm als Strafgeld erpreßt. Von ihm hat Jarl Rognwald auf jedem Verbe zwei Dreier hinwegnehmen lassen, weil er es weder annehmen noch verkaufen wollte. Bei dem Jarl Rognwald bringt er im Begleiterschatz auf Rossen den größten Theil des Frühlings zu. Bei Erwähnung des Schiffes, sagt der Jarl, auf seinen Befehl seien die Dreier aufgeschmissen worden, das mit es Ewein nicht nehmen und auf ihm die Gelände besetzen könne. Zu Pfingsten kommt Jarl Harald von Hialland nach den Orkneyar zurück. Jarl Rognwald vermittelt, daß am Freitage nach dem Pfingstfeste in der Kirche des heil. Magnus der Vertrag zwischen dem Jarl Harald und Ewein erneuert wird. Rognwald schenkt das Schiff, das ihm von dem Strafgelde Ewein's zugesallen, dem Jarl Harald. Alles übrige wird Ewein'en zurückgegeben. Ewein wird vom Jarl Harald zum Schmause geladen und auf dem Schmause schenkt Thorbjörn ihm kostbare Kleider, folche, die ihm im Winter abgenommen worden waren. Jarl Harald gibt ihm auch das Schiff und alle Edale wieder. Die drei Hofmannen Ewein, Thorbjörn und Eirik unternehmen eine Fahrt nach den Hebriden und weiter nach Westen bis zu den Enlingar (Soringues, Schipwien) und gewinnen im Hafen der heiligen Maria (St. Mary) einen großen Sieg am Tage des heil. Columbus und kommen mit großem Heerfange (Beute) nach den Orkneyar zurück. Seit dem Vertrage mit Ewein wohnen die Jarlar stets freundschaftlich zusammen, und Rognwald leitet das Ganze. Jetzt nimmt Jarl Harald Thorbjörn Kleinen zum Rathgeber an. Ewein ist Rognwald'en ergeben und geht nach Garkero, wo er von der Beute und den Einkünften eine große Schar Krieger unterhält, mit der er in den Sommer auf Raub zu fahren pflegt. Thorbjörn wird verärgert, daß er die Eintracht unter den Jarlen mankend gemacht, und artet bald in Rognwald's offenen Feind aus. Der Grund ist dieser: Thorarin, ein besoldigter Diener und Freund des Jarls Rognwald, wird bei einem Streife beim Trinken von Thorfell, einem Freunde und Begleiter Thorbjörn's, verunndet. Thorfell, von Thorarin's Gerosses verfolgt, flieht zu Thorbjörn, und beide halten vom obern Eied den Angriff aus. Die herbeieilenden Jarlar bringen die Kämpfenden aus einander. Thorbjörn weigert sich die Sache auf den Spruch des Jarls Rognwald zu

stellen, und setzt ihnen wegen der Verfolgung mit einem Proceß zu. Thorarin, wieder genesen, schlägt Thorfell'n, als er zur Kirche geht, flieht in die Kirche und hält sich hier als an einer Freistätte sicher, wird aber von Thorbjörn und seinen Begleitern angegriffen. Rognwald eilt von einer Schar umgeben herbei, und hindert Thorfell'n an Aufbebung der Kirchthür. Thorfell geht nach Katanes, häufl seine Verletzungen durch Wundkräuter und Schindungen, fährt dann in den Hafen von Stapeld, verunndet durch einen nächsten Ueberfall Thorarin tödtlich in Kierlumborg, wird deshalb vom Jarl Rognwald verbannt, geht nach Katanes und dann zum Könige Rolfso von Schottland. Ebran Gili, ein Eder an des Königs Hofe, muß wegen Todtschlags fliehen, wird von den Jarlen von Orkneyar aufgenommen, und über ihre Höfe in Katanes geleitet. Über dieses Amt entsteht Zwietracht zwischen ihm und dem Kataneser Helgi, einem großen Freunde des Jarls Rognwald. Ebran Gili erschlägt ihn, flieht in die westlichen Buchten von Schottland, und wird von dem Fürsten Sumaribi Höld, welcher über Dalar in Schottland's Hird waltet, aufgenommen. Jarl Rognwald bittet Ewein, der sich zu einer Raubfahrt gerüstet, bei sich findender Gelgenheit an Ebran Rache zu nehmen. Ewein erschlägt *) Sumaribi Höld'en in einem heftigen Streifen. Ebran, der ein Schiff in Ewein's Hird flüchte führte, aber der Schlacht nicht beizuwohnen, da er Soldaten zu helfen abgeschickt war, wird von Ewein im Myrskaförb nebst 50 der Seinen erschlagen. Die Jarlar pflegen jährlich nach Katanes und von da auf die Gebirge zur Jagd der Gamsen und Rennthiere sich zu begeben. Thorbjörn Rognwald hält sich heimlich bei seinen Freunden in Katanes auf. Die Jarlar hören in Thorla durch ein dunkles Gerücht, daß Thorbjörn dort im Hinterballe liege. Sie umgeben sich daher mit einer Schar Bewaffneter. Als sie des Abends in die Herberge am Herde sitzen, nieset Jarl Rognwald heftig, und Jarl Harald versteht: Ein lautes Niesen!), Blutsfreund! Den Morgen darauf reitet Jarl Rognwald mit wenigen Mann voraus in das Ehere des Idales. Bei einem hochgelegenen und nur durch enge Fußsteige zugänglichen Hause verweilt ihn Holsuld durch Fragen. Als Thorbjörn des Jarls Stimme hört, ergreift er, der darin verborgen ist, die Waffen, stürzt heraus, verunndet den Jarl schwer am Kinn und haut zugleich Rossen die Hand ab, die dieser, um ihn abzuhalten, entgegengestreckt. Ersthan bringt dem Jarl eine andere Wunde mit dem Espieße bei und die dritte wieder Thorbjörn, der aber in demselben Augenblicke von Jomar durch einen Spießstoß in den Schenkel und einen Dolchstoß in den Unterleib zum Weichen gebracht wird. Er zieht sich hinter einen Sumpf zurück, wird durch Geschosse angegriffen und bittet den Jarl Harald um Schonung.

45) Nach dem Chronicon Manniae, das im Ubrigen ziemlich mit der Orkneyinga-Saga übereinstimmt, zu Schloffen, erlöste Ewein Oerregaist den Königsohn von Argila, den Budagannus (lib. VII) Aban von Argaballa nennt, nicht, sondern brachte ihn nach der große Hirdschiff bei (regul. Torfauna, Orkneyen, p. 129, 140, 46) über das Meer als weisungendes Bezeugen vergl. J. Sect. 4. Thl. C. 554.

Nidaros gefallen war. Harald's Bruder Magnus blieb in Norwegen beim Könige zurück, und ward nachmals mit ihm in Sogn erschlagen. Jarl Harald der Jüngere, wie er zum Unterscheid des Jarls Harald, des Sohnes Maddad's, genannt wird, fährt nach Hialtland und von da nach Katanes, geht zum Könige Wilhelm von Schottland, und erhält von ihm die Hälfte von Katanes, die sein Großvater gehabt hatte. Dann zieht er in Katanes Truppen zusammen. Zu ihm kommt Eilolf, der Gemahl Magnhild's, und wird von ihm zum Anführer des größten Theiles des Kriegsvolkes gemacht. Dann fordert er durch Abthaltung eines Gefandten an Harald den Älteren, daß er die Verfügungen der Könige als gültig anerkennen solle. Harald der Ältere entgegnet, daß er sein Reich unter keiner Bedingung vermindern werde, und sammelt ein gewaltiges Heer. Harald der Jüngere sendet auf Kundechaft Eilolfs hinüber auf Orknear. Dieser kommt mit der Nachricht zurück, daß Harald des Älteren Heer dem ibrigen an Zahl weit überlegen, und rath zum augenblicklichen Rückzuge nach Thorsla; dorthin wohnen so viele zusammengezogen, daß man ein hinlänglich starkes Heer erhalte. Diesen beikommen Rath vereilt Eilgud Murt, indem er Eilolfs Furcht vorwirft. Wenige Stunden darauf landet Harald der Ältere. Anführer des Heeres Harald's des Jüngeren sind Eilgud Murt und Eilolf. Von den beiden feindlichen Heeren wird mit gleicher Heftigkeit die Schlacht geschlagen, die Eilgud Murt auf das Tapferste kämpfend fällt. Durch seinen Fall läßt sich Eilolf nicht schrecken, und greift nur noch bestärker an. Aber auch er findet den Heldennoth. Nun flucht der Übrige! Harald der Jüngere fällt todt an einem Graben nieder, wo Torkt begraben wird. Sogleich in derselben Nacht wird, wo sein Blut floß, ein helles Licht gesehen. Daher wird er für heilig gehalten⁴³). Über seinem Grabe wird, wo er gefallen, nachher eine Kirche erbaut. Unzählige Wunder thut er, und zeigt an, daß er nach den Orknearn hinüber gebracht sein will zu seinen Blutsfreunden, dem heiligen Magnus und dem heiligen Rögnwald. 31) Harald, Maddad's Sohn, altrüniger Jarl von Orknear. Nach der Schlacht unterwirft sich Jarl Harald der Ältere ganz Katanes, und geht nach den Orknearn zurück. Der König Wilhelm von Schottland ergrimmte, und sendet zu dem berühmtesten Bittling seiner Zeit, der nach Art der alten dräutesten. Erlehnige drei Jahre ununterbrochen auf den Schiffen gewesen, und niemals geflohen hatte unter ruffen Balken⁴⁴) (d. h. in einem Hanke). Dieser ist Rögnwald, König von Sudrepar (Hebriden), der Sohn Sudrad's. Sudrad war der Sohn des Königs Olaf Bittling von Sudrepar und Ansbirga's, der Tochter des Jarls Haken, des Sohnes Ingvalds. Rögnwald zieht auf Befehl des Schottenkönigs ein gewaltiges Heer aus den Hebriden und Irland und anhebt es zusammen, und legt unter sich ganz Katanes, weil eine Zeit lang hier, ordnet alles und setzt

darüber drei, nämlich Man'n, den Sohn Olaf's, Kofa, den Oberherrn des Landes und Hilsoff'n Aul'n. Unter dessen fahrt Jarl Harald ruhig zu Hause. Aber nach Rögnwald's Abzuge schickt Harald einen Mann mit geheimen Befehlen nach Katanes, damit er, wenn er könnte, alle, oder wenigstens einen der Bittlinge erschlagen sollte. Kofa entgeht der Gefahr, indem in seiner Gemwalt der Ausgelfandte den Mord verliert. Aber Hilsoff'en verwundet er tödtlich und kehrt nach den Orknearn zurück. Alsbald schickt Jarl Harald in Thorsla mit großem Heere. Der Bittling geht aus der Stadt entgegen. Der Jarl läßt ihm die Fänge ausfahren und ihn blenden. Die Stadt ergibt sich sogleich. Ein Theil der Bürger erhält Schutz, ein anderer muß Geldstrafen zahlen, jeder nach dem Maße seines Vergehens. Die sechs Statthalter von Katanes fliehen zum Könige, und alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter confiscirt Jarl Harald. König Wilhelm von Schottland läßt für die sechs Bittlinge in ganz Schottland Kriegsvolk zusammenbringen. Das ganze Heer ward nach Eyllrindal, das Thal, wo Katanes und Sudland zusammenstoßen, geführt. Harald, noch in Katanes, bringt 60 Hundert (nämlich Sechshundert) Mann zusammen, aber dieses ist nur eine Schaar gegen der Schotten Heer. Daher werden Gefandte mit Friedensanträgen an den Schottenkönig geschickt. Dieser verlangt, daß ein Viertel von allem Tening⁴⁵) in ganz Katanes an den königlichen Fiskus fallen solle, mit Ausnahme der Güter derjenigen, die zu ihm geflohen. Der Jarl brüht sich mit den Katanensern, und sie bewilligen, da sie zu schwach zum Kampfe sind, dem Schottenkönige das Viertel von der Eign⁴⁶) (dem Eign). Harald erhält nun ganz Katanes als Lehn mit dem Rechte, wie es der Schottenkönig Harald dem Jüngeren bewilligt hatte. Als dieses Kriegsumwetter vorübergegangen, war Thorsian, der Sohn des Jarls, der dem Schottenkönige zu Gefell gegeben war, geblendet worden. Emerir, der Sohn Eilgud's Brond's, erschlägt den König Magnus von Norwegen (den 15. Juni. 1184) in der Erstschlacht von Sogn, und erignt sich ganz Norwegen zu⁴⁷). Des Königs Magnus' Sohn Eilgud verbindet sich (im J. 1192) mit Hålfell Jonsson und Olaf Jarlsknoge (Jarlschwager) gegen den König Emerir, geht nach den Orknearn zum Jarl Harald. So auch Olaf Jarlsknoge. Sie bitten den Jarl Harald um Beistand gegen den König Emerir. Der Jarl unterstügt sie, und eine große Orknearinger und Hialtar fahrt mit Eilgud nach Norwegen. Sie kommen unerwartet nach Lundeberg, erschlagen Jon, den Schweserknaben des Königs Emerir, und viele Bittlinge, wie die Partei Emerir's hieß. Eilgud wird auf einem Dinge zum Könige genommen. Dieser Flokk (Partei) wird Eylar Eilgugiar

43) Also ein Versteck gibt dem Jarl Harald den heiligen. 44) Hval. 45) Bittlinge, Eilgud Eilgugiar's Heil. 46) Eign. 47) Eign. 48) Eign. 49) Eign. 50) Eign.

50) Nominativ Peninge (Peninge). Erst, Thors, wie auch das mitteltürkische Pening, aber auch Eign, und ihre kühne Ding überhaupt, also das Viertel den allen beweglichen Gütern. 51) Eign, Posingio, (schwedische Grundbesitz) (vergl. J. Wachs, ter, Eign, Posingio's Heil. 1. Bd. S. 17. 52) Eign, Posingio's Heil. VII) unter König Wilhelm von Schottland. Er lebt bis ins Jahr 1199, erregt es aber etwas anders (vergl. Torfaer, Orkney, p. 147).

genannt. Sie unterwerfen sich dann Dölo und die Wit. Aber Enorri stirbt (im J. 1194) in der Schiffschlacht von Florowogr (Nerbyusen bei Bergen). Eijurd, Magnus' Sohn, fällt und der größte Theil der Eijar Stieggar mit ihm. Des Königs Enorri's Vordienst ist, mit Kriegeswoll in die Drifneqar zu ziehen, und den Drifneqaren die Trugdrähe zu veranlassen. Jarl Harald und Bischof und alle die besten Männer von den Drifneqar reisen nach Norwegen zum Könige Enorri. In Kistflettiogard wird ein Thing gehalten, und der König hält einen Vortrag, in welchem er unter andern ihnen vorwirft, daß viel aus den Drifneqar gehen, und auf Island oder Schottland heeren, und die Kaufleute beraden, und alles dieses gegen den Willen des Königs. Der Jarl fällt dem Könige zu Füßen. Der König hält ihnen aber weiter vor, welches große Heerwesen sie in Norwegen durch Errichtung der Partei der Eijars Stieggar erregt. Da aber der Jarl selbst gekommen und Reue bezeigt, begnadigt der König den Jarl, und läßt über die Vergleichsbedingungen eine Urkunde aufsetzen. Auch ließ er aufschreiben alle die Grundstücke (gardir) und Eigen (Eignir) in Drifneqar und Hialland, die gefallen waren in des Königs Gard (Hiscus), und die Männer gehabt hätten, die geblieben waren in Florowogr. Er legte dreier Winter Edung (setzte drei Jahre Frist zur Einlösung), daß die Blutsverwunde der Todten sollen gelöst haben mit Gelde die Grundstücke; aber wozu sie nicht eingelöst, sollte alles fallen in des Königs Gard (Hiscus). König Enorri nahm unter sich ganz Hialland zu Schutungen und Zinsen⁵⁵⁾ (at sköttom oð skyldom). Er setzte dem Jarl Halson über Drifneqar mit dem Vertrage (med theim skildgana), daß der König sollte haben die volle Hälfte des Eirafgeldes⁵⁶⁾, und setzte Voigte (küsto-men) darüber. Beim Schreiben schwor Jarl Halson dem Könige Eide⁵⁷⁾. Der König setzte seinen Voigt Arni Eðja dem Jarl in Drifneqar bei. Nicht mochte Jarl Harald dem Könige zu widerprechen, so lange König Enorri lebte. Aber sogleich nach dem Tode des Königs (gest. d. 9. März 1202) ließ er Arni Eðja erschlagen und legte unter sich von Neuem Drifneqar und Hialland mit alten Schutungen und Zinsen, sowie er hatte zuvor gehabt. Jarl Harald starb zwei Jahre darauf, nachdem Ingi König in Norwegen gewesen war⁵⁸⁾ (also im J. 1204). Nachdem waren Jarlor in Drifneqar seine Söhne Jon und David. Sein Sohn Heinrich erbt die Landkass' Ross in Schottland. Während Biarni Bischof von Drifneqar war, that sein Bruchbruder, Aherkil Rostung, der Sohn Kollin's, eine Kaufahrt nach Island, überwinternd in Borg, wo der berühmte Enorri Eustafson Begleitvorführer ist,

und steht mit Enorri größtentheils in Zwist, namentlich über eine große Rasse Weib. Der Kaufmann wollte selbst den Preis legen, Enorri sagte, daß dieses die Bezugsgelege nicht erlauden, nach welchem es dem Bezugs-vorführer obliege, den Preis seiner Waaren festzusetzen. Der Kaufmann vertheilt den Unwillen über die erlittene Beeinträchtigung den Winter hindurch, erschlägt aber im Heubühle den Diakons Gudmund, der hauptsächlich Enorri'n zu jener Beeinträchtigung angetrieben. Enorri und seine Brüder halten nun mit dem Kaufmann ein Schiffsfest, konnten aber nichts ausrichten. Nach langem Herumirren auf dem Weltmeere wird Aherkil Rostung gegen den Herbst nach Island in den Hafen von Gysabaki zurückgetrieben, und überwinternd in Döbi bei Samund Jonson, der ihn zu Gunsten des Bischofes Biarni aufnimmt, da er sein und seines Bruders Freund war. Enorri Eustafson (endet drei Menschenmörder gegen den Kaufmann ab, aber alle werden erlöset, bevor sie die Untat verüben können⁵⁹⁾). Samund Jonson war der mächtigste und edelste aller Isländer, nämlich Urenkel des Königs Magnus Darfus von Norwegen, hatte kein eheliches Weib, da es um Langsali, die Tochter Jarls der Drifneqar, Harald's, des Sohns Maddad's. Der Jarl willigt ein, aber nur unter der Bedingung, daß Samund zu ihm komme, und die Hochzeit auf den Drifneqar feire. Aber Samund mag sich dessen nicht unterziehen, aus seinem Lande zu geben. 32) Jon und David, Jarlor von Drifneqar. Während die Bürger krieger in Norwegen wütheten, behaupteten die Jarlor Jon und David ihr Land und besetzten Hialland, nebst den Einkünften für sich, eigneten sich auch die Hälfte der octafischen Strafgeelder, die dem Könige gehörten, zu. Aber als die Kriegsführenden in Norwegen sich verglichen, sondern sie den Bischof Biarni nach Norwegen. Er sand den König Ingi und den Jarl Hacoald in Bergen, und machte sich mit dem Auftrage der Jarlor bekannt, daß sie begehren mit ihm zu vergleichen und erlöset. Für die Jarlor von dem Könige und dem norwegischen Jarl festes Geleit, daß die Jarlor von Drifneqar sollten nach Norwegen kommen. Den Sommer, als die Winkinger nach Westen über Meer zogen, nachdem die Könige sich verglichen, führten des Königs Voigte (syalumen) mit ihnen nach den Drifneqar und Hialland. Den Sommer darauf kamen die Jarlor zugleich mit dem Bischofe nach Norwegen, um sich mit dem Könige und dem Jarl zu vergleichen, und setzten die ganze Sache in des Königs und des Jarls Seidsprech. Sie verurtheilten sie dazu, zu erlegen ein großes Strosschiff: überdies mußten sie ihren Gefellen geben und Treue und Esherlam schwören. Aber zuletzt machte der König Ingi sie zu seinen Jarlor über Drifneqar und Hialland mit dem Vertrage, der gehalten ward bis zu ihrem Todestage⁶⁰⁾. So nach der Saga Inga Barlaasonar. Nach der Drifneqar-Saga hin-

55) Grundstücke, nämlich die Ägdr, welche die entrichten mußten, die Land gelassen erhalten hatten (s. B. Waqer, Enorri Eustafson's Weirfdr. 1. Bd. S. 160. 56) Waqer, Schutgeld, nämlich das Geld, das bei Straffgängen an die Gerichte gezahlt werden mußte. 57) Vergl. Enorri's Saga cap. 119, 124, 125 im 4. Bd. der großen Saga der Drifneqar. S. 206, 207, 219—221. Fornmanns-Saga. 8. Bd. S. 281 fg. u. 298 fg. 58) Vergl. Saga Inga Barlaasonar in der großen Ägdr der Drifneqar. 4. Bd. S. 4, 1. Fornmanns-Saga. 9. Bd. S. 199.

59) Vergl. B. Waqer, Enorri Eustafson's Weirfdr. 1. Bd. Geschichte S. XIX, XX. 60) Saga Inga Barlaasonar in der großen Ägdr der Drifneqar. 4. Bd. S. 221, 222. Fornmanns-Saga. 9. Bd. S. 199, 204.

gegen kam Hialand (Shetland), seitdem es Jarl Harald, Rabbad's Sohn, verlor, niemals wieder unter die Herrschaft der Jarlar von Orknear. Bis zum Tode Harald's, des Sohnes Rabbad's, liest die Orkneyinga-Saga eine fortlaufende Geschichte. Dann erzählt sie die Begehrheiten kühner und schlägt mit der Verbrennung des Bischofs Adam von Rannæs und der Rache, die der Schottenkönig deshalb nahm. Bischof Adam ist nämlich ungemein streng in Eintreibung der Zehnten. Doch warf man die Schuld auf seinen Kämmerer, einen Mönch. Es war der Gebrauch aufkommen, daß wer 20 Kühe hatte, ebenso viel Markt Butter oder eine Spanne als Zehnten zahlte. Der Bischof setzt dieses aber auch auf den Rest von 15, dann von 12, endlich von 10 Kühen. Die Bauern klagen darüber bei dem Jarl Jon (David war im J. 1247 gestorben). Der Jarl will sich in den Streit nicht mischen, sagt jedoch, daß Niemand über sein Vermögen in Anspruch genommen werden könne. In Hattafila (Hochkirchen) in Aghordal befindet sich der Bischof und, bei ihm Rann, der oberste Richter des Landes, und nicht weit davon der Jarl. Die Bauern halten eben auf dem Berge Eging. Rann ermahnt den Bischof, von den Forderungen zurückzulassen, und warnt zugleich. Der Bischof tröht ihn, das unerfahrene Kind werde sich diesen Jaum selbst anlegen. Der Jarl wird als Friedensvermittler in Anspruch genommen, weigert sich aber. Da gehen die Bauern in eine Herdschaf geordnet auf den Hof des Bischofs los. Rann ermahnt den Bischof wieder, folge ihnen heilsamen Rathschluss zu fassen. Sie trinken im Obereßode. Als die Bauern kommen, will jener verhasste Mönch zu ihnen herausgehen, wird aber sogleich erschlagen. Der Bischof sendet Rann mit Vergleichsantrag zu den Bauern. Die Weiber freuen sich, aber die von der Eidenchaft Verblendeten ergreifen den Bischof, sobald er zur Abschließung des Friedens herauskommt, bezingen ihn in ein kleines Haus und zünden das Haus an. So verliert der Bischof das Leben. Der damalige König Alexander II. (nach dem Verfasser: Sohn Wilhelm's des Heiligen) übt strenge Strafen gegen die Abäter durch Erschlägung, Abschneidung der Glieder⁵⁹⁾, Consecrirung der Güter und Achtung und Verbannung. Dieser Grausamkeit, sagt der Verfasser, können sich die Leute noch erinnern. Aus dieser Äußerung nimmt man nicht mit Unrecht den Grund zur Verwerfung der Annahme des Torfäus⁶⁰⁾, daß die Sage zu König Snorre's Zeit abgefaßt sei denn ein 30 Jahr oder ein Menschenalter habe doch wol nach einer Begebenheit verfließen müssen, ehe

man habe darauf kommen können zu bemerken, daß man sich derselben noch erinnern könne⁶¹⁾. Ueberdies wird Snorri Sturleson S. 116 aufgeführt. Snorre starb aber im J. 1202 und Snorri's Schwagerwetter Bror der Reiche im nämlichen Jahre, worauf Snorri nach Berg zog⁶²⁾. Wenn der Herausgeber der Orkneyinga-Saga sie für älter als die Heimskringla hält, so kann dieses nur von einem Theile der Orkneyinga-Saga verstanden werden. Snorri Sturleson führt nämlich in der Sage Olaf's des Heiligen Cap. 109, wo er von den Jarl Brusi und Akerfian handelt, die Jarla-Säger an. Das nämliche Citat findet sich auch in der Orkneyinga-Saga selbst S. 28 und der ganze Anfang derselben, welcher 14 Quartseiten lang ist, stimmt mit Snorri Sturleson in der Sage Olaf's des Heiligen Cap. 99—109 (Heimskringla Ausg. von Veringsskiöld 1. Th. S. 530—551, große Ausgabe derselben 2. Th. S. 144—161) Wort für Wort überein. Die Annahme, daß Snorri Sturleson aus der Orkneyinga-Saga diese Episode entlehnt habe, ist unstatthaft, da Snorri Sturleson als der Ältere erscheint. Aber aus dieses findet man nicht wahrscheinlich, daß der Verfasser der Orkneyinga-Saga Snorri's aufgeschwieben habe, wenn man den Zusammenhang vergleicht, in welchem die Geschichte der Thakden bei beiden steht. Bei Snorri mache dies Stück eine ganze Episode aus, die mit einer Art von Vorrede und Schluss von den übrigen getrennt ist. In der Orkneyinga-Saga wäre dagegen dieser Theil der Erzählung ungetrennt mit dem Ganzen verbunden. Man schließt daraus, daß dieses Stück, welches nach einer kurzen Einleitung nur die Geschichte des Jarl Thoeninn betrifft, zu Thorfinn Jarls Saga gehört, welche Snorri theilweise abschrieb, der Verfasser der Saga aber ganz benutzte⁶³⁾. Aber die Art und Weise, wie das Citat angebracht ist, macht es wahrscheinlich, daß Snorri die Stelle verfaßt. Snorri mußte zu seiner Episode allerdings eine Einleitung und einen Schluss haben. Der Verfasser der Orkneyinga-Saga, als er dieses Stück, wie wir vermuthen, aus Snorri's Geschichtswerke entlehnte, brauchte die Einleitung und Vorrede nicht, denn sein Zweck war ja die Geschichte der Orkneyinga-Saga darzustellen, und so erscheint bei ihm ungetrennt, was bei Snorri als getrennt sich darstellt. Man könnte vielleicht annehmen, jener Abschnitt sei in das Snorri'sche Geschichtswerk erst später eingefügt worden, denn er findet sich nicht in dem Pergamentcodex der Heimskringla, den Torfäus (Torfäus) nennt und nicht in dem Flateyjar Codex. Aber auf der andern Seite haben ihn die meisten Handschriften der Heimskringla, sowie auch die Codices, die das die Sage Olaf's des Heiligen enthalten⁶⁴⁾. Auch zeigt diese Einschaltung mehr Sorgfalt, als die Abschreib der anjundnen pflegen, wenn sie in die Handschriften,

59) Vergl. die Stelle aus dem schottischen Document bei Thorsæus, Orænes p. 155. Auch ist wird der Bischof a Comite bei als dem Jarl in einen thronenden Hof gesetzt. Vor die Erzählung der Orkneyinga-Saga ist wohl wahrscheinlich. 60) Nach dem schottischen Document ist der König die Abäter und die, die in die Acht gerathen, entmannen, damit die Herren ihre Feinde zeigen können, und es sind Buben des Papstes Olaf III. V. verbannt, in welchen er den Könige dafür Dank sagt und ihn bedroht, daß er die Kirche auf eine so ungerechtere Weise gerächt hat, und der dem Martyr benachbarte Der heist Testulorum cella. 61) Torfäus in der ungenannten Vorrede zu den Orædes.

62) V. O. Müller, Capenbücherei des altanlianischen Alterthums in Augsburg. Aus der hiesigen Handschrift überlieferte von D. A. Lachmann S. 170. 63) f. S. Wæter, Snorri Sturleson's Leben in der Einleitung zur Übersetzung der Heimskringla. 1. Th. S. XVII. 64) Müller S. 160. 65) Bror S. Wæter, Snorri Sturleson's Werke. 1. Th. S. CLXXI. 66) S. Formanna-Sigur 4. Th. S. 212—230.

welche sie abzeichnen, etwas einseitig; denn hier hätte der Abschreiber die kurze Darstellung des Verhältnisses der Jarlar zum Könige, die auch die Jostakuna hat, und die Hinweisungen, durch welche das Vorderebenende mit dem Folgenden (Cap. 103, 110, 112, 117) verbunden sein ist, hinzuzufügen gehabt. Auch ist die ganze Erzählung glaubwürdig und wichtig genug, daß sie aufgenommen wurde, und enthält klug ausgeführte Unterbindungen, bei welchen Enorri Sturluson gern zu verweilen pflegt. Daher ist wahrscheinlich, daß Enorri selbst dieses Stück aus der Jarla Sögar genommen⁷¹⁾, und für seinen Zweck bearbeitet hat, und auch nicht unwahrscheinlich, daß die schöne würdevolle Darstellung der Verhältnisse der Orkneyinga-Saga aus dem Enorri'schen Geschichtswerke wörtlich entlehnt hat. Der Verfasser der Orkneyinga-Saga scheint nicht im Besitze aller sich auf die Orkneyinga bezüglichen Sagen in ihrer Ausdehnung gewesen zu sein, denn S. 4 sagt er, es gebe weitaufse Sagen von dem ältesten der Edöne des Jarl Thorfinn. Diese Bemerkung auch scheint der Verfasser nicht selbst gemacht, sondern irgendwo anders her genommen zu haben, denn er würde sonst, da Umständlichkeit sein Zweck ist, jene weitaufse Sagen besser benutzt haben. Bei Enorri dagegen, der die Vorgesichte der norwegischen Könige zum Zweck hatte, macht er sich weit geigneter, wenn er sagt, Söge Dlaf's des Heiligen Cap. 99 (2. Ab. S. 145, große Ausg. der Heimskringla): Jarl Adolfo ward krankheitsvort; nach ihm bekehrte die Lande seine Edöne, und sind große Erzhaltungen (miklar frængir) von ihnen. In der Söge von Magnus dem Guten Cap 37 (3. Ab. S. 50 der gr. Ausg. der Heimskringla) sagt Enorri Sturluson: Jarl Rognwald meinte, daß ihm gehören zwei Theile der Lande, sowie Dlaf der Heilige verheißt habe seinem Vater, und Ruß hat seine Lage vort. Dieses wurden die Anfänge der Streitigkeiten zu dem Streite der Blutsfreunde, und ist von dem lange Söge (laug⁷²⁾) Saga): hatten sie eine große Schenkung in Vriantsföde⁷³⁾. Der Verfasser der Orkneyinga-Saga handelt umständlich von jenen Streitigkeiten und der Schlacht in Vriantsföde, so daß ungewiß bleibt, ob Enorri Sturluson auch hier eine weitaufse Jarla-Söge vor sich hatte, als der Verfasser der Orkneyinga-Söge. Auf jeden Fall aber lehrt die Bedeutung Enorri Sturluson's auf die lange Saga, daß der Verfasser der Orkneyinga-Saga nicht etwa selbst die Orkneyinga-Saga in ihrer Umständlichkeit geschaffen hat, sondern daß die Geschichte der Jarl der Orkneyinga auf Island mit Liebe gepflegt war, und er selbst das aus uns gekommene Geschichtswerk zusammenzuegte. In Island's Landnamabok 4. Ab. Cap. 8⁷⁴⁾ heißt es vom Jarl Thorfinn (Zor-Einar): Nachdem fuhr Einar nach Westen und

legte unter sich die Eslande, sowie gesagt wird in seiner Saga (i sögu hanna). Dieses läßt mit vieler Wahrscheinlichkeit entweder ein besonderes Sagenwort über den Jarl Einar, der auch als Skalde verühmt war, voraussetzen und vermuthen, daß Enorri Sturluson, dem so viele Sögar zu Gebote standen, das, was er über Zor-Einar berichtet, aus diesem Sagenwerke geschöpft hat⁷⁵⁾; oder auch daß die Söge Einar's einen Theil der Jarla Sögar ausmachte, wenigstens überdiente Enorri Sturluson, schon als er die Geschichte Einar's im Auszuge gab, auch die Geschichten der folgenden Jarlar, denn er schließt seinen Abschnitt über Einar: Das war lange nachher auf den Orkneyarn, welche die Jarlar hatten alle Edöle, bis dahin, daß Söge Edövöden die Döne urkundet. In der Stalldeller Aufg. der Saga von Dlaf Triggvason (1. Ab. Cap. 178 (4) wird verschiedenes von Zor-Einar erzählt, woson man wieder bei Enorri, noch in der Orkneyinga-Saga etwas findet, so daß dieses aus einer Söge von Einar genommen zu sein scheint⁷⁶⁾, wenn nämlich dieses nicht spätere Erfindung ist. Daß Enorri es nicht hat, kann nichts ausmachen, da dieser nicht alle Sögar in ihrer Vollständigkeit aufnehmen wollte, sondern nur das aus ihnen nahm, was seinem Zwecke entsprach⁷⁷⁾. Ist es nicht spätere Erfindung, so ist es ein Beweis, daß dem Verfasser der Orkneyinga-Saga nicht alle die Sögar, welche die Jarlar der Orkneyinga betrafen, in ihrer Vollständigkeit zu Gebote standen oder auch, was minder wahrscheinlich ist, daß er sie nicht alle in ihrer Umständlichkeit gekn⁷⁸⁾ wollte. Doch kann auch seine Absicht gewesen sein, die Geschichte der ersten Jarlar der Orkneyinga nur kurz als Einleitung anzubringen, da hierzu schon ein vollständiges Geschichtswerk vorhanden, nämlich die Saga Orkneyinga Jarla. Es sagt nämlich der Verfasser der großen Dlaf's Söge (Formmann-Sögar T. I. a. 97. p. 195): führen ihre Händel so, daß der Jarl (Einar) nahm Holfödm Hölga von Eken, wie gesagt wird in der Söge (Geschichte) der Jarlar der Orkneyinga (i sögu Orkneyinga jarla). Die Jarla-Sögar werden im Hlattrer Codex zweimal angeführt Col 761 bei Gelegenheit von Thorfinn's Streite mit Rognwald und Col. 490 bei Dlaf des Heiligen Prophezeiung aus einer Ädnung von Rognwald's Tode. Beide Stellen finden sich in der Orkneyinga-Söge, die erste S. 64—66, die andere S. 74. Unter dem Namen Jarla-Sögar wird daher entweder eine der Hauptquellen der Orkneyinga-Söge, oder auch diese selbst verstanden. Daraus, daß S. 130 als Bäume die Nachrichten von Jarl Magnus Erhebung ein Wagn (nämlich ein Selbstod von Sudrepar von Hebriden) ein dem Magnus throner Hirtmann) erwähnt wird, der dabei war und von dem dennoch wie von einem Zeitgenossen des Verfassers gesprochen wird, schließt man, daß eine ältere Söge vom Jarl Magnus aufgeschrieben sein muß⁷⁹⁾. Wir selbst möchten auf dieses Zeugniß nicht ge-

71) Vergl. v. G. Müller, Untersuchungen des Samos Kitz der 93. Irlands-Geschichte. Disquisitiones de Samos Kitz et Auctoritate in 6. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla S. 294. 68) In der Söge Dlaf's des Heiligen, welcher als besonderes Geschichtswerk aus der Heimskringla genommen ist (S. Müller a. a. D. I. B. S. CIX—CXV) steht Cap. 552 (Formmann-Sögar S. 130. S. 141) miklar söga, große Söge (Geschichte). 69) S. 308 der Copenhagen. Ausg. vom J. 1774.

70) S. Enorri Sturluson in der Söge Dlaf's des Heiligen Cap. 37 der 2. Ausg. der Heimskringla I. B. S. 110—112. Cap. 81, 82. S. 215—220. 71) Müller, Samos-Geschichte S. 171. 72) S. Müller a. a. D. I. B. S. CXXIII (S. 75) Müller, Samos-Geschichte S. 171, 172.

den, da die Erzählung von der Ermordung des heiligen Magnus so ziemlich wunderbar gehalten ist, und bei solchen legendarischen Erzählungen es gewöhnlich war, daß man, um die Sache glaubwürdig zu machen, einen Augenzeugen ersand"). Doch wollen wir nicht gerade unser Verfasser diese Erfindung zuschreiben, sondern glauben, er fand diesen Helden als Augenzeugen in der Sage, wie sie sich von dem Jarl Magnus Ermordung gebildet hatte. Auch muß man anerkennen, daß die sagenhafte Erzählung gar nicht in der That und Abgesandte fällt, wie viele andere Begebenheiten des Mittelalters, da die isländischen Geschichtschreiber auch selbst bei legendarischen Erzählungen eine gewisse Würde behaupten. Der geschichtliche Werth der Orkneyinga-Saga ist dem Umfange des Stoffes nach von großem Werthe, indem sie die Geschichte jener Eilande und der ihr benachbarten Küste eine große Reihe Jahre hindurch kennen lehrt. Doch ist natürlich nur das Hauptbildnis als geschichtlich zu nehmen. In unserer Angabe des Inhalts, haben wir hier und da bemerkt gemacht, wie die Nebenumstände zum Zwecke scharfer Darstellung erfunden und gestaltet erschienen. Doch spiegelt sich auch in dieser Gestaltung⁷⁴⁾ der Geist der Nordmännern deutlich ab, und auch von dieser Seite hat die Orkneyinga-Saga wie die besten Sögur einen hohen geschichtlichen Werth, ähnlich, wie wir den Geist der ältern Nornen aus besten aus der Gestaltung der Sagen lernen, die wir Herodot aufbewahrt hat und die man gewöhnlich für wirkliche Geschichte nimmt. Daß die Hauptkämpfe in der Orkneyinga-Saga geschichtlich sind, läßt sich mit Sicherheit aus dem Verfasser schließen, in welchem die Isländer mit den Orkneyingern standen, da Isländer nicht nur nach den Diktirara kamen, sondern sich auch selbst wichtige auf ihnen niederließen, und auch unter den Skalden der Jarlar Isländer waren. Viele der Hauptereignisse, welche die Orkneyinga-Saga erzählt, sind auch durch die gleichzeitigen geschichtlichen Bücher verbürgt. Mit der Zeitrechnung liegt freilich die Orkneyinga-Saga nicht selten im Argen, und ist, wie Torfäus durch Vergleichung zeigt und durch andere Vergleichung hervorhebt, mit den Angaben der skandinavischen, irischen und englischen Geschichtschreiber nicht selten im Widerspruch. Aber deshalb ist ein Ereigniß noch nicht als richtig anzunehmen, weil es in eine falsche Zeit gesetzt und an unrichtige Namen geknüpft wird. Die Fiktion bewahrt nämlich die Hauptereignisse auf, aber die, welche ihren Inhalt bei geschichtlichen Darstellungen in ungebundener Rede zu Grunde legen, müssen nicht selten in Verlegenheit sein, wenn sie dem Ereignisse seine richtige Stelle in der Zeitfolge anweisen müssen. Verlöbte waren da, weil sich die genaue Zeitbestimmung aus den geschichtlichen Fiktionen nur selten abnehmen läßt; unermesslich. Das Geschichtswerk, welches zum Theil auf Fiktionen beruhender gleichzeitiger Skalden gebaut ist, nämlich auf viele von Amor

Jarlakald und dem Jarl Högnvald, und einzelne von Hall Thorsarinn, Botolf Selga, Einir und Doo, ist auch, da es zugleich gleichzeitig eine Stammtafel von diesen Helden gibt, in Beziehung auf Kunst von ähnlichem Werthe, wie die Heimskringla, wiewol natürlich die Fiktion der Heimskringla die in der Orkneyinga-Saga an Zahl und Wichtigkeit bei weitem überwiegen. Außer den Fiktionen und Fabeln des Skalden, die der Verfasser mittheilt, und die wir genannt haben, beruht er sich S. 118 auf die Drapa auf Olaf Palsen und S. 122 auf die Gesänge von Magnus dem Heiligen und des Jarls Halson Thorsen. Das herrliche Gedichtwerk ist mit lateinischer Uebersetzung auf Eubani's Kosten von J. Jondus herausgegeben unter dem Titel: Orkneyinga-Saga sive Historia Orknedium a prima Orkadum per Norwegos occupatione ad extimam seculi duodecimi. Accedit Saga hins helga Magnusar Eya Jarls sive viti Sancti Magni insularum comitis. Ex MSS Legati Arma-Magnaeini cum versione latina, lectionum varietate et indicibus, chronologico, reali et philologico edidit Jonas Jönsson 14. Martiae 1780) Summius P. J. Schmitt p. 541 in 4, praeter indicem et praefationem. Einige Bruchstücke davon findet man mit lateinischer Uebersetzung gedruckt in dem von James Dobson herausgegebenen Antiquitates Celtico-Scandiacae. Nach dieser die Orkneyinga-Saga herausgegeben war, verdrängte sie doch schon Eith durch die sorgfältiger handschriftliche Benützung von Torfäus: Orkneyinga-Saga seu Rerum Orknedium Historiae Libri tres, quorum primus insularum situm nomenclaturae, Comitum, Proceroium, incolarumque origines, familias, gesta et vicissitudines, a primis Monachis Norvegiae incunabulis ad annum MCCXII. Continuat fere serie exhibet etc. (Hafslund 1715. in Fol.). Das erste Buch vom dritten Capitel an bis zu Ende des Buches S. 10—115 enthält hauptsächlich Auszüge und zum Theil Uebersetzung der Orkneyinga-Sagas dabei ist ihr Inhalt mit der Heimskringla und andern nordischen Geschichtswerken, sowie auch mit den Angaben der skandinavischen Geschichtschreiber verglichen. Mit dem Ende der Orkneyinga-Saga endet auch bei Torfäus die fortlaufende Geschichte der Diktirara. (Ferdinand Wachler.)

ORMAWI, d. i. der aus Ormija gebürtig. Ormija aber ist eine große und alte Stadt in Adelsbesitz, was, nur drei oder vier Meilen von dem See gleichen Namens entfernt. Aus ihr gingen einige bedeutende arabische Schiffsführer hervor, von denen vier die nennenswerthesten sind:

1) Mahmud Ben Abi Beker Ormawi, der Richter, mit dem Chermanen Nirdschah-od-din, d. i. Leuchte der Religion. Die literarische Hauptbeschäftigung dieses Mannes bestand in philosophischen, auf das bürgerliche und kanonische Recht der Muhammedaner bezüglichen Forschungen. Alle seine und hinterlassenen Werke liefen hienin den Beweis; dabei aber konnte natürlich auch, weil es auf die ersten Grundzüge ankam, die Politik nicht völlig aus dem Spiele bleiben. So schrieb er: a) Fragen über die Principien des Rechts unter dem Titel: Axtad,

74) J. F. Wachler, Geschichte Eubani. S. 2. B. S. 278. Die Drift: Dafs die Saga Arrogantur Cap. 70 im 10. 26. der Fornmanna-Sögur S. 365—367. 75) Vergl. die 47. Ann. S. 410.

Beispiele der gegenseitigen Einwurfe enthaltend (Risaleet el-entahed). b) Aufsätze über die theologisch-juristische Polemik (Risaleet el-ah-dschad). c) Ein Auszug aus dem Mahsul des berühmten Fachred-din Razi über die Grundbegriffe des Rechts. Ormawi verfasste ihn auf Bitten Anderer, aber so, daß er durch eigene Aufsätze, während er auf der einen Seite abfuhrte, das Werk auf der andern vermehrte. Er überschrieb es selbst Tethail und es fand dasselbe große Aufnahme, so daß es überall hin verbreitet wurde. Sein bedeutendstes Werk aber ist unfertig das über die Logik und Philosophie, beschrift: Tethail el-anwar, d. i. Aufgänge der Lichter. Es zerfällt in zwei Haupttheile 1) über die Logik und 2) über die Philosophie. Letztere Theil behandelt wiederum in vier Abschnitten die allgemeinen Dinge, das Wesen derselben, die Zufälligkeiten und die Ontologie oder Metaphysik. Später beschäftigten sich viele Gelehrte mit dem Erklären, Abfärzen und Mössiren desselben — und endlich e) über denselben Gegenstand das Werk Menahidisch, d. i. die Wege: Mahmud starb 682 (1283—1284), so daß die Angabe des Jahres 672 (im Not. et Extr. X, 6. Ann. 4) unfertig falsch ist.

2) Sali-ed-din Mahmud Ben Abi Bekr Ormawi, der mit dem Vorstehenden nicht verwechselt werden darf, beschäftigte sich mit der Traditionenlehre und Linguistik. Seine über diese beiden Wissenschaften und bekannt gewordenen Werke sind folgende drei: a) Ein Auszug des Commentars über die Summa von dem Linguistiker Imam Husein Ben Melid Righerri, der im J. 546 (1122—1123) starb. b) Eine neue Recension oder wol nur Recognition des linguistischen Werkes El-Mohikma we El-Mohit El-Azami, von Abu'Isa'an Ali Ben Ismail, gewöhnlich Ibn Tejjibda genannt, der im J. 458 (1066) starb. Das Werk ist von bedeutendem Umfange und handelt von den verschiedenen Arten der Sprache. c) Ein Abhang oder Fortsetzung zu dem Werk, das der Schich und Imam Abu'Isa'ad Mubarak Dschagari gewöhnlich Ibn-el-clatir genannt und im J. 606 (1209—1210) gestorben, über die ungewöhnlichen Ausdrücke in den Traditionen unter dem Titel Endpunit (Nihajet) schrieb. Das Grundwerk umfaßt mehrere Bände. Ormawi, der sich erst zu Demija aufhielt, sich aber später nach Katala zwischen Kabira und dem Berge Rofattam zurückzog, starb im J. 723 (1324).

3) Der Richter Muhammed Ben Husein Ormawi, ehrtwöl Tadsch-ed-din, d. i. die Krone der Religion, beizunimmt, verschriftete, wie sein oben unter 1) genannter Namensvetter, ebenfalls einen Auszug zu dem Mahsul des Razi unter dem Titel Hail, scheint aber auch, da die Arbeit großen Beifall fand und Mahmud Ormawi sie gleichfalls benutzte, durch neue Aufsätze und geschickte Einrichtung dem Original zu Hilfe gekommen zu sein. Er starb im J. 626 (1228—1229), mithin früher als seine beiden Vorgänger.

4) Abu'Isa'an Ali Ben-el-husein Ormawi, der im J. 757 (1366) starb, hat einen Commentar zu des Imams Fachred-din Razi Werk über die Grundbegriffe des Rechts, Meallim, d. i. die Wegweiser, kritisch hinterlassen.

Aus den Arbeiten der unter 1), 3) und 4) angegebenen Männer scheint die Richtung der Gelehrten von Demija zu philosophischen, aber von ihrem Glaubenssystem ganz abhängigen Speculationen wenigstens in jenem Jahrhundert, während dessen Dauer sie blühten, hervorzuheben.

(Gustav Flügell)

ORMR IVARSSON Konongs-bröder, (Königsbrüder), war der Sohn der Königin Ingrid von Norw. Ensis (wurde geboren im J. 1145)¹⁾, ward ein Mann schön von Ansehen und ein großer Hülftling²⁾. Als einen großen Kriegshelden gelte er sich in der Schlacht von Oslo, die König Halow Herdrichsdrö von Norwegen mit dem andern Könige dieses Landes Ingi Haraldsson den 3. Febr. 1161 schlug. Der König Ingi von einem großen Theile der Schonen verlassen fiel, als es Tag geworden, und der Angriff bei seiner Führe war. Aber Ormr, sein Bruder, hielt die Schlacht aufrecht. Viel Volk stieß hinauf in die Stadt. Ormr ging zwei Mal in die Stadt, seitdem der König gefallen war, und trieb das Kriegsvolk zur Schlacht an, und beide Male ging er hinaus und hielt die Schlacht aufrecht. Da ergriffen Halow's Mannen den Arm der Schlachtabtheilung an, welchen Simon Skjalpe befehligte, dieser aber den Hallwads Hiltir fielen. Ormr gewann großen Ruhm. Doch auch er mußte endlich die Flucht ergreifen. Er hatte zuvor in diesem Winter sich verlobt mit Magna, der Tochter Rikolas' Wasse's, die gebort hatte König Eusein Haraldsson, und sollte gehen zum Brautlaufe (Hochzeit) den Sonntag nachher. Ormr stieß sich nach Schweden zu Wagnas, seinem Bruder, der dem König war, und dessen Bruder Ragnwold war da Jarl. Sie waren Söhne Ingrid's und Heinrich Halltes, und dieser der Sohn Ewain's, des Sohnes Ewain's, des Dänenkönigs. Im J. 1162 finden wir Ormr bei Eisingen Schiffen, dem Vater des Königs Wagnas, und Ormr ist der erste, der mit seinem Schiffe abgeht, als Eising's Flotte sich mit König Hakon schlagen soll. Es geschah dieses in der Schlacht der Insel Sed gegenüber. Eising stirbt, Hakon siegt³⁾. Dieser, der Sohn Herdrands Stafangs und Maria's, der Tochter des Königs Eusein Wagnalon, ward auf Antrieb seines Pflegers Sigurd Agnböte's von den Uppländingern im Winter des Jahres 1166 zum Könige genommen. In Oslo, wo er Weihnacht feierte, liete er durch seine Epäber, das jene Gegenpartei oben im Lande sich, er ging daher selbst hinauf an das Rand, um sie zu fassen, und mit ihm Ormr Konongsbröder. Als sie zu den Bänntsee in Schweden kamen, nahmen sie alle Schiffe auf dem

1) Chronologia rerum, maxime Norvegiarum, quae continet Tomus tertius Historiae Norwici, Buches fäst, ab initio Magai Boni ad exordium Imperii Stenrici progrediendo in G. Ed. der. gr. Ant. der Feimstringa. S. 361. 2) Snorri Sturluson, Sagan af Sigurdi, Inga ok Kyreni, Haraldssonum c. 16, im 3. Ab. der gr. Ant. der Feimstringa. S. 352. Inga Haraldssonar c. 16, in der Fornmannna-Saga 7. Bd. S. 250. 3) Snorri Sturluson, Saga af Harald Herdrichsdrö c. 16, p. 400, c. 18, p. 403. Saga Hakonar Herdrichsdrö in der Fornmannna-Saga 7. Bd. Cap. 17, S. 275. Cap. 19, S. 277. Cap. 20, S. 276. Cap. 22, S. 277.

See, und legten über denselben, werten, während sie den 2. Febr. 1167 auf dem Hofe Rygdjökul übernachteten, von Das zur Zeit der Krüdnette den 3. Febr. überfallen. Drmr ward in dem Kampfe von Rygdjökul schwer verwundet, so auch Jarl Erling, und sie entkommen mit Wäbe auf die Schiffe. König Magnus Erlingsen fuhr im Herbst 1176 mit seinem Kriegsvolk in die Wä, und Drmr Konungsbrodr mit ihm. Als sie Reinsnachten 1176 in Lumsberg feierten, erfuhren sie, daß die Wälskinnar oben auf Re wätern. Dahin zogen der König und Drmr mit ihrem Kriegsvolk, schlugen sich mit den Wälskinnar'n und siegten. König Eysteinn floh aus der Schlacht und ward von einem Rower erschlagen. Die Leiche ward zum Könige Magnus nach Rames gebracht, wo er und Drmr sich in einer Stube wohneten. In ihr saß auch ein Wälskinnar, den sie nicht bemerkt hatten. Als dieser die Leiche seines Hänglings sah, suchte er den König Magnus mit der Art zu erschlagen, konnte ihn aber nur verwunden. Hierauf schwang er die Art auf Drmr, der auf der Bank lag, und zieltete nach den Schenkeln. Aber als Drmr sah, daß der Mann ihn erschlagen wollte, warf er die Füsse schnell über sein Haupt, und der Hieb ging in die Bank, und die Art handt sehr darin. So ward Drmr geteilt, und der Wälskinnar von den übrigen erschlagen. Zum Anführer der Wälskinnar ward in Bermaland den 6. März 1177 Swerirr, und von ihnen den 13. März zum Könige genommen, so auch im Sommer von den Thrandir'n. Swerirr unterwarf sich auch Hóboland und versiegte sich mit den Bonden, die ihn hatten erschlagen wollen. Aber die Versöhnung war nur dem Schrine nach, denn die Bonden schmerzte die große Geldstrafe, die ihnen der König auferlegte. Sie sandten daher an Drmr, der damals in der Wä auf den Schiffen war, daß er, wenn er könnte, aus der Wä gegen den König ziehen sollte; sie selbst versprochen den König anzugreifen, wenn er hinweg wollte. Hierauf ließ Drmr großes Kriegsvolk sammeln, und große Schiffe aus dem See Throi ziehen, und gedachte dann hinaus nach Rónd gegen den König Swerirr zu fahren. Dieser war vor Rónd auf den Schiffen. Da ward die Wälskinnar so geordnet, daß 15 Schiffe in Wärs auf Heimtsdal lagen. Dieses hörte König Swerirr, und setzte diesen Róndschuß. Er stellte sich, als wenn er hinaus gegen Drmr fahren wollte, sandte alle seine Epäher dahin, traf geheime Anstalten, ließ seine Schiffe von dem See Rónd nach dem See Wärs auf Wärsen über das Land ziehen, überraschte die Rendir Werra (Ekenborone) des Königs Magnus, die auf dem See Wärs Wärske hielten, und schlug sie. Die Wälskinnar siegten auch im Treffen von Salsbär über Hallwörte und andere Rendir Werra (Ekenborone), und die aus der unglücklichen Schlacht entkamen, flohen zu Drme. Als Swerirr nach Bermaland gezogen, sandten König Magnus und Jarl Erling Drmr Konungsbrodr in die Upplönd, daß er sie verteidige, wenn Swerirr von Bermaland

aus, dahin bringen wollte. Als nach der unglücklichen Schlacht der Wälskinnar gegen die Rendir die Wälskinnar in die Wä kamen, brachen König Magnus und Drmr Konungsbrodr auf, sie zu suchen. Aber sie entwichen, da sie weit geringer an Zahl waren, als das Kriegsvolk des Königs Magnus. Als die Wälskinnar über die Brücke über die Hirta gegangen, führte Swerirr, der Rumschiff hatte, das Her in einige Sümpfe unfern der Brücke. König Magnus und Drmr Konungsbrodr kamen an die Brücke, und König Magnus ließ sogleich seine Fahre über die Brücke tragen, und folgte selbst dahin, so auch Drme. Als sie und ein Theil des Kriegsvolks über die Brücke gekommen waren, stürzten die Wälskinnar herbei. Scharf, aber keine lange Schlacht begann. Viel Kriegsvolk des Königs Magnus fiel, und er selbst floh zurück über die Brücke, auch so Drmr, und beide wund. Darauf schossen viele Reiter eine Zeit lang gegen einander über den Fluß und schieden dann. König Magnus zog nach Lumsberg zu seinen Schiffen zurück. Als König Swerirr im Frühlinge 1179 von Rónd nach Stad fegte, kamen ihnen dort entgegen König Magnus, Jarl Erling, Erzbischof Eysteinn, Drmr Konungsbrodr und viele Rendir Mann. Vor dieser gewaltigen Kriegsmacht suchte Swerirr auf das Meer hinaus zu kommen. König Magnus verfolgte ihn; aber ein großer Nebel entzog die feindliche Flotte seinem Gesichte. Erzbischof Eysteinn und Drmr und andere Rendir Mann wurden nach Bergen gesandt, um dort das Land zu verteidigen, während der Jarl mit dem Könige nach Norden fuhr. Die Könige schlugen sich den 19. Jun. 1179. Jarl Erling fiel. König Magnus kam zu Drmr nach Bergen. Dieser war auch im Frühlinge 1180 nach dem Könige Magnus und dem Erzbischof Eysteinn der erste in dem nach Thrandheim fahrenden gewaltigen Heere, von welchem das Lied singt⁵⁾:

(Es folgten dem Herrscher
Die Eagle und Hódrar,
Die Hilar und Egoir,
Wie der Hódrar Kriegsvolk,
Die Wärske alle,
Die Raumbildigen Männer,
Der Erzbischof,
Alle Thrandir Hög.)

Doch gewann Swerirr den 20. Mai 1180 die Schlacht von Hóvaldinn. König Magnus brachte den nächsten Winter in Dänemark der König Wälskinnar, seinem Blutsfreund, zu. Er hatte alle seine Mannen in Boigtrien⁶⁾ (als Boigt) durch die Wä, und nahm von da die Schatzkassen und Zinsen⁷⁾. Drmr Konungsbrodr war am öftersten in der Wä und einige andere Rendir Mann⁸⁾, aber ein Theil in Dänemark bei König Magnus. Sie

4) Swerirr Thrandir, Saga af Magnusi Kálingsyni c. 5, p. 417. c. 31. p. 447. c. 52. p. 449. c. 47. p. 457. Saga Magnusis Erlingssonar in den Fornmannasögur 7. Bd. Cap. 22. c. 316. Cap. 24. c. 318. Cap. 53. c. 324, 325.

5) Swerirr Saga c. 16 im 4. Ab. der gr. Ausg. der Heimskringla, der oder aus dies. den Älfr führt: Norge Konunga Högur. Nerste Kungur Hódrar. Historia Regum Norwegicorum, quom curantur B. Thordlacius et E. Chr. H. Verlaus. T. IV. (Havnlös 1818). p. 80, 81. c. 17. p. 82. c. 25. p. 44. c. 29. p. 55. c. 30. p. 54, 55. c. 32. p. 57, 58. c. 39. p. 72. c. 44. p. 77. 6) Hóvaldinn, all Thrandingalag, all 9. 6. die gawen) Schicht der Thrandir. 7) Swerirr Saga c. 50. p. 90. 8) i syndum ayala, Gótskál, Gótskál, Gótskál, Gótskál. 9) Skýldir, die Geier für die verpackten königlichen Schatzkassen. 10) Wärs.

hatten Alle viele Mannschafft. Aber als es mit der langen Fassen sich zu Ende neigte, bog sich Ormr mit seinem Kriegsschiffe nach Süden dem Könige Magnus entgegen. König Sweirrit brachte den Winter in Bergen zu. Vor der Schlacht bei Nordens im Sommer 1181 besetzte König Magnus die Virkibearn wegen geringer Zahl als verloren, und besatz die Schiffe so dicht an den Klaffsund zur Schlacht anzuliegen, als sie kaum batten, und die feindlichen Schiffe durch diesen Kampf der Mannschafft zu entblößen, die Skuten (Schnellschiffe) und leichten Schiffe aber rings um die feindlichen Schiffe zu stellen, damit keine entkommen könnte. Demzugesagte, daß die Virkibearn barten Widerstand leisten würden, ungerachtet sie gering an Zahl seien, und nicht deshalb, die feindern Schiffe der Feinde zuerst anzugreifen, und der Mannschafft zu entblößen. Die größern Schiffe würden dann, wenn sie auch hinweg zu rudern suchen würden, ihren Händen nicht entkommen. Der König aber besetzte Ormr's heilfamen Rath nicht. Ormr hatte das Schiff, das die Grägäs hieß, und lag mit ihm dem Schiffe des Königs zunächst. Es war die heftigste Schlacht geschlagen, und Niemand wußte, wohin der Sieg sich neigen würde. Der König ging den Virkibearn so nahe, daß er mit einem Fuße hinaus auf den Bord stieß, und mit dem Schwerte einen der Feinde erschlagen wollte. Die Virkibearn erkannten ihn an Waffen und Kleidern, und fuhren dicht über Waffen auf ihn. Ein Mann stieß das Schwert auf ihn und durchdrachte ihm das Fingerring. Der König wandte sich schnell und wollte entgehen; glitt mit dem andern Fuße auf der blutigen Decke aus, und fiel auf den Rücken. Da riefen die Virkibearn den Sieger aus. Ormr fragte seine Mannen, was dieser Ruf bedeutete. Da sagte ein Mann laut: Dort ist nun König Magnus. Ormr sprach: Da sind die Lande nun getheilt, gebauet die Taur¹⁾, und rudern hinweg so angelangt als möglich. So thaten sie. Demnach floh Leifden Norwegen, und dann Einer nach dem Andern. So war die Flucht der Heilungar, und die Virkibearn legten mit geringem Verlust Ormr's Konungsbrodri's landete da draußen in Grofda, da er ein großes und schwer zu ruderns Schiff hatte, ging dort hinaus und alle seine Mannen. Die Virkibearn nahmen das Schiff und alles, was darauf war. Ein Theil verfolgte Ormr's hinaus auf den Berg. Ormr war schwergängig und zwei Mann führten ihn. Aber als die Virkibearn ihn dort verfolgten, da riß er seinen eignen Goldbeutel von sich, mit dem er umgürtet war, und ließ das Silber der berniederrennen. Die von den Virkibearn, die ihm zunächst waren, laßen das Silber auf, und verwirrten sich dadurch eine Zeit lang. Aber Ormr entkam hinaus auf den Berg, und die Virkibearn standen von der Verfolgung ab. Als im J. 1182 König Magnus sein Kriegsschiff theilte, und den größten Theil offward in die Wilt gegen den König Sweirrit sandte, stand diesem Kriege

Ormr's Konungsbrodri vor. Er kam in die Wilt mit großem Kriegsschiffe. Hierauf fuhr er nach Lüneburg, und sie lagen stets auf den Schiffen, fuhren manchmal südwärts über die Felle, manchmal nordwärts auf Agder oder Wistföle, und ergriffen beide Partien Leute von der andern, wenn sie Gelegenheit dazu hatten. Doch fuhren die Heilungar nicht nach Oslo. Unter dem Leutir Mann, welcher in der Osterwoche und nachher 1185 bei dem Könige Magnus in Konungsbeila drei Wochen sich aufhalten, war Ormr's Konungsbrodri der erste. Von Konungsbeila begaben sie sich nach Lüneburg. Als sie von hier nach Bergen fuhren, hatte Ormr's Konungsbrodri wieder das nächste Schiff nach dem Könige, das Schiff, das Skjaldmøy (Schilddamden) hieß. In Bergen erschlugen sie die Virkibearn, fuhren dann nordwärts gegen den König Sweirrit. Die Rede, welche König Magnus zu den Anordnungen der großen Seeschlacht, welche den 15. Jul. 1183 in Sogn statt hatte, hielt, begann: Die großen Kausstschiffe, die wir haben, und mit denen man wenig rudern kann, die soll man fügen (zusammenbinden) zwischen unser Schiff und das Schiff Ormr's, und sollen wir fahren zu den großen Schiffen (der Feinde) und sie zusammen beschlagen¹⁾. Und würde ich das wollen, daß sie nicht eher von einander gelöst würden, bis die einen von beiden der ganzen Mannschafft entblößen wären. Ormr dagegen sagte nach der Rede des Königs: Das wäre mein Rath, Here! daß wir zuerst liegen an die feindern Schiffe, und wird dort werden kleiner Widerstand. Aber das große Schiff, glaube ich, wird uns werden schwer gewonnen, so lange sie haben genug Kriegsschiff und Schiffe von den andern Schiffen zu ihrem Beistande. Der König antwortet: Mir dünkt, daß alle die Schiffe gewonnen seien, wenn das große gewonnen ist. Nun ward so gethan, wie der König wollte, wurden da zusammengeführt die vier Schiffe, welche die größten waren. Abthom Jonsson legte sein Schiff an Ormr's Schiff und ließ es damit zusammenfügen. Nun ward die letzte Schlacht geschlossen. Die Virkibearn siegten; die vier größten Schiffe der Heilungar saßen unter der Menschenmenge und darunter Ormr's Schiff. König Magnus und mit ihm Ormr's Konungsbrodri und viele andere Hängelinge kamen um. So auch Iwar Steig, der Sohn Ormr's. Jeden Tag fuhren viele Menschen mit Booten, die Leiden zu suchen. Einem Tage ward Ormr's Leide gefunden. Seine Freunde brachten sie südwärts nach Bergen, und hierauf die Wiltverlor (Bewohner der Wilt) offward nach Oslo, und er ward in der Halkwardkirche in die Steinwand bei dem Könige Ingal, seinem Bruder, und dem Könige Sigurd Jorsalafair (Zerkulmsfährer) gelegt¹⁾. (Ferd. Wahlen.)

1) Bei Beschlagen sagte man nämlich nicht, wie seine eigenen Schiffe an einander, sondern band auch die Schiffe des Feindes an seine Schiffe fest, damit man sich schlagen konnte, als wenn es zu Lande wäre. Snorri Sturisson sagt: Das war damals Schlangengröbde, wenn man auf Schiffen sich schlug, daß (man) sollte die Schiffe an einander legen (at tengia skjöldu skiptir, und sich schlagen auf den Stroen (um stufen, auf den Vordertheil).) 2) Das Welter bei W. Wahlen. Snorri Sturisson's Wiltverlor. 1. Bd. S. 172. 2. Bd. S. 261, 262. 3) Snorri Saga c. 53. p. 57. c. 55. p. 100. c. 57. p. 101, 102. c. 62. p. 114. c. 66.

11) Die Schiffe wurden nämlich bei Beschlagen an einander gebunden, vgl. die folgende Note.

ORMS SAGA, Storolfssonar ok Asbiarnar Præda, Saga Orms, des Sohnes Storolfs und Asbjörn's Prædi's (des Arztes). Sie beginnt: Hångar hieß ein Mann, Sohn Ketils', des Jarls der Nornaldæir, aber die Mutter des Jarls Ketils' hieß Hrafnhildr, Tochter Ketils' Hångs aus Hrafnisla. Hångar war ein angesehener Mann; er kam in Níðergerð (Zweitpalt) mit König Hóraldr Dóttarfróki wegen Entlohnung der Söhne Hildirid's, und deshalb wich er aus dem Lande. Weiter wird hierauf erzählt, wie er nach Island segelt und sich dort niederläßt. Gleiches, wieviel nicht mit denselben Worten, berichtet die Landnámabók Islands bygðar. T. V. c. 3. p. 328, 329. Nur erzählt sie umständlicher, wie Ketill Hångar, denn dieses ist sein vollständiger Name, mit König Hóraldr dem Haarlichen, denn dieser König wird von ihr genannt, Hýðe dat, und Hóraldr und Hródr, die Söhne Hildirid's, verheiratet. Beide, die Orm's Saga und die Landnámabók, zählen dann, nachdem sie angegeben, was für Land Hångar in Island in Besitz genommen, seine Söhne auf. Storolf war nach der Eitl's Saga, welche auch von Hång's Handeln in seinem Vaterlande, Norwegen, und seiner Niederlassung in Island, S. 98 — 101 der Ausg. von 1809 handelt, Hång's erster Sohn, nach der Landnámabók dritter, nach der Orm's Saga fünfter Sohn. Letztere sagt von ihm: Storolf war aller Menschen stärkster, und das war aller Menschen Rede, daß er wäre nicht einhaimr; er war ein kundiger (fródr, wissenschaftler Mann) und vielweise (margviss, vielwissend, d. h. vorzüglich in Beziehung auf Wahrheit), er ward von dem genannt vielkönig (Hjólknaggi, d. h. man sagte von ihm, daß er zauberkundig sei). Einhaimr wird auch weiter unten gebraucht Cap. 3. S. 207: Dústhakr var mikill ok mjök tryldr, auk at hann var eigi einhaimr, Dústhakr war groß und sehr getrübt (d. h. kam einem Tröll, einem mächtigen Wesen, Niesen, sehr nahe), so daß er war nicht einhaimr. Dieses kommt vom hamr (Haut), d. h. Haut, Gestalt. Ein eigi einhaimr (nicht einheimischer) ist, wer durch Zauberei mehrere Gestalten annehmen kann, wie die Götter und Tröll (zaubermächtige Wesen). Storolf's Uroorfater von mütterlicher Seite hieß Hallbjörn Hallfróði (Halbtröll, also ein halbes zaubermächtiges Wesen oder ein Niese in der Bedeutung des heimlichen Glaubens). Da Orm's mütterlicher Ältervater Halbtröll hieß und man von seinem Vater Storolf einstimmig sagt, daß er eigi einhaimr wære, d. h. mehr Gestalten annehmen könne, so glaubte man natürlich auch, daß Orm's Stärke nicht reinere Menschennatur entspringe, sondern daß dabei seine Zauberkraft im Spiele sei. Aber der spätere Sagenepöetler war zu christlich gesinnt, als daß er dieses Orm dem Glauben zuschreiben sollte. Er schildert den Vater als zaubermächtig, und erzählt dann die Proben der übermenschlichen Stärke, die Orm gege-

ben haben soll. Er läßt des Contastes wegen, damit Orm's Stärke desto mehr Verwunderung erzeuge, ihn einhaimr sein, während sein Vater nicht einhaimr ist. Aber vorzüglich, weil der Verfasser das Christentum triumphiren lassen will, muß Orm, obwohl er von einem Vater ist, der nicht einhaimr war, einhaimr sein. Er schreibt daher seine Stärke nicht der Zaubermacht zu, sondern sagt bloß von Orm: Er ward jéttig beides groß und stark, und wohl in Künsten ausgerüstet (at i thróttum báinn), indem er, da, als er sieben Winter war, den stärksten Menschen an Stärke und allen Künsten gleichwog (samvægti hann hinum stærkatum mönnum um all ok allar i thróttir). Doch ward er von seinem Vater nicht sehr geliebt, weil er ihm ungebührlich war und nicht arbeiten wollte, während sein Vater auf Arbeit sehr viel hielt. Zwölf Winter war er alt, als ihn sein Vater antrieb, beim Heueinbringen zu helfen. Aber Orm wies den Wagen und das Pferd empor auf das Heu, und sein Vater säß von dem Heu herab so schwer, daß ihm drei Rippen zerbrochen wurden. Ein anderes Mal soll Orm Orm mühen helfen. Die Sichel, die man ihm gibt, zerbricht er als unbrauchbar, schneidet sich von zehn Pfund Eisen eine Sichel und mäht acht Morgen Landes, aber als die Dienstherrin das Heu rechen wollen, geht es nicht los; denn Orm hat alle Hängel mit abgehauen; und die Weisen allein sind schicht (bren) von Storolf's hevol, und (es) wird genannt Verwundungensheuer (ákvaðis teigr) zwischen jedem Schwaden (mülli hverra möga); Merkmale von diesem allen sieht (man) bis diesen Tag. Orm soll nämlich die Erdbügel mit in die Schwaden gebauen haben, und daher zwischen jedem Schwaden ein niedriger Wiesenstrich entstanden sein. Das Ormüden ist auf dem feinglen und hügeligen Island bekanntlich sehr mühsam. Als Orm 18 Winter alt ist, schießt es bei einem strengen Winter seinem Vater an Heu. Dústhakr in Holt hat solches, und lang davon entbehren, will aber Nies mandem welches davon überlassen. Orm, von seinem Vater abgesandt, um Heu von Dústhakr zu erhandeln, dringt hart in ihn. Da bewilligt Dústhak ihm seine Bürde, d. h. so viel er tragen kann. Seinem Vater dankt das wenig. Aber Orm trägt, indem er das Heu mit Seilen zusammenbindet, die beiden ganzen Deutsausen, die Dústhakr hat, auf einmal fort, und Orm's ganzer Heuschuppen wird davon voll. Hieraus sind Vater und Sohn besser in Freundschaft mit einander. Als Orm Zwanziger an Alter ist, legt er auf einem vielmännigen Althinge neue Proben seiner Stärke ab. Thoralf, Stokmason, sein Blutsbruder, biegt sechs ungemeinlich große Hufeisen kreuzgerade. Orm biegt auf einmal alle vier Hufeisen, wie sie vorher gewesen waren. Denkfestig Tag sieht Melkolf, der die Kraft von sechs Männern (6 karla af, sechs Männerkräfte) hat, einen zwei Tonnen haltenden Kochkessel, der mit Sand bis oben gefüllt ist, mit einer Hand, Thoralf mit zwei Fingern und Orm mit dem kleinsten Finger empor. Die Orm's Saga erzählt dann weiter, daß alten Menschen Großes und die Starken Orm's gewohnt, und daß er nachher noch mehr gethan, als er älter geworden, und schließt das vierte Kapitel:

p. 120. c. 88. p. 147. c. 86. p. 151. c. 89. p. 158, 159. c. 92. p. 165. c. 98. p. 166. c. 95. p. 168. c. 96. p. 170. Fornmanna-Sögur 8. Bb. c. 45. 47. 54. 72, 79, 94, 109, 157, 191, 146, 160, 168, 207, 209, 218, 220, 227, 228, 231, 233. Saga Gutorms Konungs Sigvaldssonar, Fornmanna-Sögur 9. Bb. c. 84, 85. gr. Zug. der Fingeringe 5. Bb. c. 389.

Und deshalb ist das aller Menschen Rede, seiner Freunde und seiner Unfreunde, daß er sei der stärkste Mann gewesen auf Island in alter und neuer Zeit, der, der einharnar gewesen ist. Die Grettis's Saga spielt auf die Proben von Stärke an, welche hier im vierten Capitel der Drim's Saga umständlich erzählt werden, wenn sie (Cap. 4) bemerkt: Aber das ist der meißten Menschen Meinung, daß Grettir gewesen ist der stärkste der Hirdlandsmänner (hirdlandsmanna), seitdem die, Drmr und Thoralf, legten ab Stärkeversuche (astrauvir, d. h. keine Proben von Stärke mehr ablegten). Die Abfassung der Grettis's Saga fällt gegen das Ende oder in den Anfang des 14. Jahrh. Es heißt nämlich in ihr (Cap. 51): Der Spieß, den Grettir vermißte, fand sich nicht lange nachher zur Zeit derer, die jetzt leben. Er fand sich in des Eberichtes Sturla Thorodarsen's Beitalter in dem Sumpfe, welcher der Spießstumpf genannt wird. Sturla Thorodarsen, der berühmte Neffe Snorri Sturluson's, verstarb im J. 1284. Am Ende der Grettis's Saga wird gesagt: Sturla Thorodarsen hat gesagt, daß Niemand stiellos gewesen ist, wie Grettir, weil erstlich der geschickteste unter Allen, zweitens am längsten stiellos, drittens am besten Spuke verjagen konnte, und viertens der einzige Isländer war, der in Constantinopel gerächt wurde. Die Grettis's Saga muß mithin, sowie wir sie jetzt haben, am Ende des 13. oder im Anfange des 14. Jahrh. verfaßt sein¹⁾. Um diese Zeit also muß die Saga, wie Drmr und Thoralf ihre Stärke versuchten, schon allgemein bekannt gewesen sein, da der Verfasser der Grettis's Saga sich auf sie als eine geschichtliche Wahrheit berufen kann. Das fünfte Capitel der Drim's Saga führt uns von Island nach Dänemark hinüber. Biervill hieß ein Mann, er hatte zu gebieten über ein Dorf (thorp, auch kleine Stadt, Hiesken), dort wo (es) auf Wendislag heißt. Er und Bierti in Borgundarholm (Kornholm) waren Brüder. Biervill war ein bewehrter Mann und hatte einen Sohn von seinem Weibe, der Aethjón genannt wird; er war zeitig groß und schön, und wohl in Künsten ausgerüstet (vel at i throunum búinn), er war hübscher (kurtsinnr), nach dem Teufel des Mittelalters hovescher, hübscher) als jeder Mensch, von dem ward er genannt Aethjóns þrúdi (Elegans). In jener Zeit war es Gemeinbegriff, daß die Weiber über Land fuhren (reist), die Völur²⁾ genannt wurden, und sagten den Menschen ihre Schicksale (forlög sin), den Gang der Fruchtbarkeit (áferð) und andere solche Stüche, welche die Menschen wissen wollten. Diese Schar kam auch zum Bonten Biervill. Am Abende ward die Völva um ihre Vorausschagungen (Þessfagnun) befragt (frétt at forþann sinum). Aber sie sagte, daß Biervill würde dort bis zum Alter wohnen und dänken ein nigher Bont, aber dem jungen Menschen, der dort bei dir sitzt, Bont! ist gut³⁾ zu hören seine Schick-

sale (sin forlög), indem er weit fahren wird, und fünden dort der größte Mann, da, wo er am meisten ist, und thun vieles zu Verdrüßlichkeiten, und werden also tertödt, wenn er nicht kommt auf Nordmari in Noreg, oder nordwärts von da in das Land. Das meine ich, sagte Aethjón, daß ich sei dort nicht näher dem Tode (feigari) als hier. — Du wirst wolten über dem, was du meinst, sagt die Völva, und ward ihr da ein Lied auf dem Runder:

Þessu þu list
 líte die dritte See
 Den Wänderbrög⁴⁾ reann,
 Und wie ich schlafst;
 Weht mich liegen
 Im Recken der Wärd
 Du vom Tod entfallt.
 Im besten ist zu schwelgen.

Aethjón reiste, sobald es sein Alter erlaubte, in verschiedene Länder, und lernte so die Sitten anderer Menschen kennen, und ward sehr geschätzt von allen Häuptlingen. Seine Mutter stammte aus Noregen, von Hórdaland und Noedmari, gekommen vom Geschlechte Bistru-Kam's; Aethjón saß lange dort bei seinen Mutterverwandten, sehr geschätzt wegen seiner Künste und Fertigkeiten. Als Drmr Stenolfsson im Verjüngsalter, stürte aus Island auf Þor's Höfð's (des Hóðsden's) Schiffe. Þor hatte einen Hof auf Hórdaland, und Drmr saß bei ihm den Winter über. Damals war Aethjóns Þrudr auf Hórdaland. Drmr und Aethjóns kommen oft zusammen, versuchten viele Künste und waren in allen dens gleich, bei denen sie ihre Stärke nicht versuchten, denn da war Drmr viel stärker. Ihre Freundschaft gedieh so, daß sie Föubrandhealag (Pflegebrüderbündniß) mit einander schlossen nach alter Sitt, daß Jeder sollte den andern rächen⁵⁾, d. h., welcher länger lebte⁶⁾, wenn Jener würde waffens tot. Aber im Frühlinge sprach Aethjón mit Drmr, daß er fahren wollte nordwärts auf Wäri zu seinen Flutesfreunden Gwynnd Enal (Schlange) und Beegdr Þessil (Brache): „es ist mir auch Angenehm (forvinnu) darauf“ sagte er, „zu wissen, ob sogleich fällt das Leben aus mir, wenn ich dahin komme, wie die arme (stende) Völva sagte.“ Drmr zeigt sich zu sehr Hocht bereit, sagt aber: ihm dünke, daß Aethjón nicht darüber freiten könne, indem zum Gnlage viel der Art Menschen wußten, als sie gewesen war. Sie fahren nach Wäri, und werden von

nen bis zum Alter, wenn er nach dem jungen Mann hört, was ihn betreffen wird, wenn er gut Nordmari in Noregen kommt.

4) Das Schiff. 5) Bruchstücke lag den Bruchstücken ob. Der Bruchstücken gleich wurde aber auch die Pflegerbrüderschaft gerechnet. Wer aber nicht des Andern wüßlicher Pflegerbrüder war, aber das Bündniß der Pflegerbrüderschaft mit Jemand schloß, mußte dann auch, wie ein wüßlicher Bruchfreund oder ein wüßlicher Pflegerbrüder, den Tod dessen rächen, mit dem er Pflegerbrüderschaft geschlossen hatte. Wärd f. im Art. Föubrandhealag. 6) Der Tausch ist nicht möglich. Die Postreider unternehmen gewöhnlich gemeinschaftliche Ausfahrten, hatten sie ein unglückliches Treffen, und fiel ein Postreider, so fiel gewöhnlich der andere auch, indem er den Kampf nicht aufgab, um seinen Postreider auf der Stelle zu rächen. Der Verfasser der Drim's Saga berückichtigt aber durch diesen Satz schon den Fall, daß Aethjón erschlagen ward, als sein Postreider nicht bei ihm war.

1) Vergl. p. 6. Müller, Sagensammlung des nordischen Alterthums. Aus der dänischen Handschrift überlegt von D. K. Schramm. S. 193. 2) Über Völur, wissigfünftige Bau weinern, f. den Art. Orakel bei den Germanen, 3. Sect. 4. Ab. S. 240 — 245. 3) d. h. der Bauer Biervill brauchte eigentlich sein Schicksal nicht zu wissen, denn er wußte auf seinem Hofe wop-

Erwin und Berghör obwohl aufgenommen, denn diese sind Asbjörn's Geschwisterkinder (asbjörns synir, conso-brini). Dieses war in der letzten Zeit des Jarls Halon von Hladir. In Märi erzählt Asbjörn, daß zwei Eylande lagen nördlich vor dem Lande, und jedes hieß Sandhey (Schafeyland) und über das äußere Eyland herrschte der Kiefe (jórn), der Brufi hieß. Er war ein großes Tröll (schädliches zaubermächtiges Wesen) und Menschenfresser (mann-æta), und die Menschen glaubten, daß er niemals würde von menschlichen Männern (af meenskum mánnum) überwunden werden, so viele auch wären. Aber mit seiner Muth war noch milderlich umzugehen, denn das war eine kohl-schwarze Kage, und so groß, wie die Eyferinder (blöisnaut) am grüsten werden; keine Vortheile hatten die Menschen vom Lande aus keinem der Eylande vor diesen schädlichen Wesen (synir thessum meinaetnum) 1). Asbjörn hatte Lust zu fahren zu den Eylanden, aber Drenn riet ihm von der Fahrt ab. Sie segelten im Sommer nach Dänemark, und saßen den Winter über bei Witrold. Im Frühlinge fuhr sie mit fünf Schiffen auf Heerung (i herant) und weit durch die Eylande, und hatten Sieg und Vortheil, wohin sie kamen. Da wurden keine andern Männer beschimer in der Wiking (Raufahrt) als sie. Als der Sommer vorgerückt war, herrschte in Gouland (Gütsland in Schweden). Hier herrschte der Jarl Herode. Sie hatten viele Schladhen und erlangten die Gewalt über das Land, und saßen dort den dritten Winter. Als sie eintr tranken, da sang Asbjörn eine Weise (im Drottinn) dieses Inhalts. Mir sogte (die Völva) aus Seid 2), und sang um das lange, daß ich mit todtemem Fuße (i feigum faeti) führe nordwärts am Märi. Nichts wußte die Völva. Sein werde ich noch die Menschen froh in Gautavald (dem Reiche der Gautar). Sehr schmal werden ihre Weissagungen (spår). Im Frühlinge fuhrn Drenn und Asbjörn nach Dänemark, und dann nach Norwegen, und waren dort den vierten Winter bei Hjør Hørgi. Im Frühlinge wollte Asbjörn auf Heerung, und Drenn nach Island, und sie schieden sich, doch in Freundschaft. Deme segelt mit Hjør Hørgi nach Island, hört die Zeitungen, daß der Greis Storolf, sein Vater, war gestorben in seinen und Duffhals's Händen 3). Er war da wenigen Menschen karmtodet (d. h. wenig Menschen trauerten um seinen Tod). Da fuhr Drenn beim auf Storolfshvol, setzte dort Bú (Eau, d. h. landwirthschaftliche Haushaltung) zusammen, und wohnte dort lange, nachdem er gerückt hatte Storolf, seinen Vater, nachdem, wie gesagt wird in der Skrá der Isländer (i Isendinga skrá, in der kurzen Schrift von den Isländern). Kurz darauf, als Drenn und Asbjörn sich geschieden hatten, geküßte es Asbjörn nordwärts in die Saudseyr (Schafeyplante). Er fährt dahin mit 23 Mann und legt am das äußere

Saudsey an, und sie schlagen ihr Zelt auf. Am Morgen darauf geht Asbjörn bewaffnet in das Land hinauf. Während seiner Abwesenheit kommt in die Heltithure eine furchterliche kohl-schwarze Kage. Feuer scheint aus ihren Nasenlöchern und ihrem Munde zu brennen. Die Kage ergreift Eimen nach dem Andern und jersreit zu Tode mit Klauen und Zähnen 20 Mann. Drei entkamen auf das Schiff und fuhrn hinweg. Asbjörn gelangt in die Höhle Brufi's. Es wird ihm schwarz vor den Augen, er wird in die Luft geschwungen und hart niedergeschlagen. Er bemerkt den Jotun (Kiesen) Brufi. Dieser kündigt ihm an, daß er hier das Leben lassen solle mit so großen Hartenqualen, daß das Andere abhalten solle, ihn brimmsuchen mit Unfrieden. Der Kiese entkleidet ihn. Asbjörn sieht einen großen Balken quer durch die Höhle gehen, und ein großes Loch mitten in dem Balken. Eine große Eisensäule stand nicht weit vor dem Balken. Der Kiese sagt, nun solle das gepußt werden, ob Asbjörn etwas Härteres (Tapferes) vermöchte, als andere Menschen. Asbjörn thut eine passende Antwort, und singt dann diese Weise: Niemand mag seiner Kunst vertrauen, niemals ist er so stark noch groß im Gemüthe. So gebietet jedem an der Todestagzeit Herz und Kraft, wenn das Heil (Slid) auflodert. Hierauf öffnete Brufi den Unterleib an Asbjörn und ersagte das Ende seiner Däme, und band es um die Eisensäule, und führte Asbjörn im Kreise herum, und seine Schädne wickelten sich so bis zum Ende heraus. Da sang Asbjörn diese Weisen in der gleichen Zeit:

Wasagt wird das meiner Mutter,
Es wird den Sehn nicht können
Die draralle Scholl 4) im Sommer
Die Schwannweile in Dänmer.
Da hatte ihr fürstigen,
Das ich heimkommen würde;
Was wird auf der Svalgaa 5) Seite
Des Schwerts Schneide gezogen werden.

Dieses ist die erste Strophe von Asbjörn's Schwannengesang im Drottinn, den die Dren's Saga ganz enthält. Es folgen nach den von uns hier mitgetheilten sieben Strophen, von denen jede als erste Zeile hat: Annat var thá oc inni, anderes war damals, als — (ich) erzähle (es); dann wird gesungen, wie es anders war, so in der zweiten Strophe: Anders war damals, als — (ich) erzähle? (es) wir hierzufu führen, und auf Schnellschiffen (i Hrygkipi) fuhrn den Fjörd von Hordaland; (wir) tranken Muth, und sprachen viele Worte zusammen vor dem. Nun bin

10) Svardharisdh. Svördhr, (Genitiv svardhar) terra viridis, graminosa, oespes; lād, solum fertile, terra graminosa, succubata, grasswüchsig; Erde. Unter dem svardharisdh verstehen die Überseger des Todestages Asbjörn's das Haupt, und daß vom Kinnem die Rede ist, wußt viele Auslegungen als die richtige erscheinen lassen. Doch ist dann das a sumir, im Sommer, möglich. Unter der succubata Erde das grünen Kallen Kamen aber auch der Schwabälger verstanden werden, und kamba (Kümmen) könnte dann bildlich für in Ordnung halten und der Ein wäre: Meine Mutter wird, im Sommer meinen Schwabälger nicht sterlich halten, d. h. ich werde keinen Schwabälger haben. 11) Segg a sidha in prolatischer Werthstellung a segg-sidha; Rom. segg, dichterlich Begründung für Mann, worauf die Überseger segg durch Semmler deuten, i. bei B. Wahter, Enarrat. Svalgaa's Beistreff. 1. B. C. 13.

7) Über die meinaetir i. den Art Ornatir. 8) Die wichtigste wichtigste der Zauberei i. B. Wahter, Enarrat. Storolf's Beistreff überlegt und erläutert. 1. B. C. 23. 24. 25. 44, 65, 87, 227, 228. 2. B. C. 507, 508. 9) Wie diese dän. Storolf's Tod herbeiführen, soll sich aus der Landnámabók schließen, welche Stelle wir weiter unten betrachten werden.

ich allein in die gebrungenen Engen der Kisten gegang u.
In der dritten Strophe singt er, wie Storolf's Sohn und
er mit den Rangscliffen an den Gerafen legten, in der
vierten, wie Drmr in Hildur's Sturme (der Schlacht)
auf Gellir's Kofte (dem Schiffe) manche Leiche dem
Welle gab, in der fünften, wie er der Skar's Hiebe
reichte mit der schwarzen Zunge Derjan's (Odin's, d. h.
mit dem Schwerte) fuhwärts in den Scharen der Elf
(Gotalf), und Drmr oft schoß, und am meisten Wihung's
tapfere Schwäger (oder Schwne magher) lagen, in der
sechsten und siebenten, wie anders war damals, als sie
alle zusammen waren und auf der See fuhren, und
macht dabei 22 Männer namhaft (also mit Drm und
Aldbjörn 24), in der achten, wie es damals anders ge-
wesen, als sie sich beim Fischen des Schwertes allwenig
sparten, und wie Drmr immer ihr Anführer war, und
das Lied schließt mit dieser Strophe:

Drmr war
umhän (?) werden,
Wenn er auf diese Daul
Könnt schauen,
Und g'müthlich
Bergelassen dem Haffen (?)
Unter Bezeichnung
Weiß, wenn er naht.

Das Lied, welches im Ganzen aus 19 Strophen besteht,
hat davon sieben Strophen mit Euf und Rehtziten, und
es ist eine Drapa. Aber das Drittmit ist nicht regelmä-
ßig durchgeführt, indem die sechste, siebente und neunte
in jeder Zeile nur zwei Hebungen, und die übrigen
Strophen drei Hebungen haben. Auch in den Strophen
von drei Hebungen sind die halben und ganzen Anreime (?)
nicht regelmäßig durchgeführt. Nach Mitteilung des Lir-
des bemerkt die Drm's Saga: Hierauf ließ Aldbjörn sein
Leben mit großem Muthe und Heldenshaft. Die drei
Männer, welche den Klauen der schwarzen Raze entgan-
gen waren, sagten aus, daß sie meinten Aldbjörn würde
tödt sein, und fuhren mit Kautseuten nach Dänemark.
Nun wurden diese Zeitungen weit gerüht und dünkten
groß. Damals war geworden Häuptlingswechsel, Joel
Dakon tödt, aber Olaf Argeggsson in das Land gekom-
men, und gebot Allen rechten Glauben (1). Drmr Sto-
rolfsson hörte in Island die Fahrt und den Tod Aldbjörn's,
und er druchte ihm großer Schade. Es giß ihm da
nicht länger auf Island, und er fuhr nach Norwegen, und
saß den Winter über in Treanheim. Damals hatte Olaf
der Winter über Norwegen gerichst. Im Frühlunge
fuhr Drmr mit so viel Mann als Aldbjörn (also mit 23)
nach Suderg. Sie lagen die Nacht in dem Zelte, das
sie auf dem kleinen Suderg aufschlugen. Die Saga be-
merkt, nachdem sie dieses erzählt: Das sagen die Menschen,
daß Drmr wäre primsignirt (primsignare, prima signa-
tione initiatum) in Dänemark, und habe gekrönt sich
auf Island. Die Bemerkung ist der Schlüssel zu der
Saga. Aldbjörn, der kein Christ war, konnte die beiden

Tröll nicht besiegen, auch kann es Drmr durch seine
Stärke nicht, sondern nur durch sein Christsein. Um dieses
deslo besser hervorzuheben, muß Drmr auch bloß einharn
sein. Eine Saga in echt heidnischem Geiste hätte die Tröll
besiegen lassen durch einen, der wie Drm's Vater ham-
ramr (durch Annäherung anderer Gestalt) ster war. Als
Drmr eingeschlafen war, sah er (im Traum) ein großes,
raides, schönes Eld in das Zelt gehen, und Stärke bei
Drm's Lager nehmen. Der Inhalt ihrer an Drmr ge-
richteten Worte ist dieser. Sie triß Mengldö, ist Tochter
Dolans von Norben aus Dolansfjörð, und dem
Vater nach Gelmwitterkind mit Bruf, aber sie hatte
eine menschliche Mutter (mennska móður), aber seine
Mutter ist die kohl'schwarze Raze, die bei ihm dort in
der Höhle ist. Obgleich Mengldö und Bruf verwandt
sind, sind sie doch nicht einander an Gemüthsart gleich.
Er bedrückt das äußere Epland, und das ist fichtbar
besser. Er gewährt ihr schwere Nachbarschaft, jedoch sie
denkt, sie werde davon gehen müssen. Sie weiß Drm's
Gewerbe, daß er seinen Kostbrod Aldbjörn rächen will.
Sie hebt auch die ganze Saga an, und sagt vom Le-
benslos Aldbjörn's, und lang so alle die Weisen, die er
gesungen hatte. Der Sagenredner bemerkt dieses, um
der Frage zu bezeugen, wie man habe Aldbjörn's Todes-
art und sein Schwermüthlich wissen können, da Niemand
sonst dieses wissen konnte, als Bruf und seine Ver-
wandten, mit denen aber keine menschliche Person Um-
gang haben konnte. Mengldö dünkt sich nicht voraus-
zusetzen, was mehr vermöge, die Tröllschaft (tröllakapr)
Bruf's und seiner Mutter, oder Drm's Glüd (hamingia).
Doch fürchtet Bruf seinen Menschen, außer Drmen al-
lein. Dady hat er Gegnortörung getroffen, wenn Drm
dahin käme. Er hat einen solchen Fellen in die Thüre
der Höhle gebracht, daß nichts in die Höhle zu kommen
vermag, so lange der Fellen dort steht. Ungeachtet Drmr
stark ist, so hat er doch keine Stärke gegen Bruf, noch
auch den Fellen hinwegzubringen. Mengldö gibt ihm
daher Handshube, und ihnen folgt die Natur (náttu-
ra) (2), daß dem niemals Mangel an Kraft wird, der
sie an den Händen hat. Überwindet Drmr Brufin, so
soll Erstler Mengldö'n Sauten in die Gewalt geben.
Wenn, über wird Drmen tödten, da er ihr treuer ist,
doch werden sie einander nicht genießen aus Ursache des
Glaubens Drm's (tiefes ist nämlich ein Christ, und daher
werden Mengldö und Aldbjörn sich scheuen, einander zu
umarmen). Das Weib verschwindet. Drmr erwacht,
und die Handshube (Glofinnar) sind dort, und er erin-
nerte sich aller Weisen (des ganzen letzten Liedes Al-
djbörn's). Drmr schiff zu dem Eplande (3), und geht an
das Land empor, kommt zur Höhle, zieht die Handshube
an, die er von Mengldö erhalten hat, und bringt den
Fellen aus der Thüre fort und dünkt sich da den größten

12) Ofinn, unersch, unfurchtbar, d. h. er würde die Eirun
rungen. 13) Miften. 14) Es über dießelben 2 Woater.
Snorri Sturluson's Mithis. 2. Ab. S. VI—XXIII. 15) Es
das Nähere hierüber bei dem f. 2. Ab. S. 276—294, 294—318.

16) Dieser Ausdruck ist aus dem Lateinischen in die skandi-
sche Sprache übergegangen und findet sich im ältesten Nordisch,
das auf und gekommen, nicht. 17) Nämlich von dem Feindern
zu dem größten Suderg. Aldbjörn war unerschütterlich festlich auf
dem größten Epland gelandet, wo Bruf und seine Mutter woh-
ten.

Kraftversuch gezeigt zu haben. Als er in die Höhle hineingekommen ist, legt er ein Malajarn *) (secum characteribus notatum) in die Thüre. Er schlägt drei Pfeile auf die Kage. Aber diese läßt sie mit dem Rufe aus und brühet sie entzwei, schlägt über Klauen in Drmr bis auf die Knochen, und wül ihn ins Antlig beißen. Drmr verwirft an seiner Rettung, und verbieth Gott selbst und dem heiligen Petrus dem Apostel nach Rom zu gehen, wenn er die Kage und ihren Sohn Brusi überwinde. Hieraus findet Drmr, daß die Kaste der Kage sich mindert, und gerüht ihr das Kückgrath. Als Drmr sich dem großen Balken genähert, der quer durch die Höhle geht, kommt ein dickes und langes spitziges Eisen durch den Balken **) heraus. Drmr biegt aber den eisernen Spieß so stark, daß er fest im Balken hängt, und Brusi ihn nicht zurückziehen kann. Brusi wundert sich, sieht über den Balken. Drmr sagt Brusi's Vater, wickelt ihn um seine Hand, und reißt dem Kiesen die ganze Brustläute, das Kinn, die beiden Kinnbacken und die Wangenfüllen bis zur Ohren auf, so daß hier das Fleisch bis zu den Gehirnen herabgeht. Drmr springt über den Balken, und die beiden ringen, bis Storolf's Sohn den Kiesen an den Balken drängt, und ihm den Rücken zerbricht. Der Kiese demerkt, wie sein Geist ihm sogleich gesagt, als von Drmr er gehört, daß ihm kein werke zu schaffen machen, Drmr werde ihm nun das Haupt abschneiden, doch daß er köthig sehr geynigt, da er aus ihm alle Därme gewickelt, doch habe er sich nicht ergeben, bevor er gekörnt. Drmr antwortet, daß Brusi es spüren werde, daß er einen so gleichgültigen Mann geynigt, zieht den Sax (das kurze Schwert, den Dolch) und reißt den Blutadel (blodöen) ***) auf dem Rücken ihm, und schnidet alle Rippen von dem Kückgrate, und zieht doch heraus die Lunge. So ließ Brusi sein Leben mit kleiner Heiligkeit. Drmr verbermt beide Brusi's und die Kage zu Asche (wol aus keinem andern Grunde, als daß sie nicht noch nach ihrem Tode schaden sollen. Vergl. den Art. Olaf Geirstadnalk Nr. 1 hier in diesen Nachrichten). Drmr nimmt aus der Höhle zwei Eßten Gold und Silber mit sich fort. Das übrige Gekörnte, sowie auch die Eplante, gibt er in die Gewalt Rengjök's, und sie schieden mit großer Freundschaft. Drmr bringt den Winter darauf in Thrandheim zu. Im Sommer tritt er seine Komfahrt an, und sie verläßt gut. Von Dänien kommt er nach Dänemark im Herbst nach der Schlacht von Svölde **), fuhr nach Norwegen

zum Jarl Eirik und überwintert bei ihm auf Hladie. Bei einem Gespräch über die Schlacht von Svölde äußert Drmr, daß der lange Drmr (Schlange, wie Olaf Trygvason's Schiff hieß) würde langamer überwunden worden sein, wenn er bei den andern Kämpen des Königs gewesen wäre. Dieses ward dem Jarl hinterbracht. Der Jarl forderte Drmr'n zu dem Besuche auf, daß er allein auf dem Schiffe sein und ihn 15 Skeidar (lange Schnellschiffe) angreifen sollten. So wird gethan. Drmr hat keine Waffen als rinnen dicken, 13 Euen langen Heberbaum **). Aber so wird gesagt, reißt sich die Drmr's Saga aus, daß in kurzer Zeit Drmr hätte geschlagen sieben Skeidar in die Tiefe, getöthet und zerbrochen. Hieraus bat der Jarl, daß 60 Mannen Drmr'n auf weitem Felde angreifen sollten. Drmr hatte keine Waffe als den Heberbaum, schwang aber diesen so im Reize um sich herum, daß ihm Niemand näher zu kommen wagte. In einer andern Zeit besuchte Drmr seine Bekanntschaft, auf dem Wege kam er nach Simsa, und Einar war dabeim, aber in der Kirche, aber sein Bogen außen vor der Kirchthür. Drmr legte einen Pfeil auf den Strang, und zog ihn die Spitze (in das Horn) vor, und ließ so den Pfeil in dem Bogen stehen. Jarl Eirik reißt zu Schmäulen oftmals durch die Wöl. Drmr war bei ihm. Sie kamen dahin, wo der lange Drmr (Schlange, Olaf Trygvason's Schiff) aufgetaucht war. Dori lag der Störbaum (Mastbaum). Der Jarl bat die Mannen, zu prüfen, wie viele bedurften darunter zu gehen, bevor er gradezeit (auf die Schultern gehoben) wüßte. Drmr ordnete es unter die Rüste des Ramejs; 40 Mann saßen den Baum, hieraus bat der Jarl seine Mannen, sich hinwegzuziehen an jedem Ende. So ward gethan, bis Drmr allein unter dem Baume stand. Da ging er mit ihm drei Fuß, und legte ihn hierauf nieder. Die Menschen sahen, daß Drmr würde ausgebeaufet (seine Kräfte verloren) haben **) selbst und zuvor. Er war bei dem Jarl einige Winter, fuhr hieraus hinaus nach Island, und setzte sich in das Hú (die landwirthschaftliche Haushaltung) zu Storolf's wöl, und dünkte immer der größte Mann, und ward altertöth, und hielt wohl seinen Glauben. Die Saga ist voll ungläublicher Begebenheiten. Man hält sie deshalb auch an andern Gründen für ein Erzeugniß des 14. Jahrhunderts. Doch sind geschichtliche Personen nicht nur häufig; sondern auch Storolf und sein Sohn Drmr. Doch ergäht Island's Landnamabok nur dieses. Duffstoft in Duffstoft'st war der Freigefasene der Brüder Hilblir und Hallgrit. Er war sehr hülfenstark (d. h. übernatürlich stark). Auch so war Storolf's Hängsone, er wohnte damals zu Hval. Damals stritten sie um Weiden. Das

18) Über die Sauberkraft des Malajarn vergl. die Hervarsaga. Die Bedeutungen des Wortes Nal hat gesammelt und berichtet Kasse, Krakas M.-al. Kopenh. 1818. p. 91—95, und hierzu noch Gyllens in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Drmr's Saga in den Scripta historica Islandicae Vol. III, p. 218, die Stellen aus der Heimskringla und andern Sagen gesammelt, wo malspödi vorkommt. 19) Der Bogenzerreißer hat schon früher bemerkt, Cap. 7. S. 217, wo er erzählt, was Aethlen in der Höhle des Kiesen sieht, das sollten in dem Balken ein großes Loch ist. 20) Über das Schneiden des dünnen Aders s. 21. Nachtr. Encycl. Encyclopædie. Bricters. 1. Bd. S. 216. 21) Im 3. 1000, in welcher Schlacht König Olaf Trygvason sein Leben liest.

22) Berlings äs, wörtlich Adlingsschiffen, Adlingsschiffen. Vergl. das schwedische Barling, vectis, quo aliquid portatur, und Balling in Lex. Dan. ed. curante Societate. T. I. (Havn. 1798.) 23) Vani valla namr odit bati, würde waltsem worden sein vor (ek) vall, ich walle, wolle heraus, ledig verkehrt, brauche auf. 24) So p. 4. Kuller. Sagandichtend des Nanningsmanns Hattvins. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von D. S. Sackmann. (Berlin 1816.) S. 268, in der dänischen Ausgabe 1. Bd. S. 353, 354. 25) Hammar mik, wörtlich Hammer

sahen Menschen, welche Geister sehen konnten²⁶⁾, nahe um den Abend, beim Sinken des Tages, daß ein großer Bär ging von Hval, aber ein Stier von Dufthafelli, und trafen sich auf Storolfssöbbl, und gingen jaernig sich an, aber der Bär vermochte mehr. Am Morgen ward das gesehen, daß ein Thäl war dort jurth, wo sie sich getroffen hatten, als wenn wäre umgewendet die Erde, und heist es nun Öllögrolf. Sie waren beide nieder und lagen im Bette. Weiter wird in Isländs Landnámabok gesagt: Storolf war der dritte Sohn Hängs, seine Kinder waren die: Drm der Starke (Ormr hinn Sterki) ic. Es wird dann weiter Storolf's Nachkommenschaft aufgeführt. Zur Frau hatte Drm der Starke Thorun, die Tochter Thorolf's Sundinfeil's, der auf Häng's Rath das Land um den Berg Thörpning in Besitz genommen, und auch wie Storolf sehr häuslich (hamramur miök) war²⁷⁾. Aus allen diesen läßt sich schließen, daß wenn auch die letzte Gestalt und Erweiterung der Drm's Saga aus dem 14. Jahrhund. herrührt, doch die Grundsage älter ist. Denn daraus, daß die Isländs Landnámabok Drm'en bloß den Beinamen des Starken gibt, und nicht erzählt, wodurch er ihn erhalten, läßt sich nicht schließen, daß zur Zeit ihrer Abfassung seine Sage von Drm dem Starken vorhanden gewesen, denn sie will ja nicht alle Sagen erzählen, und das merkwürdig nur die Beschreibern Isländs und ihre Söhne im Auge, und gibt von ihren übrigen Nachkommen selten mehr als die bloßen Namen. Aber daß die Drm's Saga dennoch, obgleich sie auf ältern Sagen zu ruhen scheint, mehr die Absicht hat, eine wundervolle Erzählung, als eine wirkliche Lebensbeschreibung zu liefern, geht daraus hervor, daß sie nicht erwähnt, daß Drm Thorun zur Frau gehabt. Eingeworfene Rieder sind in den meisten Sögor von der größten Wichtigkeit, weil sie gewöhnlich älter und unwandelbarer als die Saga waren, und zur Ergänzung²⁸⁾ von deren Inhalt dienten. Aber Abjörn's Prudi's Lobtengung ist nach Arne Magnús' Meinung schwerlich älter als die Saga selbst²⁹⁾. Wir können dieses nur von ihrer jetzigen Gestaltung verstehen. Drm der Starke wird schwerlich bei seinen sagenerzählenden Landleuten ohne Saga geblieben sein. Nicht bloß in der Drm's Saga, und in der Landnámabok wird er Drm der Starke genannt, sondern auch in der Egil's Saga³⁰⁾. Er erzählt S. 98—100 die Geschichte Häng's, und sagt dann: Storolf hieß der Sohn Häng's; er hatte den Hügel (hvalinn) und Stórolfarsvöll (Storolf's Feld). Sein Sohn war Drm der Starke. Die Drm's Saga, wie wir sie jetzt haben, will aber nicht Drm's ganze Geschichte erz

zählen, sondern nur die Thaten seiner Stärke, und hört dann auf, wo die Kraft Drm's geschwunden. Da! sie erzählt nicht einmal umständlich, wie Drm seinen Vater an Dufthaf gerückt, sondern verweist dabei auf die Isländinga-Nökr. Es läßt sich hieraus schließen, daß Drm bei Vollführung dieser That keinen Zweck seiner außerordentlichen Stärke zu geben hatte, oder auch, daß dem Verfasser der letzten Gestaltung der Drm's Saga die umständliche Darstellung jener Vollführung der That keine Zweck nicht genähr war. Er liebt Drm's Vater nicht, weil dieser hramhamr und kein Geist war. In der ursprünglichen Drm's Saga war dieser auch sicher hramhamr, da er von einem Vater stammte, der dieses war, sowie Storolf's Urgroßvater von mütterlicher Seite als ein Halbthier gezeugt hatte. Da aber der Verfasser der neuen Gestaltung nicht Zauberkräfte durch größere Zauberkräfte besieg wissen wollte, sondern durch die Macht des Christenglaubens, so darf Drm nicht, wie sein Vater hramhamr, sondern muß einhamr sein. Auch andere Gründe sind, warum wir eine ursprüngliche Drm's Saga annehmen. Drm erbt von Menglöb's Handschuhe (glöfsar), die so beschaffen waren, daß, wer sie an den Händen hatte, niemals Mangel an Kraft empfand. Diese Handschuhe waren also auch zur Befestigung der schwarzen Kage hinreichend, und Drm hatte eigentlich kein Christliches nöthig. Menglöb sagt zu Drm: Wäre das so, daß du übermüdest Brust'n, da wollte ich, daß du gibst Saudrey in die Gewalt mir, aber ich werde eher sein dir im Gefinde (i siani, in deinem Gefolge, zu deinem Besitze), indem du mir bist wohl in Gunst, obschon wir können nicht genießen uns aus Ursachen deines Glaubens. Wie kommt Menglöb dazu, dieses dem schlafenden Drm zu sagen, der ihr keinen Antag macht? Nach unserer Meinung nicht anders, als dadurch: In der ursprünglichen Saga erschien Menglöb Drm'en nicht bloß im Traume, sondern sie kam zu ihm, oder er zu ihr, als er auf dem mindern Saudrey gelangt war. Hier trat er mit der schönen stattlich gekleideten Menglöb in das Verhältniß, in welches Odhin sich mit der Gunnlöb und Helgi Thorisónar mit der Ingibjörg setzte. Diese Riesentöchter waren dankbar, Odhin erhielt von Gunnlöb den Dichtersreith³¹⁾, Helgi Thorisónar von Ingibjörg zwei Kisten Gold³²⁾ und Silber und Drm von Menglöb die zauberkräftigen Handschuhe. Aber des Verfasser der neuern Gestaltung konnte, da er Drm'en christlich halten wollte, sein und Menglöb's Liebesverhältniß nicht brauchen, läßt daher Menglöb's Drm'en bloß im Traume erscheinen, und widerlegt zugleich auf jene seine Weise die Sage, als habe Menglöb Drm'en aus Dankbarkeit für seine Liebeserzeigung beigestanden, indem er Menglöb'en als Hinderniß dieses in den Mund legt, daß Drm ein Geist sei. Da sie außer den Handschuhen auch noch verheißt ihm beizustehen, so läßt sich schließen, daß sie nach der ursprünglichen Saga ihm auch wirklich Beistand ge-

stet, nämlich einer der Art ist, indem er durch Zauberei eine Zährkühe oder andere Gatte, einen Ham (Nominat. hamr) ansummt.

26) Öfreskril meina, das wichtigste Wort öfreskr haben wie im Kristi Ösvættir erzählt. 27) Isländs Landnámabok, forpagnar Ausgabe S. 380, 384, 388. 28) f. g. Bacher, Snorri Sturluson's Weltreid. 1. Bd. S. 10. 2. Bd. S. 111—14, 276, 277. 29) J. Eym, Historie af Danmark. 3. Th. S. 294. 30) S. 101 der forpagnar Ausgabe aus 1809. Über die Egil's Saga f. den Art.

31) S. den Art. Odhin. 3. Sect. 7. Bd. 32) S. Thátte Helga Thorisónar in den Fornmannna-Sögor 3. Th. S. 186. Particula de Helgio, Thorisri filio, Scripta historice Isländorum. Vol. III. p. 159.

leistet, und namentlich aus den Klauen der Zauberecke ihn habe reiten lassen. Die Worte, welche Mengis an den irrenden Dm'r richtet, sprach sie, wie sich schließen läßt, in der ursprünglichen Saga zu dem wachenden Helden. Die Literaturkritik hat der Verfasser der letzten Gestalt der Dm's Saga scheinlich selbst verfaßt. So sagt Asbjörn in der Zeile Sp. 6. S. 215: Sagði mér á seidhi, sagt mir, auf Seidh. Aber die Völva weißt, daß in der Saga in jüngerer Gestalt ohne Anwendung des Seidhs. Man müßte denn sich rühn die Annahme zu helfen suchen, seidhr stehe hier für Zauberei und Weissage überhaupt. Doch schließen wir sicherer, nach der ursprünglichen Dm's Saga habe eine erzählte Seidh-kona dem Asbjörn wirklich jenes Schicksal angedeutet. Auch Asbjörn's Schwannelied kann recht gut aus dem 13. Jahrh., wenn nicht aus dem 12. sein. Dieses Lied, sowie die übrigen Strophen, und die Saga mit ihnen sind gedruckt, und letztere betitelt (Thattur) Orms Storlofs sonar im Anbange zum 2. Bd. der Saga Sess Halls-flega Herri Olafs Tryggvasonar Noregs Konge, (Erlaubt 1690 in 4.) S. 5–34, und in der Ausgabe der großen Dm's Saga Tryggvasonar in den von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen Fornmanna-Sögur. 3. Bd. S. 204–228, und Dänisch überfetzt von Rafn im 3. Bd. der Oldnordiske Sagner und lateinisch von Börs Egilsson im Vol. III. der Scripta historica Islandorum. p. 201–228*.)

(Ferdinand Haeckel.)

ORNITHICINITES (Paläozoologie), (von *Og-* und *ivros* = Vogelfährte), nennt Hitchcock*) die von ihm größtentheils entdeckten und wenigstens zuerst beschriebenen Eindrücke von Vogelfußspuren. Da dergleichen anderwärts noch nicht beobachtet worden, so müssen wir uns fast beschränken, einen Auszug aus seiner Abhandlung zu geben.

A. Gebirgsart. Alle fünf bis jetzt bekannten Fundorte liegen im Connecticut-Thale in Massachusetts, und zwar im Gebiete des New red Sandstone, zum Theile weit aus einander. Sie sind a) ein Bruch nicht 5¹/₂ Meilen engl. Meile von genanntem Fluße und nicht 100' über seinem Spiegel, unter welchen die Schichten mit 5¹/₂ östlich einwärts, im südwestlichen Theile von Montague; b) ein anderes zu Horie Race bei der Stadt Still am nördlichen Ufer des Flußes, drei Meilen über den Turners-Fällen, 8–9 Meilen nördlich vom vorigen; die Schichten fallen mit 30° südlich unter das Flußbette ein; c) ein Bruch an der Ostseite des Mount-Tom im südöstlichen Theile der Stadt Northampton, über 30 Meilen

südlich vom vorigen; der Schichtenfall ist unter einem Winkel von 10° östwärts, und die Eindrücke finden sich theils in einem röhlichen, glimmerreichem Sandsteinschiefer (Dm' eed marl der Geologen?), theils in einem grauen glimmerigen Sandstein, theils endlich in einem sehr harten thonigen Sandsteine, welche Gesteins-Varietäten alle in unregelmäßiger Wechselagerung mit einander begriffen sind; d) ein harter grauer Schiefer aus dem Canale in Süd-Hadley, welche Gesteinsart an der Ostseite des Connecticut dem Mount-Tom gegenüber liegt; e) ein grober Gneiss am Mount-Holmes im nördlichen Theile von Süd-Hadley. Wahrscheinlich werden in der Folge noch viele Entdeckungen der Art auch an andern Fundorten gemacht werden, da derselbe New red Sandstone (Kohlenflandstein, rothes Zettliegendes) eine ununterbrochene Erstreckung von 60–70 Meilen südwärts vom Zeeborge besitzet, und von New Haven aus über 100 Meilen weit längs dem Connecticut bis zur Nordgrenze von Massachusetts mit einer Breitenausdehnung von 8–24 Meilen fortsetzt. Sein herrschendes Fallen ist unter einem Winkel von 5–30° östlich, sodas seine tiefsten Schichten nur längs der Westseite des Abhals zu Tage kommen, von einigen Geologen jedoch als Old red Sandstone angesprochen werden. Die Fußspuren aber kommen nur in den jüngsten Gliedern der Formation, 600–700 Fuß unter ihrer obersten Grenze, vor, welche Glieder aus mannichfaltigen Wechselagerungen von schieferigen Sandsteinen, rothem und grauem Conglomerat-Sandstein, sehr groben Conglomeraten, Schiefen, rothen Mergeln und Sinterkalk bestehen, und von Grünsandstein und jungen Tertiarbildungen überlagert werden. Diese würden der geognostischen Bestimmung zwar einen weiten Spielraum gestatten, aber nicht nur sprechen die lithologische Beschaffenheit des Gesteins, sondern auch die organischen Einschlüsse für die angeführte Bestimmung des Verfassers. In ersterer Rücksicht ist der Mineralgehalt der Formation an Gyps und Kupfer anzuhängen, obgleich das Stein Salz in dieser Gegend mangelt. Die organischen Fossilreste aber bestehen, außer einer colossalen Gorgonia (G. Jacksoni H.) von 4' Breite und über 18" Länge zu West Springfield, hauptsächlich in Fischabdrücken aus dem Erstschichte Palaeozoismus, wie in Teutschland, Frankreich und England, welche in Sunderland sogar nur eine Meile von einer der reichsten Fundstellen der Vogelfspuren und in der Fortsetzung der nämlichen Gesteinschichten gefunden werden, welche auch diese einschließen. Wir sind in Anführung der Thatfachen, welche das hohe geologische Alter dieser Eindrücke außer Zweifel setzen, ausschließlich gewesen, weil bis jetzt keine unumwandelte Bestimmung tiefer als in terärien Bildungen bekannt geworden waren, und daher manche Zweifel über das Alter des Gesteins erhoben werden dürften.

B. Beziehungen zwischen den Eindrücken und dem Gesteine. Sämmtliche Fußspuren sind von Eben concav in dem Gesteine, beschränken sich aber, einzeln betrachtet, nicht auf eine einfache Gesteinsfläche; sondern, da der Sandstein mehr oder weniger körnigförmig ist, so ist auch jeder Eindruck gleich Anfangs in mehreren

33) Abtheilung, Abchnitt; nämlich, weil sie in die zweite Abtheilung der gr. Dm's Saga Tryggvasonar mit aufgenommen ist, doch hat mit Dm's Geschichte nur einen leinen Zusammenhang und ist als eine eigene besondere Saga für sich zu betrachten.

34) Herausgegeben und überfetzt ist die Dm's Saga nach dem Hrover Gozer und neun andern Handschriften. S. des Hrover hiezu im 3. Bande der Fornmanna-Sögur S. 8 und im 1. Theile der Var. hist. fol. p. XXII

*) Hitchcock *Silliman's American Journal of Science* 1836, XXIX. p. 507–540, mit drei Tafeln.

X. Gerg. H. v. M. u. A. Dritte Section. VIII.

unter einander liegenden Schieferen bemerkbar geworden, und haben auch die später darüber abgelagerten Schiefer wieder den Eindruck nachgeahmt, indem sie den Vertiefungen der Fische folgten, auf die sie sich absetzten. Je weiter sich aber die Schiefer über oder unter die ursprünglichen Oberfläche entfernen, desto flacher, und deutlicher begrenzt und kleiner werden sie, indem zuletzt, in einer Entfernung von 2 bis 4 Zoll, nur noch die tiefsten Stellen des jedesmaligen Eindrucks angedeutet bleiben. Doch lassen sich diese Abänderungen durch eine größere Dike von Gesteinschiefer hindurch aufwärts verfolgen, als oben; und man kann nicht an jedem Abdruck leicht erkennen, ob es der der ursprünglichen Oberfläche sei, oder eine nahe darüber oder darunter befindliche Nachbildung. Manchmal sind die Ausfüllungen der ursprünglichen Eindrücke, aus feinem Sande und Schlamm bestehend, durch ein besonders Cement dicker geworden, ohne eine schlieferrige Beschaffenheit zu erlangen, und dann zeigen diese Nachschleife, die Form des Fußes unmittelbar nachahmend, dessen Bildung viel vollständiger, als die Eindrücke, weil an diesen sich die schlieferrigen Einschlufungen beim Brechen der Steine immer mehr oder weniger abspalten, und somit nur dem untern Theile des Eindrucks entsprechend bleiben. Zuweilen sind die Eindrücke auch ausgefüllt worden, ehe der Sand- und Schlammabsatz sich auf die übrige Oberfläche des Gesteins absetzte, wo denn die auf diese letztere unmittelbar folgenden Schiefer selbst nicht mitgehoben sind. Auch ist noch der Beobachtung würdig, daß einerseits diese Spuren, der Schwere der Vögel ungeschadet, nirgends Zeichen des Gleitens bei verschiedener Richtung über die selbst bis zu einem Winkel von 30° abfalligen Flächen wahrnehmen lassen, und die Aufstreichung der Schichten dabei früher erfolgt sein muß; — andererseits aber zeigen sich die Einblendungen der später abgelagerten Schiefer bald vor, bald hinter, bald neben den unmittelbaren Eindrücken, was über die Bildungswiese dieser letztern einiges Licht zu verbreiten scheint. Diese Eindrücke konnten nämlich der Natur der Sache nach nicht tief unter Wasser gebildet werden, sind aber wohl auch nicht auf trockenem Lande, sondern im Schlamm entweder unmittelbar neben dem Wasser in einem davon noch durchweichten Boden, oder wahrrscheinlicher an leicht überflutheten Stellen entstanden. Auf trockenem Lande würde der Wind wol die Eindrücke wieder zugeweht und der Regen sie zugeschwenmt oder die Strömung des wiederanstiegenden Wassers sie zerstreut haben, ehe dieses sie mit neuen Schichten bedecken konnte; in keinem Falle aber würde sich so die Vertheilung der Nachbildungen der Eindrücke in später gebildeten Schichten nach verschiedenen Richtungen hin erklären lassen. Diese wird man nur begreifen unter der Voraussetzung, daß der Vogel im seichten Wasser auf einer Schlammfläche gegangen, welche bereits so viel Festigkeit besaß, daß er solche nur niedere verdrängte, nicht aber durchtreten konnte; und daß über dieser andere entstanden, welche in einem noch halb festigen Zustand jene Eindrücke nachahmten, aber, ehe sie fester wurden, durch leichte Bewegung des Wassers noch etwas verschoben werden konnten.

C. Ornithologische Untersuchung der Eindrücke. Im Allgemeinen. Diese Eindrücke erscheinen in größerer Anzahl und in fast gleichbleibenden Abständen hinter einander ganze Reihen bildend. Abwechselnd sind sie von einem rechten und einem linken Fußes gebildet worden (wie ihre Stellung etwas rechts oder links von der Mittellinie ihres Weges erkennen läßt), ohne von noch einem dritten und vierten Fußes jemals Spuren bemerken zu lassen. Aber auch einzeln genommen kann man die Fährten des rechten und des linken Fußes unterscheiden, indem die Richtung der Vorderzehen etwas auswärts, die der Hinterzehen einwärts und die Concaavität des längeren und etwas gebogenen Mittelzehen ebenfalls einwärts geht, und, wo der Hinterzehen fehlt, die Ferse auf der äußern Seite etwas mehr vorseht. Manche Fährtenreihen durchkreuzen sich, andrer mit einander von gleicher Art gehen einige Fuß auf einander auf weitere Strecken parallel neben einander hin. Hiedurch hat diese Fußspuren mit denen einiger lebenden Vögel; die er im Schlamm oder Schnee gesunken, verglichen, und sie scheinen ihm mit denen der hübnartigen und Cumpfpögel am meisten Ähnlichkeit zu haben; doch sind einige dieser vorerlähnten Fährten größer, als die aller lebenden bekannten Vögel; bei gleicher Größe haben sie meistens eine größere Schrittweite, die aber je nach der Schnelligkeit, womit der Vogel gelaufen, etwas veränderlich ist, und mehrere Arten zeigen eine so eigentümliche Bildung, wie man sie bei unsern lebenden Vögeln nicht finden würde; wie denn nicht zu verwundern steht, daß die Thiere aus dieser Classe in einer so frühen Erperiode auffallende Abweichungen von den jetzigen darbieten. Von andern Thieren als Vögeln aber kann man sie unmöglich herleiten. Die Vögel sind selbst bei derselben Art nicht immer deutlich zu erkennen, zumal da sich diese leicht etwas tiefer in den Boden eindrücken konnten, als die übrigen Thiere selbst, und sie daher nicht immer vollständig in derselben Abdrückungsfläche liegen. Auch erscheinen die Vögel um soweniger deutlich unterschieden, je später die Thiere nach Vorn zu laufen.

Im Besondern unterscheidet sich doch wenigstens sieben Arten solcher Vogelfährten in zwei Geschlechtern, welche Arten und Geschlechter aber nach seiner Meinung ebenso vielen Geschlechtern oder Familien und Unterordnungen oder Ordnungen von Vögeln entsprechen könnten.

1. *Paedydaeyli*: Fährten mit kurzen viden, gleich breit stehenden Zehen.

1) *O. giganteus* (t. I, H. f. 21) nur mit drei Vorderzehen ohne Hinterzehen, ohne die Vögel 15 Zoll engl. und mit diesen 16–17 Zoll lang; Schrittweite vom rechten zum linken Fuße 4–6 Fuß; Dike eines Zehens 1½ Zoll, Breite 2 Zoll; der Innenzehen mit zwei, der Mittelzehen mit drei Verbindungen oder Gliederungen. Am Mount Tom häufig.

2) *O. tuberosus* (t. II, f. 2 u. 5) ebenfalls nur dreizehlig, 7–8 Zoll lang, auf der Unterseite mit mehreren Ballen versehen, Klauen zuweilen deutlich von 1–1½ Zoll Länge. Gliederungen wie bei vorigem. Schrittweite 24–33 Zoll. Mit vorigem zu Herse Racc. Stellt die vorige Art im Kleinen dar, doch tragen die Zehen etwas

mehr aus einander, und die Mittelfeße ist verhältnißmäßig kürzer. Mittelfußknien kommen nicht vor. Eine Varietät, *O. imbecillus dubius*, ist derselben Form ganz ähnlich, nur noch kleiner, 4 Zoll lang, mit 12 Zoll Schrittweite.

II. *Lepidodactyli*: Fährten mit schlanken, zugespitzten Zehen.

3) *O. ingens* mit drei schmalen, langzugespitzten Vorderzehen, welche von der Ferse an (so weit diese nämlich austritt) 15—16 Zoll Länge haben, ohne kenntliche Klauen. Hinter der Ferse ist ein Anhang im Eintrude sichtbar von 8—9 Zoll Länge und einigen Zollen Breite, welcher von einem hinten am Fuße gekrümmten Federbüßel herzuübren scheint. Die ganze Spur besäße daher 2, und die Schrittweite gegen 6 Fuß Länge. Der Schlamm war rings um den Eindruck etwas in die Höhe getrieben worden, wie es der Stein noch jetzt zeigt. Von Horst Race. Die Varietät *O. ingens minor* ist nur 12 Zolle lang bei nur 42—45 Zoll Schrittweite. Der Federanhang ist nur schwach eingedrückt. Erdbader.

4) *O. diversus* mit drei Vorderzehen, welche von der Ferse an 2—6 Zoll lang sind. Er besäße dahinter, wie der vorige, einen Federbüßel und hat eine Schrittweite von 8—21 Zoll, was auf eine Bildung durch verschiedene Vogelarten hindeutet, unter welchen jedoch nur zwei noch näher berechnet werden. In Ganzen ist diese Art 80 Mal so häufig vorgekommen, als die vorige. Die eine Varietät ist *O. diversus clarus* (f. 10, 16, 17, 23, 24), deren Fuß ohne den Federbüßel 4—6 Zoll Länge und etwas mehr genährte und zugespitzte Zehen besitzt, wovon der innere kürzer als der äußere ist; der Federbüßel ist deutlich, 2—3 Zoll lang, die Ferse knottig, die Schrittweite 18—25 Zoll. An den zwei erst genannten Fundorten und, wie es scheint, auch an den zwei folgenden. Die andere Varietät, *O. diversus platydactylus*, ist kleiner, bis zur Spitze des Mittelfußes nur 2—3 Zoll lang, und verjährt sich sehr gegen das Ende hin; der Federbüßel ist gewöhnlich deutlich und groß, die Schrittweite 6—8 Zoll, mit dem Federbüßel mißt sie bis zu 6 Zoll; doch zeigen die Ausmessungen noch mancherlei Verschiedenheiten. Die Schrittweite beträgt bis 10 Zoll. Von Horst Race, Mount Tom und Sud Habley.

5) *O. tetradactylus* ist die einzige Art mit einem Hinterzehe. Die Vorderzehen sind schlanker als bei vorigen, 24—34 Zoll lang; der Hinterzehe steht unter fast rechtem Winkel nach Innen und hängt nicht unmittelbar mit der Ferse zusammen; was auf eine höhere Einklenkung hindeutet. Die Schrittweite scheint 10—12 Zoll zu betragen. Kein Federbüßel. Zu Horst Race. Kleine Abänderungen in der Länge der Zehen, der Höhe der Anheftung des Hinterzebens, der auf härtem Boden gänzlich unausgedrückt blieb, und des Winkels seiner Divergenz deuten auf Vögel verschiedener Arten und selbst Geschlechter hin.

6) *O. palmatus* (f. 15) hat alle vier Zehen nach vorn gerichtet, doch ohne alle Schwimmhaut dazwischen. Die Ferse ist breit, die zwei äußeren und die zwei inneren Zehen sind näher beisammen als die zwei mittlern längsten; am kürzesten ist der innere Zehen. Länge 21—3 Zoll. Schrittweite 8 Zoll.

7) *O. minimus* (f. 9) hat wieder nur drei fast gleich lange und sehr breite Zehen, ohne Hinterzehen und Federbüßel, 4—14 Zoll Länge und 3—5 Zoll Schrittweite, und dürfte daher noch von mehreren Arten abflammen. Zu Horst Race.

Keiner dieser Fußabdrücke zeigt die Spur irgend einer Art von Schwimmbau oder von Spannhaut; die Zehen scheinen bis an ihre Basis vollständig getrennt zu sein; doch könnte eine nur kurze Verwachsung zweier Zehen im Abdrucke unendlich geblieben sein. Solche verwachsene Zehen kommen jetzt (außer beim Straußen) nur bei der Dehnung der Hochvögel, gewöhnlich Passeres genannt, vor, bei denen aber die große hier durchaus herrschende Schrittweite nie gefunden werden kann, weshalb jene auch nicht einmal wahrscheinlich sind. Eine Spannhaut besitzen viele Raub-, Sumpf-, und hüfnerartige Vögel; getrennte Zehen aber, wie wir sie hier abgedrückt sehen, andere Raub-, Hüfner-, Sumpf- und die Laufvögel; den weiten Schritt nur die Sumpf- und Laufvögel; den hochgehehnten Hinterzehe viele Sumpf- (und Schwimmbau-) Vögel; des Hinterzebens ermangeln gänzlich einige Sumpf- und die Laufvögel. Der Analogie nach dürften wir daher die Vögel, wovon jene Fußspuren herüber, nur in diesen zwei letzten Ordnungen auffuchen; aber einige dieser Fährten sind noch größer, als bei den größten der lebenden Vögel; der Schritt scheint im Allgemeinen weiter als bei diesen; der Federbüßel an der Ferse ist bei diesen nicht nur ohne Beispiel, da die Befestigung der Lauf- und Sumpfvögel insbesondere immer schon über dem obern Zarsfügelgelenk aufsteht, sondern scheint mit der Lebens- und Bewegungsweise dieser Vögel sogar ganz unvereinbar, und endlich kennen wir außer den Mauerfalken und dem Gescheckte *Colinus* unter den Hochvögeln keinen Fall, wo alle vier Zehen ohne Schwimmbaut nach vorn gerichtet wären; und selbst bei den Ruderfüßeln ist der nach Innen umgebogene Hinterzehe stets nur sehr kurz. Was jedoch das Verhältniß der Länge der Zehen zur Höhe der Ferse und das der Schrittweite zur Größe des ganzen Vogels anbelangt, so ist solches keineswegs so bestimmt, daß man daraus die Folgerungen ziehen könnte, welche Huxley zieht und zwar einmal im ersten Falle zugleich auf die Dicke der Zehen Rücksicht zu nehmen. Nach seinen Zusammenstellungen nämlich haben *O. diversus* und das Hausfuhn (unter den hüfnerartigen) einen gleich langen Fuß von 3 Zoll, aber eine Schrittweite jener von 10—12, dieses nur von 6—7 Zollen; — *O. diversus platydactylus* und *Ardea Canadensis* (unter den Sumpfvögeln) haben ebenfalls einen gleich langen Fuß von 3 Zollen, aber eine Schrittweite jener von 8, dieser immer nur von 6 Zollen; so ist auch die Schrittweite der kleinen amerikanischen Schnepfe geringer als bei dem mit ihr in der Größe am meisten übereinstimmenden Dornschneiten. Wir fährten dagegen den Flamingo an, dessen mit einer Schwimmbaut versehene Füße nur die Größe wie bei vielen Enten besitzen, dessen Keine aber an verhältnißmäßiger Länge die aller Sumpfvögel mit Ausnahme von *Himantopus* übersteifen. — *O. giganteus* und *O. ingens* haben 16—17 Zoll lange Füße, der afrikanische Strauß aber bei 8 Fuß Höhe und

100 Pfund Schwere nur solche, von 10 Zoll Länge, mor- auf Hitchcock auf ein wenigstens doppeltes Gewicht schließt. Aber die Beize des Straußes hat verhältniß- mäßig sehr kurz und dabei viel und kräftig, nur zwei im Ganzen; *O. giganteus* hat deren drei, vielleicht ver- hältnißmäßig längere und die von *O. ingens* sind viel schwächer. Unsere Reiber und Wasserbühner geben Bei- spiele von sehr langen (aber auch dünnen) Beinen bei ver- hältnißmäßig kleinem Körper, jene bei langen, diese bei kurzen Beinen. Wir glauben daher, daß Hitchcock's Schätzung der Größe und Schwere der zwei angeführten Vögel zu stark sein könne, vorzüglich ist seine Forderung keine notwendige. Was das Federbüschel anbelangt, so kommt unter den lebenden wilden Vögeln nichts Ähn- liches vor; nur einige Raub- und Hühnervögel (auch einige Schwärmer) haben bis auf die Beine besetzte Füße, aber kurze Beine, wenn nur etwa den hoch-, oder nachdringigen Gygögeanus unter den ersten aus- nehmen; aber keiner jener Vögel besitzt etwas, was dem langen hinten hinaus ragenden Federbüschel würde vergli- chen werden können. Wir würden daher zu folgenden Schlüssen gelangen. Alle diese Fußspuren oder doch die Mehrzahl derselben rühren von Sumpfvögeln (kaum auch von Laufvögeln) her. *O. giganteus* und *O. ingens* deuten auf Vögel größer als irgend eine noch lebende Art. *O. giganteus*, *O. nodosus*, *O. minimus* stimmen in der Form mit den Füßen der dreizehigen, *O. tetradactylus* mit denen der vierzehigen Sumpfvögel wohl überein, abge- sehen von den etwas längern Beinen. *O. ingens* und *O. diversus* weichen durch ihre Federbüschel, *O. palmar- ius* durch seine vier langen vorgekehrten Beinen, bei ihrem übrigen Verwandtschaftsbeziehungen, von Allen ab, was die noch lebend vorkommenden Vögel wahrnehmen lassen. Fast sollte man schließen, die Veröfentlichung von Massachus- setts an Vögeln sei schon damals viel reichlicher gewesen, als jetzt, da man gegenwärtig daselbst nicht mehr als 10 Sumpfvogelarten aus 20 Geselechtern kennt, von denen man Mühe haben würde, die Fußspuren — auch nur von drei Arten, im Schlamme der Gerölle aufzufinden.

(H. G. Brown.)

ORNITHOPARCHUS (Andreae, M.), ein Dis- framke aus Weiningen, schrieb im Anfange des zweiten Viertels des 16. Jahrhunderts ein für seine Zeiten wichtiges Werk: *Musicae activae Micrologus, libris IV. digestus, omnibus Musicae studiosis non tam utilis quam necessarius*. Excussum est hoc opus: denuo castigatum: recognovitque: Lipsiae in aedibus Val- lentinii Schumannii: calcographi solertissimi: Menae Aprilis, anni virginiae partus undevigesimi supra sesquiallesimum. 12 Bogen in 4. Walthar gibt noch zwei Ausgaben an, 1533 und 1535 in Köln, wozu Schacht in f. Bibl. mus. von 1887 noch eine dritte zu Köln 1540 im 8. beifügt. Forkel rechnet das Buch zu den gründlich- sten und besten seiner Zeit dem Inhalte nach, obgleich von Andern verachtet wird, das Latein derselben sei nicht eben sonderlich. Aus des Schriftstellers wiederholten Bitten an seine Söhne, sein Werkbuch wider den Zeit und die Affectirtheit der Eitelkeit und Unwissenden zu schützen, schließt

man, es habe Anfangs viele Gegner gefunden. Aus dem schnell auf einander folgenden Zusätzen ergibt sich deut- lich, daß sein Werk bald allgemeinen Beifall gefunden haben müsse. Es hielt sich auch lange, denn nach 74 Jahren übersteht es ein englischer Lautenist, John Dem- land, in die englische Sprache (London 1669 nach Ham- lins). Forkel schreibt dem Ornithoparchus nicht nur klare Begriffe, sondern auch Witz zu und führt in seiner allge- meinen musikal. Literatur den Inhalt aller Capitel der vier Bücher an. Das erste Buch handelt von der Kunst des Gesanges und zwar nach der alten Solvization, wie er es nennt. Das zweite erklärt die Mensuralmusik oder die taktmäßige mit ihren gebräuchlichen Zeichen. Das dritte spricht von den Kirchenaccidenten, z. B. vom Tact der Episteln, der Evangelien und den prophetischen Abschnit- ten. Das vierte handelt kurz von den Grundlagen des Contrapuncts. Das Werk entstand aus öffentlichen Vor- lesungen, die der Verfasser zu Lüdingen, Heidelberg und Wey gehalten hatte. Da er den Zeiten des Tincoria nahe stand, konnte er leicht alle Schriften desselben be- sitzen, was sich auch aus ähnlichen Entwürfen zu erge- ben scheint. So erklärte er den Canon als eine imagi- naire Regel (imaginarium praeceptum), welche diejenige Summe der Melodie, die nicht niedergeschrieben ist, aus der mit Noten ausgezeichneten nimmt. Oder es ist eine Regel, fährt er fort, welche scharfsinnig die Geheimnisse des Gesanges enthüllt. Daraus schließt Forkel, daß man schon Kirchellianons gehabt habe, worauf er auch die Worte bezieht: Canonibus uimur sublimis, brevitatis ac intentionis causa. Für den Nichtkundigen ist aber jeder Canon ein Räthsel, das man in jenen Zeiten durch Geheimbureau noch recht gesittet zum Räthsel machte. Vielleicht und sehr wahrscheinlich lag in diesem Geheimhalten, in der Ebre des Könnens, was Andern un- begreiflich war, die Hauptlösung, grade in diese Gegen- stände mit allem Witz und Scharfsinn das zu werfen und das Höchste der Tonkunst darin zu suchen. Man dachte nicht bloß Canones im Einklange wie früher hervor, son- dern auch schon in Eintritten anderer Intervalle. So bringt Ornithoparchus einen Canon in der Unterquinte, der in seiner Zweifelmäßigkeit noch kein Meisterstück, aber doch besser ist, als mancher frühere im Einklange. Forkel theilt ihn, wie folgt, mit und setzt die Unterquinte Canon. *Canon ex Tenore in Diapente post tempus unum.* (S. v. musik. Zeit.)

(G. W. Fink.)

Ornithochitones, f. Ornithichitones.
ORTHOCERATITES. Der Verf. sieht sich genö- thigt, da die Untersuchungen über diesen Gegenstand noch nicht zu der Reife gediehen sind, um sie zu einem Abschluß zu bringen, deshalb auf die Artikel *Litesites* und *Spirula* zu verweisen.

(H. G. Brown.)

OSIRUSA *Risso*. (Crustacea). Gattung der Fos- piden, zu den Gymnetoidea gehörig. Der Körper lang, vorn und hinten verschmälert zugespitzt, der Kopf fünf- edig, vorn spitzig, die Augen sehr groß, rund, gewölbt, aus einander stehend, nebartig, die Fühler fadenförmig gleich groß, aus vielen Gliedern zusammengesetzt, der Thorax fiedrigliegend von den 14 Füßen sind die drei vorderen

Paare kurz, die vier hinten länger, gleich groß, das letzte Hinterleibsglied ist dreieckig mit zugespitzter Spitze, die Endhälfte sind blätterig spitz, die äußeren etwas dreieckig. Nur eine Art, *O. peragiana*. Der Körper schön grau, glatt, glänzend, undurchsichtig, alle Thoraxsegmente fleisch ausgefüllt, einen Rand bildend, Augen, Fühler und Füße grau, die Länge 19 Millimeter. Im Frühjahr und Sommer bei Nizza zwischen Algen. (D. Thon.)

OSMEROIDES (Paläozoologie), Agassiz*) gründerische Geschlecht für einige fossile Fische der Kreide, welche vordem als *Salmonen* und *Cypren* gegolten, sich jedoch von letzteren durch den Mangel der Stenalschuppen an der Bauchseite, durch längere Wirbelröhren und durch schlankere, schwächere Flossenstrahlen unterscheiden. Sie nähern sich am meisten den Geschlechtern *Osmerus* und *Mallotus* bei den *Salmonen*, welche Agassiz mit der *Cypren*ischen Clupenifamilie zur Familie der *Halacoiden* verbindet. Die bis jetzt angeführten Arten sind:

A. Aus der Kreide von Lewes in Sussex

1) *Osmerus Lewesensis* Ag. (Salmo Lewesensis Mantell Geol. of Sussex pl. 40. f. 1, pl. 33. f. 12; Schuppen pl. 34. f. 1, 2; Geology of the South East of England 1833. p. 139 am Leone et p. 377.)

B. Aus den problematischen Schiefer in Glas, welche Agassiz ebenfalls am besten mit der Kreide zu verbinden glaubt.

2) *Clupea Schenckerei* de Blainv. (Versteuerte Fische, Übersicht von Kützer 18. f. Schenck. Pisc. quercelae t. II. f. Knorr Verstein. 1 Taf. 24, unten.)

3) *Clupea elongata* Blainv. 19. (Knorr Verstein. Taf. 21 Fig. 1.) (H. G. Bronn.)

OSOBICA auch **OSSOBICA**, ein dem Grassen-Büscheln von Poniisch geböhriges Gut in der Mitte des jastor Kreises des Königreichs Galizien, im Werderbezirk des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 12, mit einem eigenen Wirtschaftsamt, während das Justizamt von dem jastor Magistrat verwaltet wird und dem Dorfe gleiches Namens. Das letztere liegt zwischen den Dörfern Rapp, Niegolow, Radowice und Wagonima, in einer offenen hügeligen Gegend, ungefähr 4 österr. Strohmilen südwestlich von der Kreisstadt, wird von einem sich am rechten Ufer in die Kopa ergießenden Bache durchflossen und hat eine zum jastor Delanot des vergrößerten Wirtshaus des lateinischen Ritus gehörige Pfarre und Kirche, welche unter dem Patronat des Herrschaftsbefehlsh. steht und von einem Pfarrer verwaltet werden. Die Einwohner, unter welchen sich, nach dem Diderichs-Schematismus für das J. 1834: 2338 Katholiken und 16 Juden befinden, treiben Ackerbau und Viehzucht.

(G. F. Schreiner.)

OSTERSTEIN, der Osterstein im Blankenburgischen, wie, da sein Name an die Ostsee erinnert, als ein Denkmal des Dienstes der Ostsee-Ekz. gehalten. Er ist 18 Fuß hoch und 40 Fuß breit, und mit eingeba-

nen Wahren versehen. Das hier im J. 1784 gefundene Mauerwerk beträgt 30 Fuß im Umfange und ist in der Mitte bohl. Diese Höhlung hat man für den Standort des Altars*). (Ferdinand Warter.)

OTAVIA Risso (Mollusca), eine Gasteropoden-Gattung von Risso (Hist. nat. de l'Europe. mérid. IV) gegründet, bei Mende (Synopsis Molluscorum ed. 2) der Abtheilung von Monodonta mit großer Spindel entsprechend. Risso gibt als Kennzeichen an: Die Schale fest, kegelförmig, die Nabel tief, die Windung fast vieredig, der Mundraum rechts, links und vorn vollkommen, gekerbt; der Nabel sehr tief.

1) *O. corallina* (Risso 1. o. f. 54). Die Schale glatt, glänzend, mit fünf Windungen, von denen die beiden an der Spitze warzenförmig, mit Längslinien, welche aus kleinen Körnern bestehen, die dritte Windung ist mit drei erhabenen Keilen versehen, zwischen denen Quertlinien stehen, welche auf diese Weise ein Netz bilden. Die Schale ist ganz corallenroth in das Braune ziehend, die Länge ist acht Millimeter; es findet sich diese Art bei Nizza des ganz Jahr hindurch in den Meerestiefen, wo die Corallen wachsen; sie erscheint aber auch außerdem bald fossil, ja sogar gekerbt in den dortigen Kalklagern.

2) *O. Pharaonis*. Die Schale fest, fast eiförmig kegelförmig, die sieben Windungen sind auf der rechten Seite mit Warzen versehen, die Windung ist gekerbt, der Nabel streifig und fellig. Diese Art findet sich an genannten Orten bald fossil und ist 20 Linien lang.

(D. Thon.)

OTAJJA (أطاجا), d. i. das Gefährliche, Beiname mehr arabischer Schriftsteller mit dem Vorname Ibn, der Soha. So heißt auch Olwan (vergl. 3. Sect. 3. Bd. S. 110, wo statt Augst Otajja zu lesen ist): 1) Abu Muhammed Abdallah Ibn Otajja aus Basma, der im J. 383 (993) starb, und Verfasser eines Commentars zum Koran ist. Er heißt gewöhnlich der Ältere.

2) Abu Bekr Muhammed Ben Abd-el-hace Ibn Otajja, der jüngere, aus Granada, gab ebenfalls einen Commentar zum Koran heraus unter dem Titel: El-Moharrer El-Wedid. Abu Hajjan zieht diesen allem an dem vor. Er starb im J. 546 (1151—52), oder nach Andern vier Jahre früher. (Gustav Flügel.)

OTEROPHESA Leach (Crustacea). Von Risso unter den Pöliopoden aufgeführte Gattung (Risso, hist. nat. de l'Europe. mérid. VI). Eiförmig rundlich, vorn schmaler, hinten breiter, Fühler sechsgliedrig, Hinterleib schmal mit blätterigen Platten bedekt, der Schwanz in zwei kurze Fäden endigend. *O. imbricata*, führt ihren Namen von den bedeckartigen Schuppen, welche an der Basis der Schale liegen und den Bauch bedecken; der Körper ist lederartig glatt, gelbgrün, die Schale bildet ein langes, kegelförmiges Schid, das vorn abgestutzt, hinten breiter und zugrundet ist, am Rande sehr gekerbt

*) Agassiz im Tagebuch für Mineralogie 1834. S. 304, 305. Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles; Poissons p. 56, note.

*) Schöbner, Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und Wolfenbüttel. 1. Bd. S. 198. Klemm, Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 258, 259.

und in der Mitte mit einer braunen Linie gezeichnet ist. Die zwei vordern Füße sind kurz, die zwei hintern breit und platt, alle haben zwei gebogene röhrenförmige Krallen; der Hinterfuß ist schmal und besteht aus drei runden Segmenten, an jeder Seite mit drei blattähnlichen Anhängeln versehen, die zwei Häden am Ende sind platt, lebt parasitisch im Frühjahr und Herbst bei Rijja auf *Carcharias ferox*, und wird 14 Millimeter lang. (D. Thon.)

OTHAR (Sagengedichte), Ebbo's Sohn, ist berühmt wegen seiner Abenteuer mit der schönen Sigrid, des Dänenkönigs Sigwald's Tochter. Sie ward von einer Schär Freier umlagert, aber so tüchtig war sie, daß sie nicht dahin zu bringen zu sein schien, einen von ihnen anzusehen. Othar, entsetzt auf seine Großthaten, obzwar auf seine Artigkeit und Veredelmheit vertrauend, brannte nach Erlangung des schönen Mädchens, vermochte es aber nicht zu bewegen, daß sie ihn anschaute. Mit gleich schlechtem Erfolge bewarb sich darum auch ein Riese. Er stellte daher eine Frau an, welche in Sigrid's Dienste trat, und sie einst weit von Hause hinwegludte. Hierauf fiel der Riese sie an, und führte sie in Bergschluchten. Nach Andern nahm er selbst, denn Riesen waren zaubermächtige Wesen, Frauengestalt an, und führte durch List das Mädchen hinweg. Als Othar dieses hörte, zog er aus, die Jungfrau in den Bergen aufzusuchen. Er fand sie, erschlug den Riesen, und führte sie hinweg. Er versuchte nun wieder alle Künste, um sie zu bewegen, ihn anzusehen, vermochte es aber nicht. Ihr Ungemüthe anzuheben wagte er nicht, da sie hochgeboren war. Sie irte nun weiter durch Cindben, und kam zu der Hütte eines Riesenweibes. Diese machte sie zur Ziegenhirtin. Othar verschaffte ihr von Neum die Freiheit. Hierauf richtet Othar ein Lieb an Sigrid, welches in einer lateinischen Bearbeitung bei Særo Grammaticus sich findet. Vergebens waren Othar's Worte an Sigrid. Voll Kummers beschloß er die Schiffe. Sigrid irte wieder umher. Durch Zufall kam sie zu Ebbo's Wohnung, war entblößt und abgemagert. Doch erkannte Othar's Mutter in ihr eine Jungfrau von edler Abkunft und empfing und hielt sie ehrenvoll bei sich. Othar hielt, um Sigrid's Gewinnung zu erforschen, eine Scheinhochzeit mit einem andern Frauenbilde, und Sigrid mußte, als er das Lager besah, die Fackel halten. Sie braunte herab der Hand nahe. Doch standhaft hielt sie Sigrid. Endlich sagte Othar, sie sollte ihre Hand vor dem Feuer bewahren. Jetzt blühte sie ihn mit freundlichen Augen an, und er gab die verstellte Heirat auf und beschloß mit Sigrid das Ehebett. Othar ward nochmals von Sigrid's Vater, dem Dänenkönig Sigwald, ergriffen und dieser wollte ihn als vermeintlichen Entführer seiner Tochter hängen lassen. Aber Sigrid erzählte die Geschichte ihrer Entführung durch den Riesen, und bewies, daß Othar des Königs Gnade erhielt, und selbst auch dieses, daß der König Othar's Schwester heirathete. Nachher hielten Sigwald und Sigwald mit den äußersten Kriegern auf See land eine dreitägige Schlacht. Sie dauerte dreizehne Tage. Viele sanken in den Tod, und noch schwante ungewiß der Sieg. Da stürzte sich Othar in

die dichtesten Schlachtreihen, erschlug Sigwald'en und gewann den Dänen einen plötzlichen Sieg.

(Ferdinand Wächter.)

OTIS Linné (Aves). Eine Vogelgattung, welche Linné unter die höhnerrartigen rechnete, die jedoch Savier wegen der Nahe der Unterfamilie und des innern Baues mit den Stelzvoögeln verbunden hat. Die hierher gehörigen Vögel bilden übrigens den Übergang von der einen Abtheilung zur andern, indem sie den plumpen Körper mit den ersten, die langen Beine mit den letzten überein haben. Ihre Kennzeichen sind folgende: Der Schnabel ist höchstens von der Länge des Kopfes, gerade, kegelförmig, seitlich zusammengedrückt, der Oberkiefer ist an der Spitze etwas gewölbt, reicht über der untern und bedeckt dessen Schneden, die Nasenlöcher sind eisernig, liegen gegen die Mitte des Schnabels, sind einander genähert und offen, die Füße sind lang, über dem Knie nackt und haben drei Zehen nach Vorn, an der Wurzel mit einer kleinen Spannhaut vereinigt und keinen Daumen, die Flügel sind mittelgroß und die dritte Schwungfeder die längste. Im Allgemeinen sind alle Arten maßig und mehr zum Laufen, als zum Fliegen geeignet, obwohl sie auch sehr gut fliegen können. Sie leben meistens in Ecken, die wenig bewachsen sind und mehr gern auf angebauntem Lande. Ihre Nahrung besteht in Körnern, Kräutern und Insekten. Sie leben in Polygamie, gleich den höhnerrartigen Vögeln, meist in zahlreichen Gesellschaften zusammen, die Männchen aber verlassen nach der Paarung die Weibchen, welche ihre wenig zahlreichen Eier nur in eine in die Erde geschnittene Grube legen. Die Jungen laufen gleich nach dem Auskriechen mit der Mutter. Es scheint, daß die Trappen sich zweimal des Jahres mausern, und die Männchen zeichnen sich meistens durch einen besondern Federbusch aus. Alle Arten leben in der alten Welt und bis jetzt ward noch keine Art in der neuen entdeckt.

1) *O. tarda* Linné (Gmelin, Linné Syst. 1, 2, p. 722, n. 1. Otarde Buffon, des Ois II, 1, t. 1. *Ed. de Deux* p. III, 5, t. 5. Übersetzung von Martini IV, 5 mit einer Figur. Great Bustard, Latham, Synops. II, 2, p. 796. Besch. Ibrat. IV, 751, n. 1. Frisch Vögel. Taf. 106 Weibchen. Suppl. Nr. 106 Männchen. Werner's Thiere. I, 19, Taf. 18, 19. Besch. Stein's ornith. Taschenb. S. 245, n. 1. v. Wiedungen's Neujahrsgeß. 1796. S. 73. Taf. 5 Männchen. Raumann's Vögel. II, 5. 1. Taf. 1. Fig. 1. Männchen. Goetz, Europ. Fauna. V, 2. S. 432, n. 1. Donndorf's zoolog. Beiträge. II, 2. S. 1. Trappe, gemeiner Trappe, Adertrappe, Trappgans). Unter den europäisch Vögeln ist er einer der größten; denn die Männchen sind immer 4 Fuß lang, 6½ Fuß breit und wiegen im Herbst, wenn sie fett sind, 24 — 30 Pfund. Der Schwanz ist 11 Zoll lang und die Flügel bedecken zusammengelegt zwei Dritttheile desselben. Der Schnabel ist bis zur Spitze 3½ Zoll lang, stark und graubraun, nur oben gewölbt und etwas übergebogen, sonst gerade; die Nasenlöcher sind groß, rund und liegen an der Seite, und bis zu denselben ist der Schnabel mit Federn be-

best; der Augenhorn ist rothgelb; das Ohr groß, ½ Zoll im Durchmesser und mit beweglichen seinen dufchigen weißgeaun Federn besetzt; unter der ausgepöhten fnerpeligen und gefranzten Zunge findet sich die Öffnung zu einem fustlangen Saße, der neben dem Schlund liegt. Er faßt sieben Pfund Wasser. Die Füße find schwarzgrau, gefchuppt, sehr stark, der nachte Theil der Schenkel 1½ Linien, die Beine 6 Zoll hoch und die Mittelzehe 3½ Zoll lang, die Nägel flach, stumpf eifund, groß, wenig gebogen und hornfarbig.

Der Kopf hat zur Seite an den Wangen und hinter den Ohren und oben über den Augen nach dem Nacken zu weißgraue buschige Federn, und ist, sowie der Nacken und Unterhals, hellaschgrau (an sehr Alten ist auch der Oberhals ganz weiß); der Augenfleck und die Seiten des Halses sind weiß; der Oberhals und ein breiter Kragen, der den hintern Theil des Halses bis zur Brust umgibt, sehr rothbraun, an den Seiten mit schwarzen Wellenlinien und vorn aschgrau gefleckt; der übrige Obertheil rothroth, mit dichter, schwarzer, wellenförmiger Zeichnung, die sich sehr schön ausnimmt; die obern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang, rothbraun, mit schwarzen Querlinien; an beiden Seiten des Unterleibes hängen acht Zoll lange, schmale, faserige, weißliche Bartfedern, die sich nach den Seiten fächerförmig ausbreiten; hinter denselben sind die Seiten des Halses fast kahl; um den Anfang der Brust läuft eine aschgraue Binde; Brust, Bauch, Schenkel, die Deckfedern der Untersfügel und die vordern Deckfedern der Obersfügel sind weiß, grauulich überlaufen; die untern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang und weiß; die zehn ersten Schwanzfedern sind schwarz, die sieben folgenden weiß, die zwei folgenden weiß, aber gegen die Spitze schwärzlich und röthlich gelb gestreift; die übrigen weißrothgelb, schwarz und rothbraun bandirt; der Rücken der Flügel oder die Schulterfedern und hintern Deckfedern sind rothgelb, schwarz und rothbraun dicht gemischt, und werden von einer weißgrauen Binde umfaßt; die 20 Schwanzfedern sind rothroth, mit einzelnen schwarzen Querstreifen und dergleichen Flecken und breiten gelblichweißen Spizen. Die Spizen der Kiele und alle Klauenfedern sind schön rosenroth.

Das Weibchen ist weit kleiner als das Männchen, hat keinen Bart am Kinn, Knie und Seiten des Kopfes sind braun, der Unterhals aschgrau, der Kopf und Oberhals aber einfarbig mit dunklem Rücken, doch nicht von so lebhafter gelbrother Farbe und nicht so egal in die Quere gestreift als beim Männchen; die Flügeländer find schwarz. Alle Weibchen werden oft den Männchen ähnlich, nur fehlt ihnen immer der Bart. Auch gibt es Varietäten mit weniger oder mehr weißen Flecken, ja ganz weiß sollen sich auch finden.

Vom innern Baue ist außer jenem gedachten Saße noch folgendes merkwürdig: Der eizentliehe Kropf selbst, allein der enge Schlund erweitert und verdickt sich etwas, ehe er in den Magen geht und hat dafelbst eine große Menge fonsitzer Drüfen. Der Magen ist 4 Zoll lang und 3 Zoll breit, ist aber nicht so fleischig wie bei den Hühnerarten; doch ist das innere gelbe Hautchen dick

und hart, unelzig und falgig. Seine reizende Kraft muß sehr stark sein, denn er schließt nicht nur aufgroße Steine, sondern auch Klängen glatt. Die französischen Bergleutere fanden in einem Trappen 90 Kupfermünzen, welche er labenes Gepräge abgeschliffen, aber nicht abgeriffen war. Die Därme find 4 Fuß lang, ohne die beiden Blinddärme, von denen jeder ebenfalls ungefähr einen Fuß misst. Letztere liegen ungefähr 1 Zoll vom After. Einen Zoll vor dem After oerengert sich der Darm und dehnt sich dann wie ein Beutel aus, der so groß wie ein Ei ist und die Harnblase enthält. Gegen die Mitte dieses Beutels ist ein kleines Loch befindlich, welches in einen Sad führt, den man gewöhnlich den Fabriciusbeutel, von seinem Entdecker Fabricius Aquapendente, nennt. Dieser Sad ist 2 Zoll lang und 3 Linien bei seinem Anfange breit, wo er ein Wenig schmaler wird, als gegen das Ende. Über dem Loch, welches aus der Mitte der Tasche in einen Sad geht, befindet sich eine Kante von dem innern Hütchen der Tasche, welche zur Klappe dienen kann. Die Leber ist sehr groß und der rechte Lappen misst oft 3 Zoll. Sie ist fest und roth. Die Gallenblase ist groß und eifund, und hängt unter dem rechten Lappen. Der Gallengang ist bald kurz, bald lang. Die Milz ist reichlich und draumroth in Gestalt und Befen, wie die Milze der Landtiere. Die Gefäßblase ist baar und blauroth, und hat einen oder zwei Gänge.

Der große Kropf ist ein sehr feurer, furchtsamer und vorfichtiger Vogel. Er flugt bei jeder neuen Erscheinung, fürchtet immer von allen Seiten Gefahr und sucht sich durch die Flucht zu retten. Hierzu bedient er sich, wenn ihm sein Feind schon zu nahe ist, nicht sowohl seiner Flügel, daran er fliegt sehr schwer auf, als seiner Füße, vermittels welcher er (und mit Hilfe der ausgebreiteten Flügel) so gefchwind laufen kann, daß es einem Windhund schwer fällt, ihn einzuholen. Die größte Furcht äußert er gegen die Hunde, und flieht foglich, wenn er von Weitem einen gewahrt wird. Dies hat ihn vermulthlich die Erfahrung gelehrt, daß man Jagd- und Windhund auf ihn abzurufen pflegt, um ihn im Laufen zu fangen. Im Gegentheil schreibt man ihm eine besondere Buneigung gegen Pferde zu, indem er dieselben nahe an sich gehen läßt, allein vielleicht ist dies wieder eine Erfahrung, die er so oft machen kann, daß nämlich Pferde und Reiter, die er immer im Felde um sich sieht, ihn nie verfolgt haben. Daß er so ausgezeichnetlich feilen, schwer und nur kurze Strecken fliegen soll, ist nur insoweit gegründet, daß er im Sommer nicht leicht aufsteigt; im Herbst und Winter aber erhebt er sich nicht nur leicht, sondern auch oft sehr hoch und macht in einem Zuge Reisen von etlichen Meilen.

Daß ihn der Hund zuweilen erfäßt, ohne daß er sich durch seine Flucht retten kann, kommt daher, weil er als ein schwerer Vogel allemal einen Anlauf nehmen muß, um sich in die Höhe zu schwingen, unterdessen aber ist der weit gefchwinnere Hund hinter ihm und läßt ihm nicht so viel Zeit, um diesen Anlauf zum Fluge nehmen zu können, und er muß sich also auch die Flucht mit den Füßen zu retten suchen. Man hört keine Stimme von ihm,

auser ein dumpfes Knurren und Brummen im Horne und zur Zeit der Paarung. Er ist in Europa und Asien, von Griechenland bis Schweden und von Spanien bis zum nördlichen Rußland zu Hause. In Thüringen und den ebenen Gegenden des übrigen Deutschlands ist er sehr gewöhnlich. Er lebt meistens in Truppen von 6–60 bleibend bis zur Zeit der Paarung (Folgetig) zusammen. Alsdann heißen die Männchen einander ab und jeder sucht sich zum Behuf von zwei bis sechs Weibchen zu machen. Sie gehen immer in geringer Entfernung auf dem Felde herum, und da man bemerkt haben will, daß die Entfernten den Kopf bedäufend in die Höhe strecken, so sagt man, daß sie wie die wilden Gänse Wachen aufstellen. Allein, ob sie es gleich nöthiger als jene hätten, so schreibt man ihnen doch diese Vorrichtung mit Unrecht zu; denn ein aufmerksamer Beobachter wird bald entdecken, daß die von dem Trupp Entfernten eben nicht wachsamere sind, als diejenigen, die sich in der Mitte desselben aufhalten. In Thüringen, wo sie so häufig sind, hat man zu solchen Beobachtungen, besonders im Herbst, Winter und Frühling, wenn die Felder leer sind, sodas man ihre Truppen von Weitem sehen kann, immer Gelegenheit.

Man hält sie gewöhnlich für Zugvögel und in den nördlichen Gegenden, z. B. in Schweden, mögen sie es auch sein, in Deutschland aber sind sie es nicht; denn da findet man sie zu allen Jahreszeiten, auch in den strengsten Wintern. Freilich ziehen sie sich bei allzu großer und lange anhaltender Kälte und besonders bei sehr tiefem Schnee etwas südlüch; sie bleiben aber nicht lange aus und sind daher höchstens unter die Strichvögel zu rechnen. Diejenigen Heerden, welche im Herbst in Holland angekommen und den Winter daselbst zubringen, sind vielleicht Truppen aus Schweden und andern nördlichen Gegenden. Sie bewohnen meistentheils die ebenen, trocknen, niedrig liegenden Felder, auch findet man sie auch in bergigen, nur müssen sie von aller Waldung entblößt sein. So trifft man sie z. B. in Thüringen mehr in solchen Feldern an, die ganz eben sind, als in gebirgigen. In England und Ungarn sollen sie besonders die sumpfigen Felder besuchen.

Die Nahrung der Truppen besteht aus Kräutern, als lechsam Getreide und Gräser (sogar Schierlingsamen), aus Kohl und Kopfkrautblätter, Mohrrüben, aus allerhand Insekten und Regenwürmern, im Winter vorzüglich aus grüner Saat, besonders Winterfruchtblättern, auch wol aus Baumrinde. Zur Beförderung der Verdauung braucht er kleine Kieselsteinchen, er verschluckt aus wol in dieser Absicht Stückchen Metall, ja Gold, das er auf den Ädern findet. Daß er in der Freiheit kleine Vögel, Lerchen, auch Mäuse, Maulwurfs und dergl., freße, ist deswegen unwahrscheinlich, weil er nur in der Gefangenschaft mehr aus Frosch, sowie die Haushühner, als aus Hunger thut. Gedröhnt frist er mit den Hühnern.

Er lebt in der Polygamie und zu Ende des März und Anfangs des Aprils, wenn jedes Weibchen sich sein Weibchen aufsucht, gibt es oft blutige Kriege. Sie stechen dabei Kopf und Bartfedern, bilden mit dem Schwanz ein Rad, wie die Truthähne und heißen und springen ge-

waltig gegen einander. Der Stärkere erhält von dem Gemeintruppe immer mehr Weibchen als der Schwächere, er trennt sich, wenn er ihnen genug hat, und tritt erst nach dem andern mit eben den Gefährten, die der Truppbahn zu machen pflegt. Jedes befruchtete Weibchen entfernt sich nach und nach, scharft sich, wo es sein kann, ins Haisfeld ein Loch in die Erde, und legt eine zwei bis drei blaugrauen, ins Elliengrüne schielenden und mit ungleichen kleinen und großen bald schmutzgrünen, bald leberfarbenen Flecken besetzten Eier, welche die Größe der Haisfelder haben. Wenn es brüht, welches 28 Tage dauert, so legt es einige Gras- und Strohhalme um sich. Man darf die Eier nicht berühren, sonst verliert sie die Henna, weil sie vermöge ihres äußerst feinen Geruchs die Ausdünstungen der Finger wittert. Daß sie es aber unter ihren Flügeln von einem Orte zum andern trägt, wenn sie dieselben nicht sicher glaubt, ist noch nicht konstatirt. Die Jungen laufen sogleich, wenn sie ausgekrochen sind, mit der Mutter davon; sehen aber den Vater nicht eher, als zur Herbstzeit, wenn die Felder leer sind und sich die Familien wieder zu größeren Truppen vereinigen. Alsdann lernen sie ihn oder nicht; denn sowie er ein Weibchen nach dem andern befruchtet hat, verläßt es ihn und er tritt alsdann während der Brutzeit verlassen und einsam umher. Wenn das Weibchen während des Brütens von Mäusen oder Hunden aufgejagt wird, so sucht es dieselben dadurch vom Neste zu entfernen, daß es sie sehr nahe ankommen läßt und sie immer von einer Strette zur andern mit der Hoffnung des Ergreifens täuscht. Kommt man ihm gar zu unermüdet auf den Hals, oder will man ihm die Jungen wegnehmen, so widersteht es sich auch wol gegen seine sonstige Zudanktheit, stäubt die Federn und fliegt auf seinen Feind los. In Ungarn sollen sie, wie die Sumpfvögel, ins Rohr und Schilf fliehen. Es bedarf dieser Behauptung aber wahrscheinlich noch einer nähern Untersuchung und man vermengt vielleicht diesen Vogel mit dem Kraniche. Man kann die Jungen wie die jungen Haushühner aufziehen und zu dem Hausguckelgraben gewöhnen. Die Hühner bekommen erst nach dem ersten Wahren die Bartfedern und sehen im ersten Jahre dem Weibchen sehr ähnlich. Die Hühner geben den Eiern und Jungen nach, auch allerhand Finken und der weibliche Hühnerbabbist stoßen auf die jungen Truppen, an die Alten wagt sich nur der Adler. Man findet auch eine gelbliche Laus auf ihnen.

Da die Truppen sehr häufig dazwischen, vornehmen und wittern, auch überhaupt sehr feur sind, so hält es schwer ihnen Abbruch zu thun. Nur im August wird man in einzelnen Hausflüchen diesen Zweck mit dem Hühnerbunde erreichen, indem er entweder die Jungen, welche dann noch nicht gut fliegen können, wenn er rasch ist, fängt, oder wenn sie sich drücken, davor steht, wie vor Hühnern. Sie scheßen sich zu dieser Zeit sehr leicht und Schrot Nr. 3 ist zur Ladung stark genug. Späterhin, wenn sie völlig flugbar, sind und mit den Alten vereint, in Bürgen zu 50–60 Stück auf den Saat- und Wäldern stehen, ist es bei großer Vorsicht zuweilen möglich, sich mit gutem Winde in einem Graben, oder hinter Wällen

und dichten Räumen bis auf Büchsenlaufweite, auch wol nahe genug heranzufleichen, um von einer mit Posten oder Schrot Re. O geladenen Zimle Gebrauch machen zu können. Nur selten und an Orten, wo sie nicht gelöst werden, halten sie vor dem Schiffsiede aus, wenn man gleich von Weitem her so neben denselben geht, daß man dadurch bedeckt ist. Hier gelingt es anzukommen, wenn man auf einem mit grünem Reifig behängten Bauernwagen in gutem Winde hinanfährt. Sonst hat man sich auch der Karrenbüchse bedient; eines aus neun Rufen, wovon drei auf den Hock, drei etwas höher und drei etwas tiefer gerichtet sind, und welche durch den Abdruck eines Schusses auf einmal entzündet werden, bestehend und in einem Schafte vereinigt Gewehr. Man legte es auf die Leitern eines auf vordeschriebene Art eingerichteten Wagens und unterstügte es durch eine im Boden eingelassene bewegliche Gabel, setzte sich recht gut bedeckt auf den Wagen, richtete beim Anfahren das Gewehr und konnte mit Augin 150 bis 200 Schritte, mit Posten aber 100 Schritte weit schießen. Nur mußte man beim Anhalten der Pferde gleich schußfertig sein. Wenn man den Boden an die Karrenbüchse anlegen wollte, durfte man an Schafte nicht vorfallen, sondern mußte sie recht rasch wieder an die Schulter ansetzen, um die durch die Explosion des neunfachen Schusses bewirkten Stoß zu vermeiden. Wahr ist es, daß man mit einem solchen Schusse, wenn er gelang, viel ausrichtete; aber selten konnte man dem Gewehre die gehörige Richtung geben. Daher kommt es, daß in neuern Zeiten von diesem Gewehre kein Gebrauch gemacht wird.

Wenn es stark geregnet oder geglättet hat, brauchen die Trappen viel Zeit und laufen weit, ehe sie sich erheben können. Hat man dann ein rasches Schiffsied, so nähert man sich nach und nach mit gutem Seitenwinde, bis sie zu laufen anfangen; dann wirft man sie im vollen Laufe so vor, daß die Trappen in den Unterwind kommen (welcher, indem er ihnen in die Fiedern geht, das Ausfliegen noch mehr verhindert) jagt hinan und schließt, sobald man nahe genug ist. Ein Schuß streckt oft mehre nieder, weil sie bei dieser Gelegenheit mehr zusammen als einzeln laufen. Auch von guten Windhunden werden sie unter diesen Umständen, ehe sie aufsteigen können, eingeholt und gefangen. Man kann ihnen auch mit Parforcepferden beikommen. Mit denselben tritt man so geschwind als möglich auf sie zu und zwar über dem Winde, weil sie gegen den Wind ihre Schwere wegen aufstehen und lange Zeit brauchen, ehe sie in die Höhe kommen. Sobald als sie schußfertig sind, sucht man sie zu erledigen. Es sind aber dazu sehr gut abgerichtete Pferde nötig. Um Strasburg singt man sie, wenn alles mit Schnee bedeckt ist, mit einem Schlaghunde, dessen Zugleine die Länge eines Armes hat. Man lockt sie durch ausgelassene Rostige Wölge von Trappen herbei, zwischen welchen man Kopfschöpfe in die Erde steckt. Auch in Nordreisen, es mögen nun Zellereien oder Schwarzbüchse sein, kann man sie fangen. Man gräbt das Eisen ein und beschließt es mit einem Hocke an die Leber; auf das Eisen drückt man das Herz von einer Braunbühlauke und zwar so,

daß die Trappen keine Veränderung des Ortes bemerken. Wenn man es da anbringt, wo sie sich immer aufhalten, so kann man auf einen sichern Fang rechnen.

Da sie Abends und Morgens gewöhnlich denselben Zug nehmen, so kommt es hauptsächlich darauf an, diesen genau zu beobachten; sich dann an einem schützlichen Ort gut zu verbergen und sie zu erwarten. Bei starkem Nebel und im Winter fliegen sie tief und so wenig schnell, daß ein leichtes Schütze mit groben Schrotten auf jeden Schuß einen erlegen kann. Ist kommt man, wo sie häufig sind, an einem Morgen oder Abende zwei oder dreimal zum Schusse, auch verändert man die Zug deshalb in der Folge nicht leicht. Die Vertheidigung als Bauer, oder noch besser als Häuerin, ist ihnen, vorzüglich wenn man einen Korb aus den Rücken nimmt, das Gewehr verbiegt und sich mit gutem Winde von der Seite unmerklich immer mehr nähert, am allerwenigsten verdrößlich. Läßt man sich nicht durch die Hitze überleiten, so weit zu schießen, so kann man mit der Doppelsimne viel auf einmal ausrichten. Endlich schließt man sie in Abhängen in einigen Gegenden, wo sie sehr zahlreich sind, auf folgende Art: Man merkt sich nämlich den Stand, wo sie sich des Nachts befinden. Dahin schleicht man sich des Nachts mit einer Laterne, die man unter einem schwarzen Tuchmantel nebst der Fiedre verbiegt. Sobald man an den Ort kommt, wo der erste steht, öffnet man den Mantel, setzt die Laterne hin, die Trappen werden gekendet, bleiben betäubt stehen und man kann mehr als einen auf einmal erledigen.

Hugen. Das Fleisch der jungen Trappen ist sehr leicht verdaulich und eine Delicatesse, das der Alten ist härter und schwarz. Man muß es in Essig einige Tage liegen, im Winter tüchtig durchfeuern lassen, wenn es genießbar werden soll, dann ist es aber auch in Pasteten oder gedämpft, gekocht und kalt in Scherben geschnitten mit Butterbrot wie Wieruppe gegessen recht schmackhaft. Es hat fast überall das Ansehen von Rindfleisch, nur auf der Brust findet man einen Theil desselben dem Hühnerfleisch ähnlich. Die Spalten braucht man zum Schreiben und die Fische bedienen sich auch über gern zu den Angeln, weil sie glauben, daß die Fische die kleinen schwarzen Flecken auf den Schäften für Fischegen ansehen und daher desto besser anbeißen. Man kann auch die Trappen zum Vergnügen unter dem übrigen Fiederviel auf dem Hase herumlaufen lassen. Ihr Schatz, den sie an den Feldfrüchten thun, ist nur da von einiger Belang, wo sie in Menge sind und in der neuen Zeitgehre die Saat zertreten, eber zur Weizenfaat und Weizenreife stark einfallen.

2) O. Tetrao. (Otis Tetrao Gmel. Linn. Syst. I, 2. p. 723. n. 3. La petite Ouarde ou Canepotière. Buff. des Ois. II, p. 40. Pl. enl. 28. Männchen, 10. Weibchen. Ed. de Doups III, 45. t. I. f. 2. Übers. von Martini IV, 48. f. 80, 81. Little Bastard Latham Synops. II, 2. p. 799. n. 2. Besch. Übers. IV, 703. Goeye Fauna V, 2. S. 422. n. 2. Gschwein, Ermitz. Taschenr. S. 246. n. 3. Donnadoc a. a. D. S. 6. n. 3. Der kleine Trappe, Schwarz;

Ziel- und Geißtrappe, Trappenzweig). Der Oberleib ist vollständig schwarzlich gestrichelt mit kleinen unregelmäßigen Linien in die Quere gestrichelt, Kopf und Hals glatt, am Rändern der Kopf mit einem doppelten weißen Halsband, am Weibchen der Hals von der Farbe des Rückens. Der kleine Trappe hat umgekehrt die Größe eines gemeinen Fasanen oder einer großen Haus henne. Er misst nach vorer Maß fast 14 Fuß in die Länge und fast 3 Fuß in die Breite. Die Flügel erstrecken sich über drei Viertel des Schwanzes und das Gewicht ist zwei Pfund. Der Schnabel ist 16 Linien lang, höhnartig und graubraun; die Füße und Klauen gefuppt und grau; der nackte Theil der Schenkel 1 Zoll hoch und die Mittelfeder 14 Zoll lang. Der Kopf hat gerade die Gestalt des Hühnerkopfes; der Oberkopf ist schwarz mit rothfarbenen Streichen; die Schläfe, das Kinn und die Kehle sind röthlichweiß mit kleinen schwärzlichen Flecken; der Hals schwarz mit einem doppelten kleinen weißen Halsband; der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel rothgelb, dunkelbraun oder schwärzlich gestrichelt und mit kleinen irregulären Linien in die Quere gestrichelt; die Brust, der Bauch und die äußeren Ränder der Flügel weiß; die vordern Schwungfedern an den Spitzen schwarz, am Grunde weiß, die Kanten weiß, die hintern Schwungfedern ganz weiß; von den 18 Schwanzfedern die vier mittlern braunfarbig, die übrigen weiß, alle mit schwärzlichen irregulären Querstreifen bezeichnet. Alle Federn sind reifenfarbig. Das Weibchen ist kleiner, hat keine weißen Halsbänder, sondern der Hals ist mit der Farbe des Rückens bezeichnet; die Brust röthlichweiß, schwarz gestrichelt; Bauch und Flügel ausgenommen ganz reifenfarbig und schwarz gestrichelt; es ist schöner als das Männchen, weil die schwärzliche Zeichnung auf den Obertheilen viel feiner als bei diesem ist.

Er ist listig und schu. Wenn er irgend Gefahre von weitem vermuthet, so fliehet er zwei bis dreihundert Schritte weit schnell, aber nahe an der Erde hin, und läuft alsdann so schnell, daß kein Mensch im Stande ist, ihn einzuholen.

Dieser Trappe ist in engere Grenzen eingeschlossen, als der große. Er bewohnt die südlichen Theile von Europa, vorzüglich Frankreich, Spanien, Sardinien und die südlichen und südwestlichen Ebenen von Rußland, besonders in Sibirien. In Deutschland ist er nicht selten in Oesterreich, in den übrigen nördlichen Theilen von Europa aber, sowie in Schweden, eine große Seltenheit.

Er wandert im Herbst und zwar in unzähligen Scharen, und man bemerkt alsdann schon seinen Unterschied; so vollkommen haben sie sich ausgerüstet. Im März bis zur Mitte des Aprils ist er wieder an seinem Wohnorte, welches steinige und unfruchtbare Felder, Lurereu- und Ackeräder sind. Doch nimmt er nur in nördlichen Gegenden diese Wandtungen vor, in südlichen, z. B. in Sardinien, bleibt er das ganze Jahr hindurch.

In seinen Nahrungsmitteln hat er die größte Ähnlichkeit mit einem großen Trappen. Er frist Ameisen, Käfer und andere Insekten, grüne Saat, Samen, Getreidekörner, Kohl und Kraut, besonders im Frühjahr die zarten Blätter des Spitzkohl.

Im März und April paaren sie sich und der Hahn schreit alsdann des Nachts sehr oft und laut: Prut! Prut! Sie leben in der Polygamie und ein alter Hahn sucht sich oft durch seine Stierle sechs und mehrere Weibchen zu verschaffen und Hört von einem ganzen Umkreise zu werden.

Die Männchen sind außerordentlich bigig und der Sammelplatz, wo sie sich um die Hennen reiten und alsdann auch zum Paaren zusammenkommen, ist oft wie eine Tenne zusammengetreten.

Die Henne legt drei bis fünf schöne glänzende Eier in eine ausgescharrte Höhle auf die Erde, und führt sie im Mai schon ausgefressenen Jungen alsdann wie eine Haus henne im Getreide herum. Diese können im August schon fliegen und decken sich bei Gefahre so fest an die Erde an, daß man sie mit den Händen fassen kann. Dies thun fast alle Hühnerarten, auch die Sunphögel, und alle Vögel, die von den Alten ausgeführt werden, ehe sie fliegen können.

Sie haben mit den großen Trappen nicht nur gleiche Feinde, sondern auch noch mehr unter den Raubvögeln und Raubvögeln. Auswendig werden sie auch zumweilen von weißlichen Käufen und inwendig von Madenwürmern geplagt.

Die Hähne werden in Frankreich in Schlingen gefangen und durch ein ausgehöhltes Weibchen herbeilockt, dessen Geschrei man künstlich nachahmt. Man jagt sie auch mit Raubvögeln. Es hält aber überhaupt sassen ihnen beizukommen, weil sie beständig auf Anhöhen in Haselbüschen, niemals aber, wie man sagt, in Roggen und Weizen auf ihre Hut zu sein pflegen.

Ihr Fleisch ist wohlgeschmeckender, als von einem Fische, sieht aber schwarz aus. Ebenso sind die Eier von vorzüglichem Geschmacke. Sie fressen zumweilen auf den Feldern, wo sie ihre Nahrung nehmen, Schaden thun.

3) Otis Hohenau (der Kragentrapp). Von diesem Vogel liest Vetter folgende Beschreibung genau nach der Natur, da die andern mehr oder wenig unvollständig. Länge 24; porrer Kopf. Breite 4 Fuß, Schwere 34 Pfund: Schnabel vom Mundwinkel bis zur Spitze 2; Zoll, von der Stirn bis zur Spitze 1 Zoll 5 Linien, braunfarbig, an den Seiten, sowie der größte Theil des Unterschnabels; graublaulich; der Augenrücken bleichgelb, der Augenliderrand schwarzgrau; die Füße grünlichgrau; der Lauf 4 Zoll lang; das Knie des Schenkels 2 Zoll lang.

Der Kopf hellrothfarbig mit sehr vielen feinen schwarzbraunen Punkten, die Mitte des Schenkels mit einem fein gestrichelten Federbusche, dessen Federn über 14 Zoll lang sind, größtentheils weiß mit schwarzer Spitze, die hintern weiß mit rothfarbig, schwarzbrauner bespitzter Spitze; Kehle, Wangen und Dörngengren schmutzweiß, beide letztere mit feinen haarähnlichen Federn besetzt; der Vorderhals weißgrau, schwarzgrau bespitzt, der untere Theil zunächst der Brust mit lingen rein hellrothgrauen Federn besetzt; die Mitte des Hinterbaues von dem Rücken bis zum Rücken federlos und nur mit seinem bräunlichweißen Flaum besetzt; die Brust, Seiten, untere Flügeldeckfedern, Schenkel und Bauch schmutzweiß, die langen

Aftersfedern zur Seite gelblichweiß mit schwarzbraunen Querbinden; an den Seiten des Halses zerfchliffene 3 bis 3½ Zoll lange schwappende, schwarze Federn von welchen einige des kleinsten weisse Spitzen haben; Obrerrücken, Schulterfedern, Unterflügel, Flügeldecken und hintere Schwungfedern hellrothfarbig, schwarzbraun bespitzt und punkirt, sehr viele dieser Federn mit einem schwarzbraunen gezackten Ried; die vorderen Flügeldecken weiß und schwarz gemischt, und die ganz vorderste Reihe derselben mit reinweißem Epigenes und unter diesem mit einem schwarzen Querbande, die hintern Schwungfedern mit drei bis vier graubraunen nadelförmigen Querbinden; die fünf vordersten großen Schwungfedern an der Wurzelhälfte weiß, an des Endhälfte schwarzbraun, welches letztere sich auf der äußern Fahne weiter herauszieht und in Roßgeiß verläuft; die zweite Ordnung der Schwungfedern schwarzbraun mit roßgelben und schwarzbraun gezackten Enden und weißen Spitzen, die 6. bis 10. Schwungfeder schwarzbraun mit weißer Spitze, die 6 bis 9, von der Wurzel bis zur Hälfte lichte braun der äußern Fahne schon rosenroth mit braunen Strichfäden, die Wurzelhälfte der innern Fahne nicht sichtbar, aber bei der 6. Schwungfeder zeigt sich auf der äußern Fahne ein Zoll langer weißer und braun bespitzter Ried. Der aus 22 Federn bestehende zugrunde des Schwanz rosenfarbig, die Einsertfedern abnehmend blässer, alle Federn schwarzbraun bespitzt und punkirt, mit drei bläulichgrünen gezackten breiten Querbinden und weißer Spitze, die obern Schwanzdecken ebenso gezeichnet, nur heller von Farbe; auf der untern Seite des Schwanzes ist die Reihe der gezackten Querbinden schwarzbraun; die kleinen Deckfedern des Daumengelenks weiß mit einem schwarzen Ried. Die zweite Schwungfeder ist die längste. In seinem Magen fanden sich meistens Insekten, vorzüglich Chrysomela hortentota und einige Pflanzentheile, in den Gedärmen ein Hematoideum und in den Lungen ein Strongylus. Die Samenstränge sah man deutlich, allein keine Spur der Hoden, weshalb ich glaube, daß es ein nicht ganz altes Männchen ist, welches sich im Jahre entweder ganz früh oder gar nicht begattet hatte.

Abgebildet findet man den Kragnetrappen in Linné's Weiraden (S. 24. Nr. 18. t. 9) unter dem Namen Psophia undulata; bei Shaw (p. 252. f. 1 und p. 253. f. 2) unter dem Namen Raud; in Beckstein's ornithologischem Taschenbuche (1. Thl. S. 247) und in Reumann's Nachrichten der Naturgeschichte der Land- und Wasservögel (3. Hft. t. 21). Edmünds'se Abbildungen stellen nur das Männchen dar. Das Weibchen ist weder bis jetzt beschrieben, noch abgebildet. Außer daß ihm der Federbusch und Halsstragen mangeln wird, mag es wohl, in der Färbungszeichnung nicht viel vom Männchen verschieden sein.

Bruch folgt Folgendes hinzu: Honbara ist in denjenigen Gegenden, welche als die Heimath des Kragnetrappen ausgehoben werden, der generische Name aller Trappen. Seine wahre Heimath wird dadurch unsicher, ich möchte aber wohl behaupten, daß er in Deutschland häufiger vorkommt, als man glaubt, daß er öfter in

die Küche, als in ein Naturalienkabinet wandert, wie dieses wenigstens in den Rheingegenden gewöhnlich mit seinem Verwandten, otis tetrao, und überhaupt mit den sphaeren Vögeln zu geschehen pflegt.

4) O. nuba Mus. Francof. (Küppell, Atlas zur Reise. Vogel. t. 1). Höhe in aufrechter Stellung 1 Fuß 10 Zoll 2 Linien, Länge vom Scheitel bis zum Schwanzende 2 Fuß 3 Zoll, Höhe des Tarfus 4 Zoll 2 Linien, Länge des Schnabels von der Stirnwurzel bis zu der Spitze 1 Zoll 10 Linien. Schnabel hellgelb, an der Spitze hornfarben; Scheitel hellbraun, schwarz gefärbt. Iris gelb; über den Augen ein breites schwarzes Band, das von der Schnabelwurzel ausgeht und am Hinterhaupte mit dem von der entgegengesetzten Seite zusammenstößt. Wangen weiß; Hals bläulich aschgrau. Über der weiß und schwarz gemalten Brust ragt ein brauner rother Kragen hervor, dessen der Zoll lange Feder nach der Spitze zerfchliffen und abgekümmelt und von den graublauen des Halses beinahe bedeckt sind. Der ganze Oberkörper ist hellbraun mit glänzend schwarzen in vielen Windeln zusammenlaufenden Streifen und Punkten überzogen. Der Unterkörper ist weiß, an den Weichen schwarz gefärbt. Die Schwungfedern sind an der Wurzel weiß, von der Mitte an glänzendschwarz, und werden von den über sie hinaustragenden großen Flügelgedeckten ganz überdeckt. Der lange schmal zugrunde des Schwanz, dessen Federn an der Wurzel weiß sind, ist hellgrau und mit schwarzen gemalten Linien durchzogen. Die Füße sind hellgelb. Das Weibchen ist von dem Männchen, wie es hier beschrieben, durch eine schlankere Gestalt, einen weißen Streifen, der über dem Auge unter dem schwarzen hinzieht, und einen viel kleineren Halsstragen unterscheidet. Küppell hat dieses ausgezeichnete schöne Trappennpaar in den Mitgeenden oberhalb Kurgos aufgefunden. Über dessen Lebensweise kann nichts berichtet werden. Sie mag wol die der übrigen Trappen sein. Der Rubattrappe ist ein Vogel der Wüste und gehört den tropischen Gegenden Nordafrika's an.

5) O. Arabs Linné (Küppell, Atlas a. a. D. t. 16. Votungstrappe). Länge von dem Scheitel bis zum Schwanzende 2 Fuß 10 Zoll, Schnabellänge von dem Mundwinkel bis zur Spitze 3 Zoll 6 Linien, Flügelänge 1 Fuß 11 Zoll, Länge des Tarfus 7 Zoll. Der Scheitel des Kopfs ist grau, fein schwarz gewellt. Ein schwarzer Bügel geht von der Stirn über den Augen hinweg zum Hinterhaupte, und bildet daselbst mit den verlärgerten Kopfhauten einen starken, schwarzen Schopf, der in die Höhe gerichtet werden kann. Über dem Auge ein weißer Ried und um dasselbe herum ein nackter fleischrother Kreis. Wangen, Kinn und ganzer Hals grau, letzterer dicht bedeckt mit sehr langen zerfchliffenen Federn, welche mit schwarzbraunen, eine Linie breiten gezackten Querstreifen durchzogen sind. Der Rücken und die sehr langen Flügelgedeckten leuchten rothbraun mit feinen, schwarzen Wellenlinien, in die schärfste Richtung von Oben nach Unten zu dem Schopfe stehen. Kleine Flügelgedeckten mit größern und kleineren weißen Enden. Die drei ersten Schwungfedern schwarz, die folgenden an der in-

nern Färbne mit großen, weißen, theilweise zu violettbraun marmorirten Flecken und ganz weißen Enden. Schwanzfedern, wie der Rücken, mit einem weißen breiten Bande in der Mitte, an der ersten Hälfte schwarzbraun. Unterleib und Schienen blaßroth gelblich. Füße, Iris und Schnabel weißgelb, letzterer an der Spitze hornfarbig. Das Weibchen hat dieselben Abzeichnungen wie das Männchen, ist aber kleiner und in allen Verhältnissen schlanker, bei weniger lebhaften Farben.

Ein ausgewachsenes Paar dieser Trappen hat Kippell bei seinem Aufenthalt in Korkosten eingesammelt. Lebte paarweise in den Steppen. In seinem Nagen wurden Insektenreste gefunden. Der Lohsong kommt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ebenfalls nicht sehr häufig vor und heißt bei den Colonisten der weiße Paa. Eine ungenügende Abbildung des Lohsong's befindet sich in Seligmann's Sammlung verschiedener ausländischer Vögel (nach Gatsky und Edwards) (Münster 1749. 1. Thl. t. XXIII). Die beschreibenden Darstellungen von Buffon, Buffon und Kinné scheinen nach dieser unvollständigen Abbildung gefertigt zu sein.

6) *O. torquata* Cuvier (Galerie du Mus. d'hist. nat. à Paris. Lesson. Traité d'Ornithologie p. 528). Am Männchen Kehle weiß, Wangen rostroth, Stirn und Vorderhals schwarz, Hinterhaupt aschgrau, hinten auf dem Hinterhals ein schwarzer Streif, Rücken rostroth, mit braunen welligen Linien, Hals grau, die Seiten der Brust rostroth, Bauch und Seiten weiß; untere Flügeldecken rostroth, Flügel und Schnabel gelblich. Am Weibchen ist die Kehle weiß, am Vorderhals kein schwarzer Kragen; Hinterleib rostroth mit schwarzen Wellenlinien; Bauch weiß, rostrothlich überlaufen. Vom Cap der guten Hoffnung.

7) *O. atra* Latham (Synopsis t. 77). Oben schwärzlichbraun, unregelmäßig rostroth gestreift und gestrichelt, der Schritt braun, mit weißen Streifen und Strichen, an jeder Seite des Kopfes ein breiter, weißer Streif und ein dergleichen Fleck auf dem Ohr; die Schwanzfedern der ersten Ordnung schwarz, weniger lang, als die der zweiten, welche, eine weiße Binde, nach der ganzen Flügelänge laufen; Hals und untere Theile schwärzlich, auf ihrem ein halbes weißes Halsband; am Beine ein weißer Ring. Schnabel schwärzlich, Füße gelb, Krallen schwarz. Länge 27 Zoll. Das Weibchen hat nur kleine weiße Linien auf dem schwarzen Kopfe und Hals, kein Halsband und keine Hinterfedern. Vaterland Vorgebirge der guten Hoffnung.

8) *O. gularis* Cuvier. (Galerie 1. e. Less. ib.) Schnabel hornartig, Tarsen gelblich, Kehle weiß mit rostrothen und schwarzen Wellen, am Vorderhals zwei Reihen schwarzer Kraggestriche, Bauch gelblich. Wird von Pondichery geendet.

9) *O. bengalensis* Latham. (Belanger Voyage aux Indes or. pl. 10. Edwards Glan. 260). Latham (1. e. 529) gibt als Kennzeichen an: Am Männchen die Kehle weißlich, Kopf, Hals und Rücken rostroth mit Braun gemischt, der ganze Unterleib, von der Brust an,

tiefschwarz; Flügel rein weiß, Schwanz schwarz, mit weißer Spitze. Weibchen: Rostroth, schwarz gemischt, die Kehle weiß. Drapiez (Dictionnaire class. XII, 539) weicht ab und ist vielleicht junger Vogel. Obere Theile rostgelb, braun und schwarzbunt; Scheitel des Kopfes, Hals, untere Theile schwarz, um den Hals untern Kopfe und um die Augen rostrothgelb; auf der Brust eine breite Binde von der Farbe des Rückens, Schwanzfedern weiß und schwarzbunt, mit tiefbraunen Spigen, Euterfedern weiß, braun und schwarzbunt; Schnabel und Füße braun. 24 Zoll lang. Weibchen heller, Kopf, Hals und Bauch ziemlich hell aschfarben. Vaterland Indien.

10) *O. himalayana* Vigors. (Philosoph. Magazine 1831). Niger alba albis; dorso-medio scapularibusque pallide rufa brunneoque variegatis; dorso imo pallido rufa undulatum sparsa; cristae collicae planius anterioribus et posterioribus confertis elongatis. Bom Himalaya.

11) *O. nigricapax* Vigors. (l. e.) Corpora supra pallide badio, rufobrunneo granitellato undulato; collo, maculis parvis alarum, abdomineque albis; capite cristato, tectricibus alarum exterioribus, remigibus, notaque gründe pectorali nigris. Länge 4 (engl.) Fuß, Höhe 4½ Fuß. Indien.

Es sind noch mehr Arten einzeln aufgeführt, welche noch genauere Beschreibung erheischen, als *O. ferax* (Isis XXVII, 814). *O. afroides*. (ib.) *O. Vigorsii*. (ib.) *O. Kori* (ib. 823). *O. Denhami* (Zoolog. Journ. III, 453). *O. himalayana* (ib. 809). (D. Thon.)

OTITES Latreille (Insecta). Zweiflügelergattung aus Macquari's Familie Ptilomyiidae, von Meigen zu den Muscides gerechnet. Sie fällt mehr oder weniger mit folgenden zusammen: *Sciomyza* Meigen. Fallen. Oriasis, Meigen. Supplement. *Diecya* Fabricius. *Ocinia*, Latreille. Genera. *Musca* Panzer. *Mainvillia*, Myoris, *Heramya* Robinson *Devoidy*. Die Kennzeichen sind folgende: Der Kopf ist ziemlich groß, das Gesicht ein wenig gewölbt, gerückt mit 2 Gruben, die Stirn ist vorspringend, stumpfplat, das zweite Glied der Fühler ist kegelförmig, etwas länglich, das dritte eiförmig von der Länge des zweiten, der Griffel nackt. Typus der Gattung ist: *O. formosa* (Otites elegans). Lat. t. 14, 383. *Ocinia*, Lat. Gen. 4, 351. *Mainvillia formosa*, Rob. D. nr. 1. *Musca* id. *Panz.* 59, t. 21. *Oriasis* *glaucosa*. Meig. Suppl. nr. 22. *Diecya* id. *Fab.* 8. Anl. nr. 13. *Scotophaga* *ruskepa*. *Fab.* 8. Anl. nr. 24). Fünf bis sechs Linien lang, aschgrau, Kopf und Fühler safranfarbig, Thorax mit unregelmäßigen schwarzen Bünden, Hinterleib glänzendschwarz, mit aschgrauen Querbinden, die Flügel rothgelb, die Tarsen schwarz, die Flügel bräunlich mit schwarzen Flecken am Ende der Ader und auf den Queradern. Finket sich im Frühjahr auf den Blüten des Weisbarns in Deutschland und Frankreich. (D. Thon.)

OTOPHIS (Amphibia). Eine von Bonaparte aus Angnis fragweise geordnete Echslengattung in dessen systematischer Aufzählung der Wirbelthiere (Jah 1833)

ohne Charakteristik aufzuführen. Als Vaterland ist Dalmatien angegeben, wobei es unentschieden bleibt, welches Thier gemeint ist.

(D. Thon.) OTTAR BIRTINGER, war ein Bauernsohn (Bodason) aus dem Thronheimischen, schwarz an Haar und Haut, wozuhalb er den Zunamen Beringer *) (Häuling, Weiling) erhielt, klein von Wuchs, ward aber durch seine Höflichkeit, Raschheit, Kühnheit und Kurzwiligkeit empfohlen. Er war einer von den Kerzenknaben **) des Königs Sigurd's Hofkammer von Norwegen, und hatte den Dienst an einem Pfingstfesttage, als sich Folgendes ereignete, was ihm eine glänzende Laufbahn eröffnete. König Sigurd Jerusalemfahrer war einer der ausgezeichneten Regenten, hatte aber im Verlaufe der Zeit solche Anwandlungen von Gemüthsstrebungen, daß er seiner Sinne nicht mächtig war. Wie die Sage erzählt, saß er bei dem großen Schmause eines Pfingstfestes mitgelautet den Fische, und Niemand wagte ihn anzuordnen. Da nahm er ein kostbares ganz mit goldenen Buchstaben geschriebenes Buch und sagte, zwei Dinge haben ihm die besten gebracht, als er in das Land kam, dieses Buch und die Königin, aber nun dünke ihm eins schlichter als das andere, das Buch ihm das schlechteste aller Dinge, und die Königin so geföhlich, daß sie ein Geißhorn auf dem Haupte stehe. Das Buch warf er in das Feuer, das auf dem Boden der Halle brannte, und die Königin gab er einen Bodenstreich bei dem Auge. Ottar sprang zu, nahm das Buch aus dem Feuer, hielt es auf, und richtete Worte an den König, deren Inhalt kürzlich dieser ist: Ungleich seien die Tage, große Freude sei gewesen, als der König in großer Herrlichkeit gekommen, jetzt seien über sie, die damals sich so gefreut, Trauertage gekommen, da der König harmvoll und krank sei. Zuletzt rieth er ihm, sich zuoberst mit der Königin zu versöhnen, und dann seine Hauptlinge, Freunde und Dienstmänner zu beruhigen. Der König überließ ihm keine Kerzenknaben mit Schwelworten, warf ihm vorzüglich seine niedere Geburt vor, sprang dann auf, zog das Schwert mit beiden Händen, und ließ sich an, als wenn er ihn erheben wollte. Ottar stand still und rüdete sich nicht, wie wenn er ganz durchlöcher wäre. Der König schlug ihn mit dem stachen Schwerte auf die Schultern, und setzte sich wieder auf den Hochsitz, schwieg eine Zeit lang, ward ruhiger, und hielt dann eine Rede an die Versammelten, wie er als unfähiger Mann in die Halle gekommen, erhalte weiter, was vorgefallen, und wie er Ottar'n nicht erschlagen, weil er aus seinem mißthätigen Benehmen seine Unschuld er-

kannt. Zuletzt erhob er, um ihn, den er nun am meisten liebe, zu belohnen, den Kerti-avein (Kerzenknaben) zum Leude Made *) (Bedienstung) und zwar zu dem ausgezeichnetsten aller seiner Leude Mann. Ottar ward seitdem ein berühmter Mann in Norwegen, und der Auszeichnung eines von vielen guten und schätzbaren Stücken. Zu seinen schönen geistlichen Gaben erhielt er vom Könige Güter und Hufe. Auf diese Weise besohnte er auch andere geringe Diener, wenn sie ihn wieder zur Veranlassung brachten *). Aber Ottar allein hat sich einen berühmten Namen gemacht, weil ihn seine ausgezeichneten Gaben in den Stand setzten, eine glänzende Rolle zu spielen. Er ward ein großer Häuptling. Unter denen, welche bewussten, daß Ingi im J. 1136 auf dem Borgarhing zum Könige genommen ward, war Ottar der erste. Ingi, Sohn des Königs Harald, stand damals im zweiten Jahre, und Ottar war einer seiner größten Stützen. Des jungen Königs Bruder Sigurd Bronch, der nur zwei Jahre älter war, ward von den Adrenten zum Könige genommen. Ottar ward dieser beiden Könige Stiefvater, indem er nach dem Tode ihres Vaters Harald's Stills, ihre Mutter, die Königin Ingridis, heirathete. Sigurd Elembir besiegte die Könige, deren Vater er erschlagen hatte. Unthätig saß Sigurd in Abwandeln. Deshalb sandte im J. 1139 Ingi, der in der Wilt das Land vertheidigte und mehrere Schlachten hielt, Botchaft und Brief an seinen Bruder, und forderte ihn auf mit größtmöglicher Heere zu ihm zu kommen; außerdem werde er ihn selbst bekriegen. Der Brief war zugleich an Ottar Birtinger und die andern Leude Mann, und an das ganze Volk gerichtet. Da sprach Ottar auf dem Thinge zuerst, entschuldigte Ingi's harte Worte durch die dringenden Umstände, und forderte den König Sigurd und alle auf, zu König Ingi zu ziehen und ihm beizustehen. Sie thaten so und zogen in die Wilt. Im nämlichen Herbst schlugen beide Könige den 13. Nov. 1139 die große Seeschlacht von Holmängen (in Nordagings) gegen Magnus den Blinden und Sigurd Elembir. Magnus fiel; Elembir ward gefangen. Ungeachtet Ottar so auch dem Könige Sigurd Bronch die größten Dienste leistete, so war dieser doch kein großer Freund Ottar's, denn er meinte, daß Ottar in allen Stücken des Königs Ingi Partei hielte. Ottar ward auf dem Handelsplatze (Kaupänge, hier Midosar) an einem Abende, als er zur Messe ging, von einem einzigen Mann erschlagen. Als er das Schwert faßen hörte, glaubte er, es sei ein Schwerballe, den die Kinder zum Spiele weifen, und schwang seine Hand und seinen Stab entgegen. Ottar fiel von dem Pferde. Sein Sohn Alf Raudi, der in den Kirchhof gegangen war, verfolgte den stehenden Mörder seines Vaters und erschlug ihn. Ottar's Blutsfreunde und seine andern Freunde schrieben seine Ermordung der Veranstaltung des Königs

1) Birtinger bedeutet a) eine Art Horellen mit lichter Farbe b) eine Person oder Sache von lichter oder weißlicher Farbe (personae vel res albicant) von Birn, Licht, Schrein, Wang. Er hielt also Weiling, weil er nicht völlig weiß wie die andern Norweger war, oder der Name war ihm wahrscheinlich ironisch gegeben. Wenn es von ihm heißt: „Aber schwarz an Haar und Haut (hond), behalt drucke ihm Zunamen (auk-nefi) gegeben, als er ward Birtinger genannt.“ so muß das auk-nefi (Biernefi-Nam, cognomen) in über-Bedeutung genommen werden. Auch sah in der That die meisten aufgeführten Namen nicht als Ehren, sondern als Spottnamen gegeben. *) Kinn af kerilveinam, Nom. Sing. kerilvein, kerilveinam, Kerzenknaben, Lichtkinder.

3) Birtinger Mann, d. h. Bedienstung, satrapa frutatorum. 4) Snorri Sturluson, Primævalia, Saga af Sigurdi Jerusalemfaru, c. 27, ar. 10, S. 273—276. Ausg. von Prising (Jahrb. 2. 2. S. 265—267. Saga Sigurds Saga af Jerusalemfaru c. 42, p. 156—159 in den Fornmannna-Sögur stimmt im Wesentlichen mit Snorri Sturluson überein.

Sigurd zu, denn dieser war damals auf dem Kaufplatz (Middos). Die Händler setzten dem Könige hart zu. Dieser sah sich genöthigt, gerichtliches Pfand zu geben, daß er seine Unschuld durch das Tragen des heißen Eisens erdienen wolle. Der König ging darauf selbstwärts aus, und diese Reinigung ward niemals vollführt.)

(Ferdinand Wächter.)

OUDENAERDE (Robert van) oder auch Audenard, wie sich der hier ansührende Künstler selbst schrieb, während er sich in Watelet's des Arts: Audenard, auf seinen Kupferstichen oft: Auden-Aard geschrieben findet, war geboren zu Gent 1663, gestorben ebendasselbst 1713. Als seine früheren Meister in der Manier nennt man Wicop und Jan van Cleef(?). Um sich in seiner Kunst mehr zu vervollkommen, begab er sich im J. 1685 nach Rom, wo der berühmte Carlo Maratti sein Lehrer wurde, in dessen Schule er sich 15 Jahre lang im Kupferstechen und Malen übte. Maratti bemerkte an ihm großes Talent und zugleich eine Neigung zur Kupferstechkunst, deren Ausbildung er ihm daher besonders empfahl. Oudenaerde benutzte diesen Vink, und widmete sich neben der Malerei eifrig der Kupferstechkunst, wo er in der Manier des Jakob Jory arbeitete. Vornehmlich wußte der Künstler in seinen Blättern die Nabelnadel und das Ägen mit sehr glücklichem Erfolge neben der Vollendung und das Grabstichel anzuwenden und dadurch, so wie sein Mitschüler Jakob Jory, eine außerordentliche Reichheit mit Kraft verbunden hervorzuheben: Er erwarb sich hierbei noch das große Verdienst, daß in seinen Blättern eine sehr makellose Fein-Handlung hervortrat, wodurch sich das Kalte des Grabstichels verliert, und der Geist mehr als die reine Mechanik obwaltet; der Künstler nähert sich hierdurch den herrlichen Werken von Verbr. Andrea und Nicoloas Donigny, welche immer als die Hauptmeister in dieser Art genannt werden müssen. Der Künstler hatte sehr vieles nach Pietro da Cortona, An. Carracci, Domenichino, Andr. Procaccini, das Meiste aber nach seinem Lehrer Carlo Maratti) gearbeitet. Auch nach et mehrere Bildnisse, sowie eine große Zahl derselben zu dem Witaillenwerke des Cardinal Barberigo, auch zu Rossi's großem Antikwerke mehrte Statuen.

Der Triumph des Äil. Cäsar nach der bekannten Composition des Mantegna ehemals im Palaste Gonzaga zu Mantua, wovon Mantegna einzelne Blätter nach und

Andrea Andreani die trefflichen Holzschnitte in Clairobscur lieferte, ist ebenfalls von ihm in 10 Bl. mit Ätel sehr gut geschnitten worden. Nach seinen eigenen Zeichnungen sind von ihm geschnitten der Einzug der Königin Christina von Schweden in Rom, sowie deren Leichengänge.

Wenn Watelet zuweilen Oudenaerde's Arbeit mit der C. Bernaert's vergleicht, so ist das nicht ganz richtig, da letzterer Meister mehr einen glänzenden Grabstichel führt. (Frenzel.)

Im Anfange war das Verhältniß mit Maratti dadurch getrübt worden, daß sich Oudenaerde ohne Wissen desselben seine Heirath der bräutigen Jungfrau, die er noch malte, zu stehen erlaubte; das Blatt verbrannte sich schnell in Rom, worüber Maratti so aufgebracht wurde, daß er Oudenaerde aus seinem Atelier forsjagte. Diese harte Behandlung brachte den jungen Mann zur Verzweiflung, sechs Wochen lang rührte er weiter Punstirnadel noch Pinsel an; eine solche Reue verdrängte Maratti und es that ihm leid, sich so streng gegen zu haben. Als er ihm eines Tags begegnete und Oudenaerde ihm sagte, daß er die Malerei und Kupferstechkunst ganz aufzugeben entschlossen sei, redete er ihm ernstlich den Gedanken aus, empfahl ihm vielmehr beide Künste zu treiben und nur nichts als Kupferstiche zu publiciren; seitdem blieben Meister und Schüler innig verbunden. Oudenaerde hatte auch die alten Sprachen mit Erfolg betrieben und sein Talent für lateinische Verse war so bekannt, daß er zu dem oben erwähnten großen Antikwerke, in welchem der Cardinal Barberigo viele Bittstücke seines Gesichts mit Einbildern durch ihn in Kupfer stechen ließ, auch die lateinischen Verse machte, welche ein jedes zur Unterschrift ersieht. An diesem Werke, das aus 175 Platten enthielt, hat der Künstler 22-Jahre gearbeitet; dienigt wurde es erst nach dem Tode des Künstlers und des Cardinals, dessen Familie es im J. 1762 zu Pavia publiciren ließ, unter dem Titel: Numismata virorum illustrium ex gente Thebaica. Vol. I. Fol. — Der Cardinal, der an Oudenaerde großes Gefallen hatte, hatte ihm auch den Vorkauf gemacht, in den geistlichen Stand zu treten und ihm auf den Fall seine Protection und Förderung zugesagt. So verüberrisch auch dieser Vorkauf für Oudenaerde war, so wollte er doch nach einer Abwesenheit von 37 Jahren erst sein Vaterland wieder besuchen. Bei seiner Ankunft in Gent erhielt er den schmeichelhaftesten Empfang, war jedoch schon im Begriffe nach Italien zurückzukehren, als er die Nachricht vom Tode seines Vaters und Bekümmert erbielt und, dadurch von allen Verpflichtungen frei geworden, ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er unermüdet bis an seinen Tod arbeitete; ebenso ausgezeichnet als Portraitist wie als Historienmaler konnte er kaum allen Aufträgen genügen, die man ihm machte; ein großer Theil der Kirchen Gents wurde mit seinen Gemälden geschmückt; beruht ist besonders ein Meisterwerk, die Erscheinung des heiligen Petrus, 1. groß bes Altargemäde in der Kathedrale. Er starb den 3. Jun. 1743. (H.)

OXYBELIS Wagner (Amphibia). Eine aus

5) Sverre Sturleson. Sagan af Sigurd, saga, oc Kristinn. Haralds soninn. c. 1 p. 8, 8. c. 9, 10, p. 343, 344. c. 14, 15 p. 351, 352. c. 21. p. 360. Sagn. von Perinallioth 2. 13. c. 814, 828, 336, 337. Sagn. af Hakoni Heroldbreid. c. 9. ge. Zug. c. 338. Sagan af Magnusi Kringeyri c. 27, p. 447. Saga in vergeltich in Fornmannna-Sögu 7. Bd. Saga Inga konungs Haraldssonar oc brodrinn hans. c. 1. p. 207. c. 10. p. 220-222. c. 12. p. 225. c. 15. p. 23. c. 15, 16. p. 229, 230. c. 21. p. 233. Saga Hakonar Heroldbreids. c. 12. p. 263. Saga Nagnus Kringeyri c. 17. p. 311. Saga Sögnur Stenbjörnssonar c. 3. p. 334. c. 8. p. 347, 348. Sagn af Noregs konungs sögu c. 52, im 10. Boke der Fornmann-Sögu c. 419.

*) Der Tod der heil. Jungfrau und die Warte des heil. Blasius, beide nach Carlo Maratti, sind vorzüglich Hauptblätter.

Gelaber geforderte Schlängengattung (Wagler, System der Amphibien. S. 183), von welcher die Kennzeichen folgendermaßen angegeben sind: Caput gracillimum, longissimum, tetragono-lanceolatum, rostro longissimo, maxillae apices supra mandibulam multum producta, pupilla rotunda; nares in cantho rostrali distincto in medio scutelli longissimi sitae, scutum rostrale inferum; scutum loreum nullum, ejus loco latus deflexum acuti frontalis secundi, scutum oculare anterius 1; ocula ocularibus posteriora 2; trunco longissimum, gracillimum, flagelliformis, scutis gastraei ac caudae rotundatis, squamis notae laevibus. Zu dieser Gattung zählt Wagler nur eine einzige Art. *Dryinus aeneus*. *Hagl.* (Serp. bras. p. 12. t. 3. Coluber aeneus. *Newwed.* Beiträge und Abbildung der Naturgeschichte Brasiliens. *Dryinus aeneus*).

Der Prinz von Newwed gibt a. a. D. folgende Beschreibung dieser Schlange. Der Kopf äußerst schmal von den Augen an in eine sehr zusammengebrückte schmale lange Schnauze verlängert, welche zugespitzt und vorn ein wenig abgerundet ist. Der Unterkiefer um eine Linie länger als der obere, die Nasenlöcher an der Seite der Schnauzenspitze klein, rund, die Augen groß und lebhaft, der Schnitt des Mundes vor dem Auge etwas aufwärts ausgebeugt, die Zunge lang und gespalten, die Kieferhäute ziemlich stark und lang, etwas rückwärts gekrümmt, die Gaumenzähne kleiner. Der Hals äußerst dünn und schlank, der Körper schlank und sehr lang, etwas zusammengebrückt, der Schwanz sehr fein und dünn, peitschenförmig am Ende mit einer kleinen Hornspitze. Der Kopf ist mit großen, sämtlich sehr schmalen verlängerten Schilde bedeckt, das Rückelschild ist sehr klein, bloß an der vordern senkrechten Spitze der Schnauzenspitze oben abgerundet, unten ausgeföhnt, die Schnauzenschilde sind lang, schmal, länglich vieredig, vorn etwas schmaler als hinten, beinahe vier Mal so lang als breit, die Stirnschilde sind länger und breiter als die vordere, hinten mit einem Bogen aufwärts streben, vor dem Auge mit einem Ausschnitt und mit einem Bogen bis auf die Randschilde des Oberkiefers herabsteigend, zwischen dem Stirnschild und dem Auge steht ein kleineres vorderes Stirnschild, das Wirtelschild ist sehr lang und schmal längenförmig, sechseid, vorn breiter als oben, die Augenschilde sind schmal, lang, hinten breiter als vorn, die Hinteraugenschilde an den Seiten buckig, oben beide ein stumpf einziehenden Winkel bildend, in welchem zwei Schuppen stehen. Der Rand des Oberkiefers an jeder Seite hinter dem Rückelschilde mit eiff Tafeln belegt, der Unterkiefer hinter dem Nebenschilde an jeder Seite mit sieben bis acht Tafeln, das Kieferschild klein, breit dreieidig, die Nebenschilde breit und lang, die vordern Rinnenschilde klein, schmal rhomboidal, die hintern Rinnenschilde noch ein Mal so lang, schmal, gänzlich von einander getrennt und sehr aus einander weichen. Die Seiten des Hinterkopfes mit großen Schuppen belegt, der Körper mit glatten, ziemlich großen, völlig rhomboidalen, ziemlich spitzwinkligen Schuppen bedeckt; am Halse sind sie lanzettförmig, schmal, und stehen etwa in 16 bis 17

Längereihen, an der Mitte des Rückens stehen sie in 17 und an der Schwanzwurzel in neun Längereihen; an den vordern Theilen des Thieres sind sie mehr länglich, an den hintern mehr breit, die Schwanzschuppen sind breitschneidig, die 197 Bauchschilde sind breit, an den Seiten schief gedeckt, Schwanzschildepaare sind 144 vorhanden. Der einfache After ist mit zwei Schuppen bedeckt. Die Iris ist nach oben gelb, der Rand des Mundes, die Unterkinnlade und Kehle an beiden Riefen hellgelblich weiß, von der Nasenspitze zieht sich durch das Auge nach dem Hinterkopfe hin ein dunkler Streif, der die weiße Mundfalte begrenzt. Die Grundfarbe des ganzen übrigen Thieres ist hellblaugrau-bräunlich, kaum merklich dunkler gefärbt, abwechselnd zu beiden Seiten des Rückens laufen sehr einzeln und weit von einander entfernt unregelmäßige, sehr kleine schwarze Flecken oder oft nur feine schwarze Striche, welche auf dem Schwanz noch seltener werden, wo nur alle drei bis vier Zoll ein solches kleines Pünktchen steht. Am Halse bemerkt man ebenfalls sehr feine bläulichgrau kleine Striche, da wo die Schuppen sich von einander erheben, der Bauch von einer etwas mehr graubraunröthlichen Mischung, äußerst schwach graulich marmorirt, an den Seiten röthlich, weiß punctirt, der Afterhöhl an jeder Seite mit einem runden schwarzen Flecken, die Kehle in der Mitte etwas gelblich gefärbt. Die ganze Länge 3 Fuß und etwas über 10 Zoll, die Länge des Schwanzes 17 Zoll, der Weiten durchmesser des Körpers in der Mitte 6 Linien.

Diese Watter ist schnell und gewandt, besiegt die Bäume und Gestrüuche und ruht daselbst aus. Sie kommt besonders in der Gegend des Flusses Espirito Santo vor. Alle bräunlich gefärbte Theile dieser Schlange behalten in Spiritus ihre Farbe, die grünlichen und gelblichen verblasen.

Wagler vereinigt mit dieser Schlange *Dryinus aeneus* (Bell., Zoolog. Journ. 1825. S. 329. t. 12), von der er a. a. D. spricht: *Dr. griseo-flavescens aureo pallide nitens, albidus nigroque punctulatus, rostro subobtusos. Senta abdominalia 196. Scutella subcaudalia 160. Habitat in Mexico.*

Der Oberkiefer springt eine Linie über den untern vor; der Kiefer gerade und ziemlich stumpf, die neun Kieferschilde erstrecken sich weiter nach hinten, als bei den andern; Bauchschilde 2 Linien lang, kaum 3 breit, Schwanz sehr schlank, etwas vieredig, Ende spizig. Obertheil des Kopfes grau, eine schwarze Linie läuft von den Nasenlöchern rückwärts über den untern Theil des Auges bis etwa 4 Zoll unter dem Kopfe; dazwischen und dem Munde ist der Raum ganz weiß. Ganze Länge 4 Fuß 9 Zoll, Schwanzlänge 2 Fuß. Bauchbreite 4 Linien. Steht *Dryinus aeneus* spix sehr nahe, weicht aber in der Farbe, größerer Dummheit und dem stumpfen, fast abgestuhten Kiefer davon ab. (D. Thon.)

OXYRHOPUS (Amphibia) (System der Amphibien). Eine von Wagler aus Gelaber geforderte Schlängengattung, als deren Kennzeichen folgende angegeben werden: Caput subdistinctum, oblongum, subdepres-

sum rostro longulo obtuso-acuminato; nares margine scutelli posteriore; scuta superciliaria antice angustata triangularia; scutum loreum et oculare anterius 1; scuta ocularia posteriora 2; oculi a rostri apice multum a lato circularia pupilla subelliptica, verticali, profunde siti, truncus elongatus, compressiusculus, abdomine rotundato; cauda longula, teres, gracilis; squamae lanceolato-rhombae, imbricatim positae, laevissimae, supra et paullo ante caudae basin ut plerimum reliqua majores, polygonae (America).

Species: *Coluber petalarius* Linn. (Mus. Ad. fr. 1. p. 35. t. 6. f. 2. Col. *Pethola* Lacépède. libris. 4. t. 26. t. 3. f. 2). *Coluber annulatus* Linn. (Mus. Ad. fr. 1. p. 34. t. 8. f. 2. Seba. t. 1. t. 54. f. 4. Merrem, Beitr. 1. t. 42. t. 11). (D. Thon.)

OZODICERA (Insecta). Eine von Macquart (Diptères. 1, 97) aus *Tipula* gesonderte Dipteringattung mit folgenden Kennzeichen: Die Palpenglieder fast von gleicher Länge, die Fühler gekämmt, 13gliedrig, das vierte und die fünf folgenden Glieder mit sechs langen und starken, an der Wurzel entspringenden, nach Unten gerichteten Zähnen, die Flügel ausgebreitet mit fünf hintern Zellen, das zweite auffühend.

Es ist nur eine Art angegeben. *O. ochracea* (Tipula pectinata. Wied. Dipt. exot. 1. t. 24. nr. 4). Acht Linien lang, ockerfarben, der Rüssel mit einer dunklen Binde, die Fühler braun mit rothfarbener Wurzel, die Binden des Thorax durch gelbliche Linien getrennt, die Seiten gelb mit weißem Schiller und ockergelben Flecken, die Flügel gelblich mit dunklern Randmale. Vaterland das südliche Amerika. (D. Thon.)

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
Dritte Section.

O — Z.

Achter Theil. Zweite Abtheilung.

P — PACHNAMUNIS.

immer ein ursprüngliches, d. h. sanskritischem p entsprechend, mit Ausnahme des Falles in der Assimilation, wie scriptus, lapsus etc.; wo es andere Labiale vertritt; überdies hat es sich im Lateinischen nur selten eine Vertauschung mit andern Lauten gefallen lassen. Eine kritische Beleuchtung der gewöhnlich zum Beweise seines Wechselz, z. B. von K. E. Schneider⁶⁾ angeführten Beispiele, lehrt, daß diese Beispiele entweder ganz unrichtig sind, oder doch nicht das beweisen, was sie beweisen sollen. *Lupus* stammt vom sanskr. lup (rauben, zerreißen), dagegen *laxos*, dessen etymologisch-morphologische Beziehung zu dem Dämmerlichte eine durchaus willkürliche und falsche ist, könnte freilich entweder der, mit lup gleichbedeutenden, kürzern sanskr. Wurzel lu. zu fallen, sodaß k zum Suffix zu schlagen wäre, oder selbst, unter Voraussetzung des Wegfalls eines Digamma, mit sanskr. wrikas, lith. wilkas (Wolf) stimmen; lat. vulpes und goth. vullis (lupus) erklären sich aus lup mit den Präfixen vi oder vva. Ebenso wenig ist die Wurzelgemeinschaft von *sepes* und *sepes* erwiesen; quiescam würde man mit Unrecht für eine bloß mundartlich von quiescam verschiedene Form halten, da es aus quis-po + jam (ps, wie in nempu, quippe) besteht; *lepus* und *lepus* lassen sich, da zwischen p und y nicht die leiseste Verwandtschaft besteht, nicht leicht mit *lepus* vermitteln; das x, e in *oculus*, lat. oculus, sanskr. akshi (Auge); und in *jacur*, sanskr. jakrit, ist ursprünglicher als die Schlußsilbe in *quodulapoc*, *quap*. *Epinu*, wober Epona, schließt sich viel enger dem sanskr. epwa, d. h. qv statt gw, an, als griech. *leuc* und *leuc*, die durch Assimilation, jenes durch Vorwiegen des gutturalen, dieses durch das des labialen Lautes entstanden; wie das zend. *nepa* lehr, worin, wie dies im Zend zu geschrieben pflegt⁷⁾, durch das dumpfe q das gleichfalls dumpfe p statt des stöhnenden v herangezogen wurde. Bei *argui* = *inodui* und *linguere* = *leuius* fragt sich sehr, ob q oder n ursprünglicher sei; im lith. sekti (folgen), liekti (lassen, bleiben) liegt sich die Gutt., während althocht. pi-lipu (rellinquo, maneo) besser zu *leuius* stimmt. Dieser Unterschied greift auch im Althocht. ein: livi (11), zuelivi (12) und lith. wiesolika (11), dwylka (12), aber auch trylika (13) etc. durch „Wopp“⁸⁾ hält das zweite Compositionsglied für Entstehung aus sanskr. daga (10), allein, so sehr man auch die äußerst spärflinnige Unterstützung seiner Ansicht anerkennen muß, erregt doch jene Einsinnigkeit und danach wieder jener Zwiespalt (rückwärts der Lab. und Gutt.): zwischen dem Gern. und Lith. in jenen Wörtern, verbunden mit der Schwierigkeit, daß beide Sprachen sich in beiden Glossemen einen ihnen, wo nicht ganz mangelnden, doch höchst beschränkten Lautübergang zusammen dem ebenfalls ungeläufigen des i statt u hatten gefallen lassen mußten, dagegen noch immer gerichtet befinden, und ich plichte daher der Meinung Grimm's und Kuhn's⁹⁾ bei, daß

darin Abkömmlinge der zuletzt erwähnten Wörter enthalten seien. Lith. liekas bedeutet; ungleich, was über's Paar ist; in dem obigen Falle: was über die sehr natürlich zu Grunde gelegte Zahl 10 hinaus ist, 10-kal, z. B. *lokal* (von *leuius*); welcher überaus dann aber näher (wie in *doctus*, *apud doctos*) numerisch bestimmt wird, umgekehrt, wie man, das Drunter oder 'Minus durch *doct* *doctus* etc. ausdrückt. Lat. *apud-tium* (von *an*; also eigentlich Strich) kann mit *an* und *doct* *an* doch höchstens unter Voraussetzung, daß auch diese von *an* und nicht *an* stammen, verwandt sein, aber ist jedenfalls kein Lehnwort, und mindestens hinsichtlich des Suffix völlig verschieden. Die wirkliche Wurzelidentität des lat. *analis* statt *analis* scheint durch sanskr. ahal: deutsch Hellen u. gestört.

Der Wechsel der zweiten Art, nämlich p mit andern Labialen, ist, wie an sich natürlicher, so auch bei weitem häufiger; und es scheint anzuweisen, hier die wichtigsten Laute dieser Classe, welche in den Sprachen sich finden, bemerlich zu machen. In der dumpfen Reihe stehen p, ph, q, i, nicht pf, auch das zusammengelegte q, in der stöhnenden h, hh, w oder v (abgesehen von dem leutschen v = h), nebst dem Lippennasale m, und dem Lippenocale u, zu dem sich auch die Doppeltonge ä u und ö, sammt dem griech. Y (h) und O-r, gesellen. Diese Laute beiste, aber schwach irgend eine Sprache vollständig. P fehlt z. B. dem Arabischen, weshalb der Perser sich erst durch dialektische, zum Charakter der gelehrte Punkte ein Schwellen für p, welches der arabischen Schrift abging, schaffen mußte; in erborgten Wörtern setzt der Araber für p unter andern s, wie Farsas (Persien), fili, Elefant (f. pilu). Das sanskr. ph scheint ein sehr gewalttätiger Laut zu sein, da er fast nur in Wörtern, die ein Zerpalen, Schwellen und Stören bedeuten, vorkommt; seine Aussprache soll nicht getrennt, nämlich p-h, sein. Er ist daher nicht mit f, noch auch mit dem als sehr milde und vom lat. f verschiednen beschriebenen q, welche beide etymologisch dem sanskr. hh entsprechen, lautlich eins. Parallele Wörter zu solchen mit ph im Sanskr. find in andern Sprachen sparsam. Das ph im Lat. war dieser Sprache eigentlich fremd und nur in Lehnwörtern üblich; das ph in ältern trauten Mundarten scheint nicht als bloß graphische Varietät von f oder pf. Pf ist ein arger, wohl nicht nur einfacher Mißlaut, der sich in keiner andern indogermanischen Sprache, als im Teutischen, und zwar nur in hochdeutschen Mundarten, findet. F (d. i. der dumpfe Laut zu w, wie teutsch ch zu h) fehlt im Sanskr., Griech., sowie in den slavischen Sprachen, eingerechnet die litauische und lettische, ferner im Finnischen und Esthnischen von Born herein gänzlich, und nur in einzelnen Lehnwörtern, da man es hier beibehalten, dagegen blüht sein Gebrauch im Zend und Pers., in der lat. und ihren Tochtersprachen, in germanischen und neu-
falschen Sprachen. Das lat. und Span. haben oft h statt f. B. wechselt, schon im Sanskr., aber mit w; im Bengalischen werden beide durch einen völlig gleichen, im Devanagari und in der Khylija durch einen bloß

6) Lat. Gramm. I. S. 520 ff. 7) Wopp, Bezt. Gramm. I. 50. 8) Bezt. Gramm. S. 447 ff., vgl. Grass im Sprach. 9) Kuhn, Lit. Gramm. S. 52. Dessen Ver. S. 146.

diakritisch unterschiedenen Schriftcharakter ausgedrückt; im Neugriechischen wird *p* wie *v* gesprochen, und im Spanischen herrscht in dieser Beziehung großes Schwanken. Das *sanstr.* *hh* verkörpert dem Laute nach vermuthlich das altäthiopische *hh* und das althochteutsche *v* nahe (samen) ist in den Pratrißsprachen häufig zu bloßem *h* entfallen worden, während Schiden und Lateiner es in das dumpfe *y* und *f* (zuweilen: *h*) verandert haben. Perser, Slaven und Gothen aber an seinem Kerne festhalten, *d. h.* durch unspürliches *p* ersetzen. *W* und *v*, d. i. der tönende Laut zu *f*, für den es auch jetzt in manchen teutschen Wörtern, z. B. Vater, geschrieben wird, variiren sehr in der Aussprache und auch in der Art, diesen Laut graphisch darzustellen. Das Ind. ⁽¹⁰⁾ hat drei Schriftzeichen für *v*, deren zwei wenigstens wirklich lauterer als der sein möchten; das eine ist eine graphische Doppelung von *u*, wie *w* (woher sein engl. Name) von *y*, das im Römischen graphisch von *u* nicht unterschieden wurde. Das engl. *w* mit seinem vollen, ein schnellgesprochenes *u* vorschlagenden Laute ist sehr merkwürdig vom Teutschen abweichend. Das äolische Digamma hatte im Ägäischen genau die Aussprache von *v*, weshalb dann die Lateiner jenes Zeichen für den correspondirenden dumpfen Laut (*h*) verwendeten; doch scheint es, als habe seine Aussprache zum Theil der des Ital.-*gu* am nächsten gestanden, was sein Wechsel mit dem eigentlichen Gamma anzuzeigen scheint. *M* möchte nicht leicht einer Sprache fehlen.

P in romanischen Sprachen bleibt anlautend gewöhnlich unverändert, während es inlautend sich gern der Milderung zu *b* und, namentlich im Franz., zu *v* hingab. Wechsel mit *f* ist seltener, mit Ausnahme des Auslautes im Franz. Bemerkenswerth ist hier noch der Übergang des *p* (unstreitig durch *b* und *v* hindurch) zu *u*⁽¹¹⁾, welcher sich auch im Prokrit⁽¹²⁾ findet; z. B. *span* *cautiv* (*captivus*), *ptact.* *o* (*a-u*) statt *awa* aus *apa* (Lat. *ab*).

In den germanischen Sprachen, namentlich jedoch im Althochteutschen, herrscht eine große Verwirrung in der Wahl von Labialen, sodas hier nur auf die Untersuchungen von J. Grimm⁽¹³⁾, Bopp⁽¹⁴⁾ und Goss⁽¹⁵⁾ verwiesen werden kann. In Betreff des *p* ist zu bemerken, daß die Seltsamkeit der Lautveränderung, welche den Fortgang von organischen *h* zu *g*oth. *p* und alth. *F* erzwang, liegen hier ganz schlagend, ja eigentlich teutsche Wörter mit dem Anlaut, *ph* verleiht eben wegen nicht sehr häufigen Vorkommens von *h* im *Sanstr.*, welches dazu noch oft mit *w* verwechselt im Grunde mangelt und nur derartige Lehnwörter vorkommen, wie *g*oth. *pund*, alth. *phunt* (*pondo*), *phorta* (*porta*), *phlansa* (*planta*), mittelhoch. *phazier*, *phied* (*paravestus*) u. dergleichen wird in unverwandten Wörtern *sanstr.*,

griech., lat., lith., d. h. ursprüngliches *p* im Goth. durch *f*, im Aht. durch *b*, *v*; und *sanstr.* *hh* (griech. *g*, lat. *f*), *g*oth. durch *b*, *alt.* durch *p* vertreten.

P und Assimilation. *P* liebt, wie alle Labiale, die ihm verwandten Vocale *u*, *o* in seiner Nähe, sodas diese oft in solcher Stellung aus andern Vocalen hervorgehen, z. B. *sanstr.* *puṣṣha* statt des organisch richtigen *piṣṣha* (*evada*). Ferner assimilirt es sich oft an andern Consonanten, oder diese ihm, z. B. *ḡupara* und *ḡanara* (vergl. *ḡnara*), wo *na* und *ni* nicht gradehin wecheln, sondern für *na-ni* durch eine verwickeltere Assimilation stehen. So findet sich im Prokrit *p* *atṛā* und *apṛā* für *sanstr.* *atman* (*Seele*), also die Doppelant für *am*; im Oestlichen zoppar für *sanstr.* *tahatwā* (4) und in teutschen Mundarten⁽¹⁶⁾ *eppen*, *ettis* statt *et was*, folglich für *tw*; im Griech. *ἔπος* und *ἔπος* statt *f. newa*, also für *ew*; wie *tor* *ἔπος* und *ἔπος* bis *ἔπος* *sanstr.* *dwis*, d. h. *b* für *w* wegen der vorausgehenden *Media*, die dann selbst schwindet. Ferner vermitteln *p*, *f* den Übergang von *mu* zu *u*, *a*, wie im Lat. *sumptus*, *hiemps*, im Franz. *dompter* (*domitare*), selbst mittelalt. *tempiare*, *engt* *tempt* (*tentare*), wie im Teutschen: *Ankunft*, *Vernunft* (von *kommen*, *nehmen*).

P nach Gebrauch und Bedeutung. Während *P* in vielen Präfixen und Präpositionen der indogermanischen Sprachen vorkommt, haben es dieselben, mit Ausnahme der *sanstr.* *saṣṣata* und einiger anderer sehr zweifelhaften Fälle, vom Gebrauche in Pronomina (*no* im Griech. ist dies aus *no* entleht) und viellecht *et u* darum auch in Suffixen ausgeschlossen. Es ist dies um so merkwürdiger, weil sich die Labialen überhaupt, mit Ausnahme von *m*, *u*, *w* (*v*), *hh* und noch im Lith. Lett., Slav., Germ. und Lat. *b* (das aber dann öfters für andere Labiale, namentlich *hh*, zu stehen scheint), nur verhältnismäßig selten, dem Gischäfte der Abbiegung und Ableitung in dem gebaueten Sprachstamme unterzogen haben. Eine Menge Wörter für: Vater, Mutter, enthalten *p*, *b*, *m* oder Dentale, meist mit *a*, welches vorzugsweise der Vocal tragen könnte, und am gewöhnlichen Repräsent, wie *Papa*, *pappas*, *Mama*, *tata*, oder gemindert wie *abba*, und zwar pflegen die härteren Laute mehr für den Vaters, das weichere *m* für den Mutternamen verwendet zu werden, wiewol auch *m* in dem erstern vorkommt; und nicht, wie sichtlich behauptet worden ist, sich nur auf den zweiten einschränkt. Da oft die erlaugsten und allerseitsbesten Sprachen in den Aiternamen große Uebereinstimmung zeigen, hat man diesen Umstand zum vermeintlichen Beweise einer solchen Identität sämmtlicher Sprachen des Erdbodens und ihres Hervorgehens aus einer einzigen Ursprache mißbraucht, während er nur beweist, wie sich dem Kinde solche leicht ansprechbare Laute wie *m*, *b*, *p* am natürlichsten, gleichsam interjectionell, zur Herbeirufung und Benennung seiner Aitern ganz vorzüglich eignen. Auch lieben Ausdrücke der Speise und des Ernährens dieselben

(10) Bopp, Vergl. Gramm. S. 45. und *Parvost*, Yacon. T. I. (11) Dies, Grimm, der Aitern, T. I. S. 17 f. (12) *Hofst.*, I. 1, p. 54. (13) *Kauf* *Gramm.* *deutsch* I. S. 106 ff. 505. (14) *Vergl.* *Gramm.* S. 74 ff. 79 ff. (15) *Deutsch* I. S. VIII ff.

(16) Grimm, *Gramm.* III. S. 58.

Kautz: *p. pappare, pascere*, im Sanstr. *pā* (son-
servare, tuere) u. Die Ähnlichkeit des *h* mit einem
Walzen dat zu dem Schwerte: *I ad Graecum Pi*
(ged an den Walzen) Anlaß gegeben; in ähnlicher Weise,
wie Tau für Kraus gebraucht wurde.

III oder *Q* ist im Kopfsinn der bestimmte Artikel
für Wörter männlichen Geschlechts im Singular, und
wird diesen präfigirt; daher sind diese Buchstaben oft, wie
das arabische *al*, in solchen Wörtern geblieben, welche
aus dem Altgriechischen in fremde Sprachen übergingen.
z. B. *Pharao* (der König), d. i. *OYPO* (rex) mit III
oder *Q* (Schollz. Lex. Arg.-Lat. p. 70).

(A. F. Poll.)

P in den Semitischen Sprachen. Auch in diesen
Sprachen scheiden sich, wie in den indisch-europäischen,
die drei festeren Wärlaute, die sogenannten *Kuta*, wovon
der *h* in einem stärkeren und schwächeren Laut nach dem
Schema:

p k t = 5 5 5
b g d = 3 3 3

Im Hebräischen selbst nun haben nach der traditi-
onellen Aussprache, wie sie im Laufe der ersten sechs Jahr-
hunderte nach Christus fixirt worden, diese sechs *Kuta* oft
einen weichen gebauchten Laut angenommen, in dem be-
stimmten Falle nämlich, wo sie in unmittelbarer Folge sich
an einen vorausgehenden Vocal anschließen, dessen weiche-
rer Laut sie sich in ihrer Art assimiliren, so daß das hau-
schende Wesen des Vocals ihrem Laute eine Aspiration
untermischt. Dem Laute nach wird dann das beträufte *p*
dem griechischen *φ* ähnlich, etwa *ph* (versteht sich von *f* und
dem *p* näher als dieses), z. B. *phar*, *japhub*, *phar*,
japhar, *phar*, *laph*, *phar*, *lephanim* (in Betreff des
letzten Beispiels ist zu bemerken, daß auch der stärkste
Vocalausgang, das laubore *Shema*, eine erweichende Kraft
auf das *p* ausübt). Dagegen bleibt der härtere nicht
aspirirte Laut des *p*, wenn es außer dem Bereiche jenes
vocalischen Einflusses steht, also in unmittelbarer Folge
auf einen Consonanten, wie in *phar*, *mischaph*, und im
Anfange eines Wortes, womit die Rede überhaupt be-
ginnt oder nach einem Rubropunkte von Neuem anhebt,
oder selbst nach vocalischem Ausgange eines vorausgehenden
Wortes, wenn die syntaktische Verbindung nicht so eng
ist, daß der Vocal im Auslaute sich beim Sprechen oder
Lesen unmittelbar und ohne Hiatus an das mit *e* anfan-
gende Wort anschließen könnte. Auch fehlt die Aspira-
tion immer dann, wenn nach grammatischer Analogie das
e einer Stärkung oder Verdoppelung unterworfen ist,
welche dann jenen weichen Laut ausschließt, z. B. in
phar, *nappal*. Wie übrigens diese geschwächte Aussprache
von den Grammatikern durch einen Punkt im Buchstaben
(das sogenannte *Dagesch forte*) bezeichnet wird, so auch
die solcher Stärkung ähnliche Härte des Lautes, wir um-
gekehrt der weichere Laut oder die Negation der Stärke
sowohl als der Härte gleichmäßig durch die horizontale Lin-
ie *Phyle* über dem beträufenden Buchstaben angedeutet
wird. Man hat nun gemerkt, ob diese Lautunterschiede
wirklich schon beim Leben der Sprache bestanden, oder ob
sie nur einem spätem vertheilten Zustande der überlieferten

Pronunciation angehören, oder ob sie gar eine willkürliche
und pedantische Erfindung jener spätern Grammatiker
seien. Für die Richtigkeit der Sache haben besonders
Alb. Schulz, S. de Dieu und Grenius gestritten,
während sie von Cappellus, Tobn, Melch. Postmann,
Haff, Vater, Enwald und Koorda) mehr oder we-
niger in Zweifel gezogen wurde. Letztere betonen sich mit
einigem Scheine auf das Arabische. Hier ist nämlich der
beträufende Laut immer *k*, im Alphabete findet sich gar
kein *p*, und wo dieses etwa in ausländischen Wörtern
ausgedrückt war, da setzen die Araber, immer ungenau,
entweder ihr *f* oder ihr *b*, z. B. *Elsion* für *Tharion*,
Isahon oder *Isahhan* für *Isaphan*, *Kubt* für *Apurion*,
Heros für *Herop*. Grade ebenso versuchten im ähnlichen
Falle die Hebräer, so jedoch, daß sie in späterer Zeit für
das *p* zwei neue Zeichen in ihr Alphabet aufnahmen, zu-
erst ein sehr hartes, *Ph* genannt (nach Analogie von
Tain), welches sich zum *b* verhielt, wie das harte Semi-
tische *k* (n) zum gefindern *k* (z) und wie *t* (z) zu *t*
(r), dann noch ein zweites Zeichen für das europäische
p. So haben ferner die Perser, Araber und andere
Völker, seit sie der arabischen Schrift sich bedienten, das
p ihrer Sprachen durch eine neue Modification der Fi-
gur des arabischen *b* (*z*) bezeichnet, weil sie im Arabi-
schen selbst diesen Laut nicht vorfanden. Auch die Juden
von der Seite der Karder, wenigstens die in Konstanti-
nopol wohnenden, solten das beträufte *b* beständig nur
wie *f* lesen). Aber alles dies hat gegen den oben be-
schriebenen Wechsel des *p* und *ph* im Alt-hebräischen keine
beweisende Kraft. Denn das durchgreifende *f* im Arabi-
schen und Hebräischen ist sicher dialektische Differenz,
so gut wie Pfied oder Fied und Verb. Die Karder aber
haben sich wol im Verlaufe der Zeit durch das Arabische
zu ihrer Aussprache bestimmen lassen. — Wir können die
Sache an diesem Orte nicht vollständig abhandeln), und
möchten nur das noch zu bedenken geben, daß jener Un-
terschied der aspirirten und nichtaspirirten Aussprache der
beträuflichen *Kuta* allem Anscheine nach in der ältesten Zeit
noch nicht so bedeutend gewesen, wie bei den neuern Ju-
den, so daß beim Leben der Sprache eine besondere Be-
zeichnung dieses Unterschiedes gar nicht Bedürfnis war. So
sprechen auch wir, z. B. in dem Worte *beden* das erste
b härter, das zweite dagegen weicher und gebaucht aus,
ohne daß wir irgend eine Bezeichnung dieses Unterschiedes
in der Schrift vermissen. Man betrachte so auch den
Laut *bed* *b* in *Buder*, *bangt*, *Bank* und dänischen
im Verhältnisse zu dem *b*, welches zwischen zwei Vocalen
steht, in *leben*, *tadeln*, *leben*, *leben* u.; ferner die
Schreibart *zivi* für *havi*, *haveto* für *habito*, *videtur*
für *videbatur*, *Tubero* für *Tubero*, dagegen *ferboit*

1) *Ph* und *Ph*, Krit. Gramm. der heb. Sprache. (Leipz. 18.7.)
S. 63. In der später erschienenen letzten Grammatik des
hebr. Vokals: der beiden Punkte ist noch größer. Man f. den
2. Buchst. *Ph*, z. B. *Koorda*, Gramm. hebr. p. 24. 3) *Ph*
S. Lud. f. gramm. hebr. ed. 2. p. 7. 4) *Ph* *Norberg*, De
lingua Sabaena, p. 21. 5) *Ph* *Schollz.* nach *Alb. Schul-*
z. Institutiones ad studium ling. hebr. ed. 2. p. 77 nach
Schollz., Geogr. der heb. Spr. S. 30 f.

im J. 1787 Criminalrath bei dem kurmärkischen Kammergericht zu Berlin, 1798 Kriegs- und Domainenrath, endlich zweiter Justiziar und Kammersekat zu Marienwerder geworden. Seine verschiedenartigen gelehrten Schriften, die wir hier nach der Reihenfolge der Jahre, in denen sie erschienen, anführen wollen, sind folgende: Verhälmte Rechtsabhandl. bei verschiedenen Parlamenten in Frankreich; aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet, 6 Theile (Berlin 1777 — 1781). Die Anmerkungen beziehen sich hauptsächlich auf das in Deutschland geltende gemeine Recht. — Ringel's interessante Rechtsabhandl.; aus dem Französischen übersezt (Leipzig 1778). Die allgemeine teutsche Bibliothek. 38. Bd. 2. St. S. 431 lobt diese Uebersetzung als eine dem Sinn wie dem Geist des Originals noch gelungene. Voltaire's Commentar über den Geist der Geseze des Montesquieu. Aus dem Französischen mit Anmerkungen (Berlin 1780). Politische und gelehrte Anecdotes unserer Zeiten, 4 Bde. (Potsdam 1780 — 1781). Versuch über die Geseze (Berlin 1781). Die juristische Literatur für das Jahr 1781. S. 443 — 49 nennt dieses Werk „ein ungleichliches Gemisch empiriophysischer und unphilosophischer Sage, und einen Zusammenstoß anachronismenabhängender Gelehrtenwörter.“ Diese Anmerkungen mag die Veranlassung sein, daß dem ersten Theile dieses Werkes kein weiterer gefolgt ist. Magazin der Gesezgebung, 2 Bde. (Potsdam 1780). Hierarchie (Jahr 1785). Merkwürdiger Rechtsfälle (Halle 1789). Compendium juris criminalis Romano-Germanico-forensis (Halle 1789). Geschichte der menschlichen Ausartungen und Verschlimmerungen durch das gesellschaftliche Leben (Altona 1799). Die Juden (Berlin 1799). Geschichte der erlöblichen Gewalten (Rast 1800). Magazin der Rechtsgelehrsamkeit, 7 Bde. (Berlin 1801). Handbuch für praktische Rechtslehrer, 2 Bde. (Berlin 1802). 2. Aufl. ebend. 1810). Beiträge zur juristischen Poetik, 2 Bde. (Berlin 1804). Commentar über die Criminalverurtheilung für die preussischen Staaten. 2 Bde. (Berlin 1807). Kriegs- und Friedensverträge der Franzosen (Berlin 1815. 2. Aufl. 1821). Privatigunsen dazu (Berlin 1816. 2. Aufl. 1821). Über teutsche Gesezbücher und den Inquisitionsproceß, ingleichen über das öffentliche gerichtliche Verfahren und über die Geschworenengerichte; Vollmit des 16. Jahrs. (Dessau 1822).

(v. Mevius).

PAAMI MERO (Geographie), große Handelsstadt in Hinterindien, im himalayischen Reiche am Fuß Himalaya, mit 40,000 Einwohnern. (H.)

PAAMYLES, ein priapischer Gott bei den Ägyptern, dessen der jüngere Komiker Krasin in seinem Stücke *Thyestes* gedenkt. Diese Form mit doppeltem *a*, *Paamyles*, haben aber meines Wissens nur Hesiodus u. d. ÄB. und Krasin beim Hesiodus, alle Aender haben nur ein *a*, auch Ptolemaeus I. ÄB.; nach Plutarch haben die Ägypter ein den griechischen Phallophoren entsprechendes Fest *Pamylia* dem *Pamylus* zu Ehren برگزار, welcher die Geburt des großen Königs Thebis veranlaßt und deshalb diesen Gott zur Verehrung erhalten; an diesem Feste wurde das Bild des *Pamylus* mit dreifachen Schamhaaren (also

eine Art Triphales) herumgetragen (vergl. *Plutarch*, de is. et Os. c. 12 u. c. 36. *Herodot*, II, 48.). (H.)

PAAPE (Adriaan de), ein holländischer Maler, welcher in der Manier des Gerd. Dow malte und dessen Werke wenig vorkommen, ebenso wie von seinen weitem Lebensverhältnissen wenig oder nichts bekannt ist. In der Follingschen Gemäldesammlung in Amsterdam, welche im J. 1768 dafselbst verkauft wurde, befand sich ein Gemälde, das Innere eines Kaufmannsgrabes mit vielen Figuren und Büsten vorstellend, welches alles sehr gut und mit vieler Kunst ausgeführt war. Auch war von ihm ein anderes bedeutendes Gemälde in dem berühmten Winter'schen Gemäldecabinet zu Leipzig. *)

Sein Bildniß, was von ihm selbst gemalt in der schonen v. d. Moll'schen Sammlung von Künstlerbildnissen zu Kreden. **) (Krenzel.)

PAAR, **PÄR**, **PAIRE**, je zwei von Natur oder durch den Gebrauch zusammengehörige oder zufällig zusammen verbundene Gegenstände gleicher oder ähnlicher Art, bei den Thieren also besonders ein männliches und weibliches, und daher Paaren, zwei Dinge mit einander verbinden, ganz besonders zwei Thiere verschiedener Geschlechts an einander gewöhnen und zusammenleben lassen, auch so viel als Bigattiren; man spricht aber nicht bloß von einem Paar Equus, Hundes, Fisches, Crinops, sondern auch von zwei rein zufällig verbundenen Gegenständen, wie von ein Paar Thälern u., tobas Paar soll ein Synonymum von zwei, und daher wieder von großer Zahl (s. B. beim Exil Paar oder Uspaar) wird; ja minder genau heißt Paar so viel als einige, wenige. (H.)

PAAR, zwei kleine Flüsse im Königreiche Baiern, von denen einer die große, der andere die kleine Paar genannt wird. Die große Paar entspringt aus einem Abflusse des erwiniger Großweithers, im Berche mit mehreren Moosquellen der Kallenberg und Hausen, im bairischen Landgräbte Landberg; fließt von Süden nach Nordosten durch den bairischen Jaser, Dorddonau und Regentseis, und mündet unterhalb Ingolstadt in die Donau. Die kleine Paar hat ihren Ursprung bei Wolfsteth, im bairischen Landgräbte Aichach; fließt von Süden nach Norden, und wird unterhalb Niederschönfeld von der Donau verchlungen. (Eisenmann.)

PAAR, kaiserliches und größtes Haus des österr. römischen Kaiserthums, ist ursprünglich in der Landschaft Bergamasco zu Hause, und heißt unter dem Namen Belloni oder Bellotto von Gaudio bekannt gewesen. Dem Namen Paar soll es empfangen haben von einer Begattung Paare, unter der rechten Seitenarmut und des Städtchens Ginfone, die Kaiser Friedrich I. im J. 1170 einem Bellotto verleiht. Marcus Belloni, Herr von Gaudio und Paare, war die Vater von Peter, der Großvater von Bernhard, der Großvater von Bernhard. Dieser, ein Zeitgenosse der Kaiser Friedrich III. und Maximilian I., wurde von ihnen verschiedentlich in mauländ

*) Von Glimen und v. der Willigen sehen treig in der Winter'schen Sammlung in Dresden. **) von Glimen und v. Willigen Geschichte der vaterländischen Künstlerkunde.

schen Angelegenheiten gebraucht, und in seiner Ehe mit Anna von Werla ein Vater von mehreren Kindern, wovon unter die Söhne Peter und Rudolph; 1) Peter, zweiter anderer Peter, Vater und Großvater, war der Urgroßvater jenes Freiherrn Julius von Paar, der als Kaiser Ferdinand's II. Rath, Kämmerer und Hofkammerpräsident in der Steiermark, auch als Pfandinhaber der kaiserlichen Herrschaft Wolfenstein vorkommt. Dieses Sohn, Julius Rupert Graf von Paar, hinterließ eine einzige Tochter, Maria Anna, die an den Freiherrn Rudolph von Zalmberg verheirathet wurde. 2) Rudolph, des heil. röm. Reichs Freiherr von Paar, war mit Franziska Borromea de Castellis de Sandino verheirathet, und Vater jenes Martin, der in Ungarn die ersten Posten anlegte, und als oberster Postmeister zu Presburg starb. Martin's Söhne, Peter, Joseph, Rudolph und Johann Baptist, erhielten von Kaiser Ferdinand I. im J. 1559 die Bestätigung aller ihnen von Kaiser Maximilian I. und vom König Ludwig II. von Ungarn verliehenen Rechte und Privilegien, sammt einer Wappverbesserung; in der darüber ausgefertigten Urkunde rühmt der Kaiser besonders, daß Peter Freiherr von Paar dem Kaiser Karl V. in Bezug auf das Postwesen große, nicht selten lebensgefährliche, Dienste geleistet habe, daher auch mit allem Rechte das oberste Postmeisteramt in den Niederlanden bekleide. Johann Baptist, des Erzherzogs Karl oberster Hof- und zugleich der innerösterreichischen Lande Erblandpostmeister, erkaufte die Herrschaft Hartberg, in dem großen Kreise der Steiermark, und starb im J. 1592, aus der ersten Ehe, mit Afra Sidonia von Haym, die Söhne Johann Friedrich, Rudolph und Johann Christoph, aus der zweiten Ehe mit Demuth von Gleinig, den einzigen Bespanson hinterlassend. Dieser Freiherr von Paar zu Hartberg und Krottenstein, des Erzherzogs und Teuschmeister Karls's Kämmerer, auch I. F. Oberstpostmeister über 500 Pferde, hatte aus seiner Ehe mit Franziska de Aueroiga die Söhne Jakob und Franz Ernst, die aber beide unbeerbt blieben. Johann Friedrich war kaiserlicher Rath, Kämmerer, Erbland- und Oberstpostmeister in Innerösterreich, Hauptmann zu Fiume und Burggraf zu Grad, hinterließ aber nur eine Tochter aus seiner Ehe mit Katharina Benigna von Haunsberg. Rudolph, Malteserritter, ward im J. 1594, Gombur zu Fürstfeld und Röttling, erwarb sich, zunächst durch seltene Gewandtheit in ritterlichen Übungen, die Gunst des Erzherzogs Ferdinand. Er wurde dessen Rath und Kämmerer, auch, nachdem der alte Georg Ruprecht von Heberstein sich auf seine Güter zurückgezogen, Oberstpostmeister, mißbrauchte jedoch in Stolz und Übermut das Fürstlich herliche Auzerzeugung, daß ihm der Hof untertänig werden mußte. Ferdinand war aber keineswegs unverschämlich, und dem gesallenen Günstling mußte das Generalat in Kroatien und an den karstädtischen Grenzen (um 1620) als eine höchst ehrenvolle Verpflegung erscheinen. Rudolph, als General von Kroatien der 20., nicht der 21., wie Balasor, fälschlich den Grafen Adam von Trauttmannsdorf ihm vorschreibend, rechnete, Rudolph wurde auch nach Heinrich's vom Bogau Abtode im J. 1626 zum Prior des böhmis-

chen malteser Großpriorats in Strakonitz erwählt, und er hat zuerst den Namen eines Großprior's angenommen. Er starb aber zu Karlsbad im J. 1627, bevor er von der neuen Würde hatte Besitz nehmen können. Johann Christoph endlich, der jüngste von des Johann Baptist und der Afra Sidonia von Haym Söhnen, Kaiser Ferdinand's II. Rath und Kämmerer, erkaufte am 24. Oct. 1622 von Johann Jakob von Ragui, um 15,000 Gulden und sechs Ruchspferde, das Oberstpostmeisteramt, und erhielt im J. 1623 die Bestätigung aller Privilegien, so wie am 4. Sept. 1624 aus der österreichischen Kammer für sich und seine männliche Nachkommenschaft die Belohnung mit dem obersten Hofpostmeisteramt in Ungarn, Österreich und Böhmen, und dessen incorporirten Provinzen (Schlesien allein ausgenommen). Im J. 1629 erhielt er auch noch das innerösterreichische Oberstpost- und Erblandpostmeisteramt, welches zwar schon 60 Jahre bei der Familie gewesen, und im J. 1630 wurde ihm vom Kaiser Ferdinand II. als römischer Kaiser und Erzherrn der Erblande ein Begnadigungsbrief, des Inhalts, daß alle die im J. 1624 ertheilte Belohnung allezeit der distinkte die Belohnung nehmen, und sich oberster Erbpstpostmeister nennen solle, während die jüngeren Söhne sich mit dem Titel eines Erbpstpostmeisters begnügen müssen. Am 1. Oct. 1636 erließ Johann Christoph Freiherr (der ihm verliehenen gräflichen Würde hat er sich nicht bedient), den Bürgern der Stadt Hartberg die auf kaiserliche Resolution vom J. 1528 wegen verübten Ungehorsams als Strafe auferlegte Abgabe des zehnten Pflanzens von ihren Häusern auf „ganz ewig weiter den gedorsamt geführt und anderer Herrn fürbitt, so wohl Ihr und Irer Armen Weib und Kinder unterbeniges Supplireien, Anzügen und Witten, zu aufwendung Ihr, der noch nachfolgend und Erben angesehen hao.“ In demselben Jahre folgte er dem Kaiser zu dem Kurfürstentage nach Regensburg, und hier verlangte er kraft des Hofpostamtes die Einsammlung und Auftheilung aller sowohl an die kaiserlichen Minister und das kaiserliche Gefolge, als auch fremden Gesandten gehöriger Briefe, und die davon fallenden Emolumente. Paris konnte und wollte dieses nicht gestatten, sah darin vielmehr einen Eingriff in das Reichsgeneralpostmeisteramt. Beide Theile recurrierten an den Reichshofrath, und auf ein von demselben erlassenes Gutachten erließ der Kaiser dahin ein Decret: „daß die Fertigung der Correspondenz und Auftheilung der Briefe, so zu der kaiserlichen Hofpost anlangen, wie auch an die Personen, so dem kaiserlichen Hof nachfolgen, dem alten Verkommen nach, wie auch des Generalpostmeisters eigenem deswegen gegebenen Record gemäß, dem kaiserlichen Hofpostamt suchen und verbleiben, und Paris oder der allhier (zu Regensburg) angelegte Postmeister sich hinsichtlich mit Annehmung und Auftheilung derselben Briefe weiters, als was die dieselgen Bürger und Kaufleute betrifft, nicht anmaßen, auch bei jedesmal ankommenden Posten und Ekspediten die Briefen und Paquets, wie sich gebühret, zur kaiserlichen Reichskammer, dem Reichshofpostamt versperren und uneröffnet, damit sie dieselbst eröffnet werden, somit deren gedrucklichen Correspondenzen una-

verzüglich überliefern und zustellen solle.“ In der Ehe mit Katharina, des Freiherrn Andreas von Heidersdorf Tochter, hatte Johann Christoph mehre Kinder, doch kommt nur der Sohn Karl, des heil. röm. Reichs Graf von Paar, Freiherr von Hartberg und Krottenstein, in Betracht. Karl, der Kaiser Ferdinand's III. und Leopold's I. Kämmerer, auch oberster Reichshof- und der kaiserlichen Erbprinzeire und Lande Generalerbpfaffenmeister, vermählte sich mit Franzisca Polzerna von Schwenberg, der einzigen Tochter von Johann Wilhelm von Schwenberg, dem letzten Manne seines uralten und mächtigen Geschlechtes, und von Johanna Teczka von Eppa, der Schwester des zu Eger im J. 1634 ermordeten Adam Erdmann Teczka. In ihrem Namen machen die Fürsten von Paar Anspruch nicht nur an die confiscirten Güter des Hauses Schwenberg, sondern auch an das in Folge alter Erbverbrüderungen und des von Peter Bol von Rosenbergs, am Freitage nach St. Georgen 1610 errichteten Testaments an die von Schwenberg erbfallene Eigenthum des großen Rosenbergschen Hauses *). Mit dem Hause Taxis hatte Karl wegen des Hofpostamts große Streitigkeiten. Schon im J. 1641 hatte Taxis dem Reichshofrathe eine Klage übergeben, worin gebeten wurde, dem von Paar bei 1000 Dukatens Strafe anzubefehlen, daß er für sich selbst und durch seine unterthänigen Officiere Taxis in seinen Postgerechtigkeiten und Freiheiten nicht turbiren, sich in der Stadt Regensburg oder andrer Orten im Reich, wo sich die kaiserliche Poststätt befände, des Postweins weder in Aufnehmen oder in Austheilung der Briefe, wie bisher gewaltthätig geziehen, nicht anzuße, sondern auch allen bisher gewaltthätig entzogenen Genuß, zu 4000 Fl. sammt den andern Kosten erzeuge. Im gleichen Sinne erstattete das kurfürstliche Collegium am 12. Jun. 1641 ein Gutachten an den Kaiser, aber gleichwol wurde Paar im J. 1656 von der angestellten Klage entbunden. Nun hat aber Graf Karl, daß, weil Taxis unter dem Vorwande, daß sein Lehenbrief nur aus der österreichischen Kanzlei wäre, allehand Schwierigkeiten erhebe, zu Abweisung weiterer Verdrüßlichkeiten aber sein kaiserliches Obersthofpfaffenmeisteramt, ihm ein Lehenbrief aus der Reichskanzlei ertheilt werden möge. Diefem Besuche wurde am 9. Nov. 1656 gewillfahrt, und heißt es in dem Lehenbriefe: „daß uns unser Obristreichshof- auch unser Erbprinzeire und Landen Generalerbpfaffenmeister ... vorgestellt, daß sein Geschlecht von vielen Jahren her nicht allein die Posten in unserm Erbprinzeire und Landen, sondern auch bey unserm kaiserlichen Hofstaat nicht weniger auf allen vorfallenden Stellen auch außer unser Erbprinzeire und Landen im Reich und sonst,

sowohl als in unsern ordinari Residenzen unser kais. obristl. Reichshofpostamt verwalte, und obwolten er der Hoffnung getehen thäte, er würde bei dem obristen Reichshofpostamt ohn Eintrag gelassen werden, so dabe doch Taxis bisher ihm allehand Disput erwecket ... Das haben wir angehen, und ihm das kaiserliche Obristreichshofpostamt nun hinfür zu einem Wannleben von neuem gnädigst angehe, verwilligt und wollen, ... daß er besagtes kais. obristl. Reichshofpostamt als ein mächtiges Reichsregal- und Lehen innhaben, nutzen, niessen und gebrauchen, bei unsrer kaiserlichen Hofstätt an allen Orten und Enden, wo selbige in oder außerhalb unsrer Erbprinzeire reich- und Landen sich in unsrer obere unsrer Erbprinzeire Anwesenheit befinden wird, die Correspondenzen fertigen, die Briefe sammeln und austheilen, und die davon gefallene Kwolumenta einlegen ... solle ...“ Der Sieg des gräflich Paar'schen Hauses schien hiermit entschieden. Allein nach Absterben Kaiser Ferdinand's III. wendete Taxis sich abermals an das kurfürstliche Collegium, und dieses bei der frühern Ansicht verharrend, rückte in Kaiser Leopold's I. Wahlcapitulation, dem Taxis'schen Postrechte zum Besten, den Art. 35 ein, welcher zwar den Reichshofpost nicht hinderte, dem Grafen von P. die Bezeichnung auf die vorige Art zu ertheilen, von der andern Seite aber doch so viel bewirkte, daß der Kaiser, unter kurniaulischer Vermittelung, zwischen den streitenden Partien einen Vergleich zu Stande zu bringen suchte. Dieser Vergleich, vom 12. Febr. 1661, bestimmte, daß die Einsammlung und Spedition der Briefe des Kaisers und der zu seinem Hofstaate gehörigen Personen, während der persönlichen Anwesenheit des Kaisers aus Reichs- und Wahltagen durch Paar, die Bestellung der übrigen Briefe, ingleichen die Fertigung der Correspondenzen, Post- und Stundenzettel durch Taxis besorgt werden solle. Das Porto der von beiden Theilen zu besorgenden Briefe sollte zwischen ihnen getheilt, die Post zu Passau, als zum Reiche gehörig, von Paar an Taxis abgetreten werden. Der Graf von P. such aber, ohne daß er diesen Vergleich unterzeichnet hätte, mit Hinterlassung der Ehden Karl Joseph und Joseph Ignatius. Der jüngere, Joseph Ignatius, Graf von P., f. l. wirklicher Geheimrath (seit 1709) und Kämmerer, war des Kaisers Joseph I. Oberstküchenmeister, nachmals Oberflägermeister, und der Kaiserin Wilhelmina Amalia Oberhofmeister, empfing 1731 den Dorn des goldenen Vließes, und starb im J. 1739, weiterbekannt als ein Dichter ohne Gleichen. Seine Gemahlin, Maria Anna Franziska, Gräfin von Waldstein, hatte ihm den einzigen Sohn Guido Joseph geboren, der am 30. Nov. 1751 das Zeiliche geignete. Karl Joseph, des Grafen Karl älterer Sohn, des heil. röm. Reichs Graf von Paar, Freiherr auf Hartberg und Krottenstein, Herr der Herrschaft Hartenstein, f. l. wirklicher Geheimrath und Kämmerer, oberster Reichshof- und dero Erbprinzeire und Lande Generalerbpfaffenmeister, Ritter des goldenen Vließes (seit 1712), war den 20. Mai 1654 geboren. Am 26. Jun. 1702 ertheilte er einen Entschied des Reichshofrats, der ihm die Feldposten, worin Taxis ihn zu führen suchte, manumteinte, jedoch daß wegen der von

*) Vergl. Kurzer Extract von Feati sprechen berjenigen von der Hoch- und Wohlgeborenen Frauen Franziska Polzerna, verwitbten Gräfin von Paar, geborenen Gräfin von Schwenberg, auf die genannte Rosenbergsche Adicommiss: Welcher formirenden Präsenzen, worinnen nur die Hauptpersonen, wegen welcher sie ihre Intention zu erlangen gebieten, begriffen und ausweiset angehöret, künftigen Beschlusses Seiten gnädigst abgehört worden, verleset von Feil. Rob. v. Prosserger, und geteilt zu Wien im J. 1697. 8to.

den Taxis'schen Bedienten dem Hofpostkammerer mit Unkosten zu führenden, den kaiserlichen Hof, auch andere Kur- und Fürsten betreffenden Correspondenzen ein billig möglicher Vergleich versucht werden sollte. Seines Erbarmes wegen empfing er den Kaiser Karl VI. bei der Ponkung in Italien, gleichwie er denselben zur Krönung nach Frankfurt führte; Dienste, die jedoch nicht hinreichend besuhen wurden, um ihm den vollen Genuß des Erbarmes zu sichern; denn er mußte im J. 1722 die Verwaltung der Posten an die Postkammer abgeben, und sich mit dem Titel und einer ewigen Rente von 80,000 Gulden begnügen. Er starb den 12. Mai 1728, aus seiner Ehe mit Maria Renata Gräfin von Sternberg die Söhne Johann Adam und Johann Leopold hinterlassend. Johann Adam, geb. den 7. Nov. 1680, war seit dem Mai 1703 wirklicher Reichshofrath, nachmals auch f. l. Kammerer und Geheimrath, vermählte sich den 6. August 1703 mit Maria Josepha Antonia Gräfin von Hüttingen-Spielberg und starb den 2. Mai 1737. Seine Witwe, Oberstleutnantin der verstorbenen Kaiserin Elisabeth, erhielt, nach der Gräfin Fuchs Ableben, im August 1754 die nämliche Stelle bei der Kaiserin Maria Theresia, blieb deren einzige Umgebung, nachdem die Kaiserin, jetzt ebenfalls Witwe, alle ihre Hof- und Staatsämter der jungen Kaiserin überlassen hatte, und starb den 22. März 1771, im 86. Lebensjahre. Einige Jahre vorher hatte sie, Alters halber, ihre Würde niedergelegt. Johann Adam's jüngerer Bruder, Johann Leopold, geb. 1693, f. l. Kammerer seit 1716, wirklicher Geheimrath seit 1740, vermählte sich den 2. Jun. 1715 mit Maria Theresia Gräfin von Sternberg, folgte seinem Bruder in der Würde eines obersten Reichshofrathes, und Generalerblandpostmeisters, wie er denn auch im J. 1737 die Bedienung in Gemäßheit des im J. 1656 gegebenen Lebensbriefes empfing, und starb den 25. Jun. 1741. Seine Witwe, in zweiter Ehe, seit 1742, an den Grafen Johann Daniel von Gassein verheiratet, broodnete die ihr eigenthümliche Herrschaft Smirzitz, in dem königsräthiger Kreise von Böhmen, und starb daselbst den 29. März 1761. Sein einziger Sohn, Wenzelslaus Joseph Johann, geb. den 7. Aug. 1719, f. l. wirklicher Geheimrath, Kammerer und oberster Reichshofrath und Generalerblandpostmeister, verheiratete sich, nach Ableben Kaiser Karl's VI., bei dem Reichsdeputationsrat um die Beilehnung, wurde aber am 24. Nov. 1741 dahin beschieden: „Publicatus resolutio serenissimum Imperii Viciniorum, in deren Conformität der Graf von P. mit der seines Orts auf das kaiserliche Hofpostamt angeführten Beilehnung ein für allemal abgewiesen sei.“ Dagegen erhielt Taxis von dem Vicariat die Beilehnung, und es ward ihm bei der Reise Kaiser's Karl VII. nach Frankfurt zur Krönung die Bedienung übertragen. Überhaupt hielt man, seitdem die Kaiserwürde von dem Hause Österreich abgekommen war, das Paar'sche Hofpostamt für erloschen, und in dem Diplom, worin Karl VII. das Taxis'sche Erben zu einem Thronerben erbot (1743), wird Kaiser Erbgenerals- und Oberstpostmeister genannt. Diese für Paar so nachtheilige Erbschaft der Dinge blieb unter Franz I. unverändert,

Franz übertrug selbst die Postbedingung auf seine Reise von Hanau nach Frankfurt und von da zurück nach Ulm dem Fürsten von Taxis, indessen erhielt doch Paar aus der Reichshofkanzlei ein Decretum salvatorium. Bei der Wahl Joseph's II. machte der Graf, in der Absicht, die Bedienung des Hofes auf der Reise nach Frankfurt zu erlangen, seinen Anspruch wieder rege; es wurde aber nach vorläufiger Erörterung der Reichshof-, der Hof- und Staats-, und der böhmischen Hofkanzlei demselben an Hand gegeben, sich an das kaiserliche Collegium zu wenden. Taxis erhielt die Bedienung des kaiserlichen Hofes, und Paar, wie im J. 1745, ein Decretum salvatorium. Der Graf überreichte hierauf dem Kurfürsten ein Memorial, worin er seine Verzichtnahme aus der Beilehnung von 1656, aus den ältern Judicialis, und aus dem Vergleiche von 1661 zu behaupten suchte. Gegen die kaiserlichen Wahlcapitulationen wendete er ein, daß er dabei nicht gebört worden sei, schließlich bat er, ihn und seine Familie bei der im J. 1656 empfangenen Reichsbeilehnung, und dieses Reichthums selbst in null et honoris bei seinem Esse zu erhalten. Es ward aber dieses Gesuch an die Behörde verwiesen, in der Wahlcapitulation selbst blieb die Stelle, wie sie 1742 abgefaßt worden, und des Grafen Gesuch um die Beilehnung (1766) fand bei dem Reichshofrath keine Resolution. In diesem Zustande verblieb die Angelegenheit, als dem Grafen, oder seit Kurzem Fürsten, von Paar, der Auftrag wurde, der Erzherzogin Marie Antoinette nach Frankreich zu geleiten. Dieser Auftrag bestimmte ihn zu einer doppelten Witschrift an den Reichshofrath; in der einen bat er um Beförderung der bereits 1766 nachgesuchten Beilehnung, in der andern bat er, daß ihm, als oberstem Reichshofpostmeister, die amtliche Bedienung der Erzherzogin übertragen werden möge. Der Reichshofrath ersuchte hierauf ein sehr ausführliches Gutachten an den Kaiser, welches dieser genehmigte, und worauf am 25. April 1770 folgendes Conclufum erging: „von Paar Herr Fürst puncto investiturae et turbationis in exercitio juris postaram, publicatur resolutio Caesarea: Idro Kaiserliche Majestät haben gefürsamt Reichshofrathsgutachten allernähigst approbirt, dem zufolge hat des Herrn Fürsten von Paar pro investitura ad normam de 1656 gestelltes und übriges davon abhängendes Gesuch nicht statt.“ Es scheint nicht, als wenn der Fürst gegen dieses Gutachten, welches sein Reichshofpostamt, im absoluten Widerspruch zu früheren Verfügungen des Reichshofrathes vernichtete, irgend ein Rechtsmittel eingebracht habe, weil aber besond' er sich in der Erzherzogin's Folge, als diese (April bis Mai 1770) die verhängnißvolle Reise nach Straßburg antrat. Die Reise, deren Ausgang so tragisch, gleich einem Triumphzuge; von Ulm bis Freiburg verbrachte sie die eigends für den Gebrauch der Erzherzogin erbaute Dauphine- oder Devotionsstraße. Auf der Rhodanie bei Rehl, bei dem 26 Jahre später der österreichischen Monarchie so viel Unheil vertheilenden Rehl, in einem in der Eile gezimmerten Hause, wurde die Übergabe und die Verabschiedung des mitgebrachten Hofstaates bewerkstelligt, wobei sich die päpstlichsten Regungen in den bedauerlichen

thums Kaiserreich unter der Enz, von der Zapa und dem Zafchbade bewässert, ist reich an Wein und Getreide. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gebirgiges, am rechten Ufer des Zafchbades, an dem von Stockerau nach Wilfersdorf führenden Verbindungswege, in hügeliger Gegend, zwischen Langenbors und Langenbors liegendes Dorf im Viertel unter dem Mannbartsberge Niederösterreichs, mit einer eignen alten Pfarre (Defanat an der March), des Erzbischofs Wiens, einer katholischen Kirche, Schule, einem Herrschaftsschloße, 168 Häusern und 1051 Einwohner, welche sich vom Feld- und Weinbau ernähren. Die Pfarre, welche von einem Priester besetzt wird, steht unter dem Patronatsrechte des Barnabiten-Collegiums zu Pestbad, von dem es ungefähr 4 Stunden entfernt ist. Das Dorf ist von den Poststationen Wilfersdorf und Gaunersdorf fast gleich weit entfernt. Von Werbegeiz hat das Einwohnereingetragene Nr. 4. (G. F. S. hrainer.)

PAATWERK, ein Ausdruck, der in Schlegelwieg für eine besondere Art von lebentiger Erde gebraucht wird, welche man in den Termiten der Provinzen Dänemarks häufig anlegt, um die Termiten der Föhrstichte gegen Menschen und Hausthiere zu schätzen. Zur Anlegung eines solchen Paatwerks zieht man zwei ziemlich tiefe und breite parallel laufende Gräben und füllt die aus ihnen geflossene Erde so auf, daß sie einen Wall bildet. Diesen besetzt man mit Dornen und sich dicht haltenden, zu Buschbüsch gereinigten Holzarzen, um eine lebentige Erde zu erhalten. Um diese jedoch noch mehr zu verdichten, werden die längeren Zweige zur Erde gebogen, und wenn sie stark sind, einschmidt, um sie als Stenke in den Boden zu befestigen und die dann wieder in die Höhe schießenden Zweige in einander verflochten zu können. Wenn ein solches Paatwerk dicht bleiben soll, muß das zu alt werdende Holz gehauen werden, um wieder neue Aufsätze zu erhalten *).

PAAW (Peter), berühmter als Physiker und Anatom, wurde im J. 1564 zu Amsterdam geboren. Schon im 16. Jahre hatte er seine Schulbildung so weit vollendet, daß er die Lehrsätze Universität beziehen konnte, wo er vier Jahre lang medizinische Vorlesungen besuchte. Nur sich weiter auszubilden, ging er darauf nach Paris und von da, nach einem kurzen Aufenthalt in Dänemark, nach Rostock, wo er 23 Jahre alt sich den Doctorat wahrscheinlich durch die beiden untern in der Rote unter 1 und 2 angegebene Disser. ersten erwarb. Der anatomische Ruf des Fabricius von Aquapendente zog ihn jetzt nach Padua und der Enz und Eifer, mit welchem er diesen Unterricht beehrte, wobei ihm sein treues Gedächtnis sehr zu Hatten kam, machten ihn bald zu einem der würdigsten Schüler dieses Mannes. Dies bewog die Universität Ryden, ihm, nach seiner Rückkehr aus Italien, eine medizinische Professur zu übertragen, welcher er so vorsah, daß er sich die Ehre und Achtung seiner Zöglinge, wie die des Publicums, in gleich hohem Grade erwarb. Er starb allgemein bewundert

im J. 1617. Anatomie und Botanik waren seine Lieblingswissenschaften, und Erden verdankt ihm die Anlegung seines botanischen Gartens *).

PABAR, ein neu brodifertes, eine Stunde südwestlich von dem Markte Apolozia entferntes, zwischen Lesence, Lomai und Lesence Itzand liegendes Prädicium im spallaber Comitat im Kreise jenseit der Donau Niederungens. Es ist nach Lesence-Lomai eingepfarrt, wird durch einen in den Plattenen sich ergebenden Bach bewässert, reich an Waldungen und sehr fruchtbar. (G. F. S. hrainer.)

PABAY, eine der Hebriden, zur schottischen Grafschaft Taye geödig.

PABLIA, auf der Peutinger'schen Tafel Name eines Flusses in Etuden, heute Paglia, der bei Triebeto in den Glanis fällt. (Wannert IX, 406.)

PABLO (S.), 1) See in dem ehemals zur Provinz Quito, jetzt zu Colombia gehörigen District Otobalo, welcher 3 Leagues lang und gegen 4 Leagues breit ist. Zahllose Wasservögel halten sich auf ihm auf, doch sollen sich nur wenige obge gar keine Fische in ihm finden. Durch seinen Abfluß verfließt er den Rio Glanaco. 2) Dorf in der colombischen Provinz Chocho mit Goldbergwerken am rechten Ufer des S. Juan. 3) Dorf in dem colombischen Department Ecuador, welches starken Handel mit Peruvianschen Eiland vor dem Hafen von Panama. — 5) Mehrere Städte oder Dörfer dieses Namens finden sich auch in Mexiko und den übrigen amerikanischen Ländern. (Fischer.)

PABOON, afrikanische Insel im Gambiastrome, welche eine Länge von neun engl. Meilen hat und zum Könige reiche Bani gehört.

PABOU, Stadt in Canada an der Nordküste der Schaleurdi, liegt 22 engl. Meilen südwestlich von Coopers cap und hat 1200 Einwohner.

PABROCIOUS DE GLOGOL (oder Pabrocki oder Paorocki) mit dem Vornamen Bartholomäus, ein polnischer Edelmann, geb. im J. 1550, gest. im Anfang des 17. Jahrh., welcher sich mit der Genealogie der adeligen Familien stammischen Volkstammes fleißig beschäftigte u. s. d. darüber in polnischer und böhmischer Sprache mehr verfaßt hat; zuerst Nidus virtutum über die polnischen, dann den Dialogus viatoris Silesiam transsum-

*) Die hinterlassenen Schriften: 1) Tractatus de Exercitiis, Lacticalis et Bellaricis. (Rost.) 2) Natus in Galienum de cibis huius et mali uici. (ibid.) 3) Hortus publicus Academicus Lugduno-Batavus, ejus Geographia, descriptio et usus etc. (Lugd. Bat. 1601.) 4) Praefatio Anatomica de humani corporis ossibus. (ibid. 1615.) 5) Succenturiatus Anatomia, continens commentarius in Hippocratis de capitis vulneribus. Additae sunt annotationes in aliquos capitula libri octavi C. Celsi. (ibid. 1615.) 6) Natus et Commentarii in Epitomen Anatomicam Andreae Vesalii. (ibid. 1616.) Nach seiner Tode erschienen 7) De Valvula Intestinali epistola datus. (Oppenheim. 1519) zugleich mit der ersten Edition der Briefe des Benedictus Chirac. 8) De Peda tractatus cum Praefati Florentini adhib. (Lugd. Bat. 1656.) 9) Anatomica observationum et lectiones. (Halsius 1657.) Außerdem sind von ihm noch mehrere handschriftliche Werke und Abhandlungen vorhanden. (Bergl. Biog. Diet. III. t. de la Méd. ancienne et moderne (Mons. 1778).

*) Die Schenkung dieser Peden hat man umständlich beschrieben in Knappe's Hispania (Halle 1806) 1. Heft. S. 55.

tis cum hospite Silesio, über die schlesischen mit den polnischen verwandten slawischen Familien, darauf sein Speculum marchionatus Moraviae, über die ältesten Geschlechter Mährens; im J. 1593 kam er nach Böhmen und brachte hier nach mehrbündigen Untersuchungen, bei denen ihm der Herrscher Johann Abino von Habsburg hieselbst zur Seite stand, seine Stemmatalographia Bohemiae, welche er Diadochon nannte, zu Stande, an der man jedoch manche chronologische Irrthümer und Auslassungen zu tabeln gehabt hat. Manche genealogische Schriften liegen von ihm noch ungedruckt in Handschriften, wie Paralipomena genealogiarum Slavicarum über einige russische Familien und ein Chroniclea Borussiae. (H.)

Pabat etc., f. Papst etc.

PABSTDORF, PABSDORF, Grenzort im ehemaligen halberstädtischen Amte Schlanstedt, jetzt zum preuß. Regierungsbezirk Magdeburg gehörend, zählt 137 Häuser und 800 Einwohner. Der größere Theil desselben mit der Kirche gehört zu Braunshweig, der kleinere mit dem Rittergute zu Pörschen. (Fischer.)

PABU St., Gemeindefort im franz. Departement Finistère (Britannie), Canton Ploudalmézeau, Bezirk Brest, ist 4½ Meilen von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1185 Einwohner. Ein anderes Dorf dieses Namens mit 913 Einwohnern liegt 4 Meilen von Guingamp entfernt, im Departement der Nordküste. (Nach Barbichen.) (Fischer.)

PABULATOIRES, Futterfucher, wurden im 3. Jahrh. diejenigen Anachoreten genannt, welche ihre Frömmigkeit so weit getrieben hatten, daß sie völlig nackt und bloß, nur mit einem kleinen Schurz umwunden, in Wäldern und Büschen herumstrichen und den Thieren gleich von Allem lebten, was sie aufstreiben konnten. Die meisten lebten allein von rohen Kräutern und Wurzeln; ihre Gestalt war gewöhnlich abscheulich verwildert. (G. H. Fink.)

PABUS, ein persisches Compositum, aus pa, Fuß, und has (richtiger dasz mit gekürztem Schwa) Kuss, also Fuß-Kuss. Bekanntlich im ganzen Orient ein Zeichen hoher Ehrerbietung. (H. Schott.)

PAC, in der Aussprache Paex, eins der ältesten und ansehnlichsten Geschlechter Litauens, welches, eine Seltenheit bemerkt für eine Familie dieser Art, seine Herkunft nicht von den Jagellonen herleitet. Johann Pac hat die Bestätigung des Statutum Lituanicum unterfertigt. Georg, Castellan zu Polozk, war ein Zeitgenosse des Großfürsten Alexander von Litauen. Georg Pac vertrießte im J. 1500 Emelnok mit großer Unerschrockenheit gegen die Moskowiter, wobei ihn jedoch Nikolaus Solobow getreulich unterstützte. Stanislaus Pac, der Großvater des von Litauen, und zugleich Statthalter der Moskowschicht Wiewsk, sah die ihm anvertraute Provinz, insbesondere die Grenzstadt Jersischka, durch die rassen Fortschritte der Moskowiter bedroht (1564). In Eile sammelte er das Aufgebot der Provinz, und es gelang ihm, mit Inbegriff seiner Hausruppen, eine Schaar von 2000 leichten Reitern aufzubringen. Damit that er einen An-

griff auf den Feind, der 13,000 Mann stark, noch mit der Belagerung von Jersischka beschäftigt war. Der Moskowiter Centrum ward durchbrochen, ihr Geschloß erobert, die beiden Flügel aber, die kaum berührt, zogen sich in Ordnung zurück. Auch sie sollten ihre Brüder Geschick theilen, und Stanislaus verfolgte sie mit wilder Hast. Es kommt zu einem zweiten Treffen und vollendet wird die Niederlage der Moskowiter. 8000 von ihnen blieben auf dem Plage, die übrigen zerstreuen sich nach allen Seiten hin, ihre Flucht durch die überall herumgestreuten Wälder bedingend. Gefangene wurden nur wenige eingebracht, dafür aber reiche Beuten an Fellen, Kommoden und andern Kriegesgeräthe. Dieses geschah am St. Margarethentage 1564. Auch in den folgenden Jahren blieb Stanislaus den Moskowitern ein sehr gefürchteter Feind. Zu Anfange Decembers 1566 eroberte er eine feste Citadelle, die wir zwar nicht näher zu bezeichnen wissen, und gleich darauf im den 13. des nämlichen Monats besiegte er auf einem Streifzuge gegen Wiewsk des Großfürsten praetorium cohortem majora parte ex nobilibus aulae illius locum (die Wojarschöne). Im Januar 1567 beunruhigte er durch Raub und Brand die Gebiete von Wiewsk, Usmatic und Biela, daß der Großfürst sich genöthigt sah, den Peter Solowin cum praetorio selectae nobilitatis equitatu gegen ihn auszusenden; Solowin erlitt aber eine schmachliche Niederlage, büßte seine ganze Mannschaft ein, und wurde selbst zum Gefangenen gemacht.

Des Stanislaus Bruder Paul, Castellan von Wiewsk, hatte einen Sohn Johann, der als Mundschrei von Litauen vorkommt. Nikolaus Pac, Bischof zu Kiew, war er noch im J. 1569 fungirte, war im Jergen und noch vollständiger als sein Amtsbruder Georg Piskowicz, der Bischof von Samogitien, der Lutherischen Lehre zugehörte; der Verstellung müde, warf er zuletzt Inful und Hirtenstab von sich, um fortan unter den weltlichen Senatoren Platz zu nehmen. Stephan, Unterkanzlermeister von Litauen, und Christoph finden sich unter den Unterschriften des Wahlinstrumentes von König Wladislaw IV., jener als Landbote von Wilna, dieser als Landbote von Trost. Als Großkanzler von Litauen war der nämliche Christoph einer der getreuesten Anhänger von König Michael und durch ihn wurden auch die meisten der litauischen Beamten in der gleichen Stimmung erhalten. Zuletzt ließ sich Christoph aber durch die französischen Proffiten gewinnen, und er war im Begriffe für Michael's Absetzung, für die Wahl des Herzogs von Longueville zu stimmen, als des französischen Prinzen Tod die ganze Lage der Dinge umwandelte. Im J. 1674 gründete Christoph 14 Meilen von Kowno, an der Wilia, im dichtesten Walde, das Camalulenerkloster Mons Pacis, auf dessen Bau er acht Töchter seines verwandten und wo er auch sammt seiner Gemahlin beerdigt wurde. Von seinen vielen Starosten wissen wir nur noch ein Genesie zu nennen. Michael Pac, der Woiwode von Wilna und lithauische Großfeldherr, zeigte sich in der Schlacht bei Gorkim im J. 1673 als Sobiesky's würdiger Kämpfer. Um die nämliche Zeit kommt Nikolaus Stephan als

Botwode von Trost und im J. 1700 Michael Kasmir als Castellan von Polesz und Starost von Waskilowicz vor. Peter Pac, Starost von Wilczyz, Consiliarius der litthauischen Confederation, aus dem District von Lida, unterzeichnet die hiesigen/chen Confederation Manifestation d. d. Königsberg, 30. Jul. 1735, gleichwie auch von Joseph Pac, Starostin von Gredobin, Residente ad Latum regium, aus dem District von Byzse-Litewsko geschieht. Ignatius Pac, litthauischer Untertruchsz seit 1761, und Tribunals-Marschall, unterzeichnet als Heftruchsz von Litthauen und Landbote von Wilna die warichauer Manifestation vom 7. Mai 1764, wodurch ein Theil der Ernennungen und Landboten unter dem Vorwande, daß die Freiheit der Berathschlagung durch die Anwesenheit russischer Truppen gehindert sei, sich von dem Conventionsbeirath absonderte, wogegen Anton Michael Pac, Großnotarius von Litthauen am 16. Mai 1764 die Generalkonföderation unterzeichnet. Großnotarius war Anton Michael seit dem Februar 1750, auch Starost von Porzian. Er starb zu Lyck. Seine Gemahlin Vereska, Prinzessin Rabinowicz, verm. am 14. Februar 1745, erhielt den 14. Sept. 1750 den Sternkreuzorden und wurde Mutter eines einzigen Sohnes. Michael Pac, Starost von Biala, Landbote von Wilna, unterzeichnete den Staatsvertrag von 1767, die Rechte der Dissidenten betreffend, trat jedoch später an die Spitze einer der litthauischen Confederationen. Seine Interferenzen mit dem Fürsten Sapieha und dem jungen Horain, die ebenfalls als die Häupter unabhängiger Confederationen zu handeln begehrt, wurden jedoch der gemainen Sache sehr nachtheilig, und nach einer Reihe von zweifelslos Raubzügen blieb den Häuptern nichts übrig, als nach Preußen zu emigrieren und Truppen und Bundesgenossen und das misshandelte Schmalten der Billkür der Russen zu überlassen. Gleichwohl fand Pac nochmals Leute, die geneigt seinem Vorhaben folgten; er vereinigte sich mit dem Fürsten Sapieha nach von Pulawski, und leistete am 13. Sept. 1769 das Testen bei Drachowel in Ostpreußen. Die Confederirten hatten sich sehr theilhaftig zwischen Wäldern und Morästen aufgestellt und hielten vier Stunden lang des russischen Brigadier, Alexander Suwarow, Angriffe mit Standhaftigkeit aus. Zum Weichen genöthigt, wogert durch der Feinde Tapferkeit, als durch das böse Beispiel einiger Ausreißer — ein Fürst Rabinowicz, dem ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden, warf sich schnell auf ein andres und jagte davon mit solchem Muthwillen, daß er sogar auf die Confederirten, die ihn aufhalten wollten, Feuer gab — zogen sie sich in Ordnung und ohne bedeutenden Verlust zurück. Als sie aber am folgenden Morgen vor Mielow (in dem Gelmischen) anlangten, und eben einen Bach, der sie noch von der Stadt trennte, überschreiten wollten, überfiel sie der von einer andern Seite ankommende russische Oberst von Bönne, und diesmal erlitten sie eine vollständige Niederlage. Von 2000 blieben kaum noch 500 Mann unter sieben Marickälen übrig, die kümmerlich über die Karpaten nach Ungarn entkamen. Pac blieb jedoch noch lange in Unthätigkeit, er kehrte nach Polen zurück, es gelang ihm, sich als General-Conföderations-

marschall von Litthauen anerkennen zu lassen, und in dieser Eigenschaft unterzeichnete er am 7. Nov. 1769 zu Biala an der schlesischen Grenze die Vereinigung der beiden General-Conföderationen von Polen und von Litthauen, gleichwie die verschiednen im Namen der Conföderirten erlassenen Manifestationen. Werthwürdiger jedoch als alle die Manifeste ist das von Pac allein an sämtliche Gerichtshöfe erlassene Universale, Febr. 1770, worin mit Scharfsinn und Unparteilichkeit die Gebrechen der Verfassung, die Feshwerden der Nation und die Mittel der Abhilfe entwickelt sind. Diese Mittel konnten aber nicht von einem einzelnen Manne ausgehen, und die Angelegenheiten der Conföderirten erlitten mehr und mehr in Verfall. Nach dem Mordversuche auf den König erklärte der k. Hof, in einer an den General-Conföderationsmarschall von Litthauen, Grafen von Pac, gerichteten Declaration vom 28. Nov. 1771, daß Pulawski aus immer des Schutzes und der freien Zustucht, wie sie bisher jeder Pole in den österreichischen Staaten gefunden, verlustig sein sollte, und da vor dem abschließlichen Unternehmen auf die gekrönte Person des Königs von Polen ein Manifest circulirt hätte, in welchem die feindseliche Weise zu dem mißlungenen Königs-mord eingeladen worden, so beehrte der kaiserliche Hof, daß von den Urhebern dieses Manifestes, sowie von allen, die einigen Antheil daran genommen, ein Gegenmanifest erlassen werde, worin sie die verabschiedungswürdige Einladung nicht allein widerrufen, sondern auch Gründe anführen würden, welche hinderten, den ernstlichen Gedanken eines vergeltlichen Verbrechens aus allen Gemüthern auf ewig zu verbannen. Würde dieser Forderung genügt, so sollten diejenigen Personen, denen obgedachtes Manifest aufgebüdet worden, des allerhöchsten Schutzes in den österreichischen Staaten fernst genießen können. Auf diese Declaration erfolgte der General-Conföderationscommission Manifest vom 4. Dec. 1771, worin es unter andern heißt: „Wir protestiren auch vor der ganzen Welt, daß in den Worten der öffentlichen Acte, gegeben in dem Lager von Koniege, nämlich, und was den ausgebrungenen Stanislaus Poniatowski, Usurpator und Tyrannen, betrifft, wann er sich an noch behaupten, eine Partei formiren und noch mehr die Nation in Verwirrung setzen wollte, so geben wir nicht allein unsere Einwilligung dazu, sondern wir machen, uns auch noch dazu verbindlich und fehlen aus Liebe zu allgemeinen Besten, ihn und seine Anhänger durch öffentliche oder heimliche Gewalt (*par la force ouverte ou secrète*) zu verfolgen, ohne die mindeste Rücksicht für ihr Leben, wie nicht gehurt haben, den laßstehenden Arm der Mordeländer zu bewahren, sondern nur den Verächtern der Religion und gefährlichen Freiheit neuen Muth einzuspielen u.“ Hierauf erging (12. Dec. 1771) von Seiten des Fürsten Kaunig ein neues Schreiben an den Grafen Pac, worin ihm angekündigt ward, daß Ihre kais. Maj. mit Vergnügen die gänzliche Widerrufung der Stelle Dero Manifests vom 9. Aug. 1770, als welche zu dem Königs-mord eingeladen schien, gefun-

gen Plutarch's de uilitate ex inimicis capienda und de modo audiendi, von einigen englischen Dichtern des 16. Jhdts. der Abhandlung über den Tod des Apollonius von Tyana, der Worte des Simplicius u. 11) Eine Biographie des Philosophen Democrit u. (H.)

PACAI, PACAËS oder Guanas, werden in Luto und Erde mehrte Arten von Inga genannt, welche Hülsenfrüchte tragen, deren Samen in einem süßen, ehbaren Breie liegen. Hierher gehören namentlich Ing. Feuillaei *Candolle* (Prodr. II. p. 433. I. *resiculata* Spreng. Syst. veg. Pacai *Feuillae* Obo. III, 2. p. 19) und Ing. insignis Kunth (Humboldt, Bonpland et K. Nov. gen. et sp. VI. p. 290. Mimos. p. 43. t. 13).

(A. Sprengel.)

PACAJES, Regierungsdistrict oder Gobierno des Departamento la Paz, Republik Bolivia, ehemals Provinz der unter die Audiencia von Charcas gehörigen Intendantenschaft la Paz. Die Grenzen sind nach *M. Kasten* vom J. 1826 folgende: Von der Ausmündung des Río Desaguadero aus dem See von Titicaca, oder vielmehr seines südlichen Beckens, der Laguna de Unamarcu in südwestlicher Richtung bis zum 17° Br., wo der Fluß Quetzilco gekreuzt wird; von da in südlicher, nur wenig nach Osten abweichender Richtung über den Río Maurer stehend, zieht sie entlang der Schneide der westlichen Cordillera bis 20° 30' Br.; von diesem Punkte östlich nach bis in die Quellengegend des Río Soropaka (Río Puncucha) eines Confluentes des Pilcomayo; dann in nordnordwestlicher Richtung etwas westlich von der Laguna del Desaguadero, an welchen Fluß sich die Grenze etwas südlich vom 18° Br. anschließt; sie kreuzt denselben unter 18° Br. und läuft dann ziemlich gerade nach Norden bis wieder zum Ufer des Sees Unamarcu, den sie östlich von Tiaguano erreicht. Die benachbarten Länder sind: im Norden und Westen die peruanischen Departamentos Chucuito, Areca und Tarapaca; im Süden die bolivische Provinz Atacama (Provincia litoral); im Südosten das Departamento Potosí; im Osten die Provinz Sacaca; im Nordosten das Stadtgebiet (cerroado) der Hauptstadt la Paz und im Norden die von den Peruanern in Anspruch genommene Laguna de Unamarcu. In Folge dieser Grenzen stellt sich der Flächeninhalt des Gobierno de Pacajes auf 2200 geogr. □ M., ohne das Gebiet der Hauptstadt, welches als abgesonderetes Glied des Departaments anzusehen ist, wo jedoch die Regierung (der District und der oberste Gerichtshof) residiren. Die Provinz Pacajes liegt um Weniges niedriger als die Hochebene des Titicacasees, dessen Ufer Pontland 3900 Metres über dem grossen Ocean fand, und insofern dürfte als die Höhe des Abhals von Pacajes 3600 Metres als mittlere Höhe anzunehmen sein. Die auf der bolivischen Seite des westlichen Andenzugs liegenden Dörfer sind notwendig weit höher; ein Beispiel gibt das auf der Grenze von Pacajes gegen das Departement Areca gelegene Posthaus am Río Maurer, nach Pontland 4196 Metres über dem Meere. Aus der Angabe dieser bedeutenden Erhöhung über dem Meere ergibt sich, daß das Klima nicht weniger als angenehm oder mild sein könne, denn die Höhe zweier des

schneller Gebirgsketten, in welchen sich Riesen wie der Tacora erheben, würde allein genügen die Atmosphäre sehr zu kühlen. Der Boden ist von geringer Fruchtbarkeit, und erlaubt nur an bestimmten Orten den Anbau von europäischen Cerealien, die jedoch (nach Pontland) bis auf 2189 Tollen Höhe möglich ist. Erdäpfel sind die vorzüglichsten Gegenstände der Cultur und gedeihen unter allen andern Pflanzplanen am besten. Die geringe Wärme des Klimas schließt übrigens jede Art von tropischer Cultur aus. Nur erst in den schnell nach Osten abfallenden Thälern von la Paz werden Zuckerrüben und ähnliche Pflanzen angetroffen. Die Vegetation ist überhaupt ebenso wenig reich als auf andern Plateaus der Cordillera. Bäume kommen fast gar nicht vor und selbst das Strauchwerk ist nur klein und unermügend dem drückenden Holzmangel abzuweilen, den der Bewohner leidet und der ein großes Hinderniß der Cultur und Civilisation ist. Der grössere Theil der Bodenfläche der Provinz ist mit Gras und niedrigen Alpenpflanzen bedeckt und daher besonders für den gewöhnlichen Industriezweig der peruanischen Indianer, der Viehzucht, namentlich der Haltung von Schafen, geeignet. Man hat es verstanden, die Alpacas, Vicuñas und Vizcachas zu zähmen und bezieht von ihnen große Herden. Das Wollschaf wird in Bolivien sehr kunstreich zu Hüten verarbeitet, die Käse und das gesalzene, mittels der Kälte getrocknete Schaffleisch (Chalona) wird nach dem Küstenlande in Menge abgesetzt und nicht minder nach Cochabamba. Im Austausch erhalten die Bewohner aus den ersten Gegenden europäische Waaren, Branntwein u., aus der letztern Mais, Wehl, tropische Producte. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Indianer von dem Stamme der Pacacas, welchen schon die spanischen Eroberer dieser Gegend (Alonso de Mendoza, Begründer der Stadt la Paz 1548) im Besitze bedeutender Bildung fanden. Wie groß ihre Zahl sei, läßt sich nicht genau sagen, in dessen dürfte sie sich auf 40,000 Seelen belaufen, wenn anders der Indianer Bolivia's dieselbe Kopfststeuer zahlte wie in Niederperu. Nach einem amtlichen Document *) machte im J. 1831 die Steuer der Indianer der Provinz Pacajes die Summe von jährlich 64,151 spanischen Thalern aus. Die weisse Einwohnerzahl ist ohne Zweifel ebenso wie in andern Gegenden Bolivia's sehr unbedeutend. Die Provinzialregierung liegt in den Händen eines Gouverneurs, welcher 1832 einen Gehalt von 2966 sp. Abth. bezog. Ehemal war die obere Instanz der Geregidor, welcher (nach Alcedo) jährlich 96,505 sp. Abth. erhobene Kopfgelder und 772 sp. Abth. Alcabala einzufenden hatte, so daß entweder jetzt die Bevölkerung geringer, oder die Abgaben sehr vermindert sein müssen. Von den einstigen Reichthümern, namentlich den Silbergruben von Berenguela, wo im 16. Jahrh. 700 Erzyden gleichzeitig bearbeitet worden sein sollen, findet sich jetzt keine weitere Spur als Ruinen der alten, lange verlassen Orte der spanischen Minenbesitzer. Zu Ullco's Zeiten *)

1) Presupuesto de los gastos de la republica de Bolivia para el año de 1832, Chuquisaca 1832. 2) Ullco Viage. L. I. c. 14. S. 867.

trieb man noch einen Handel mit blättrigem Zink (Jaspas blancos de Verenguela), den man in Niederperu statt Zinberglass anwendete. In Folge des directen Handels mit Europa findet dieses Mineral jetzt keinen Absatz — Handelsstraßen besitzt Pacajes drei: von Tiquique an der Küste über Tarapoto, Garangas, Uinoca, Caroma nach Potosi, zusammen nach dem peruanischen Postberichte 134 Leguas; von Tacna über Tacoca und Cajas nach Truro (90 Leguas); von Tacna nach La Paz. — Hauptstadt ist der Flecken Garabuaes, ungefähr in der Mitte der Provinz gelegen; alle übrigen Orte sind nur kleine Indianerörter. — Wichtig ist die Ubergangsstelle des Desaguadero, an seinem Ausflusse aus dem See, als Grenzstation und Ort, wo in den neuesten Zeiten Bolivier und Peruaner sich mehrfache Geschäfte lieferten. Die Verbindung stellt die berühmte vom künftigen Inca Capac Yupungui erkundete Hängebrücke her⁵⁾. Die von diesem begonnene Eroberung von Pacajes vollendete die schloste Inca Moya Capac. Die Spanier eroberten diese Provinz in den Jahren 1548 — 1550. (E. Perppig.)

PACAMARES. 1) Ein indischer Volksstamm, welcher am Amazonenflusse in Brasilien nomadisch. 2) Irthümliche Benennung der colombischen Provinz Jaen de Bracamoros. (f. d. Art.) (Fischer.)

PACANOW, polnisches Städtchen, 13 Meilen von Krakau. (H)

PACARET, PAXARETE, PAJARETE, die beste Sorte des Zerkweins (von Zereb in die Fremda in Andalusien), welche den Namen von Pacarete, einem den Hieronymitenorden gehörigen Weinberge, hat. Er ist süß und von sehr feinem Geschmacke, wird viel über Gaby und San Lucar de Barrameda nach England und Nordamerika ausgeführt. (Karmarsch.)

PACARIUS (Decimus), ist der Held einer kleinen Nebenrolle in dem großen und blutigen Kampfe, den Ditho und Vitellius um die römische Herrschaft kämpften. Er war ohne Zweifel ein heftiger, leidenschaftlicher Mann, leicht hingissen zu unbefonnenen Handeln, und wo er Widerstand fand, selbst blutige Strengen nicht scheuend, um seinen energischen Willen durchzusetzen. Von seiner Familie, seinem sichern Leben ist nichts bekannt; selbst sein Name scheint sich unter den Römern nicht weiter zu finden. Zu der Zeit seiner Katastrophe war er Procurator der Insel Corsica; ob von Solva oder von Aro dazu ernannt, wird nicht überliefert; jedoch läßt sich das Erstere vermuthen aus der feindlichen Stellung, die er gegen Ditho annahm. Dieser hatte, da der Krieg mit Vitellius entschieden war, eine starke und wohlbesetzte Flotte ausgesandt (Tac. Hist. I. c. 87), welche an den Küsten von Iberitallien bis an die Scalpern durch Plünderung und Mord weit und breit allgemeines Schrecken verbreitet hatte, und der es auch gelungen war, im narbonensischen Gallien zu landen; hier war es zu einer Landeschlacht gekommen und die Dithonianer hatten den Sieg über die Vitellianer davon getragen (Tac. Hist. II. c. 12—15).

Was es ihnen nun auch nicht möglich, die ganze Provinz zu besetzen, so hatten sie doch an der Küste von Ligurien eine Position eingenommen, von wo aus sie das lufliche Gallien und westliche Italien sammt dem dazwischengeschiedenen Meere und den Inseln ohne Widerstand beherrschten. In diesem Bereich also war ein Ausgehen gegen Ditho kaum denkbar. Dennoch wagte es D. Pacarius, und wenn sein Unternehmen unter so mißlichen Umständen gelang, konnte er sich freilich wol auf einigen Ruhm und glänzenden Lohn von Vitellius Hoffnung machen; jedoch gibt Tacitus allein den, daß gegen Ditho als Beweggrund an; und auch dieser konnte hinreichen, dem Bedenken keinen Raum zu geben, daß bei der isolirten Lage von Corsica, fern von dem Schauplatz des Krieges und durch Ditho's Macht von aller Verbindung mit Vitellius abgeschnitten, der Sieg höchst ungewisshinlich war, und das er, wenn er auch errungen würde, doch auf die Entscheidung des großen Kampfes zwischen den Hauptmächten ohne allen Einfluß bleiben müßte, da der Sieg von Corsica nach keiner Seite hin den Ausschlag geben konnte. Dennoch hatte Pacarius nicht einmal die Stimmung der Corsen in Erwägung gezogen; oder, wenn er sie kannte, war es um so unbefonnen, auch sie besetzen zu wollen. Als kein Entschluß gefaßt war, brief er die vornehmsten Römer und Corsen zu einer Versammlung. Was alle dachten, sprachen zwei Männer aus, Gaius Vibius, Arriacus der dort stationierten kühnsten Schiffe, und Quintus Cerasus, ein römischer Knecht; beide ließ Pacarius sogleich hinrichten. Dadurch erschreckt schworen die anwesenden Corsen ohne Bezug dem Kaiser Vitellius Treue, und von ihrer Furcht mit angeleitet, und ohne Einsicht in die Lage der öffentlichen Angelegenheiten, folgte ihrem Beispiele die übrige Masse der Corsen. Ohne Zweifel betrieb nun Pacarius das Weitere mit gleicher Festigkeit; er hob Truppen aus, übte sie in den Waffen und wendete im Dienste alle die Strenge an, welche er bei einem nahe bevorstehenden Kampfe für nöthig halten mochte. Aber den Corsen waren solche Beschwerden ebenso ungemacht als verhaßt, und um so augenscheinlicher mußte ihnen die Unpolitik und Gefahr des ganzen Unternehmens sein. Schnell und allgemein verbreitete sich das Mißvergnügen, doch wagte man es nicht, sich mit offener Gewalt gegen Pacarius aufzulehnen; man wartete auf eine günstige Gelegenheit zu einem verdeckten Ueberfall, und diese fand sich bald. Als einst Pacarius, verlassen von der gemüthlichen Umgebung seiner Anhänger, nur mit wenigen Begleitern unbewaffnet im Bade war, wurde er sammt diesen umgebracht. Die Mörder machten sich sogleich aus und überbrachten dem Ditho selbst die Häupter der Verdächtigten; aber sie fanden wehere bei ihm den erwarteten Lohn, noch später bei Vitellius die nach dessen Siege zu besorgende Strafe, glücklich genug vergessen zu werden unter dem Drange größerer Ereignisse (Tac. Hist. II. c. 16). (F. Haase.)

Pacana, f. Cavia.

PACASMAYO, Fluß, von geringer Größe, welcher die Provinz Lambayeque (Depart. Tumbes) im nördlichen Peru durchfließt, an seiner Mündung eine durch

5) Ulla, Ibid. §. 378. Garcil. Comm. real. I. L. II. c. 4 et c. 7.

die Punta Pacasmanu wenig gefüllte Höhle bildet und nicht sichtbar ist. In der Regenzeit großen Anschwellungen unterworfen und dann den Reisenden sehr gefährlich drohend; er während der Sommermonate theils ein, theils wird sein Wasser zur Verfrachtung der Kändereien mit solcher Sparsamkeit verwendet, daß wenig oder nicht von demselben den Decas erreicht. Er entspringt unter 6° 50' aus mehreren kleinen Seen der Cordillera und erhält einen Zufluss aus der Sierra von Caramarca, den Rio de la Magdalena. Seine Mündung befindet sich in 7° 13' südl. Br. (E. Poeppig.)

PACATA, römischer Frauenname.

Pacatianna, f. Phrygien.

PACATIANUS (Ovinus), war im J. 1085 v. Chr., 332 n. Chr. C. Consul mit Néclius Philarianus. Es finden sich aber auch die Formen *Ilacarovs* und *Pacatinus* (f. *Gothofred. Chronolog. Theodos. cod. p. XXXIII. ed. Ritt.*). Willkürlich eine Person mit dem Pacatianus, welcher im J. 319 unter Constantin Vicasarius von Britannien, und mit dem, welcher 334 praefectus praetorio von Italien war (*Gothofred. Prosopogr. Theodos. codic. VI. 2. p. 72 ed. Ritt.*). — Auf ungewisse Weise römten Münzen im pariser, toulouser, wienener u. a. Museen findet sich ein sonst nicht bekannter Name eines römischen Kaisers IMP. TI. CL. *). MAR. PACATIANVS. AVG. oder auch IMP. TI. CL. MAR. PACATIANVS P. F. AVG.; das Haupt mit Strahlen umgeben, mit dem Paludamentum bekleidet, auf dem Rücken das eine sitzende weibliche Figur mit Patera und doppelteltem Hüßhorn und der Legende CONCORDIA M. L. T. V. M., bald eine stehende weibliche Figur, die zwei Hüßhörner hält und die Legende FIDES MILITVM, bald eine sitzende weibliche Figur, die in der Rechten ein Struervruder, in der Linken ein Hüßhorn hält, zu den Füßen ein Rad mit der Legende FORTVNA REDVX, bald endlich eine stehende weibliche Figur, die in der Rechten einen Olivenzweig, in der Linken eine Lanze hat, mit der Legende PAX AETERNA. Wer nun dieser Kaiser Pacatianus gewesen sei, welcher Zeit er angehört habe, darüber gibt's nur Vermuthungen; die eine des französischen Gelehrten P. Goussier's stützt sich darauf, daß diese Münzen nur im südlichen Frankreich gefunden worden waren, und nimmt daher an, daß er am Ende der Regierungszeit des Kaisers Philippus 249 in diesem Theile Galliens als Augustus ausgerufen, seine Empörung oder sehr bald vom Nachfolger des Philippus, dem Kaiser Decius, überwältigt worden wäre. Diese Ansicht mußte aufgegeben werden, seitdem man grade aus österreichischen Käufern viel häufiger diese Münzen fand; Eckhel (H. N. V. Vol. VII. p. 338 sq.) erklärt sich daher für die Ansicht der Gelehrten, welche die kurze Herrschaft des Pacatians nach Pannonien und Luxen verlegen und das MAR. Marinus setzen. (H.)

PACATUS, ist ein römischer Eigennamen, und heißt eigentlich: der Befriedigte, der Aufgese, wie im Griechischen Πανάσιος, im Teutschen Friedrich. Zur Zeit der Re-

publik scheint dieser Name nicht in Gebrauch gewesen zu sein; in spätern Inschriften kommt er öfter vor; so ist ein M. Pacatus bei Gruter (Inscript. p. DCVIII, 11). Eine Grabchrift auf einem Eselsteden Pacatus ist bei Muratori (Nov. thes. vet. Inscript. T. II. p. DCCXXXIX, 3. Ibid. p. DCIV.) und bei Gruter (p. CCL.), in einem Verzeichnisse der Regionen und vici der Stadt mit ihren Curatoren und Denunciatoren befindet sich auch ein P. Pacatus L. L. Suecanus in der 13. Region im vicus mundiciei, der bei Gruter L. Pacatus heißt. Ferner wird bei Muratori (T. III. p. MDXXXIX, 1) ein Freigelassener L. Pacatus erwähnt und in einer griechisch-christlichen Inschrift (T. IV. p. MCMXXI, 7) ist eine Pacenta. Bekannt ist:

1) Latinus Pacentus Drepanius (?), einer von den lateinischen Panegyrikern. Die Nachrichten über ihn sind sehr ungenügend und bestehen etwa in Folgendem. Er war nicht aus Sicilien gebürtig, wie man etwa aus dem Namen Drepanius vermuthen könnte, sondern aus Gallien; „mein Gallien“, sagt er in seinem Panegyricus (c. 24) und etwas genauer gibt er seine Heimath (c. 2) an, er sei „aus dem äußersten Winkel Galliens, wo das Gefilde des Decans die sinkende Sonne aufnimmt und wo mit dem aufstehenden Monde das verbündete Meer sich mischt.“ Darum ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß er aus Burgundia war, oder daß er wenigstens dort seine Bildung empfangen hatte, lebte und wirkte. Versündigt wird dies dadurch, daß er ein genauer Freund und wahrscheinlich auch ein Schüler des Ausonius war, von dem es nicht zweifelhaft ist, daß er dort geboren ist, gelebt und gelebt hat. Dagegen haben Scaliger und Joh. Schaeffer behauptet, Pacatus sei aus dem Stamme der Rhodriges, welche in Aquitanien reichten, und der Herr sagte noch bestimmter, er sei aus Aquinum, der Hauptstadt der Rhodriges; sie stützen sich hierbei auf eine sehr deutliche Äußerung des Sidonius (Epist. VIII, 12). Die eigene Angabe des Pacatus läßt sich mit dieser Annahme sehr wohl vereinigen; auch bezeichnet ihn Sidonius nicht als Rhodrig, sondern als Dichter, grade wie es auch Ausonius thut in den nachher zu erwähnenden Stellen, und so wird man Scaliger's Meinung wol für höchst wahrscheinlich halten müssen, wenigstens noch ein kleines chronologisches Bedenken übrig bleibt. Nach den schwankenden Anmerkungen über die Lebenszeit des Pacatus läßt sich im Allgemeinen nur so viel mit Grund behaupten, daß er in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. lebte, mehr nach dem Ende hin und noch darüber hinaus, gelebt hat. Er war nämlich, wie es scheint, ein Schüler des Ausonius, obgleich sich dies nur daraus schließen läßt, daß ihn dieser einmal silius nennt in der Überschrift der letzten unter dem praefatunconile. Nun war aber Ausonius im J. 379, als er Consul wurde, schon in sehr hohem Alter, so daß er in der Dankrede an den Kaiser Gratian, seinen Schüler, sagen konnte, sein Ende sehe so nahe bevor, daß der Kaiser mit seiner Dankbarkeit demselben habe zuvorkommen wollen. In demselben Jahre

*) Wichtig ist die Angabe T. JVL. u. FL. JVL.

?) Vergl. den Art. Drepanius.

schrieb Aufonius seinen *Ludus Sapientum*, in dessen Vorwort er sich Consul nennt, und widmete ihn seinem Freunde Pacatus, den er bei dieser Gelegenheit mit dem Titel *Proconsul* belegte. Welche Bewandniß es mit dieser proconsularischen Würde hatte, läßt sich zwar nicht wissen, inwiefern ist doch klar, daß Pacatus damals nicht mehr sehr jung sein konnte; es kommt dazu, daß Aufonius seine Schriften mit großer Bescheidenheit dem Urtheile desselben unterwirft, und ihm überhaupt bedeutendes Lob spendet. In der schon erwähnten praefationula sagte er, er habe an dem Pacatus einen nicht weniger gelehrten und gütigen Gönner, als Catull an Cornelius Nepos gehabt habe; Pacatus sei ihm theurer als alle die Etirgen, und die Rufen schätzte ihn höher als alle übrigen Dichter zusammengenommen, mit alleiniger Ausnahme des Virgilius; wenn der Beisatz desselben seinen Reizen zu Theil würde, so habe er keines Andern Urtheil zu fürchten. Ähnliches sagt er auch in der Zuweisung des *Ludus Sapientum*, wo er namentlich seine unbedingte Unterwerfung unter das Urtheil des Pacatus noch stärker ausdrückt. Ebenso redet er ihn sehr ehrenvoll an in dem Briefe vor dem *Technopnegnion*, und am Ende dieses Gedichtes nennt er ihn einen *bonus doctus facillix vir*. Unter diesen Umständen möchte man geneigt sein, den Pacatus dem Aufonius an Alter möglichst nahe zu stellen; jedoch ist es an sich nicht unglauublich, daß ein etwa 60jähriger Mann sich gegen einen vielleicht kaum 30jährigen ausgezeichneten Schüler so aufstellt, wie es Aufonius gegen Pacatus that, und den Abstand zwischen beiden möglichst groß anzunehmen nöthigt eine Stelle des Sidonius (Epist. VIII, 11). In diesem Briefe theilt er seinem Freunde Lupus ein Gedicht aus früherer Zeit mit, das sich auf gemeinschaftliche poetische Studien mit dem Aetor und Dichter Lampidius bezieht; vergleicht ihn Epist. IX, 13, wo ebenfalls ein solches Gedicht mitgetheilt wird, so wird es nicht weit gefehlt sein, wenn wir annehmen, daß beide Briefe ungefähr in derselben Zeit geschrieben sind, nur IX, 13 etwas später, da darin der Tod des Lampidius, der VIII, 11 gemeldet ist, gar nicht erwähnt und also ohne Zweifel als bekannt vorausgesetzt wird, wie auch in Epist. IX, 15, welcher Brief sich auf IX, 13 bezieht, Lampidius bei der Aufzählung lebender Dichter und Aetoren nicht genannt wird. Nun ist aber Epist. IX, 13 etwa um 480 geschrieben, nämlich 20 Jahre nach einer Verhörung des Lampidius mit dem Kaiser Majorian, der 457—461 regierte, wenn also VIII, 11 gegen dieselbe Zeit geschrieben ist, so möchte es nicht unwahrscheinlich sein, wenn man die Lebenszeit des Pacatus bis um die Mitte des 5. Jahrh. ausdehnte; Sidonius sagt nämlich seinem Freunde Lupus die Schmeichelei, daß er den Mitbegründer des *Drupanus* und den Besannenen der Antebibius ersehe, welche beide als Dichter genannt werden im Gegesatz gegen die Lehrer der Beredsamkeit; ist es nun auch nicht nöthig, hier an unmittelbare Vorgänger des Lupus zu denken, so dürfen sie doch auch nicht allzuweit von demselben entfernt sein, und so scheint es sich mit allen obigen Andeutungen wol zu vereinigen, wenn wir die Le-

benszeit des Pacatus von etwa 354 bis um 430 annehmen. Dabei darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß er niemals als Aetor und Verfasser des *Panegyricus* genannt wird, den wir noch unter seinem Namen haben, sondern nur als Dichter, und daß mithin die Identität der Person nur auf einer Vermuthung beruht, welcher nichts Erhebliches entgegensteht. Die drei an einen Pacatus gerichteten Briefe des Symmachus (lib. VIII, 12, IX, 61 und 64) sind, wie so viele dieses Schriftstellers, leer und nichtsagend, sodaß sich schwierig die Meinung des P. Fr. Schiffler begründen läßt, welcher hier einen jüngeren Pacatus verstehen wollte; es ist wenigstens kein chronologischer Grund gegen den *Panegyricus*; und andere bietet der Inhalt der Briefe nicht dar. Im J. 389, also nach der oben dargelegten Berechnung etwa im 35. Lebensjahre, und zehn Jahre, nachdem ihm Aufonius Proconsul titulirt hatte, kam Pacatus aus Gallien nach Rom, um den Sieg des Theodosius über den Maximus durch die Rede zu feiern, welche das einzige noch übrige von seinen Werken ist; er that dies im Beisein des Senats am 1. Sept. jenes Jahres, wahrscheinlich von seinem Mitbürgern als Gesandter geschickt, um in ihrem Namen dem Kaiser Glück zu wünschen, jedoch sagt er selbst nur, er sei gekommen, um den Kaiser zu sehen und anzubeten; zum öffentlichen Reden habe ihn Niemand genöthigt, so daß sein Lob vollkommen frei sei. Ubrigens ist bekannt, daß das Studium römischer Beredsamkeit damals in Gallien sehr eifrig betrieben wurde, und grade die vorgebliche Bescheidenheit gallischer Aetoren, mit der sie ihre erste Beredsamkeit der angeborenen der Römer unterordnen, dennoch sie aber gern vor diesen glänzen lassen, gibt zu erkennen, daß sie sich eben nicht für geringer hielten. Pacatus äußert diese Bescheidenheit im Anfange seines *Panegyricus* etwa ebenso, wie der ungenannte Verfasser (wahrscheinlich Nazarius) des *Panegyricus* auf Constantian. Gegen das Ende äußert er seinen Voratz, nach Gallien wieder zurückzukehren, und daß er dies gethan hat, daß er als Aetor und besonders als Dichter hochgeachtet unter den Mitbürgern bis an seinen Tod gelebt hat, ergibt sich aus der angeführten Stelle des Sidonius. Zu diesen kühnen Nachrichten über sein Leben ist nur noch die Frage zu fügen, ob er ein Christ gewesen ist oder nicht. Joh. Scheffer bejahte dies deshalb, weil er c. 21 die Gitter erwähnt, beim Eintritt in große Städte zuerst die heiligen Gebäude und der höchsten Gott heil geweihten Tempel, dann die Marktplätze, Gymnasien u. zu besuchen. Indessen dies war auch Sitte der Heiden, welche zu diesem Zwecke ihre Ciceroni hatten, Exegeten und Periegeten. Wahrscheinlicher ist es, daß Pacatus kein Christ war; er würde sonst gewiß bei verschiedenen Gelegenheiten sich deutlicher als solchen erklärt haben; aber wo er auf religiöse Dinge kommt, bedient er sich, wie sich diese Erscheinung auch bei andern Aetoren findet, allgemeiner und unbestimmter Ausdrücke, und spricht von der höchsten Gottheit im Singular, gewiß nur, um dem christlichen Kaiser gegenüber nicht durch ausschließliche Äußerungen Anstoß zu geben, und nur etwas zu sagen, was sich Heiden und Christen gleich sehr gefallen

lassen konnten, während die wirklichen Christen sich in der Regel weit entschiedener und zelotischer zu erkennen gaben. Darum scheint uns die Unentschiedenheit an sich schon ein Beweis für das Heidenthum zu sein; jedoch finden sich auch noch einzelne Stellen, welche man nicht füglich einem Christen in den Mund legen kann, wie c. 18, wo er das Gedächtniß des Kaisers preist und ihn fragt, ob ihm etwa eine göttliche Kraft diene, die, was er rede, aufschreibe, und ihn daran wieder erinnere, sowie man sage, daß neben dem Gott, dem Theilnehmer der Majestät des Kaisers, die Schicksale (fata) mit Schreibtafeln stehen. Daß hier Jupiter und die Parzen gemeint sind, ist offenbar, und ist von den Auslegern mit Stellen aus heidnischen Schriftstellern dargeboten. So finden sich noch andere Spuren heidnischen Glaubens, z. B. c. 39 und in Bezug auf die Mißbilligung der Verfolgung der Prebilitianisten in c. 29 hat auch schon Schöwich (in der Kirchengesch. 11. Bd. S. 342) dem Pacatus für einen Heiden gehalten.

Der Panegyrikus, welcher uns von Pacatus noch erhalten ist, gehört allerdings zu den bessern Stücken der Sammlung dieser Art von Arbeiten, welche aus uns gekommen sind; jedoch gingen die ältern Philologen ohne Zweifel viel zu weit in ihrem Lobe, wenn sie den Pacatus dem jüngern Plinius, ja selbst dem Cicero, an die Seite zu stellen kein Bedenken trugen. Es ist schwer, den Grund dieser übertriebenen Verehrung zu entdecken; indessen da einmal Scaliger, dessen Urtheile zuweilen etwas launenhaft waren, erklärt hatte, der Panegyrikus sei göttlich, so ist es vorzuziehen zu vermuten, wenn eine ganze Reihe von Nachbetruern dem Pacatus ebenso glänzende Zeugnisse ausstellte. Warum man ihn dem Cumenius Nazarius und vollends dem zweiten Ammianus vorziehen sollte, dessen Dantrede an den Julian und die beste unter den panegyrischen Reden zu sein scheint, wußten wir nicht zu sagen. Die Composition seiner Rede verdient kein sonderliches Lob; die Anordnung der Theile ist nicht hervorgegangen aus dem lebhaftesten Auffassen des Gegenwärtigen, wie es dem Redner gebührt, sondern wie in einem epischen Gedichte oder in einer historischen Darstellung ist das Einzelne nur an einander gereiht, wie an einen langen Faden, zwar ohne scharfe Ubergänge und ohne Lücken, aber auch ohne sich zu grifffähigen Massen zu gruppieren und dem Ganzen anjehender Gestalt und schönes Ebenmaß zu geben. Man könnte freilich sagen, es sei ungerecht, einen solchen Maßstab anzulegen bei einem Schriftsteller so untergeordneter Art; indessen wenn wir auch den Pacatus nicht für den ausgezeichnetsten unter den Panegyrikern halten, so glauben wir doch im Allgemeinen, daß man diese Schriftsteller in der Regel viel tiefer stellt, als sie es verdienen, und daß ein solcher Maßstab auf sie wohl anzuwenden ist. Die ihnen gemeinschaftlichen Fehler, durch den Geist der Zeit und durch ihre Nationalität bedingt, trägt natürlich auch Pacatus. Die rhetorisierende Darstellung, welche mit dem silbernen Zeitalter begann, und alle Euphatisirungen ergriff, mußte zumal auf dem ihr vorzugsweise eigenthümlichen Felde der Diresfameien noch immer neuen Reizmitteln suchen, wenn

sie bei der Armlichkeit des Stoffes, den ein fleischliches Leben darbietet, und bei der Schlafheit der durch keine allgemeineren, tieferen Anregungen bewegten Gemüther noch einigen Eindruck machen wollte; daher alle die buntfarbigen Fierden der Rede, die pikanten Vergleichen, kühnen Übertragungen, spitzigen Gegensätze, die poetischen Blumen, die archaischsten Kraftausdrücke, die prunkenden Neuerungen in Wort- und Sogbildung; alles dies nicht ohne Geist und oft mit überraschendem Wisse, so daß man es nur bewundern kann, so sühne Talente in eine so beschränkte Sphäre gebannt zu sehen. Sucht man hier nach dem Ausgezeichneten, so ist man verführt, gerade das Uebermaß für das Maß zu halten; denn eben wo einmal ein einfacher, reiner Geschmack als das richtige Maß nicht mehr vorhanden ist, da überreißt das größte Talent am meisten, und es gilt für Geistesarmuth, wenn Jemand nicht alle Vorgänger überbietet. Wenden wir uns auf Pacatus an, so ist zunächst zu bemerken, daß er keineswegs durch eine besondere Originalität von den übrigen Panegyrikern getrennt ist, sondern die große Ähnlichkeit, welche sie alle haben, theilt auch er; zwar läßt sich an ihm eine gewisse ruhigere Haltung nicht leugnen, die für eine Annäherung an bessere antike Muster gelten könnte, wenn es nicht klar wäre, daß dies nicht eine Folge bewußten Strebens, sondern nur ein Mangel an schöpferischer Kraft ist; denn Pacatus wollte dieselben Kunstleichen anwenden, wie seine Zeitgenossen und Muster, und er hat es gethan, so weit er es vermochte. Dies geht sehr deutlich hervor aus den mehr oder weniger freien Nachahmungen, aus der Benutzung und weiteren Ausbildung des von Andern Erfundenen. Seine Muster waren besonders der zweite Ammianus, Nazarius und Cumenius, aus denen sich ziemlich viele Parallelen nachweisen lassen in Beschreibungen von Schlachten, von festlichem Empfang und Hoffen, in übertriebenen Schimpfsreden auf einen gemordeten Kaiser etc. Um nur Einiges anzuführen, vergleiche man die bis zum Uebermaß übertriebene Schilderung der Schnelligkeit des Theodosius im Kriege (c. 39) mit Nazarius (in *Constantin*, c. 14 und 15) und Ammianus (Geneeth. Max. c. 8 et 9). Das Lob der einfachen Lebensweise des Theodosius und die Schilderung des Luxus Anderer ist zum Theil mit denselben Worten entlehnt aus Ammianus (grat. act. Julian. c. 11), ebendasselbe (aus c. 28, 4) ist der Ausdruck, den Pacatus (c. 20, 2) hat, daß Jemand durch des Kaisers Ruf beglückt wird. So ist ferner der Lobspruch auf des Theodosius lampfuchsiges Herr (c. 35, 2), daß es fürchte, gewünscht zu werden, entnommen aus Nazarius (c. 18), und dieser Ausdruck hat später auch dem Claudian gefallen (in *Silvio*, I, 340) und dem Sidorius (Epist. I, 2). Noch auffallender ist es, daß c. 36, 1 die Worte: at ubi impulsa coeas fronsque laxata et fiducia in pedes veran est, und c. 35, 3 der Ausdruck: qua vius agi poterat sich genau so wieder finden bei Nazarius (c. 28). Ebenso ist (c. 34, 4) die Beschreibung eines Flusses, der sich nur mit Mühe durch die Masse der Reichen hindurch arbeitet (eluctari) aus Nazarius (c. 30). Daß ferner (c. 45; 4) Theodosius

wegen seiner milden Behandlung der Besiegten, ipsius victoriam victor genannt wird, könnte zwar aus dem ältren Declamator entlehnt sein, welcher die or. pro Marcello verfaßt hat; wo es in derselben Beziehung heißt (c. 4): ipsam victoriam vicissim videris; indessen möchte dem Pacatus wohl eher die Stelle des Panegyricus (in *Constantin*, c. 21, 2) gegenwärtig sein: At iste victor non modo hostium, sed etiam victoriam suam, denn meistens hat er die Stelle über die Weichlichkeit der Orientalen ebenfalls (c. 24, 1) ohne Zweifel vor Augen gehabt, als er (c. 33, 4) über denselben Gegenstand sprach; und ebenso verhält es sich mit der, schon oben erwähnten beschriebenen Unterordnung der gallischen Rhetor unter die römischen, wovon beide im Prolog sprechen. Auch aus dem Panegyricus des Eumenius auf den Constantius hat Pacatus Wortsatz zu seinem Zwecke verwendet; man vergleiche z. B. c. 16, 2. 16, 4 und c. 19 mit Pacatus c. 38, 1. 36, 2. 37. Bei diesem Vergleichnisse von Nachahmungen ist nur das Bedeutendste ausgehoben; manches Andere ließe sich noch hinzufügen, doch genüge ein Beispiel, worin sich die Epigrammatik des Pacatus auf eine merkwürdige Weise zeigt. Zuvor aber bemerken wir im Allgemeinen, daß bei den Panegyricen die nicht selten zu Vergleichen, Hyperbeln und andern Dierse angewandten Beispiele aus der ältren Geschichte nur eine Art von Stoffe bieten, etwa wie bei uns die alte Mythologie; denn das innere Fortwirken solcher Beispiele und ihr wahres Leben in dem Herzen und Bewußtsein des Volkes war längst abgeklungen, und hatte kaum bei Gallien nie tief Wurzel schlagen können; daher werden oft die herrlichsten Thaten, die großartigsten Charaktere des Alterthums auf eine gemüthlose Weise erniedrigt, um Stoff zu einer rhetorischen Kunstlei herzugeben. Man darf, wenn man billig sein will, nicht vergessen, daß dies eine Folge der Nationalität und der ermüdeten Zeit ist, um nicht unwillig zu werden über die demüthige Art, in der Pacatus in den letzten Republikaner Brutus sich vor den Herrschergiganten des Theodosius beugen läßt; ähnlich verhält es sich mit dem Folgenden: Mamertin (grat. act. c. 24) schildert die große Liebe des Emates und Volkes zu Julian, und wo er auf die Soldaten kommt, sagt er, es würden aus dem Alterthume etwa zwei oder drei Paare von Freunden gerührt; aber Julian werde von jedem einzelnen Soldaten, welches Ranges er auch sei, mehr geliebt, als je Einer von einem Freunde geliebt sei. Diese Hyperbel ist freilich gemalt, indessen ist sie doch nicht ungeheuer und verzerrt oder gezwungen; hören wir nun aber, wie Pacatus (c. 17) dieselbe Vergleichung anwendet; er will die Freundschaft des Theodosius preisen, der das Consulat nicht seinen Söhnen, sondern seinen Freunden verleiht hatte; auch er erwähnt die gerühmten Freundschaften des Alterthums und führt sie namentlich an; dann meißelt er an ihnen herum, bis er seine Hyperbel zu Stande hat; er gibt zu verstehen, daß sie elogen seien oder von den Dichtern bedeutend ausgeschmückt; wolle man aber auch daran glauben, so könne man doch nicht mehr thun (cum praestare credendo plus possumus!) als an-

nehmen, daß jene Freunde auf das Wohl ihrer Freunde mehr als auf ihr eigenes bedacht gewesen wären; nun ließe man aber schon von Natur seine Kinder sich selbst vor; darum sei derjenige doch über alle Mäße erhaben, der seine Freunde nicht nur sich selbst vorgebe, sondern auch denen, die er von Natur sich selbst vorgebe.

Der erwähnten guten Meinung früherer Philologen über den Pacatus hat er es zu danken, daß sich auf ihn vorzugsweise die Aufmerksamkeit wendete. Freilich ist sein Art deshalb noch nicht eben besser constituit als der der übrigen Panegyristen, von denen eine neue kritische Ausgabe sehr zu wünschen ist, da bis jetzt weder die Handschriften genau verglichen, noch die ältesten Ausgaben gehörig benutzt und ihrem Werthe nach beurtheilt sind. Noch weniger hat den eigenthümlichen Styl dieser Schriftsteller zum Gegenstande eingehender Forschung und zusammenhängender Darstellung gemacht; dagegen ist manches Brauchbare für historische und grammatische Interpretation geleistet. Besonders Ausgaben des Pacatus gibt es von Joh. Schreier (cum notis philologiae politicaeque. Holmiae ex offic. Janssoninae 1651. 8.), wovon eine neue Auflage (auctior et emendatior Upsal. 1668. 8.) erschienen ist. Weit besser und besonders reich an Nachweisungen über grammatische und antiquarische Einzelheiten ist die Ausgabe von Joh. Arntzen (Amstelod. ap. vid. et fil. S. Schouten 1753. 4.). Außer den Anmerkungen zum Pacatus von Franc. Balthus (welche Paris. 1570. 4.) und denen von Chr. Gottl. Schwarz (welche Ahoft. 1727. 4.) besonders erschienen sind, neßten von Kasp. Barth in den Adversarian niedergelegten, befinden sich in dieser Ausgabe in einem besonderen Abhange auch die Bemerkungen von Th. Wopkens. Später hat C. F. Müller dazuzuthun versucht, daß Pacatus sich den Panegyricus des Plinius zum Muster genommen habe in der Abbildung: de Pacati Panegyricio ad Pliniani exemplum formato (Vitebae. 1765. 4.). Endlich gibt es auch noch zwei französische Übersetzungen, von Flor. Chéreau (Paris 1609. 8.) und von H. Andry (Paris 1687. 12.).

2) Der alexandrinische Grammatiker Minucius Pacatus, bekannt unter seinem griechischen Namen Irenaeus, war ein Schüler des von Hypsibolus und seinem Scholiasien, von Priscian u. a. citirten Metriker Heliodor, welcher ein metrisches Handbuch verfaßt hat; Suidas, der über Irenaeus zwei Artikel hat, unter Εἰρηναῖος und Ἰλιναῖος, führt von ihm folgende Schriften an: 1) Ἰστορίαι τῆς ἱστορίας προνομίας. 2) Ἰστορίαι τῆς ἱστορίας διὰ τὸν ἐκ τῆς ἱστορίας βιβλία γ'. Diese Schrift über den alexandrinischen Dialekt citirt das Etymol. M. unter ἡνδοβαρῶν. 3) Ἀντικῶν ἐννομάτων βιβλία γ' und 4) Ἀντικῶν συνηθείας τῆς ἐν λέξει καὶ προνομίᾳ κατὰ στοιχείων βιβλία γ'. Diese letztere Schrift ist es, welche theils Eusebius (Hist. eccl. III, 7) unter dem Titel: Εἰρηναῖος ὁ Γραμματικὸς ἐν τῷ κατὰ στοιχείων Ἀντικῶν καὶ βιβλίων ἀνομιᾶς τῶν λέξεων citirt, theils das Etymol. M. in κοινῶς ἀντικῶν, οὗτος Εἰρηναῖος ὁ Ἀντικῶν ἐν τῷ κατὰ στοιχείων, und auch sie bezieht sich auch der Scholiast zu Aristoph. Vesp. 895

(935) κλέπων δὲ βαρὺς Ἀττικοὶ καθὰ καὶ Περραιβοὶ γράν. 5) Κανόνες Ἑλληνισμοῦ βιβλόν 4. 6) Περὶ Ἀττικισμοῦ βιβλόν 4. 7) Καὶ ἄλλα πολλά. — Unter Πάκατος wird Nr. 2, unter dem Titel περὶ τ. Α. δ. ἡ περὶ ἑλληνισμοῦ βιβλόν 4 genannt, und bemerkt, daß es die alphabetische Ordnung beobachtet, Nr. 1, 3 und 5 fehlen, dafür wird περὶ ἰδιωτισμῶν τῆς Ἀττικῆς καὶ τῆς Λοιπῆς διαλέκτων erwähnt; zu dem vielen andern, was Irenäus geschrieben, gehört auch sein in unsern Scholien fast nur mit Tadel genannter Commentar zu Apollonius Rhodius, wovon das erste Buch in den Scholien zu I, 1299 citirt wird; daß er Krikt neben Eregese umfaßt habe, zeigen dieselben zu II, 127. (H.)

Der Name Pacatus ist wegen seiner Bedeutung öfter von Schriftstellern benutzt worden, welche damit ihre friedliche Gesinnung andeuten, ihren wahren Namen aber vorzuziehen wollten. Namentlich hat dies der gelehrte Jesuit Parvatin gethan, der sich in ähnlichem Sinne auch hinter dem Namen Eumenius versteckt. Auch schrieb Job. Val. Prælin unter dem Namen Vanantius Pacatus das Buch: Solitudo, seu quærela de tempore (Hamburg. 1704.) (f. b. Art. Pechlin). Endlich wird noch ein Buch angeführt von Pacatus Nervus und Sigefried Pitiscus (nach Andrea Piriscus): Germaniae antiquae et novae contentio singularis (1676. 12.), worüber uns nähere Nachrichten mangeln. (F. Haas.)

PACAUDIÈRE (la), Marktflecken im franz. Loire-department und Hauptstadt des gleichnamigen Cantons im Bezirke Roanne, liegt, 6 Meilen von dieser Stadt und 95 Meilen von Paris entfernt, an der diese Orte verbindenden Heerstraße. Ist der Sitz eines Friedensgerichts, einer Gens-d'armeebrigade, eines Etappenamtes und hat eine Pfarre und eine Pfarre, 316 Häuser, 1634 Einwohner, welche sechs Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton la Pacaudière enthält in acht Gemeinden 8115 Einwohner. (Nach Crilly und Bardichon.) (Fischer.)

PACAXÁ, PACAJAZ, PACAYAZ, Fluß des nördlichen Brasiliens. Er entspringt in dem noch völlig unbekannten Lande, zwischen den großen Strömen Tocantins und Xingu, ungefähr unter 4° südl. Breite, nimmt den Triunamá auf und fällt gegenüber dem Dorfe Arepós auf Maragó, zwischen den Flüssen Deirós und Porel in den labyrinthischen Archipel, der durch die Mündung des Rio Annapú und den Canal Zangipuru gebildet wird. Sein Wasser ist heiß und kühl, das Bett von großer Tiefe, im untern Theile sehr breit, weiter oben aber häufig von Klippen unterbrochen. Die Bewohner der nächstgelegenen Flüssen unternehmen auf ihm gelegentliche Züge in das unbewohnte Innere, um Neisikimim, Tonkabohnen u. dgl. zu sammeln und rechnen von der Mündung bis zur Verbindung des Triunamá vier Tagereisen. — Die in den höhern Gegenden dieses Flusses lebenden gleichnamigen Indianer leben ebenso wie die benachbarten Tacandapós, Tacandás und Annapús in einer Art von Halbzivilisation, indem sie mit den besuchenden Brasilianern gern Handel treiben, allein nie ihre Wälder verlassen und nie Pará besuchen. (E. Poeppig.)

PACAYA, feuer-speiender Berg in Mittelamerika und zwar in dem Departement Sacatequez, nahe bei der ehemaligen Hauptstadt des Landes, Guatemala la vieja, gelegen. Er ist noch nicht barometrisch gemessen, erreicht zwar die Schneelinie nicht, mag aber 9 — 10,000' hoch sein. Seine Thäligkeit ist zu keiner Zeit lange ununterbrochen geblieben, und die Anhöfungen von Laven an seinem Fuße beweisen sein Alter. Um den Krater her fließen drei hohe und steile Spigen, im Westen von ihm liegend der berühmte Vulkan de agua, dessen Wasserauswürfe im J. 1541 die Stadt Guatemala zum ersten Male zerstörten, und der Vulkan de fuego, mit welchem der Pacaya gemeinschaftliche Ausbrüche macht, die zu vielen Malen (in d. J. 1565, 1575, 1576, 1581, 1582, 1607, 1650, 1651, 1664, 1668, 1671, 1677, 1732, 1737, 1773) die ehemalige Hauptstadt und die Umgegend im fürchterlichsten Grade verödeten. (D. Domingo Suarez, Hist. of Guatemala transl. by J. Raily. (Lond. 1823.) (E. Poeppig.)

Paccanariaten, f. Ligorianer.
PACCHIAROTTI (Giasparo), einer der berühmtesten Kastraten der größten Sängereit Italiens, geboren zu Rom um das J. 1740. Damals nahm man in Italien es mit der Schule der Sänger höchst genau und bildete die Stimme mit allem Ernst. Auch Pacchiarotti hatte die best: Schule gemacht, mit Anstrengung, so weit sie der Sänger ohne Nachtheil treiben darf, und mit Ausdauer, welche die langsam und sicher vorwärtsschreitenden Gesangslehrer jener Weisheit durchaus forberten. Von seiner natürlichen Stimme sind die verschiedenartigsten Beschreibungen vorhanden. Einige schreiben ihr Ungleichheit der Töne, besonders in manchen Tönen ein unangenehmes Räkeln zu, was die Gesangsweise jener Zeit nur um so höher stellen würde, denn davon war in der Folge nicht das Geringste übrig geblieben, es wäre denn in der ersten Darstellung eines Gesangsmerks, wo seine natürliche Furchtbarkeit ihn besang und seine fortwährende Rücksicht auf jede Kleinigkeit ihn zerstreut machte. Wenn aber etliche Lobredner der Schulen jener Zeit so weit gegangen sind, daß sie behaupteten, alle große Wirkungen seines Gesanges habe er einzig und allein der Kunst, der Natur hingegen wenig oder gar nicht zu danken: so widerspricht diese Uebertreibung den zuverlässigsten Nachrichten über diesen Sänger zu offenkundig, sobald wir nicht im Geringsten nöthig haben, uns zur Uebersetzung jene allgemeinen Erfahrungen zu Hilfe zu nehmen. Der Umfang seiner Stimme war so groß, daß er vom großen B des Basses an bis in das viermal gestrichene c, also drei volle Octaven in seiner Gewalt hatte. Offenlich machte er jedoch nie von den äußersten Enden dieses Umfangs Gebrauch. Der natürliche Klang war gleichfalls anziehend und voll, dem Wesen eines schönen Altes sich nähernd. Auch hatte ihm die Natur eine leicht erregbare Empfindung und viel Feuer verliehen. Dies Alles hatte die Kunst außerordentlich vermehrt und den Gebrauch aller Vortheile so geschärft, daß er mit Freiheit darüber gebieten und seines Sieges gewiß sein konnte. Ein einziger ausgehaltener Ton vermochte die Hörer schon zu entzücken.

Mit dem feinsten Geschmacke, der stets eine Folge guter Bildung ist, verband er den genauesten Ausdruck der Empfindungen, so daß sein Gesang eine Sprache der Affecten genannt wurde; das Feuer seiner Darstellungen riß alle Hörer mit sich fort und dennoch wußte er im höchsten Entzückensmomente die Linie genau zu halten, wo die Schönheit nur zu leicht in Caricatur umschlägt. Seine theatrale Laufbahn fing er erst im J. 1770 in Palermo an mit so großem Antheil, daß er bald darauf als erster Sänger zu Neapel, Bologna, Mailand und Genua, endlich zu Turin und Ruvo auftrat. Von hier aus folgte er im J. 1778 einem Rufe nach London, wo er so sehr bewundert wurde, daß man ihn hier für den ersten Sänger der Welt ansah und ihn mit Ruhm und Belohnung überhäufte. Die Engländer sagen von ihm, den sie Pacchiarotti schreiben: Sein natürlicher Ton war lieblich, pathetisch und höchst interessant. Seine Ausführung war in den schwierigsten Gängen immer gleichförmig gut und seine Phantasie nahm im Gebiete der Verzierungen fast stets den höchsten Schwung, ohne jedoch die Grenzen des guten Geschmacks zu überschreiten und den wahren Ausdruck, die Seele des Gesanges, zu vernachlässigen. Sein Künstler war bewundernswürdig; seine Ausschmückungen waren ihm eigenthümlich; kurz, bei fast allen Erfordernissen, die zu rühren und zu ergötzen nöthig sind, besaß er das feinste Gefühl und war ein Entzückter in seiner Kunst. Dies währte so lange, bis die Mode in London sang, die als neue Erscheinung und groß, wie sie war, in sich selbst, ihn nicht im Besitze der höchsten Ehre ließ. Im J. 1785, so lange hatte er ununterbrochen in London geklärt, reiste er wieder nach seinem Vaterlande und nahm ein Vermögen von 20,000 Pf. St. mit. Zunächst begab er sich nach Venedig, wo sich eben sein Lieblingscomponist Verdoni aufhielt. Sein erster öffentlicher Gesang dorthin nach seiner Rückkehr bestand in der Partie des Requiem zu Ehren des Galuppi. Auch sehr nach entzückte er seine Landesleute auf dem Theatre bis zum J. 1790. So sehr ihm auch bei heranwachsendem Alter seine lange, dürr, unschöne Gestalt und sein häßliches Gesicht entgegen waren, sein Gesang machte Alles vergessen, so daß Aller Herzen, selbst wider Willen, ihm zuflugen und bald in Begehrtheit, bald in Zärtlichkeit verschmelzen wollten. Ganz besonders wird der Vortrag seiner Recitative, unter diesen namentlich die pathetischen, unwiderstehlich genannt, daß sich die Hörer der Theatren nicht enthalten konnten. Ebenso meisterhaft verstand er auch die Compositionen alter Kirchenheroen würdig und dem heiligen Style völlig angemessen zu singen; selbst sein sehr treffendes Singen vom Blatte war ausdrucksvoll. Im J. 1790 begab er sich noch einmal nach London und ließ sich noch einmal öffentlich zu Handel's Gedächtnißfeier hören. Von jetzt an trat er zwar seltener in seinem Vaterlande auf, setzte sich doch aber erst im J. 1800 in Padua zur Ruhe, einer Stadt, die damals unter allen Nachbarsstädten den Ruhm zu behaupten wußte, die besten Sänger und Instrumentalisten zu befigen. Im J. 1817, als die Catalani in Venedig Concerte gab, gebrachte er mit unter ihre Gegner. Sein Todesjahr ist uns unbekannt.

(G. W. Fink.)

PACCHIAROTTO *) (Jacopo oder Giacomo), ein trefflicher Künstler der sienesischen Schule gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. Er gehört nach Langzi's Schuleintheilung in die zweite Epoche jener berühmten Zweigschule der florentiner Meister und war ein Zeitgenosse und vielleicht Mitschüler des berühmten, durch edlen Styl sich auszeichnenden Antonio Rosselli, genannt Sodoma. Bei einem Volksaufstande in Siena im J. 1535, wo man ihn der Theilnahme und sogar eines Mordes beschuldigte, sah er sich genöthigt Siena zu verlassen. Er begab sich, wie die alten Kunstschriftsteller sagen, nach Frankreich, woselbst er mit Rosso Rosso, welcher zu Fontainebleau mit Primaticcio arbeitete und da den Grund zu einer neuen Schule legte, gearbeitet haben soll. Es scheint hierüber ein Dunkel zu schweben, da sein Styl durchaus von dem des Rosso und Primaticcio sich so weit entfernt.

Pacchiarotto's Styl im Charakter der Zeichnung und des Ausdrucks neigte sich, wie auch Langzi in seiner *Storia della pittura* sehr richtig bemerkt, mehr zur Schule des Pietro Perugino. Es herrscht darin zugleich etwas Bartes, Ecles und ein herrliches, seltenvolles Ideal. Beweise davon sind in mehreren ältern Freskogeistmalen zu Siena, besonders zu St. Cristoforo. Die schönen Fresken zu St. Catharina zeigen ihn als vortrefflichen Componisten und Zeichner, in dem sich Raffael's Geist schon anspricht, besonders das Hauptgebild mit der Darstellung der heil. Katharina, welche den Leichnam der heil. Agnese zu Monte pulciano besucht. Von oben genannten Gemälden in St. Cristoforo ist noch merkwürdig: Maria auf dem Throne, umgeben vom heil. Paulus und dem heil. Bernhard. Dann ist auch die Himmelfahrt in der Carmeliterkirche zu Siena in einzelnen Figuren ebenso werthvoll zu nennen. Von beiden Compositionen kann man sich eine Anschauung in der von Rastini veranfaßten Ausgabe der *Pittura di Siena* verschaffen. Das erste Blatt ist von Sighanti, das zweite von Fossilestochen.

(Frenzel.)

PACCHIONI (Antonio), geboren zu Reggio im J. 1664, gehörten als Professor der Anatomie zu Rom im Jahre 1726. Unter Walpighi's Leitung übte er die Heilkunst seit 1689 in Rom, wurde einer der Ärzte am Hospital della Consolazione und practicirte dann sechs Jahre lang in Livoli. Darauf nach Rom zurückgekehrt trieb er, mit Lancisi eng verbunden, anatomische und physiologische Studien. Besonders aber zog ihn die Untersuchung des menschlichen Gehirns an und durch seine Arbeiten in dieser Richtung machte er seinen Namen berühmt und erwach sich die Aufnahme in die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher und in die Akademien von Siena und Bologna. Er fand nämlich in der harten Hirnhaut nach dem Kochen derselben strahlenförmige Fasern, welche er für Muskelfasern hielt. Nun stellte er die *Dura mater*

*) Nach Baldinucci und Langzi ist dieses sein wahrer Name, nach Bassari aber, der im Leben des Rossi oder Sodoma eines Giacomo als des Bruders gedenkt und ihn als Lebendbühner des Sodoma aufstellt, sollte Gregorio der oben genannte Künstler sein.

als bewegendes Organ dem Herzen gegenüber. Das Gehirn werde durch die Fortsätze der harten Hirnhaut, die er als einen dreiblättrigen, mit vier Sehnen versehenen Muskel betrachte, wie das Herz in der Höhle oder Kammer getheilt. Die harte Hirnhaut sei höchst reizbar und empfindlich und stehe in loocker Verbindung mit dem Schädel, oder in festem Zusammenhange mit dem Gehirn. Dadurch sei sie befähigt, alle Nervenbewegungen im Körper zu leiten. Die Körperchen, welche er häufigerweis innerhalb des Sinus longitudinalis, besonders an den Benennungen an der äußern Fläche der pia mater und die harte Hirnhaut nach Außen durchbohrnd, entdeckte, hielt er für Gangaberrufen (sie wurden ihm zu Ehren Glandulae Pacchionii genannt) und behauptete, es werde aus ihnen eine Flüssigkeit abgesondert, welche sich sowohl zwischen die harte und Gefäßhaut, als auch zwischen diese und das Gehirn, ja selbst in die Gehirnhöhlen ergieße. Obwohl nun Pacchioni selbst in späterer Zeit das Unhaltbare dieser Theorie zum Theil eingestand, so wies sie doch durch seinen Gelehrten, G. Baglivi (s. d. Art.), der sie für die feinste ausgab, durch D. Santorini und durch H. Hoffmann als wahr behauptet und weiter aufgeführt, besonders weil, wie sie den Lehren der anatomisch-mathematischen Schule zusagte. Jetzt hat sie kaum noch einen andern als einen historischen Werth. Uebrigens zweifelte an der richtigen Natur der Pacchionischen Körperchen schon Morgagni und Haller, mit mehr Bestimmtheit aber Wieg. d'Azpe und A. Portal, welcher Letztere sie für Fettkügeln hielt. Die neuen Anatomen, namentlich Bérzeli, Bidai und J. F. Meckel, betrachteten diese Körperchen als krankhafte Hirnhäutgranulationen.

Pacchioni hat folgende Schriften herausgegeben: *De durae meningis fabrica et usu*. (Rom. 1701.) *Dissertatio epistolaris de glandulis conglobatis durae meningis etc.* (Rom. 1705.) *Dissertationes binas ad Jo. Fontanum datae, illustrandis durae meningis et ejus glandularum structura atque usibus concinnatae*. (Rom. 1715.) *Dissertationes physico-anatomicae de dura meningis humana, novis experimentis et locubracionibus auctae et illustratae*. (Rom. 1721.) Zusammen sind sie nach des Verfassers Tode erschienen unter dem Titel: *A. Pacchionii opera omnia*. (Rom. 1741. 4.) (Nach Jourdan. Art. Pacch. Biogr. médicale. Fournier-Percay, Art. Pacch. Biogr. univers., A. Sprengel, Gesch. der Arzneikunde, 3. Aufl. V. 1. S. 143, 163, 184. J. F. Meckel, Anatomie. III. S. 544, 545.) (A. Sprengel.)

PACCHIONI GLANDULAE. Pacchionische Delidien oder nach Bidai richtiger Hirngranulationen (granulationes cerebri) nennt man gewisse Körperchen oder Geschwülste, welche an den Hirnhäuten, meist unter der Schädeldiade, wahrgenommen werden. Sie finden sich am häufigsten und zuweilen von ansehnlicher Größe neben der geggen Hirnhaut und unter den Schichttheilen. In ältern Subjecten sind diese Körperchen in der Regel häufiger und größer, der ungeborenen Kindern sind sie nicht beobachtet und ebenso wenig in Thierhäuten. Wo die Zahl dieser Granulationen und ihr Umfang bedeutend

ist, hat man fast immer gefunden, daß die damit behafteten Subjecte öfters an Kopfschmerzen gelitten und schließlich aus allen diesen Umständen, daß die sogenannten Pacchionischen Drüsen eine krankhafte Bildung darstellten und von übermäßiger Anhäufung des Blutes in den Hirnhäuten und leichten Entzündungen derselben berührten. Diese Meinung haben Portal, Bérzeli, J. F. Meckel u. A. vorgetragen und schließlich düstern neuerer Ärzte noch an die ältere von Pacchioni behauptete wüthlich: brüßige Natur glauben. Die Körperchen, von welchen hier die Rede ist, sind theils klein, etwa von der Größe einer Linse, aber auch zuweilen größer als Haselnüsse, und in diesem Falle erzeugen sie immer Eintrübe an der innern Oberfläche der Schädelsknochen, die ganz von derselben Gestalt sind und wodurch die Knochenablösung an diesen Stellen sehr verlangsamt wird. Solche Gruben oder Eintrübe pflegen auch, wie die Oberfläche der Erhöhungen, denen sie ihren Ursprung verdanken, rauß zu sein oder abermals kleinere Erhöhungen in sich zu schließen. Man kann daher aus dem Ansehen der sogenannten Blaskast der Schädelsknochen erkennen, ob an den Hirnhäuten Pacchionische Körperchen befindlich waren und von dem kocherigen Aussehen, sowie der wahrscheinlichen Ursache ihrer Entstehung, ist die Benennung Hirngranulationen entlehnt. Wenn man diese Granulationen durchschneidet, zeigt sich ihr Inneres durchaus homogen, ihre Farbe ist gelblich weiß und zuweilen durch Blut geröthet. Portal und Meckel nehmen die Gefäßhaut und deren Zellstoff als den Sitz derselben, oder doch den Ort an, wo sie entstehen, Pacchioni und J. F. Meckel schreiben sie vorzugsweise der harten Hirnhaut zu. In der That findet man die größten und mehr einzeln stehenden dieser Körperchen im genauften Zusammenhange mit der dura mater, sieht aber zugleich, daß diese an solchen Stellen fest mit der pia mater verwachsen ist und sich unter und zwischen der letztern gallertartige gelbliche Ergüsse plastischer Lymphe befinden. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß die Granulationen in die Gefäßhaut entspringen, durch ihr Wachstum in die harte Haut dringen und beide Membranen gewissermaßen vereinigen. Ganz ähnliche kleine Tumoren, wie am äußern Umfange der Hirnhäute, sieht man nicht selten in den Theilen der Gefäßhaut, welcher die Adermasse bildet, vorzüglich in demjenigen, der sich in das absteigende Horn des Seitenventricels sticht. Meißt sind diese Geschwülste zugleich an der äußern und innern Ausbreitung der weichen Hirnhaut vorhanden. Also sowohl auf der Oberfläche des Hirns, wie in den Hirnhöhlen. Meckel nimmt an, daß die am großen Eichelblutleiter stehenden Granulationen auf der äußern Fläche der Gefäßhaut entstehen, die harte Hirnhaut durchbohren und in die Hölle des Sinus eintreten, wo sie nue von der innersten Haut oder der viciu vasorum communia bedeckt werden. (d'Alton.)

PACCIOLI (Luens), mit dem Zunamen de Borgo, von seinem Geburtsorte Borgo San Sepolcro in Toscana, ein Franziskanerordens des 15. Jahrhunderts, der als mathematischer Schriftsteller und Lehrer zur Weiterbildung seiner Wissenschaft häufig mitwirkte, in welcher er durch diesen im Dient seine Kenntnisse bereicherte zu haben

scheint. Er lehrte die Mathematik im **J. 1494** in Neapel und später in Mailand, wo er der Erste war, welcher den von Ludwig Sforza gestifteten Lehrstuhl der Mathematik einnahm. Seiner eigenen Angabe nach war er dort in den Jahren 1496—1499 zugleich mit Leonardo da Vinci und ging mit diesem zusammen von da nach Florenz. Später lehrte er auch in Rom und rühmt die ihm von Paul II. zu Theil gewordene Aufnahme. Endlich erstarrte er im **J. 1508** zu Venedig den Tod, wo er sehr vornehme und zahlreihe Schüler hatte, deren er in seinen Werken erwähnt. Nach Plesken, welche Tiraboschi (*Storia della letteratura italiana* T. VI. P. I. p. 367) anführt, soll Paccioli (so schreibt Tiraboschi den Namen) auch als gelehrter und beredter Abtrog in und außerhalb Italien beehmt gewesen sein. Dies Wenige ist Alles, was wir von dem äußern Leben dieses Mannes wissen, der sich in seinen Schriften ebenso beschreiben, als für sein Zeitalter ausgezeichnete geistliche beweist. Das Ende seines Lebens ist so wenig bekannt als das seiner Geburt. Wir gehen über zur Angabe seiner Werke, wovon die beiden zuerst anzuführenden in einem mit venezianischen Abolitionisten gemischten Italienisch geschrieben, ihre Titel aber so übermäßig lang sind, daß wir uns eine Abkürzung derselben erlauben zu dürfen glauben: **1.** *Summa da arithmetica, geometrica, proportioni e proportionalia etc.* (Venedig 1494 in Fol., neu aufgelegt ebenfalls 1523.) Die erste Auflage hat Kästner in seiner Geschichte der Mathematik I. Bd. S. 68—82 beschrieben; von der zweiten abt Montucla (*Essai des Mathématiques nouv. édit. T. I. p. 559*) den ausführlichen Titel und eine kurze Übersicht des Inhalts. Beide Ausgaben, besonders die erste, sind literarische Seltenheiten. Das Werk besteht aus einem arithmetischen und einem geometrischen Theile, wovon besonders der arithmetische für uns historisches Interesse hat. Paccioli legt darin sehr reichhaltig die Regeln der Rechenkunst aus einander, denen er einige von den Arabern gemachte *Erfindungen* beifügt, z. B. die sogenannte *Regula falsi simplex et duplex*, welche er die Regeln *Ekathana* nennt. Er geht ferner sehr ins Detail der kaufmännischen Rechenkunst ein und gibt, wie leicht zu sehn, eine Anweisung zur doppelten Buchhaltung, *senza* auch Nachrichten über Wechselrecht, über die zu seiner Zeit in Italien üblichen Maße und Gewichte u. dgl. Sodann handelt er ausführlich von der Algebra, die er *arte maggiore* nennt, welchen Namen die Wissenschaft auch nachher bei Cardan und andern spätern Schriftstellern führt. Paccioli's. Kunstproben und ganze Behandlungsweise der Algebra ist natürlich von der unsrigen sehr verschieden. Er kennt noch nicht unsere jetzigen algebräischen Zeichen, sondern schreibt alle seine Sätze und Regeln in Worte und schließt lateinische versus memoriales, s. Montucla a. a. D. S. 590. Kästner a. a. D. S. 70, 71. Die unbekante Größe in einer Gleichung nennt er *cosa*, daher die Algebra selbst eine Zeit lang den Namen der *regula cosa* oder *ars coeana* führte (s. d. Art. *Cosa*). Aber die Gleichungen des zweiten Grades geht er nicht hinaus. Negative Wurzeln läßt er nicht gelten. **2.)** *Divina proportione, opera a tutti gli ingegni persi-*

enci e curiosi necessaria etc. (Venedig 1509. Fol. mit von Leonardo da Vinci's Hand*) geschriebnen Figuren, dem Herzoge von Mailand, Ludwig Sforza, zugeweiht.) Unter divina proportione versteht der Verfasser die Theilung einer geraden Linie nach strenger Proportion (Eucl. Elem. B. 6. Etl. 3 und Sag 30), die man auch Theilung nach dem äußern und mittlern Verhältnisse nennt. Er zählt 13 essentiell oder Nutzenwendungen davon auf, besonders für die Baukunst, für Zeichnung der Capitalbuchstaben, perspectivische Darstellung der regulären Körper. **3.)** *Libellus in tres partes tractatus divinus quorumque corporum regularium et dependens activae perscrutationis* (Venedig 1508. Fol.) handelt von den regulären Polyedern und Körpern, von der Beschreibung letzterer in einander u. dgl., meistens nach als gebräuchlicher Aufbaumethode, ohne daß jedoch hier schon, wie in neuen Zeiten der Art, geometrische Constructions aus den algebräischen Formeln abgeleitet werden. **4.)** Eine lateinische Uebersetzung von Euclid's Elementen, aber vielmehr eine Revision der Uebersetzung des Campanus, mit Verbesserungen und Anmerkungen. (Venedig 1509. Fol.) **5.)** Eine italienische Uebersetzung des Euclid, deren Paccioli selbst erwähnt, scheint nie gedruckt worden zu sein (Tiraboschi a. a. D. S. 359, 360). **6.)** *Erasmio Tiraboschi* (ebenfalls) einer Schrift über die Baukunst, welche Paccioli zugleich mit dem Werke Nr. 2 in Mailand verfaßt haben soll. Ubrigens haben Biographen und Bibliographen, verleiht durch die Wertharbeit des Klosters und Familienamens unser's Paccioli's und durch die langen Titel seiner Werke, in Bezug auf ihn manche Irrthümer begangen, indem sie bald zwei verschiedene Personen aus demselben machen; bald Theile seiner Werke als für sich bestehende Schriften aufführen**). (*Gartz.*) **PACCO, PACCHI, PACHE, 1.)** ein 12886 pariser Cubitoll enthaltendes und vier preuß. Schaffeln und 7 Mehen gleichkommendes Getreidemaß, welches zu Gales im sord. Herzogthume Montcalier gewöhnlich ist. **2.)** Ein kleiner See in der brasilianischen Provinz Rio Grande de Norte (*Fischer.*)

Paeceus, s. Paevius.
PACE. **1.)** (Engl.) der Schritt, als Längennmaß gebraucht, wird in England **in 5 Fuß** gerechnet, beträgt daher 4,85515 rheinländische Fuß oder **1,5238 Meter**. Dies ist der sogenannte geometrische Schritt (step). Der geographische Schritt enthält **73** Zoll englisch, **5,9071 rhein.** Fuß oder **1,8539 Meter**; ist mithin ein wenig größer als das **Fathom** (Klafter, Faden), welches **6** engl. Fuß, **5,82618 rhein.** Fuß oder **1,82856 Meter** mißt. **2.)** Pace heißt auch eine Art sehr schmuckloser französischer Buttern, welche in Bretagne verfertigt und über Rhenns in den Handel gebracht wird. **3.)** Pace, Spieß, s. Pharno. (*Karnarach.*)

*) Tiraboschi a. a. D. S. 359. **) Wegen die ungenügende Beschreibung Pacoli's, des Paccioli an Pietro della Fontana ein Quaestio befragten habe, wird Paccioli vertheilt in einem *Commentario sopra la vita e in opere di Fra Luca Paccioli dal Nov.* (s. Giornale arcadico 1855. Vol. 22 u. 54), welchen Aufsatze ich aber nur aus dem fähigen Kustblatt 1856. Nr. 69 kenne.

PACE, Aven, oder Avempace, Aven Pas, alias drei höchst verschiedene Formen eines und desselben Namens, des Ibn Baddscheh (ابن بادشاه), der vollständige Abu Bekr Mohammed Ben Baddscheh, der Ausdauer aus Saragossa trieb und bei seinen Landsleuten unter dem Namen Ibn-el-asif, d. i. der Sohn des Goldschmids, bekannt ist. Die spanischen Juden nannten ihn Aven oder Aven Bageh, und durch baskische Aussprache des B und g wurde dann leicht die Schreibweise Aven Pace (span. Pas) vermittelt. Die Nachrichten über diesen in der philosophischen Welt nicht ganz namenlosen Mann fließen höchst spärlich, und von seinen näheren Lebensumständen weiß man selbst weniger, als von seinen literarischen Beschäftigungen und hinterlassenen Werken. Frühere einheimische Biographen kennen ihn und seine Arbeiten nicht aus eigener Aufschauung, sondern nur aus kühnlichen Citaten, wenn nicht noch andere Quellen aufgefunden werden. Er war Dichter, Arzt und Philosoph zugleich, allein nicht ein Philosoph, wie er den Muhammedanern gefiel, sondern der durch freies Nachdenken und selbständige Speculation sich über manche festgehaltene und festgelegte Ansicht seiner Zeit- und Glaubensgenossen erhob. Er war Spanier und wahrscheinlich zu Saragossa geboren, oder er muß doch wenigstens in früherer Zeit sich länger daselbst aufgehalten haben. Seine spätem Jahre brachte er am Hofe des Abu Bekr Jahja, eines Sohnes des bekannten Alchimis, zu, der, wie es heißt, zu Hes im Namen seines Vaters die Souveränität vertreten haben muß, aber bei dem gewaltsamen Tode des Vaters im J. 539 (1144—1145 Chr.) entweder selbst nicht mehr am Leben gewesen ist, oder doch ohne alle politische Geltung verschwunden war. Zwanzig Jahre soll er in der Umgebung jenes Mannes als Arzt gewesen sein, was beweist, daß er auch in den Geschäften der Staatsverwaltung erfahren und vorzüglich städtische Angelegenheiten wohl zu leiten verstand. An diesem Hofe (vergl. Wiener Manuscr. N. 105. S. 470 fg. und Casiri I, 178) war es, wo er die Ärzte durch Einmischung in ihre Kunst zum Haß gegen sich aufbohrte. Er lebte ihm ursprünglich noch, um so fand er keinen Tod durch Gift im J. 533 (1138—1139). Dasselbe Jahr seines Todes nimmt auch Ibn Khallikan an, erzählt aber von seiner Vergiftung nichts, während Andere ihn fünf Jahre später oder acht Jahre früher umkommen lassen, nach welcher Autorität aber, ist unbekannt. Unigens mag auch der Charakter uners Philosophen, obwohl d'Herbelot ihn geradezu als den größten unter den Arabern bezeichnen, nicht ganz tadelloß gewesen sein. Es wird z. B. in seinem Wiener Manuscript a. D. erzählt, daß, als ihn El-Hafz Ben Isf Ibn Chafan, der ebenfalls im J. 533 einen gewaltsamen Tod fand (vergl. Ann. Mosl. III, 300), Behauptung seiner von ihm herausgegebenen Dichtersammlungen, die uns unter dem Titel „die goldenen Halsketten (Kalid el-ickijjan)“ bekannt geworden ist, schickte, daß, ihm einige seiner Gedichte zur Aufnahme in sein Werk zukommen zu lassen, Ibn Baddscheh ihn auf eine Weise bei der Nase herumführte, die ihnen auf das Gef-

tigste erbitterte. Dabei ist nun auch Ibn Chafan, aus dem Ibn Khallikan geschöpft hat, eine sehr partielle Quelle, und Ibn Khallikan, der sehr wohl seinen Gewährsmann kannte, bemerkt selbst, daß Ibn Chafan zu weit gegangen sei und alles Maß und Ziel in seiner Schilderung überschritten habe. Er weist nämlich unsern Philosophen geradezu Hinaussetzung des Koran vor und beschuldigt ihn der Gotteslästerung und der Verleumdung des wahren Muhammedanischen Glaubens. Ibn Khallikan führt überdies einige Verse von Ibn Baddscheh an, bezweifelt aber zugleich, daß er Verfasser sei.

Was nun seine schriftstellerische Thätigkeit anlangt, so bewegte sie sich in astronomischen, mathematischen, geometrischen und philosophischen Forschungen von der Logik an. Leider aber sind die wenigsten seiner Schriften im Original auf uns gekommen, während ein größerer Theil in lateinischen, untreulich sehr verdächtig und unrichtigen Übersetzungen uns bekannt geworden ist. Eine Originalstelle findet sich auch in der Vorrede des Ibn Tofail zu seinem philosophischen Romane Hal Ibn Isotän, und Porrete bemerkt in seinem Verweise zu jenem Werke, daß Abu Chafan XII (p. 15) seine Schriften, in einer Gesamtaufgabe vereinigt habe, daß aber auch seines unermarten Todes wegen der größere Theil derselben unvollendet geblieben sei (vergl. d. Rossi Diz. p. 45 unter Haghe). Nach dem Zeugnisse aller Berichtshalter war er ein scharfsichtiger Kopf, was auch seine Beschäftigung mit der peripatetischen Schule beweist. Er commentirte mehrere Schriften des Aristoteles, und im Secular befindet sich unter Nr. 649 ein Commentar zu der unter dem Namen Isagoge bekannten Einführung in die Logik des Porabid und noch fünf andere kleine philosophische Tractate verschiedener Inhalts, deren Titel dort angegeben sind. Auch scheint er dieselben nach der Unterschrift in Sevilla vollendet zu haben. Die scholastischen Theologen benutzten ihn ebenfalls bei ihrem Streite zwischen den Realisten und Nominationalen, und daß ihn der heilige Thomas gekannt, bemerkt schon d'Herbelot. Unter den in lateinischer Übersetzung uns bekannt gewordenen Schriften hebt man vorzüglich folgende heraus: Die Commentarii in Aristotelem, die Epistola solimonia (wahrscheinlich der bei Casiri angeführte Tractat Tablil, i. e. *Ardeas*, quae de ratione solvendi argumenta exponit; f. rnet. de anima, de viis solitaria, und andere sollen sich unvollendet im Manuscript befinden. So die verschiednen Angaben. Richter aber lehnt die Annahme, daß die Epistola solutionis auch die erläuternde Zuschrift führt de discessu seu abactione anime a rebus mundanis ad Deum, als daß sie den oben erwähnten Zusatz „quae de ratione solvendi argumenta exponit“ hat, weil dieser vielmehr auf das Kitab el-horhan (Cas. I. 1. 67). hindruct.

Pace (Julius), f. Pacus.

Pace (Richard), f. Pacaena.

PACE. Unter diesem Namen kommen vier Contrapunktkisten des 16. Jahrh. vor, von deren Lebensumständen nichts Näheres aufzuteilen worden ist. Den Antonio und Pietro Pace haben wir nicht einmal überge-

bliebene Werke aufzuweisen, wenigstens sind uns keine bekannt. Von Gio. Battista Pace sind einige Arbeiten in das de Antiqua Lib. I. a 2 voci da diversi Autori di Bari (Venedig 1585) eingerückt worden; von Vincenzo Pace wird folgendes gedrucktes Werk angeführt: Sacrorum concentuum, qui singulis, duobus, tribus, quatuor vocibus concinuntur auctore Vincentio Pacio, Assisensi in Cath. Eccl. Reatina nuncius Praefecto una eum basso ad organum. (Romae 1617.) (G. W. Fink.)

PACECO, ein geringfügiges Städtchen der Intendantur und des Districts von Trapani, im Val di Mazara des Königreichs Sicilien, im westlichen Theile der Insel, unweit der Stadt Trapani und dem Meere; da wo sich die mit der letzten nach Marsala und Castellorosso führenden Straßen von einander scheiden, in getreidereicher Gegend gelegen. (G. F. Schreiner.)

PACELLI (Asprilio), geb. zu Vasciano 1570, wurde Kleriker und trat als solcher und vorzüglicher Musiker im J. 1602 in Rom das Amt eines Kapellmeisters zu S. Maria Maggiore an. Seine Compositionen hatten ihn auch im Auslande berühmt gemacht. Er gehörte unter die Meister jener Zeit, die sich nach herrschender Sitte auch im vielsinnigen Sange auszeichneten. Unter andern werden seine 16- und 20stimmigen Motetten angeführt, die er selbst, als er den Dienst an der vatikanischen Hauptkirche verließ, um die Stelle eines Kapellmeisters in Warschau, wohn er von Sigismund III., Könige von Polen, berufen worden war, anzutreten, zum Drucke beförderte, ehe er sein Vaterland verließ, was schon im J. 1603 geschah. Vom J. 1604—1608 ist in Frankfurt von seinen Compositionen folgendes gedruckt worden: Cantiones aerae 5, 6, 8, 10—20 voc. Psalmi et Motetti 8 voc. Cantiones aerae 5, 6, 7—20 voc. Psalmi, Motetti et Magnificat 4 voc. Madrigali a 4 voc. Lib. I. Madrigali a 6 voc. Lib. II. Einige seiner Sänge sind aufgenommen worden in des Fabio Constantini Selectae Cantiones excellentissimae. Autor. (Romae 1614.) Vitoni spricht in seinen Manuscripten: Er starb zu Warschau und wurde in der Jesuitenkirche begraben, wo sein Sarg mit seinem Marmorbilde der Kugel gegenüber mit folgender Inschrift steht: D. O. M. Excellentiss. Viri Asprilii Pacelli itale da opido Vasciano Dioc. Narniens., qui professionis musicus, eruditione, ingenio, inventionum delectabili varietate omnes ejus artis coetaneos superavit, antiquiores aequavit, et serenissimi atque victoriosissimi principis D. D. Sigismundi III. Poloniae et Suecorum regis capellam musicam tota christiana orbis celeberrimam ultra viginti annos mira collatione rexit, eadem sacra majestas regia ob fidelissimam obsequia hos benevolentiae monumentum poni jussit. Desit die IV. Maji. An. D. MDCXXIII. anno aetatis LIII.

Pacelli, D. Antonio, ein Kirchencomponist in Venedig, unter die letzten Meister der alten Schule gehörend, wird vorzüglich wegen einer Cantate „Amor furoris“ 1723 belobt. (G. W. Fink.)

PACEM und PACEM KÜSSEN (eine bei der katholischen Messe übliche Gemonie), s. Pax, Firmelung. — Pacem oder Paix heißt auch in Frankreich eine silberne oder vergoldete Münze, mit dem Bilde des Heilandes (oder auch eines Heiligen), die gemeinhin unten an das Vatermutter geknüpft wird. (H.)

PACENSIS COLONIA bedeutet 1) Pax Julia (heute Braga) in Portugal. 2) Forum Julii (heute Frejus) in Gallia Narbonensis. (H.)

PACERITZ oder PATZERITZ, ein zur großfürstlichen Desjars- und Balderichsburger Adelscommissherrschaft Groß-Rohröß gehöriges großes Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, an der von Jungbunzlau (der Kreisstadt) nach Weichenberg und preussisch Schlessen führenden sogenannten reichenberger Haupt-, Post- und Commercialstraße zwischen dem Dörfchen Wobrazin und Soldenstern, 1 1/2 Stunden nördlich von dem Hauptorte der Herrschaft, am Fuße eines steilen gegen 1000 Klafter hohen Berges gelegen, nach Jentschowitz (Vicariatsdistrikt Reichenberg, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, dem Wobezirke des Linien-Infanterieregiments Nr. 36 zugewiesen, mit 45 Häusern und 307 teutschen und geschiedenen Einwohnern, welche nebst dem Tabaksbaue auch Tabaksmaschinen treiben. In dem Kirchspiele der Umgegend finden sich viele Schalen von Succushe. (G. F. Schreiner.)

PACETTI (Vincenzo), gebürtig zu den besten neuen italienischen Bildhauern. In der Biblioteca italiana. (Milano 1820.) T. XXI. p. 449 wird besonders das ausgezeichnete Talent gerühmt, mit welchem er alte schabhafte marmorne Bildwerke ergänzte. Der Ritter Pacetti starb im J. 1820 in Rom, seiner Vaterstadt, im 74. Jahre seines Alters. (Graf Henckell v. Donnersmarck.)

PACHACAMAC. Nach der Kosmogonie der alten Peruaner ist die Erde und Alles, was sich auf ihr befindet, aus dem Meere entstanden; überraschend ist die Zusammenstimmung der Ideen jenes Volkes mit den Aegyptern, die auf die schärfsten Untersuchungen gegründet, in unserer Zeit die Geschichte der Erdentstehung umfassen. Die geringen Ueberreste der religiösen Ueberlieferungen, wie sie durch die ältesten spanischen Geschichtsschreiber auf uns gekommen sind, beweisen, daß die Begründer der peruanischen Theokratie vorzügliche Naturbeobachter gewesen sind. Die Sage wird am besten in den einfachen Worten des frühesten europäischen Erzählers, (Gomara¹⁾) wiederzugeben sein, und lautet, wie folgt: „Im Anfange der Welt kam von der Seite nach Mitternacht ein Mann, der sich Gon nannte. Er hatte keine Knochen, ging weit und schnell, führte seine Wege ab, indem er die Berge niedrig machte, und die Thäler erhöhte, wog ihm sein Wille und sein Wort hinreichte, da er ein Sohn der Sonne war, wie er sagte. Er erfüllte die Erde mit Männern und Weibern, die er großgig und denen er viele Früchte und Brod gab und was sonst zum Leben nöthig ist. Allein aus Verdruß, den ihm Einige machten, verurtheilte er bald darauf das gute Land, das er ihnen gegeben hatte, in trockne und unfruchtbare Sandwüsten, wie jene an der Küste es

¹⁾ Gomara, Hist. gen. de las Indias. (Amvrs. 1555.) p. 168.

sind, und nahm ihnen den Regen, so daß es nachher dort nie wieder geregnet hat. Aus Mitleiden ließ er ihnen die Flüsse, damit sie durch Bewässerung und Arbeit sich erhalten könnten. Da kam Pachacama dazwischen, der auch ein Sohn der Sonne und des Mondes war, so viel wie Weltenschöpfer bedeutet und den Gen verjagte, seine Menschen aber in die Affen, die den Regnen ähnlich sind *) und dort leben, verwandelte, woraus er Männer und Weiber von Neuem erschuf, sowie sie gegenwärtig sind, und sie mit allen Dingen versah, die sie jetzt besitzen. Aus Dankbarkeit für diese Wohlthaten nahmen sie ihn als ihren Gott an, befehlten ihn als solchen und beteten ihn an in Pachacama, bis ihn die Christen von da vertrieben, worüber sie sich gar sehr verwunderten." Aus der Erzählung des höchst zuverlässigen Garcilasso **) geht hervor, daß der Cultus des Pachacamac zwar in Peru allgemein verbreitet gewesen sei, daß aber denselben keinesweges an allen Orten die Incas zuerst eingeführt haben. Unter den mildern und culturfähigen Volksstämmen auf der Westseite der Anden hatte die Überzeugung von dem Vorhandensein eines höchsten Wesens, welches Alles schuf, und Alles erhält, zeitig Wurzel gefaßt. Nur die rohen Völker der östlichen Waldberge waren von je in der traurigen Barbarei befangen geblieben, die selbst dann das Aufblühen eines hellern Bewußtseins verhindert, wenn alle Lebensumstände das Erwachen zu beständigem Scheitern. Nur unter diesen durch Geistesarmuth und Unempfindlichkeit, gleich ihren spätern Nachkommen, bezeichneten Nationen waren die Incas geworben, die ersten Begriffe einer besseren Religion zu verbreiten. Die Bewohner der flachen Thäler in der Nähe der gegenwärtigen Hauptstadt Peru's hatten, von einem menschlichen Genius belebt, zeitig das Glück zu reinern Ansichten zu gelangen, denn sie beteten ein Wesen an, dem sie, wie schon aus gewissen Ceremonien hervorgeht, unbegriffliche Eigenschaften beilegte, das sie mit stillerer Ehrfurcht betrachteten als die übrigen, mehr nach dem Maßstabe menschlicher Sebschwäche gebildeten Götter. Als die erobernden und civilisirenden Incas bis an die Ufer des Rimac vordrangen, fanden sie zu ihrem Staunen einen Cultus, der an philosophischen Ideen reicher war, als der ihrige, und durch Reinheit der Formen diesen weit übertraf. Die nördliche Hälfte Peru's erblüht den Glauben an ein einziges höchstes Wesen ebenso aus den Thälern von Obancay und Rimac, wie die südlichen Provinzen von Cuzco. Einfach, aber erhaben war die Ansicht jener Küstenindianer, die darum dem Pachacamac weder Tempel bauten noch Opfer brachten, weil er durch sein großartiges Wesen und seine Unsichtbarkeit seine Erhabenheit über ähnliche Äußerungen menschlichen Dankgefühls andeutete. Nicht laut und vor dem Volke, sondern im Innern und der Einsamkeit blühte man zum Herrn des Weltalls beten, und sein Name durfte nicht ohne begleitende Zeichen der tiefsten Ehrfurcht, gewisse Bewegungen der Arme und des Kopfes, erwähnt werden. In

späterer Zeit nahm diese einfache Verehrung ein ständisches Gewand an, man baute dem Pachacamac einen großen Tempel und in einzelnen Gegenden begannen zu seiner Ehre Opfer von Thieren, endlich sogar von Menschen gewöhnlicher zu werden, ein Zeichen des Rückwärtigens von besserer Erkenntnis und höherer Sittigkeit, welches als eine traurige und unerklärliche Erscheinung in der Geschichte der amerikanischen Menschheit mehrfach vorkommt. Die Incas erschienen und ihr Einfluß auf die Wiedererweckung der sinkenden Völker äußerte sich in ähnlicher Weise, wie eine andere erlösende und heilbringende Kraft der frühesten Völker, die in den Mythen der Americaner dunkel angedeutet, einmal und vielleicht auch bei mehreren andern Gelegenheiten jene schnell entartende Menschheit von dem Abgrunde zurückzog, in welchem sie seit der Eroberung durch Europäer, ohne Hoffnung eines neuen Retters, von einem dunkeln Verhängnis ergriffen, versunken ist. Der Cultus des Pachacamac war zum gemeinen Götterdienste geworden als Capac Pucapangui, der Bruder und Herrscher des Inca Pachacuti, nach Eroberung einer Menge von Provinzen bis über den Fluß Chimú nach Norden vordrang. Cuzcomancu, der Hauptling der Thäler von Pachacamac, Rimac, Obancay und Huamán, versuchte Widerstand zu leisten, nachdem er dem Vorschlage seines Gegners freiwillig die Oberherrlichkeit der Incas anerkennen und den Sonnendienst einzuführen von sich gewiesen hatte. Die Sonne, sagt er *), sei nur Geschöpf des Pachacamac, dem Alles seinen Ursprung danke und verbiete keine Verehrung; sie selbst besäßen so viele Götter, als sie nöthig hätten, und bedürften am wenigsten der Sonne als eines solchen, denn mehr als genügend wäre schon jetzt die Wärme in ihrem Lande; was aber das Reich der Incas anbetraf, so möchte man sie verschonen, denn die Sitten ihrer Vorfahren erschienen ihnen himmlischen und wären ihnen lieb. Es kam jedoch nicht zum offenbaren Bruche, denn der Herrscher der Incas wurde durch die Entdeckung, daß die religiösen Begriffe der Hunca, d. h. der Eingeborenen jener Gegend, mit denjenigen der peruanischen Abolatrie übereinstimmten, zu der größten Nachsicht und Freundlichkeit veranlaßt. Die Bedingungen des endlich abgeschlossenen Friedens waren, daß neben der Verehrung des Pachacamac der Sonnendienst eingeführt werden, aber die erstere ganz in ihrer ehemaligen Reinheit geschehen solle; daß aus dem Tempel des obersten Gebieters alle andern Götzen vertrieben werden müßten, Menschenopfer aber unter keiner Bedingung gebildet werden könnten, insofern sie allen natürlichen Wesen entgegentrafen; daß zwar die Provinz künftig unter dem Besatze der Incas stehen solle, wogegen aber die letztern versprächen ein dort befindliches Orakel des Gottes Rimac hochzuhalten und ihren Unterthanen eine gleiche Achtung anzubewahren. Von jener Zeit an erblühte der Cultus des Pachacamac von Neuem. Er verbreitete sich immer mehr über das Reich und ging nur erst unter, als mit dem Vordringen der spanischen Eroberer alle vorigen Einrichtungen ausgelesen werden mußten, und die Landbetreligion für Götterdienst, ihre längere Befolgung für

2) Im Original Gatos, gesto de negros. Gato bedeutet in ältern Werken über America, theilweise noch heute im Conventualstione des Americaner, irgend ein kleineres Säugethier der Wilder. 3) Garcil. com. real. L. VI. c. 31.

4) Herzer. D. V. L. VI. c. 12.

Verbreiten erklärt wurde. Über andere Nebenumstände und die Ceremonien bei der Anbetung jenes personificirten Gottes schweigen die Geschichtsschreiber. Nur so viel ist bekannt, daß die Priester nicht anders als über die Schwellen blinkend in den Tempel traten, und nie den Blick zu dem Symbol der höchsten Macht erheben durften, welches ihn schmückte.

Der größte und schönste Tempel dieses Gottes blieb immer der an der Küste unsern der Mündung des Flusses Rimac gelegene. Der Glaube der Peruaner und der Wunsch der Incas hatte ihn noch und noch mit den größten Schätzen an Edelsteinen, Gold- und Silbergeräthen versehen. Das Gebäude *) lag auf einem kleinen Hügel in der Mitte des sehr fruchtbaren Thales Pachacamac, reichte aber über die Grenzen der Anhöhe bis in die Ebene hinaus. Es bestand wie die meisten Bauwerke der Küstenländer zwar nur aus großen Ziegelfsteinen und nicht aus Quadern, wie die Rieswerke der Anden, war aber mit großer Kunst und Festigkeit gebaut. Viele Thürme umstrebten die weitestreckten Mauern, deren innere Seite im Schmucke des Kalks reich verziert und gemalt war. Wohnungen für die Priester befanden sich in der Nähe dieses heiligen Ortes, zu dem alljährlich Jünglinge von Ballfahnen aus allen Gegenden Peru's sich begaben, und in dessen Nähe Niemand begraben werden konnte. Bei Gelegenheit der Anstehung zwischen Pedro de Alvarado und Francisco Pizarro wurde jener Tempel der Peruaner im J. 1534 geplündert, indem es sich darum handelte, die Begleiter des Alvarado auszupeilen. Die erbeuteten Schätze sollen außerordentlich gewesen sein, obgleich die Peruaner aus Vorwitz schon gegen 80 Menschenladungen Gold und Silber entfernt oder verborgen hatten. Der Sage nach sollen allein die silbernen Nägel, die sich der Pilot Quintero von Pizarro abgeben hatte, und die ihm dieser, den Werth nicht ahnend, mit Eichen bewilligte, 40,000 Mark an Gewicht betragen haben. Durch diese Plünderungen und die bis in die neuesten Zeiten fortgesetzten Verheere der Schatzgräber ist jener merkwürdige Tempel so zerstört worden, daß jetzt nur noch unbedeutende Reste vorhanden sind. Er unterlag zeitig dem Schicksale, welches alle große Bauwerke der Peruaner betraf, und von Garcilasso an vielen Orten mit unzerstörbarer Kreuzer erwähnt wird. Die Bevölkerung erlitt zugleich eine solche Verminderung, daß in den ersten 30 Jahren nach der Eroberung unter andern die Zahl der Einwohner vom Thale Huacra allein von 30,000 auf 2000 gebracht wurde, ganze Landstriche aber verödet liegen blieben *). Zu Ulloa's Zeiten (1740) waren auch jene Reste einer ursprünglichen Volksmenge von vielleicht mehr als 100,000 Ercelen in der Umgegend von Lima, auf zwei Kisten und einige Indianer zerstreut, die in der namigsten Anzahl lebten *). Gegenwärtig ist keine Spur dieser Ureinwohner vorhanden.

Der Fleden Pachacamac liegt vier Leguas südlich von Lima entfernt unter 12° 19' südl. Br., gehört zum Stadtbetriebe (Cerro de) und daher zum Departamento

Lima. Die Lage in der Nähe des vielbesuchten Cerro de San Juan, dem Hauptorte des Pfarrsprengels, sichert dem Fleden ein beträchtliches Einkommen, ein um so größerer Vortheil, als das Thal selbst keines der fruchtbarsten ist. Die Bewohner sind zum Theile Fischer und, wie überhaupt in den kleineren Orten Peru's, der Mehrzahl nach Jäger. Mit Ausnahme der noch sichtbaren Fundamente des alten Tempels enthält der jetzige Fleden keine Merkwürdigkeit, wird aber dennoch von den meisten Reisenden besucht. (L. Popping.)

PACHANA, heißt in Bengalen (wie Rintley [Nat. syst. p. 37] aus den Med. Trans. Soc. Calcutta III. p. 298 anführt) eine von den Hindudisten häufig gegen die verheerenden Krankheiten angewendete Abkochung der Wurzel des Stengels und der Blätter von der Gattung *Cordia* (*Menispermum cordifolium Willdenow.*, *Cordia cordifolia Ca. dulce*, Citronenbaum *Rheede Malab. VII. p. 39. t. 21*). Der Stengel derselben Pflanze wird zu einem Extract — Palo — benutzt, welches gegen Urinbeschwerden und Gonorrhoe hilfreich sein soll. (A. Sprengel.)

PACHECO, Der Franzosen, Engländer und Niederländer Gebrauch, sich von ihren Geschäftsführern zu bedienen, führt nicht selten auch sorgfältige Geschichtsschreiber auf Abwege, da selbst Erider durch unentlich werden; die Spanier begnügen sich aber nicht mit solchen Beschäftigungen, um der geringsten Veranlassung willen zu vertauschen sie den angestrichen Familiennamen gegen einen andern, der vornehmer, oder dem Besichtigten passender erscheint. Aus dieser Eitelkeit müssen undurchsehbare Verwirrungen entstehen, wie besonders bei gegenwärtigen Artikel nachweisen wird, indem er nicht nur von Pacheco, sondern auch von Acuña, Giron (in zwei Ausgaben), Cardenas, Portocarrero, Carrillo, Pralato, Albuquerque, Cabrera, und doch immer nur von einer Familie zu handeln hat. Unter diesen verschiedenen Namen ist Acuña der angesehene Pacheco der berühmteste; ein Umstand, der uns berechtigt, hier das ganze unter Acuña nicht vorkommende Geschlecht nachzuführen. Der Stammvater, Gutierrez Peñal, soll, der gewöhnlichen Meinung nach, ein Seesegener gewesen sein, der den burgundischen Heinrich auf seinem Zuge nach Portugal begleitete; während Andere in ihm den Gutierrez wiederfinden wollen, mit dem Graf Peter von Barcelona die Stammreihe des Hauses Silos beginnt. Nach dieser wäre Gutierrez ein Sohn des Rico Hombre Pelago Peñal, ein Enkel des Infanten Pelago, Urenkel des Infanten Xuar, der hienieden ein Sohn von Joaquin II., dem Könige von Leon, Asturien und Galicien Gutierrez Peñal, gleich dem Vater Rico Hombre und Herr von Alcantara und Silos, hinterließ einen Sohn, Pelago Gutierrez de Silos, dieses Sohn, Gomez Peñal de Silos, wurde der Ahnherr des großen Hauses Silva, während von einem jüngern, der der zweiten Ehe des Pelago erzeugte Söhne von Ferdinand Peñal, das Geschlecht Acuña abstammt. Diesen Namen erhielt Ferdinand von dem D. de Acuña also, der ihm vom Könige Alfons I. von Portugal um Geschenke gemacht worden. Einer von Ferdinand's Enkeln, Martin Fernandez (i. e. silvus) de Acuña, stiftete eine Rei-

*) G. Garcil. comm. real. L. VI. c. 22. m. 6) 1666. 7) Ulloa Rel. del viaje. L. I. c. 3. §. 95.

benlinie, die in der Person eines andern Martin Lorenzo de Acuña die Herrschaft Pombroito, in der Correição de Coimbra der Provinz Beira erwarb. Dieses jüngern Martin Sohn, Johann Lorenzo de Acuña, Herr von Pombroito, ist einmüthig berühmt durch häusliches Misgeschick. Seine Gemahlin, die schöne Konora Teliz de Arnesch, fand Gnade vor den Augen Königs Ferdinand von Portugal, ließ sich, hiermit nicht zufrieden, scheiden, und entließ, insgeheim, dem Könige antaunzen. Der brave Ehemann, um nicht ansehen zu müssen, was er nicht hindern, und auch selbst der große Aufruhr in Lifabon im J. 1374 nicht hinterzehen konnte, flüchtete nach Kastilien, und unter dem Schutze Königs Heinrich II. magte er es, eine philosophische Betrachtung der ihm bereiteten Schmach nach dem Tag zu legen; er schmückte seinen Hut, trug mit Federn, mit vergoldeten Hörnern, an denen das Wappen von Portugal angebracht war. Nach des königlichen Ehebrechers Tode kehrte Johann in die Heimath zurück, und Pombroito blieb viele Generationen hindurch der seiner Nachkommenschaft, bis das Gut endlich durch Heirath an das Geschlecht von Castillobranco gelangte, und von König Johann IV. von Portugal zu Gunsten Peter's de Castillobranco p Acuña zu einer Grafschaft erhoben wurde. Des Adherten der Hebenlinie in Pombroito Älterer Bruder, Vasco Lorenzo de Acuña, wurde der Vizegouverneur von Martin Bazquez de Acuña, der mit Violanta Lopez, einer Tochter des Lopo Fernandez Pacheco, verheirathet, und Vater jenes Vasco III. Martinez de Acuña war, der als Herr von Taboa und Vinheiro (beide an dem Mondego, in der Correição de Biscu gelegen), von Angia, de Aveiro, und von Vempinho, in der Correição de Castillobranco, unter den Landherren der Provinz Beira, während der Regierung der Könige Peter, Ferdinand und Johann I. eine bedeutende Rolle spielte. In dem Streite um die Erbfolge in Portugal war Vasco Martinez sammt seinen Söhnen Martin, Agnias und Lopo unter den Großen, welche für die königliche von Kastilien Partei nahmen (1384), die ihm von Seiten Kastiliens gemachten Versprechungen hieher aber unerfüllt, und Vasco, der sein Vaterland zugleich von einem Bürgerkriege und von auswärtigen Feinden bedroht sah, brachte seine Neigungen der Vertheidigung des eigenen Herdes zum Opfer. Er und seine Partei halbigten dem Großmeister von Aviz, nachdem dieser am 6. April 1385 als König Johann I. ausgerufen worden, und Vasco zeigte sich als des wankenden Kronen standhafter Vertheidiger. Noch in dem nämlichen Jahre besiegte er, von Johann Fernandez Pacheco unterstützt, bei Troncoso eine bedeutende Abtheilung des kastilianischen Heeres, und als Johann I. Abgesandter besprach er mit dem Herzog von Lancaster, in S. Iago, die Verminungen des Bündnisses, welches die Streitsäfte der Engländer gegen Kastilien richtete. Conderlichen Lohn für seine Bemühungen scheint Vasco nicht empfangen zu haben, vielmehr waren seine Söhne unter den ersten Baronen, an welchen König Johann seine vornehmlich die Geniebrüder des Adels bezwögende Politik ausüben wollte. Martin Bazquez, der älteste dieser Söhne, mußte die Herrschaft Sui und an-

dere Kronstädter, gegen Empfang von 7000 doppelten Goldmaravedis juridgeln (1394). In dem Verbrüder hierüber ging er in Begleitung seiner Brüder und des auf gleiche Weise behandelten Johann Fernandez Pacheco, im J. 1396 nach Kastilien, um mit 100 Rängen in König Heinrich's III. Dienste zu treten. Sie wurden reichlich belohnt, Martin selbst erhielt von dem Könige die Bestätigung des durch Heirath erworbenen Besitzes der Stadt Valencia, die zugleich zu einer Grafschaft erhoben wurde, sein Bruder Agnias wurde mit den Städten Roa und Mansilla, ein anderer Bruder Lopo mit der Grafschaft Quendia belehnt. Von diesen drei Brüdern wird besonders gehandelt werden; ausre ihnen hatte Vasco III. Martinez oder noch zwei andere Söhne, aus der ersten Ehe mit Matriz Lopez de Albuquerque, den Stephan Suarez und den Vasco Martinez, und aus der zweiten Ehe mit Iheresia de Albuquerque, gleichfalls zwei Söhne, den Goncalo und Peter. Goncalo Bazquez de Acuña ward Bischof zu Guarda. Peter Bazquez gab den Namen Acuña auf, um statt dessen den mitterlindigen Namen Albuquerque zu führen. Sein Enkel, Lopo de Albuquerque, des Königs Alfons V. von Portugal Oberkammerherr, unternahm im J. 1475, verließet, eine Reise nach Kastilien, um die eicnlichen Gesinnungen des Erbfolgers von Toledo, des Alcaez von Bilema und anderer Misvergnügten, in Rücksicht einer Vermählung der Prinzessin Johanna mit dem Könige von Portugal zu erforschen, Verträge mit ihnen abzuschließen, und der einzelnen Herren Hissquellen kennen zu lernen, erhielt zur Belohnung der bei dieser Gelegenheit entwickelten Gewandtheit, bei dem wichtigen Ausbruche des Krieges die Grafschaft Penamacor in der Correição de Castillobranco, wurde aber in dem Gefechte bei Loco (1476), von den Kastilianern zum Gefangenen gemacht. Acht Jahre später (1484) wird er als einer der Verschwörer genannt, welche die Krone von Portugal dem Herzoge von Biscu juchachten. Die Verschwörung wurde entdeckt, und streng bestraft, Lopo aber rettete sich nach einem seiner Gefalle, und seine Gemahlin, die eine Schwöster des Cardinals Grog d'Acosta, vranalaste, den Bedrohungen zu retten, so ernsthafte Bewegungen und Kämpfungen in der Landschaft Bisco, daß der König einen Bürgerkrieg besorgte. Ihm vorzubeugen ließ König Johann II. die kühne Frau sammt Mann und Kindern frei nach Kastilien abziehen. Lopo hatte zwei Brüder, den Heinrich und Peter, von welchen dieser in dem Kriege von 1475 die Vertheidigung der Grenze von Sabugal zu führen hatte, und 1484 als Abtheilnehmer von des Herzogs von Biscu Verschwörung enthaupet wurde; seiner disse drei Albuquerque hinterließ dauernde Nachkommenschaft, dagegen erblühte in der Ehe der Eleonora de Albuquerque mit Johann de Almeida, dem Herrn von Vilaovide, ein neues und glückliches Geschlecht des Namens von Albuquerque, welchem unter andern der große Besieger von Indien (el Grande Conquistador del India) Alfons de Albuquerque (s. d. Art.) angehört. Vasco Martinez de Acuña, der dienstbarere von des Vasco III. Söhnen erster Ehe, heirathete die Ehe der Herren von Lançoso, in der Correição de Vilema:

täre, die aber bereits mit dessen Sohne, Martin Bazez, erloschen zu sein scheint. Der zweitgeborene Sohn von Vasco III., Stephan Suarez de Acaña, Herr von Taboa, hinterließ zwei Söhne; der ältere, Vasco, setzte den Stamm der noch heutzutage nicht erloschenen Herren von Taboa fort, welchem insbesondere angehört Ludwig de Acaña, der Mentor der europäischen Diplomatie, von dem in dem Artikel Acaña die Rede gewesen. „Don Louis d'Acaña,“ so schreibt ein Zeitgenosse, „königlich portugiesischer gesandtmächtiger Minister und Abgeordneter am französischen Hofe, starb den 9. Oct. 1749 zu Paris pldg. lich im 105. Jahre seines Alters. Er ist auf 60 Jahre in Gefandtschaften gebraucht worden und hat den jetzt regierenden König in Portugal, seinen Herrn, noch niemals gesehen, weil er nie in sein Vaterland zurückgekommen, seitdem er angefangen in königliche Dienste zu treten. Er hat sowohl dem Friedenscongresse zu Amswid, als dem zu Utrecht beigewohnt, und bis 1736 sich als gesandtmächtiger Minister im Haag befunden. In diesem Jahre aber wurde er an den französischen Hof gesandt, wo er bis an sein Ende in großem Ansehen geblieben. Ungeachtet seines Alters liebte er die Gesellschaften, und führte einen jenseitigen Staat, weil es ihm niemals an Geld mangelte. Er hatte eine große Erfahrung in den politischen Sachen, und eine weisliche Erkenntnis von dem verschiedenen Interesse der europäischen Mächten. Ob ihn gleich der Posten, worin er stand, und die Ähre, die er in der Welt machte, nöthigten, in einer Befreiung des Ermittels zu leben, so war er doch auf alles, was vorging, sehr aufmerksam. Er schrieb alles, was während seiner Lebenszeit Wichtiges vorkam, eigenhändig auf und bereicherte diese seine Nachrichten mit sehr curiösen Anmerkungen. Er ist bis an sein Ende munter und aufgeweckt geblieben, und hat in seinem 104. Jahre die Gesellschaften noch auf eben die Weise und mit ebenso guter Art besucht, als er es im 50. Jahre thun können. Die Inquisition war mit ihm nicht recht zufrieden, weil man ihn vor einen kalten Juden hielt; wie er denn auch eine Jüdin zur Kammerfrau hatte, die er aber auf deren Antriebe im heurigen Frühjahre von sich schaffon mußte. Sein Haus war der ordinäre Sammelplatz aller fremder Minister und er wußte jedem mit einem sehr angenehmen Besen zu begegnen.“ Sein Vatersohn, Ludwig de Acaña, Kanonikus der Patriarchalkirche zu Lissabon, war von 1732—1736 portugiesischer Gesandter in London, kam am 4. Mai 1736 nach Lissabon zurück, und wurde noch am nämlichen Tage zum Staatssecretair in den Departements der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs ernannt. Den hierdurch erlangten Einfluß benutzte er besonders zu Beförderung seiner Familie. Einer seiner Brüder, Joseph, erhielt im Dec. 1757 das Gouvernement Macanhoa, in anderer, und zwar der Majoratsherr, Don Antonio Alvarez de Acaña, Gouverneur von Macajao, dann seit April 1753 Gouverneur und Generalkapitän von Angola, ging im J. 1750 als Gesandter nach Paris, und im Mai 1763 nach Brasilien, als Vizekönig und Gouverneur von Rio Janeiro. Im Erys. 1767. kam er von dannen zurück, um die Pflich-

tenhaft des Rathes und das Departement der ultramarinen Angelegenheiten zu übernehmen, und es scheint fast, als habe sich die Longevität des Oberns auf ihn vererbt, denn noch 1805 kommt Don Antonio Alvarez Graf de Acaña als Präsident des Conselho ultramarino vor. Für ihn wurde auch im Dec. 1759 Taboa zu einer Grafschaft gemacht. Sein naher Anverwandter war sicherlich Johann Cosmas de Acaña, Erzbischof von Coora und Canonikus regularis von S. Salvador zu Lissabon, geb. d. 20. Dec. 1715, der im Jan. 1770 Generalinquisitor, und am 8. Aug. 1770 von Clemens XIII. in die Zahl der Cardinäle aufgenommen wurde. — Der jüngere Sohn von Stephan Suarez de Acaña, Agidius Comthur von Pinheiro, in dem Erbkirchen, hatte einen Sohn, Ludwig de Acaña, dem König Alfons V. mit der Herrschaft Entar oder Assentar beschenkte. Neben Entar besaß Ludwig's Sohn, Peter, auch Barreiros und Senhorim, beide in der Correição de Bisca. Peter's Sohn, Lopo, wurde zum Grafen, und dieses Sohn, Peter II., zum Marquis von Entar erhebt; Peter II., nachdem er lange in dem mairidischen Staate lebte, auch das Generalat von Ceuta bekleidet hatte, fiel als commandirender General in den Niederlanden, nicht ohne Ruhm, an dem blutigen Tage vor Senef, den 11. Aug. 1674, wo er die Hauptrolle des verdrähten Herres befestigt hatte. Emanuel, die einzige Tochter seiner Ehe mit Francisca de la Guezo v. Henriquez, des dritten Marquis von Belmonte Tochter, vermählte sich im J. 1697 mit Melchior de la Guezo, dem vierten Marquis von Belmonte, ihrem Oheim; und hinterließ sterbend Entar und die Grafschaft Villanueva ihrer einzigen Tochter, Maria Francisca de la Guezo. Agidius Bazquez de Acaña, des Vasco III. vierter Sohn, bekleidete, nachdem er die Besitzungen in Castilien weber aufgegeben hatte, unter der Regierung Königs Johann I. von Portugal, das Amt eines Großkanzlers, besaß auch Celorio de Bazo und Monte go, in der Correição de Guimaraes, sowie Guilletrap, und war mit Isabella, des Comitaels Rufia Alvarez Perreyo Schwester, verheirathet. Sein Sohn der Enkel, Ferdinand Bazquez de Acaña, Riese-hombre von Portugal, Herr von Guilletrap, Celorio de Bazo und Montelongo, befand sich unter den Geiseln, die im J. 1382 dem Könige von Castilien, als Bürgschaft für den Friedensvertrag überliefert wurden. Unter Agid's fernerer Nachkommenschaft sind vornehmlich die Herren von Papo-Perez und von Gellago zu merken. Das Majorat von Papo-Perez oder Papo de Pelle, in der Correição de Thomar, erbschaftlich, Hieronymus de Acaña mit Maria de Meneses, und Almar, gleichwie Barreiro, in der Correição de Setuval, ein Eigenthum von Emanuel de Acaña v. Meneses, der als der Königin Maria Francisca von Saoyen (grß. 1683) Erbthronfolger vorkommt. Der Stammvater der Herren von Gellago, Johann Trifan de Acaña, Herr von G-lago und Penagüido, in der Correição de Poeto, ging im J. 1514 an der Spitze einer zahlreichen und glänzenden Gesandtschaft nach Rom, um dem Papste von dem Fortgange des Christenthums und der portugiesischen Waffen-

in Ostindien und Afrika Bericht zu erstatten, kostbare Geschenke, unter andern einen Elefanten und einen gezähmten Panther zu übergeben, und um die Erlaubniß, die Geißellichter fließen zu dürfen, anzubitten. Wirklich brachte Afrika eine Bewilligung zurück, die selbst des Königs Wünsche überstieg. In seiner Eile mit Antonio Paes hatte er die Söhne Rufo und Simon Rufo de Acuña, Herr von Gellago und Penaguão, hat sich durch seine Thaten und Kriegszüge in Indien berühmt gemacht. Auf der Reise dahin, im J. 1529, plünderte und verbrannte er die Stadt Bombaja, gleichwie er auch eines Zwiffes halber den Besizer des Königs von Ormus gefangen nahm, und ihn nach Europa schickte. Als Vizekönig von Indien unternahm er im J. 1531 einen Zug nach Diu, der aber mißglückte, weil zu viele Zeit mit der Wegnahme der benachbarten Insel Beth verloren wurde. Wenig abgeschreckt hierdurch ließ Rufo die Küsten des Meerbusens von Surate, sowie Malabar, mit Feuer und Schwert heimsuchen; Surate selbst, und viele minder bedeutende Städte wurden in die Asche gelegt und 27 reichbeladene Schiffe dem Samorin von Calicut genommen, der, um nur Frieden zu haben, den Portugiesen die Anlage einer Festung zu Okale, drei Meilen von Calicut, verstatte mußte. Im folgenden Jahre 1532 ließ Rufo Bassaim wegnehmen, und die Feste, aus der man 400 Kanonen entführen, zerstören; außerdem wurden alle Küstensitze, von Bassaim bis Tacapur, in die Asche gelegt, Tama, Bandora, May und Bombay gezwungen, Tribut zu bezahlen. Rufo beschränkte sich aber nicht auf diese Raubzüge, er begann Antheil zu nehmen an den politischen Ereignissen und Verhandlungen der Halbinsel, schloß mit Humaloon, dem Großmogul, ein Bündniß, wodurch Babadur, der König von Guzarate, solchergehalt beunruhigt wurde, daß er freiwillig Bassaim mit aller Zubehörung an Portugal abtrat, auch sich die gewaltsame Wegnahme von Damam hübschweigen gelassen ließ, sodann aber, als Guzarate beinahe den siegenden Waffen des Großmoguls erliegen wollte, entsagte Rufo plötzlich den bisherigen Verbindungen, und leistete dem entnuthigten Babadur mächtige Hilfe, wegen er sich einzig das Redt, die Diu eine Feste bauen zu dürfen, bedingte. Dieser Bau wurde unter des Vizekönigs unmittelbarer Aufsicht bewerkstelligt, und die Feste sodann mit 900 Portugiesen und 60 Stücken besetzt (1534); zwei Jahre später (1536) haben die der Stadt Osa zunächst gelegenen Besitztheile durch die von Adachan, dem Feldherren von Abraham Adichan, auf der Küste von Goncan angränzenden Verbindungen veranlaßt, sich der portugiesischen Herrschaft zu unterwerfen. Die Siege, bei Mangam und Ponda über Adichan's Feldherren erschöten, die Erbauung der Feste Rachol, dieselben die wichtige Erwerbung. Aber Babadur, der König von Guzarate, war in seiner gegenwärtigen Eiderheit nicht weiter der von Rufo in dem Kriege mit den Mongolen empfangenen Hilfe eingedenk, sondern trachtete vielmehr, sich für immer der Portugiesen zu entziehen. Dieses Ziel zu erreichen, ließ er dem Vizekönig eine Zusammenkunft in Diu vorschlagen. Rufo kam zu Schiffe dahin; und empfing an Bord des

Königs ersten Besuch. Obgleich von dem ganzen Anschläge unterrichtet, ließ er den Monarchen seine Barke ruhig wieder besetzen; Babadur sollte in das Fort gelockt und dort verhaftet werden. Emanuel de Sousa, der Commandant, mußte zu dem Ende dem Könige in die Barke folgen, und sich die Ehre seines Besuches erbiten. Das Schiffein war in voller Bewegung, da näherte sich eine mit Portugiesen besetzte Schaluppe, und als diese einen Landsmann in des Königs Gefolge erblickten, erwachte in ihnen die Lust, die Fahrt mitzumachen. Die Post, mit welcher sie die mehrfache Barke zu erweisen strebten, erregte indessen Babadur's Besorgniß, und auf seinen Wink wurde Sousa getödtet. Diaeo de Mesquita, der in dem Kriege mit Humaloon die portugiesischen Hilfssoldaten anführte, hatte den Wink verstanden, sprang hinzu, und verwundete den König, mußte aber Sousa's Schicksal theilen. In dem Hangemenge wurden noch vier andere Portugiesen und sieben Mohren erschlagen, und sein Ende schien noch nicht abzufliehen, denn von beiden Seiten kamen immer neue Barken hinzu. Babadur begab sich auf die Flucht, wurde aber durch einen Kanonenschuß, der drei seiner Rudere tödtete, aufgehalten. Er dachte sich durch Schwimmen zu retten, fing aber an zu sinken, und versuchte sich durch sein Hilfsgeheiß. Afrika den Papa richtete ihm ein Ruden, das er auch ergriff, allein als man ihn an Bord zu ziehen that, schlug ein portugiesischer Soldat ihm die Hellebade in das Gesicht, und Andre nahmen ihm vollends das Leben. Der Leichnam kam nicht weiter zum Vorschein, Acuña aber zog in Diu ein, und drückte durch seine Gegenwart und seine Anordnungen die erschütterten, zum Theil schon auf der Flucht degressirten Einwohner. In dem Palast wurde fast 200,000 Pachacos Werth an Gold und Silber gefunden. Der Hafen enthielt 160 Schiffe; darunter einige sehr große; Munition und Artillerie machten aber den wichtigsten Theil der Beute aus; unter den zahllosen metallnen Kanonen, der eisernen nicht zu gedenken, wurden drei Basilisken oder Feldschlangen von so ungeheurer Größe gefunden, daß der Vizekönig nicht umhin konnte, die eine, als eine Seltenheit, nach Europa zu verschicken, und es wäre möglich, daß dieses Stück von Diu nach heute in dem Capitel S. Julião, am Eingange des Hafens von Lifaboa, zu sehen. Indem er die Stadt ihrer Reichthümer beraubte, unterließ Rufo jedoch nicht den Munitionaren freie Religionsübung, auch alle von Babadur bewilligte Befolgungen und Entgeltungen zu beständigen; seine Erwerbung sicher zu stellen, unternahm er es auch, sie mit dem bestenden Trinkwasser zu versorgen. Zu dem Ende erbaute er Anfangs des Jahres 1538 die große Cisterne, von 25,000 Pipen Gehalt, und dieser Voricht war großentheils die Erhaltung der Festung, gegen die gewaltigen Anstrengungen der Türken, im J. 1539, zu verdanken, wiewol Rufo zugleich seines der Mittel verakläumte, welche den Muth der Besatzung erhöhen und jene Belagerung zu der denkwürdigsten des Jahrhunderts machen konnten. Zu einem nicht minder glorreichen Entsatze hatte er bereits alle Anstalten getroffen, als der neue Vizekönig, Garcia de Noroña, in Indien anlangte (1539), und

hiermit seiner römischen Heiligkeit, welcher Portugal auch noch die Unterwerfung der Molukken, die Entdeckung von Mindanao zu verdanken hatte, ein Ende machte. Des Bischofs Urkel, Johann Ruiz de Acuña, Herr von Gesejo, wurde zum Grafen von S. Nicente da Beira, in der Correição von Castellobranco ernannt, hatte aber aus seiner Ehe mit Aloisia de Borbon, der Tochter des ersten Grafen von Arcos, nur eine einzige Tochter, die S. Nicente an ihrem Gemahl, Michael Karl de Lavoura, brachte. Des Bischofs jüngerer Bruder, Simon de Acuña, besaß die Comturrei von Torreobras, in welcher er seinen Sohn Trifan zum Nachfolger hatte. Des Trifan's Sohn, Simon II. de Acuña y Alai, war mit Agnes de Melo y Silva, der siebenten Frau von Povoside, in der Correição de Bistru verheirathet, und der Großvater von Ludwig und von Rufo de Acuña y Melo, Rufo, erster Graf von Pontevel und Herr von Pombal, in der Correição de Beira, lebte in kinderloser Ehe mit Elvira de Villena. Sein Bruder Ludwig, nunter Herr von Povoside, hatte vier Kinder, von denen aber nur die Tochter, Maria de Alencastro, heirathete (den Karl de Moreira, den Herrn von Almada); von den drei Söhnen widmete der jüngste, Rufo, geb. den 7. Dec. 1665, sich der Kirche. Frühzeitig Collegialis zu St. Paul in der Universität von Coimbra, wurde er auch in die Zahl der königlichen Kapellane aufgenommen, zum Bischofe von Tanger und zum Generalinquisitor von Portugal ernannt. Im 18. Mai 1712 ertheilte ihm Papst Clemens XI. die Cardinalwürde, welcher Innocentius XIII. den Priesterstiel St. Anastasio beifügte. Diesen Papst hatte Rufo bereits ermöden dessen; dafür wurde er von ihm zu mehreren Congregationen, zu jener der Bischöfe und Regularen, der Kirchengebäude, von dem Consistorium und de Propaganda hies gezogen. Er verließ Rom im J. 1722, nachdem er auf die Wiederherstellung seiner Titularkirche über 12,000 Scudi verwendet, sehr reiche Almosen und nicht mindere reiche Geschenke gesendet, und überhaupt durch seinen Prunk großes Aufsehen erregt hatte. Auf der Heimreise besuchte er insbesondere den Gnadenort Loreto. Im J. 1724 kam er nochmals nach Rom, um dem Conclave für die Wahl Benedict's XIII. beizuwohnen; den spätern Conclaven beizuwohnen erlaubten ihm die zwischen Portugal und dem päpstlichen Stuhle schwelenden Irrungen nicht, wofür er im Februar 1733 ein Breve von Clemens XII., worin er zum Legaten a latere ernannt war, und zugleich den Auftrag erhielt, die Vermittelung zwischen beiden Höfen zu übernehmen. Der Hof von Vissabon wies jedoch das Breve, wegen verschiedener Auslegungen, zurück, und die Verhöhnung erfolgte späterhin ohne des Cardinals unmittelbares Zutun. Dagegen gewann er als Generalinquisitor und Mitglied des Staatsraths sehr großen Einfluß auf sämtliche Angelegenheiten des Königreichs, und es blieb ihm derselbe bis zu König Joseph's Thronbesteigung. Rufo, von dem an auf die Angelegenheiten der Kirche beschränkt, überlebte diesen Beschl nicht lang, und starb in der Nacht vom 14. zum 15. Dec. 1760. Ganz besonders wurde er von den Armen beklagt, die in ihm ihren größten Wohlthäter verloren.

Popo Vazquez, des Vasco III. jüngster Sohn erster Ehe, besaß durch die Gnade des Königs von Castilien Buendia und Xamnen, und heirathete Paredes, Perilla und Balleblado mit Iheresia Garrido de Albornoz, der Schwester des auf dem Concilium zu Basel (1434) verstorbenen Cardinals Alfons Garrido. Seiner Söhne waren vier, Peter de Acuña y Albornoz, Gomez Garrido de Acuña, Alfons Garrido de Albornoz und Popo Vazquez de Acuña. Der jüngste, Popo Vazquez, Herr von Xamnan, Comtue von Merida, in dem Orden von S. Jago, wurde von seinem Bruder, dem Erzbischofe von Toledo, als Statthalter zu Huete, in der Provinz Guernia, eingeführt. Er war aber nicht vermögend, die Stadt gegen die Angriffe eines königlichen Feldherrn, des Garcias Mendez de Badojo, zu behaupten (1465); und zog sich darum in die Burg zurück, worin er alsbald belagert wurde. Er ließ den Erzbischof seine Lage wissen, und dieser schickte 800 Langen zum Entsatz. Garcias Mendez wurde bei Tarazona auf das Haupt geschossen, und sogar, nachdem er in Huete Zuflucht gesucht, mit dem besten Theile seiner Mannschaft von den Bürgern, die sich für Popo's Sache bemessen hatten, gefangen genommen. Von diesem Augenblicke an handelte Popo als ein Erbherr von Huete, und weniglich seines Veters, des Marquz von Villena, Antrag (1475), daß die Stadt ihm zu Eigentum verbleibe, und hiermit die von König Heinrich IV. nicht in der gehörigen Form gemachte Schenkung bestätigt werde, ohne Folge bild, so hieß er doch allgemein der Herzog von Huete, bis Johann de Koles und Rodrigo de Aquilar, im Einverständnisse mit einigen Bürgern, im Nov. 1476 in die Stadt eindrangen, und sie für die Krone zurücknahmen. Popo hatte in seiner Ehe mit Maria de Mendoza, des Herrn von Gastei Tochter, zwei Söhne, von denen der ältere, Popo Vazquez de Acuña, Herr von Xamnan und Befehlshaber in Gargoria, sich durch die glänzende Vertheidigung von Lucena (1469) gegen der Mohren Angriffe nicht geringen Ruhm erwarb. Alfons Garrido de Albornoz (nicht de Acuña, wie in der Biogr. univ.), der dritte von des ersten Herrn von Buendia Söhnen, widmete sich dem geistlichen Stande, und konnte daher bereits im J. 1443 seinem Heime, dem Cardinal Albornoz, in dem Bisthume Sigüenza folgen. Im J. 1446 wurde er auf den regisbischöflichen Stuhl von Toledo erhoben, und nach in demselben Jahre trat er seine kriegerische Laufbahn mit einem Unternehmen auf Lorreia an; von dort aus drangen die Kraxonien durch viele Kaubüge die kastilianischen Grenzen. Nach vergeblichen Anstrengungen mußte der Erzbischof jedoch die Belagerung aufheben. Unter König Heinrich IV. gelangte er zu unbegrenztem Einflusse auf die Angelegenheiten des Reichs, dessen Regierung er sogar, gemeinschaftlich mit Peter von Velasco, während des Festzuges gegen die Mohren (1455) zu führen hatte (siehe der beiden Regenten empfangt täglich 1000 Maravedi an Tasgeld). Mit solchem Einflusse nicht zufrieden, suchte er denselben, durch Verbindungen mit dem Könige von Kraxonien, immer weiter auszudehnen. Dieser Verbindungen halber mußte er in den verwickeltesten Unterhandlungen,

Durch welche die zwischen beiden Kronen schwebenden Uneinigkeiten ausgeglichen werden sollten, die Feinde von Castilien in schimpflicher Weise begünstigten. Über solche Treulosigkeit empört, entzog Heinrich IV. dem Cardinal, wie dem Marquē von Villena, alles Vertrauen (1463). In jenen Zeiten pflegten aber verabschiedete Minister mit dem Regem Reichsrecht über ihre Verwaltung abzulegen, und dazu schiedten der Cardinal und der Marquē sich an, indem sie ihre mächtigen Verwandten bewaffneten, und noch mächtigere Verbindungen mit missernüglichen Großen eingingen. Hiermit begannen demnach die Verräthungen, durch welche Heinrich IV. bis an sein Ende beunruhigt werden sollte. Der Erzbischof war es, der zuerst den Gedanken faßte, den König abzusetzen, diesen Gedanken in der Zusammenkunft zu Avila de Henarez (1464) dem Marquē von Villena beibrachte, und ihm sodann, nachdem der Entwurf, den Monarchen zu St. Pedro de las Dueñas aufzubringen, fehlgeschlagen war, insoweit auch bei den übrigen Verschwornen Eingang verschaffte, daß in der Zusammenkunft zu Burgos beschlossen wurde, sich zum Vortheile des Infanten Don Alfonso dem tyrannischen Verfalls des Königs zu widersetzen, und den des Prinzessin Johanna geleisteten Eid, da ihres angeblichen Vaters Unvermögen alsbald bekannt, als nicht geschworen anzusehen. Ein Bürgerkrieg schien solcher Entschlüsse unmittelbare Folge sein zu müssen, gleichwol ließ der König sich zu Unterhandlungen mit den Verbündeten herab, und es wurde des Anstos der Aussprüche von Schiedsrichtern überwiesen. Die zwei von dem Könige ernannten Schiedsrichter, Don Pedro de Belasco und Gonzalo de Saverdo, ließen sich von dem Marquē von Villena, der einer des von den Verbündeten aufgestellten Schiedsrichter, der gestatt blenden, daß sie einzig thaten, was er wollte. Ein solcher Einfluß schien, trotz aller Vettertschaft, dem Erzbischofe allzubedenklich u. d. er zeigte sich nicht ungeneigt, für seine Person wenigstens sich mit dem Könige auszusöhnen. Er erbot sich gegen den Monarchen, ihm wider alle seine Feinde dienen zu wollen, und gegen Verletzung tüchtiger Sicherheit ihm alsbald seine Kriegsvölker zuzuführen. Der König, nicht zweifelnd an der Aufrichtigkeit des Vorschlages, mit dem sich auch der Amirante einverstanden erklärte, gab sein Wort, daß er dem Erzbischofe die Stadt Avila, sammt dem Thurne der Kathedrale, la Mota, und das Castell von Medina del campo, dem Amirante aber Val de Arbro und die Statthaltertschaft von Valladolid geben wolle, und Erzbischof und Amirante schworen auf das Kreuz den Eid der Treue; und beschworen in der feierlichsten Weise, daß sie nimmermehr den Dienst eines so gnädigen Gebieters verlassen wollten. Ergriffen durch des Erzbischofs Abfall schickte der Marquē von Villena seine Gemahlin an den Hof, um den König zu beruhigen; ihr Vortrag fand nicht den größten Eingang, aber es gelang der listigen Unterhändlerin, den Erzbischof zu beruhigen, und zu der Partei der Verbündeten zurückzuführen. Während er selbst den König in dem Entschlusse befestigte, die Vorschläge des Marquē abzuweisen, hatte er einen Abgeordneten auf dem Congreß zu Valencia, der mit großer Festigkeit die

Abweisung des Königs, als den einzigen möglichen Ausweg, selbst gegen Villena's Meinung durchsetzte. Dem Erzbischofe wurden Avila, la Mota und Medina del campo wirklich übergeben, er empfing auch aus dem Zakamate 12,000 goldene Denariques, als Rechnung für 1400 Lanzk., statt aber, wie er es versprochen, bei der auf seinen Rath unternommenen Belagerung von Arcosio thätig zu sein, hielt er sich ruhig zu Ontiveros, und auf die wiederholte Einladung, sich doch endlich im Felde blicken zu lassen, erwiderte er mit beifolgender Unverschämtheit, er sei des Königs ungeklärte Zudringlichkeit überdrüssig, und werde ihm bald zeigen, wo der rechte König von Castilien sei. Gleich darauf erfolgte zu Avila, in der Stadt, zu deren Besatz der Erzbischof auf so niederrückwürdige Weise gekommen war, die verächtliche Scene der Absetzung Heinrich's IV.; der Erzbischof selbst besitz mit andern Rebellen die Bühne, und nahm die Figur, die den König vorstellen sollte, die Krone vom Haupte (den 5. Jun. 1465). Er bemerzte sich auch mit gewaffneter Hand der Stadt Peñaflor, und belagerte Simancas, wo inessen hornnädiger Widerstand seiner wartete. Hier geschah es, daß Archibudo aus Lupaen etwas zusammensetzte, das den Erzbischof vorstellen sollte; unter 1000 Schmähungen wurde die Puppe vor die Stadt gebracht, und dazu geschrien: „Hier ist Simancas, Verräther Don Dypas, hier ist Simancas und nicht Peñaflor,“ dann endlich das Bild den Flammen übergeben. Weit entfernt, solche Beschimpfung abthun zu können, sah sich der Erzbischof vielmehr genöthigt, die Annäherung des königlichen Heeres die Belagerung aufzuheben; Avila wurde ihm durch Peter Arias entzogen, und er mußte aus Rom vernehmen, daß der heilige Vater vielmehr den König Heinrich, als den Infanten begünstige. Sich gegen eine so gefährliche Reizung zu verwahren, schickte er einen Vertrauten nach Rom, der beauftragt war, die Güte achten zweier großen Abesolen, des Don Antonio de Alcala, des Bischofs von Ampurias, und des Pater Johann Lopez, auch die Erklärungen vieler berühmten Rechtsgelehrten, vorzulegen, welche sämmtlich die Meinung, daß des Königs Absetzung gerecht, erlaubt und gültig sei. Der Verbündeten Unglück im Felde auszugleichen, legte der Erzbischof dem Könige bei Arcosio einen Hinterhalt, als dieser von Valladolid nach Segovia zog, um den trüglichen Unterhandlungen von Coca beizuwohnen. In der Schlacht bei Dimedo (den 20. Aug. 1467) glänzte er an der Spitze seines Contingents, vom Kopf bis zu den Füßen gekleidet mit weissen Kreuzen beiderseits, durch die des hässliche Tapferkeit, so daß er von Seiten der Verbündeten der letzte von dem Schlachtfelde wich. Um der Partei den an diesem Tage erlittenen Verlust möglichst zu ersetzen, trat er mit dem Grafen von Alba de Tormes in Unterhandlung, und Puerce del Archidago, als einseitiger Besizer, der später mit Glubad Rodrigo zu verlaufen, war der Preis, um welchen der Graf sich an den Erzbischof verkaufte. Letztem gelang es auch nach dem Tode des Infanten Alfonso, den König zu dem Tractat von Gerberos zu bewegen (1468), wodurch die Infantin Is-

bella als vermittelte Königin anerkannt wurde. Was er hierdurch, seiner Tochter zum Nachtheile, bewilligte, mußte den König alsbald gereuen, allein der Erzbischof war nicht der Gemüthsart, daß eine solche Reue ihn beunruhigen konnte. Seine ganze Sorgfalt ging dahin, die Vermählung der Infantin Isabella mit dem Prinzen von Aragonien durchzusetzen, wobei er aber nicht nur mit einer mächtigen Partei in Castilien, sondern auch mit den Großen Aragoniens zu kämpfen hatte; Letztere fürchteten nämlich, mit allem Rechte, es würde durch diese Heirath Aragonien ein Anhängel von Castilien werden. Des Erzbischofs Beharrlichkeit besiegte alle diese Hindernisse, auch sogar den drückenden Geldmangel des aragonischen Hofes, durch welchen der gute Wille des Königs Johann so lange gekümmert gewesen, und der Prinz Ferdinand erhob sich über Valencia nach Castilien. So nahe dem Ziele, sichte doch nur wenig, und die ganze Verbindung, so folgerichtig für Spaniens Zukunft, mußte abgebrochen werden. Der König von Frankreich ließ für seinen Bruder, den Herzog von Berry, die Hand der Infantin Isabella begehren; Isabella lehnte den Antrag ab, aber der Marquis von Villena und der Erzbischof von Sevilla, beides für die französische Heirath gestimmt, trafen Anstalten, die nicht nur die Willensfreiheit, sondern auch die persönliche Freiheit der Prinzessin zu bedrohen schienen. Zurast und Scheitern ergreift und zerstreut ihr Hofgericht auf die Nachricht von der Annäherung der Ritterscharen des Erzbischofs von Sevilla, und die Bürgerschaft von Madrid schien im mindelsten nicht genügt, das Recht der billigen Prinzessin zu verfechten. In solcher angstvollen Lage fand Isabella einen sichern Voten in einem Franziskanermonache, dem P. Alfons von Burgos; es gelang diesem, die Aufmerksamkeit der Epäher zu täuschen, und mit der unerwarteten Hofschaft den Erzbischof von Toledo in Alcalá zu erreichen. Augenblicklich setzte Alfons sich mit 3000 Lanzén in Bewegung, und noch an demselben Tage erreichte er Salamanca. Hier fand er den Geheimschreiber des Marquis von Villena, abgeordnet, um ihn von weitem Vorreden, als zu bedenklich in Hinsicht seiner Folgen, abzuhalten; am fünften Tage erreichte er auf wunderseligen Umwegen, denn die Straßen waren sämtlich verriegelt, Gabaya de el Pazo, ganz nahe bei Madrid, und die Prinzessin war gerettet. Der Bürgerkrieg entzündete sich mit erneueter Heftigkeit auf der unglücklichen Versuch Heinrich's IV., die Rechte seiner Tochter zu vertheidigen. Veralest wurde von den Königlischen genommen und alsbald von dem Erzbischofe in Person belagert, und indem die Belagerung sich in die Länge zog, schien die Gelegenheit den Marquisen von Santillana und Villena nicht unglücklich, um Vergleichsbedingungen hören zu lassen. Sie boten dem Erzbischofe die Rückgabe der ihm entzogenen Festungen und eine Gebietsvergrößerung an, wenn er sich dem Könige unterwerfen wolle; es sollten auch seine beiden Söhne, Tello Carrillo und Lopo Vazquez de Acuña, 3000 Vasallen und zwei Festen erhalten, allein nichts vermochte den Entschluß des Erzbischofs zu erschüttern. Während er sich gewöhnen sah die Belagerung von Veralest aufzuheben, erschien ein päpstliches

Decret, worin ihm auferlegt wurde, unter den Geheiß des Königs zurückzutreten, widrigenfalls ihm vor dem königlichen geheimen Rathe der Proceß gemacht werden sollte. Befehl und Drohung waren gleich wirkungslos, und der König, die durch das Decret ertheilte Vollmacht benutzend, erwirkte bei dem Domcapitel von Toledo die Ernennung von vier Copulanten, die beauftragt, die Untersuchung gegen den widerspenstigen Prälaten zu führen; weiter zu kommen erlaubte dem Könige seine Unentzesslichkeit nicht, und es scheint darum sogar, als habe der Erzbischof einen einen Dienst geleistet, als er bei der von dem Domcapitel ernannten Richter, die auf der Heimreise nach Toledo begriffen waren, aufheben ließ. Während Alfons so viele Gegenstände zugleich umfassen mußte, waren die Infantin und ihr Gemahl insofern seinen Händen entschlüpft; daß sie sich bewegen lassen, ihre Flucht in Medina de Rioseco bei dem Amirante aufzuschlagen. Nicht nur daß es ihnen hier an der gesammten Ernennung gebrach, sondern es hatte auch des fürstlichen Paares allzuwichtige Abhängigkeit von dem Amirante ihre Anhänger entmuthigt und die Zuneigung des Volkes merkwürdig erkalten lassen (1471). Der Erzbischof schickte seinen Archidiacon, den Tello de Buedia, an die Fürsten ab, sie zu befragen, ob sie gewonnen seien, sich ihrer elenden Lage zu entziehen; in diesem Falle wolle er die Mittel dazu ansuchen. Die Fürsten erwiderten: vollkommen seien sie sich ihrer Verbindlichkeiten gegen den Erzbischof bewußt, in welchem sie die vornehmste Stütze ihres Glückes erkennen. Rängig und verärgelt hätten sie gewünscht, Medina de Rioseco zu verlassen, hätten aber geschwiegen, aus Furcht der großen Unkosten, die sie durch den Wechsel des Aufenthalts ihrem Freunde ausladen würden. Weil er aber selbst davon beginne, so würden sie ihm freudig folgen, nur möge er ihnen bis Duena entgegenkommen. Diese Antwort wurde dem Erzbischof nach Alcalá hinterbracht, und nach spanischer Sitte sofort in collegialische Beratung mit Freunden und Beamten gezogen. Der Rath von Paredes und sein Bruder waren der Meinung, daß der Erzbischof die Prinzen nicht länger in Medina lassen dürfe; zu Verminderung der Kosten möge er sie nach Paredes oder nach einer andern Stelle bringen; die Unkosten dieses Aufenthaltes würde man ohne des Erzbischofs Zutun bestreiten können. Des Prälaten Rathes behaupten hingegen, ein solches Unternehmen sei ihrem Herrn nicht zumuthen; weit entfernt, den Aufwand der fürstlichen Hofhaltung bestreiten zu können, habe er nicht so viel Geld, als nötig, um die zu dem Zuge unentbehrliche Truppenmacht aufzubringen, dafür aber Schulden die Menge. Aber der Erzbischof hatte seinen Entschluß gefaßt. Neue Anleihen gaben ihm die Mittel, 3500 Lanzén, ausgerüstetes Volk, zusammenzubringen, und mit ihnen zog er nach Duena. Bei seiner Annäherung fand es der Amirante nicht gerathen, die fürstlichen Gäste wider ihren Willen zurückzubalten, und Ferdinand und Isabella folgten dem Befehle nach Neucañillen, legten auch endlich, in dem ihnen von Andreas von Cabrera überreichten Alcazar von Segovia den Grundstein zu einer festlich noch immer sehr gefahrvollen und zweifelhaften Herr-

schaft. In diesen Zeiten besonders hatten sie dem Erzbischofe vieles zu danken; alle Kunstgriffe ihrer Feinde waren durch seine Klugheit errathen und hintertrieben, und sein Einfluß war es vornehmlich, welcher den König verhinderte, in dem Streite zwischen Tochter und Schwefter die angemeßene Entscheidung zu finden. Doch der Erzbischof war nicht nur ein eifriger, sondern auch zugleich ein grübelnder Beschüßer, und die Fürsten, den Fortgang ihrer Angelegenheiten wahrnehmend, schienen sich allmählig gegen das Joch seiner Launen sträuben und an seine Stelle den Cardinal Mendoza erheben zu wollen. Das Mißvergnügen, so der Erzbischof darüber empfand, spricht sich bereits sehr lebhaft in einem seiner Briefe an den König von Aragonien aus (1474), doch ließ er sich besänftigen, nachdem sein Unternehmen auf Canales, durch die von der Infantin empfangene Unterjochung, einen günstigen Ausgang gewonnen hatte. Als er aber nach König Heinrich's Tode nach Segovia kam, um die Infantin Isabella als die rechtmäßige Königin von Castilien und Leon, zu begrüßen, da verdaunte man es, ihm in dem Palaste eine Wohnung anzuweisen. Empfindlich über diese Vernachlässigung kordete er mit Wohlgefallen den Einflüssen eines frommen Adepten, wie er dem Erzbischof erschien, oder aber eines verdächtigten Betrügers, wie die Welt ihn beurtheilte. Der Goldmacher Ferdinand de Alarcon bemühte sich besonders, die Eifersucht seines Herrn über den Cardinal Mendoza wach zu halten, und brachte ihn dahin, daß es, angeblich um den Umfang seines Einflusses kennen zu lernen, verschiedene Aemter forderte, die wirklich bestet. Es wurde ihm, wie billig, von der Monarchin geantwortet, hierin könne ihm unmöglich willfahren werden, treue Diener ohne alle Veranlassung ihres Aemtes zu entsetzen, wäre eine schreiende Ungerechtfertigkeit, er möge sich dafür eine andere Gnade erbitten. Der Prälat hatte des Mißvergnügens, welches er über diesen Bescheid empfand, kein Bedel, und wenn auch der König persönlich ihn beinschloß, und alles mögliche geltend machte, ihn zu beruhigen, so verließ er gleichwol Segovia am 20. Jan. 1475, um nach Alcalá de Henares zurückzufahren. Man schickte ihm zuerst den Herzog von Alba und den Grafen von Treviño, dann den Peter de Boca nach; beide Botschafter mußten ihm die dringenden Vorstellungen machen, in der größten Untermüthigkeit um seine Rückkehr stehen; fast erwiderte er, sein hohes Alter gestatte ihm nicht, an den wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten, mit welchen die Regierung zu thun haben werde, sich zu betheiligen, übrigens verlaßt er den Hof, um ohne Unruhe zu leben und ungestört seinen geistlichen Verpflichtungen sich widmen zu können. Aber er hatte sich bereits mit seinem Beiler, dem Marquez von Villena, verständigt, und gemeinschaftlich mit ihm den Plan entworfen, den König von Portugal mit der hinterlassenen Prinzessin Heinrich's IV. zu vermahnen, und dieser die Kronfolge in Castilien zuzusichern. Andere Große verbanden sich mit ihnen zu ähnlichem Zwecke, und vielleicht ist spät erkannten die katholischen Könige die ganze Bedeutung des Fehlers, den sie sich gegen den Erzbischof zu Schulden kommen ließen. Ihn und seine mächtige An-

verwandtschaft zu verbannen, wurden Unterhandlungen mit dem Marquez von Villena eingeleitet; sie geschlugen sich, weil man von beiden Seiten nur zu überflüssig dachte; die Könige bestanden vor Allem auf der Auslieferung der Donna Johanna, der Marquez wollte sich nicht mit Versprechungen abfinden lassen, sondern begehrte Thron zu sehen, namentlich daß dem Erzbischofe in Castilien 5000 Vasallen angewiesen würden. Gleich fruchtlos ergaben sich auch die mit dem Erzbischofe unmittelbarer angeknüpften Unterhandlungen; sein Antwortschreiben, d. d. Lybda, 16. April 1475, angefüllt mit bitteren Klagen über die Könige, zeigt deutlich, daß er entschlossen, die mehrmals schon gehörte Drohung, „er werde die Königin Isabella zwingen, den Spinnrocken wieder zu ergreifen, gleichwie er sie von demselben abgerufen“, zu verwirklichen. Noch immer hegte die Monarchin den Wahn, daß es ihr selbst gelingen könnte, den Zürnenden zu entwaschen. Von Lopez aus ließ sie ihm entbieten, daß sie bei ihm zu Alcalá zu speisen gedachte; „darauf möge sie nicht rechnen“, wurde ihr höchst ungalant entgegnet, „wie sie zu dem einen Thore eingehe, werde der Erzbischof zu dem andern ausziehen.“ Den letzten Versuch, so große Hartnäckigkeit zu überwinden, machte der Connetable, von allen Freunden des Erzbischofs derjenige, für den er die meiste Rücksicht zu haben pflegte, allein auch Blasco kam an den Hof zurück, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben. Die Feindseligkeiten mußten demnach beginnen, und am 12. Mai 1475 wurde der König von Portugal von den verbündeten Herren in Plasencia prächtig empfangen, und alsbald als König, gleichwie die ihm zuge dachte Braut als Königin, von Castilien ausgerufen. Weniger eilig war der Erzbischof dem fremden Monarchen seine Forderungen zuzusichern, gleichwol behauptete er in der Schlacht bei Toro den alten Ruhm, und nur die Nachricht von der aufrührerischen Reizung seiner Vasallen, und von ihrem Verlangen, sich unter der Königin Herrschaft zu begeben, konnte ihn bewegen, das Heer zu verlassen. Es gelang ihm, Alcalá um Lamegen zu erreichen, obgleich der Graf von Treviño demüthig gewesen, ihm den Paß zu verlegen. Abgeschnitten von aller Verbindung mit Portugal, gezwungen von dem verführten Entsatze von Ucles abzuziehen, verlassen von dem größten Theile der Heerbedienten, zuletzt gar von Villena selbst, blieb sein Trost ungetrügt. Nur aus Gnaden gleichsam war er zu bewegen, daß er dem Könige Ferdinand eine Zusammenkunft, die im Prado bei Madrid stattfinden sollte, bewilligte; es scheint aber, als habe er vielmehr die Absicht gehabt, bei dieser Gelegenheit den König aufzuheben, als sich mit ihm zu vertragen. Die Zusammenkunft unterließ darum, und der Erzbischof machte den Versuch, die Stadt Toledo den Portugiesen zu überliefern; er mißlang, dafür aber verübte die Besatzung von Alcalá arge Feindseligkeiten auf allen von den Königl. besetzten Punkten. Weil der König von Portugal selbst den unsuchtbarm Krieges müde werden wollte (1478), setzte der Erzbischof alle Mittel in Bewegung, um ihn zu einem neuen Zuge nach Castilien zu veranlassen. Talavera de la Reyna nach sich Alcalá wollte er den Fremdlingen überliefern. Allein König Al-

sonst hatte den Glauben und die Hoffnung verloren, und mit dem vergeblichen Bemühen, ihn zu erwecken, veranlaßte der Erzbischof die katholischen Könige zu noch härteren Anstrengungen. Der Herzog von Villahermosa setzte sich in Madrid, mit einem Heerhaufen, der stark genug, um den Erzbischoflichen alle Straßen zu verwehren; den Stiftsinsassen wurde bei schwerer Strafe unterlagt, dem Prälaten das Eingangs von seinen Einkünften verabsagen zu lassen, bei dem heiligen Stuhle die Ernennung eines Verweisers für das Erzbisthum beantragt. Solcher Ernst wirkte; zuerst suchte Ferdinand de Marcon, der Liebhaber, nach Frankreich zu entkommen, ein Weg, der ihn aber an den Galgen statt in Sicherheit lieferte; dann sah sich auch der Erzbischof genöthigt, durch seinen Abgeordneten, den Archidiacon Xello de Buedia, Gnade suchen zu lassen. Sie wurde ihm nicht verweigert; nur mußte er, als Pfand künftiger Treue, alle seine Forderungen ausliefern (1478). Der Welt überdrüssig und durch schwere Schulden geplagt, denn für die steten Kriege und die vielen alchimistischen Versuche waren selbst des Erzbischofs unermessliche Einkünfte zu gering, verschloß sich Alfons in dem von ihm gestifteten Minoritenkloster St. Diego zu Alcalá de Henares. Er starb selbst den 1. Jun. 1482 (so heißt es in der Grabinschrift, anderwärts vol. 1. Jul.), und wurde in dem Presbyterium der Klosterkirche auf der Erde des Evangeliums beigesetzt. Aber nicht nur dieses Kloster, sondern auch die Stiftskirche in Alcalá hat Alfons gegründet, der letzterer auch einige Kanonikate gestiftet. Im J. 1473 hielt er zu Avila ein Provincial-Concilium, dessen 29 Kanones am 6. Dec. desselben Jahres bekannt gemacht wurden, dann zu Alcalá die berühmte Congregation in Betreff des Vater Dama, Professors der Theologie zu Salamanca. Des Dama Säße gegen Beichte, Contrition, Intulgenzen, Gewalt des Papstes und der Kirche, wurden von der Congregation, zu der sich 52 Doctoren der Theologie oder Kanonisten eingefunden hatten, verdammt. Solche Fähigkeiten, und noch seltener Charakterfestigkeit wußte der Erzbischof, ein Sklave stürmischer Leidenschaften, mehrtheils nur zum Schaden seines Vaterlandes zu verwenden, das jedoch niemals vergessen sollte, daß die Vereinigung von Gaskonen und Aragonien zunächst durch ihn herbeigeführt wurde. Nicht gar ängstlich in seinen Sitten, hinterließ Alfons zwei natürliche Söhne, von denen der älteste die Reife gewannen. Der ältere, Xello Carrillo, tritt in dem Trefsen bei Elmoreo, an der Spitze einer Reitereschar von 350 Mann für die Verbündeten, und fand späterhin in dem Minoritenkloster zu Alcalá, an des Vaters Stelle, seine Ruhestätte. Das einwirkenden Gründen ließ jedoch der Cardinal Ximenez der Kirche eine andere Stelle anweisen. Xello's Gemahlin, Johanna de Peralta, war des berühmten Cometales von Navarra, des Peter de Peralta, einzige Tochter und Erbin, und er hatte von ihr den Alfons de Peralta, der als Graf von Santistevan graumale Zeit das Amt eines Cometales von Navarra bekleidete, bis der König Johann von Albré ihn desselben zu Gunsten des Grafen von Lerin entfernte. Capitän von Gebuet, scheint Alfons dem katholischen Könige, in der Eroberung von

Navarra wichtige Dienste geleistet zu haben, und er wurde dafür mit dem Marquisatame von Navarra, welches von Peter Navarro vertrieben worden, dann 1512 mit dem Titel eines Marques von Jales, in der Vereinab von Albré, beehret. Aus seiner Ehe mit Anna de Velasco hinterließ er eine zahlreihe Nachkommenschaft, die Jales und Santistevan bis in das 17. Jahrh. besaß, dann wurden beide Herrschaften durch des Generalkapitans von Galicien des Grafen de Peralta einzige Tochter und Erbin Johanna in das Haus Croy (s. d. Art.) getragen.

Des Lopo Bazquez de Acuña, des ersten Herrn von Buedia, zweiter Sohn, Gomez Carrillo de Acuña, besaß Caracena, Mantayona und Jadraque. Ein Abkömmling von ihm, im fünften Grade, Ludwig Carrillo de Toledo, ließ Caracena zu einem Marquisate, Pinto zu einer Grafschaft erheben, und starb den 2. Febr. 1626, mit Hinterlassung von zwei Töchtern, von denen die ältere, Anna Carrillo de Toledo, sowohl Caracena als Pinto in das Haus Venozides trug; durch ihre Vermählung mit Ludwig, dem vierten Marques von Promissia. Gomez Carrillo de Acuña hatte aber außer dem Sohne Alfons Carrillo, der ihm in Caracena succedirte, auch einen jüngeren Sohn, Peter de Acuña, der mit Leonora de Zuniga verheirathet war, und ein Vater von fünf Kindern wurde. Ein Sohn, Diego de Acuña, genannt der gran Cortesano, blieb unverheirathet; ein anderer, und zwar der älteste, Peter de Acuña, lebte in kinderloser Ehe mit Philippa de Castro. Der jüngste endlich, Ferdinand de Acuña, Ritter des Ordens von Alcantara, ist weniger bekannt durch seine Kriegsdienste unter Karl's V. Fahnen, als durch seine poetischen Versuche. Sein erstes Werk war eine Uebersetzung, in castilianische Verse, von des *Olivier de la Marche* *Chevalier delibéré* (el Cavaliero determinado), dem er ein ganzes Buch von seiner eigenen Arbeit beigesetzt. Es fand diese Uebersetzung (Antwerpen 1555, mit Abbildungen; selten) insbesondere des Kaisers Beifall. Ferdinand dichtete auch, im italienischen Epikramen, Sonette, Stangen und Hirtengedichte, und in allen findet sich die einfache Natürlichkeit des Spaniens durch die Biederkeit des Ausdrucks gehoben. Namentlich ist das Hirtengedicht Silvano reich an schönen Gedanken, und zugleich ein anmuthiges Bild des Landschafts. Nicht minder Beifall fand die von Acuña gedebene Uebersetzung des *Doit*, insbesondere die Darstellung des Kampfes zwischen Arin und Ulysses, um Achill's Waffen; diese Darstellung wurde um so mehr bewundert, weil sie in eilffüßigen Versen, und folglich in einem Epikramen, welches die Spanier, nach dem Genius ihrer Sprache, für das schwierigste hielten. Endlich hat Acuña auch angefangen, eine Uebersetzung von des *Roberto* Gedichte, Orlando innamorato zu bearbeiten, und wurden die vier von ihm beigesetzten Gesänge als des Originals vollkommen würdig befunden. Nach dem Tode des sechsten Grafen von Buedia hielt sich Ferdinand, als nächster Agnat, zu dessen Succession bereuen; sie wurde ihm aber von des verstorbenen Grafen Schwester bestritten. Es kam zum Proceß, in dessen Verlauf Ferdinand genöthigt wurde, eine Reise nach Granada zu unternehmen,

und hier fand er, bevor noch ein Urtheil von der königlichen Ratskammer erfolgen konnte, den Tod (1580). Er hinterließ seine Kinder aus seiner Ehe mit Johanna de Zuniga, sondern nur zwei Schwäger, von denen Katharina an Waimund von Aris, Anna an Peter Fernandez de Villares, den Herrn von Villavieja, verheiratet war. Des Dichters Cavallero determinando erschien im J. 1573 zu Salamanca, in neuer Auflage, mit Veränderungen und Zusätzen, die das Original keineswegs entstellen. Nach seinem Tode wurden seine veröffentlichten Dichtungen gesammelt und herausgegeben unter dem Titel: *Varias poesias*, (Salamanca 1591. 4.) Garcilasso de la Vega schätzte Acuña's Talent, und liebte ihn als seinen Freund. — Peter de Acuña y Alborno, des ersten Herrn von Buendia erstgeborener Sohn, spielte eine nicht unbedeutende Rolle an dem Hofe Königs Johann II., sobald er es unternahm, konnte, die in Ungnade gefallenen Connetables de Luna an denselben zurückzuführen (1441). Seine Umtriebe wurden jedoch erndet und mit kurzer Gefangenschaft in der Feste Durias, zwischen Valladolid und Valencia, bestraft. Später wurde die nämliche Feste Peter's Eigenthum, und sie hatte die Ehre, in ihren Mauern den Prinzen Ferdinand zu beherbergen, als dieser im J. 1474 die burgundische Gefandtschaft empfangen wollte. Peter schloß sich durch die seinem Hause angethane Uebel Wege unheimlich geschmeichelt, wurde aber um zu ungehaltenen, als er vernahm, daß er sie einzig der Sparsamkeit des Amiranten verdanke. Dieser hatte nämlich den Aufwand geschmälert, der erforderlich, um neben des Prinzen Hofhaltung auch noch die fremde Gefandtschaft in Medina de Rioseco zu bewirtheten. Peter ließ sich indessen befänstigen, nachdem Buendia im J. 1475 zu einer Gefandtschaft erhoben worden. Mit Agnes de Herrera, der Erbin von Zamora, südwestlich von Valencia, erzeugte er die Söhne Lopo Vaquez, Peter, der Komthur von Malagon, in dem Erben von Calatrava, Alfons, den Erbprinzen von Pamplona, Ferdinand und Ludwig. Ferdinand de Acuña, ein muththastiger Ritter, standhaft und fromm, wurde von den katholischen Königen ausserlesen, um in Galicien, dem Lande, welches am meisten durch den langen Bürgerkrieg gelitten hatte, der bisherigen Gefandtschaft eine Ende zu machen (1481). Er begann seine Wirkksamkeit mit Abhaltung eines Landtages zu St. Jago, fand aber die Versammlung dergestalt eingeschüchtert durch die kleinen Arzamen und die großen Rittersherden, welche mit gleicher Furcht die Provinz misshandelten, daß kaum eine Klage laut werden wollte. Indessen ließ sich Ferdinand durch dergleichen Zeichen nicht irren, und strenge Untersuchung wurde auf allen Punkten gegen die Zwingerer und Uebelthäter eingeleitet. Zwei der größten Verbrecher, der Marschall Peter Dardo und Peter de Miranda, mußten mit dem Tode büßen, ungeachtet der großen Summen, die man für ihr Leben geboten, und diese Strenge wirkte so heilsam, daß mehr als 1500 Menschen, die sich einer Schuld bewußt, von selbst das Königlich verließen. Er erwartete durch diese ersten Erfolge, ließ Acuña in gar kurzer Zeit nicht weniger, als 48 Rathsclasse schenken; Kirchen und Klöster, auch andere Eigenthümer, wurden

in ihre Rechte wieder eingesetzt, die Einkünfte der Krone regelmäßig und ohne Verdrüssung erhoben; die erledigte Provinz konnte sich einem Menschen vergleichen, der aus langer, todesähnlicher Schlafsucht erwacht, seines Lebens wieder froh werden darf. Ferdinand's dieser Graf von Buendia, hatte jedoch durch den Aufstand der Gemeinheiten vieles zu leiden; die Bürger von Durias empörten sich gegen seine Herrschaft, und sein unruhiger Vater, der Bischof von Zamora¹⁾, nahm Ampudia weg.

1) Anton de Acuña y Osorio, den wir in diese Note verweisen müssen, da es uns nützlich ist, ihm seine rechte Stelle anzuweisen. Anton hatte sich der Kirche gewidmet, ging, um zu schnellerem Fortkommen zu gelangen, nach Rom, und ließ sich dort zu dem erzbischoflichen Bischofthum Zamora ernennen. Er hatte kaum von demselben Besitz genommen, so erschien der Abte de Rengillo, abgesendet von dem Bischof von Salamanca, um einen Bischof auszuweisen, der ohne der Königin Zustimmung ernannt worden (1507). Der Bischof kammerte das König, er war eben beschäftigt, den Vertheilung von Willen für König Ferdinand's Dienst zu gewinnen, mitten in dem mächtigen Schloß verließ, er hatte aber für sich bereits Kriegspulver verarmt, und ohne sich lang zu befehlen, ließ er den Abte greifen und nach der Feste Fernosilla in Verwahrung bringen. Solche Gewaltthat zu bestrafen, rühten sich die Stadt Salamanca und der Herzog von Alba, oder bevor ihre Klagen vernommen, übernahm König Ferdinand, Ramon seiner Tochter, die Regierung von Galicien und Anton wurde nicht nur als Bischof von Zamora anerkannt, sondern ging auch noch in den nämlichen Tag in der Königin Anwesenheit nach Italien, um dem Papste wegen der Einnahme von Bologna Glück zu wünschen. Im J. 1512 hatte er eine Gefandtschaft von hoher Bedeutung zu verrichten im Auftrage des Papstes und des Königs Ferdinand sollte er den König von Navarra, Johann den Dritten, dem Bündnisse mit Frankreich entgegen. Seine Reise über das Gebirge sei aber mit dem Marthe einer französischen Armer, die dem Könige von Navarra zur Unterstützung anstieß, zusammen; dabei hatte er es verstanden, sich mit den nötigen Geldmitteln zu versehen. Diese Umstände wurde er von den Spaniern angehalten und dem französischen Oberführer überliefert. Dieser, der Herzog von Longueville, hielt ihn auf Eschloß, und die Anwesenheit des Bischofs behielten seine, mußte er zwei Wochen als Gefolge zurücklassen, für seine Person aber die Rückreise über die Pyrenäen antreten. Zu Home mochte ihm der Einfluß, den der Graf von Alba de Aliste (unmittelbar des Duche von der Grenze von Portugal) hergebrachte Heile in Zamora übte, nicht weniger Verdrüss, und es ist kaum zu begreifen, daß dieser Verdrüss den Reizen und ehrsüchtigen Prätensionen in die Reihen der Gemeinheiten führte. In Zamora selbst fortwährend durch den Grafen bewacht, eilte er nach Lerida, sich der heiligen Junta anschließen, und ihr eine Erklärung von 900 Mann anführen, darunter waren 400 Geistliche, die sich auf den Ruf ihres Bischofs bewaffnet und 500 Soldaten von der Erbwohle, die um ihn ihre Fährde vergaßen hatten. Die Junta ließ ihm noch einige andere Truppen und Gefolge, und eilte kühn auf ihrer Spitze nach Zamora zurück; wo der Graf von Alba de Aliste jedoch seine Ankunft nicht erwarten wollte. Zamora erbat der Junta bei und Stadt und Erbst mußten sich gleich sehr anerkennen, um für ihren Bischof eine angemessene Entschädigung anzubringen. König Ferdinand ließ dies Diner dar, denn der schließliche Prälat gab allen ein Beispiel von Selbstverleugnung, Geduld und fruchtbarer Ruhe. Auf diese Weise konnte er zuletzt eine Schatz von 5000 Mann in das Reich führen, worunter 70 Längen und 1000 Fußgänger, die ihm besonders angethan. Diese bedeutende Macht und des Anführers noch bedeutendere Persönlichkeit hätte die Junta bestimmen sollen, ihm den Oberbefehl des gesammten Herrens anzuvertrauen, der Versammlung erbeht Licht sei aber auf Pedro Giron, und nachmals auf Juan de Pablos, wiewohl letztern doch

In dem Rajorat folgten ihm nach einander seine drei Söhne: der jüngste, Friedrich, hatte in seiner Ehe mit Maria de Acuña, der Tochter und Erbin von Peter, dem Herrn von Xanxon, zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn Johann de Acuña, sechster Graf von Buendia, lebte in kinderloser Ehe mit Franziska de Cordoba; die Tochter, Maria, wurde an Johann de Padilla y Manrique, den Herrn des Hauses Padilla, Gorrúa und Galtanajor, verheirathet, und folgte dem

Bruder als siebente Gräfin von Buendia, Durán und Ampudia (s. die Art. Lara-Manrique, Lara und Medina-Coll). Das Albo Real de Gerrato (so heißt ein ziemlich ausgebreitetes Albo aus dem linken Ufer der Pisuerga, östlich von Palencia und Durán) hingegen vermachte der sechste Graf von Buendia seinem natürlichen Sohne, Johann de Acuña, den König Philipp III. im J. 1612 zum Marquis de Valle de Gerrato ernannte, auch mit dem Amte eines Großpriorats von Leon, endlich

der Bischof von Cangas de Guzman als Rathgeber zur Seite gestellt waren. Anton ertrug den niederthätigen Joch mit einer Mähe, die von einem Manne seines Gepräges nur das Ergebnis gewaltiger Ueberlegung oder gewaltigen Hasses sein konnte, und war fortwährend desilludirt, der gemeinen Sache zu dienen. Er nahm Ampudia trotz des mannhaften Widerstandes, drang dann bis in die Nähe von Burgos vor, in der Hoffnung dort eine neue Empörung zu heben, und plünderte, als er gescheit, den Rückweg nach Valladolid angetreten, Ruinas aus. In dem Lager bei Villaverde empfing er den Besuch des Präsidenten der Kammer von Valladolid, der die geistliche Erhebung abzuwehren hatte, ihm die unaußbleiblichen Folgen der Empörung darzustellen, und damit endigte, daß er in des Kaisers Namen die Ketten der Klosterniederlegung ließ. Anton, übermüdet, sah er schon zu viel gethan haben, um je Wagnißnahme dessen zu können, gab eine trostlose Antwort und legte auf der Straße nach Medina de Rioseco einen Hinterhalt, dem der Präsident nur mit der düstersten Aufmerksamkeit entgehen konnte. Bei dem Angriffe der Kaiserlichen auf Zamora that der Bischof geistliche Arbeit, die einzige, welche einen erquickenden und heutzutage höchstbedauerlichen Erfolg hatte: der Priester übte nicht weniger als eifrig, so oft er anlegte, gab er den Bedachten des Ergen, was das Kreuz mit dem christlichen Gesetze selbst gemacht wurde. Während die Macht der Ketten sich im Abnehmen begriffen, zeigte sich der Bischof von Zamora täglich furchtbarer durch wilde Kriegerthaten oder durch Unternehmungen, die eines vollendeten Helden würdig, und zu gleicher Zeit waren seine Bitten auf allen Punkten des Reiches thätig, um neue Bewegungen zurückzuweisen. Wüthen in seinem Gewissen war er jedoch für Anforderungen persönlicher Gerechtigkeit keineswegs unangenehm. Der Tod Wilhelm's von Groz riß ihn die Möglichkeit, das reiche Erbkönigthum Astoria, sei es als Erbschaft, sei es als Verwerf, zu besitzen, und diese Aussicht, nicht aber die Weisheit der vom Prior der Johanniter, von Alonso de Zamora (nicht Anton de Toledo, wie ihn die Biogr. univ. nennt) das bedeutenden Toldeaner führte ihn in ihre Mauer. Als Einleitung zu seinem Verbot sollte ihm eine glänzende Wohnung, der Auftrag von Doña, Elena, seiner die Gräfin sollte sich hat ihre am großen Donnerstag 1521 eine schwere Niederlage. Er entfiel dem Leide, und seine Kräfte, so vertrieben sie von dem Anzuge, wirkte mit unüberwindlicher Gewalt auf seine jehüderischen Anhänger. Sie führten ihn nach dem Dome, wo man eben die Tenebrar hielt (Dienstag), riefen ihn selbst zum Erzbischofe aus und nahmen eine tumultuarische Inthronisation vor, unter solchen Orchester und Lärm, daß Demoneuren und Präbibern ihre Anbacht einstellen und die Nacht nehmen, wie es eben möglich. Am Morgen zog Anton, der sich wenigstens als den Verweiser des Christen anab, mit 2000 Mann über Orpey und die Höhen von Wagon (schonmal Xanxon aber im Norden des Tajo) nach dem Gebiet der Aguilas, wo er aber mit Reichthümern wurde. Am 23. April ließ er die Demoneuren zu sich rufen, nach dem er vorher durch einen neuen Tumult, Verlegung der Kirchen und Verwundung des Secretaries des Capitels in Schrecken gesetzt worden. Er befahl sie durch Drohungen dahin zu bringen, daß sie ihn zum Erzbischofe wählten, sie widerstanden aber und mußten dann bis zum Abend des andern Tages eingesperrt bleiben, sobald im Dome oder Secretariat aufhörte. In diesem Abend langte aber die Nachricht von der Padilla Niederlage und Hinrichtung (23—24. April) an, und schnell entzog Anton seine Ge-

fängenen, um sich von Stetten an zum Kampfe zu rüsten. Die zusammengetriebenen Soldaten wurden angetroffen und verschiedene Richtungen hin vertheilt. Verwundet in Ansehung ihrer, verließ auch der Bischof am Sonntag nach Christi Himmelfahrt die Stadt, die so lange befestigt hatte, des Willens nach Frankreich zu flüchten. Villa mediana, eine Meile von Segorbe, hatte er erreicht, da wurde er von dem Alferez Perote erkannt, angehalten und nach Navarre gebracht, hier hielt ihn der Herzog von Najera gefangen, bis ein kaiserlicher Befehl ihm das Schloß von Simancas zum Gefängnis anwies. In Simancas wurde er mit vielen Rücksichten behandelt, doch langweilte ihn die Einsamkeit und schließlich noch mehr die beständige Gegenwart des Alcayde, der, wenn er den Gefangenen zu für einen Augenblick verließ, sich wenigstens durch seinen Sohn vertreten ließ. Einmal war der Alcayde nach Hause gegangen, um zu Witten zu essen, das benutzte Anton, um an die Stelle des Bräuers, das er stets in einer kleinen Tasse am Arme trug, einen Bischof von gleicher Form und Größe zu legen. Der Alcayde kam zurück und es entspann sich ein Gespräch, in welches sich dieser gar sehr verwickelte. In dem Augenblicke der höchsten Spannung that Anton einen beispielhaften Schritt in das der ihm folgende Kabinett, die glühende Asche, die er gesät, warf er dem Alcayde in die Augen, und zugleich verlegte er dem Gefangenen mit seiner Feuerzettel einige gewaltige Schläge, die ihm den Kopf zerhackten. Sterbend sonst der Alcayde zu Boden, aber sein Hülfsgefluch legte das ganze Schloß in Bewegung. Anton dachte das Schicksal noch nicht erreicht und schon war ihm der Sohn des Alcayde mit einigen Knechten nahe. Während er sich bemühte das verfallene Thor zu verlassen, erreichten ihn die Knechte mit einer mächtigen Kugel, denn er sich bemerkt, legte er sich zur Wehre, bis der Übermacht erlag. Er wurde gefesselt, den Herzug an den Kaiser berichtet, statt der Antwort erschien der Großprior Moncalillo, abschloß, wie es heißt, um den begangenen Verbrechen zu unterfuchen. Statt dessen ließ Moncalillo den Gefangenen an einer Kette aufhängen, oder nach einem andern Berichte vorher enttanzen (1526), und nach Karl V. über sein reiches Gefolge sehr ungehalten gewesen sein, obwohl eine päpstliche Bulle vom 27. März 1525 den Monarchen ermächtigt hatte, über das Verbrechen des Bischofs von Zamora, sowie anderer in die Ketten verurtheilten Bischöfen und Bischöfe, zu urtheilen. Moncalillo brannete die Urtheile verwerfen, es habe Moncalillo nur die Kaiserliche Befehle vollzogen. Von seinen Brüdern ließ er Anton das das große Ertücheln empfangen. Dem Angriff mit dem flammenden Perceus kam sich Philipp's II. unglücklich Sohn gemehrt haben, wenn es anders wahr, was Ludwig de Foix dem Geschichtschreiber de Thou berichtet, daß er von Don Carlos dem Kaiser empfangen hatte, ein Buch zu befragen, das schwer genug, um mit einem Schlage einen Mann zu tödten. „Der Prinz wünscht“, so erzählt de Foix, „sein Leiden nach zu haben, nachdem er in den Kerkern der Stadt gefangen, daß ein im Gefängnisse schmachtender Bischof einen Bischof, den der Größe seiner Bräuers, mit jeder Überlegenheit, damit den Kerkern erscheinend und sich auf diese Weise die Freiheit verweigert.“ Ludwig de Foix ist aber, wie wir wissen, ein sehr arger Lügner, und so gut, je neuer französische Dichter, Meister Ludwig, der bei dem Bau des Generalarzenwerkes weilt, sich bei de Thou als Kammermeister des Prachtbundes einführen konnte, ebenso gut kann er das Wehthen von den Prinzen Don Carlos Perceus erfunden haben.

mit der Präsidentschaft des Rathes von Castilien begnadigte. Es ist das des Marquis de Valle, der, nach den Worten der Inschrift, des Erzbischofs Carrillo Monument in der Minoritenkirche zu Alcalá errichten ließ. Er hatte in der Ehe mit Angela de Guzman einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Diego de Acuña y Guzman, zweiter Marquis von Valle de Gerrato, Herr von Alcantarilla, Großmester von Leon, hinterließ einzig eine natürliche Tochter, die ihn jedoch überlebte, und sich mit Melchior de Altamira de los Rios verheiratete.

Wir kehren zu dem ältesten Sohne von Vasco III. Martinez de Acuña zurück, zu jenem Martin Vazquez, der in Castilien ein neues Vaterland zu finden suchte. Martin war in erster Ehe mit Theresia, des Alfons Telles Giron, des Herrn von Bercholes Tochter, in anderer Ehe mit Beatriz, einer Tochter des Infanten Johann von Portugal, verheiratet. Der Beatriz Mutter, Constanzia, hatte, als König Heinrich's II. von Castilien natürliche Tochter, Valencia de Campos, in der Provinz Valencia, besessen: dieses Eigenthum vererbte sich auf ihre Tochter und in dem Rechte seiner Gemahlin erhielt Martin Titel und Würde eines Grafen von Valencia. Ein ausgezeichneter Krieger, leistete er den Königen von Castilien und insbesondere dem Infanten Ferdinand, als Regenten, während des Krieges mit Granada die wichtigsten Dienste. Aus seiner ersten Ehe hatte er einen Sohn, den Alfons Telles Giron, den Herrn von Bercholes und Belmonte, und vier Töchter, aus der andern Ehe die Söhne Peter und Ferdinand de Acuña, dann eine Tochter. Der jüngere Sohn der zweiten Ehe, Ferdinand de Acuña, wurde mit der Herrschaft Pajares abgefunden; sein Enkel Johann de Acuña y Portocarrero, dritter Herr von Pajares, Statthalter von Roussillon, verheiratete mit Anna de Rozas (s. d. 15. Oct. 1580) die Herrschaft Requena in New Castilien und dieses Urenkel Johann de Acuña, von Pajares sechster, von Requena neunter Herr, Comthur von Pajuelo, in dem Orden von Calatrava, wurde am 12. Nov. 1626 zum Bizeudo von Requena, am 30. Sept. 1627 zum Bizeudo von Barrio, später zum Grafen von Requena ernannt, und starb den 7. Jun. 1631. Sein ältester Sohn, der zweite Graf von Requena, starb unverehelicht, der jüngere, Diego Fernando de Acuña Rozas Mela y Carrillo, dritter Graf von Requena, achter Herr von Pajares, vermählte sich den 6. Mai 1668 mit Catalina Maria de Fonseca y Medrano, der dritten Marquessa von la Popilla. Des ersten Herrn von Pajares ältester vollbürtiger Bruder, Peter de Acuña y Portugal, succedirte in der Grafschaft Valencia, und hinterließ sie seinem einzigen Sohne Johann, der im J. 1463 von König Heinrich IV. die Würde eines Herzogs von Valencia, sammt der Grafschaft Provia und Giron in Asturien erhielt; schon vorher war er mächtig genug gewesen, um dem Könige gegen die Aufstände 1000 Lanzknechte und 200 leichte Reiter zuführen zu können. Seine Anhänglichkeit für den König zog ihm die Feindschaft aller gegen denselben verbundenen Großen zu. Insbesondere machten die Grafen von Benavente und Luna, während des Pfaffenstuhlkampfes im J. 1466 den Versuch, ihn zu Valencia

selbst aufzukehren; die Stadt wurde eingenommen, der Herzog entkam aber nach dem Gastei, und die wuthbrüchigen Feinde mußten abziehen. Zuletzt wurde ihm seine Anhänglichkeit für Heinrich IV. doch verzeihlich: er glaubte sie nämlich für des Königs unglückliche Tochter nicht minder verwahren zu müssen und begünstigte darum der Portugiesen Einfall in Castilien. Darüber gerieth er in Noth: wechsel mit seinem Schwager, mit Johann de Rozas, der ihn auf der Burg zu Valencia heimgesucht hatte, sie kamen auf einer hohen Felswand, da regniß Rozas unversehens den Herzog und stürzte ihn hinab in die Tiefe. Er war auf der Stelle des Todes (1475). Von den drei Söhnen seiner Ehe mit Theresia Henriquez, einer Tochter des Grafen Alfons von Alba de Alister, erhielt der jüngste, Alfons Henriquez de Acuña, die Herrschaft Alcoitias, der mittlere, Martin de Acuña Henriquez, die Herrschaft Matadion, der älteste, Heinrich de Acuña y Portugal, succedirte als vierter Graf von Valencia, den Herzogstitel hatte er nämlich ausgegeben. Ein Grenzstreit, vielleicht auch erblicher Haß, veranlaßte ihn in Fehde mit dem Grafen von Luna, und das ganze Königreich Leon wurde durch diese Fehde zerrüttet, bis die katholischen Könige den Comestable und den Amiranten gegen die Kussführer auskündeten. Beide wurden gefangen gesetzt, mußten ihren Streit durch die Gerichte entscheiden lassen, und dann noch den Bruch des Landfriedens durch eine Geldstrafe büßen (1481). Hieraus ist zu ersehen, wie freigegeben. In dem Kriege der Gemeinheit führte der Graf von Valencia dem königlichen Heere 1000 Fußgänger zu. Seine einzige Tochter, Alonfia de Acuña y Portugal trug die Grafschaft in das Haus Manriquez, durch ihre Vermählung mit dem dritten Herzoge von Najera (s. d. Art.).

Des ersten Grafen von Valencia Sohn erster Ehe führte nicht den väterlichen Namen Acuña, sondern als Erbe der mütterlichen Herrschaft Frechoso den mütterlichen Namen Giron. Alfons Telles Giron, so hieß demnach dieser Sohn, wurde in seiner Ehe mit Maria, des Herrn von Belmonte, des Johann Fernandez Pacheco's Tochter,

2) Die Pacheco sind ein altes, in Portugal einheimisches Geschlecht. Als der eigentliche Stammvater wird angesehen Ferdinand Alencastre, der in der Ehe mit Majora Coarez der Vater von Pajo Fernandez, der Großvater von Peter Pajo geworden. Dieses und der Theresia Ramirez Sohn, Adonchiz Perez de Freyre, war mit Theresia Perez de Cambea verheiratet, und hatte von ihr den Ferdinand Reis Pacheco de Freyre, der im J. 1425 mit großem Reiche thum für König Cancho II. gegen dessen Bruder vertrieben und mit Constanzia Rans de Cambea verheiratet war. Er wurde der Vater von Johann Fernandez Pacheco de Freyre, Gemahlin Stephania Lopez, mit der Großmutter von Lopez Fernandez Pacheco, der als portugiesischer Botschafter dem Kaiser Maximilian von Mexiko (1587) unterthanstell, seinem Könige in die glorreiche Schlacht von Rio Salado (1510) setzte und die fröhliche Siegesbotschaft nach Rom trug. Lopez war in erster Ehe mit Maria Gomez Acevedo, in zweiter Ehe mit Brasilia Sanchez de Villalobos verheiratet. Aus der ersten Ehe kam eine Tochter Violante, die wie als die Gemahlin von Martin Vazquez de Acuña, als die Tochter von Vasco III., letzter von ihnen hieß, dann ein Sohn, Diego Lopez Pacheco, Herr von Freyre, Dones, Presila &c. Einer der Vorfahren von König Alfons IV. von Portugal war Diego bei dem Tode der Isabella

ein Vater von zwei Söhnen. Den jüngern, den Peter Siron, haben wir unter dem Art. Calatrava, seine Nachkommen unter dem Art. Dissaia abgehandelt. Der ältere, Johann Pacheco, denn er hatte den väterlichen Namen angenommen, geb. 1410, kam als Page an den Hof des Prinzen Heinrich, und fand es nicht gar schwierig, über den schwachen Gefürten die Herrschaft zu erlangen. Er war noch Page, als er zum ersten Male den Prinzen bewog den Hof zu verlassen, und sich gegen den Willen seines königlichen Vaters nach Segovia zu begeben (1440). Mit der nämlichen Leichtigkeit mußte er

aber auch den Prinzen umzustimmen, als dieser im Bunde mit dem Könige von Navarra und mehreren Großen den König in Medrigal ober Tordeßillas gefangen hielt (1443). Unpöthlich verließ der Prinz, weil es sein Liebling so wollte, unter dem Vorwande einer Jagd, die Stadt Tordeßillas, um sich von Segovia aus mit dem Conestable von Luna zu verständigen und die Mittel zu Erwerbung des Königs zu verabreden. Gleichwie aber der Prinz nur unter der Bedingung, daß ihm Jaén, Caceres, Ciudad Rodrigo und Logroño überlassen würden, sich für den Vater bewaffnen wollte, so mußten dem Lieblinge Villanueva de Barchotta, Salvatierra und Salvalcon zugesagt werden. Des Prinzen Annäherung mit einem Heere verschaffte dem Vater Gelegenheit der Hast zu entinnen, die Verbindungen erlitten bei Almedo eine glänzende Niederlage, aber König Johann II. zeigte keine Lust, den mit seinem Sohne eingegangenen unauflösbaren Vertrag zu erfüllen. Pacheco, ungehalten, seine Dienste und den an der Schlacht bei Almedo genommenen Antheil umloset zu sehen, vermochte den Prinzen noch einmal aufzusuchen, und sich nach Segovia zu wenden. Von hier aus unterhandelte die Ausreißer und beicht durch die nächste Wegangenhalt eilte der König den Prinzen zu befrichtigen, während Pacheco mit einer der bedeutendsten Besatzungen im Reiche, mit dem Marquizado Villena, an den Grenzen von Valencia und bald darauf auch noch mit Barchotta, Salvatierra, Salvalcon und Medrigal besetzt wurde (1445). Die nochmals zwischen Vater und Sohn auflösende Willigkeit mußte Pacheco in des Sohnes, gleichwie der Conestable in des Vaters Namen abtun; ihr Spruch wurde, nachdem sie sich vier andere Männer beigeßelt, am 11. Mai 1446 verkündet. Zu gleicher Zeit hatten aber die beiden Liebste sich drei ganzer Tage lang um ihres Privatinteresses willen geküßelt, mit gesteigertem Hass siehden sie von einander, um von Stunde an sich auf Tod und Leben, doch nur in finsternen Ränken, zu besetzen. Mehrmals schien der Eieg dem Conestable zu lächeln, zumal als Peter der Portocarrero, der nachmalige Graf von Medrigal, dem Prinzen hinterbrachte, daß Villena zu seinem Verderben geheime Ränke schmiede. Der Angeklagte, auch durch andere Zeugnisse belastet, sollte in Verhaft genommen werden, verschänkt sich aber auf dem Donthofe zu Segovia, und ersäufte durch seine Rastlosigkeit die ganze Stadt mit Unruhe und Schrecken. Endlich wurde ihm sicheres Geleite bewilligt, um nach einer seiner Besatzungen, nach Zamora, zu gehen, das er aber vielmehr benutzte, um seinen Bruder in Toledo aufzusuchen (1450). Von hier aus fand er bald Gelegenheit sich zu rechtfertigen; schon im nächsten Jahre empfing er in Villena selbst des Prinzen Besuch und im J. 1453 wurde des Marquies Triumph durch Alvars de Luna Hinrichtung vervollständigt. Der König überließ den treuen Diener nicht lange und die ungetheilte Herrschaft von Castilien schien demnach dem Günstlinge Heinrich IV. beschieden. In den ersten Augenblicken mußte er sie mit Gehärd und Klugheit zu üben, und es bildete sich ein Zustand, der einem regelmäßigen Regimente ziemlich ähnlich. Aber Kraft und Muth konnte Pacheco dem künft-

de Castro mit Rath und That beistehen; darum ermahnte ihn der bedenkende König nach Castilien zu flüchten und er rettete in Befolgung dieses Rathes sein Leben, während seine Wirkthätigkeiten den grausamsten Tod erliden mußten. Obgleich von König Heinrich II. von Castilien mit der Würde eines Alcaide de la Torre und nicht unterdrücken; er lebte zu König Johann's I. Zeiten nach Portugal zurück und verheirathete im J. 1384, von seinen Eltern unterstützt, doch nicht ohne glücklich, die Grenzschloß Villena gegen die Castilianer. Seine Gattin, Johanna, Tochter des Portocarrero, hatte ihn drei Söhne, Johann Fernandez, Lopez Fernandez und Ferdinand Lopez geboren. Ferdinand Lopez hinterließ eine einzige Tochter, Agnes, die an Stephan Conz de Wito verheirathet wurde. Johann Fernandez Pacheco erwarb sich großen Ruhm in dem Kriege mit Castilien, was jedoch der König Johann I. nicht bewegen konnte, für ihn eine Ausnahme in dem allgemeinen System der Staatsverwaltung zu machen. Er mußte seine Herrschaft, die nachmalige Herrschaft Pinel in Baza, gegen eine Entschädigung von 1600 Doppelten Gold-Marcas, gleichwie sein Bruder Lopez um 1500 Gold-Marcas die Herrschaft Manzan abtreten. Weil bei der Vertheilung hierüber gegen Johann und Lopez Fernandez mit ihrem Vetter den Alcaide nach Castilien, wo Johann von König Heinrich III. die Herrschaft Belmonte in der Provinz Cuenca, nordöstlich von Toledo, erhielt. Er war mit Agnes, einer Tochter von Gonzalo Felix de Meneses, dem Grafen von Ronda verheirathet und hatte von ihr die einzige Tochter Maria, welche durch ihre Heirath mit Alfons Felix Siron die Herrschaft Belmonte, sowie der Pacheco Namen und Wappen in das Haus Alcaide trug. Lopez Fernandez, der an Isabella Alfons Belmonte, eine Tochter von Martin, dem Herrn des Majorats von la Posada, verheirathet war, und schon mit dem Vater nach Castilien gezogen war, hinterließ einen Sohn Stephan, dem König Heinrich II. von Castilien im J. 1369 die Herrschaft Gertrudo verließ und der in der Ehe mit Johann Ruiz de las Barillas von Segovia geheiratet. Dieser Johann Conz, Stephan, dritter Herr von Gertrudo, war mit Agnes de Meneses verheirathet, hatte aber nur eine Tochter Maria. Sie an Alvaro Perez Osorio verheirathet, und durch welche Gertrudo mit der Name Pacheco an die Osorio gekommen sind. Eine Seitenlinie der Pacheco von Gertrudo bestand aber noch länger Zeit und scheint derselben angehört den Isabella Pacheco, General de batallas, Gouverneur und Oberhauptmann von Ormaiztegui, dessen Witwe Maria Isabella des Marz, am 4. Dec. 1686 die Grafschaft Greff St. Vemil umwelt Jodovine in Brabant erkaufte und im J. 1713 das Pacheco'stist zu Brüssel zu Grafen armer Bräutigam stiftete. Es waren aber auch viele Pacheco in Portugal eingebürgert, und diesem Reiche gehört vornehmlich an seiner Daurie (Guard) Pacheco, der als vortrefflicher Beschützer in Indien in der Vertheidigung des Goäa gegen des Cameroes Herr (1505) so vornehmliche Thaten verrichtete und dafür der seiner Mächtig nach rissen unter des Königs Katholik und zugleich mit ihm nach der Kirche getragen wurde, um dem Hofstra für je angestrebte Gefolge zu danken. Gleich darauf aber ließ König Emanuel den Kreuzfahrer gelangen nehmen und stündlich im Gefangnisse sterben.

schen, nur mit läppischen Vergünstigungen beschäftigten Könige nicht einimpfen. Der Krieg mit Granada, ohne Noth unternommen, wurde ohne Eifer geführt, nur daß Pacheco sich das den Mohren entzogene Estepona schenken ließ, was den Großen ebenso sehr mißfiel, wie die grenzenlose Herrschaft, die er sich über den König anmaßte. Schneidend äußerte sich dies Mißfallen in dem zu Sevilla am 3. 1456 angestellten Turnier, wo der Marquez und der Herzog von Medina Sidonia Plaghalter waren; der Schimpf verwandelte sich in Ernst, mehrere Personen wurden getödtet und der König sah sich genöthigt, selbst herabzusteigen in die Bahn, um der Schlägerei ein Ende zu machen. Unter den Großen bildete sich ein mächtiges Bündniß, das sich der Person des Monarchen zu versichern und in dessen Namen zu regieren beehrte. Mit der Unterklugung seines Bruders und seiner Vetterin hätte Pacheco leichtlich diesem Bündnisse beitreten können, allein der König versagte ihm das Großmeisterthum von S. Jago, in der Absicht, damit einen neuen Rivalen, den Michael Luc, zu beglücken, und das vergab ihm Willena nicht. Sich zu rächen, den König in Unterwürfigkeit zu erhalten, zu erzwingen, was Heinrich in seiner Schwachheit versagen zu müssen glaubte, zugleich aber der eifersüchtigen Großen sich zu erwehren, ersand Pacheco eine Art von Schaufelsystem, das ihm selbst zwar ersprießlich, doch dem Reiche unsägliches Wehe bereiten mußte. Zuerst benutzte er eine mit dem Hofe von Aragonien zu führende Unterhandlung, um sich für alle Fälle dessen Schutz zu sichern. Am 15. Nov. 1456 legte er in des aragonischen Abgesandten Hände einen förmlichen Treueid ab. Dann ließ er seinen Bruder, den Großmeister von Calatrava, mit dem er stets in einer für beide Brüder gleich vortheilhaften Eintracht lebte, dem Bündnisse der misvergnügten Herren beitreten; auf diese Weise wurde es ihm möglich, des Bundes Thätigkeit nach Wohlgefallen zu leiten oder zu spornen. Ein so grober Kunstgriff konnte aber selbst den König Heinrich nicht blenden, und der Befehl wurde gegeben den Marquez zu verhaften. Er fand Mittel ihm auszuweichen, mied unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit den Palast, und während der Zeit, daß er für seine Sicherheit sorgte, gelang es ihm zugleich den Zorn des Königs zu intaximiren. Sein zweideutiges oder vielmehr offenkundig veräblicheres Benehmen⁵⁾ in den Friedenunterhandlungen mit Aragonien (1463), nöthigte jedoch den König, ihn von aller Theilnahme an den Staatsangelegenheiten auszuschließen und alsbald trat Pacheco wie der Erzbischof von Toledo, der der Partei der misvergnügten Herren über; um den Tractat mit ihnen abzuschließen, reiste er unter einer Verkleidung zu den Grafen von Plasencia und von Alba de Lornes. Sein Begleiter, seines Bruders Bewegungen und Umtriebe in Andalusien sehr den König in Schreden, und in der Hoffnung, auf das Gemüth seines ehemaligen Hingstlings wirken zu können, ließ Heinrich denselben zu einer Unterredung nach

Madrid einladen. Der Marquez gehorchte nicht eher, als bis der Marquez von Santillana und Pedro de Melaco sich ihm als Geiseln überliefert hatten, und mußte sodann mit der angebomen Fertigkeit seine Handlungsweise vor dem Monarchen zu rechtfertigen. Einig aus Furcht vor dem Erzbischofe von Sevilla, der ihn um Ehre, Güter und Reden zu bringen trachtete, habe er bei den Gegnern des Königs Sicherheit gesucht, und Heinrich fand sich so geräthet durch diesen Betrug, daß er versprach den Erzbischof einzusperrern und demnach unschädlich zu machen. Der Marquez nahm Abschied, um augenblicklich den Erzbischof von dem ihm jugendlichen Schicksale zu unterrichten, und der Bedrohte, kaum noch so eifrig in des Königs Dienste, wurde genöthigt bei dem Grafen von Plasencia Zuflucht zu suchen, während die in Alcala verammelten Empörer den Entschluß faßten, den Infanten Alfonso und seine Schwester Isabella aus des Königs Gewahrsam zu entführen, auch den Verbrand de la Cueva zu verhaften. Zu dem Ende zogen der Marquez, die Grafen von Binaoente und Prades, der Sohn des Admiranten und viele Andere nach Madrid, und es gelang ihnen, die scheinbar unbewaffneten, Einlass zu erhalten; ihr Vorhaben wurde jedoch ruchbar, der König verschloß sich mit seinen Gewissten in dem Hauptthurme des Alcazar, die Bürgererschaft bewaffnete sich und die Verschwornen mußten ihr Unternehmen aufgeben. Sie gesturmen sich, nur Willena hatte die Stirne vor den König zu treten und eine Rechtfertigung zu versuchen, wurde auch mit einem bloßen Verweiche erlassen. Empfindlicher mochte ihm fallen, daß jetzt endlich das Großmeisterthum von S. Jago an Bertrand de la Cueva vergeben wurde; der Verdruß darüber scheint ihm den Gedanken erweckt zu haben, in Segovia mit Hilfe der Pabla den König und die Königin auszuheben. Sie einigen der bedächtigsten Verrätherei, und Willena, getrennt von seinen Verbündeten und seinen Reissigen, schien der wohlverdienten Strafe verfallen. Statt sie zu verhängen ließ Heinrich den Verbrecher nach dem Kloster von el Perral, so damals noch außerhalb der Stadt gelegen, entkommen, und gleich darauf ließ er sich eine Zusammenkunft, die in dem Kloster S. Pedro de las Duchas stattfinden sollte, gefallen. Hier hatte Willena Anhalten getroffen, sich der Person des Monarchen zu bemessern, in schwacher Begleitung nakte Heinrich sich dem Sammelplatze, als treue Unterthanen ihn von den Gefahren unterrichteten, die ihm bereitet; er entkam mit genauer Noth nach Segovia, die Verbündeten aber, in Verwirrung, daß auch dieser Streich mißlungen, stellten zu Burgos eine große Versammlung an, worin offener Widerstand gegen des Königs angebliche Tyrannei und die Anerkennung von des Infanten Alfonso Successionsrechte beschlossen wurde (29. Sept. 1464). Gleichwohl hörte Willena nicht auf mit dem Monarchen zu unterhandeln, und so unumstößlich war der von ihm geleitete Zauber, daß der so vielfältig in Versuchung gestürzte König ihm abermals eine Unterredung zu Gabegeu bewilligen mußte. Sie endigte mit einem Vergleiche, wonach der König dem Marquez seinen Bruder Alfonso überließ, diesen für seinen Erben und Nachfolger anerkennen lassen,

5) Unter andern nahm er von dem erwähnten Schutzherrn, von dem Könige von Frankreich, eine jährliche Pension von 12,000 Thalern an.

und zugleich den Bertrand de la Gueva bewegen wollte, auf das Großmeisterthum von S. Jago zu verzichten. Die Übergabe des Prinzen erfolgte in Espulveda um Neujahr 1465 und sogar die Zufahrt von Castilien war hiermit in des Marquês Hand gegeben. In seiner Absicht lag es jedoch so wenig, wie irgend früher, eine Entscheidung zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen; mit großer Festigkeit widersetzte er sich darum dem in der Versammlung zu Plasencia vorgebrachten Antrage, den König des Thrones zu entsetzen, und zugleich mußte seine Gemahlin, die staatskluge Maria Portocarrero, dem Hofe folgen und unablässig dem Monarchen zuflüstern: ihm sei ihr Ehemann gänzlich ergeben, und wenn er auch scheinbar sich den Widernugungen anschließe, so geschehe dieses nur, um ihre Gesinnungen zu erforschen, und hiernach seinem Gebieter die zweckmäßigsten Rathschläge ertheilen zu können. So leicht es ihm hierin geworden, abermals den König zu berücken, so wenig konnte er die Empörung von ihren gewaltsamen Entschlüssen abzuwenden machen; die Ceremonie der Thronsetzung wurde wirklich vorgenommen und Wilena selbst besaß die zu dem Ende errichtete Bühne, und nahm der den König vorstellenden Puppe den Scepter aus der Hand. Er glaubte nämlich durch diese Theilnahme an einem freiwähligen Gaukelspiele den ungünstigen Eindruck zu tilgen, den seine verspätete und unvollständige Verwendung für den König in dem Gemüthe seines Bruders, des Erzbischofs von Toledo, zurückgelassen hatte, fand sich aber getäuscht in seinen Erwartungen; eine neue List mußte darum aufhören. Er stellte sich krank, empfing die Sterbesacramente, und ließ sein Testament aufnehmen, worin er Frau und Kinder dem Erzbischofe empfahl. Dieses scheinbare Vertrauen wirkte, und der Erzbischof ließ sich verführen. Eintracht war dem Hause um so notwendiger, da eben jetzt die Zeit zu reifen schien, um den letzten Schritt für die Feststellung seiner Herrschaft zu wagen. Während Wilena Pechafel die Vermählung seiner ältesten Tochter Maria Pacheco mit Roderich Alfons Pimentel, dem vierten Grafen von Benavente, auf das Brautgastrecht bering, hatte er für seinen Bruder eine Heirat von ganz anderer Bedeutung ausgedacht. Durch die glänzenden Verbindungen wurde der König dahin gebracht, die Hand seiner Schwester Isabella dem Großmeister von Calatrava zuzusagen. Aber Peter Gilron fand den Tod, wo er die Braut zu finden gehofft hatte und die entlofen Wirren erwuchsen zu förmlichem Bürgerkriege. Die Stadt Baza, in der Wilena Besatzung hielt, wäre ihm beinahe durch den Connétable de Luc entfallen worden; in Espulveda wurden seine Leute von den königlichen übermächtig, die Stadt Palma konnte er wol, keineswegs aber ihr Castell einnehmen, das also das Wasserglück sich ziemlich ungünstig für ihn erwies. Aber Erfolge von ganz anderer Bedeutung waren seiner Habde für Unterhandlung bischieten. Von dem Infanten Alfons, der zeither dem Namen nach das Großmeisterthum von S. Jago bekleidete, ließ er sich die Erlaubniß ertheilen, dasselbe für sich zu suchen, dann versammelte er die Dringehrer des Ordens, und diese, so abgeneigt sie ihm größtentheils sein mochten, konnten nicht umhin, ihn zum

Großmeister zu wählen (1467). Diese Angelegenheit hatte ihn verbindert an dem Treffen von Almedo Antheil zu nehmen, er ersuchte aber diese Nachsichtigkeit durch eine Verschärfung von 1200 Reitern, die er nach dem Treffen dem Infanten zusetzte und noch vollständiger durch die Einnahme von Segovia. Einzig durch seine Verschärfungskunst herbeizuführen war sie ein Ereigniß von unübersehbare Wichtigkeit, denn hier fiel auch die Infantin Isabella den Empyrern in die Hände. An weitem Fortschritten durch des Königs Überlegenheit verhindert, suchte Wilena abermals mit ihm zu unterhandeln, vorläufig nur um persönliche Angelegenheiten, und zum Erkaufen für Freund und Feind ertheilte ihm Heinrich IV. selbst nach einigen Conferenzen in der S. Michaeliskirche zu Segovia den Orden und das Großmeisterthum von S. Jago (1467). Weniger Gehehen wollte, das ebenfalls in Vorschlag gebrachte Friedensgeschäft finden, ein Waffenstillstand war das Höchste, worüber man sich vereinigen konnte, für den Marquês immer noch vortheilhaft genug; denn ihm mußte der von den königlichen wider den besetzten Alcazar von Segovia überlassen werden. Auf diese Weise von dem Glücke in allen seinen Unternehmungen begünstigt, gleich groß durch die Macht seines Hauses und seines Ordens, mußte eine Verbindung mit ihm selbst Königen wünschenswerth erscheinen. Der König von Aragonien schickte den Connétable von Navarra, den berühmten Peter de Peraltia nach Castilien, um für seinen Sohn, den Infanten Ferdinand, die Hand von Beatriz Pacheco, der dritten Tochter des Marquês, zu begehren und um jeden Preis zu erlangen; damit aller Ausschub vermieden werde, war der Gesandte sogar mit einer Vollmacht des Prinzen versehen, um sich in dessen Namen mit der Braut zu verloben. Aber der Marquês, so geschmeichelt er sich durch den Antrag fühlte, hatte doch nicht den Muth auf ihn einzugehen, er fürchtete den Reid, der zugleich ihn bedrohte, zu steigern, auch den Amiranten zu beleidigen, von dem es bekannt, daß er den Infanten Ferdinand, seinen Enkel mit der Infantin Isabella zu verheirathen wünsche. Der Tod des Prinzen Alfons, von Vielen dem ihm von dem Marquês gereichten Gifte zugeschrieben, künftige insofern wesentliche Veränderungen für Castilien an; die nächste war der Vertrag von Cebreros am 19. Sept. 1468, wodurch die verbündeten Herren unter den Geheißamen des Königs zurückkehrten, die Infantin Isabella als Kronerbin anerkannt wurde. Wilena ließ diesen Vertrag gefallen, in der Hoffnung, er werde durch des Königs Vermittelung stets über die Hand der Kronerbin verfügen können; als diese Hoffnung sich zweifelhaft gestalten, die Vermählung der Infantin mit dem Prinzen von Aragonien immer wahrscheinlicher werden wollte, erwachten in Wilena bedeutende Scrupel; ein großer Theil seines ungeheuren Besitzthums war aus den dem Könige von Aragonien unterworfenen Domainen erwachsen; es konnte nicht fehlen, daß der Sohn je bei der ersten günstigen Gelegenheit zurückzotern würde. Sich dagegen zu schützen, beschloß der Gefährdete, um jeden Preis das drückendste Verbindniß zu hinterreiben. Zu dem Ende hatte er in Tarazona eine Zusammenkunft mit dem Bischofe von Sigüenza, der

als Stellvertreter seines Bruders, des Marquês von Santillana, erschien, mit dem Erzbischof von Sevilla und mit dem Grafen von Plasencia, und da sie alle drei hierin mit dem Marquês gleiche Rücksichten zu nehmen hatten, so wurde alsbald beschloffen, daß man die Infantin Isabella an den König von Portugal, die Infantin Johanna, Heinrich IV. Tochter, an den Prinzen Johann von Portugal verheirathen wolle. Für diese Doppelheirath war des Königs Einwilligung gleich bereit, die Königin aber, die vorläufig mit dem Könige von Portugal eine Zusammenkunft in Ocaña haben sollte, war nimmermehr dahin zu bringen; sie abnete eine List, die mit ihrer und ihrer Tochter Entführung nach Portugal enden werde. Unter der vergeblichen Bemühung, ihren Widerstand zu besiegen, verstrich eine kostbare Zeit und der Erzbischof von Toledo wußte das Jüngen zu demüthen, um alles Einspruchs unwirksam zu machen die Vermählung der Prinzessin Isabella mit dem Infanten von Aragonien durchzusetzen (25. Oct. 1469). Dafür brachte Willena bei dem Könige von Frankreich eine Verbindung seines Bruders, des Herzogs von Berry, mit der Prinzessin Johanna, die in alle ihre Rechte wieder eingesetzt werden sollte, in Vorschlag; in dem Abthe von Lozoya wurde Johanna am 20. Oct. 1470 als die rechtmäßige Kronerbin von Castilien und Leon ausgerufen und sofort mit dem Herzoge von Berry verlobt; allein des Politikers Glück scheint an Zeiten gebunden zu sein, wie jenes des Feldherrn und die launenhafteste Macht wollte nach grade nicht werden, dem Marquês in allen seinen Unternehmungen zur Seite zu stehen. Der Herzog von Berry entlagte der Braut und Willena war augenblicklich darauf beschränkt, durch Erwerbungen und Familienverbindungen seine persönliche Gewalt noch mehr zu befestigen. Alcalala, nordwestlich von Toledo, ließ er sich gegen Auslieferung des Alcajars von Segovia, etwas später auch Sepulveda von dem Könige schenken; die Einwohner von Sepulveda waren aber niemals zu Anerkennung seiner Herrschaft zu bewegen, die auch, nach der Empörung der zu dem Staate von Willena gehörigen Stadt Alcazar (1471) zu urtheilen, die mildeste nicht gewesen sein mag. Dagegen erwarb sich Willena eine mächtige Stütze durch die Vermählung seiner Tochter Beatriz mit Robert von Pomer de Leon, der in Rücksicht ihrer, von dem Könige mit der Stadt Cadix als einem Marquês begnadigt wurde, und in des Schwiegervaters Händen ein treffliches Gegengewicht für den in Andalusien vorbereitenden Herzog von Medina Sibiaona werden sollte. Auch für die Prinzessin Johanna wußte Willena abermals einen Bedeutigen in der Person eines Ressen des Königs von Aragonien, in dem Infanten Heinrich, auszumitteln, der zu dem Ende alsbald nach Castilien kam; allein nicht nur daß sein Anspruch auf eine große Zahl der von Willena besessenen Güter ebenso dringend als jener des Königs von Aragonien, so beleidigte er auch durch grenzenlosen Eitel, den mächtigen Brautwerber, und schließlich von dem Könige um seine Meinung von jener Heirath befragt, wollte Willena sie unter den gegenwärtigen Umständen durchaus nicht mehr zulässig finden. Die Anhänger der Infantin Isabella, meinte er, seien allzu zahlreich

und allzu mächtig, als daß man hoffen könne, ihr in dem Infanten Heinrich einen wirksamen Nebenbuhler entgegenzusetzen. Zweckmäßiger würde es sein, die Prinzessin Johanna an einen auswärtigen, mächtigen König zu verheirathen, vor allem aber müßte, um sich hierzu den Weg zu bahnen, ein Herz aufgebracht werden, welches stark genug sei, den Andängen Isabellens zu trogen. Hierin wußten die in dem Alcazar von Segovia aufbewahrten Schätze die Mittel geben; in ganz Castilien kenne er aber nur einen Ritter, dem die Erwerbung dieses Alcajars anvertraut werden könne, und dieser Ritter sei er selbst. Der letzte Punkt schien dem Könige, der vor kurzem erst den Alcazar von Madrid dem Marquês überliefert lassen, doch allzu bedenklich; seiner Unschlüssigkeit zu Hülfe zu kommen, erregte Willena mit Hülfe eines ihm gänzlich ergebenen Schöpfen in Segovia einen Aufruhr gegen die Reubers. In der dadurch verursachten Verwirrung glaubte er sich des Alcajars bemächtigen zu können, allein das Unternehmen scheiterte an des Andreas de Cabrera Wachsamkeit, gleichwie auch der zu gleichem Zwecke von dem Marquês in Toledo vorbereitete Aufruhr ohne Resultat blieb. Sein Rath, für die Prinzessin Johanna einen König zu freien, hatte jedoch glücklichere Aufnahme bei dem Monarchen gefunden, und darauf sich stützend, setzte Willena die niemals gänzlich abgebrochen Unterhandlung mit Portugal um so eifriger fort, während er zugleich auf alle Weise sich bemühte, den künftigen Vater zu einem entscheidenden Schritte zu Gunsten seiner Tochter zu bewegen. Er erhielt den Auftrag, die Infantin Isabella, den Prinzen, ihren Gemahl, und die Cabrera in Segovia aufzubehalten, scheiterte aber zu wiederholten Malen an dem eisernen und bedächtigsten Andreas de Cabrera. Dagegen erwirkte er endlich bei dem Könige, daß dieser sich unter dem Vorwande einer Jagd nach den Grenzen von Portugal erhebe; während Heinrich jagte, verhandelte Willena mit König Alfons zwischen Badajoz und Elvas. Es gelang ihm nicht, alle Bedenkllichkeiten des portugiesischen Hofes zu heben, doch brachte er das Geschick dem Abschlusse so nahe, daß er sich für berechtigt hielt, die ihm für den Fall des Gelingens zugesagte Belohnung zu fordern. Es war die Stadt Truxillo, die er begehrte, und mit ihrem Besitze wollte er auch noch das Großmeistertum von Calatava und Alcantara verbinden. Den Orden von Calatrava beherrschte er als seines Ressen Normann, in dem Orden von Alcantara hatte der Großmeister Gomez de Solis eben die Zeitlichkeit verlaßsen, während dessen Gegner Alfons de Monroy in Bann lag. Von dem Orden selbst demnach keinen sonderlichen Widerstand erwartend, ließ Willena seinen natürlichen Sohn, den Alfons Pacheco, den Titel eines Großmeisters von Alcantara annehmen, auch durch ihn die Burg Salamea und die übrigen festen Punkte von la Serena besetzen; er selbst, nachdem des Königs Bewilligung, ihm Truxillo zu überliefern, unwirksam geblieben, legte sich vor die Stadt, um sie durch Unterhandlung oder Gewalt zu gewinnen. Von Santa Cruz aus bestärkte er den Gratian de Cesia, dem Truxillo anvertraut, mit den losendsten Vorschlägen, die dessen Standhaftigkeit erlag

Der Tag der Übergabe wurde festgesetzt, war aber noch nicht gekommen, als ein Halsgeschwür dem Marquz die Sprache und am 4. Oct. 1474 das Leben nahm. Sein Tod wurde vermeintlich bis nach der bemerksvollsten Übergabe von Lezillo, sozann die Leiche nach Segovia oder genauer nach dem Hieronymitenkloster S. Maria de el Parral abgeführt, um daselbst ihre Ruhestätte zu finden. Der Marquz vor. Willens ist eine der außerordentlichsten Erscheinungen in der Geschichte. Geboren, um zu herrschen, erbob er sich von Stufe zu Stufe, zuerst seines Fürsten Rathgeber wurde er bald dessen Bezieher und endlich dessen Tyrann. Ein durchdringender Verstand ließ ihm die Mittel, auch die verworrensten Angelegenheiten in allen ihren Verzweigungen auf der Stelle zu übersehen und zu beurtheilen. Nicht selten war ein Blick, eine Unterredung, von wenigen Worten hinreichend, um ihn die verschlossenen Gemüther, die geheimnißvollsten Anschläge ergünden zu lassen. Wäfig in Sensen und Leidenschaften, unter allen Umständen seiner mächtig, gab er niemals die geringste Mißge. Begierig Schätze zu sammeln, wußte er sie zu verwenden, wo es die Noth erforderte. Niemand empfand seinen Verlust schmerzlicher als eben der König, dessen Regierung er so vielfältig beunruhigt hatte. Seine erste Gemahlin, Moria Portocarrero, Petri's des Heren von Moguer und Villanueva de Barcarotta Tochter und Erbin, von der drei Söhne und sechs Töchter, starb im J. 1471 an einem Krebschaden; in den letzten Augenblicken soll sie den Großmeister ermahnt haben, zu bedenken, wie viel er dem Könige verdanke und wie sehr er dessen Gnade mißbrauche; sie soll ihn aufgefordert haben, der Unersättlichkeit und dem Ehrgeize, die ihn bei Gott und Menschen verhasst machten, ein Ziel zu setzen und zurechtzugeben, was er unrechtmäßiger Weise an sich gebracht habe, denn er würde bald vor dem letzten Gerichte erscheinen müssen. Man setzt hinzu, daß der Großmeister ihr für diese Ermahnung gedankt und versprochen habe sie nicht zu vergessen. Bestanden mag es daher in etwas, daß Willens ihn im nämlichen Jahre ein zweites, zwar größtentheils durch politische Rücksichten beabzwecktes Ehebandniß einging mit Maria de Belasco, einer Tochter des zweiten Grafen von Hono. Die Vermählung wurde mit großer Pracht bei des Großmeisters Residenz, bei dem Grafen von Ureña zu Sahasel, gefeiert und mit einer einzigen Tochter gesegnet. Außerdem hatte der Großmeister mit Katharina de Lubenna vier natürliche Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Der eine Sohn war jener Alfons Pacheco, Gemithur von Villafraña, in dem Leben von Galatraca, dem der Vater den Titel eines Großmeisters von Alcantara zugebracht hatte. Die jüngere Tochter, Isabella Pacheco, heirathete den Grafen Adelantado von Castilien, den Peter Lopez de Pabilla. Die ältere, Beatriz, oder aber Maria Pacheco, war in erster Ehe mit Roderick Portocarrero, dem ersten Grafen von Medelin, in anderer Ehe mit Alfons de Silva, dem zweiten Grafen von Cisuentes, verheirathet. Medelin, an der Guadiana oberhalb Merida, war ihr von dem Vater zum Brautschätze gegeben worden, und dieser Umstand erklärt es, daß sie auch als Portocarrero's Witwe seit 1464 dort

so unumschränkt gebieten, die ganze Landschaft Estremadura viele Jahre lang demüthigen und ihren eigenen einzigen Sohn gefangen halten konnte (s. d. Art. Portocarrero). Die ephemerischen Kinder des Großmeisters, von dem wie noch zu erinnern haben, daß er um das Jahr 1469 zum Herzoge von Escalona ernannt worden, folgen also: 1) Diego Lopez Pacheco, zweiter Herzog von Escalona; 2) Peter Portocarrero; 3) Alfons Teles Giron; 4) Maria Pacheco (den Namen Pacheco führten die Töchter alle), vermählte Grafin von Bravante; 5) Katharina, vermählt an Alfons Fernandez de Cordoba, den schätsen Herrn von Aguilar; 6) Beatriz, vermählte Marquesa von Cadix; 7) Johanna, vermählt an Diego Fernandez de Cordoba, den ersten Marquz von Gomares; 8) Franziska, vermählt an Inigo Lopez de Mendoza, den zweiten Grafen von Tentilla und ersten Marquz von Mondejar, ihre an Johanna de Pabilla verheirathete, in dem Aufstade der Gemeinheiten so berühmte gewordene Tochter, Maria, kommt gewöhnlich auch in der Biographie unjovencello unter dem mütterlichen Namen Pacheco vor; 9) Maria, vermählt an Ferdinand Alonze de Toledo, den zweiten Grafen von Tropeja; 10) Renia Pacheco de Belasco, das Kind der andern Ehe, vermählt an Diego de Caenab, den ersten Herzog von Baquedá.

Diego Lopez Pacheco, dem der Vater bereits im J. 1469 das Marquezado Villena abgetreten hatte, folgte demselben als zweiter Herzog von Escalona, sowie in dessen Reichthümern und dessen politischem Einflusse, denn des Königs blinde Zuneigung für den Vater hatte sich sogar auf ihn vererbt. Demum unterstützte Heinrich IV. aus allen seinen Kräften des Herzogs Vererbung um das Großmeisterthum von S. Jago. Es scheint, auch diese Würde habe der Marquz noch vor seinem Tode zu des Sohnes Vortheil übergeben und zugleich die nöthigen Schritte gethan, um ihm solche von Rom aus bestätigen zu lassen. Gleichwol fand Diego nirgends im Leben Anhänger, es wurde vielmehr von den kastilianischen Ritters der Graf von Parades, von der Provinz Leon aber Alfons de Caenab zum Großmeister erwählt. Von den Refusaten der zu Ureth vorgenommenen Wahl unterrichtet, ließ Diego den Grafen von Efforno um eine Unterredung bitten, in der Hoffnung, durch dessen Vermittelung den Grafen von Parades zu bewegen, daß er von seinem Anspruche an das Großmeisterthum abstehe. Efforno, nur die Gelegenheit gewahrend, seinem Bruder einen Dienst zu leisten, bewilligte die verlangte Unterredung, heuchelte aber eine Krankheit, um nicht selbst zur bestimmten Stunde erscheinen zu müssen und ließ sich durch seine Frau vertreten. Diese hatte kaum den Herzog empfunden, als Bewaffnete hervorströmten, ihn niederwarfen und nach der Beste Fuertibuenia brachten. Der König, über diese verrätherische Handlung höchlich entrüstet, gebot die augenblickliche Freilassung des Gefangenen, Niemand hörte auf sein Gebot. Fortwährend stehend brach er auf, um unterstützt von den Kriegsküßern, die ihm Lopo de Acuña, des Erzbischofs von Toledo Bruder, zugeführt, die Belagerung von Fuertibuenia vorzunehmen. Der Widerstand war hartnäckig. Lopo de Acuña ließ die Grafen von Efforno,

die denselben leitete, zu einer Unterredung einladen und auf des Beschlüßhaders Wort wagte sie sich mit einem ihrer Söhne unter die feindlichen Scharen. Augenblicklich ließ Popo Mutter und Sohn greifen und sie nach Huete in Verwahrung bringen. Über diese neue Treulosigkeit erhob sich noch größeres Geschrei, als um die erste; gleichwohl führte sie zu einem Vertrage. Die Gefangenen wurden gegen einander ausgewechselt, der Herzog mußte aber noch Madructo an den Grafen von Horno abtreten, nachdem schon sein Vater diesen Platz dem Grafen versprochen hatte, als er um das Großmeistertum von S. Jago kühnte, ohne jedoch sein Versprechen zu erfüllen. Von den Beschwerden des Winterfeldzuges erschöpft starb König Heinrich IV. in der Mitternacht des 12. Dec. 1474, und die Frage, ob Tochter oder Schwester ihm auf dem Throne zu folgen habe, mußte jetzt endlich in letzter Instanz entschieden werden. Beunruhigt durch die allgemeine Stimmung der Nation, brachte der Herzog die Prinzessin Johanna nach Escalona in Sicherheit (Ausgang Januar 1475). Sodann erneuerte er mit Lebhaftigkeit die Unterhandlungen in Portugal, er scheint sogar, um des Königs Alfons Unsicherheit zu bestimmen, die Urschrift des Testaments des verstorbenen Monarchen, worin Johanna, als die rechtmäßige Tochter, zu der Erbschaft der Krone berufen war, nach Portugal geschickt zu haben. Diese Unterhandlungen und die Verbindungen, welche der Herzog gleichzeitig mit den mächtigsten Herren des Reiches einging, erregten die Besorgnis der Königin Isabella. Ein Vertrauter wurde an ihn abgesendet, um seine Wünsche zu ernehmen und ihm vorläufig einige Vorbehalte zu bieten. Trotzdem erwiderte Diego, wenn er und seine Verbündeten der Königin huldigen sollten, so müsse er vor allem zum Großmeister von S. Jago ernannt, ihm auch der Besitz aller Herrschaften, Ehrenstellen und Einkünfte, welche sein Vater innegehabt, bekräftigt werden, außerdem müsse er über die Städte Alcaraz, Truxillo und Requena eine neue Verleihungsurkunde erhalten. Für seine beiden Brüder forderte er Bestätigung ihres Besizes, sammt einer ansehnlichen Geldsumme, für den Erzbischof von Toledo 5000 Basalen in Castilien, für den Popo Bazarz de Auzia, außer andern Gnadenbezeugungen, eine neue Verleihung über Huete, für den Grafen von Plasencia feierliche Anerkennung seines Besizes von Arevalo, für die Prinzessin Johanna eine ihrer Geburt angemessene Vermählung. Die Könige dagegen boten ihm die Bestätigung alles dessen, was sein Vater besessen, zusammen mit ihrer Vererbung bei dem heiligen Vater, um ihm das Großmeistertum von S. Jago zu verschaffen; allein Diego, überzeugt, wie es scheint, von der rechtmäßigen Geburt der Prinzessin Johanna, hatte sich bereits zu weit mit Portugal eingelassen und sogar in Frankreich Hilfe gesucht. Der Krieg nahm seinen Lauf, für den Herzog eigentlich mit der Empörung von Alcaraz; seine ganze Mannschaft hatte er zusammenge-

zogen, um sich mit den Portugiesen zu vereinigen, jetzt mußte er noch des Erzbischofs, des Großmeisters von Calatrava und des Grafen von Ureña Völkern an sich geben, um die empörten Unterthanen zu belästigen. Er fand sie indessen so wohl gerüstet, daß er es nicht wagen wollte, die Burg, in der Martin de Guzman Standhaft eine Belagerung ausgehalten hatte, zu verlassen, und nach ihrem Falle blieb ihm nichts übrig als seine Scharen in den Pläzen der Herrschaft Wilena zu vertheilen, um dem anstehenden Beispiele von Alcaraz seine Kraft zu benehmen. Statt eines Heeres hatte der Herzog nur eine schwache Bedeckung um sich, als er am 12. Mai 1475 in Plasencia den König von Portugal empfing, und kaum war die Cerimonie der Huldigung vollbracht, als der Grafen von Paredes und des Adiantado von Murcia Einfälle in die Staaten von Wilena Diego's Rückkehr nach denselben notwendig machten. Den furchtbaren Kriegen, die ihn hier bedrängten, war er jedoch kindswegig gewachsen; ein Einfall von Xragonien aus und die Empörung der Bürger von Wilena raubten ihm vollends die Besinnung. In Urtel, Almansa, Jnieña, Belin, Tovar, Requena, alles Städte seines Gebietes, wurden die Königlichen mit Begeisterung aufgenommen, während auf einer andern Seite, in Truxillo, ein Aufstand ausbrach, der den tapfern und getreuen Commandanten, Peter de Balza, nöthigte sich in das Gasseil zurückzuziehen, gleichwie auch Ocaña für den Herzog verloren ging. Noch hielt sich die Burg zu Wilena; auch sie mußte am 23. Jan. 1476 capituliren, worauf die Stadt, zur Belohnung der bewiesenen Treue, alsbald der Krone einverleibt wurde. Nachdem noch Madrid durch den Herzog von Infantado eingenommen, die von Diego eingeleitete Belagerung auf die Vertheidigung des Alcazar beschränkt worden, wollte er nicht weiter der Waffen Glück versuchen. Schon unterhandelte er, unter des Cardinals Mendoza Vermittlung, mit den Königen, als ein neuer Verlust ihn zu einer letzten Anstrengung aufwachte. Die Stadt Ucles wurde durch den Grafen von Paredes eingenommen; das noch tapfer vertheidigte Schloß zu retten, erschien Escalona mit 4000 Reitern und 3000 Fußgängern Angesichts der Be-

Et fust, le marquis de Vilena, qui finira	3000 chevaux.
l'archevêque de Tolède	2000
le maître de Calatrava	2000
l'évesque de Calatrava	2000
l'évesque de Bourges (Bergos)	800
le comte de Hierlaine (Ureña)	800
Don Alfonso seigneur de Montalvan	200
Don Alfonso et Don Juan, fils bastards du feu marquis	400
Don Pierre de Portocarrero, frère du marquis	400
la comtesse de Medellin, fille du feu marquis	400
la comtesse, mère de la femme du seigneur marquis	300
le Duc d'Arévalo	2000
le marquis de Cadix	1500
le Duc de Seville (Medina-Sidonia)	2000
Don Alfonso d'Aguilar	600
le comte de Feria	400
le roi de Portugal, 12,000 hommes à pied de trait et 4000	
Le tout se monte à 20,000 hommes d'armes et gendarmes et 12,000 gens de trait.	

4) In einer Druckschrift, an Eusebio XI. (Mémoires de Commin, éd. de Lenglet-Dufresnoy III, 157) schildert der Herzog Bazarz in folgender Weise der Verbündeten Kräfte:

lagerer, zunächst in der Absicht, um Lebensmittel, Munition und großes Geschütz in die Feste zu werfen. Diesen Theil der Aufgabe löste er am 2. Mai 1476, die von Paredes angebotene Schlacht hatte er aber nicht den Muth anzunehmen. Nach mehrmaligem Ansehen zog er sich auf Alcalá de Henares zurück, und jetzt endlich, am 11. Sept. 1476, unterwarf er sich den von dem Cardinal Mendoza vorgeschriebenen Bedingungen. Er versprach, die gegenwärtige Regierung anzuerkennen, was auch seine Brüder binnen 30 Tagen thun sollten, wogegen ihm selbst, seinen Verwandten und Freunden Erlass aller Verbrechen und Verurtheilungen seit König Heinrich's Tode begangen und Wiedererstattung aller ihrer Güter und Ehrenämter zugesagt wurde. Die Alcazar von Truxillo und Madrid sollten binnen 50 Tagen zurückgegeben werden, und von den Dingen, welche der Krone verblieben, oder aber dem Herzoge angehören sollten, wurde ein genauer Verzeichniß aufgenommen. Aber Diego hatte den Krieg nicht zu führen gemocht, den Frieden wußte er ebenso wenig zu beschaffen. Der Alcazar von Truxillo wurde nicht geräumt, die Königin mußte ihn beinahe mit Waffengewalt dem Peter de Bakza abdringen, was ihr den nicht unwillkommenen Vorwand lief, viele dem Herzoge zugehörige Plätze in Händen zu behalten. Ihren Vortheil verfolgend, gab sie dem Statthalter zu Vilena die Befehl, auch noch Chinçhila wegzunehmen. Die belagerte Stadt wurde durch Diego's Annäherung getreut, hiermit aber versichert er immer tiefer in der Königin Ungnade. Eine bedeutende Macht unter des Georg Manrique und des Peter Ruiz de Alarcón Anführung wurde gegen ihn ausgesendet, um alle seine Besetzungen, zunächst Belmonte, Alarcón und Garci-Muñoz, alle drei in dem südlichen Theile der Provinz Guercia, wegzunehmen. Bewegungen für seine Erhaltung zu streiten, rief Diego nochmals den Peter de Bakza zu Hülfe, und von dem ihm zum Standpunkte angewiesenen Alarcón aus führte dieser tapfere Degen mit ziemlichem Erfolge Krieg gegen die Königl. Heere, wie auch des Herzogs Schloßhauptmann in Alcalá de Henares. Am beständigen wüthete der Krieg in der Mancha, wo sogar der königliche Feldherr, der gepriesene Elegien-dichter, Georg Manrique, in einem Schwanenlied den Lebenskampf. Der Kampf wurde jedoch ungleich, und noch einmal mußte Diego um Gnade rufen. Der erste Empfang, als er es wagte, vor der Königin in Toledo zu erscheinen, war höchst kühnlich, und einzig der Verweigerung des Cardinals Mendoza hatte er das Abkommen zu verdanken, welches er am 28. Januar 1480 zu Belmonte unterzeichnete; durch dasselbe mußte er für ewig-festem Vilena, Almansa, Utriel, Albacete, Jellin, Tovar, Prieta und Chinçhila, die ganze nordöstliche Hälfte des Königreichs Murcia, an die Krone abtreten. — Diego leistete sodann den Königen in dem Kriege mit Granada nützliche Dienste, wie namentlich in Unterdrückung eines bedenklichen Aufwuchs in dem dem Muhammedanern bereits entziffenen Guadix, wofür er auch zum Statthalter für die dasige Gegend und für die gesamten Alpujarras ernannt wurde. In einem Schwanenlied gab er einen seiner Diener im ungleichen Kampfe mit sechs Mohren begriffen;

er eilte dem Gefährdeten zu Hülfe, erlegte der Barbaren zwei und jagte die vier andern in die Flucht, wiewol einer im Rücken noch mit der Lanze ihm den rechten Arm durchbohrte. Der Arm war für immer verkrüppelt, doch blieb er vermögend eine Lanze zu führen. Nach der Königin Isabella Abreise übergab der Reichthum von Toro die Regensschaft dem Könige Ferdinand, dagegen stäubten sich vornehmlich Diego und der Herzog von Nebra. Sie ließen eine Einladung an den Erzherzog Philipp ergehen, worin sie ihn aufforderten, die Rechte seiner Gemahlin geltend zu machen und empfangen dagegen von dem Erzherzog den Befehl, ihre Kriegsvölker zu seiner Unterstüttung in Bereitschaft zu halten. Mit der wirklichen Ueberkunft des Erzherzogs nach Castilien verzog es sich aber bis zum April 1506, und kaum war seine Herrschaft anerkannt, als der Tod ihn abrief. Uebermals sollte Diego gegen König Ferdinand's Macht und Staatsklugheit in die Schranken treten. Für jetzt hatte er dem Kaiser, als dem Großvater, die Regentschaft zugedacht, König Philipp's Witwe aber meinte er an den Infanten Alfons von Aragonien, der allein noch von dem Mannesstamme der Könige von Castilien übrig war, zu verheirathen. Den einen wie den andern Zweck vermochte er nicht zu erreichen, ebenso wenig konnte er, wie er sich vermessen, dem Könige von Portugal die Regentschaft zuwenden. Obgleich eine große Anzahl der mächtigen Landherren ihm beistimmte und zu Cristóbal ein förmliches, gegen den König Ferdinand gerichtetes Bündniß abschloß, obgleich Castilien in die gewaltigste Schätzung gerieth und auf allen Punkten von kriegerischen Kriegerungen wiederholte, die Diego seinerseits mit besonderm Eifer betrieb, und zumal durch seine Verbindungen mit Portugal belebt, konnte er weder den allgemeinen noch den besondern Zweck — er hoffte bei dieser Gelegenheit die Staaten von Vilena zurückzunehmen — errichten, und am Ende mußte auch er mit König Ferdinand sich abfinden und als Ersatz für Vilena die Gebiete von Seron und Ronda, in dem Königreiche Granada, annehmen (1508). Von nun an war Diego weniger bedacht die Regierung anzusehen, als vielmehr sich ihr, in welcher Form sie auch erschiene, wohlgefällig zu machen. Mit dem Regenten Jimenez insofern gelang es ihm damit so vollständig, daß er nicht nur bei demselben als Vermittler für seinen ernstlich bedrohten Vetter, den Grafen von Utriel, einschreitet, sondern auch für seinen ältern Sohn die Befestigung des Grafschafts von S. Ildeon de Gormaz erhalten konnte. Auch in dem Aufstande der Gemeinheit gab er der Regierung Beweise von Ergebenheit und Treue. Er starb den 6. Nov. 1529. Seine erste Gemahlin, Maria de Luna, des zweiten Grafen von S. Ildeon de Gormaz Erbin, besaß nicht nur die sehr bedeutende Grafschaft S. Ildeon de Gormaz, in der Nähe von Lérida, sondern auch den Staat von Infantado; letztern mußte sie jedoch an König Heinrich IV. gegen Requena verkaufen. Sie starb frühzeitig, und der Herzog nahm eine zweite Frau, die ihn nicht lange überlebte; sie, Johanna Henríquez, des dritten Admiranten von Castilien Tochter, starb den 26. April 1530. Der Sohn der ersten Ehe, Johann Pacheco de Luna,

dritter Graf von S. Ildevan de Gormaz, war vor dem Vater unvorrechtlich gestorben, der Sohn der zweiten Ehe, Diego Lopez Pacheco, succedirte demnach als dritter Herzog von Escalona, als (Alular-) Marqués von Villena, und als vierter Graf von S. Ildevan, erheiratete mit Alfonsa Perez de Cabrera y Bobadilla das Marquisado Moya, in der Provinz Guenca und starb den 7. Febr. 1556¹⁾, sein Sohn, Franz Pacheco de Cabrera, vierter Herzog von Escalona, den 2. April 1574. Von diesem fünf Söhnen wurde der zweitgeborene, Franz Perez de Cabrera, mit dem Marquisado Moya ausgestattet, welcher zwar seine einzige Tochter, Alfonsa Bernarda de Cabrera, alsbald wieder an die herzogliche Linie brachte, durch ihre Vermählung mit dem fünften Herzoge von Escalona. Des Herzogs Franz dritter Sohn, Johann Fernandez Pacheco, fünfter Herzog von Escalona, war des goldenen Ritters, Ordens bei dem römischen Hofe und Vicekönig von Sicilien, und starb im J. 1615, aus seiner Ehe mit Seraphina von Portugal, des sechsten Herzogs von Braganza Tochter, fünf Kinder hinterlassend. Der älteste Sohn, Philipp Johann Baltafar, sechster Herzog von Escalona, starb kinderlos, den 29. Dec. 1633 und es succedirte demselben sein Bruder Diego Lopez Pacheco, der im J. 1655 das päpstliche segnete, nachdem er die Würde eines Vicekönigs von Mexico (1639) und von Navarra bekleidet hatte, und in erster Ehe mit seiner Gousine, der Marquiza von Moya, in anderer Ehe mit Johanna de Zuniga, einer Tochter des achten Herzogs von Bejar, verheiratet gewesen war. Dieses einzige Sohn anderer Ehe, Johann Emanuel Fernandez Pacheco Cabrera Bobadilla, achter Herzog von Escalona, Marquis von Villena und Moya, Graf von S. Ildevan de Gormaz und Quixima, Herr von Belmonte und Senor, war den 7. Sept. 1648 geboren. Ungemein forgsamig erzogen hatte er einen reichen Schatz von Wissenschaft gesammelt, bevor er sich dem öffentlichen Erben widmete. Er besaß eine Sprachkenntnis ohne Gleichen, hatte die verschiedenen Systeme der Philosophen geprüft, war ein Geschichtsforscher, ein ausgezeichneter Geograph, ein gründlicher Mathematiker, ein scharfsinniger Theolog, besaß ausgebreitete Rechts- und medicinische Kenntnisse und suchte seine höchsten Genüsse bei den griechischen und römischen Dichtern. In so verschiedenen wissenschaftlichen Fächern bewandert, hatte er sich eine kostbare Bibliothek gesammelt, die jedoch nicht ihm allein, sondern auch jedem andern Gelehrten zu Gebote stand. So ausgebreitet aber seine Kenntnisse, so schwermüde war er durch die Strenge seines Sinnes und durch seinen Eifer für die unparteiische Verwaltung der Gerechtigkeit. Während er Navarra als Vicekönig regierte, wurde ein französischer Handelsmann, den Gewinnlust aller Gefahren des gro-

schen Spanien und Frankreich schwebenden Kriege trogen ließ, in Pamplona ermordet und in eine Kiste geworfen. Lange darnach fand sich die Leiche, und es war des Vicekönigs erste Angelegenheit, den Mördern nachzuspüren. Nach mühseliger Untersuchung wurde sein eigener Kutscher als solcher ermittelt und ohne Anstand den Gerichten überliefert. Die ganze Stadt bat um Gnade für den Verbrecher, nachdem er durch Weisheit und Recht dem Galgen verfallen war. Sie wurde nicht nur von dem Vicekönig verweigert, sondern er ließ sogar den Galgen vor den Fenstern seines Palastes errichten. Das war zu viel für die gütige und fromme Herzogin, und weinend und füßfällig bat sie, daß die Richtstätte verlegt werde und „der Vicekönig überhaupt bewide, daß der Unglückliche kein Diner sei.“ — „Eben weil er mein Diner ist,“ entgegnete der Herzog, „verdiene er um so strengere Strafe. Er wird demnach gehängt werden, und zwar in meiner Rorer, damit andere, die damit befeindet sind, sich gegen das böse Beispiel verwahren lernen.“ Und so geschah. Daß ein Mann dieses Verdrages, der auch Vicekönig von Aragonien, Catalonien und Sicilien gewesen, sich, während er die gleiche Gewalt in Neapel übte, für die Bourbonen erklärte, mußte für die österreichische Partei sehr nachtheilich wirken, und darum konnte sie sich nicht enthalten, ihn nach der Eroberung von Neapel im J. 1707 ihren ganzem Unwillen fühlen zu lassen. Daß aber diese Eroberung so leicht von staten ging, dieses war um weniger den des Vicekönigs Schult. Seine Anstalten für die Verteidigung des Reichs waren vorzüglich und verständig, insofern man in Anschlag bringt, daß er nur 8000 Fußgänger und 3000 Reiter unter seinen Befehlen hatte. Vorzüglich war er bedacht, sich der Gasse von Neapel, sowie des Pusses von Capua zu versichern, sodann die Festung Gaeta mit allen Notwendigkeiten zu versehen; mit dem Reste der Truppen besog der Graf von S. Ildevan de Gormaz ein Lager umweit des See von Celano. Allein, es waren Neapolitaner, die er beschligte, und die Vortruppen der Kaiserlichen hatten sich kaum gerigt, als das gewöhnliche Uebrigens, Verklüben und Übergeben seinen Anfang nahm. Auf den Flügeln des Windes überschritten die Kaiserlichen den Volturno, und mit wildem Jubel wurden sie in der Hauptstadt Neapel empfangen, während der Vicekönig sich bemühte, die Trümmer seiner Herrschaft in Gaeta aufrecht zu erhalten. Hier verteidigte er sich mit Muth und Geschick vom 22. Aug. an, bis ein Generallrücke am 30. Sept. 1707 die Festung den Kaiserlichen überlieferte. Was nicht dem Schwerte verlor, von den ursprünglichen 3000 Mann etwa 800, wurde zu Gefangenen gemacht, um am 4. Oct. den Augen der ausgerichteten Neapolitaner in einem Trümmern, der von dem Thore von Capua nach dem Plage S. Domingo ging, vorgeführt zu werden. Der Herzog von Escalona und der Herzog von Difaccia saßen in einem schlechten offenen Wagen, beide unendlich gekleidet, und Escalona besonders durch einen langen, verstaubten Bart einestheil. Hinter ihnen ritt der Herzog von Gellamare, ohne Degen und Pistol, auf einem Kohnknepper, dann folgten die übrigen Gefangenen, sämtlich entwaff-

1) In dem von Ed. Müllers, in der *Konnochronik* gelieferten Verzeichnisse spanischer Wesen heißt er: Escalon, Marquis von Villena und Wein Orato zu S. Stephan, Pacheco. Seine Einkünfte betrugt 60000 Dukaten, das ihm demnach nur die Herzoge von Frias und Esca, der Marquis von Balte (Gortez) und der Graf von Belmonte zu vergleichen waren.

net. Ganz vorn zogen 300 Schiren, den Schluß machte eine Reitercompagnie. Unter dem sich unaussprechlich erneuernden Rufe, es lebt Karl III! wurde der Platz S. Domingo erreicht. „Hier mußten die Gefangenen mitten auf dem Plage zu Jedermanns Spectacul stülz halten, wo sie von dem erlärten und forderst von Escalona hart gehalten und betrogenen Vöbel viele schimpfliche Worte mußten ahören. Hierauf rüste der General Graf von Daun überlaut vom Fenster herab: Bringet sie in das Caßtel S. Elmo! Nachdem nun dieses unverzüglich erfolgte, und sie vor demselben anlangten, stiegen sie ab, sprachen kein einziges Wort und sahe ihnen die empfindlichste Betrübniß aus denen Augen, sogar, daß sich Escalona ihrer Thränen nicht enthalten konnte. Und weiln ein ziemlicher Weg bis in das Schloß herauf zu gehen war, er aber dessen ungewohnt und wegen eingenommener vieler Schwachreden und Spotts sehr mißgerügt, so konnte er kaum gehen, sondern mußte sich durch die Handleitung des Herzogs von Giliamare fortbrißeln. Ehe dieses geschah, hielt der Herzog von Escalona beim General Daun sehr inständig an, man möchte sie bei Nacht in einem zugemachten Wagen an Ort und Ende bringen; welches ihm aber abgeschlagen worden, weil viele französisch Gefinnit sich halten verlaßen lassen, es hätte Escalona dem General Daun verlaßen verkauft, und wäre unwahr, daß er gefangen seye. Durch welchen seltsamen Einzug aber man Freund und Feind die Wahrheit gewieße.“ Man sieht, daß des treusüchtigen Berichterstatters züchtiges Herz die unwürdige Verhöhrung des besiegten Feindes mißbilligt und sich abmüht, sie in etwas zu rechtfertigen. Der wahre Grund der Mißhandlung blieb ihm jedoch unbekannt. Man hoffte nämlich hierdurch den Herzog zu brugen und ihn vorzubereiten für die Anträge, die mehrmals während der Dauer seiner Gefangenschaft erneuert werden sollten. Bedeutende Vorteile wurden ihm zugesagt, wozu er sein politisches Glaubensbekenntniß verändern, den Kaiserzög als seinen König anerkennen wolle. Er widersah den Forderungen, wie der Mißhandlung, die zuletzt, wie die Franzosen versichern, so weit getrieben wurde, wie es in Ägide oder Artvoll gegen christliche Sklaven geschehen konnte. Der Friede, oder aber seines Sohnes muthige Entschlossenheit, gab dem Herzoge endlich der Freiheit wieder, und er erhielt als Belohnung für die überstandenen Drangsale das Amt eines königlichen Oberhofmeisters. Die Befugnisse dieses Amtes brachten ihn nicht selten in unangenehme Berührung mit Albroni. Eines Tags wollte der Cardinal ihm den Zutritt zu dem kranken Könige verweigern. Ungeachtet seines Verbotes brängte der Herzog sich in das Zimmer, da suchte ihn die Ehrenerg der dem Arme, um ihn um so schneller zur Thüre hinaus zu brückern. „So was hatte der Herzog noch nicht erlebt, er erhob den Stolz und prügelt in des Königs und der Königin Gegenwart den ammaßlichen Fremd-

ling. Ein Theil von einigen Monaten war seine Strafe. Er starb zu Madrid im Julius 1725. Seine Gemahlin, Josepha de Benavides, des achten Grafen von S. Jhes van del Puerto Tochter (sie starb den 12. März 1692 zu Pamplona), hatte ihm drei Söhne geboren, von denen zwei den Vater überlebten. Der jüngere Marcan Pacheco besaß das Marquizado Nova und verbandte einer Reihe von schönen Weibsbildern die Stelle eines Heiraths bei den Garde-du-corps. Als Witwer schritt er im J. 1727 zur zweiten Ehe mit Anna Maria Bernandina de Toledo, der Schwester und Erbin des zehnten Grafen von Dropeja; er hatte aber nur in der ersten Ehe ein Kind, und dieses, Maria Franziska Pacheco, trug Nova in ein fremdes Haus, durch ihre Vermählung mit Martin Joseph Ferdinand de la Cueva, dem 5. Marquez von Bedmar. Des Marquez von Nova junge Witwe, die Gräfin von Dropeja, heirathete in anderer Ehe den zwölften Herzog von Alba, Ferdinand Simon de Silva (vergl. den Art. Orpesa), der jedoch hiernach zu verheirathen. Des Marquez von Nova älterer Bruder, Mercur Lopez Pacheco, geb. den 9. Mai 1679, führte bei des Vaters Leibeigen den Titel eines Grafen von S. Jhes van de Gormaz, und machte denselben im Laufe des spanischen Successionskriegs durch rasche Thaten berühmte. „Bei dem Angriffe auf Brilaga (9. Dec. 1710) wurde der Herzog von Vendome zweimal zurückgeschlagen. Als er den dritten Sturm ordnete, trat der Graf von S. Jhes van, General-Capitain von Andalusien (und früher Viceröy von Aragonien), vor die Fronte der im Sturm schritt vorwärts eilenden Grenadiere. Der Anführer, höchlich erkaunt, daß ein Grande vom ersten Range seine Befehle theilten wollte, bemühte sich ihn abzuweisen, es sei das kein Posten für einen General-Capitain. „Ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen,“ entgegnete ruhig der Graf, „allein seit Jahren ver kümmert mein Vater in der Gefangenschaft, er ist mit Ketten belastet, Schmach jeglicher Art wird ihm angethan, und bisher haben die Kaiserlichen jeden Vorschlag, ihn gegen Lösegeld frei zu geben, abgemiselt. In Andaga befinden sich mehrte kaiserliche und englische Generale, die gedente ich zu fangen, um sie gegen meinen Vater auszuwechseln, oder aber über dem Verluße umzukommen.“ Der Sturm begann, S. Jhes van that Wunder, nahm eigenhändig verschiedne Generale gefangen und wechselte sie gegen seinen Vater aus. So berichtet S. Simon 3. Bd. S. 35. Aber nicht nur durch Weibsbildern, auch durch seine geistige Bildung steht der Graf bei Paris in Erfahren, als er als außerordentlicher Gesandter im J. 1704 die Hauptstadt von Frankreich besuchte. Er succedirte dem Vater als neunten Herzog von Escalona, sowie in dem Amt eines Oberhofmeisters, stand als Director an der Spitze der königlichen Akademie, gleichwie als General-Capitain an der Spitze des Heeres, und starb den 7. Juni 1738. „Ich verliere an ihm einen der größten und besten Männer, die ich gehabt, und ich kann wol sagen, eine guten Freund.“ mit diesen Worten beklagte Philipp V. sein Ableben. Der Herzog hatte sich im J. 1693 mit Petronella Antonia de Silva, der Tochter des ersten Marquez von Melgar

6) Doch immer nicht so weit, wie Philipp V. da Verfolgung der Anhänger seines Mitbewerbers treiben ließ. Wir erinnern nur an den Herzog von Medina del Cant und an die Herzogin von Rojara und ihre Tochter.

de Herman Mentelez und der Enkelin des ersten Marqués von Mancera verheiratet und von ihr mehrere Kinder. Der ältere Sohn, Anton Robert Pacheco, zehnter Herzog von Escalona, starb ohne Kinder am 27. Juni 1746 und hatte seinen Bruder, den General-Lieutenant Johann Lopez Pacheco, zum Nachfolger. Auch dieser eilte Herzog von Escalona starb im 34. Jahre seines Alters im Mai 1764, und wir können nicht mit Gewissheit behaupten, daß der Herzog von Escalona, der sich am 7. Dec. 1766 als Grande erster Classe, zum ersten Male vor dem Könige bedachte, sein Sohn gewesen sei. Es scheint auch als sei das Majorat später an die Juniga gefallen.

Des ersten Herzogs von Escalona, des großen Marqués von Villena anderer Sohn, Peter Portocarrero, wie die Mutter genannt, desaj Roguer und Villanueva del Fresno, war mit Johanna de Cardenas, Frau auf La Puebla, die eine Tochter von Alfons de Cardenas, dem letzten Großmeister von St. Jago, verheiratet, und hatte von ihr zehn Kinder, worunter die Söhne Johann Portocarrero, Alfons de Cardenas, Gaspar Lopez Portocarrero, Alfons Pacheco Portocarrero und Peter Portocarrero. Peter, der jüngste, erwählte sich das Klosterleben, und starb als Erzbischof von Granada. Alfons Pacheco Portocarrero ist nur merkwürdig, weil er der Vater jenes Peter Pacheco Portocarrero, der im J. 1574 Coletta, die schlichte Festsung, mit großem Ruhm gegen der Türken Übermacht verteidigte, bis ein wunderlicher Generalsturm am 25. Aug. die Stadt den Feinden überlieferte. Peter selbst sollte als Sklave nach Constantinopel gebracht werden, starb aber auf der Uferschaft, unweit des Vorgebirges Bayna. Sein Urenkel, Ludwig Pacheco Portocarrero, wurde von König Karl II. zum Marqués de la Torre de las Eingadas ernannt. Gaspar Lopez Portocarrero, der dritte von des Peter Portocarrero Söhnen, desaj Alcalá de la Lameda und Guercua, erheiratete auch Antella mit Anna Gerbatona. Sein Sohn, Peter Lopez Portocarrero, des St. Jagoordens Ritter, Marqués von Alcalá de la Lameda, Baron von Antella, Herr von Guercua, hatte nur Töchter, von denen die älteste, Antonia Portocarrero y Cardenas, zweite Marquiza von Alcalá de la Lameda, an Peter Henriquez Oliva de Ribera vermählt wurde, und die sämtlichen Besigungen ihres Hauses einer Tochter hinterließ, die auch das Herzogthum Alcalá de los Sagalos in Andalusien erbt, und des sechsten Herzogs von Medina deli Gemahlin wurde. Alfons de Cardenas, des Peter Portocarrero zweiter Sohn, erbt mit der Mutter Namen der Mutter Güter, insbesondere la Puebla del Maestre, für welchen Ort ihm Ferdinand der Katholische auch den Grafentitel verlieh. Seine Nachkommenschaft theilte sich in mehrere Ämten, von denen die jüngste, die der Herren von Balda, nach des ersten Grafen de la Puebla Abschied, auch dessen Grafschaft erbt. Laurentius de Cardenas, der sechste Graf von la Puebla del Maestre, war königlicher Mayor domo und Präsident des Rathes von Indien, und sein Sohn, Diego, wurde am 29. Nov. 1623 zum Marqués von Bacares erclit. Des Diego Sohn, oder auch Bruder, war Laurentius de Cardenas Juniga y Ulloa, achter

Graf von la Puebla del Maestre und zweiter Marqués von Bacares, der zugleich seiner Mutter wegen, die eine Erbtöchter von Franz Anton de Ulloa Juniga y Delasco, als Marqués von la Mota und Annon, Graf von Nivola und Villalonso vorkommt. Diefes Sohn, Gaspar de Cardenas Juniga y Ulloa, Graf von la Puebla del Maestre, Nivola und Villalonso, Marqués von la Mota, Annon und Bacares, königlicher Mayor domo, besuchte als außerordentlicher Gesandter Karls II. den Hof von Versailles, starb jedoch kinderlos, daher ihn seine älteste Schwester, Maria Alofia de Cardenas, vermählt an Emanuel Joseph Dfforio de Guzman, bedachte. Johann, der älteste von des Peter Portocarrero, und der Johanna de Cardenas' Söhnen, führte des Vaters Namen, succedirte in dessen Herrschaften Villanueva del Fresno und Roguer, und wurde von Kaiser Karl V. zum Marqués von Villanueva del Fresno ernannt. Aus seiner Ehe mit Maria Dfforio kamen drei Söhne. Der älteste, Peter Portocarrero, zweiter Marqués von Villanueva del Fresno, obgleich zweimal verheiratet, starb kinderlos. Der andere, Alfons, succedirte dem Vater als dritter Marqués von Villanueva, und hinterließ aus jeder seiner zwei Ehen einen Sohn. Des Sohnes erster Ehe Enkelin, Franziska Portocarrero, schloß Marquiza von Villanueva, war drei Mal verheiratet, wiewol wir nur den dritten Mann, den Alfons Raskap de Cordova, zweiten Marqués von Gelada (gest. den 2. Nov. 1635) zu nennen wissen. Aus ihrer ersten Ehe kam ein Sohn, Franz Portocarrero genannt, siebenter Marqués von Villanueva, nach dessen unerbirrtem Abgange das Majorat an Alfons Portocarrero, einen Urenkel des dritten Marqués, aus dessen anderer Ehe, gefallen ist. Dieser achte Marqués von Villanueva del Fresno wird noch im J. 1685 genannt. Des ersten Marqués von Villanueva und der Maria Dfforio jüngster Sohn, Christoph Dfforio Portocarrero, des St. Jagoordens Komthur zu Cefpa, desaj die sehr bedeutende, in Cefradura, an den Ufern der Guadiana, zwischen Cadajoz und Merida belegene Herrschaft Montijo. Er hatte in der Ehe mit Maria Manuel de Villena, des dritten Herrn von Gheles Tochter, fünf Kinder, worunter die Söhne Johann, Christoph II. und Peter. Des jüngste, Peter, war Bischof zu Guercua und Großinquisitor. Der älteste, Johann Portocarrero, ließ Montijo von König Philipp III. zu einer Grafschaft erheben, die er aber, in Ermangelung eigener Erben, seinem Bruder Christoph Dfforio Portocarrero hinterlassen mußte. Christoph's II. Sohn, Christoph III., der dritte Graf von Montijo, war mit Anna de Luna y Henriquez, zweiter Gräfin von Fuinto bucia, in der Provinz Segovia, und Marquiza von Valderabano verheiratet, und hatte von ihr die Söhne Christoph IV. und Anton de Luna Portocarrero. Christoph IV. Portocarrero Henriquez, Marqués von Valderabano, starb vor dem Vater, im J. 1641. Er war aber mit Agnes de Guzman, Marquiza von Alava und Artoles und Gräfin von Loba, verheiratet, und hatte von ihr die Söhne Christoph V. und Peter. Dieser, als der jüngere, war Patriarch von Indien, Erzbischof von Lyren und Bischof der königlichen Kapelle. Christoph V. Portocarrero

Guzman Henriquez y Luna hingegen vereinigte in seiner Person die Majorate seiner Großältern und seiner Mutter, erhielt als vierter Graf von Montijo und Tuentibueña, achter Marquis von Algaos, neunter Marquis von Ardales und vierter Marquis von Balderabano, von König Karl II. im Oct. 1691 die Grandenwürde, und starb im J. 1704, im Hinterrücklassung zweier Söhne. Der jüngere, Dominicus Portocarrero, Marquis von Manera und General-Lieutenant, starb den 21. Aug. 1750. Der ältere, Christoph VI., später Graf von Montijo 10., Ritter des gelben Kreuzes, hatte nur noch die Eigenschaften eines liebenswürdigen Hofmannes entwickelt, als er im J. 1731 von Philipp V. in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten nach England entsandt wurde. Er verlebte einige Jahre in London, hatte seine Gemahlin und Kinder bei sich, und verdankte die durch die Beachtung seiner Auführung das ganze diplomatische Corps. In London wurde ihm auch im Julius 1733 ein Sohn geboren, der in der Taufe einige 30 Namen empfing. Auf allen Reisen Königs Georg II. nach Hannover befand der Graf sich in dessen Gefolge; er besuchte auch von England aus zu verschiedenen Malen den französischen Hof. Im December 1735 reiste er nach Spanien, und er kam nicht wieder zurück, obgleich er seine Gemahlin und seine Equipagen, dem größten Theile nach, in London zurückgelassen hatte; vielmehr wurde er im J. 1736 zum Präsidenten des Rathes von Indien und zum Oberstallmeister der Königin ernannt, worauf dann die Gräfin am 24. Sept. 1736 ebenfalls England verließ, nachdem sie vorher alle Schulden ihres Gemahls bezahlt hatte. Im J. 1738 erhielt Christoph den neugestifteten St. Januariusorden. Am 29. Dec. 1740 wurde er zum außerordentlichen Gesandten bei den teutschen Höfen ernannt, um auf die Kaiserwahl zu wirken, und die Ansprüche seines Hofes auf die österreichischen Erblande zu vertreten. Aber Paris langte er am 23. März 1741 mit einem glänzenden Gefolge in Frankfurt an, und von da aus unternahm er, gleich Bellerose, eine diplomatische Pilgerfahrt nach den Kurhöfen von Mainz, Coblenz, München und Dresden, auch nach Weeslau, wo er unmittelbar mit König Friedrich II. unterhandelte. Überall wurde seine prächtige Aufführung, seine zahlreiche Dienerschaft, sein außerordentlicher Aufwand bewundert. Am 3. Aug. kam er nach Frankfurt zurück, am 17. Nov., drei Tage vor Eröffnung der Wahlconferenzen, hielt er seinen feierlichen Einzug, und am 19. Nov. beging er seiner Königin Namensfeier, mit einer Pracht und Verschwendung, wie sie bei solcher Gelegenheit kaum noch gesehen worden. Unmittelbar nach der Wahl Karls VII. ging er nach Paris, von wo er aber schon am 29. März 1742 nach Frankfurt zurückkehrte, um als Gesandter und bevollmächtigter Minister Philipps V. an dem kaiserlichen Hofe zu residiren; in solcher Eigenschaft hatte er seine erste öffentliche Audienz am 13. April, wiewohl er bereits am 4. dem Kurprinzen von Baiern den Orden des goldenen Kreuzes überreichte. Von Frankfurt sind auch die verschiedenen Staatschriften datirt, die er in den Angelegenheiten seines Hofes erscheinen ließ, als z. B. die Abhandlung, welche der Königin

von Ungarn das Recht zu Führung der böhmischen Krone abtricht, die Darstellung der Ansprüche Philipps V. an die österreichische Erbschaft, die Protestation gegen der Königin Krönung in Pressburg und Prag, und gegen die Fuldigung des Landes ob der Enns. Alle diese Schriften tragen des Grafen Namen, sind aber wol das Werk eines ihm beigegebenen Cameriste des Rathes von Indien, des Don Joseph Casaracal Abrantes Alencastro. Am 21. Oct. verließ Christoph Frankfurt und den kaiserlichen Hof, um in Paris das neue Bündniß der Monarchen von Frankreich, Spanien und Neapel zu verhandeln, und die projectirte Heirath zwischen dem Dauphin und der Infantin Maria Theresia zu Stande zu bringen. Für diesen letzten Abriß seiner Sendung empfing er das kostbare, auf 40,000 Floren geschätzte Bild des Königs von Frankreich, und am 14. Januar 1744 seine Abschiedsaudienz. Am 23. Febr. 1744 überreichte er zum ersten Male wieder seinen Dienst an dem Hofe von Madrid, und im Januar 1745 begleitete er als Hofmarschall der Infantin Dauphine, für die Zeit, die sie noch im Vaterlande zubringen würde, diese Fürstin nach der Grenze, um sie am 13. Jan. den französischen Bevollmächtigten zu übergeben. Am 2. Febr. 1745 empfing er den heil. Geistorden, und am 4. Febr. desselben Jahres trat er als Oberhofmeister an die Spitze des Hofstaates der regierenden Königin, die er schon im J. 1747 Witwe wurde. Im Januar 1748 empfing er die glückliche Entlassung von dem Oberhofmeisteramte, gleichwie von der Präsidentschaft des Rathes von Indien, doch blieben ihm für seine Lebenszeit beider Ämter Titel und Einkommen. In der von König Ferdinand VI. im J. 1751 angeordneten, aus den acht ältesten Ritters besichenden Junta für den Orden des goldenen Kreuzes war er der älteste Ritter, daher die Junta sich in seinem Palast zu versammeln pflegte. Er starb im 72. Altersjahre, den 15. Jun. 1763, seine Gemahlin, Monica Fernandez de Cordova, den 17. Febr. 1748. Einer seiner Söhne wurde im J. 1742 in die Zahl der königlichen Kammerherren aufgenommen, und mag wol der nämliche sein, der im Aug. 1743 unter dem Titel eines Marquis de Balderabano zu dem Vater nach Frankfurt kam, sowie auch eine Person mit Philipp Portocarrero, dem Grafen von Montijo und Hauptmann in der wallonischen Garde, der sich als Grande erster Classe, am 22. März 1769 zum ersten Male in des Königs Gegenwart bedeckte, auch in dem Zuge gegen Algier (1775), in dem er als Brigadier diente, verwundet wurde. In der neuern Zeit mögen die Staaten von Montijo auf eine wichtige Rolle gekommen sein, denn wir finden, daß Maria Franziska Portocarrero, Gräfin von Montijo, die an Don Palafors verheiratet gewesen, im J. 1808 zu Logroño verstarb. Gegenwärtig (1835) lebt der Graf von Montijo und Lexa in Paris, um den Stürmen der Primat auszuweichen. — Christoph III., des dritten Grafen von Montijo jüngere Sohn, Anton de Luna Portocarrero, Herr von Casaracal und Castro Jimeno, war mit Johanna Mascareñas, des zweiten Grafen von Ebedos einzige Tochter, verheiratet, und dieser Sohn, Anton Portocarrero Luna y Rascas

verlas, freite sich am 19. Dec. 1686 die vierte Marquiza von Castelfuerte, Mercedes de Meneses Pacheco y Barba.

Wir haben endlich noch von den Giron und Pacheco des ersten Herzogs von Cevalona und Marquis von Villena dritter Sohn, Alfons Telles Giron, Herr de la Puebla de Montalban (sein Vater hatte diese in der Nähe des Tajo, unterhalb Toledo brennende Herrschaft aus der Consecration des Conestable de Luna erhalten), fiel in einem Gefechte mit den Mohren von Granada (1490). Seine Söhne und seine beiden ältesten Töchter nannten sich Pacheco, wie der Großvater; nur die beiden jüngsten Töchter führten den väterlichen Namen Giron. Der zweite Sohn, Peter Pacheco, des Papstes Adrian VI. Kammerer und Domdechant zu St. Jago de Compostella, verhielt sich einander die Bischofshüter Mondosiedo, Cindab Rodrigo, Pomplona und Jaén. Paul III. verlieh ihm, auf des Kaisers inständiges Anhalten, am 16. Dec. 1545 den Cardinalshut, wozu Julius III. den Titel S. Balbinus fügte. Nach Peter's von Toledo Absterben ging der Cardinal im J. 1553 als Bischof nach Reapel, und es glückte ihm, während einer Verwaltung von zwei Jahren, die Gemüther zu versöhnen, die seines Vorgängers würdig, aber scharflos Regiment verlegt hatte. Das Bisthum Jaén verkaufte er gegen jenes von Segura, und von dem Range eines Cardinalpriesters ging er zu jenem eines Cardinalbischofs von Albano über, während er zugleich mit Geschick und Glück an dem Friedenstractat zwischen Papst Paul IV. und dem Könige von Spanien arbeitete. Seine Erfolge in dieser schwierigen Umerhandlung, denn es war die Würde der Kirche wider den Willen des leidenschaftlichen Papstes einem siegenden Heere gegenüber zu retten, steigerte sein Ansehen in dem Rufe, daß er hoffen konnte, Paul's IV. Nachfolger zu werden; statt dessen mußte er noch den Triumph von Pius IV. sehen, und sodann, in dem Alter von kaum 60 Jahren, zu Rom den 4. Febr. 1560 sterben. Er wurde in dem von seinem ältern Bruder Johanna Pacheco zu Montalban gestifteten Kloster beigesetzt. Von Johanna's Söhnen führten drei den Namen Pacheco, zwei hießen Giron und Gueneca: der älteste, Alfons Telles Giron, dritter Herr von Montalban, hatte in seiner Ehe mit Johanna de Cardenas, einer Tochter des ersten Grafen von la Puebla del Maestre, die Söhne Johann Pacheco, der Majorsattherr, Alfons de Cardenas, Diego Lopez Pacheco, Kaspar Giron (Majorsattherr von Berja Ruñon), Andreas und Peter Pacheco. Andreas Pacheco war Bischof von Segovia und Gueneca, Generalinquisitor und endlich Erzbischof von Sevilla. Johann Pacheco aber, der älteste Sohn, wurde im J. 1563 zum Grafen von Montalban ernannt, und starb den 2. Oct. 1590, daß er demnach seinen ältesten Sohn, Alfons Telles Giron (starb den 5. Jul. 1590) überließ. Dieser hatte aber in der Ehe mit Maria Magdalena de la Cerda drei Kinder gehabt, von denen der Sohn, Johann Pacheco, geb. den 17. März 1590, dem Großvater als zweiter Graf von Montalban, Herr von Calves und Jumela, succedirte. Er starb den 12. Jul. 1666, nachdem er in

der Ehe mit Isabella de Mendoza elf Kinder gezeuget, die mehrtheils Pacheco oder Telles Giron, zum Theil aber auch Mendoza y Aragon, Suenra de Toledo und la Cerda hießen. Der älteste Sohn, Johann Pacheco, starb in der Kindheit, der andere Sohn, Alfons Michiel Telles Giron Pacheco, starb gleichfalls vor dem Vater, den 22. Aug. 1650, hinterließ aber aus seiner dritten Ehe mit Johanna de Belasco, einer Tochter des siebenen Conestable von Castilien, einen Sohn und eine Tochter. Jener, Johann Franz Pacheco Gomez de Sanbaval Mendoza Aragon Toledo Belasco y Telles Giron, Herzog von Ubeda, dritter Graf von Montalban, Marquis von Belmonte (Reapel) und Mensalbas, Herr von Calves und Jumela, erblühter Schatzmeister des königlichen Münzhofes von Madrid, Kammerherr, Ritter des heil. Geistesordens (seit 1696), Staatsrath, Präsident des Erdenrichters, Generalcapitän von Galicien, Vicetönig von Sicilien und zuletzt (nach 1709) Gesandter am römischen Hofe, ging im J. 1711 zu König Karl's III. Partei über, aus Verdruss, daß ihm für die Statthalterchaft von Peru der Prinz von Santo Suomo vorgezogen worden war. Gebohren den 8. Jun. 1649, vermählte er sich den 16. Jul. 1677 mit Isabella Maria de Sandoval y Giron, der ältesten Tochter des fünften Herzogs von Desfuna, mit der er das Herzogthum Ubeda, nördlich von Madrid, und das Marquisado Belmonte, sammt der Granadaja ererbte. Die Herzogin starb zu Genua, den 23. Jul. 1711, der Herzog zu Wien, den 25. Aug. 1718. Einer seiner jüngern Söhne, er hatte deren überhaupt vier, ist ohne Zweifel jener (Titular-) Herzog von Ubeda, von dem die Zeitungen des Jahres 1742 also berichten: „Der Herzog von Ubeda, Marchese von Pacheco, Grand d'Espagne, und geweihter Kaiserl. würd. Geh. Rath, der als ein spanischer Pensionair sich seit vielen Jahren zu Wien aufgehalten, wurde den 12. Febr. des Nachts aus dem Bette geholt, und gefänglich von Ehrensoldaten nach Wienerisch-Neustadt gebracht. Man setzte unter dem Präsidio des Conferenz-Ministers, Grafens von Königseck, eine Commission nieder, und unterrichtete seine Briefschaften, darunter sich zwar viele Fikts-Briefe fanden, aber zugleich auch solche Schritten, die ihn allerdings einer strafbaren Correspondenz mit einem gewissen Hofe überführten. Es hieß, er habe deshalb eine jährliche Pension von 18,000 Fl. bekommen. Da er nun bisher von dem Wienerischen Hofe jährlich 12,000 Fl. empfangen, so sei es nicht zu verwundern gewesen, daß er einige Zeit her so großen Staat führen könnte. Den 17. Mart. wurde ihm das Urtheil gesprochen, daß er aus besonderer Gnade, anstatt der wohlverdienten Todesstrafe zur lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilt seyn sollte. Im Maj. sind zu Wien alle seine Muehlen und Effecten verauktionirt worden.“ Des Herzogs Johann Franz ältester Sohn, Emanuel Kaspar Johanna Franz Telles Giron, fünfter Herzog von Ubeda, vierter Graf von Montalban, vermählte sich im J. 1697 mit Josepha Antonia, der Tochter des Grafen Emanuel Joachim von Dropps, wurde am 19. Oct. 1731 zu Wien als k. k. Geheimrath verordnet, und starb daselbst im Fe-

bruar 1732, seine Witwe zu Madrid, im März 1754. Er hatte ihr zwei Söhne und eine Tochter hinterlassen. Der älteste Sohn, Emanuel, sechster Herzog von Uzeda, Marquz von Belmonte, vermählte sich 1727 mit Maria Dominica, der Tochter des sechsten Herzogs von Osuna, hatte aber von ihr keine Kinder, so wenig wie sein jüngerer Bruder, der sogenannte Marquz von Pacheco. Der beiden Brüder Erbin wurde darum ihre Schwester Maria Theresia, die seit dem J. 1728 an Emanuel de Zuniga, den Herzog von Villaranda verheiratet; es blieben aber die Staaten von Uzeda und Montañon nur kurze Zeit in dem Hause Zuniga, und sie fielen, abermals durch weibliche Erbfolge, zugleich mit Villaranda, an die Herzogin von Fiesco gelangt. — Der sogenannte Pacheco von Geraibo haben wir gehörigen Ortes (s. d. Art. Ossorio) gebracht.

(v. Stramberg.)
PACHELBEL (Johann), von Mittelhof in seiner Ehrenpforte S. 244 Paachhelbel geschrieben, geb. zu Nürnberg am 1. Sept. 1653, zuerst als alterhand Instrumenten, vornehmlich auf dem Clavier von Heinrich Schenckmer, Schultzeiter und gründlichem Componisten an St. Sebald, sowie in den Wissenschaften auf der Laurenzer-Hauschule unterrichtet. Darauf studierte er in Altorf 1 Jahr, wobei er den Organistenstand vermalte, sah sich aber gendigtig seine Studien in regensburger Gymnasium, wo er drei Jahre als Alumnus fleißig war, zu vollenden. Hier wurde er in der Composition von Prenz unterwiesen. Darnach begab er sich nach Wien, wo ihm seine guten Fertigkeiten und Talente bald die Stelle eines Vicars des Organisten an der Stephanskirche, des trefflichen Kaspar Kert, den er sich zum Vorbilde nahm, verschafften. Hier blieb er drei Jahre und legte den Grund zu seinem Ruhme. Im J. 1675 wurde der 22jährige junge Mann als Hoforganist nach Eisleben berufen und 1678 an die Predigerkirche zu Erfurt, wo er 12 Jahre blieb und sich verheiratete. Von beiden Orten wurden ihm als Künstler und als redlichem Manne die besten Beweise ausgestellt. Im J. 1690 erhielt er einen Ruf nach Stuttgart, wo er gern geliebten wäre, wäre er nicht sammt allen Einwohnern von den Franzosen verjagt worden und, zu seinem empfindlichsten Schaden das Seine mit dem Rücken hätte ansehen müssen.“ Sehr bald darauf, im November 1692, erhielt er einen Ruf als Stadtorganist nach Gotha, den er annahm, einen andern im December desselben Jahres nach Erford aber auskühlte. Im J. 1695 verlangte ihn seine Vaterstadt an des verstorbenen Georg Kaspar Becker's Stelle, als Organist zu St. Sebald, welchen Dienst er einer zweiten Berufung nach Stuttgart vorzog. Hier blieb er bis an seinen Tod, als Orgel- und Clavierpieler, sowie als Componist hochgeschätzt nicht nur von den Städten, denen er diente, sondern auch von der musikalischen Welt. Man ehrete ihn als einen Verbesserer der Kirchenmusik und rühmte ihn als den Ersten, der in Teutschland die Duverturart auf dem Clavier eingeführt und so den guten Ton festgesetzt habe, den Froberger in seinen Claviercompositionen angegeben hatte. Von seinen vielen Musikwerken sind nur wenige gekochten worden: 1) Mu-

kalische Sterbengesänge, aus vier variirten Chordien bestehend (Erfurt 1683), zur Zeit der Pest. 2) Musikalische Gelegung aus sechs verstimmen Partien von zwei Violinen, zwei Geigen und Bass (Nürnberg 1691) (die Violinen sind anders als gewöhnlich gestimmt, weshalb die Sätze verstimme Partien heißen; man sieht also, daß Paganini lange nicht der erste war, der mit veränderter Stimmung Violine spielte, wenn es ihm rathsam schien). 3) Acht Chordie zum Prädambulist (Nürnberg 1693). Diese Chordie sind aber offenbar früher gedruckt und wahrscheinlich später in Nürnberg wieder aufgelegt, oder mit einem neuen Titel versehen worden; denn Ratheson führt diese Chordie im vollkommenen Kapellmeister S. 476 unter folgendem Titel an: Erster Theil zeitlicher Chordie, welche bei wählendem Gottesdienste zum Prädambulist gebraucht werden können, gefügt und den Clavierliebenden zum Besten herausgegeben von Joh. Pachelbel Praedie. Organista in Erfurt. 4) Hexachordum Apollinis, aus VI sechsmal variirten Arien (Nürnberg 1699), welche Ratheson für gründliche Zeugnisse seiner großen Geschicklichkeit erklärt. Von des Mannes anderweitigen Clavier-, Vocal- und Instrumentalwerken s. Doppelmaier von Nürnberg, Künstler. S. 257. In neuern Zeiten sind mehr seiner Orgelstücke in verschiedenen Sammlungen mitgetheilt worden. — Unter seinen sieben Kindern machte ihm die Kunst der älteste Tochter und des ältesten Sohnes, Wilhelm Hieronymus, viel Freude. Der Sohn, geb. zu Erfurt 1685, wurde Organist zu Eßdorf und noch am Tage vor dem Tode des Vaters zum Organisten an St. Jakob in Nürnberg befördert. Vom Sohne wurden gedruckt: Musikalische Vergnügen, bestehend in einem Præludio, Fuga und Fantasia sowohl auf die Orgel als das Clavier (Nürnberg 1725). Fuga in f-moll für das Clavier (Nürnberg). Præludium für die Orgel (Berlin 1826). — Der Vater starb am 3. März 1706 unter leisen Äußerungen seines Leibes: „Herr Jesu Christ, mein Lebens Licht.“ 52 Jahre 6 Monate und 1 Tag alt. Wie hoch er geschätzt wurde, sieht man aus folgendem Reim:

Ein Mann, der Leb verlebnt durch weisestvolle Reim,
 Geht nicht allmähre: Die Muse hat's verbeim.

(G. W. Fink.)

PACHEQUE, eine kleine, aber äußerst schöne Insel an der Südküste der Panamabai, welche überflutet an Holz, Wasser, Früchten, Wägen und andern Thieren hat und den Schiffen vorzügliche Landungsplätze gewährt.

(Fischer.)

PACHES, war ein Feldherr der Athener, nicht unwichtig durch die Ereignisse, in denen er eine Rolle spielte, und interessant durch ein Paar Charakterzüge, welche jedoch seine Individualität mehr anziehend als klar machen. Sein Vater hieß Epiturf, von welchem ebensov wenig bekannt ist als von dem Leben des Sohnes bis auf dessen merkwürdigen Ausgang.

1) Bei Diodor. Sic. XII. c. 55 heißt er Epituros. Suet. stimmt Diodor hier überin mit der wichtigsten Quelle Thucyd. Lib. III. c. 18—50. Die sonst noch benutzten Stellen sind ihres Orts angegeben.

Schon vor dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges hatten die Mytilenenser das lässige Verhältniß der Bundesgenossenschaft mit den Athenern zerreißen wollen; sie thaten es im vierten Jahre dieses Krieges, ohne ihre Absichten vollenden zu haben, genötigt durch die Athener selbst, welche dem Abfalle vorzuziehen und sich auf jedem Fall den Besitz des reichen und zur See mächtigen Mytilene sichern wollten, welches sich die ganze Insel Lesbos mit Ausnahme der Stadt Methymna aneignen hatte. Daher sandten die Athener, so schwer es ihnen auch nach den ersten unglücklichen Jahren des Krieges wurde, schnellst 40 Schiffe unter drei Feldherren nach Lesbos, um wo möglich die Mytilenenser bei einem Feste, das außerhalb der Stadt gefeiert wurde, unermuthet zu überfallen. Der Plan mißlang, und da die Mytilenenser sich nicht dazu vertheilen wollten, ihre Schiffe auszuliefern, ihre Mauern zu zerstören und von der gewaltsamen Verpfändung der Lesbier nach Mytilene abzulaufen, begannen sie den Krieg in Hoffnung auf den Beistand der Spartaner und der samothracischen Bötier. Nach dem ersten kleinen Seezweisse begannen sie Unterhandlungen, die in Athen geführt wurden; den inzwischen eintretenden Waffenstillstand benutzten sie theils um ihre Küstungen zu vervollständigen, theils um eine Gefandtschaft nach Sparta zu senden. Als nun, wie zu erwarten war, ungenügende Antwort von Athen einging, wurde der Krieg mit großem Nachdruck begonnen, wobei die Athener von allen Lesbierern nur die Methymnenser auf ihrer Seite hatten und außerdem einige Hülfskräfte von einigen benachbarten Inseln. Aber auch jetzt wurde nur eine Schlacht geliefert mit zweifelhaftem Ausgang; durch Befehle von Sparta und Arden wurden die Mytilenenser veranlaßt, eine neue Gefandtschaft um Unterstützung zu senden und deren Erfolg in Ruhe abzuwarten. Ihre Unthätigkeit schadete dem Vertrauen ihrer Bundesgenossen, welche zum Abzug von den Athenern übergingen. Diese hatten beide Häfen der Stadt geschlossen und alle Verbindung zur See abgeschnitten; auf dem Lande hatten sie auf den entgegengesetzten Seiten der Stadt zwei feste Lager, aber sie konnten es nicht hindern, daß die Mytilenenser Herren von Lesbos blieben und sogar einen Zug gegen Methymna unternahmen, welcher wenigstens den Erfolg hatte, daß sie Antissa, Poros und Terlos in Vertheidigungszustand setzten, sodas bald darauf die Methymnenser bei einem Angriff auf Antissa eine schwere Niederlage erlitten. Unter diesen Umständen sahen sich die Athener genötigt, eine ansehnliche Verstärkung zu schicken; sie brachten aus 1000 Doppelten aus Athen, welche sich selbst hinfüberbringen mußten. Ihr Anführer war Paches. Dieser umgab nun nach Art der alten Belagerungslump Mytilene sogleich mit einer Mauer, und zwar nur mit einer einfachen, da er von der Landseite her keinen Angriff zu fürchten hatte; an den höchsten Punkten, welche die Mauer berührte, befanden sich Gassen mit Befestigungen. So waren die Mytilenenser beim Beginne des Winters zu Wasser und zu Lande von aller Verbindung abgeschnitten. Bald darauf gelang es dem Radechmonier Salatidas, der in Poros gelandet war, die Wachsamkeit der Athener zu täuschen und den Mytilenensern die Nach-

richt zu bringen, daß gleichzeitig ein Einfall in Antissa geschehen würde; und ihnen 40 Schiffe zu Hülfe gesendet werden würden; er selbst sei vorausgeschickt mit der Vollmacht, die nöthigen Anordnungen zu treffen. So hielten denn die Mytilenenser unter seiner Leitung, mit neuer Hoffnung gestärkt die Belagerung den Winter über aus. Aber die Langsamkeit der Spartaner erwiderte ihren Muth. Der Sommer kam; aber Antissa, welcher die Hülfsflotte commandirte, hielt sich unterwegs nutzloser Weise so lange auf, daß selbst Salatidas die Hoffnung auf seine Ankunft aufgab. Endlich führten der Mangel an Mundvorrath und eine Empörung des Volks gegen die Aristokraten, die Urheber des Krieges, die Übergabe herbei unter folgenden mit Paches abgeschlossenen Bedingungen: 1) Daß die Entscheidung über das Schicksal der Mytilenenser ganz der Willkür der Volksgemeinde zu Athen überlassen werde; 2) daß sie das athenische Heer in ihre Stadt aufnehmen sollten; 3) daß vor der Rückkehr der nach Athen geschickten Gesandten kein Mytilenenser getödtet, gefesselt oder zum Sklaven gemacht werden sollte. Dessenungeachtet fürchteten die vornehmen Mytilenenser für ihr Leben und suchten an den Aeltern der Götter Zuflucht. Paches aber entsennte sie von da und ließ sie nach Tenedos bringen, um dort den Befehl der Athener abzuwarten. Zugleich sandte er Tererara nach Antissa und ließ es besetzen, und ordnete alles Ubrige in Bezug auf sein Heer, nach eigenem Gutdünken. Inzwischen kam sieben Tage nach der Übergabe der Stadt die peloponnesische Flotte unter Antistidas nach Embaton, im Gebiete von Eretria. Mit dieser Einschiffung rief ihm hier der Eleer Teutiklos im Kriegsrathe, auch jetzt noch Mytilene zu retten, und gewis hätte ein schneller Angriff den besten Erfolg haben können, während die Athener voller Siegesfreude in der Stadt jenseit nicht weniger gefaßt waren. Antistidas ließ sich davon nicht überzeugen; und ebenso wenig vermochten es die ihn begleitenden Lesbier und vornehmten Jonier über seine Anordnungen, daß er sich einer Stadt in Jonien bemächtigte, um so einen festen Halbpunkt zu gewinnen, von wo aus er einen allgemeinen Abfall der athenischen Bundesgenossen bewirken könnte. Vielmehr begnügte er sich damit, den Joniern den seltenen Anblick einer nicht athenischen Flotte zu gewähren und sie durch einzelne gefaßlose Gewaltthaten in Schrecken zu setzen. Als er aber bei Karos²⁾ von der Salaminia und der Paralos, den beiden athenischen Regierungsschiffen, gesehen worden war, segelte er nur noch 80 Stadien weiter bis Ephesus; von dort an begab er sich eiligst auf die Flucht, mit der Absicht sich nirgends aufzuhalten, bis er den Peloponnes erreicht hätte.

Als Paches von beiden Seiten her und dann auch durch die beiden Regierungsschiffe die Nachricht von der

2) Statt Karos hat Poggio bei Thukydides (III. c. 33) zwei Mal aus dieser Conjectur Karos geist, was nicht nur unrichtig, sondern ganz unzulässig falsch ist; wir glauben dies evident genug nachweisen zu können, und wollen es an einem andern Orte thun; vielleicht gelang es uns, Poggio zu überzeugen, was Karos und Germinos veranlaßt haben, indem sie nicht alle Schwirigkeiten der Sache lösen.

Anwesenheit der peloponnesischen Flotte besam, ging er sogleich unter Segel; denn wenn auch nichts Schlimmeres, so war doch wenigstens das zu befürchten, daß die Peloponnesier den offenen Städten Ionens großen Schaden thun möchten durch Plündern und Brandschäden. Aber Alkidas floh ebenso schnell, als er langsam gekommen war; Paches verfolgte ihn bis zur Insel Patmos, ohne ihn zu erreichen; inessen so leid es ihm einerseits that, die Peloponnesier nicht zu einer offenen Seeschlacht bringen zu können, mußte er es doch andererseits auch für Gewinn achten, daß sie nicht etwa durch sein Ansehen veranlaßt wurden, irgendwo, wenn auch nur theilweise einen sichern Schlupfwinkel zu suchen, wodurch er nur genöthigt worden wäre, seine eigene Macht zu zerstückeln, um zugleich die Peloponnesier und Lesbos zu bewachen. Während er nun wieder an der ionischen Küste entlang nordwärts nach Lesbos zurücklegte, berührte er Notium, ein Vorgebirge, wo sich die Kolophonier drei Jahre vorher niedergelassen hatten, als ihre nahe dabei gelegene Stadt in Folge innerer Zwistigkeiten von den Persern erobert worden war. Aber auch in Notium hatte wieder eine Partei, die den Persern zugethan war, und die von ihnen und den in der alten Stadt zurückgebliebenen Kolophonern gleicher Gefinnung unterstützt wurde, blutigen Zwist erregt, so daß die Gegner verjagt wurden und sich nun an den eben gegenwärtigen Paches um Beistand bittend wendeten. Dieser nahm sich ihrer sogleich an und zwar in einer Weise, die für seinen Charakter sehr bezeichnend ist. Die persische Partei der Kolophonier hatte unter andern auch artabische Edelmänner von den Persern zu ihrer Unterstützung bekommen, und ohne Zweifel groß durch deren Hilfe hatte sie das Übergewicht erlangt. Paches ließ daher den Hippias, Anführer der Artaber, zu einer Unterredung einladen, mit dem Vorworte, ihn gesund und wohlbehalten wieder in die Stadt zu liefern, wenn auch die Verbündeten zu keinem einmüthigen Schlusse gelangen sollte. Der einfache Artaber kam; Paches aber nimmt ihn in freie Haft und macht nun auf der Stelle einen unermüdeten Angriff auf Notium, erobert es, und läßt alle Artaber und Perser, die darin betroffen werden, umbringen. Sodann führt er auch den Hippias gefund und wohlbehalten, wie er versprochen, in die Stadt, und nachdem er so sein Wort sichtbar erfüllt hat, läßt er ihn von seinen Bogenschützen erschlagen¹⁾. Notium überlag er den Kolophonern, welche nicht zu den Persern gehalten hatten, natürlich nicht ohne es auf eine vortheilhafte Weise mit Athen zu verbinden; bald darauf wurde es zu einer altionischen Colonie gemacht.

Paches kehrte hierauf nach Mytilene zurück, unterwarf die nach übrigen beiden ästlichen Städte Percha und Ereos, nahm den Rathdämonier Saldothos, welcher sich bis dahin in Mytilene versteckt hatte, gefangen und sandte ihn nebst den übrigen gefangenen Mytilenern auf

Arnebos und offen, die ihm sonst noch als Urheber des Abfalls verdächtig schienen, zusammen über 1000, nach Athen. Hier wurde Saldothos ohne Weiteres hingerichtet, und besonders auf Betrieb des terroristischen, damals sehr mächtigen Demagogen Kleon wurde beschloffen, nicht nur die schon gefangenen, sondern überhaupt alle woffenfähigen Mytilenier hinzurichten. Eine Thiere wurde sogleich abgefertigt, um den Paches mit schleuniger Beförderung des grausamen Urtheils zu beauftragen. Jedoch am folgenden Tage beruhten die Athener ihren blutigen Beschluß; dem edeln Eifer des Diobotos gelang es, Kleon's Widerstand zu besiegen, wenn auch nur mit geringer Stimmenmehrheit. In der größten Eile wurde nun eine zweite Thiere abgeschickt, und die in Athen anwesenden mytilenaischen Gesandten thaten alles Mögliche, um die Ermahnungen derselben zur außerordentlichsten Anstrengung anzu-spornen; so gelang es denn, daß, als eben Paches den Volksbeschluß-gelien hatte und zu dessen Aufschubung schreiben wollte, der Gegenstand eintrat. Jedoch die schon in Athen angelangten Mytilenier entgingen der Grausamkeit Kleon's nicht; er setzte es durch, daß sie sämmtlich getödtet wurden. Paches hatte inzwischen nebst den Gefangenen auch den größten Theil des Herres nach Athen geschickt; mit dem Reste desselben blieb er und schaltete über Mytilene und das übrige Lesbos nach eigenem Gutdünken. Dem Volksbeschlusse zufolge wurden die Mauern der Stadt zerstört und die Schiffe in Verschlag genommen; das Land wurde später als attensischer Grundbesitz an attensische Kleinen vertheilt, denen die es bebauenden Lebbier jündspflichtig waren.

Dieser Zweifel hatte Paches dem Staate wesentliche Dienste geleistet. Das gefährliche Beispiel der Empörung war auf eine abschreckende Weise bekräftigt, die ganze Insel Lesbos, deren Seemacht und sonstiger Reichtum für die Athener von der größten Wichtigkeit sein mußte, war unterworfen, die peloponnesische Flotte war verjagt, ohne bedeutenden Schaden angerichtet zu haben, und die Bundesgenossen in Kleinasien, welche durch sie leicht hätten zum Abfalle gebracht werden können, waren in Ruhe und Treue erhalten und besetzt; zudem war Notium für Athen gewonnen, und alles dies war geschehen, ohne daß dem unter Paches stehenden Herre zu Noth oder zu Lande auch nur der geringste Unfoll zugefügt wäre. Hiernach hätte man erwarten sollen, daß Paches bei seiner Rückkehr nach Athen nur Dank und Ehre zu ernten hätte. Aber dem war nicht also. Was konnte es wol sein, das man ihm zum Vorwurfe machte? etwa das treulose Verfahren gegen den Hippias? gewiß waren die Athener nicht so feilhaft in der Beurtheilung der Handlungsweise ihrer Helden, wofür der Erfolg bezeichnend war. Dert war er zu hart gegen die Mytilenier verfahren? oder davon steht man keinen Beweis; und die Athener konnten nicht so blutiger Grausamkeit einen solchen Vorwurf unmöglich machen. Hatte er sich etwa bedrückt, vielleicht mit den Gütern der nach Arnebos entseruten vornehmen Mytilenier oder mit Staatsgütern, oder hatte er sich bescheiden lassen? auch davon findet sich keine Spur. Lesen wir die Erzählung des Thukydides

1) Derselbe Geschichte erzählt auch Polydorus (Strateg. III, 2). Ähnliche Epistelen haben sich bei ihm, Frontin und sonst Wehren; einige haben Haß und Bloßstellung zu Thukydides (III, 24) erwähnt.

mit Aufmerksamkeit, der übrigens den Proceß des Pachés und seinen Ausgang nicht erwähnt, wie er denn überhaupt sich nicht auf die Ereignisse im innern Leben der griechischen Staaten, am wenigsten auf solche, die nur ein biographisches Interesse haben, einzulassen pflegt; so scheinen sich doch einige leise Andeutungen auf eine spätere Erweiterung der Antiführung des Pachés zu finden, aus denen wir folgende Vermuthungen schöpfen. Thukydides sagt zwei Mal, wie wir es auch im Obigen wieder gegeben haben, Pachés sei nach rigem Goutdinnen verfahren (*ἡ αὐτὴ ἰδέου. L. III. c. 28 extr. u. c. 35*), einmal rücksichtlich des athenischen Heres, und dann in Bezug auf Mytilene und ganz Lesbos. Es wäre also wohl möglich, daß ihm ein eigenmächtiges Verfahren, ein Überschießen seiner Vollmacht in diesen beiden Rüksichten zum Vorwurfe gemacht wurde; aber in welchem Sinne, das bleibt dabei immer dunkel. Erinnern wir uns, daß das malä Akon in Athen fast allmählich war, und wie er seine Rükke in den mytilenischen Angelegenheiten gebrauchte, und bedenken wir, daß Akon's Schuß den Pachés ohne Zweifel hätte retten können, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er gerade den gewaltigen Demagogen zum Gegenstande hatte, daß dieser ihn vielleicht — das Schlimmste, was ihm begegnen konnte — als einen Aristokraten verächtliche, und ihn somit eines Einverständnisses mit den vornehmten Empörern in Mytilene oder wenigstens einer zu großen Schonung gegen dieselben beschuldigte; so konnte sein eigenmächtiges Verfahren, so die Verletzung der Gefangenen nach Amados geurteilt werden; auch mochte Akon besonders darüber verdächtig sein, daß das Todesurtheil gegen die Mytilenier nicht vollständig war, und er mochte dem Jögern des Pachés die Schuld davon zuschreiben; nach Diodor's Zeugnisse hat sich Letzterer wenigstens gefreut, als das Urtheil miterrufen wurde, und demnach ist es wohl möglich, daß er wirklich auch vorher Einiges gethan hat, um die Mytilenier zu schonen, zumal wenn er, was wir nicht wissen, seiner Geburt oder Gesinnung nach Aristokrat war.

Eine andere Vermuthung läßt sich noch aus den Worten des Thukydides (III. c. 33 extr.) entnehmen, mit welchen er es gleichsam rechtfertigt, ja es im Sinne des Pachés als einen Gewinn bezeichnet, daß er den siehenden Akidos nicht einholte; eben darauf scheint auch die fast unständliche Genauigkeit zu deuten, mit welcher Thukydides angibt, wie Pachés von verschiedenen Seiten her Nachricht bekommen über das Erscheinen der peloponnesischen Flotte, ein Punkt, der von großer Wichtigkeit war, wenn man ihm vorwarf, daß er dieselbe nicht schätzig genug verfolgt und durch eigene Schuld die Gelegenheiten verkannt habe, sie zu vernichten, die unentbehrliche Rükken zu stellen, mit der die Peloponnesier sich in das ganz von den Athenern beherrschte Meer gewagt hätten, und so den Unannehmlichkeiten vorzubeugen, welche ihnen nachher dieselbe Flotte noch verursachte, die unter einem so schlechten Feldherrn so leicht zu erobren schien. Mögen es nun diese Vorwürfe oder andere gewesen sein, die man dem Pachés mit oder ohne Grund nach dem Ablaufe seiner Antiführung machte; als er der Ordnung gemäß in

Athen Rechenschaft ablegte, sah er, daß er der Verurtheilung nicht entgehen könne, und deshalb gab er sich mitten in dem Eifer der Verhandlung vor den Augen der Richter mit dem Schwerte den Tod. Dies merkwürdige Ereigniß wird nur zwei Mal beiläufig erwähnt von Plutarch (Leben des Nikias, Cap. 6, und Aristides, Cap. 26), jedoch ergibt sich aus dem Zusammenhange, daß er die den Pachés bedrohende Verurtheilung für unvermeidlich hielt, ausgegangen von dem fortwährenden Mißtrauen der Athener gegen hervorragende Männer, und von dem Selbsthathen, den etwanigen Hochmuth derselben zu demüthigen. Ob Pachés wirklich unschuldig war, oder ob Plutarch nur aus Rücksicht auf seine Verdienste eine größere Milde billigte, muß dahin gestellt bleiben.

Aber das größte Räthsel bleibt das psychologische, welches die beiden charakteristischen Handlungen des Pachés darbielt, der Selbstmord und jene gemüthlose Euphuie, welche er gegen den Hippas anwendete. Wir denken uns in ihm einen Charakter, wie er sich im Alterthume öfter findet, zumal bei den Römern, worin sich vollkommener Gleichgültigkeit bei der Wahl der Mittel zur Erreichung des eigentümlichen oder aber patriotischer Zwecke ein harter, leidenschaftlicher Eigensinn verbindet, der, wo er gequält werden soll, lieber den schmerzlichen Ausweg, den Selbstmord, wählt, ehe er sich ein leichteres Übel, wie Geldstrafe und Verbannung, und den Triumph seiner Feinde gefallen läßt.

Der Vollständigkeit wegen dürfen hier zwei andere Erzählungen über den Pachés nicht übergangen werden, welche sich nicht in den Zusammenhang des Obigen leicht einfügen ließen. Die eine findet sich bei Frontinus (Strateg. I, 7, 17) und ist ein Pendant zu der schon erwähnten Kriegsgeschichte: Pachés habe den Feinden Schonung versprochen, wenn sie das Eisen ablegten; jene hätten darauf ihre Waffen abgelegt, aber Pachés hätte alle ermorden lassen, welche eiserne Agraffen an den Kleidern trugen. Zrit und Zeit wird hierbei nicht angegeben, und es ist unnütz, Vermuthungen darüber zu äußern).

Eine zweite sehr merkwürdige Erzählung hat Poppo zu Thukydides (III. c. 50) nachgewiesen aus einem Epigramm des Agathias (in den Analekt. III. p. 64. ed. Jacobs. T. IV. p. 34). Daß dieselbe ganz aus der Luft gegriffen sein sollte, läßt sich auf keinen Fall annehmen, trotz der späten Zeit des Agathias; aber ob alles und was was daran ist, läßt sich bei dem Mangel an

4) In den Sammlungen von Kriegsgeschichten bei Frontin und Vegetius, die in hiesiger Beziehung sehr viele Schwermüthigkeiten und mancher Muthlosigkeit ohne alle Kritik darbieten, kommt der Fall öfter vor, daß die Römern davor, welchen die Strategen ganz geschrieben werden, verwehrt sind, zuweilen auf eine fast lächerliche Weise, wie z. B. bei Petronius (I, 32, 2 u. 3). Die obige Geschichte stimmt zwar mit der dem Charakter des Pachés, wie aber sonst mehr einer römischen als einer griechischen ähnlich. In den ältesten Ausgaben steht Pericles statt Pachés. In Handschriften Pachés und Paeon, jedoch haben die meisten Pachés, auch die lateinischen Ausgaben, welche ich verglichen habe; diese hat auch die übrigen: *omnes obscuro condonati, universos — interfecti*, was eben Grund erlärnt ist: *omnes obscuro condonati*, denn die unregelmäßigen ablativi absol. dürfen nicht auffallen.

Humboldt, Bonpland et Kunth (Nov. gen. V. p. 302) in Neu-Granada. 2) *C. fastuosa* Sease et Macbride (Fl. mex. inod. Candolle Prodr. I. 478. Xiloxochitl Hernandez Mex. p. 68 mit einer guten Abbildung). Mit fünf umgekehrt-eiförmigen, stumpfen Blättchen und zurückgerollten Corollenblättchen. In Mexico. 3) *C. insignis* Swartz (Fl. Ind. oce. II. p. 1202. *Bombax grandiflorum* Cav. l. c. V. p. 295. t. 154). Mit fünf bis sieben umgekehrt eiförmig-ablanglen Blättchen, aufgeschweiftem Kelchrande und aufrechten, oben absteilen den Corollenblättchen. Auf Martinique und Tabago. 4) *C. minor* Sims (Bot. Mag. t. 1412. *C. pompalia* Sease et Mor. l. c. *Bombax carolinoides* Donn. cat. cant. 156). Mit sieben elliptisch-ablanglen, an beiden Enden zugespitzten Blättchen. In Mexico. 5) *C. toman-tosa* Martius (Nov. gen. I. t. 56). Mit neun umgekehrt-eiförmigen, kumpfen, lederartigen, filzig-rauhhaarigen Blättchen. In Brasilien. 6) *C. alba* Loddiges (Bot. cab. t. 752). Mit fünf Blättchen und prächtigen, weißen, stark riechenden Blumen, aus Brasilien, ist noch zweifelhaft. (A. Sprengel.)

PACHITEA, einer der schönsten zum Flußgebiete des Marañon, welchen er unter 8° 26' erreicht, gebührender Strom in Brasilien. Er entspringt unter 10° 46' südl. Br. bei dem Fort Quiparaca, geht Anfangs östlich, dann nördlich, und führt bis zu seiner Vereinigung mit dem Mayo, wo er einen Hafen bildet, aus welchem die offene Schifffahrt nach dem Marañon beginnt, den Namen *Pachyu*. (Fischer.)

Pachylus, f. *Pachylis*.

PACHMANING, Bachmanning, sehr altes Pfarrdorf im Districtscommissariat Lambach, im Hauptortkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Enns, neun Stunden westlich von der Hauptstadt des Landes, mit einem katholischen Pfarroicariat (welches zum Decanat Gaispölkhofen des Bisthums Ling gehört, unter dem Patronat des Benedictinerstiftes Lambach steht, mit dessen Ordensgliedern das Vicariat besetzt wird, und im J. 1835 634 Katholiken und einen Katholiken in den zu seinem Sprengel gehörenden zehn Pfarroicarien zählte), einer katholischen, im J. 1489 erbauten, Kirche des heiligen Eras-

mus, in welcher sich Reste von alter Glasmaßege vorfinden; einer Schule, 29 Häusern und 210 teuffischen Einwohnern. In dieser Gegend wurden leierförmige Lampen Bruchstücke von Gefäßröhen aus rotgebrannter Thonerde und andere Überreste römischen Ursprungs ausgegraben. Der Ort kommt in Urkunden schon im 7. Jahrh. vor. Herzog Bapstilo II. schenkte ihn um das Jahr 700 an Salzberg. (G. F. Schreiner.)

PACHNA, ein kleiner Fluß in dem europäisch-russischen Gouvernment Jaußlaw, welcher, aus einem Moraste entspringend, nach einem Laufe von 7½ Meilen in den Kotorost fließt. (J. C. Petri.)

PACHNAEUS (Insecta), eine von Schönberr gegründete Käufelfergattung aus Cyphus Germar's gesehert, zur Abtheilung Brachyderidae gehörend, mit folgenden Kennzeichen: Die Käbler mittelmäßig groß, etwas dünn, der Schaft krulenförmig über die Augen hinausragend, die zwei Wurzelglieder der Beißel länger, die übrigen kürzer; alle fast vertieft kegelförmig, die Krone länglich eiförmig. Der Käffel kurz, gegen die Spitze etwas verschmälert, oben fast flach, in der Mitte mit einer schmalen, erhabenen Längslinie; die Augen rund, etwas platt. Der Thorax vorn viel schmaler, an den Seiten etwas erweitert, an der Wurzel doppelt buchtig, an der Spitze in der Mitte etwas vorstehend, an den Augen wenig edig gelappt. Die Flügeldeckel länglich, eiförmig gewölbt, an der Spitze spitzig, die Schueller stumpfzig. Der Körper ist länglichförmig, beschuppt, von mittlerer Größe; auch sind Flügel vorhanden. Alle Arten sind in dem nördlichen Amerika und Hindien einheimisch. Wir führen von denselben als Beispiel an:

P. Opalus (Carculio *Opalus* Olivier Entomologie. V. 83. p. 339. n. 388. t. 24. f. 345). Länglich elliptisch, schwarz, lateral mit weißlichgrünen Schuppen bedekt, der Thorax hinten schwach doppelbuchtig, die Flügeldecken punktförmig, jede an der Wurzel stumpf gerundet, an der Spitze zugespitzt. Vaterland Carolina.

(D. Thon.)

PACHNAMUNIS, nach Ptolemäus Hauptstadt vom untern Theile des Nomos Sebennytes im Delta Aegyptens oder in Unterägypten, nahe am mittelländischen Meere. (H.)

Ende des achten Theiles der dritten Section.

58N 649711





